This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

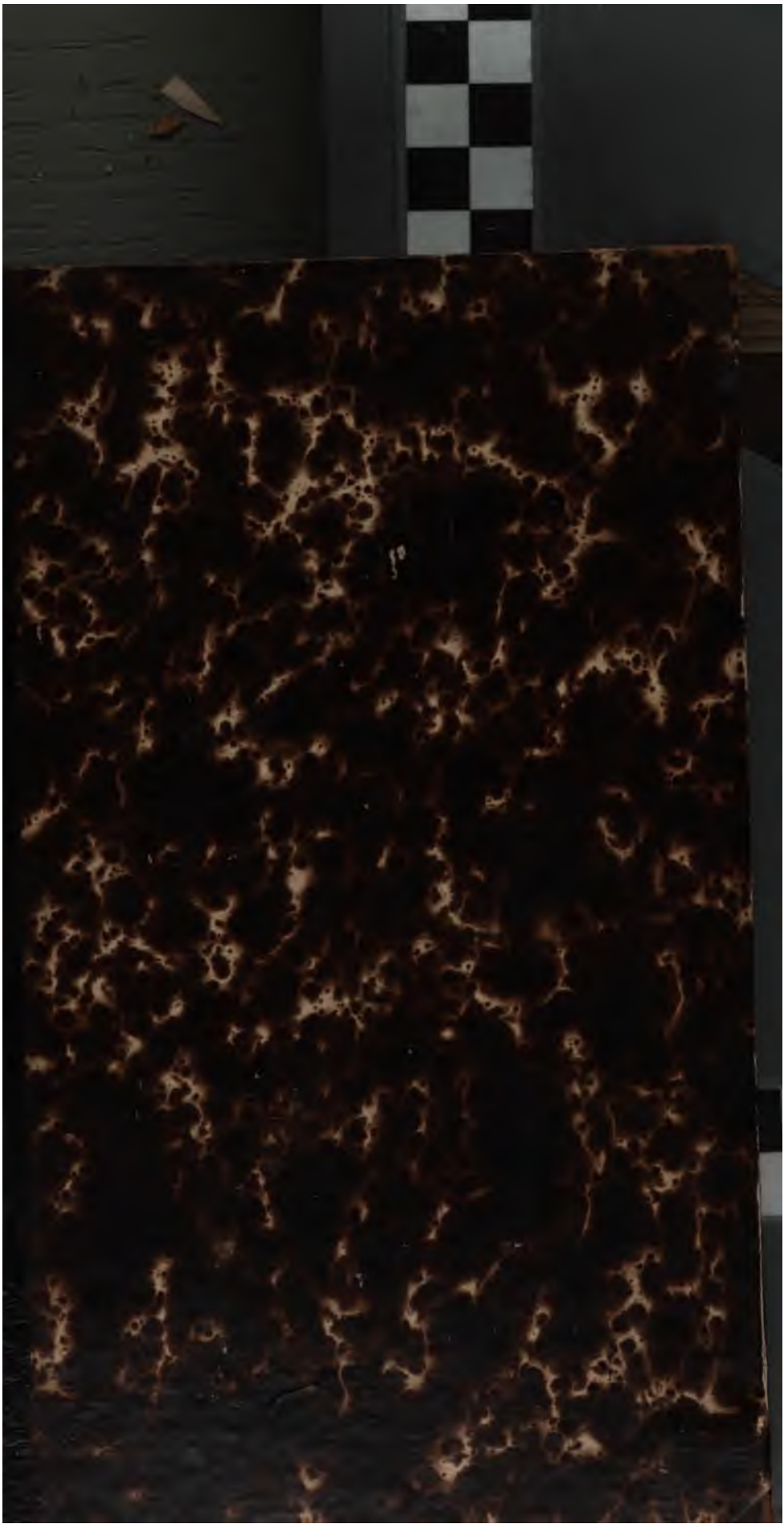
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E 48999

2 in 1 Band
XIV, 442 S. u.
XII, 442 S.
coll epl. 166

Geschichte

des

Mittelalters

von

Georg Wolfgang Karl Lochner,
Professor am K. Gymnasium zu Nürnberg.

Erster Band.

Die Zeit vor und während der Kreuzzüge.

Nürnberg
Verlag von Friedrich Napoleon Campe.
1839.

D117
L6

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Vorrede.

Indem ich dieſe Bearbeitung der Geſchichte des Mittelalters dem gelehrten und gebildeten Publikum vorlege, ſehe ich mich zugleich genöthigt, über die Beſtimmung dieſes Werkes und über einige Eigenthümlichkeiten deſſelben einige Worte zu ſagen. Ich fühle recht wohl die Schwierigkeit, neben den Arbeiten Schloſſer's, Leo's, Rühs', Rehm's, Kortüm's, Gieſebrecht's, und anderer, aufzutreten; der Name, den eine gelehrte Arbeit an der Spitze trägt, iſt ſchon im Voraus eine Empfehlung; der meinigen geht dieſe Einführung ab, und ſie hat der Kritik gegenüber einen doppeltſchweren Stand. Es iſt ohnedies in der gegenwärtigen Zeit bei einer ein großes Wort führenden Partei die Beſchäftigung mit dem Mittelalter und eine gerechte Würdigung deſſelben gleichſam ein Grund den Autor zu verdächtigen, und ihn nach der beliebten Methode ohne weiters zu klaſſificiren und mit andern in eine Kategorie zu ſetzen. Das möchte indeſſen am wenigſten Furcht einjagen; ſelbſt auf die Gefahr hin, ein Mann von mittelalterlichen Grundſätzen und Anſichten genannt zu werden, würde ich mich nicht bedenken mich darüber auszuſprechen, und die Geſellſchaft in welche ich mich würde geworfen ſehen wäre reſpektabel genug, um den Hohn der Gegenpartei ſehr gleichgültig ertragen zu können. Ich bekenne mich daher ungeſcheut auch heute noch zu den in meiner Arbeit ausgeſprochenen Anſichten, zu der darin nicht unbedingt aber unverholen dargelegten Würdigung des Mittelalters, und habe im Weſentlichen zu den im erſten Abſchnitt enthaltenen Geſichtspunkten, die ſchon vor Jahren niedergeſchrieben waren, nichts mehr hinzuzufügen. Es ſey mir jedoch vergönnt, mich hier aller weitern abermaligen Auseinanderſetzung der-

selben zu enthalten, und auf die für ein Vorwort wichtigere Frage einzugehen, für welches Publikum ich meine Arbeit hauptsächlich bestimmt habe.

Das Mittelalter hat wohl hauptsächlich aus zwei Gründen sich lange Zeit weniger als andere Zeiträume einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, erstlich aus der dem Menschen natürlichen Neigung sich zu den Ereignissen der Gegenwart hinzuwenden, von deren Strom fortgerissen er weder Zeit noch Lust hat Früheres kennen zu lernen, zweitens aus der jenen mitunter allerdings dunkeln Zeiten eigenen Unzugänglichkeit und Abgeschlossenheit. Wird es uns doch heute noch leichter, in Athen und Rom uns zurecht zu finden, als am Hofe eines ostgothischen, vandalischen, angelsächsischen, ja selbst fränkischen Königs! Wie man erst ziemlich spät zu der Idee des Mittelalters selbst kam, so wurde auch das Studium, die nähere Bekanntschaft mit diesen Zeiten, im Grunde erst seit Johannes Müller auf die Bedeutsamkeit derselben näher hinwies fleißiger gesucht und gepflegt. Von dieser Zeit an erschienen viele, gründliche, geistvolle Bearbeitungen dieses Zeitraums. Schlosser versuchte die schwierige Aufgabe zu lösen, jedes Volk dann auf den Schauplatz zu führen, wann es wirklich bedeutend in die allgemeine Geschichte eingreift, und so wie er die griechische und römische Geschichte — denn was ist sonst der Inhalt der alten Welt? — in zusammenhängender Erzählung dargestellt hatte, so auch in dem Mittelalter zu thun; was von ihm wenigstens bis zum Ende der Kreuzzüge durchgeführt worden ist. Rühs verwarf, ohne gewisse gleichzeitige Grunderscheinungen welche bei den verschiedenen Völkern sichtbar werden zu leugnen, dennoch die Zweckmäßigkeit einer nach Gleichzeitigkeit strebenden Darstellung, sonderte seine Geschichte nach Völkern, diese selbst wiederum nach den Himmelsgegenden des Osten und Westen, und gab in dieser absichtlich erwählten Einseitigkeit dennoch unter dem Namen eines Handbuchs das bis dorthin (1817) beste Lehrbuch, dem nur für den Gebrauch unserer Zeit

nicht sowohl die wohl ebenfalls absichtliche Trockenheit und Schmucklosigkeit der Darstellung und der gänzliche Mangel anziehenden Details — was übrigens da er ein Lehrbuch für Vorlesungen oder auch zum Nachschlagen auszuarbeiten gedachte nicht zu seinem Tadel gesagt seyn soll — sondern vielmehr der Umstand entgegensteht, daß seit seiner Erscheinung eine wirklich erstaunliche Menge von Spezialgeschichten und Monographien über Vieles ein neues Licht verbreitet hat. Dieses ungeheure Material verarbeitet, oder wenigstens davon Kenntniß genommen zu haben — denn es gehört schon zur Kenntniß von all diesen einzelnen, hie und da zerstreuten, oft kaum in den Buchhandel gekommenen, Abhandlungen und Mittheilungen ein besonderes Studium, ja ein besonderes Glück — ist vor allem das Verdienst Friedrich Rehm's, der in seiner vier Theile in acht Bänden umfassenden Geschichte des Mittelalters, die von 1821—1839 erschienen ist, die reichhaltigste Fundgrube desselben darbietet, in ethnographischer, aber nach Perioden geordneter und getheilter Darstellung, ein Werk großen, ächt deutschen, Fleißes, bei welchem wenn er auch Vorgängern z. B. Rühs oft sogar mit Beibehaltung des Ausdrucks gefolgt ist dieses durch die vielen eigenen, besonders in der morgenländischen Geschichte ganz neuen, gediegenen Forschungen mehr als aufgewogen wird. Auch er hat sich zu einer Theilung in Abendland und Morgenland bewogen gefunden, jedoch ebenfalls mit Vereinigung der synchronistischen Methode. Mittlerweile dieses Werk seinen ruhigen Fortgang nahm, erschienen Heinrich Leo's, der sich auf dieses historische Alter seinen Vorarbeiten nach zu urtheilen mit besonderer Vorliebe geworfen zu haben schien, beide Werke, erstens (1830) das Handbuch der Geschichte des Mittelalters, und später (1836) die Geschichte des Mittelalters, als zweiter Band seines Lehrbuchs der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Leo macht in der Behandlung der Geschichte des Mittelalters, wie in der der Universalgeschichte, eine höchst bedeutende Epoche.

Während Schlosser in rein chronologischer Folge die Begebenheiten eintreten und verlaufen läßt, stets bemüht die Sachen selbst sprechen zu lassen und mit keinem Urtheil, das nicht auf das Bestimmteste aus ihnen selbst zu belegen, ja wörtlich nachzuweisen wäre, hervorzutreten, hierauf Rühs die gerade entgegengesetzte Methode, jedes der Völker für sich aufzuführen, eingeschlagen hat, endlich von Rehm eine Combination dieser beiden Methoden versucht worden ist, die sich in ihrer Art ganz vollendet nennen läßt, und die durch die nothwendig eingehaltenen Epochen die bedeutungsvollsten Momente schon bezeichnet; begründet Leo seine Darstellung blos nach den im Mittelalter hervortretenden wichtigsten Bildungsstufen des Geistes, zeigt wie sich im Abendlande die christlich-deutsche, im Morgenlande die mahomedanisch-arabische Welt zuerst gebildet haben, wie hierauf beide mit einander, und zwar nicht nur äußerlich mit den Waffen sondern auch innerlich mit geistigen Kämpfen, in Konflikt getreten seyen, und wie endlich nach der Beendigung dieses Kampfes eine neue Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Umbildung des Lehenstaats durch den Einfluß des römischen Rechts, durch saracenische Administration, durch republikanische Bildungen der Städte, Eidgenossenschaften, und Landstände, und Verweltlichung der Kirche, Statt gefunden habe. Ich möchte diese Behandlung, im guten Sinne des Wortes, die rationale nennen. Das von Rühs beinahe geradezu für unthulich gehaltene Unternehmen, das Mittelalter nach allgemeinen Gesichtspunkten zu construiren, ist durch Leo eben so geistreich als glücklich geendigt worden, und es wird nach einem solchen Vorgang nicht mehr möglich seyn, zur rein chronologischen oder rein ethnographischen Methode zurückzukehren. Mag man auch über vieles Einzelne, selbst über die aus dem Ganzen gezogenen Folgerungen mit Leo rechten, ihm Irrthümer im Einzelnen, Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit in seinem Für und Wider, vorwerfen und nachweisen, seine Behandlung der Geschichte im Allgemeinen bleibt dennoch

die einzige, die von einem höhern, das Ganze der Erscheinungen überblickenden, Standpunkte aufgefaßt ist, und sein Verdienst in dieser Hinsicht muß selbst von seinen Gegnern anerkannt werden. Nicht minder seines Stoffes mächtig ist Ludwig Giesebrecht, der in seinem 1835 erschienenen Lehrbuch der mittlern Geschichte hauptsächlich die Gegensätze des Abendlandes und Morgenlandes durchzuführen gesucht hat, eine ungemein fleißige, reichhaltige, klar, anspruchlos, und durchaus unparteiisch gehaltene Arbeit, bei der nur zu bezweifeln ist, ob sie in den Händen eines andern Lehrers als des gelehrten Verfassers oder etwa eines Solchen, der sich ebenfalls mit besonderer Neigung dem Studium des Mittelalters zugewendet hätte, dem Bedürfniß der Schule und dem Selbstunterricht genügen würde. Um bereits erworbene Kenntnisse zu ordnen, in das scheinbare Chaos der mittelalterlichen Geschichte Einheit und Zusammenhang zu bringen, dürfte sie gewiß sehr wohl geeignet seyn; diese Kenntnisse aber lassen sich leichter und sicherer durch eine der früher bezeichneten Methoden erwerben. Indem ich jedoch nur die praktische Anwendbarkeit solcher Lehrbücher wie Leo's und Giesebrecht's im Schulunterricht hiermit in Frage stellen will, stehe ich keinen Augenblick in Zweifel, diese Behandlung für die Universität als die einzig geeignete, des Lehrers und der bereits zweckmäßig vorgebildeten Zuhörer würdige, zu erklären.

Keine einzige indessen von diesen Behandlungen des Mittelalters ist frei von der Form der Schule, keine die für den Laien geeignet wäre. Schlosser's wohl gewählte Citate sind integrirende Bestandtheile seines Werkes, sein Text ist ohne die Noten lesen zu können nur ein Stückwerk, er selbst erklärt die Noten nicht blos als Beweis für seine Aussprüche, sondern als Ergänzung, als Erweiterung seines Textes beigefügt zu haben. Rühs hat wohl ein Handbuch geschrieben, aber wenn ein Handbuch ein für den Lehrer der sich weiter unterrichten, für den Laien der sich selbst weiter ausbilden will ohne den Lehrer zu bedürfen, be-

stimmtes Buch seyn soll, so dürfte es wohl kein Handbuch, sondern eher ein Lehrbuch, obgleich im umfassendsten Sinne dieses Wortes, genannt werden. Die acht Bände von Rehm's Mittelalter würden wohl jedem Laien, der sich mit dem Mittelalter bekannt machen will, einen kleinen Schrecken einjagen, und sind sosehr auch einzelne Exkurse und Darstellungen ganz gelungen sind wohl am wenigsten dazu geeignet. Auch Leo scheint sich den Gebrauch seiner Bücher ausschließlich im Unterricht sey es auf der Hochschule, sey es auf dem Gymnasium gedacht zu haben, und würde wohl nach seinen öfters unverholen ausgesprochenen Ansichten es unter seiner Würde halten, sich an ein anderes Publikum zu wenden. Manche von ihm neuerdings erst angenommene Eigenthümlichkeiten dürften auch außerdem nicht geeignet seyn, ihn demselben zu empfehlen. Ueber Giesebrecht's Arbeit, welche auch für den Selbstunterricht bestimmt ist, habe ich bereits gesprochen. Für das größere gebildetete Publikum, das zu ignoriren eine Unmöglichkeit wäre, das auch nirgends als nur eben in Deutschland, wo die Gelehrten eine von der Societät abgeschlossene Kaste bilden oder vielleicht zu bilden endlich aufhören, ignorirt wird und sich dafür durch Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzt, schadlos hält, zu diesem Theil der Geschichte den Zugang zu eröffnen, haben übrigens schon andere Historiker nicht unter ihrer Würde geachtet. Ich nenne hier Luden's Geschichte des Mittelalters, (erschienen 1821), Anton von Tillier's Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter (erschienen 1829. 30. mit neuem Titel 1833), zuletzt Friedrich Kortüm's Geschichte des Mittelalters (1836). Daß nach einem Zeitraum von achtzehen Jahren, die seit Luden verstrichen sind, eine neue Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters wohl an der Zeit wäre, dürfte nicht zu leugnen seyn, und daß Tillier's Werk für die Forderungen unserer Zeit nicht hinreiche, läßt sich aus dem buchhändlerischen Versuch, es unter einem neuen Titel ein Paar Jahre nachher wieder in die Welt zu schicken, wohl entnehmen.

Auch läßt ſich nicht leugnen, daß eine gewiſſe Farbloſigkeit, ein gewiſſer Mangel des Speziellen und Veranſchaulichenden, dem außerdem wohl auf das Werk verwandten Fleiß Eintrag thut. Dagegen iſt Kortüm's treffliches Werk überaus reich an eigenen Forſchungen, ſpeziellen Mittheilungen, geiſtvollen Parallelen, und gewiß unter dieſen das vorzüglichſte, das nicht blos dem Geſchichtsfreunde, ſondern auch dem Geſchichtskenner werthvoll und bedeutſam erſcheinen muß. An dieſe Werke nun reiht ſich in billiger Beſcheidenheit, jedoch nicht ohne das Bewußtſeyn fleißig geſtrebt zu haben, auch meine hier vorerſt zur Hälfte erſcheinende Arbeit. Wenn ich überhaupt wie ich in dem Werke ſelbſt wiederholt ausgeſprochen habe von der Wichtigkeit des Mittelalters vollkommen überzeugt bin, wenn ich glaube, daß ſich die wichtigſten Fragen unſerer Gegenwart nur dadurch genügend und befriedigend löſen laſſen, daß man ſich auf den Standpunkt der Geſchichte begibt und aus dieſer die Anſprüche der Gegenwart begreift und erklärt, ſo halte ich es auch für Pflicht, nicht bloß in den Wänden der Schule, d. h. in Abhandlungen die nur für Gelehrte beſtimmt ſind, ſondern auch vor dem großen Publikum darüber zu ſprechen, und finde, wie ſchon geſagt, nichts tadelnswerther und befangener als das Verfahren derjenigen deutſchen Gelehrten, welche mit dem Stolze des Pedantismus behaftet auf die größere gebildete Menge, die wenn auch nicht durch die Bücher doch durch das Leben, das doch eigentlich erſt den Mann bildet, ihre Bildung erlangt hat, herabſchauen, mit Idioten und vornehmem Pöbel um ſich werfen, und ſolche Gelehrte, die aus dem Schatten ihrer Abgeſchloſſenheit heraus auf die hellerleuchtete Bühne der Welt zu treten gewagt haben, mit Hohn verfolgen. Dieſem größeren gebildeten Publikum, das die Gelehrten nicht ausſchließt, ſondern in ſich begreift, habe ich meine Arbeit beſtimmt, und einige Eigenthümlichkeiten derſelben laſſen ſich aus dieſer Beſtimmung herleiten.

Ich habe vor allen Dingen alle Noten, Citate, und Erläuterungen unter dem Texte, weggelaſſen, obgleich ich anfangs

wohl verſucht war dieſes aus ein Paar Urſachen nicht zu thun, erſtens um denjenigen Hülfsmitteln die ich bei meiner Arbeit hauptſächlich berückſichtigt habe die ſchuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſodann um einzelne vielleicht befremdende Stellen durch Hinweiſung auf die Quelle aus der ſie gefloſſen ſind zu belegen. Ich muß mich daher im Allgemeinen darauf beſchränken, Schloſſer, Rühs, und Rehm für meine Vorbilder und Gewährsmänner in ſolchen Gegenſtänden, die ich keiner neuen Forſchung unterwerfen konnte und wollte, zu erklären; bei dem letztern gilt dies insbeſondere im ſechzehnten Abſchnitt; aber eben ſo muß ich wiederum erklären, daß ein jurare in verba magistri niemals meine Sache geweſen iſt, und daß ich gerne die Citate mitgetheilt hätte, welche das beweiſen würden. Ferner habe ich, und das wird wohl Jedermann recht finden, den Europäern und unter dieſen wieder den Deutſchen eine größere Aufmerkſamkeit gewidmet als den aſiatiſchen Völkern oder den romaniſchen Stämmen. Wenn die Weitläuftigkeit, mit welcher Iſaak Angelus und Heinrich III. geſchildert ſind, dagegen auffallen möchte, ſo will ich einerſeits gerne einräumen, daß ſie gegen eine gewiſſe reguläre Proportion, die da wo Alles in Reihe und Glied neben einander hingeſtellt iſt ganz an der Ordnung ſeyn mag, allerdings verſtößt, daß ſie aber in einem Tableau, wo der Künſtler — ich bitte mir den Ausdruck nicht übel zu deuten und als Hoffahrt auszulegen, allein ſeit Gervinus den Begriff der Hiſtorik aufgeſtellt hat darf man wohl von einer hiſtoriſchen Kunſt, ſo gut als von einer poetiſchen, reden — ſich die Freiheit vorbehält, die Partieen nach ſeiner Wahl und ſeinem Gutdünken zu gruppiren und zu arrangiren, anders angeſehen und beurtheilt werden muß, halte ich wohl für billig. Da könnte zunächſt die Wahl dieſer Gegenſtände getadelt werden; allein als Entſchuldigung dafür erlaube ich mir erſtlich den für den Hiſtoriker nicht unbedeutenden Umſtand anzuführen, daß ſie unter die Wenigen gehören, über die es recht ausführliche, zuſammenhängende Berichte gibt, bei denen die ſehr unſichere Bahn der Divination gar nicht eingeſchlagen zu werden braucht, ſondern man fortwährend auf

ſeſtem, hiſtoriſchem, Boden ſtehet; zweitens, daß ſolche Regierungen und Zeiten gewiß ſehr lehrreich ſind und zu intereſſanten Vergleichungen von ſelbſt einladen. Sodann habe ich mich einer faſt bloß chronologiſchen Methode bedient, die für dieſen im erſten Bande behandelten Zeitraum auch deswegen wohl geeignet ſcheint, weil an die beiden Hauptideeen, die Kirche und den Staat, ſich Alles wie von ſelbſt anſchließt, und die ſcheinbare Verwirrung durch den ſteten Rückblick auf die mit dieſen Beiden vorgehenden Veränderungen aufgehoben wird. Indeſſen habe ich es für gut gefunden, den Norden für dieſe Zeit noch davon zu trennen, und ihn im ſechzehnten Abſchnitt rein ethnographiſch zu behandeln, auch glaube ich hierin nicht Unrecht gethan zu haben. Eben ſo habe ich den geiſtigen Richtungen und Thätigkeiten einen eigenen, den letzten, Abſchnitt gewidmet, worin ich ebenfalls wieder in der Erzählung des Inhalts der Nibelungen vielleicht die Grenze überſchritten habe, die einem untergeordneten Gegenſtand in gehörigem Verhältniß gebührt. Indeſſen werde ich hierüber wohl ſchwerlich getadelt werden. In chronologiſchen Beſtimmungen habe ich geſucht die möglichſte Sicherheit einzuhalten.

Es wäre für jede Zeit und jedes Volk gewiß der größte Vortheil, gründliche hiſtoriſche Kenntniſſe, auch in der dürftigſten Geſtalt, wenn ſie auch nur darin beſtänden zu wiſſen, Das und Jenes ſey einmal geweſen, ſey ſo und ſo entſtanden, und habe ſo und ſo geendet, unter der Maſſe verbreitet zu ſehen. Für unſinnigen, meiſt mit Unwiſſenheit verbrüderten Radikalismus wären ſolche ſchlagende Argumente der Vergangenheit, in denen man ſich ſelbſt beſpiegeln könnte, das allerbeſte Gegengift, und bei Manchen, die nun ſchon der gereifteren Gegenwart angehören, hat ſich daſſelbe Mittel gegen politiſchen Wahnwitz, wie mir wohl bekannt iſt, aufs beſte bewährt. Wenn man aber glaubt, die Geſchichte ſey eine Lehrerin des Stillſtands, einer Verdumpfung und Verſumpfung, oder gar einer Rückkehr zu dem was einſt da geweſen, ſo iſt man wohl eben ſo ſehr im Irrthum befangen. Die Geſpenſterfurcht vor der Geſchichte und dem aus ihr hervorgehenden

Recht der Gegenwart ist nicht minder grundlos als der aus ihr allein hergeholte Beweis für alte Mißbräuche eines tüchtigen Grunds entbehrt. Kommt es darauf an, für konkrete Fälle Beispiele zu holen, so ist die Geschichte für alle Parteien gerecht, jeder kann sich aus ihr nehmen, was gerade seiner Neigung zusagt, und in diesem Sinne ist die Geschichte oft, aber mißbräuchlich, eine Lehrerin der Gegenwart genannt worden. Nicht das Einzelne ist es, sondern das Allgemeine, nicht der einzelne Fall der Gerechtigkeit, Tyrannei, Weisheit, Verächtlichkeit u. s. w., sondern der den ganzen Zeitraum ergreifende und durchwehende Geist ist es, welcher erfaßt werden soll. Indessen mag es wohl nicht Jedermanns Sache seyn, diesen Geist erkennen, ihm nachspüren zu wollen; die Meisten sind wohl zufrieden, wenn sie nur reale Stoffe vorfinden, die ihnen Unterhaltung für den Augenblick oder Belehrung für den vorliegenden Fall gewähren. Wer es wohl mit seiner Wissenschaft und wohl mit dem Volke meint, unter dem er lebt, kann auch mit diesem geringeren Resultat nicht unzufrieden seyn; diese Scherflein des Verständnisses sammeln sich am Ende auch zu einem ansehnlichen Schatz; und wenn nur Neigung, Liebe für die Wissenschaft, und Achtung gegen dieselbe da ist, darf man hoffen, daß sie auch festere Wurzeln schlagen und sich eine fruchtbringende Herrschaft in den menschlichen Gemüthern erbauen werden. Möge es mir einigermaßen gelungen seyn, der für die Kenntniß der Vergangenheit unter meinen Landsleuten vorhandenen Neigung etwas Befriedigendes dargeboten, und zu weiterem mit dem hier Gegebenen sich nicht begnügenden Forschen angeregt zu haben!

Inhalt.

I. Einleitung ..... 1— 12
II. Untergang des Römerreichs. Völkerwanderung.... 13— 28
III. Ende des jüdiſchen Reichs und Anfang des Chriſtenthums ..... 29— 39
IV. Ausbreitung des Chriſtenthums ..... 40— 52
V. Häretiker und Katholiken. Kirchenväter. Mönche.. 53— 65
VI. Neue Reiche. Chlodwig. Theodorich. Juſtinian. Alboin. Der Papſt ..... 66— 80
VII. Die Merovinger. Karl der Große. Herſtellung des römiſchen Kaiſerthums ..... 81—104
VIII. Mahomed, der Islam und ſeine Ausbreitung.... 105—117
IX. Die Karolinger in Deutſchland und Frankreich; die Sachſen und das heilige römiſche Reich deutſcher Nation; die Angelſachſen, Normänner, und Ommaijaden ..... 118—141
X. Die Franken, Konrad II. und Heinrich III., das ſpaniſche Kaiſerthum, die Almoraviden, der Cid. Normannen in England und Unteritalien. Frankreich. Heinrich IV. und Gregor VII..... 142—166
XI. Inveſtiturſtreit. Erſter Kreuzzug. Königreich Jeruſalem. Fall Edeſſa's. Spanien. England.. 167—196
XII. Die Zeit Ludwig's VII. und Konrad's III. Der zweite große Kreuzzug. Friedrich Barbaroſſa und die Lombarden. Saladin. Der dritte große Kreuzzug. Innocenz III. Die Magna Charta.. 197—226
XIII. Die Albigenſer Kriege. Das oſtrömiſche Reich. Vierter Kreuzzug. Die Almohaden. Fünfter Kreuzzug ..... 227—262

XIV. Friedrich II. Die mongoliſche Völkerwanderung. Die letzten Kreuzzüge. Der Untergang der Hohenſtaufen ..... 263—299

XV. Interregnum in Deutſchland. Kämpfe in England unter Heinrich III. ..... 300—331

XVI. Die Skandinaviſchen und die Slaviſchen Stämme. Die Ungarn.

Einleitung. Dänemark ..... 333—352

Schweden ..... 352—358

Norwegen ..... 358—364

Island ..... 364—366

Preußen ..... 366—371

Mähren und Böhmen ..... 371—380

Polen ..... 380—389

Litthauen ..... 389—390

Rußland ..... 390—397

Illyriſche Slaven ..... 397—398

Ungarn ..... 398—409

XVII. Gelehrſamkeit. Schulen. Scholaſtik. Dichtkunſt. Ständeverhältniß. Ritterweſen. Bürger. Handel. Socialer Zuſtand ..... 410—442

I. Einleitung.

Vorchriſtliche Zeit. Chriſtliche Zeit. Abgrenzung des Mittelalters. Darſtellung. Hauptrichtung, Kirche und Staat.

Das ganze Reich der Geſchichte zerfällt nach einem allgemeinen Ueberblick im Grunde nur in zwei Hauptmaſſen, in die Zeiten vor und in die nach Chriſti Geburt. Wenn wir uns nun ferner aufrichtig befragen, welche Zeiten uns die begreiflichſten und die verſtändlichſten ſind, ſo müſſen wir uns für die Gegenwart, ſodann aber für die ihr zunächſt liegende Vergangenheit erklären, geradezu aber bekennen, daß das wahre Verſtändniß längſt entſchwundener Räume und Zeiten ſelbſt bei vielfältigen und reichhaltigen Mittheilungen über ſie um ſo ſchwieriger iſt, je fremder der Geiſt, der einſt jene Zeiten erfüllte und bewegte, geworden iſt. Daher mag es immerhin wahr ſeyn, daß wir über die vorchriſtliche Zeit in vielen Punkten genauer unterrichtet ſind, als über die erſten Jahrhunderte nach dem Verfalle des Römerreichs, und es mag nicht zu leugnen ſeyn, daß wir über politiſche Verhältniſſe und über Privatleben eine umſtändliche Kunde beſitzen, die uns in alle Zuſtände jener Zeit tiefe, innere Blicke thun läßt, während bis auf Karl den Großen und wiederum geraume Zeit nach ihm unſer Wiſſen mangelhaft und dürftig iſt, — dennoch aber webt in dieſen ſpätern Jahrhunderten ein Geiſt, der uns noch jetzt vertraut und verſtändlich iſt, der Geiſt des Chriſtenthums, das mit ſeinen Eindrücken und Belehrungen noch jetzt zu uns ſpricht wie damals ſeine Stimme ertönte, während der Geiſt des Heidenthums, den es verdrängte, uns etwas ſchlechterdings Fremdes iſt, und keine dem Chriſtenthum noch ſo fremd gewordene Geſinnung ſich aller von Jugend auf empfangenen Eindrücke und Empfindungen ſo weit zu entäußern und zu entſchlagen vermöchte, um völlig heidniſch, polytheiſtiſch, römiſch oder griechiſchantik, denken zu können. Zwar läßt der Gedanke, im Beſitz ſo vieler Kenntniſſe über das Griechenthum und Römerthum zu ſeyn, gegen dieſe Behauptung einen ſcheinbaren Einwand zu; daß dieſer aber nur

ſcheindar iſt, wird man leicht ſehen, wenn man von den allgemein menſchlichen, ebenſo unter allen Climaten wie zu allen Zeiten wiederkehrenden Einflüſſen der Leidenſchaften und den zufälligen, weſenloſen Ereigniſſen des Tages abſieht, und etwas Höheres, das unabhängig über dieſen ſchwebt, als eigentlichen Welt- oder Zeitgeiſt aufſucht. Da ſich dieſes höchſte, die Welt regierende Prinzip nur in der Geſtalt der Religion, als Vermittlung zwiſchen Gott und Menſchen, feſthalten läßt, ſo finden wir es in der Zeit nach Chriſti Geburt als Chriſtenthum, dem in der vorchriſtlichen Zeit nur wieder eine andere, gewöhnlich das Heidenthum genannte, Religion entſpricht. Nun iſt es allerdings wahr, daß in der ganzen uns bekannt gewordenen Griechen- und Römerwelt von dem Walten eines ſolchen Weltgeiſtes, von einem durchgreifenden Einfluſſe deſſelben auf das Handeln und Leben jener Völker, ſo weit ſie uns hiſtoriſch genau bekannt ſind, wenig oder nichts zu ſpüren ſey, daß vielmehr das Handeln der Menſchen in dieſen Jahrhunderten lediglich von leidenſchaftlichen, ſubjektiven, Intereſſen bedingt werde; indeſſen dürfte wohl der Grund dieſer allerdings wahren Erſcheinung in einem andern Faktum zu ſuchen ſeyn. Unſere ganze hiſtoriſche Kenntniß des vorchriſtlichen Zeitraums iſt auf wenige Jahrhunderte beſchränkt, und das was wir über die Zeit vor den Perſerkriegen und vor der Vertreibung der römiſchen Könige zu wiſſen glauben, iſt ſo wenig und ſo unſicher, daß man unmöglich auf dieſe Kenntniß viel bauen kann. Dagegen ſprechen die Wunder Aegyptens, die Mährchenwelt Babylons, die Räthſel Indiens, ja ſelbſt die Götterſage der Griechen, als unwiderlegbare Zeugniſſe für ein großartiges, von hohem, göttlichem Geiſt erfülltes Seyn und Leben längſt untergegangener Geſchlechter, deren Beſtrebung aber zu erklären uns der Schlüſſel gebricht. Denn wie gut man ſich auch denken mag, daß menſchliche Leidenſchaften auch damals ihr Spiel getrieben, daß Liebe und Haß, Habſucht und Verſchwendung, Furcht und Neid, und alle andere Dämonen mächtig geweſen, ſo ſchwebte doch über Allem ein höherer Geiſt, der Geiſt der Urreligion, wie man ihn nennen möchte, durch den jene wunderbaren, theils in Sagen theils in Bauwerken enthaltenen Ueberreſte jener älteren vorchriſtlichen Zeit eben ihre eigentliche höhere Weihe, die ſie uns als etwas ganz Unbegreifliches hinſtellt, empfangen haben. Wie viele ſolcher Felſengrotten Indiens, wie viele Gräber und Tempel Aegyptens auch noch entdeckt, durchſtört und beſchrieben werden mögen, — wollen wir wahr ſeyn, ſo müſſen wir

gestorben, der Geist, der in ihnen lebte, ist entflohen, und wir besitzen nur ein versteinertes, unverstandenes Zeugniß. Zu entstehen aber begann dieser Geist gegen die Zeit hin, in welcher es geschichtlich zu tagen beginnt, und wiewohl auch da noch Mysterien, Orakel, und geheimnißvolle Kulte, die noch geraume Zeit theils von den Priestern, deren Existenz daran geknüpft war, theils von der Kunst, die in ihnen ihren Grund und Boden gefunden hatte, festgehalten wurden, seinem Daseyn Zeugniß geben, das aber vor dem überall siegreich auftretenden Verstandesleben scheu zurücktritt, so ist doch das eigentliche Leben der vier oder fünf letzten vorchristlichen Jahrhunderte ein blos durch Sinn und Verstand geleitetes, daher uns auch ziemlich begreifliches, seinem eigenen Weltgeist aber, seiner vorchristlichen Offenbarung, wenn man so sagen darf, entfremdetes Daseyn, das je länger es, nachdem das Christenthum schon erschienen war, noch in seiner Weise verharrte, desto trostloser, verarmter, und hülfloser erschien. Weltliche Interessen waren eine Zeitlang das Höchste, dann traten hinter dem Bemühen, durch den Verstand eine Religion oder wenigstens einen Ersatz derselben zu erschaffen, auch diese zurück, und das Heidenthum endete in einer gänzlichen Leerheit und Verarmung.

An seiner Stelle bemeisterte sich nun des ganzen Römerreiches das Christenthum, das die damalige Welt gleichsam wie ein ungeheures brachliegendes Feld vorfand, und eine Begeisterung, einen Feuereifer erweckte, der unter die wunderbarsten, ganz allein jenen unverstandenen Bestrebungen der vorchristlichen Zeit zu vergleichenden Erscheinungen zu rechnen ist. Freilich ist es wahr, daß menschliche Leidenschaften und Gebrechen nach wie vor sich finden, und man macht die traurige Wahrnehmung, daß die reinste und vollkommenste Religion in ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit auch durch die größere oder geringere Empfänglichkeit des Einzelnen bestimmt wurde. Allein eine solche Vergleichung des Eindruckes, den eine jede Religion auf die Herzen ihrer Bekenner gemacht hat, liegt zwar nicht außer dem Bereiche der geschichtlichen Betrachtung, ist aber doch keineswegs ihr eigentlicher Zweck, und selbst gegen diese traurige Wahrnehmung gehalten würde sich in Vergleich mit dem greulichen Aberglauben, unter dem Herz und Geist gefesselt gehalten wurden, insbesondere bei den nordischen Völkern, die bei der Ankunft des Christenthums ebenfalls wie die romanischen und griechischen am Ende, nicht am Anfange einer Kulturperiode standen, die

christliche Religion als die relativ segensreichste erweisen. Vielmehr sehen wir, daß höher und mächtiger als alle Leidenschaften, nicht nur entschieden siegreicher als sie sondern unbedingt vorwaltend, Eine große Idee, die der Kirche und ihrer Einheit, die ganze zur römischen Welt gehörige Menschheit umschlingt und verknüpft, und durch alle gemeinschaftlichen Unternehmungen hindurchleuchtet. Diese Idee tritt in jenen Zeiten auf eine so wunderbare Weise hervor, daß sich weder in der Griechen- und Römerzeit, noch in den neuern Zeiten etwas damit vergleichen läßt. Der Welt völlig abzusagen, in der schroffsten Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit von Allem was sonst den Menschen erfreute zu leben, oder auch sein Thun und Handeln nur zu Ehren Christi und der Kirche darzubringen, das kommt in den Jahrhunderten des eigentlichen Mittelalters überall zum Vorschein, und zwar nicht wie wohl auch später noch als Ausnahme, sondern als gewöhnliche Erscheinung, fast als Regel. Eine ganz nothwendige Folge davon war die Hintansetzung der weltlichen Dinge, und es kann im Grunde gar nicht befremden, daß das eigentliche geistige Leben im fünften bis eilften Jahrhundert weniger in der Welt, als in der Kirche zu finden war, daß jene Lebensgeschichten frommer und heiliger Männer uns eine Ausführlichkeit in Dingen gewähren, auf welche heute kein großes Gewicht mehr gelegt wird, während wir mit allem möglichen Fleiße aus Urkunden und Chroniken die dürftigen Anhaltspunkte für weltlichgroße Männer zusammenlesen müssen, und oft mit Unmuth über die Unfruchtbarkeit und Undankbarkeit selbst des eifrigsten Forschens klagen. Nicht die Frömmigkeit, welche auch noch heutzutage den wahren Schmuck des Christen ausmacht, ist jedoch damals in höherem Grade oder reicherem Maaße vorhanden gewesen, sondern eine eigenthümliche, dem Gefühl entstammte, im Gefühl gewurzelte, inbrünstige Liebe, welche Gott und Christus in menschlichen Gestalten und unter menschlichen Bedürfnissen leidend sich dachte, ist es, die jene wunderbaren Erscheinungen veranlaßt hat. Es ist daher unserer in materiellen Interessen versunkenen Gegenwart allerdings nicht zu verdenken, wenn sie solche Erscheinungen, wie z. B. den Eifer der Ausbreiter des Christenthums, die Zurückziehung solcher, die auf den Höhenpunkten des menschlichen Lebens sich befanden, in mönchische Stille und Aermlichkeit, die Begeisterung der Kreuzfahrer, entweder ungläubig belächeln, oder, wo sie den Zeugnissen gegenüber die Wirklichkeit des Faktums nicht zu bestreiten vermögen, das Ganze für ein Resultat

der betrogenen Dummheit und der betrügenden Schlauheit erklären; und einzelne Beiſpiele mögen hier allerdings für ihre Anſicht ſprechen; indeſſen kann es im Allgemeinen keine bornirtere, grundloſere Anſicht geben als dieſe. Am allergewöhnlichſten wird dieſes Urtheil über die Kreuzzüge gefällt, in denen der von ſchwärmeriſcher Begeiſterung erzeugte Charakterzug des Mittelalters ſeine höchſte Vollendung erreicht hat, und wie weit eine ſolche Anſicht um ſich gegriffen hat, davon geben die gewöhnlichen Deklamationen über die Folgen derſelben, in denen man Nutzen und Schaden, Gewinn und Verluſt, kaufmänniſch abzuwägen pflegt, den deutlichen Beweis. Aber wie jeder edle Menſch irgend etwas Theures kennt, für das ſein Gut und Blut hinzugeben er nicht anſtehen wird, ſo war in jener merkwürdigen Epoche, durch die Berichte des Einſiedlers Peter, und die Bemühungen des Papſts Urban, die ſchon vorhandene religiöſe Stimmung ſo ſehr geſteigert worden, daß der ganzen Chriſtenheit nichts Theureres war, als die heiligen Stätten von Chriſti Geburt und Leiden, und daß man nichts Schöneres, nichts Wünſchenswertheres denken konnte, als für dieſes höchſte Gut, für die Befreiung deſſelben von unheiligen, entwürdigenden Händen, ſein Leben einzuſetzen. Dieſer begeiſternde Gedanke war es, der jenes Deus lo vult zu Clermont hervorrief, und es dürfte ſchwer ſeyn, dieſem erhabenen Moment einen andern gleichzuſetzen, gewiß aber unmöglich, etwas Höheres ausfindig zu machen. Das aber iſt das Schickſal alles Großen und Herrlichen, daß es nur in der Idee rein und vollkommen iſt, daß es bei ſeiner Verwirklichung ſich mit allem Staub und allen Schlacken des Irdiſchen behängen und beflecken muß, und daß es ſo fortgeriſſen ſich ſelbſt entfremdet wird. So iſt allerdings nicht zu leugnen, daß ſich mit dieſer an ſich gewiß wunderbar erhabenen Idee, das was dem Menſchen das Liebſte ſeyn ſoll von unwürdiger Befleckung zu reinigen, gleich von der erſten Zeit an eine Menge ſelbſtſüchtige, egoiſtiſche Intereſſen zu verbinden ſuchten, die ſie nur ſcheinbar förderten, ihr eigentlich tödtlich verderblich waren. Und dennoch behauptete ſich die erhabene Idee der Kreuzzüge zweihundert Jahre lang, bis die Welt über ſie ſelbſt ſich hinausgelebt hatte, und an die Stelle der poetiſchen Schwärmerei eine nüchterne Proſa ſich geltend machte. Eine neue Zeit fing an ſich vorzubereiten, und durch mannigfaltige Anzeigen ſich zu verkündigen. Da ſank zuerſt das Papſtthum in eine weltliche Erniedrigung, die den Glauben an die Unfehlbarkeit des Statthalters Chriſti und

Nachfolgers Petri noch mehr wankend machte, da wurden die niemals ganz verstummten Stimmen, welche die Religion ihrer Weltlichkeit entreißen und blos einem werkthätigen Glauben überweisen wollten, der von dreifacher Krone, von Mönchswesen, und den mancherlei erst aufgekommenen Satzungen nichts wisse, immer lauter, da erblaßte der Schimmer der römischen Kaiserkrone, und das heilige römische Reich deutscher Nation begann in seinen Fugen sich zu lösen, da stürzte der Erbfeind des christlichen Glaubens herüber nach Europa gedrungen die letzten Reste des altehrwürdigen griechischrömischen Kaiserthums. Dagegen eröffnete sich ein neuer Weg der schnellen Verbreitung des Gedankens, dessen unbekämpfbare Gewalt das sicherste Schutzmittel gegen Rückfall in alte Barbarei und Unwissenheit ist, und die vorher in die engen Schranken des alten Römerreichs gebannte europäische Menschheit erfuhr zu ihrem größten Staunen, daß das Mährchen von der alten Atlantis nicht eine bloße Sage sey, sondern daß es ein noch ungekanntes Land gebe, in dessen noch vielfältig unbebauten Räumen Verfolgten und Bedrängten ein Zufluchtsort offen stehe. Müde der Verkehrtheit, welche die Scholastik mehr gefördert als vertrieben hatte, und durch einzelne den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters angehörige große Männer aufgemuntert, wandte man sich dem Studium der platonischen Philosophie und dem Alterthum mit neuer Liebe zu, und so war man gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf einem Standpunkte, der es dem über seiner Zeit stehenden Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft lassen konnte, man sey um ein ganzes Weltalter weiter gekommen, eine große Periode der Weltgeschichte sey abgelaufen, und eine neue Ordnung der Jahrhunderte sey im Beginnen.

Als nun noch die Reformation hinzutrat, mußte man zu dieser Ueberzeugung ganz unzweifelhaft gelangen. Das veranlaßte zu dem gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts aufgekommenen Ausdruck Mittelalter, wodurch man die zwischen der alten, mit dem Ende des Römerreichs im Westen zu Ende gehenden Zeit und zwischen der mit der Reformation beginnenden liegende Periode bezeichnen wollte. Daß diese Zeit eine von unserer Gegenwart eben so wie von der Römerzeit durch und durch verschiedene Richtung hat, bedarf gar keines weitern Beweises. Sie ist ein Ganzes für sich, das man immerhin in Bezug auf die folgenden Jahrhunderte als die Vorbereitung derselben ansehen mag, worin man aber nur inso-

fern Recht hat, als immer das Folgende ein Resultat des Vorhergehenden ist. Der eigenthümliche Geist des Mittelalters ist entflogen, und wenn wir auch einigermaßen ihn heraufzubeschwören vermögen, so müssen wir doch immer wieder anerkennen, daß er uns in der Zeit fast eben so fremd steht, wie räumlich der Asiate dem Europäer. Sein Haupt- und Mittelpunkt ist die Zeit der Kreuzzüge, sein Anfang und sein Ende lassen sich jedoch minder genau bestimmen, ja man muß auch annehmen, daß das Mittelalter bei manchen Nationen eine längere, bei manchen eine kürzere Dauer hatte. Wenn man blos den politischen Standpunkt ins Auge faßt, so dürfte das gewöhnlich als Ende der Römerzeit angenommene Entthronungsjahr des letzten weströmischen Kaisers (476) auch das Anfangsjahr des Mittelalters seyn, obwohl sich auch die Herrschaft der Ostgothen noch an die politische Größe Roms anschließt, nach Theodorich's Tod erst das Konsulat erlischt (541), und also vielleicht der Untergang der ostgothischen Herrschaft (553) ebenfalls ein Grenzpunkt seyn könnte; auf jeden Fall wohl die weiteste Ausdehnung der alten Welt und die engste Beschränkung des Mittelalters von seinem Anfang an. Berücksichtigt man dagegen das im Mittelalter vorherrschende religiöse Prinzip, so dürfte, wenn auch nicht Christi Geburt, aber doch der Eintritt der christlichen Religion in die Bedeutung einer Staatsreligion, oder das Concil zu Nicäa (325) für den Anfang der Periode als wohl geeignet erscheinen. Auch die Jahre der großen Völkerwanderung (375) und die Theilung des Reichs (395) sind von großem Einflusse auf die neue Gestaltung der Dinge gewesen, und wenn man erwägt, daß bei dem ungeheuren Stoß der Hunnen und der Gothen auf das römische Reich auch in religiöser Hinsicht die Sache bereits so weit entschieden war, daß der letzte Versuch dem Heidenthum wieder den Sieg zu verschaffen sich als ohnmächtig gezeigt und das Christenthum einen vollständigen Triumph errungen hatte, so möchte wohl das erste dieser Jahre vor den übrigen früheren oder späteren den Vorzug verdienen. Auf gleiche Weise dämmerte der Tag der neuen Zeit schon lange ehe das Licht der Reformation aufgegangen war. Schon mit der Erfindung der Buchdruckerkunst läßt sich eine neue Zeitrechnung beginnen, wofür zwar kein Jahr mit unumstößlicher Gewißheit, jedoch nach Uebereinkunft und Herkommen 1440 angenommen werden könnte; hierauf würde das Jahr der Eroberung Konstantinopels (1453) ebenfalls einen wichtigen Halt darbieten, der aber doch weniger bedeutend erscheint,

als die Entdeckungsjahre Amerikas (1492) und der Umschiffung Afrikas (1498), die endlich Karls von Spanien Wahljahr zum römischen Kaiser (1519) an politischer Wichtigkeit noch überbieten möchte. Denn mit diesem Jahre war nicht nur eine neue politische Idee, die aus dem Uebergewicht Spaniens entstandene Idee einer Universalmonarchie und des dagegen aufrecht zu erhaltenden europäischen Gleichgewichts angeregt worden, sondern es war auch erst zwei Jahre vorher (1517) durch den Ablaßstreit der Anstoß zur Reformation gegeben worden, welche den Umschwung der Dinge aus dem Mittelalter in die neuere Zeit vollendete. So begriffe also das Mittelalter von der Völkerwanderung bis auf die Reformation einen Raum von eilfhundert sechs und vierzig Jahren. Es ist jedoch unumgänglich nothwendig, bei der Betrachtung dieser Zeit auch noch die nächstvorhergehende, auf der sie ruht, aus der sie hervorgegangen ist, mitzubegreifen, und sowohl das Römerreich, die politische Grundlage des Mittelalters, als auch die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums, dieses geistigen Prinzips des Mittelalters, einer besondern Betrachtung zu würdigen. Man wird ferner sehen, daß die Zeit vor den Kreuzzügen, die der Kreuzzüge selbst, und die nach ihnen, obgleich alle drei zum Mittelalter gehörig, drei wesentlich verschiedene Perioden ausmachen. Die erste (von 375—1095) ist so zu sagen noch ein heidnisches Mittelalter, und hier hat das Christenthum noch theils mit sich theils mit seiner Ausbreitung unter den in veraltetem und verrottetem Heidenthum schmachtenden Völkern genug zu thun, es mußte erst festen Grund und Boden gewinnen, um an weitere Unternehmungen denken können. So wie dieses Ziel erreicht, und die Kirche als höchste Regentin im Abendlande anerkannt ist, bricht der Zug gegen die Ungläubigen auf, über dessen wahre Bestimmung, nämlich nicht blos Jerusalem zu befreien und die Pilger vor Mißhandlungen zu schützen, sondern die ungläubigen Feinde des Christenthums sammt und sonders zu vernichten, man erst im weitern Fortgang zur rechten Klarheit kam, woraus Inquisition und Ketzerverfolgungen entstanden, die verderblich gegen die Kirche selbst zurückwirkten. In dem letzten Zeitraum (1291—1519) ist die der neuern Zeit in höchster Ausbildung angehörige politische Richtung vorherrschend, die Staaten schließen sich ab und bilden sich im Innern aus, die religiöse Begeisterung kann nur noch Einzelne, nicht mehr die Massen beherrschen, das Leben des Verstandes, der Untersuchung, der Forschung, des Zweifels, macht sich

geltend, und macht die Gemüther für die wichtigen Fragen der Reformation empfänglich. Für die Darstellung dieser Zeiträume dürfte es auch nicht ungeeignet seyn, die beiden ersten eng an einander zu knüpfen, und besonders ihr inneres, der Wissenschaft, der Kunst, dem häuslichen Leben, dem Handel und Gewerb, angehöriges Bild gemeinschaftlich zu entwerfen. In dem ersten Zeitraum, der die beiden letzten an Umfang übertrifft, und bei einer für den Unterricht bestimmten Uebersicht noch durch die bei Mahomeds Auftreten (622) und Karls des Großen Kaiserkrönung (800) in kleinere, zu leichterer Auffassung dienende Abschnitte getheilt werden könnte, ist die Ansiedlung neuer Völker, die Bekehrung der germanischen Völker zum Christenthum, die neue Lehre des Islams und seine Ausbreitung in Asien, Afrika und einem Theil Europas, die Ausbildung des römischen Reichs deutscher Nation, und die Papstgewalt oder Hierarchie die wesentlichen Momente; im zweiten sind neben den Kreuzzügen selbst die steigende Gewalt des Papstes, vor dem sich die weltliche Herrschaft demüthigen muß, die Inquisition, Bettelmönche, Ketzerverfolgungen, die mongolische Völkerwanderung und die aus ihr im Morgenlande hervorgehenden Staatenveränderungen, das sich allmählig entwickelnde Städtewesen, die Magna Charta in England, die Bündnisse der Städte in Deutschland und Italien, das lateinische Kaiserthum, der Anschluß des Nordens an das übrige Europa, die Ritterorden, das Ritterwesen, die kurze Blüthe der ritterlichen Poesie, die Entstehung der Universitäten, das Wichtigste; in den zwei letzten Jahrhunderten das Sinken der kaiserlichen Gewalt, die sogenannte Verbannung der Päpste zu Avignon, das damit zusammenhängende Schisma, und die beiden großen Kirchenversammlungen zu Constanz und zu Basel, die Hussitenkriege, die Concordate, die befestigte weltliche Herrschaft der Päpste, die große Ausbreitung der Universitäten, die auf verschiedene Weise in den verschiedenen Ländern bewirkte Aufhebung des Faustrechts oder der gewaffneten Selbsthülfe, das besonders in Deutschland höchst interessante, durch Kämpfe sowohl gegen Fürsten und Adel außerhalb als auch zwischen Patriciern und Plebejern innerhalb der Mauern bezeichnete Städteleben, die Zunahme des Handels und Wandels, der Wachsthum des Wohlstandes und der Ueppigkeit, die Einsiedelung der Osmanen in Griechenland, Rußlands Befreiung vom Joche der Mongolen, die französisch-englischen, die castilischgranadischen Kriege, die italienischen Händel, die Kämpfe der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund, die cal-

marische Union, die weiße und rothe Rose in England, — die bedeutendsten Gesichtspunkte, bei deren Aufzählung keineswegs eine Erschöpfung dieses Materials beabsichtigt, sondern nur hauptsächlich dasjenige hervorgehoben werden sollte, was theils wegen noch fortdauernder Wirkung, theils wegen der aus Vergleichung zu gewinnenden Belehrung noch für die Gegenwart bleibenden Werth haben muß.

Es würde wohl kaum möglich seyn, eine Geschichte des europäischen Mittelalters ohne Berücksichtigung oder nur mit gelegenheitlicher Einflechtung der außereuropäischen Verhältnisse zu geben, aber eben so würde es wohl unpassend seyn, bei der Darstellung den minderbedeutenden Staaten und Zeiträumen deswegen, weil jene eben so viel Flächeninhalt, diese eben so viele Jahre umfassen als die bedeutenderen, eben so viel Berücksichtigung als jenen zukommen zu lassen. Eine andere Forderung stellt der Sammler, eine andere der darstellende Historiker. Wenn jenem nichts unbedeutend und gleichgültig erscheint und er mit gleicher Gewissenhaftigkeit die an sich wenigsagenden Namen einer verschollenen Donastie in seine Tabellen einträgt, wie die Reihenfolge eines erhabenen Geschlechtes, so muß bei der Darstellung dem Historiker dieselbe Freiheit wie dem Maler vergönnt seyn, mit Bedacht auf den Haupteindruck seine historischen Mittel zu gruppiren, was ihm gut dünkt in den Vordergrund, oder aber in den Hintergrund zu ordnen, und so zugleich von einer Zeit ein Bild zu geben, in dem bei gewissenhafter Beobachtung der ersten Pflicht, der Wahrheit, zugleich die Rollen so vertheilt seyen, wie es der größern oder geringeren Bedeutsamkeit der Personen — so zu sagen — angemessen ist. Daß man daher in einem Compendium z. B. alle und jede merovingischen Könige aufbewahre, ist löblich und nothwendig; daß wiederum in einer Spezialgeschichte der Franken dieselbe Genauigkeit beobachtet werde, ist ganz der Ordnung gemäß, daß hingegen in einer Darstellung des Mittelalters im Allgemeinen nur diejenigen Momente hervorgehoben oder angedeutet werden, welche dem Darstellenden diese Auszeichnung zu verdienen scheinen, ist ebenfalls der Rechtfertigung nicht bedürftig, und der Historiker muß sich hierin nach eigner Wahl frei bewegen können. Diese Wahl wird jedoch nicht durch blinden Zufall oder durch eigensinnige Willkühr geleitet, sondern daß diejenigen Völker, in welchen das meiste geistige Leben, die höchste geistige Bildung, die vollkommenste Entwicklung des bereits angedeuteten Charakters des Mittelalters

zum Vorschein gekommen ist, hauptsächlich berücksichtigt werden, ist unerläßliche Bedingung. Daher sind auch die europäischen Nationen in bedeutendem Uebergewicht über die asiatischen Völker, unter denen nur Araber, Mongolen und Türken auf kurze Zeit als Träger des Weltgeistes erscheinen, und unter den europäischen Nationen nehmen wiederum die germanischen und romanischen Staaten einen ohne alle Frage höhern Rang ein, als die slavischen und madschariſchen Völker. Wie könnte man selbst einen Saladin, Dschingischan, die ersten Osmanenfürsten, im Ernste mit einem Alfred, Karl dem Großen, Gregor VII., den Hohenstaufen, Innocenz III., vergleichen wollen! In welche Nacht und Erbärmlichkeit sinkt das ganze Chalifat, wenn man es als Priesterherrschaft dem Papstthum entgegenstellt! Wenn es die erste Pflicht der Geschichte ist, unparteiisch, treu und wahr zu seyn, so ist sie nicht minder verpflichtet, gerecht zu richten, und das Urtheil zu fällen, das die Gegenwart, selbst wenn sie es vermöchte, über ihre Zeitgenossen laut auszusprechen nicht wagen darf. Eben so können die verschiedenen Zeiträume nur nach dem Maaßstab ihres Werthes für die Gegenwart länger oder kürzer behandelt werden. Je näher wir dem Zeitpunkte rücken, mit dem die Weltperiode der wir angehören beginnt, desto reicher drängt sich der Stoff, desto vielfältiger werden die Gestalten. Zugleich wird es gewissermaßen Bedürfniß für den Historiker, für die Dürre und Aermlichkeit früherer Zeiten sich an der frischen und reichhaltigen Quelle der späteren zu entschädigen. Wenn daher die beiden letzten Jahrhunderte an Umfang des Stoffes den neun vorhergehenden gleichstehen, so ist der Grund dieses scheinbaren Mißverhältnisses auf gleiche Weise zu erklären. Es kann unmöglich verlangt werden, bei den abgelegenen Jahrhunderten vor Karl dem Großen mit gleicher Liebe zu verweilen, wie in den Zeiten Siegmunds und Friedrichs des Dritten. Gerade in diesen letzten Zeiten des Mittelalters fordert nicht nur das viel reicher als früher, aus Urkunden und Chroniken, Inschriften, Wappen, Münzen, zuströmende Material, sondern auch die in die verschiedensten Richtungen auseinandergehenden Bestrebungen des Geistes zu größerer Aufmerksamkeit auf.

Unter diesen Richtungen sind aber zwei die wesentlichsten, in denen am Ende alle Anderen sich vereinigen, die kirchlichgeistige, und die politischweltliche. Wie das Christenthum in der Gestalt der Kirche den Hauptcharakter des Mittelalters bestimmt hat, so steht ihm zur Seite die in ihrer Entstehung ebenso alte Herrschaft des römischen

Kaiserthums, das, wie das Christenthum die höchste geistliche Gewalt, so die höchste weltliche in Anspruch nahm. Wie das Christenthum des Mittelalters nicht mehr das alte, reine Christenthum der Zeiten Christi und der Apostel gewesen war, sondern ein neues von Kirchenlehrern, Päpsten, Synoden, ja selbst dem zufälligen Herkommen und der begeisterten Träumerei einzelner Mönche und Nonnen zusammengesetztes, so war auch das römische Kaiserthum nur noch ein nominelles Bild des Reiches, das den Namen von den Römern trug, die Gewalt und Bedeutung aber von den rohen Völkern des Nordens und den Rechtsgelehrten des Südens. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis man den Umfang der kaiserlichen Gewalt recht genau kennen zu lernen das Bedürfniß hatte, und dieß geschah durch eine Uebertragung alter Formen auf neue Stoffe, durch eine Vermischung des alten germanischen Rechtes, das sich in Frankreich von staatsrechtlicher Seite besonders als Lehenrecht entwickelt hatte, mit dem alten römischen Recht, wie es Justinian zusammentragen und ausscheiden hatte lassen, die den seltsamsten Kontrast gewährte. Ueberhaupt ist dieser Ausgang des Mittelalters voll der mannigfaltigsten Bildungen. Wenn in weltlicher Hinsicht die Staaten alle möglichen Gestalten von der freisten Demokratie bis zum crassesten Despotismus darbieten, so ist zwar die Kirche dem Anschein nach noch dieselbe, Eine, und unbefleckte, aber an ihr selbst nagt der Wurm der Weltlichkeit und hat ihren glänzenden Stuhl zerfressen. Das Ziel der Gregore und Innocenze ist erreicht, aber die weltliche Herrschaft des Nachfolgers Petri reißt ihn in alle weltlichen Interessen hinein, und führt die Gewalt der Kirche ihrem Untergange näher. Gerade das Bedürfniß des Glaubens erzeugt durch seine Enttäuschung den Unglauben, das Unkraut des Zweifels umschlingt mit seinen weit verzweigten Aesten alle Gemüther, und die Sittenlosigkeit befleckt selbst das reine Gewand des Altars. Die Weltlichkeit und der Verstand herrschen siegreich über alle ihres ehemaligen Geistes beraubte Formen, und das große Jahrtausend des Mittelalters ist abgelaufen.

II. Untergang des Römerreichs. Völkerwanderung.

Das römische Kaiserthum ist die weltliche Grundlage des Mittelalters. Augustus. Die Garde. Die Legionen. Vespasian. Die guten Kaiser. Commodus. Gewalt der Gardeobersten. Kämpfe mit Germanen und Persern. Verwirrung unter Gallienus. Herstellung der Ordnung. Diocletians Maaßregeln. Constantin. Constantinopel. Die christliche Religion wird Staatsreligion. Die Gothen. Ulfilas. Die Hunnen. Völkerwanderung. Theodosius der Große. Theilung des Reichs unter Arkadius und Honorius. Rom von Alarich erobert. Das Westgothische Reich. Die Hunnen unter Attila. Die Schlacht bei Chalons für Marne. Ende des Hunnenreichs. Geiserich plündert Rom. Die letzten Kaiser. Odoaker setzt den Romulus Augustulus ab. Untergang des Römerreichs im Abendlande. Ueber die Regeneration der Welt durch die nordischen Völker.

Als die politische Grundlage, auf der unsere ganze europäische Welt aufgebaut ist, hat man das römische Reich zu erkennen, das in seinem Entstehen bis in die dunkle Zeit einer Heroensage hinüberreichend in seinem Ende noch die neuere Zeit erlebt und in einem fast ganz abgestorbenen, Leben und Frische nur künstlich bewahrenden Zweige bis in die Mitte der neueren Zeit oder bis an das Ende des Mittelalters fortgedauert hat. Anfangs nur für eine republikanische Stadt berechnet, breitete sich Roms Geist in seinen Waffen und seinen Gesetzen über die ganze damals bekannte Erde aus, und die Welt war römisch geworden, während sie noch glaubte, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt zu haben. Da mußte der ungeheure Riesenkörper, der allmählig mehreren Familien zur Beute anheimgefallen nach und nach von der Willkühr Weniger regiert wurde, endlich dem klug und vorsichtig weiterschreitenden Ehrgeiz eines Einzigen zu Theil werden, der als Cäsar Augustus der von Bürgerkriegen müde gequälten Welt als Ersatz für die Freiheit Frieden, Ruhe, und eine weise Regierung schenkte. Ein unseliges, nicht unter ihm allein hervortretendes Geschick versagte ihm Leibeserben, und so mußte sein Nachfolger, durch das herkömmliche, aber künstliche Mittel der Adoption sein Sohn genannt, durch List, Verstellung und zuletzt offene Despotengewalt die ihm übertragene Herrschaft behaupten. Zu diesem Ende bildete sich schon damals die Tyrannei der bei Rom zusammengezogenen Garde in ihrer Bedeutung völlig aus, und es dauerte nicht lange, so erhub bei fortdauernder Unsicherheit der Nach-

folge diese Schaar einen Kaiser auf den Thron, mehr aus Anhänglichkeit an die Familie des einem Gott gleich geachteten Augustus und aus frevelhaftem Uebermuth, als aus Zuneigung zu dem halbblödsinnigen Fürsten. Als hierauf auch der letzte aus dem Cäsarengeschlecht, wiewohl auch er nur durch Adoption angekindet, durch seinen eigenen Stahl, vor dem gerechten Zorn des Volks und der Senatoren entflohen, ein elendes Ende nahm, und nun die freie Wahl allein einen Nachfolger bestimmen konnte, blieb zwar dem Senat, jener einst Königen gleich geachteten Versammlung des alten Roms, noch eine scheinbare Bestätigung des von den Soldaten ausgerufenen Kaisers, und die Legionen in den Provinzen, sich nicht schlechter dünkend als die Garde, griffen zu demselben Rechte, das diese usurpirt hatte. In wildem Aufruhr sah daher Ein Jahr (69) vier Kaiser, deren letzter endlich, Vespasian, ein Mann von geringer Herkunft, weise, kriegsverständig und sparsam, dem römischen Reiche innere Ruhe, Festigkeit, und eine nach unsinnigen Verschwendungen besonders wohlthätige Verwaltung wieder gab. Seinem edlen Sohne, der um so liebenswürdiger dasteht, als die Kürze seiner Regierung ihn nur Gutes thun ließ und vor der verächtlichen Grausamkeit gegen die herabgekommenen Römer bewahrte, folgte sein ganz unähnlicher Bruder, der durch finstere Tyrannei und künstlich ersonnene Härte zwar nicht Soldaten und Volk, das schon damals nur Belustigung und Abfütterung verlangte, aber die Seinigen so sehr reizte und ängstigte, daß sie ihn ermordeten, und einen alten, gutmüthigen aber schwachen Mann auf den Thron erhuben, mit welchem die für die Menschheit erfreulichste Periode beginnt. Denn die sogenannten guten Kaiser, wie auch einem und dem Andern menschliche Gebrechen zur Last gelegt werden mögen, waren sämmtlich des Gedankens, nur um des Volkes willen da zu seyn, und eine übertragene Pflicht nach Kräften erfüllen zu müssen. Daher erfreute sich das römische Reich bei der größten Ausdehnung, die Trajan's kriegerischer Geist noch vermehrte, der behaglichsten Ruhe im Innern, die durch weise Verwaltung und eine wahrhaft väterliche Sorgfalt erhalten wurde. Damals sah die Welt das nie gesehene Schauspiel, einen Philosophen auf dem Throne, und wenn Mark Aurel auch an Tiefe des Geistes und Kraft des Willens Manchem weichen mag, so war doch sein edles Gemüth von den Lehren der Stoa so völlig durchdrungen, daß man ihn nur mit Liebe betrachten muß. Mit ihm endet die für Rom glücklichste Zeit, und er, der Einzige, der seit Vespasian

einen leiblichen Sohn hinterlassen hatte, sorgte gerade hierin nicht für das Wohl Roms, wie man denn überhaupt die gegen seine Familie bewiesene Nachsicht unter den Mängeln seiner Regierung besonders hervorzuheben genöthigt ist. Leider zeigte sich jetzt, wie Nichts von Dauer ist, wie das ungeheure Reich durch die Ueppigkeit der Zeit, durch die nur Duldung oder Genuß empfehlenden Grundsätze der Stoa Zeno's und der Gärten Epikur's, durch den selbst von den guten Kaisern nicht ganz unterdrückten Soldatendespotismus, endlich durch seine eigene Größe, und das Unglück nur von der Persönlichkeit eines Einzigen abzuhängen, so geschwächt war, daß die Regierung von Mark Aurel's schlecht erzogenem, geistig beschränktem, schwachsinnigem, und deßhalb bald von Schmeichlern und Wohldienern ganz verdorbenem Sohn Commodus ebenso schlecht war, als die seiner nächsten Vorfahren gut. Trotz der Albernheiten und Grausamkeiten, die er aus Schwäche, Argwohn, und zuletzt aus Gewohnheit und Blutdurst verübte, fand auch er weder durch die von ihm reich belohnte Garde, noch durch das von seinen Spielen trefflich belustigte Volk, sondern durch seine nächste, ihm verhaßt gewordene, und deßhalb mißtrauische Umgebung seinen Tod. Pertinax, ein alter Ehrenmann von geringer Herkunft, wurde von der Garde nach wenigen Wochen ermordet, und nun erhielt die Welt das jämmerliche Schauspiel, die Herrschaft Roms durch die prätorianischen Banden feilgeboten und auch von einem solcher Art der Erwerbung würdigen Käufer erworben zu sehen. Dieß entrüstende Verfahren, der Mord des Pertinax, und die sichtbare Leichtigkeit, bei völlig mangelnden rechtmäßigen Descendenten, sich selbst auf den Thron zu heben, empörte zu gleicher Zeit drei Feldherren, deren nächster, Severus, durch List und Schnelligkeit sich Roms und nach einigen Jahren des ganzen Reiches bemächtigte. War bisher der Senat trotz aller Herabwürdigung, die er sich mitunter hatte gefallen lassen, doch noch immer die, dem Namen nach, oberste Behörde des Reichs gewesen, von welcher namentlich die eigentliche Sanctionirung der Soldatenwahl ausgesprochen wurde, so beginnt nun mit Severus die eigentliche Periode seiner Erniedrigung, und eine, dem orientalischen Verfahren sich nähernde, Vezir's Regierung durch den mit der Verwaltung sämmtlicher Regierungszweige betrauten Obersten der Garde, die von Sever zugleich auf das vierfache verstärkt, und als Elite aller einzelnen Legionen betrachtet wurde. Hierdurch wurde Rom, das bisher zwar auch Nichtitaliener in der Garde gesehen hatte,

die aber doch immer kultivirteren, romaniſirten Provinzen des Reichs entnommen waren, mit Barbaren angefüllt, die wegen ihrer Leibesgröße und Stärke in dieſes Corps gezogen wurden. Sever's Sohn glich an Albernheit dem Commodus, an Grauſamkeit dem Domitian, und ſeine Regierung, auf der er von dem Schatten ſeines gemordeten Bruders durch alle Länder gejagt wurde, endigte mit ſeiner Ermordung durch den Oberſten der Leibwache, der ſich aus Furcht ein gleiches Schickſal zu haben, ſeines Herrn entledigte und den Thron beſtieg. Verachtung gegen den von niedriger Geburt ſtammenden Mann und Unzufriedenheit mit ſeinen harten und ſchwankenden Maaßregeln machten, daß man dem Vorgeben, es ſey ein Abkömmling Caracallas vorhanden, Glauben ſchenkte und einen Knaben auf den Thron erhob, der, in dem Taumelwein der Alleinherrſchaft berauſcht, einige Jahre lang alle Lächerlichkeiten und Abſcheulichkeiten beging, deren ein frühzeitig entnervter, in den Wollüſten des Südens erſäufter, Aſiate fähig iſt. Die Regierung ſeines nach ſeiner Ermordung erhobenen Vetters Alexander hatte bereits mit zwei Gegnern zu kämpfen, die von nun an das römiſche Reich ohne Unterlaß befehdeten. Schon in den Jahren Mark Aurel's hatten die germaniſchen Völker, mit denen Rom ſchon früher ohne weſentliche Erfolge und auf jeden Fall ohne Nutzen Kriege geführt hatte, nun, in Bündniſſe vereinigt, die Grenzen bedroht, und Mark Aurel hatte theils Gewalt, theils Klugheit anwenden müſſen, ſie zu ſchlagen und zu ſchwächen, ja er hatte ſogar zu der ſich als ganz nachtheilig ausweiſenden Maaßregel greifen müſſen, Barbaren in das Innere des Reichs anzuſiedeln. Seitdem war an der Donau und am Rhein fortwährender Kampf geweſen, für die Römer eine gute Schule des Kriegs und zunächſt noch ohne Gefahr. Unter Alexander entſtand aber ein neuer Gegner im Oſten, der mit ganz neuen Anſprüchen auftretend, auch dorthin, wo wohl auch ſchon früher ein Kampfplatz Roms geweſen war, die Aufmerkſamkeit des Kaiſers wendete. Kaum hatte Alexander gegen den erſten Saſſaniden, Artaxerxes I., zweideutige Erfolge davongetragen, als er zu einem Zug gegen die Germanen genöthigt dort am Rhein von einem jener unter Sever in die Garde aufgenommenen Barbaren, dem Thracier Maximin, der mit Alexander's Abhängigkeit von ſeiner Mutter unzufrieden war, ermordet wurde. Die Schreckensregierung Maximin's, gegen die der Senat erſt dann zu reden wagte, als die Provinz Afrika ſich empört und die Gordiane zu Kaiſern erhoben hatte, nahm jedoch ſchon nach wenigen Jahren ein Ende, und

eine Reihe rasch vorübergehender Regenten, jeder durch Mord aus dem Wege geschafft, folgte ihm, unter denen die Regierung Roms in solche Verwirrung gerieth, daß unter Gallienus' Regierung an dreißig Usurpatoren in den verschiedenen Theilen des Reichs gezählt wurden, welche zum Theil mehr von der Nothwendigkeit einen Ausweg zu ergreifen als aus Lüsternheit nach dem gleich dem Damocles' Schwerdt drohenden Diadem den Namen der Cäsaren angenommen hatten. Erst Claudius, Aurelianus, Tacitus und Probus, eine Reihe trefflicher Fürsten, stellten die innere und äußere Ordnung wieder her, was jedoch nicht ohne ungeheure Anstrengung und eine im Norden wie im Osten gleich große Thätigkeit geschehen konnte. Die Erwägung dieser Nothwendigkeit veranlaßte den auf Carus und seine Söhne gefolgten Diocletian, das im Osten von den Persern, im Süden von afrikanischen Raubvölkern, im Norden von Alemannen, Franken, Gothen, im Innern von Aufständen der gallischen Bagauden und der Britten, heimgesuchte Reich gemeinschaftlich erst mit einem Kaiser, dann mit noch zwei andern, die geringeren Ranges waren, und sich als Söhne zu dem Vater verhielten, zu verwalten. Dieser Nothbehelf, der so lange seinen Zweck erfüllte, als die kindliche Pietät nachhielt, mit welcher Maximian, Galerius und Constantius ihrem Oberhaupt, Diocletian, zugethan waren, der also lediglich auf persönlicher Individualität beruhte, bewährte sich allerdings sehr zweckdienlich bis an die merkwürdige Abdankung Diocletian's, der nachdem er Herr der ganzen römischen Welt gewesen war, im Gefühl eigener Körperschwäche und der Unhinlänglichkeit des kaiserlichen Pompes, vorzog, sein eigenes Feld bei Salona mit eigener Hand zu bestellen. Kaum war auch Constantius gestorben, als innere Kriege ausbrachen, bis endlich nach 17jährigem Wechsel Constantin der Große das römische Reich (323) wieder vereinigte. Was sein Vorfahr Diocletian begonnen vollendete er, theilte das Reich in vier Präfecturen, Orient, Illyrikum, Italien, Gallien, deren Präfecten keine Militärgewalt mehr besaßen, sondern nur die oberste Civilbehörde vorstellten, führte die orientalische Etikette, von Diocletian ebenfalls begründet, an die Stelle der früheren römischen Einfachheit ein, und verlegte endlich den Sitz des Reichs von Rom, wohin schon Diocletian nur einmal in seiner Regierung gekommen wa, nach dem alten Byzanz, von ihm Constantinopel genannt. So zweckmäßig diese ganze Anordnung in mancher Hinsicht erscheinen mag, und so künstlich ausgedacht auch die Beamtenhierarchie Con-

fuhr war, der Mangel ſich bald einſtellen mußte, während Valens von der See Zufuhr erhielt. Allein die Ungeduld der Führer, die durch einzelne ſiegreiche Gefechte den Krieg als eine leichte Aufgabe anſahen, die Abneigung des Kaiſers, dieſen Sieg mit ſeinem bereits im Anzuge begriffenen Neffen zu theilen, bewogen ihn zur Schlacht bei Adrianopel (378 Aug. 9.) in welcher Valens ſelbſt mit zwei Drittheilen ſeines Heers auf dem Platze blieb. Ganz Thracien wurde von den Gothen aufs Neue überſchwemmt. Gratian übertrug nun die Kaiſerwürde des Orients einem wackern Spanier, Theodoſius, der theils durch kluge Benützung der unter den Gothen bald hierauf eingetretenen Spaltungen, theils durch Aufnahme der Weſtgothen unter Athanarich in das Reich, theils durch Siege über einzelne Abtheilungen ſeiner Feinde, die drohende Gefahr vor der Hand abwendete. Dieſe Weſtgothen erhielten nun als Verbündete Wohnſitze in Thracien, ſtellten dem Kaiſer eine anſehnliche Truppenmacht (40,000 Mann) in ſeine Heere, hatten zwar keinen König mehr, jedoch erbliche Oberhäupter, und ihre eigene Gerichtsverfaſſung; bildeten alſo einen Staat im Staate, der über kurz oder lang dem römiſchen Reiche den Todesſtoß geben mußte. Denn nicht nur, daß von den, ganz unkriegeriſch gewordenen Römern dieſen die Vertheidigung des Reichs anvertraut wurde, ſie blieben auch fortwährend ein den Römern feindliches Barbarenvolk, wie ſich bald zeigte. Zwar ſo lange Theodoſius lebte, hielt er mit Klugheit und Feſtigkeit die feindſeligen Kräfte in Banden, mit ſeinem Tode aber war das mühſam Gebändigte gelöst. Theodoſius theilte bei ſeinem Tode (395) ſein Reich in zwei Theile, das Morgenland ſeinem älteſten Sohne Arkadius unter Leitung des Ruffinus, das Abendland dem jüngeren, Honorius, unter Leitung Stilico's übergebend. Dieſe Theilung iſt keine neue Erſcheinung, denn ſchon Diocletian und Maximian hatten auf dieſe Weiſe das Reich getheilt, eben ſo Conſtantin und Licinius, Valentinian und Valens; allein in den früheren Theilungen war immer der Gedanke der Einheit des Ganzen feſt gehalten worden, alle nach Innen und nach Außen ergriffenen Maaßregeln waren gemeinſchaftlich, und die nachherige Wiedervereinigung hatte bewieſen, daß dieſes wahr ſey. Seit 395 aber trat in der Politik beider Höfe, des zu Ravenna und des zu Conſtantinopel, eine feindſelige Richtung ein, welche die beiden Reiche als getrennte zeigte, und eine wahrhafte Wiedervereinigung ward nicht mehr verwirklicht. Die Feindſeligkeiten des Ruffinus und ſeines Nachfolgers Eutropius gegen den

dem Großen gelungen, einen ehrenvollen Frieden mit ihnen abzuschließen. Sie bildeten in dem heutigen Südrußland bis herab an die Ufer der Donau unter ihrem König Hermanrich ein großes Reich, dem nicht nur ihre beiden Hauptstämme, die Ostgothen und Westgothen, sondern mehrere andere Völker als unterworfene angehörten. Zu seiner Zeit mögen die Gothen mit dem Christenthum bekannt worden seyn, und ihr Bischof Ulfilas erwarb sich durch die Erfindung der gothischen Buchstabenschrift und die Uebersetzung der Bibel ein dauerndes Verdienst um sein Volk. Da löste sich mit Hermanrichs Tod, (375) den entweder nach einer ungewöhnlich langen Lebensdauer Selbstmord aus Furcht vor den Hunnen, die damals auf die Alanen drängten, oder Blutrache einer Roxolanenfamilie herbeiführte, das große Gothenreich auf, und ein Theil der Westgothen unter ihrem Richter Athanarich, von den Hunnen und Ostgothen gedrängt, zog sich nach den Bergen der Sarmaten, ins Caucaland, ein anderer Theil angeführt von Fridigern und Alavivus, flehte die Römer um Aufnahme in das Reich an, und Valens, in der Hoffnung sich mit dem Beistande dieser Völker des ganzen Reichs, da eben sein Bruder gestorben war, bemächtigen zu können, gab zu ihrer Aufnahme in Thracien Befehl. Hier benützten aber die habsüchtigen Statthalter, Lupicinus und Maximus, das Bedürfniß der Gothen, verkauften ihnen Lebensmitteln nur zu ungeheuren Preisen, und faßten endlich den Entschluß, bei einem Gelage, zu dem sie den Alavivus und Fridigern einluden, in Marcianopolis sich der Führer entweder zu bemächtigen oder zugleich zu entledigen. Hier entspann sich aber zwischen Gothen und Römern ein Streit, jene nahmen sich Lebensmittel mit Gewalt, Lupicinus ließ die dem Alavivus und Fridigern gefolgte Leibwache umbringen, und als nun die übrigen Gothen in die Stadt zu dringen suchten, ergriff Fridigern mit rascher Geistesgegenwart den Zeitpunkt, um mit den übrigen Führern zu entkommen. Weil aber nun der Krieg nicht länger zu vermeiden war, griff Lupicinus die Gothen an, wurde geschlagen, und diese, durch andere zu ihnen gestoßene Schaaren ihrer Landsleute verstärkt, überschwemmten Thracien, waren zwar nicht im Stande, die Städte zu erobern, ließen aber das flache Land alle Rache eines schwergekränkten Feindes empfinden. Kaiser Valens eilte nun selbst von Syrien herbei, ließ seinen Neffen Gratian um Beistand ersuchen, und suchte die Gothen vor allem einzuschließen. Dieser Plan hätte in die Länge gelingen müssen, weil bei der großen Menge der Gothen, die ohne Zu-

zessin, und starb (415 Aug.) zu Barcellona, als Gründer des westgothischen Reichs. Hier hatten die Westgothen zunächst das Amt übernommen, als neue Bundesgenossen der Römer Spanien dem Kaiser wieder zu erobern. Die Entblößung der Rheingrenze durch die von da nach Italien berufenen Legionen (406) hatte den Germanen freien Weg gebahnt, und (31. Dec. 406) gingen Alanen, Vandalen, Sueven über den Fluß, verheerten Gallien, und zogen bis nach Spanien, wo sie von den Gothen bekämpft wurden. Nur die Vandalen und Sueven erhielten sich; die Gothen bekamen zur Belohnung das südliche Gallien mit der Hauptstadt Toulouse. Waren so Gallien und Spanien unter der Regierung des Honorius den Feinden ganz Preis gegeben worden, so war es bei Britannien, dem ebenfalls die Legionen völlig entzogen wurden, ein gleicher Fall. Die Britten, von nun an sich selbst überlassen, sahen nun nicht nur eine Menge kleiner einander feindlicher Herrschaften unter sich entstehen, sondern waren auch um so leichter dem Angriff der nördlichen Völker, der Picten und Scoten, ausgesetzt, gegen die sie am Ende fremde Hülfe anrufen mußten. Indessen war auf Honorius seiner Schwester Placidia Sohn zweiter Ehe Valentinian III. gefolgt, unter dem Rom noch weiter eingeschränkt wurde. Nicht nur, daß die Vandalen von den Sueven gedrängt und von einem geängstigten Statthalter gerufen nach Afrika hinübergingen (429) und hier ein Reich gründeten, das von Carthago aus wiederum der alten Gegnerin entgegenstand; sondern ein neuer, furchtbarer Feind zog vom Osten aus heran. Die Hunnen, jenes asiatische Volk, das den Uebergang der Gothen über die Donau veranlaßt hatte, die entweder als Hiongnu früher nördlich von der chinesischen Mauer wohnten und nach mannigfachen Schicksalen allmählig weiter westlich zogen, oder überhaupt eins jener Völker des innern Asiens waren, die auch späterhin aus unbekannten Ursachen gegen den kultivirteren Westen getrieben worden sind, anfangs unter einzelnen Hordenführern, hatten sich unter Theodosius II. (408—450) in Pannonien (Ungarn) zu einem den orientalischen Kaisern sehr lästigen Reiche erhoben. Eine regelmäßige jährliche Tributzahlung, die als Geschenk oder Sold angesehen wurde, schirmte die römischen Grenzen nur unsicher, und als Attila, Mundzuk's Sohn, Bleda's Bruder, Ruas' Neffe, (um 445) die Herrschaft der Hunnen vereinigt hatte, bedrohte die ungeheure Macht der Hunnen und der an sie geketteten Völker, Sarmaten, Gepiden, Ostgothen, Scyrren, Burgunder, Thüringer ꝛc. von seinem hohen Geiste,

tapfern Vandalen Stilico leiteten ohne Zweifel die Angriffe der Gothen gegen den Weſten. Nach Theodoſius' Tod glaubten weder Gothen noch Römer ſich an die früheren Verträge gebunden, und jene, denen der Sold nicht ferner bezahlt wurde, überzogen unter ihres Anführers und Königs Alarich Anführung mit furchtbarer Verheerung ganz Griechenland; nur Theben und Athen, dieſes durch Klugheit und Alarich's Gnade, jenes durch die Feſtigkeit ſeiner Werke, entgingen dem allgemeinen Sturm, ſelbſt Argos, Corinth, Sparta wurden zerſtört, und die eleuſiniſchen Myſterien mit der Zerſtörung von Eleuſis ſelbſt vernichtet. Stilico's Einſchreiten wurde durch die Eiferſucht des byzantiniſchen Hofes vereitelt, und Alarich ſogar zum Oberfeldherrn von Oſtillyrien ernannt, von wo aus er Italien ſelbſt angriff. Hier aber ſtellte ihm Stilico einen ſolchen Widerſtand entgegen, daß er (403) wieder nach Illyrien zurückging, und ſich daſelbſt einige Jahre ruhig verhielt. Italien wurde indeſſen von einem andern Barbarenſchwarm unter Rhadagais, der unaufgehalten über die Donau bis in die Mitte Italiens vordrang, bedroht; auch hier aber rettete Stilico (406) das bedrohte Rom. Trotz ſo großer Verdienſte ließ Honorius den Stilico, der dem Gothenkönig ein Jahrgeld für einen Angriff auf Oſtillyrien zugeſagt hatte, (408) umbringen, und nun war der Entſchluß Alarich's gefaßt. Rom beſaß nach dem Tode des einzigen Feldherrn, der es ſchützen konnte, damals keinen einzigen großen Mann, und Alarich, der es (408) belagert und zu einer Tributabſchlagzahlung gezwungen hatte, kehrte (409) abermals gegen die unglückliche von ihrem Kaiſer preisgegebene Stadt ſeine Waffen, ließ ſich zwar mit der Wahl eines neuen ganz abhängigen Kaiſers, des Stadtpräfekten Attalus, wieder abfinden, ſetzte dieſen ſogar (410), um mit Honorius ſich zu verſöhnen, wieder ab, rückte aber, weil die Treuloſigkeit des Hofes zu erſichtlich war, abermals gegen Rom (410 Aug. 23.) nahm es ein und ließ es plündern. So war dieſe Stadt, die ſeit Brennus keinen Feind innerhalb der Mauern, ſeit Hannibal keinen vor ihren Mauern geſehen hatte, die Beute der nordiſchen Barbaren. Indeſſen war Rom's Schickſal immer noch glimpflich genug. Alarich, nun zu den größten Dingen entſchloſſen, zog mit den Gothen nach kurzem Aufenthalt gegen Süden, und ſtarb (410) im Begriff nach Sicilien überzuſetzen. Sein Schwager Athaulph, der Placidia, des Honorius Schweſter und Gefangene bei den Gothen, lieb gewonnen hatte, zog nach Südfrankreich, heirathete (414) mit ihres Bruders Einwilligung die Prin-

den, Oſtgothen, Rugier, Turcilinger, Scyrren, Heruler, Longobarden, Thüringer, Sarmaten, in ſelbſtſtändigen Reichen auf. Wenn aber auch Attila's Tod die Welt von großer Furcht befreite, ſo drohte den Römern von andern Seiten nicht geringeres Verderben. Dem Vandalen Geiſerich (Genſerich) ſchien die ganz entblößte Stadt, deren Schützer Aëtius (454) durch den Wahnſinn Valentinian's ſeinen Tod fand, was von einem Römer mit der Handlung desjenigen verglichen wurde, der mit der Linken ſeine Rechte abhaut, eine ſo leichte Beute, daß er mit ſeinem Raubgeſchwader zur Plünderung heranzog. Valentinian hatte kurz zuvor durch Maximus, der als Ehemann von dem Kaiſer beleidigt worden war, ſeinen Tod gefunden, und die kaiſerliche Wittwe Eudoxia, Tochter des Theodoſius II. und der Athenienſerin Athenais, Enkelin des Arkadius, zur Heirath des Maximus gezwungen, konnte vielleicht aus Rache den Vandalen eingeladen haben. Indeſſen genoß ſie ſelbſt nicht des erfreulichſten Schickſals, denn als Maximus von dem Grimm des Volks ermordet war, und wenige Tage darauf (455) Geiſerich, welchen Papſt Leo ebenſo wie den Hunnenkönig um Verſchonung anflehte, aber nur Verſchonung von Feuer und Schwerdt erhielt, mit ſeinen raubgierigen Banden Rom betrat und es in vierzehntägiger Plünderung heimſuchte, da wurde auch Eudoxia mit ihren Töchtern eine Gefangene des Siegers und theilte das traurige Schickſal der Unglücklichen, welche nun nach Afrika geſchleppt der Willkühr der Vandalen anheimfielen.

Das römiſche Reich bot einen traurigen Anblick dar. In allen Theilen von barbariſchen Völkern überſchwemmt, von denen nur die Weſtgothen als Freunde und Bundesgenoſſen Roms gelten konnten, im Innern durch die Zügelloſigkeit der ebenfalls barbariſchen Soldaten, von der Willkühr ihrer Anführer abhängig, hie und da (in Dalmatien und Gallien) durch Aufſtände zerrüttet, welche die unbedeutenden von den Feldherren erhobenen Kaiſer der letzten zwanzig Jahre anzuerkennen weigerten, eilte es unaufgehalten ſeinem Ende entgegen. Von dieſen iſt nur Majorianus als Menſch und Kaiſer der Erwähnung würdig, die übrigen ſind unbedeutend und ruhmlos, und die Geſchichte weiß von Manchem nichts als den Namen. Als nach der Vertreibung des Julius Nepos durch den Pannonier Oreſtes, der Sohn dieſes Feldherrn, Romulus, zum Auguſtus ernannt worden war, ſo vereinigte Odoaker, Anführer der Scyrren, ein durch Geiſteskraft und Körpergröße vor den Seinen hervorragender Mann, die mit Oreſtes unzufriedenen, ein Drittheil aller Ländereien fordern-

der ſich ſelbſt zu hohen Dingen beſtimmt glaubte, geleitet, die fernere Exiſtenz der römiſchen Welt. Mehrere Umſtände bewogen ihn jedoch ſeine Richtung gegen das Abendland zu nehmen; Honoria, Valentinians III. Schweſter, wie eine Nonne in unfreiwilliger Keuſchheit erhalten, hatte ſich ihm durch einen zugeſandten Ring verlobt, ſo daß Attila jetzt ſeinen durch ihre Mitgift ihm zugefallenen Antheil an der römiſchen Herrſchaft forderte; ein Frankenfürſt, von ſeinem ältern Bruder Merovig verdrängt, flehte ihn um Beiſtand an, und der morgenländiſche Kaiſer Marcian, ein alter entſchloſſener Krieger, ſchien keine ſo leichte Beute zu ſeyn als der ſchwache Valentinian. Der Zug des ungeheuren, auf mehrere Hunderttauſende berechneten Schwarmes, ging daher (451) durch Germanien in das belgiſche Gallien, eroberte Trier, Metz und viele andere Städte, drang vom Rhein und der Moſel her in das Innere des Lands und belagerte Orleans. Hier aber brach ſich ſein Glück. Rom war noch nicht ganz entblößt von großen Männern, der letzte Feldherr, Aetius, ſchirmte das untergehende Reich. Eilig hatte er alle Truppen geſammelt, den Weſtgothen König Theoderich entboten, und war mit einer den Hunnen gewachſenen Macht im Anzug. So gab Attila die Belagerung auf, und zog ſich an die Marne, wo bei Chalons eine ungeheure Völkerſchlacht geliefert wurde, in der wahrſcheinlich nur der Fall des Weſtgothenkönigs, und die Unmöglichkeit eine Maſſe ungleichartiger Völker nach Römerart zu lenken, den völligen Sieg des Aetius vereitelte. Doch war Attila's Angriff ganz gebrochen, und er zog ſich, froh nicht verfolgt zu werden, über den Rhein zurück.

Ein im folgenden Jahr wiederholter Angriff Attila's wurde durch des Papſt Leo I. Vorſtellungen und vielleicht auch durch Seuchen und Mangel, die ſein Heer ſchwächten, abgewendet, nur Oberitalien hatte die Greuel des Hunnenkrieges zu erfahren, bei welcher Gelegenheit ſich manche Einwohner des feſten Landes auf die Lagunen des adriatiſchen Meers gerettet haben und ſo den Grund zu der ſpäteren Stadt Venedig gelegt haben ſollen. Attila's Tod (453), den entweder Verblutung in Folge einer geſprungenen Ader oder heimlicher Mord herbeiführte, machte dem Hunnenreiche, das nur durch ſeinen Geiſt zuſammengehalten war, ein Ende, und ſo wie nach der Schlacht am Netad in Pannonien die Reſte der Hunnen unter ſeinem jüngſten Sohn Irnak an die früheren Wohnungen im ſchwarzen Meere zurückzogen, ſo traten die bisher abhängigen Völker, Gepi-

gen, in der erſten Hälfte des folgenden Jahrhunderts ſchon der Islam ſeine drohende Fahne erhob, — ſo ſchwinden natürlich alle ſpätern Prätenſionen zu abgeſchmackten Anmaßungen herunter, und der factiſchen Losreißung des Abendlandes ſo wie der Beendigung des Kaiſerreichs konnte kein Zweifel mehr entgegengeſtellt werden. Ein kleiner Reſt des Ganzen überlebte noch in Gallien den Sturz des Reiches, und knüpfte ſo die alte und die neuere Zeit aneinander. Auf den Trümmern der Herrſchaft des Syagrius errichtete Chlodwig (486) ſein Frankenreich.

Für Italien war das Erlöſchen der kaiſerlichen Nachfolge inſofern eine Wohlthat, als den vorher unabläſſigen Unruhen dadurch zunächſt wirklich geſteuert ſchien, und als unter Odoaker, wie auch unter dem großen Theodorich dieſes Land eine nach den vielen Stürmen beſonders erquickliche Ruhe genoß. Da aber dieſe Wohlthat nur an die Perſönlichkeit dieſer beiden Männer geknüpft war, und nach Theodorich's Tod Kämpfe abermals das Land zerrütteten, und zwar furchtbarer als zuvor, ſo dürfte es immer noch in Zweifel geſtellt werden, ob nicht die Fortdauer der Kaiſer ein größerer Gewinn geweſen wäre. Dagegen hat man ferner die Wohlthat in die Wagſchale gelegt, welche dem römiſchen Reich durch die Einwanderung der nordiſchen Völker wiederfahren ſey, indem an die Stelle der verderbten, entnervten, ſittlich und moraliſch geſunkenen Römerwelt ein friſches unverdorbenes Geſchlecht getreten ſey. Unterſucht man dieſe Behauptung etwas näher, ſo wird man wahrſcheinlich Folgendes finden. Die Annahme, rohe Völker ſeyen auch mit Laſtern weniger bekannt, beruht im Allgemeinen auf falſchen Vorausſetzungen, und es haben ſich die Laſter der Trunkenheit, Unkeuſchheit, Grauſamkeit bei allen wilden Völkern, die Möglichkeit hiezu hatten, vorgefunden, indem die Unbekanntſchaft mit gewiſſen Genüſſen nicht als Tugend anzurechnen iſt, und dieſe Völker in der Regel dem dargebotenen Genuſſe nicht widerſtehen konnten. Daher darf man an eine, hauptſächlich auf eine römiſche Schilderung, die zu einem ganz andern Behuf abgefaßt war, gegründete Annahme von Sittenreinheit jener Völker wenig bauen, ja ſelbſt, wenn ſie anfangs mit vielen entnervenden Genüſſen unbekannt ſeyn mochten, ſo waren ſie ſeit mehreren Menſchenaltern bereits mit den Römern in ſo engem Verkehr, daß ſie gerade das Schlechte derſelben angenommen haben konnten und gewiß auch angenommen hatten. Die Meineidigkeit und Treuloſigkeit der Barbaren, namentlich der Franken und Alleman-

den, barbariſchen Söldner, zog gegen Pavia, wo Oreſtes ſtand, dieſer wurde von ſeinen eigenen Leuten verlaſſen, Pavia von Freund und Feind geplündert, Oreſtes in Placentia ereilt und erſchlagen, und der letzte Kaiſer, Romulus Auguſtulus, genöthigt, im Senat ſelbſt ſeiner Würde zu entſagen. Die Unfälle, welche die letzten Regierungen begleitet hatten, brachten den Senat zum Entſchluß, des einzigen, ihm und dem Volke noch gebliebenen Rechtes ſich zu begeben. Der Senat ſchrieb an den damaligen orientaliſchen Kaiſer Zeno, es ſey nicht länger nothwendig, noch wünſchenswerth, die kaiſerliche Nachfolge in Italien fortzuſetzen, es genüge nach ihrer Meinung an dem Anſehen eines einzigen Monarchen, um den Oſten und den Weſten zu regieren und zu beſchützen. Im Namen des Volkes und des Senats ſelbſt willige daher dieſer in die Uebertragung des Sitzes des ganzen Reiches nach Conſtantinopel und ſie entſagen demüthig dem einzigen Recht, das ihnen geblieben ſey, nämlich einen Herrn zu wählen. Die Republik würde durch Odoaker genug geſichert und geſtützt, und der Kaiſer möchte ihm den Titel eines Patricius und die Verwaltung der Diöceſe Italien übergeben.

So regierte denn Odoaker als König ſeiner Landsleute, als Patricius der Römer über Italien und auch dieſes Land war nun der Sitz einer Barbarenherrſchaft geworden. Factiſch war hiemit das römiſche Reich im Abendlande zu Ende gegangen, und eine für die ganze Geſchichte wichtige Epoche eingetreten. Zwar dachte der byzantiniſche Hof weder damals, noch auch lange nachher nur entfernt daran, ſeine Rechte auf das Abendland aufzugeben, und die eingedrungenen Völker wurden von ihm, der wenigſtens in Worten und Formeln noch den Stolz der alten Römer beſaß, noch lange fort als Eindringlinge angeſehen oder im beſten Falle als Gäſte, denen man ſo lange ihre Uſurpation nachſah, als man es mußte. Ja ſelbſt die Erneuerung des römiſchen Kaiſernamens in Karl dem Groſſen wurde nie anerkannt, und man ſuchte ſich wenigſtens durch Kunſtausdrücke der Diplomatie ſicher zu ſtellen. Allein eine wahrhafte Vereinigung fand nie mehr ſtatt, und da Juſtinian die Eroberung Italiens durch Beliſar und Narſes nur wie die Erwerbung einer Provinz, nicht wie die Erneuerung eines alten Rechtes betrachtete alſo auch die Römer ſelbſt vor den Kopf ſtieß, in den nächſten Jahrzehenten die Kraft des Orients auf verſchiedene Weiſe zu ſinken anfing, und Verſuche ſich gegen die Longobarden zu erhalten um ſo weniger von Erfolg ſeyn konnten, als, anderer Umſtände zu geſchwei-

Verhältniß des Volkes oder des Königes zu Gott geweihte Poesie, eine ausnehmende Menge von Sehern und Propheten, welche fortwährend das in Götzendienst verfallene Volk strafften, zur Buße ermahnten, im Unglück durch Hoffnung besserer Zeiten wieder aufrichteten, zeichnen die Israeliten vor allen andern Völkern aus. Selbst in der Gefangenschaft, welche die zwölf Stämme erduldeten, blieb der Glaube an ihre Errettung durch Jehovah und die Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter, wenigstens bei einem ansehnlichen Theile aufrecht, und die Regierungen der ersten Perserkönige, Cyrus, Darius Hystaspis, bis Artaxerxes, erfüllten diese Hoffnung und begünstigten die Rückkehr nach Palästina. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die, vorher so leicht von dem Götzendienst der benachbarten Völker verführten Israeliten, nun mit einer unbesiegbaren Standhaftigkeit an ihrem Gesetze hingen, und den hartnäckigen Charakter ausbildeten, der sie bis auf ihre spätesten Nachkommen herab, wenigstens im Allgemeinen, auszeichnet. Nachdem sie, blos von ihren Hohenpriestern regiert, erst unter den persischen, dann (bis 203) unter den aegyptischen Königen, den Ptolemäern, eine ruhige und glückliche Existenz genossen hatten, fielen sie unter die seleucidischen Könige Syriens, welche Palästina den Ptolemäern entrissen. Die harte Behandlung, welche Antiochus Epiphanes (176—164) ihnen zu Theil werden ließ, der Zwang, welchen er ihnen, um sie dem Jehovah Dienste abwendig zu machen und um den griechischen Kultus bei ihnen einzuführen, anthat, erzeugte endlich einen Aufstand, welcher einen fortwährenden Kampf mit den Syrern und zuletzt die Befreiung der Juden zur Folge hatte. Der Chasmonäer Matathias, ein Priester, der in der Bergstadt Modein bei Joppe dem Jehovahdienste ungestört obliegen zu können hoffte, griff, als er auch dorthin von den Verbreitern der griechischen Opfer verfolgt wurde, nebst seinen Söhnen zur Wehr, zog sich, nachdem er selbst einen abtrünnigen Juden und einen Hauptmann des Antiochus umgebracht und den Altar umgestürzt hatte, mit seinem Anhang in das Gebirg, wo er auch am Sabbath sich zu wehren beschloß, klüger als die welche sich über ihren eigenen Tod von Feindeshand mit dem Bewußtseyn ihrer gewissenhaften Beobachtung des Gesetzes trösteten, und als er, selbst schon ein hochbetagter Mann, im folgenden Jahre (166) starb, führten seine heldenmüthigen Söhne das begonnene Werk, die Vertheidigung ihres alten Glaubens und die Befreiung ihres Vaterlandes, mit Erfolg weiter. Judas, genannt Makkabi (der Hammer), richtete

III. Ende des jüdischen Reichs und Anfang des Christenthums.

Das Christenthum ist die geistige Grundlage des Mittelalters. Das Judenthum. Die Makkabäer. Aristobulus, erster König aus dem chasmonäischen Geschlecht. Herodes der Große. Sehnsucht nach dem Messias. Pharisäer. Sadducäer. Essäer. Geburt Christi. Judäa unter Prokuratoren. Jesus. Seine Jünger. Ausdehnung von Christi Lehre auf die ganze Menschheit. Empörungen der Juden. Aufstand unter Nero. Belagerung und Eroberung von Jerusalem. Untergang des jüdischen Reichs.

Wie die alte Römerwelt die politische Grundlage unserer neueren Welt bildete und ein Rückblick auf ihre letzten Momente daher nothwendig war, ebenso ist das Christenthum, an dem sich alle wichtigen Bewegungen des Mittelalters bis an dessen Ausgang zusammenfassen lassen, das eigentliche belebende Princip desselben, und eine kurze Betrachtung seiner Entstehung, Verbreitung, und dogmatischen Abschließung wird daher ebenso an der Ordnung seyn. Die auseinandergehenden Richtungen der Völker, noch nicht oder nur wenig durch Politik zusammengehalten, finden in ihm allein einen Haltpunkt, und wenn die barbarische Wildheit jener neuen Ansiedler nur unter andern Formen auftrat, im Grunde wenig oder gar nicht geändert wurde, so bleibt doch dem Christenthum wenigstens das Verdienst, auch ihnen als das Heiligste und Höchste erschienen zu seyn, vor dem sich ihre rohen Gemüther beugten.

Das Christenthum ging aus dem Schooße der jüdischen Nation hervor, eines Volkes, das, so unbedeutend es in politischer Hinsicht in Vergleich mit dem weltbeherrschenden Römervolke gewesen ist, dennoch bestimmt war, in geistiger Hinsicht die ungeheure Umgestaltung zu vermitteln, welche eben angedeutet worden ist. Zwar bietet das jüdische Volk auch an sich sehr viel Merkwürdiges und die Betrachtung Anregendes dar. Ein bis auf die Weltschöpfung zurückgeführter Ursprung, eine frühzeitige Verheißung eines menschwerdenden Gottes, eine aus göttlichem Munde gegebene, weise Gesetzgebung, eine bei aller Hinneigung zur Abgötterei dennoch immer rückkehrende Verehrung des einzigen Jehovah, eine Ueberzeugung von der besondern Begünstigung vor allen andern Völkern, eine erhabene, nur dem

Verhältniß des Volkes oder des Königes zu Gott geweihte Poesie, eine ausnehmende Menge von Sehern und Propheten, welche fortwährend das in Götzendienst verfallene Volk straften, zur Buße ermahnten, im Unglück durch Hoffnung besserer Zeiten wieder aufrichteten, zeichnen die Israeliten vor allen andern Völkern aus. Selbst in der Gefangenschaft, welche die zwölf Stämme erduldeten, blieb der Glaube an ihre Errettung durch Jehovah und die Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter, wenigstens bei einem ansehnlichen Theile aufrecht, und die Regierungen der ersten Perserkönige, Cyrus, Darius Hystaspis, bis Artaxerxes, erfüllten diese Hoffnung und begünstigten die Rückkehr nach Palästina. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die, vorher so leicht von dem Götzendienst der benachbarten Völker verführten Israeliten, nun mit einer unbesiegbaren Standhaftigkeit an ihrem Gesetze hingen, und den hartnäckigen Charakter ausbildeten, der sie bis auf ihre spätesten Nachkommen herab, wenigstens im Allgemeinen, auszeichnet. Nachdem sie, blos von ihren Hohenpriestern regiert, erst unter den persischen, dann (bis 203) unter den aegyptischen Königen, den Ptolemäern, eine ruhige und glückliche Existenz genossen hatten, fielen sie unter die seleucidischen Könige Syriens, welche Palästina den Ptolemäern entrissen. Die harte Behandlung, welche Antiochus Epiphanes (176—164) ihnen zu Theil werden ließ, der Zwang, welchen er ihnen, um sie dem Jehovah Dienste abwendig zu machen und um den griechischen Kultus bei ihnen einzuführen, anthat, erzeugte endlich einen Aufstand, welcher einen fortwährenden Kampf mit den Syrern und zuletzt die Befreiung der Juden zur Folge hatte. Der Chasmonäer Matathias, ein Priester, der in der Bergstadt Modein bei Joppe dem Jehovahdienste ungestört obliegen zu können hoffte, griff, als er auch dorthin von den Verbreitern der griechischen Opfer verfolgt wurde, nebst seinen Söhnen zur Wehr, zog sich, nachdem er selbst einen abtrünnigen Juden und einen Hauptmann des Antiochus umgebracht und den Altar umgestürzt hatte, mit seinem Anhang in das Gebirg, wo er auch am Sabbath sich zu wehren beschloß, klüger als die welche sich über ihren eigenen Tod von Feindeshand mit dem Bewußtseyn ihrer gewissenhaften Beobachtung des Gesetzes trösteten, und als er, selbst schon ein hochbetagter Mann, im folgenden Jahre (166) starb, führten seine heldenmüthigen Söhne das begonnene Werk, die Vertheidigung ihres alten Glaubens und die Befreiung ihres Vaterlandes, mit Erfolg weiter. Judas, genannt Makkabi (der Hammer), richtete

(164) den unterbrochenen Gottesdienst auf dem Berg Sion wieder auf, knüpfte mit Rom bereits Verbindung an, und blieb in allen Gefechten siegreich, außer in dem letzten gegen Bacchides, Feldherrn des Demetrius, (161), in dem er selbst das Leben verlor. Sein Bruder Jonathan trat jedoch an seine Stelle, und erhielt, begünstigt von den Zerrüttungen des syrischen Reichs selbst, die Zurückgabe Jerusalems und bedeutende Vortheile, wiewohl auch er (143) in Ptolemais verrätherischerweise gefangen und darauf umgebracht wurde, ein Schicksal, das auch dem dritten Bruder, Simon, zu theil wurde. Denn dieser zwar bemächtigte sich Jerusalems wiederum, und erhielt auch von dem ganzen Volke Anerkennung als Hoherpriester und Fürst der Juden, wurde aber (135) ebenfalls ermordet. Sein Sohn und Nachfolger, Johannes Hyrcanus, befreite endlich (130) Judäa ganz von der syrischen Oberherrschaft und vereinigte Idumäa und Samaria mit den übrigen Provinzen. Erst Aristobulus, sein Sohn und Nachfolger (107 — 106) nahm den Königstitel an. Unter seinem Bruder Alexander Jannäus (106 — 79) erreichte das kleine Reich den höchsten Grad der Blüthe, Gaza wurde den Aegyptern abgenommen, und durch den seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft bei den Juden ausgebildeten Handelsgeist große Reichthümer gesammelt. Indessen fingen schon unter diesem König die Parteien der Pharisäer und Sadducäer an, dem Staate gefährlich zu werden. Nach Alexander's Tode entstanden, weil keine Verordnung über die Thronfolge existirte, zwischen seinen Söhnen Johannes Hyrcanus II. und Aristobul II. Streitigkeiten. Jener hatte Anfangs die weltliche Herrschaft seinem Bruder abgetreten und sich mit der Hohenpriesterschaft begnügen wollen, allein der Idumäer Antipater, der Stammvater der Familie Herodes, bewog ihn, seine Ansprüche geltend zu machen, und beide Brüder wendeten sich an die Römer. Pompejus, der damals im Morgenlande war, blieb gegen die außerordentlichen Geschenke des Aristobulus gleichgültig und entschied für den Johannes Hyrcanus. Die Entscheidung mußte indessen mit Gewalt durchgesetzt werden, Aristobul wurde gefangen genommen, Jerusalem besetzt, und der Tempel erstürmt. Seitdem betrachteten die Römer Judäa, wo Johannes Hyrcanus unter Antipater's Einfluß herrschte, als ihr Eigenthum, obschon sie scheinbar die Unabhängigkeit der dort von ihnen eingesetzten Herrscher anerkannten. Cäsar ging aber noch weiter, er ließ dem Hyrcanus zwar das Hoheprieſterthum, ernannte aber den Antipater zum weltlichen Regenten, vor der Hand mit

fuhr war, der Mangel sich bald einstellen mußte, während Valens von der See Zufuhr erhielt. Allein die Ungeduld der Führer, die durch einzelne siegreiche Gefechte den Krieg als eine leichte Aufgabe ansahen, die Abneigung des Kaisers, diesen Sieg mit seinem bereits im Anzuge begriffenen Neffen zu theilen, bewogen ihn zur Schlacht bei Adrianopel (378 Aug. 9.) in welcher Valens selbst mit zwei Drittheilen seines Heers auf dem Platze blieb. Ganz Thracien wurde von den Gothen aufs Neue überschwemmt. Gratian übertrug nun die Kaiserwürde des Orients einem wackern Spanier, Theodosius, der theils durch kluge Benützung der unter den Gothen bald hierauf eingetretenen Spaltungen, theils durch Aufnahme der Westgothen unter Athanarich in das Reich, theils durch Siege über einzelne Abtheilungen seiner Feinde, die drohende Gefahr vor der Hand abwendete. Diese Westgothen erhielten nun als Verbündete Wohnsitze in Thracien, stellten dem Kaiser eine ansehnliche Truppenmacht (40,000 Mann) in seine Heere, hatten zwar keinen König mehr, jedoch erbliche Oberhäupter, und ihre eigene Gerichtsverfassung; bildeten also einen Staat im Staate, der über kurz oder lang dem römischen Reiche den Todesstoß geben mußte. Denn nicht nur, daß von den, ganz unkriegerisch gewordenen Römern diesen die Vertheidigung des Reichs anvertraut wurde, sie blieben auch fortwährend ein den Römern feindliches Barbarenvolk, wie sich bald zeigte. Zwar so lange Theodosius lebte, hielt er mit Klugheit und Festigkeit die feindseligen Kräfte in Banden, mit seinem Tode aber war das mühsam Gebändigte gelöst. Theodosius theilte bei seinem Tode (395) sein Reich in zwei Theile, das Morgenland seinem ältesten Sohne Arkadius unter Leitung des Rufinus, das Abendland dem jüngeren, Honorius, unter Leitung Stilico's übergebend. Diese Theilung ist keine neue Erscheinung, denn schon Diocletian und Maximian hatten auf diese Weise das Reich getheilt, eben so Constantin und Licinius, Valentinian und Valens; allein in den früheren Theilungen war immer der Gedanke der Einheit des Ganzen fest gehalten worden, alle nach Innen und nach Außen ergriffenen Maaßregeln waren gemeinschaftlich, und die nachherige Wiedervereinigung hatte bewiesen, daß dieses wahr sey. Seit 395 aber trat in der Politik beider Höfe, des zu Ravenna und des zu Constantinopel, eine feindselige Richtung ein, welche die beiden Reiche als getrennte zeigte, und eine wahrhafte Wiedervereinigung ward nicht mehr verwirklicht. Die Feindseligkeiten des Rufinus und seines Nachfolgers Eutropius gegen den

warteten natürlich auch nur ein weltliches Reich im Lande ihrer Väter, indeſſen war ihre Hoffnung am ſchwächſten, und daß der Meſſias gerade aus dem niedern Volke hervorgehen ſollte, ſchien ihnen lächerlich. Eine dritte Secte, die Eſſäer oder Eſſener, die in ihrer äußern Erſcheinung mit den in Indien, Perſien, Aegypten vorkommenden Büßern große Aehnlichkeit hatten, drangen mehr auf den Geiſt des Geſetzes. Sie hatten ſich wahrſcheinlich aus einem Vereine frommer Männer, der an der Weſtſeite des todten Meeres lebte, über die Städte und das Land von Paläſtina verbreitet. Sie beſchäftigten ſich mit Gewerben des Friedens, Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, und Heilkunde, führten ein rauhes, einfaches, abgeſondertes Leben, machten deßhalb großen Eindruck auf das Volk, und verdienten auch wohl vor den beiden andern Secten den Vorzug. Wie denn ſolche myſtiſche Secten ſtets geneigt ſind, die Bedeutung und Wirkſamkeit der Religionshandlungen von der ſittlichen Beſchaffenheit derjenigen, die ſie verrichten, oder daran Theil nehmen, abhängen zu laſſen, ſo meinten ſie, daß der Opferkultus auf würdige Weiſe nur in ihrer heiligen Gemeinde gefeiert werden könnte. Unter ihnen war die Prophetengabe nicht ganz untergegangen, einer hatte dem Herodes ſeine künftige Größe vorausgeſagt, und dadurch ſeiner Secte Vorrechte bei der Eidesleiſtung und anderen gegen ihre Gewiſſenhaftigkeit ſtreitenden Verpflichtungen verſchafft. Zu dieſen gehörten wahrſcheinlich die Eltern Jeſu oder waren doch mit ihnen eng verbunden. Vier Jahre vor Chriſti Geburt ward das Bedürfniß eines Retters und Befreiers immer dringender, da Herodes immer wüthender und grauſamer wurde; drei Jahre vor Chriſti Geburt hatte er ſeinen älteſten, und dann auch die beiden andern Söhne tödten laſſen, den vierten aber, Herodes Philippus, verſtoßen. Wie ihm daher die Sternkundigen berichteten, daß ſie nach Bethlehem zögen, um dort das Kind zu ſuchen, das einſt König der Juden und Herr der Welt zu werden beſtimmt ſey, ſo erſchrack er ſehr und gab Befehl alle in der berechneten Zeit gebornen Kinder umzubringen. Unter den Juden hatte nämlich von Alters her der Glaube geherrſcht, die Ankunft des Meſſias werde durch die Erſcheinung eines außerordentlichen Sterns verkündigt nnd verherrlicht, namentlich aber, daß das Zuſammentreffen der Planeten Jupiter und Saturn, die ſich immer erſt nach langen Zwiſchenräumen zuſammenfinden, einen veränderten Zuſtand der Dinge, und ein zugleich erſcheinender Komet die Geburt eines Monarchen bedeute. In dieſem Glauben zogen alſo die Ma-

zeſſin, und ſtarb (415 Aug.) zu Barcellona, als Gründer des weſtgothiſchen Reichs. Hier hatten die Weſtgothen zunächſt das Amt übernommen, als neue Bundesgenoſſen der Römer Spanien dem Kaiſer wieder zu erobern. Die Entblößung der Rheingrenze durch die von da nach Italien berufenen Legionen (406) hatte den Germanen freien Weg gebahnt, und (31. Dec. 406) gingen Alanen, Vandalen, Sueven über den Fluß, verheerten Gallien, und zogen bis nach Spanien, wo ſie von den Gothen bekämpft wurden. Nur die Vandalen und Sueven erhielten ſich; die Gothen bekamen zur Belohnung das ſüdliche Gallien mit der Hauptſtadt Toulouſe. Waren ſo Gallien und Spanien unter der Regierung des Honorius den Feinden ganz Preis gegeben worden, ſo war es bei Britannien, dem ebenfalls die Legionen völlig entzogen wurden, ein gleicher Fall. Die Britten, von nun an ſich ſelbſt überlaſſen, ſahen nun nicht nur eine Menge kleiner einander feindlicher Herrſchaften unter ſich entſtehen, ſondern waren auch um ſo leichter dem Angriff der nördlichen Völker, der Picten und Scoten, ausgeſetzt, gegen die ſie am Ende fremde Hülfe anrufen mußten. Indeſſen war auf Honorius ſeiner Schweſter Placidia Sohn zweiter Ehe Valentinian III. gefolgt, unter dem Rom noch weiter eingeſchränkt wurde. Nicht nur, daß die Vandalen von den Sueven gedrängt und von einem gedungſtigten Statthalter gerufen nach Afrika hinübergingen (429) und hier ein Reich gründeten, das von Carthago aus wiederum der alten Gegnerin entgegenſtand; ſondern ein neuer, furchtbarer Feind zog vom Oſten aus heran. Die Hunnen, jenes aſiatiſche Volk, das den Uebergang der Gothen über die Donau veranlaßt hatte, die entweder als Hiongnu früher nördlich von der chineſiſchen Mauer wohnten und nach mannigfachen Schickſalen allmählig weiter weſtlich zogen, oder überhaupt eins jener Völker des innern Aſiens waren, die auch ſpäterhin aus unbekannten Urſachen gegen den kultivirteren Weſten getrieben worden ſind, anfangs unter einzelnen Hordenführern, hatten ſich unter Theodoſius II. (408—450) in Pannonien (Ungarn) zu einem den orientaliſchen Kaiſern ſehr läſtigen Reiche erhoben. Eine regelmäßige jährliche Tributzahlung, die als Geſchenk oder Sold angeſehen wurde, ſchirmte die römiſchen Grenzen nur unſicher, und als Attila, Mundzuk's Sohn, Bleda's Bruder, Ruas' Neffe, (um 445) die Herrſchaft der Hunnen vereinigt hatte, bedrohte die ungeheure Macht der Hunnen und der an ſie geketteten Völker, Sarmaten, Gepiden, Oſtgothen, Scyrren, Burgunder, Thüringer ꝛc. von ſeinem hohen Geiſte,

pen, Bischöffen) in strenger Zucht lebte, unter sich in engem Zusammenhang, von den Heiden, die sie anfangs für eine Secte der Juden hielten, ebenso wie diese abgesondert, im Ganzen meist aus armen und gedrückten Leuten bestehend, mußte sich wohl durch Wandel und Gesinnung auszeichnen und bei den Vielen, welche weder die lächerlich gewordene Mythologie, noch die, insofern als sie für die Unsterblichkeit der Seele keine sichere Gewährschaft gab, unpraktische Philosophie der Griechen und Römer befriedigte, Beifall finden. Dazu kam die Schändlichkeit der Herrscher und ihrer Diener, die zwar nicht unerhört noch unübertroffen doch in der damaligen Folge eines Tiberius, Cajus, Claudius und Nero, eine ganz ausgesuchte Verruchtheit an den Tag legten und namentlich die jüdische Nation fast methodisch zur Empörung reizten. Diese trennte sich dann von den Christen auch in der politischen Richtung, mit der sie fortwährend Aufwieglern gegen die Römerherrschaft Gehör gaben, während die kleine Secte zunächst fortwährend in der Erwartung von Christi naher Wiederkehr war, und diese Erwartung erst mit der Zerstörung Jerusalems aufgab. Diese und der damit verbundene politische Untergang der Juden, als eigener, selbstständiger Nation, kam durch die Strenge der Römer und die Widersetzlichkeit der Juden herbei. Seit 14, wo Judas von Gamala aufstand, hatten unaufhörliche Empörungen, von jüdischen Fanatikern angestiftet, die Römer und ihre Statthalter gegen das ohnehin verhaßte Volk erbittert. Nicht die eigentlichen Juden allein, sondern auch die Samaritaner, die besonders stark auf den Messias hofften, wurden durch falsche Propheten zu Aufständen verleitet, und Pontius Pilatus selbst ist wegen der Härte, die er ohngefähr vier Jahre nach Christi Kreuzigung gegen die Samaritaner im Flecken Tirada bewiesen hatte, von seiner Stelle entfernt worden. Als Herodes Agrippa, Enkel des großen Herodes, der fast das ganze Land (38 — 45) durch die besondere Gunst des Cajus und des Claudius wieder vereinigt hatte, gestorben war, wollte man seinem Sohne Agrippa, der in Rom erzogen wurde, zwar das Erbtheil seines Vaters übergeben, hielt ihn aber noch für zu jung. So wurde Cuspius Fadus Prokurator, dem Felix, und diesem wiederum Festus folgte, welche stets mit Unruhen des über die Entreißung und Vertilgung seiner Nationaleigenthümlichkeit ergrimmten Volkes zu thun hatten. Diese dauerten auch dann noch fort, als endlich Agrippa II. den Königstitel über die Provinzen nordwärts vom Jordan erhalten hatte, und von Zeit zu Zeit als Ver-

mittler zwischen seinen Landsleuten und den Römern auftrat. Das Land war voll Räuber und Mörder, ein falscher Prophet nach dem andern trat auf, und die Statthalter freuten sich dieser Veranlassung, im Trüben fischen zu können. Besonders brachte Gessius Florus die Juden endlich zur Verzweiflung. Er begegnete den Juden mit Verachtung, begünstigte die Räuber und theilte den Raub mit ihnen, und betrug sich überhaupt so, daß man glauben mußte, er sowohl als Nero würden nicht ungern sehen, wenn sich Gelegenheit finden sollte, die Juden ganz zu vertilgen. Sein Benehmen gegen Juden und Christen in Rom berechtigte hiezu, und Florus war völlig geschickt, die Juden aufzureizen. Schon im zweiten Jahr seiner Verwaltung (65 n. Chr. G.) erregte er einen Aufstand in Jerusalem selbst. Herodes Agrippa, gerade anwesend, that alles Mögliche, um seine Glaubensgenossen von offenbarer Empörung zurückzuhalten, aber umsonst. Alle Römer, die in Privatangelegenheiten zu Jerusalem waren, die Cohorten, die erst in der Burg Antonia lagen und dann sich in die drei andern festen Thürme zurückgezogen hatten, wurden ohne Rücksicht auf die Capitulation grausam gemordet. Der Krieg war nun unvermeidlich. Der Haß gegen die Juden in Aegypten und Syrien war so groß, daß auf die erste Nachricht von diesem Blutbad, in Caesarea, Tyrus, Ptolemais, Damaskus, Alexandria, und in Aegypten überhaupt fast alle Juden umgebracht und sie bis an den Euphrat hin von dem Pöbel aufs grausamste verfolgt wurden. Erst im nächsten Jahre (66) mochte sich der syrische Statthalter Cestius ernstlich auf, Judäa anzugreifen, zog aber ohne etwas auszurichten wieder ab, und nun ward die Bewegung allgemein. Die Juden in Galiläa und Judäa erhoben sich in Masse, Tausende strömten nach Jerusalem, glaubend, die Zeit ihrer Befreiung vom fremden Joch sey gekommen. Die Christen aber meinten, die Prophezeihungen Christi und seiner Nachfolger von der Vernichtung der Juden und ihres Tempels gingen in Erfüllung, und zogen nach dem im Gebiet des Herodes Agrippa liegenden Städtchen Pella. Da die Juden alle möglichen Anstalten der Klugheit und der Verzweiflung trafen, so mußte man einen tüchtigen Feldherrn gegen sie wählen; man berief den Vespasian aus Britannien, und diesem gelang es, nachdem er das flache Land, die Seestädte, so wie Galiläa größtentheils bezwungen hatte, endlich (69) zur Belagerung von Jerusalem selbst schreiten zu können. In dieser durch seine Erhebung zum Imperator abgerufen, ließ er seinen Sohn Titus zurück, der

endlich in einem, vom 1. Jul. 70 bis 8. Sept. dauernden Kampfe die Stadt und die einzelnen feſten Burgen erſtürmte, wobei das jüdiſche Nationalheiligthum, der prächtige Tempel, ſo ſehr Titus ihn zu erhalten ſuchte, verbrannte. Der Fanatismus der Juden und die Rachſucht der römiſchen Soldaten, welche den langen und verzweifelten Widerſtand ſich theuer bezahlen ließen, machte ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen faſt ganz vergeblich und das Loos der die Eroberung überlebenden Juden war höchſt traurig. Was unter 17 Jahren war, wurde verkauft, die übrigen in die furchtbaren ägyptiſchen Bergwerke und an ähnliche Orte abgeführt. Im Triumph, den Titus mit ſeinem Vater gemeinſchaftlich hielt, wurden die merkwürdigen heiligen Geräthe des Tempels aufgeführt, und der Name der Juden, als eines Volks, war nun aus der Reihe der Völker ausgelöſcht. Nicht einmal den Beinamen des Jüdiſchen, wie es von andern beſiegten Völkern her üblich geworden war, nahm Veſpaſian an, ſo gehäſſig war dieſes Volk im Auge der übrigen Welt. Zwar finden ſich ſpäter noch einige Verſuche, wieder eine nationale Selbſtſtändigkeit zu erkämpfen, allein ſie mißlangen jedesmal, und das ganze Volk, weit über die Erde hin zerſtreut, zähe und feſt an ſeinem alten Glauben hangend, trotz aller Verfolgungen ſpäterer Zeit niemals vertilgt, iſt gleichſam ſelbſt der ewige Jude, der Ahasverus der Sage, der für ſeinen Unglauben an Jeſu geiſtige Herrlichkeit und für ſeine aus getäuſchter Hoffnung entſtandene bittere Verhöhnung gegen den das Kreuz tragenden Weltheiland, mit der traurigen Gabe einer, wenigſtens irdiſchen, Unſterblichkeit geſtraft worden iſt, und die Ausbreitung des von ihm verſchmähten Evangeliums mit anſehen muß. Denn die Chriſten, welche um jene Zeit ſchon in den meiſten und anſehnlichſten Städten des römiſchen Reichs ihre Gemeinden hatten, erwuchſen bereits im Laufe des erſten Jahrhunderts zu einem anſehnlichen Baum, den die zuweilen ſie treffenden Verfolgungen im Allgemeinen nur gleich fruchtbaren Gewitterſtürmen zu kräftigerem Wachsthum förderten.

IV. Ausbreitung des Chriſtenthums.

Allgemeiner Unterſchied der chriſtlichen Religion von den heidniſchen. Eifer. Unſterblichkeitsglaube. Wunder. Muſterhafter Lebenswandel. Innere Organiſation. Klerus und Laien. Presbyter. Biſchöffe. Patriarchen. Anfängliche Gleichgültigkeit der Römer gegen die Chriſten. Verfolgungen, Nero's, Domitian's, Maximin's, Decius', Diocletian's. Das Edikt von Mailand. Bauernreligion (Paganismus).

Die Zerſtörung Jeruſalems hat für die chriſtliche Religion aus mehreren Gründen Wichtigkeit. Der anfangs auf dieſen Zeitpunkt beſchränkte Glaube von Chriſti Wiederkehr fing nun an ſich eine weitere Grenze zu ſtecken, und theils eine unbeſtimmte Zeit, für deren plötzliches Eintreten man ſtets gefaßt ſeyn müſſe, anzunehmen, theils dem Glauben an eine Zukunft nach einer gewiſſen Zeit, meiſtens nach tauſend Jahren, ſich hinzugeben, worauf ein Reich Gottes auf Erden, eine Heerde unter einem Hirten entſtehen würde. Wirkte dieſes Ereigniß alſo auf die Lehre, ſo war es auch von Folgen auf die äußere Geſtaltung der Gemeine, die ſich nun immer mehr von den Juden, deren ganze Hoffnung auf die Gegenwart gerichtet war, abſonderte, und ſtatt eines nur auf ein kleines Volk beſchränkten Einfluſſes nun immer mehr ihrer Beſtimmung, die ganze Menſchheit zu umfaſſen, eine wurde. Während der ungeheure Bau des Römerreichs bereits an den Grundübeln der unermeßlichen Ausdehnung, der Soldatengewalt, der ſittlichen Auflöſung, der mangelnden Thronfolge, zu denen die Stürme der nördlichen und öſtlichen Barbaren kaum noch hinzuzutreten brauchten, mehr und mehr krankte, geſtaltete ſich das neue geiſtige Reich, das Reich der Kirche, immer feſter und trat endlich an die Stelle der Herrſchaft eines Scipio, Sulla, Cäſar und Auguſtus. Die Herrſcher wurden zwar nicht Philoſophen, wie Plato geträumt hatte, aber ſie wurden Chriſten. Nur freilich ſpiegelte ſich das reine Licht der chriſtlichen Urlehre in wunderbar mannigfaltigen Farben zurück, und wie der Silberblick des ſchmelzenden Metalls nur auf Augenblicke ſeinen bezaubernden Glanz ausſtrömt, ſo leuchtete auch die reine und ungetrübte Einheit der erſten Chriſtengemeine nur eine kurze, kaum zu bezeichnende Friſt, während die Entſtellung durch menſch-

liche Satzungen und Grübeleien ſich auf alle Zeit hin anmaßte, für ſie zu gelten. Selbſt zu der Zeit, als die chriſtliche Lehre noch das Heidenthum des Römerthums ſich ſiegreich oder wenigſtens ungebrochen gegenüberſtehen hatte, war bereits der eigenthümliche Geiſt, der das Chriſtenthum als Kirche bis in die neueſten Zeiten begleitete, völlig ausgebildet, nämlich die Unduldſamkeit gegen fremden Glauben. Die Gottheiten der alten Völker waren, ſo zu ſagen, Partikulargottheiten, die einander auf gleiche Weiſe wie die Völker ſelbſt entgegenſtanden. Den Gedanken, daß Ein Gott die ganze Welt erſchaffen hat und regiert, finden wir zwar im tiefſten Hintergrunde auch in den alten Religionen; aber bei der allmählig immer größer gewordenen Entfremdung der Menſchheit gegen den innern Sinn des durch Symbole und Bilder verhüllten Sinnes der alten Kulte, betrachtete jedes Volk ſeinen Gott nur als Gott dieſes beſondern Volks und Landes, der vermöge des Nationalſtolzes als der vorzüglichere galt und inſofern einen anderen bekämpfte, aber auch bei ruhiger und friedlicher Unterwerfung einen andern Gott in allen ſeinen Ehren beſtehen und gewähren ließ. Erſt durch das Chriſtenthum wurde der Gedanke der Einheit des göttlichen Weſens als unbedingt erſter aufgeſtellt, und jede Verehrung eines bisherigen Partikulargottes als Beeinträchtigung des einzigen höchſten Gottes angeſehen, daher die Unduldſamkeit. Da hingegen die alten Religionen, und insbeſondere die römiſche, mit der wir es hier zu thun haben, Religionen des beſondern Landes und Volkes ſind, welches ſeine ganze Exiſtenz und Integrität an die Aufrechthaltung dieſer Religion geknüpft glaubt, ſo iſt gar kein Hinderniß vorhanden, daß nicht andere Völker im Beſitz anderer Religionen, anderer Götter ſeyen, und daß, ſo lange kein politiſcher Zwiſt ausbricht, alle dieſe Religionen ruhig, tolerant, neben einander exiſtiren. Das iſt die Toleranz der alten Welt, welche, wenn wir ſo ſagen dürfen, eine paſſive Intoleranz war, d. h. die keineswegs zur Verbreitung des damit verbundenen Glaubens aufforderte, ſondern vielmehr auf nichts weniger als auf Proſelytenmacherei ausging, ſich eher abſchloß als mittheilte. Inſofern iſt die Behauptung, die alten Religionen ſeyen tolerant geweſen, wohl auch nicht umzuſtoßen, indem ſie mit dem allgemeinen Gedanken zuſammenhing: alle Völker hätten ihre beſonderen, ihnen eigenthümlichen Gebräuche, und natürlich in der Gottesverehrung eben ſo, wie im gewöhnlichen Verkehr. Weil aber auch die Perſönlichkeit jedes Staates mit der Integrität der Religion aufs

engſte verknüpft war, ſo mußten Angriffe, direkte und indirekte, auf den Glauben der Väter, der durch Lehren der Schulen, wie bei Sokrates, oder durch Einführung ausländiſcher Kulte beeinträchtigt wurde, wie in Rom zu wiederholtenmalen, am bekannteſten unter der Bacchusfeier, eine Reaktion von Seiten der Prieſter und der Staatsbehörden, die hier die konſervative Partei vorſtellten, erzeugen, welche, indem ſie für die Exiſtenz des Kultus fochten, unter dem ihr Staat groß und mächtig geworden war, nothwendig zu gewaltſamen, inſofern aktiv intoleranten Maaßregeln führte. Denn Staat und Religion der alten Völker war ſo ganz Eines und Daſſelbe, daß es für den Staat nur dann wichtig ſeyn konnte, ſich der Religion anzunehmen, wenn er ſich ſelbſt gefährdet ſah. So gut es mehrere, ganz verſchiedene Staaten und Völker neben einander gab, konnte es auch ganz verſchiedene Religionen neben einander geben; ein Kampf der einen Religion gegen die andere konnte nur dann eintreten, wenn dieſe ſich über jene erheben oder ſie gar verdrängen wollte. Aber ſo wie der einzelne Menſch unter dem Schutze des Gaſtrechts allgemeine Menſchenrechte in einem fremden Staate genießen konnte und nur ſeiner in der Heimath behaupteten bürgerlichen Bedeutung ſich begeben mußte, eben ſo konnte auch ein fremder Gott in einem fremden Lande eine prekäre Verehrung genießen, mußte aber, ſo wie zu fürchten ſtand, daß durch ihn die Götter des Landes beeinträchtigt würden, ſich ſofort entfernen. Daß indeſſen dieſe Intoleranz eine ganz andere iſt, als die chriſtliche, liegt auf platter Hand; den Dienſt der Iſis oder des Serapis in Aegypten abzuſchaffen, und römiſche Nationalgottheiten dafür in Alexandria zu ſubſtituiren, würde den Römern nie eingefallen ſeyn; daß ſie aber bei abnehmendem Beſuch der einheimiſchen Tempel und bei zugleich vorkommenden bedenklichen Zeichen der Zeit in dieſer eingedrungenen Ausländerei eine Verſündigung gegen den Nationalgottesdienſt, durch den ihr Staat aufrecht erhalten wurde, erkannten, iſt ganz begreiflich, und wir haben daher dieſe intolerant ſcheinenden Maaßregeln am richtigſten als politiſche oder polizeiliche, niemals aber als religiöſe zu betrachten. Denn die Religion der Alten war nichts außer dem Staate, ſie war das erſte, das wichtigſte Moment in demſelben, aber ſie ſtand nicht emancipirt demſelben gegenüber, noch rang ſie mit ihm, wie es im Mittelalter geſchah, um den Vorrang. Für die Auflöſung der Staaten des Alterthums iſt es indeſſen als die bewegendſte innere Urſache anzuſehen, daß die Menſchen von

dieſem innigen Verband des Staates mit der Religion allmählig nichts mehr wiſſen wollten, daß ſie gleichgültig gegen dieſelbe wurden, und rein weltlichen Intereſſen hingegeben den geiſtigen Halt verloren, der allein im Stande iſt, ſelbſt das reichſte und mächtigſte Staatenſyſtem dauernd zu verbinden. Daher iſt bei den Kämpfen, welche das Chriſtenthum in ſeiner Ausbreitung noch bis auf den heutigen Tag zu beſtehen hat und gehabt hat, ein Hauptmotiv die Furcht geweſen, mit der Entfernung von der alten Religion ſich auch von den Vortheilen zu entfernen, welche die Gottheit bisher unter dieſer Form gewährt hat, ſeiner Nationalität, ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner Freiheit verluſtig zu gehen. Wo immer dieſe Furcht beſeitigt und beſchwichtigt werden konnte, da ging die Bekehrung einen leichten und friedlichen Weg. Für die Ausbreitung des Chriſtenthums unter der Römerwelt laſſen ſich übrigens außer der Göttlichkeit der Lehre ſelbſt mehrere äußere Motive aufführen, die wohl folgendermaßen zuſammengeſtellt werden könnten.

Wie ſich nämlich erſtlich das Judenthum durch eine unduldſame Härte und Unbeugſamkeit auszeichnete, die alle Verheißungen Jehova's nur auf die Kinder Abraham's beſchränkte, in allen Nationen der Welt verhaßte Völker, die einſt der Juden Diener werden müßten, erblickte, und durch ihre eigenthümlichen, läſtigen, und ſeltſamen Gebräuche, die dennoch mit ſeltener Treue beobachtet wurden, von allen abgeſondert war, ſo nahmen die Chriſten die Ueberzeugung, daß ihre Religion die allein wahre, daß die Beobachtung dieſer Gebräuche zur Seligwerdung unumgänglich nothwendig ſey, ebenſo ſtarr und eifrig auf, allein ſie dehnten die Verheißung des Evangeliums auf alle Völker aus, ohne ſie engherzig auf ein beſtimmtes Geſchlecht einzuſchließen. Der Feuereifer der erſten Chriſten und ihr aus Mitleid entſtehender Bekehrungswunſch mußte alſo nothwendig bei den Heiden, denen eine ſolche Theilnahme etwas ganz Neues und Unbekanntes war, einen tiefen Eindruck machen, und unterſtützt von den übrigen, dem Chriſtenthum zu Gebote ſtehenden Bekehrungsmitteln nicht leicht ſeines Erfolges verfehlen. Denn, was als zweiter Grund anzuſehen iſt, von den Philoſophen des Alterthums war der Glaube an ein künftiges Leben und die dadurch bedingte Unſterblichkeit der Seele nur ein Gegenſtand der ſpeculativen Unterſuchung, oder bei den Dichtern, der poetiſchen Darſtellung geworden; die Vorſehung der Götter der alten Welt bezog ſich auf dieſes Leben, und an Elyſium, Tartarus, Lohn und Strafe

nach dem Tode glaubte die Heidenwelt nach Christi Geburt um so weniger, als die Philosophen und selbst die Dichter die ganze Götterlehre vielfach in ihrer Blöße dargestellt oder sogar völlig lächerlich gemacht hatten. Nun wurde aber von den Christen der Vortheil der ewigen Seligkeit, d. h. einer überaus erfreulichen Fortdauer nach möglichst gereinigten, obgleich immer menschlichen Begriffen, unter der Bedingung, den Glauben anzunehmen, gepredigt, und eine solche Lehre mußte besonders bei dem unter den ersten Christen herrschenden Glauben vom nahen Weltende Viele bewegen, sich noch vorher einen Zutritt zu dieser künftigen Seligkeit zu erwerben, die blos den Christen, den Lämmern, bestimmt war, während die Heiden, die Böcke, zum ewigen Feuer bestimmt waren. Da durch die alte Mythologie, wie fabelhaft sie auch klang, dennoch eine Idee von einem Himmel und einer Hölle schon gegeben war, so fanden leicht solche Begriffe Eingang. Diese Versicherung wurde durch eine andere Thatsache bekräftigt, nämlich durch die Wunder, deren sich die erste Kirche rühmte, die Gabe der Zungen, der Gesichte und der Prophezeihungen, die Macht Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, ja sogar Todte zu erwecken, die von den Aposteln an in ununterbrochener Folge sich fortpflanzte und durch Hände auflegen sich mittheilte. Hier wäre natürlich die Frage aufzuwerfen, wann sich wohl diese Wunderkraft wieder verloren habe, und die verschiedenen Parteien der Christen haben natürlich dafür auch verschiedene Grenzen angenommen, und nur die katholische Confession nimmt eine noch jetzt fortwirkende Kraft an. Daß diese Erscheinungen indessen, nur die Todtenerweckung ausgenommen, sich wirklich so verhalten haben, dürfte durch neuere gleicher Art wohl außer Zweifel gesetzt seyn, und überhaupt der Einwirkung der Seele auf den Körper unter gewissen Bedingungen ein Erfolg zuzuschreiben seyn, der, ohne die Grenzen eines natürlichen Zusammenhangs zu überschreiten, dennoch das ist, was man wunderbar zu nennen pflegt. Hiezu kam viertens das sittlich-strenge und wahrhaft reine Leben, durch das sich die ersten Christen, wenigstens im Allgemeinen, ganz vorzüglich vor den Heiden auszeichneten, so daß je bekannter das frühere Lasterleben Mancher gewesen war, desto auffallender ihre jetzige Aenderung seyn mußte. Der Grundsatz, daß auch die größten Sünder, wenn sie nur wahre Reue bewiesen, zu der Kirche Zutritt hätten, war für die Kirche nicht nur ehrenvoll, sondern auch vortheilhaft, indem gerade solche bekehrte Sünder, wie es immer bei Ueber-

gängen zu Extremen zu geſchehen pflegt, nachher die eifrigſten Verbreiter, ja ſogar Blutzeugen der Kirche wurden. Zwar ging ihre Sittenſtrenge, ihre Verwerfung der Weltluſt, in Bezug auf Kleidung, Luſtbarkeiten, eheliches Verhältniß, auf Krieg und Staatsleben, zuweilen ins Uebertriebene, allein ſelbſt dies mußte ihnen Anhänger erwerben. Endlich waren die erſten Chriſten in der innern Einrichtung und Geſtaltung ihrer Kirche überaus thätig, ſuchten alle Schadloshaltung für den Verluſt äußerer Ehre in ihrer Gemeinde, und gründeten ſo einen feſten und wohlzuſammenhängenden Staat im Staate ſelbſt, in dem Alle gleiches Recht und chriſtliche Freiheit genoßen, die Möglichkeit der Auszeichnung und der Befriedigung des Ehrgeizes keineswegs benommen, ſondern nur anders gerichtet war, und in dem ſelbſt die Sklaven und Knechte der alten Welt ihren Herren ganz gleich ſtanden, die Armen aber und Unglücklichen durch gemeinſchaftliche Gaben und aufopfernde Unterſtützungen verſorgt und gepflegt wurden.

Begreiflicherweiſe konnte die urſprüngliche Einfachheit der erſten Chriſtengemeinden, wie ſie etwa noch in der Apoſtelgeſchichte und den Apoſtelbriefen hervortritt, nicht lange fortbeſtehen; die Beſorgung des Gottesdienſtes, die anfangs den Aelteſten (Presbytern) allein anheimgeſtellt war, erforderte bald die Aufſicht eines Einzigen, eines Aufſehers, Biſchof (Episkopus), der nach und nach große Vorrechte erlangte, und endlich die ganze Macht einer jeden einzelnen Gemeinde in ſeiner Perſon vereinigte. Da auch bald die geiſtlichen Geſchäfte, Gottesdienſt, und das, was man heutzutage Seelſorge nennt, einen größern Umfang bekamen, ſo vertrug ſich weltliche Beſchäftigung, und Handarbeit ums tägliche Brod, die ſelbſt noch Paulus geübt hatte, nicht mehr mit dem Prieſter- und Lehramte, und es bildete ſich ein eigener Stand der Geiſtlichkeit, der Klerus, gegenüber dem Volke, den Laien, nicht zwar, wie bei den Juden die Leviten, erblich, aber doch durch Weihe und Vorrechte ausgezeichnet. Zu ihrem Unterhalt wurde bald auch ein Theil der Beiträge beſtimmt, die jeder Chriſt zur Beſtreitung der gottesdienſtlichen Koſten, zur Pflege der Kranken, und Unterſtützung der Armen und Unglücklichen gab. Außer dieſen beſtimmten, wöchentlichen oder monatlichen, Beiträgen wurde die Kirche auch frühzeitig durch bedeutende Schenkungen reich, ſo daß man ſchon ziemlich bald die einzelnen Kirchen in den größeren Städten des römiſchen Reichs im Beſitz anſehnlichen Vermögens ſieht. Die Verwaltung dieſes Ver-

mögens war ganz und ohne Controlle in die Hand des Biſchofs gelegt? der hierdurch wie durch die ſogenannte Excommunication, oder Ausſchließung von der Gemeinde, und durch die andern kirchlichen Strafen, eine außerordentliche, natürlich auch ins Weltliche hinüber greifende Macht erlangte. Wie unter den Presbytern der Biſchof, ſo erlangten unter den verſchiedenen Biſchöffen die der Hauptſtädte, Rom, Antiochia, Alexandria, Karthago, auf den von Zeit zu Zeit gehaltenen Verſammlungen, Synoden, einen Vorrang vor den übrigen, den endlich der römiſche Biſchof, gewiſſermaßen der Erbe der römiſchen Weltherrſchaft, im Abendlande vor allen übrigen behielt, und auch bis auf die Gegenwart behauptet hat. Die Biſchöffe von Antiochia, Alexandria, Jeruſalem, und von dem ſpäter gegründeten Conſtantinopel, nahmen den Titel Patriärchen an.

Man muß ſagen, daß dieſe in Wahrheit ungeheuere Umwälzung, wie ſie wenigſtens nach ſo vielen Jahrhunderten erſcheint, in ihrem wirklichen Fortſchreiten ausnehmend ſtill und unmerklich vor ſich gegangen iſt. Gleichſam in ſeinen innerſten Grundveſten untergraben, ahndete der künſtliche Bau und ſeine ſcharfſichtigſten Wächter noch nicht, daß er dem Einſturz ganz nahe ſey, ahndeten wenigſtens nicht, daß von dieſer Seite ihm Gefahr drohe. Daher kommt es, daß Männer von der höchſten Bildung und dem tugendhafteſten Wandel, wie Seneka, die beiden Plinius, Tacitus, Plutarchus, Galenus, Epictetus, der Kaiſer M. Aurelius, das Chriſtenthum entweder gar nicht, oder doch auf keinen Fall ſeinem Weſen nach kennen, und es mit verächtlicher Miene behandeln. Eben ſo ſind auch die auffallenden Wunder, wodurch die Wahrheit des Evangeliums in der erſten Zeit beſtätigt worden ſeyn ſoll, ja ſelbſt die Sonnenfinſterniß, welche die Kreuzigung begleitet haben ſoll, den Naturforſchern und Geſchichtſchreibern der alten Welt ganz unbemerkt geblieben. Kurz, man fing erſt da, als es bereits zu ſpät war, die Gefahr zu ahnen an, und die Verfolgung des Diocletianus (303) iſt nur um kaum ein Jahrzehent der völligen Anerkennung des Chriſtenthums durch Conſtantin (313) voraus. Denn dieſe Verfolgung allein, obſchon mehrere andere vorausgegangen ſind, trägt das deutliche Bewußtſeyn, daß das Chriſtenthum mit dem Römerthum unverträglich ſey, in allen andern ſieht man nur Ausbrüche tyranniſcher Raſerei oder Maaßregeln polizeilicher Ordnung. Man muß nämlich bedenken, daß die Chriſten von den Römern zunächſt für

eine jüdiſche Sekte gehalten wurden, und daher dieſelbe Härte zu empfinden hatten, welche die widerſpenſtigen und ohne Unterlaß immer wieder revoltirenden Juden empfanden. Dennoch aber ließ man die Juden immer wieder ihren väterlichen Gottesdienſt ausüben, und wenn man ihn den Chriſten erſchwerte, ſo war der Hauptgrund, daß die Juden den Römern als ein Volk erſchienen, das dem Gebrauche ſeiner Väter folgte, die Chriſten aber als eine Sekte, die ſogar von ihren Vätern abgefallen war. Blos die Analogie der philoſophiſchen Secten, der Cyniker, Pythagoräer, Stoiker, denen man ebenfalls in ihrem Aeußern Sonderbarkeiten zu Gute hielt, mochte endlich eine ſolche, dem ganzen Alterthum eben ſo unbegreifliche Erſcheinung, wie wenn ein Römer ein Aegyptier hätte werden wollen — einigermaßen dem Verſtändniß näher bringen. Da man aber äußerlich auch keine Gottesverehrung an ihnen bemerkte, hielt man ſie für Gottesleugner (Atheiſten), und wenn ſie auch die Verehrung Chriſti behaupteten, ſo mußten die Heiden die Verehrung eines Gottes, der des erbärmlichſten Todes, des Kreuzestodes, ſtarb, lächerlich oder verächtlich, und allen von der Gottheit bis dahin herrſchenden Begriffen geradezu widerſprechend finden. Als Atheiſten aber ſtanden ſie ebenfalls im Widerſpruche mit allen Religionen, ſie mochten heißen, wie ſie wollten. Abgeſehen jedoch von dieſen Vorwürfen, erſchienen ſie als eine politiſche Secte, eine geſchloſſene Geſellſchaft, ein Staat im Staate, die ſeit langer Zeit bereits im römiſchen Reiche ſtreng unterſagt waren, aus Gründen, die heute eben ſo wie damals gelten. Eine beſondere Aufmerkſamkeit mußten ſie anfangs durch die Heimlichkeit erwecken, mit der ſie ihre heiligen Gebräuche, die Liebesmahle, und andere Zuſammenkünfte, hielten, und da eine ſolche Heimlichkeit auch heimliche Greuel verbergen konnte, einzelne ſich chriſtlich nennende Secten auch wirklich dergleichen Ausſchweifungen beginnen, wie ſie früher bei den in Rom eingeführten Bacchanalien entdeckt worden waren, ſo vermuthete man ſie bei allen. Indeſſen iſt doch gewiß, daß eine geraume Zeit verſtrich, bis die Kaiſer die neue Secte ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, daß ſie bei der Unterſuchung vorſichtig und bedächtig verfuhren, daß ſie im Ganzen gemäßigte Strafen anwandten, und daß die Chriſten viele und große Zwiſchenräume des Friedens und der Ruhe genoſſen. Zuerſt wurden ſie von Nero (64) verfolgt, und gegen die, deren man habhaft wurde, grauſame Martern angewendet, da er ihnen den ihm ſelbſt zugeſchobenen Brand Roms Schuld gab,

nach dem Tode glaubte die Heidenwelt nach Christi Geburt um so weniger, als die Philosophen und selbst die Dichter die ganze Götterlehre vielfach in ihrer Blöße dargestellt oder sogar völlig lächerlich gemacht hatten. Nun wurde aber von den Christen der Vortheil der ewigen Seligkeit, d. h. einer überaus erfreulichen Fortdauer nach möglichst gereinigten, obgleich immer menschlichen Begriffen, unter der Bedingung, den Glauben anzunehmen, gepredigt, und eine solche Lehre mußte besonders bei dem unter den ersten Christen herrschenden Glauben vom nahen Weltende Viele bewegen, sich noch vorher einen Zutritt zu dieser künftigen Seligkeit zu erwerben, die blos den Christen, den Lämmern, bestimmt war, während die Heiden, die Böcke, zum ewigen Feuer bestimmt waren. Da durch die alte Mythologie, wie fabelhaft sie auch klang, dennoch eine Idee von einem Himmel und einer Hölle schon gegeben war, so fanden leicht solche Begriffe Eingang. Diese Versicherung wurde durch eine andere Thatsache bekräftigt, nämlich durch die Wunder, deren sich die erste Kirche rühmte, die Gabe der Zungen, der Gesichte und der Prophezeihungen, die Macht Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, ja sogar Todte zu erwecken, die von den Aposteln an in ununterbrochener Folge sich fortpflanzte und durch Hände auflegen sich mittheilte. Hier wäre natürlich die Frage aufzuwerfen, wann sich wohl diese Wunderkraft wieder verloren habe, und die verschiedenen Parteien der Christen haben natürlich dafür auch verschiedene Grenzen angenommen, und nur die katholische Confession nimmt eine noch jetzt fortwirkende Kraft an. Daß diese Erscheinungen indessen, nur die Todtenerweckung ausgenommen, sich wirklich so verhalten haben, dürfte durch neuere gleicher Art wohl außer Zweifel gesetzt seyn, und überhaupt der Einwirkung der Seele auf den Körper unter gewissen Bedingungen ein Erfolg zuzuschreiben seyn, der, ohne die Grenzen eines natürlichen Zusammenhangs zu überschreiten, dennoch das ist, was man wunderbar zu nennen pflegt. Hiezu kam viertens das sittlich-strenge und wahrhaft reine Leben, durch das sich die ersten Christen, wenigstens im Allgemeinen, ganz vorzüglich vor den Heiden auszeichneten, so daß je bekannter das frühere Lasterleben Mancher gewesen war, desto auffallender ihre jetzige Aenderung seyn mußte. Der Grundsatz, daß auch die größten Sünder, wenn sie nur wahre Reue bewiesen, zu der Kirche Zutritt hätten, war für die Kirche nicht nur ehrenvoll, sondern auch vortheilhaft, indem gerade solche bekehrte Sünder, wie es immer bei Ueber-

genoſſen ſie Ruhe, ſeine Concubine Marcia, die ihn endlich umbringen ließ, war ſelbſt eine Chriſtin. Severus (193—211) gab zwar ein Verbot gegen ſie, das aber mit ſeinem Tode ſogleich ſeine Kraft verlor, und unter Caracalla, Elagabalus und Alexander Severus (211—235) war ſo wenig an Unterdrückung zu denken, daß ſie vielmehr die Erlaubniß erhielten, Kirchen zu bauen, Ländereien zu kaufen, ihre Wahlen öffentlich vorzunehmen, und Alexander Severus in ſeiner Hauskapelle bei anderen Bildſäulen auch ein Bild Chriſti aufſtellte, ja Biſchöffe damals am Hof Zutritt hatten, und die Achtung des Kaiſers und ſeiner Mutter genoſſen. Alexander's Nachfolger, der Thracier Maximinus, allem, was an ſeinen Vorfahrer erinnerte, feind, verfolgte auch die Chriſten, aber nicht als ſolche, ſondern als Günſtlinge eines ihm verhaßten Mannes. Das hörte natürlich in Italien, Afrika, und überall, wo der Tyrann (237) abgeſetzt wurde, ſogleich auf, und in Germonien, wo er ſich ſelbſt befand, mögen gewiß noch wenig Chriſten ſich befunden haben. Völlige Ruhe genoſſen ſie ſchon wieder 238. Philippus der Araber ſoll ſogar ſelbſt ein Chriſt geweſen ſeyn. Erſt Decius (249—251) erkannte einen tiefen Grund des Verfalls des römiſchen Reichs in der Abweichung von den alten Sitten und der alten Religion, glaubte, es ſey geholfen, wenn das ganz eingeſchlummerte Cenſoramt wieder hergeſtellt würde, und wollte daher auch die Chriſten vertilgen, allein die Verfolgung konnte auf keinen Fall lange dauern, und war wohl auch nur an einzelnen Orten beſonders hart. Hierauf war, eine kurze Beunruhigung unter Valerianus ausgenommen, der (259) Gallienus durch eine ſehr wichtige Verordnung ein Ende machte, indem er den Chriſten freie Ausübung ihrer Religion zugeſtand und gebot, die unter der vorigen Regierung confiſcirten und den chriſtlichen Gemeinden angehörigen Begräbniß-Plätze, Gebäude und andere Grundſtücke zurückzugeben, Ruhe bis unter Diocletianus (303), ſo daß Priſca, des Kaiſers Gemahlin, Valeria, ſeine Tochter, und mehrere der vornehmſten Hofbeamten Chriſten wurden, die Kirchen zu klein waren, und die Klagen über Sittenverſchlechterung der Glaubensgenoſſen auch aus dem Munde der Chriſten ertönten. Um dieſe Zeit benutzten die zwei durch das Chriſtenthum aus der Nachfrage gekommenen und ſchon längſt gegen daſſelbe erbitterten Parteien der Philoſophen und der Prieſter die im Heere vorkommenden Subordinationsvergehen, um gegen ihren gemeinſamen Feind zu wirken. Die chriſtlichen Soldaten weigerten

mögens war ganz und ohne Controlle in die Hand des Bischofs gelegt, der hierdurch wie durch die sogenannte Excommunication, oder Ausschließung von der Gemeinde, und durch die andern kirchlichen Strafen, eine außerordentliche, natürlich auch ins Weltliche hinüber greifende Macht erlangte. Wie unter den Presbytern der Bischof, so erlangten unter den verschiedenen Bischöffen die der Hauptstädte, Rom, Antiochia, Alexandria, Karthago, auf den von Zeit zu Zeit gehaltenen Versammlungen, Synoden, einen Vorrang vor den übrigen, den endlich der römische Bischof, gewissermaßen der Erbe der römischen Weltherrschaft, im Abendlande vor allen übrigen behielt, und auch bis auf die Gegenwart behauptet hat. Die Bischöffe von Antiochia, Alexandria, Jerusalem, und von dem später gegründeten Constantinopel, nahmen den Titel Patriarchen an.

Man muß sagen, daß diese in Wahrheit ungeheuere Umwälzung, wie sie wenigstens nach so vielen Jahrhunderten erscheint, in ihrem wirklichen Fortschreiten ausnehmend still und unmerklich vor sich gegangen ist. Gleichsam in seinen innersten Grundvesten untergraben, ahndete der künstliche Bau und seine scharfsichtigsten Wächter noch nicht, daß er dem Einsturz ganz nahe sey, ahndeten wenigstens nicht, daß von dieser Seite ihm Gefahr drohe. Daher kommt es, daß Männer von der höchsten Bildung und dem tugendhaftesten Wandel, wie Seneka, die beiden Plinius, Tacitus, Plutarchus, Galenus, Epictetus, der Kaiser M. Aurelius, das Christenthum entweder gar nicht, oder doch auf keinen Fall seinem Wesen nach kennen, und es mit verächtlicher Miene behandeln. Eben so sind auch die auffallenden Wunder, wodurch die Wahrheit des Evangeliums in der ersten Zeit bestätigt worden seyn soll, ja selbst die Sonnenfinsterniß, welche die Kreuzigung begleitet haben soll, den Naturforschern und Geschichtschreibern der alten Welt ganz unbemerkt geblieben. Kurz, man fing erst da, als es bereits zu spät war, die Gefahr zu ahnen an, und die Verfolgung des Diocletianus (303) ist nur um kaum ein Jahrzehent der völligen Anerkennung des Christenthums durch Constantin (313) voraus. Denn diese Verfolgung allein, obschon mehrere andere vorausgegangen sind, trägt das deutliche Bewußtseyn, daß das Christenthum mit dem Römerthum unverträglich sey, in allen andern sieht man nur Ausbrüche tyrannischer Raserei oder Maaßregeln polizeilicher Ordnung. Man muß nämlich bedenken, daß die Christen von den Römern zunächst für

walthätigen Handlungen und zu unbedingtem Gehorsam gegen alle Befehle seines Collegen, des Gründers seiner Macht, vollzog den Buchstaben und den Sinn des Befehls; Constantius, von Natur mild und den Christen geneigt, begnügte sich, die Kirchen einzureißen. So verbreitete sich also diese Verfolgung allerdings über die ganze Erde, nur daß auch hier die Abendländer, welche unter Constantius standen, namentlich Gallien, ein milderes Loos genossen. Indessen änderte Diocletian's Abdankung, 1. Mai 305, den Zustand der Christen wenigstens im Abendlande sogleich, indem Constantin, des Constantius Sohn, noch in demselben Jahre den Kaisertitel über Gallien, Britannien und Spanien annahm, und den Christen in seinen Ländern also gewiß Duldung angedeihen ließ. Nun dauerte es noch, nachdem schon Galerius ein Jahr (311) vor seinem Tode die Diocletianischen Verfolgungsmaaßregeln in seinem Reiche aufgehoben und den Christen ihre frühere Rechte zurückgegeben hatte, bis 313, wo Constantin und Licinius ein allgemeines, auch für die Heiden gerade so geltendes Duldungsedikt von Mailand aus erließen. Wenn auch noch Maximinus Daza und Licinius selbst in ihren Theilen dasselbe übertraten, so war doch der Grundsatz der Duldung einmal ausgesprochen, und mit Constantin's Alleinherrschaft (323) war die Kirche vor allen Angriffen geschützt. Die (324) erlassene Empfehlung des Christenthums, welche vom Kaiser ausgehend einer nöthigenden Aufforderung nicht ungleich sah, die Verlegung der Residenz in das neugebaute Constantinopel, wo keine Tempel des Heidenthums oder andere Erinnerungen störend einwirkten, die Erziehung der kaiserlichen Familie in dem neuen Glauben, wodurch dem Rückfall ins Heidenthum vorgebeugt wurde, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Angelegenheiten der Kirche, wodurch sie ihre Angelegenheiten zu denen des Staats gemacht sah, geben von nun an dem Christenthum eine Bedeutung, die keine Religion des Alterthums gehabt hatte. Man kann immerhin die Zahl der Heiden der der Christen noch wenigstens als gleich, ja sogar noch als überlegen annehmen, aber in welchem Nachtheil standen sie! Unter sich ohne Zusammenhang, während die Christen theils durch das Band der Bruderliebe; theils durch das des Interesses für die gemeinsame Sache verknüpft waren; der Anerkennung ihres Glaubens durch den Staat beraubt, der vielmehr dem neuen Glauben sich mit allem Eifer hingab, die Sache der Christen zur seinigen machte; endlich durch das Beispiel des Hofes, aller Vornehmen,

und dadurch das erbitterte Volk beschwichtigen wollte; indessen war diese Verfolgung auf jeden Fall nur auf Rom beschränkt, und zählte wohl auch nicht viele Opfer. Unter Domitian (81—96) wurde eine Kopfsteuer auf das jüdische Volk gelegt, worunter man freilich auch damals noch die Christen begriff, und welche zu unterscheiden man den römischen Procuratoren nicht zumuthen konnte. Es würde sich um nichts Geringeres, als einen vollständigen Katechumenenunterricht gehandelt haben, und es war natürlich, daß die Steuerbeamten den kürzeren Weg ergriffen, nämlich die Beschneidung entscheiden zu lassen. Wenn Domitian's Vetter Flavius Clemens, den er zum Consul gemacht hatte, wegen Atheismus und jüdischer Gebräuche hingerichtet worden ist, so deutet das allerdings nur auf Anklage des Christenthums, wiewohl Domitian auch aus anderen, geringfügigeren, Gründen Todesurtheile unterschrieb. Unter Trajan waren noch keine allgemeine Vorschriften gegen die Christen vorhanden, und erst dieser edle Kaiser gab auf ausdrückliche Anfrage seines Ministers Plinius ein Verfahren an, das aber außerordentlich gelind war, ihnen schlechterdings nicht von selbst nachspürte, und Ankläger, die ihre Angabe nicht zu beweisen vermochten, mit allen herkömmlichen Strafen bedrohte. Unter diesen Umständen war es, wenn man die Gelegenheit nicht absichtlich suchte, gewiß schwer, ein Märtyrer zu werden, und, so wenig man auch an dem Eifer der ersten Christen, Blut und Leben für die Wahrheit ihres Bekenntnisses zu lassen, zu zweifeln gesonnen ist, so kann doch die Zahl der wahrhaften Märtyrer nur sehr gering seyn. Denn, wenn man auch zugibt, daß das Volk noch mehr als der Hof gegen die Christen ergrimmt war, und die Statthalter in einzelnen Provinzen entweder sich gezwungen sahen, dem Geschrei des Volkes, dem eine solche Hinrichtung meistens ein Fest war, nachzugeben, oder wohl gar selbst nicht anders dachten, so ist auf der andern Seite auch gewiß, daß die Christen durch Nachgiebigkeit gegen das Verlangen vor den Götterbildern zu opfern, durch Ausstellung von Zeugnissen, daß sie keine Christen seyen, und ähnliche Mittel, welche durch größere und geringere Buße im Schooße der Gemeinde wieder gutgemacht werden konnten, sich dem Tode und den Martern zu entziehen wußten. Die Regierung der sogenannten guten Kaiser war der Ausbreitung des Christenthums keineswegs hinderlich, und von wahrhaften, nicht legendarischen Verfolgungen findet sich unter ihnen keine Spur. Selbst unter dem schwachköpfigen und wahnwitzigen Commodus (180—192)

V. Häretiker und Katholiken. Kirchenväter. Mönche.

Spaltungen in der Kirche ſelbſt. Arius und Alexander. Concil zu Nicäa, 325. Das Nicäniſche oder Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß. Theodoſius befiehlt Annahme des Chriſtenthums. Die Synode zu Conſtantinopel, 381. Donatiſten. Die Collatio. Innere Ueberlegenheit der Chriſten. Origenes. Euſebius Pamphil. Gregor v. Nazianz. Baſilius der Große. Johannes Chryſoſtomus. Tertullianus. Ambroſius. Auguſtinus. Hieronymus. Mönchsweſen. Antonius. Pachomius. Hilarion. Benedikt von Nurſia. Gaulenheilige.

Der Sieg der chriſtlichen Religion ſchien ſie nur zu neuen Kämpfen herauszufordern. Das Heidenthum bot mit ſeinen bereits lächerlich gewordenen Lehren nur einen werthloſen Gegner der, den man nur ſich ſelbſt zu überlaſſen brauchte, um ſeiner völligen Vernichtung entgegenzuſehen; ohne geiſtige Stütze, ohne politiſchen Halt mußte es allmählig ganz verſchwinden. Dagegen waren die Lehren der Chriſten ſelbſt, wie kunſtreich bereits Paulus und andere Lehrer das rein ſpeculative Gebäude angelegt hatten, ein Gegenſtand fortwährender Unterſuchung und eine Quelle der ſpitzfündigſten Disputationen geworden, ſo daß es, nach der kurzen Dauer der Urkirche, kaum eine Zeit gegeben haben möchte, wo nicht über irgend einen Lehrſatz abweichende Meinungen in der Kirche einander entgegen ſtanden, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit von ihren Parteien verfochten, und wo möglich, bis zur Vernichtung oder doch Unterwerfung der ſchwächeren fortgeſetzt. Der wichtigſte Streit in jener Zeit, der für die ganze Chriſtenheit von vorzüglicher Bedeutung war und iſt, fällt in die erſten Jahre von Conſtantin's Alleinherrſchaft, und erweckte ſeine perſönliche Theilnahme.

Den grübelnden Geiſt der morgenländiſchen und ägyptiſchen Chriſten hatte die Eigenthümlichkeit des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn in der Gottheit zur Ergründung deſſelben angereizt. Die Lehre des Sabellius, eines Afrikaners, daß die drei Perſonen vollkommen eins ſeyen, war als ketzeriſch anerkannt worden, und die von dem gelehrten und in dialectiſchen Künſten wohl erfahrnen Presbyter Arius zu Alexandria vertheidigte hatte daſſelbe Schickſal. Um zu verhüten, daß die von ſeinem weniger gelehrten Biſchof Alexander aufgeſtellte Anſicht nicht die Ketzerei des Sabellius unvermerkt ein-

ſich (301), den heidniſchen Feſten beizuwohnen und erzürnten den Kaiſer durch Störung ſeiner Opfer, indem ſie wahrſcheinlich in der Meinung, die Beſchwörung des Teufels und ſeine Befragung bei Beſchauung der Eingeweide des Opferthiers zu hindern, mit dem Zeichen des Kreuzes an ihren Helmen bei den Opfern erſchienen, und ſo den Oberprieſter erbitterten, der alsdann den Kaiſer gegen ſie reizte. Doch ließ Diocletian die Chriſten erſt nur aus dem Heere, von dem Hofe und aus dem Hofgeſinde entfernen, und erſt die Cabalen des Galerius, der von ſeiner den phrygiſchen Myſterien ergebenen Mutter angetrieben wurde, vermochten ihn zu ſtrengeren Maaßregeln. Galerius brachte den ganzen Winter (302—303) bei Diocletian zu Nikomedien zu. Dieſer widerſtrebte lange und ſetzte ihm die Gefahren des Unternehmens aus einander; auch eine Berathung mit angeſehenen Männern überwog noch nicht; erſt die Befragung des Mileſiſchen Apollo, deſſen Antwort natürlich gegen die Chriſten war, gab den Ausſchlag, doch ſo, daß Diocletian die blutige Verfolgung, auf welche Galerius drang, ſchlechterdings ablehnte. Am 23. Febr. 303 wurde die Hauptkirche in Nikomedien gewaltſam eröffnet, die vorgefundenen Schriften verbrannt, und hierauf von der in förmlicher Schlachtordnung angerückten Garde das Gebäude binnen weniger Stunden geſchleift. Tags darauf wurde ein Edikt angeſchlagen, des Inhalts, daß Leute dieſer Religion aller Ehre und Würde unfähig ſeyn ſollten, und ihr Recht vor den Gerichtshöfen weder ſuchen noch vertheidigen dürften, alle Kirchen geſchloſſen und niedergeriſſen, und keine Zeichen ihrer Religion ferner geduldet werden ſollten. Dies Edikt riß ein angeſehener Mann öffentlich herunter, und äußerte ſich darüber auf höhniſche Weiſe. Er wurde ſogleich ergriffen und wegen dieſer Majeſtätsbeleidigung zum Feuertod verurtheilt, den er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug. Wiederholte Feuersbrünſte im Pallaſt von Nikomedien wurden nun von Galerius, der ſie ſelbſt veranlaßt haben ſoll, auf die Chriſten geſchoben, und ſo endlich ſeine Abſicht, Diocletian zu reizen, erreicht. An die Stelle der früheren Maaßregeln, die noch immer ſchonend genannt werden konnten, trat nun eigentliche Grauſamkeit; ſelbſt die kaiſerlichen Frauen Priſca und Valeria mußten ſich zum Opfer bequemen, mehrere angeſehene Pallaſtbeamte wurden hingerichtet, die Chriſten verbrannt, erſäuft, und an die beiden Regenten des Abendlands, Maximianus und Conſtantius, die Befehle es auch ſo zu machen geſchickt. Maximianus, bei eigener Neigung zu ge-

festes, das manche Gemeinden noch gleichzeitig mit den Juden feierten, getheilt waren. Aus diesen Gründen schritt Constantin zu einem, für unfehlbar gehaltenen Mittel, nämlich einer Versammlung aller Bischöfe, der ersten allgemeinen oder ökumenischen Synode, die auch 325 zu Nicäa in Bithynien gehalten wurde. An 300 und darüber kamen daselbst zusammen, der geringeren Geistlichen, Presbyter, Diakonen, Akoluthen, war eine ungezählte Menge. Constantin selbst, der eben erst seinen Sieg über Licinius gefeiert hatte, kam auch hin, und suchte so viel als möglich zur Eintracht zu bewegen, und die Gemüther zu besänftigen. Indessen kam es nach langen Disputationen, in denen Eusebius von Nikomedia nebst einigen andern Bischöfen für die Ansicht des Arius, der Diakonus Athanasius von Alexandria, (st. 373), gegen dieselbe sprach, endlich zu einem Glaubensbekenntniß, unterschrieben von 318 Bischöffen, in welchem Christus, Sohn Gottes, eingeborner Sohn des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahrem Gott, erzeugt, nicht erschaffen, gleichwesenhaft mit dem Vater, genannt wurde, diejenigen hingegen verflucht wurden, welche sagen, es sey einmal eine Zeit gewesen wo er nicht war, ehe er erzeugt war, oder er sey aus Nichts entstanden, oder aus einem andern Stoffe als dem Wesen des Vaters erzeugt, oder er sey erschaffen. Arius selbst wurde, weil er sich dieses Glaubensbekenntniß zu unterschreiben weigerte, von Constantin ins Exil geschickt. In Hinsicht des schon seit dem zweiten Jahrhundert angeregten Osterstreites, wurde, um die östlichen Kirchen, welche das Fest noch größtentheils mit den Juden feierten, nicht zu sehr zu beleidigen, nur beschlossen, das es in Zukunft von ihnen übereinstimmend mit den Aegyptern an Einem Sonntag gefeiert werden sollte. Man mußte jedoch später bestimmtere Verfügungen treffen, weil diese Verordnung doch nicht gehalten wurde. Auch eine andere wichtige Sache wurde damals angeregt, nämlich, daß alle bereits verheiratheten Geistlichen ihre Weiber von sich thun sollten. Dieß hintertrieb jedoch der laut erklärte Ausspruch des ehrwürdigen, unverheiratheten, und stets als keusch bekannten Paphnutius: man solle denen keine schwere Last aufbürden, die geweiht wären; die Ehe sey etwas Fleckenloses und Reines; man solle ja nicht durch überstrenge Vorschrift der Kirche schaden, indem nicht Alle so strenge Zucht würden tragen können; es sey genug wenn die Geistlichen keine zweite Ehe mehr schlössen. Diese Worte des allgemein geachteten Mannes bewirkten sofort die Verwerfung des Antrags,

Gebildeten, und Reichen, die diesen Schritt wie immer nachahmten, verlustig, und allmählig so nur auf die draußen im Walde und in den Dörfern hausenden, unwissenden und ungelehrten Landleute beschränkt, die in kaum fünfzig Jahren (schon unter Valentinian I.) als die Repräsentanten der alten Religion angesehen wurden, und im Munde der neuen Wortführer dem Glauben an den wolkenumthürmten Olymp der alten Griechen und Römer den Namen der Bauernreligion (Paganismus) zuzogen.

eifrigen Bemühungen der Päpſte gelang, ſie im Abendlande wenigſtens ganz zu vertilgen; zwar erhielten ſich im Morgenlande und drangen aus dieſem in das Abendland eine Menge häretiſcher Lehren, denen ſogar größere Gemeinden zugethan waren, auch entſtanden ebendaſelbſt, durch den grübelnd ſpitzfindigen Geiſt des Morgenlands veranlaßt oder auch durch den Einfluß uralter orientaliſcher Lehren beſtimmt, immer wieder neue Syſteme; dennoch aber kann man mit dem Zeitalter des Theodoſius die Begründung der katholiſchen Kirche als abgeſchloſſen anſehen, jedoch ohne die Einwirkung zu beſtreiten, welche weitere Forſchungen auf die Geſtaltung derſelben ausübten, welche alſo theils unmittelbar, von der Kirche ſelbſt ausgingen, theils mittelbar, durch äußern Einfluß entſtanden. Uebrigens war die abendländiſche Kirche von den dogmatiſchen Streitigkeiten, welche das Morgenland beinahe ausſchlüßlich beſchäftigten, um nicht zu ſagen ganz frei, doch bei weitem nicht in gleichem Grade berührt, was ſich ſchon aus dem verhältnißmäßig geringeren Grad der Empfänglichkeit für ſolche feine Unterſchiede erklärt, und ihre Aufgabe war vielmehr, die richtige Stellung zur weltlichen Macht, zum Staate, zu erhalten, wovon wiederum im Morgenlande gar nicht die Rede war.

Außer den Arianern traf jedoch Conſtantin noch auf eine andere ſehr anſehnliche, obſchon außer dem Lande ihrer Entſtehung, Afrika, eigentlich nicht ausgebreitete Secte, die Donatiſten, die ſich in keinem eigentlichen Glaubensartikel, namentlich nicht in dem der Trinität, von den Katholiken unterſchieden, ſondern einer eigenthümlichen ſtrengen Anſicht ihre Entſtehung verdankten. In der Strenge der diocletianiſchen Verfolgung hatte die menſchliche Schwäche und Furcht vor Strafe viele, ſelbſt höhere Geiſtliche, zur Auslieferung der heiligen Bücher und der Kirchengeräthſchaften vermocht, welche zwar als Traditores nachher einer Kirchenbuße unterworfen, bei der großen Ausbreitung dieſes Vergehens aber bald wieder zu Gnaden angenommen wurden. Den gegenſeitigen Vorwürfen zufolge ſcheint keine Partei weder die der Katholiken noch auch die ſtrengere der ſogenannten Häretiker von dieſem Vergehen frei geblieben zu ſeyn, und es hätte alſo eigentlich keiner dem Andern einen Vorwurf zu machen ein Recht gehabt. Als aber der Biſchof Menſurius von Carthago ſtarb, und ein Presbyter Cäcilianus zu ſeinem Nachfolger ordinirt worden war, ſo erhub ſich eine in Carthago namentlich von einer angeſehenen Frau Lucilla und ihren geiſtlichen Freunden veranlaßte, außerdem von dem Biſchof Secundus, dem Primas von

leite, ging er zu der gerade entgegengesetzten über, und behauptete, wenn der Vater den Sohn erzeugt habe, so habe der Erzeugte einen Anfang seines Wesens, es sey also offenbar einmal eine Zeit gewesen, wo der Sohn nicht war, und er sey also nothwendig aus Nichts entstanden. Ueber diese vorher nicht angeregte Ansicht erhob sich ein furchtbarer, die ganze Christenheit in Feuer und Flammen setzender Sturm. Geistlichkeit und Laien nahmen für und wider Partei; je unbegreiflicher solche Verhältnisse, je unentwirrbarer für den gesunden Menschenverstand ein solchet Knäul, desto erbitterter wurden die Gemüther darüber, daß keiner dem andern glauben wolle. Alexander griff endlich, hauptsächlich durch des Bischofs Eusebius von Nikomedia Theilnahme für Arius gereizt, zu einem entscheidenden Mittel, entsetzte den Arius und die übrigen Presbyter seines Anhangs ihrer Stellen, und berichtete den ganzen Hergang mit leidenschaftlicher Heftigkeit an alle andere Bischöffe. Gerade hierdurch bekam die anfangs noch nicht so bedeutend gewordene Sache eine allgemeine Bedeutung. Die christliche Religion wurde öffentlich in den Theatern selbst verspottet, und in Alexandria, wo sich ein früher aus andern Ursachen abgesetzter Bischof Meletius mit seinem Anhang an den Arius anschloß, gab es scandalöse Auftritte. Vergebens suchte Eusebius von Nikomedien den Alexander zu bewegen, den Arius wieder in die kirchliche Gemeinschaft und in seine vorige Stelle zuzulassen, vergebens stellte Constantin selbst dem Alexander vor, daß er durch eine ungeitige Neugier, die Meinung seiner Presbyter über eine unwesentliche Sache zu vernehmen, dem Arius aber, daß er durch einen ungezügelten Trieb, seine Meinung auszusprechen, zu einer furchtbaren und gefährlichen Verwirrung Anlaß gegeben habe; über solche Dinge solle man weder Fragen stellen, noch auf eine Frage antworten; gesetzt auch, es sey einer im Stande, so dunkle und schwierige Materien zu begreifen und zu entwickeln, wie viele ihn denn verstehen könnten? Die Frage sey daher verwegen, und die Antwort unbesonnen, und es sey gewiß Sünde, daß um ihrer willen das ganze Volk Gottes zur Zwietracht veranlaßt werde. Er fordert sie daher zur Eintracht auf, und bittet sie, ihm wieder ruhige Tage und sorgenfreie Nächte zu gewähren. Allein aus dem ganzen Schreiben Constantin's zeigt sich bereits, wie sehr die Stellung des weltlichen Herrn zu denen, welche die Geheimnisse der Religion verwalten, sich geändert hatte, und das Schreiben war fruchtlos, zumal die Gemüther auch noch durch den Streit über die richtige Feier des Oster-

eifrigen Bemühungen der Päpſte gelang, ſie im Abendlande wenigſtens ganz zu vertilgen; zwar erhielten ſich im Morgenlande und drangen aus dieſem in das Abendland eine Menge häretiſcher Lehren, denen ſogar größere Gemeinden zugethan waren, auch entſtanden ebendaſelbſt, durch den grübelnd ſpitzfindigen Geiſt des Morgenlands veranlaßt oder auch durch den Einfluß uralter orientaliſcher Lehren beſtimmt, immer wieder neue Syſteme; dennoch aber kann man mit dem Zeitalter des Theodoſius die Begründung der katholiſchen Kirche als abgeſchloſſen anſehen, jedoch ohne die Einwirkung zu beſtreiten, welche weitere Forſchungen auf die Geſtaltung derſelben ausübten, welche alſo theils unmittelbar, von der Kirche ſelbſt ausgingen, theils mittelbar, durch äußern Einfluß entſtanden. Uebrigens war die abendländiſche Kirche von den dogmatiſchen Streitigkeiten, welche das Morgenland beinahe ausſchlüßlich beſchäftigten, um nicht zu ſagen ganz frei, doch bei weitem nicht in gleichem Grade berührt, was ſich ſchon aus dem verhältnißmäßig geringeren Grad der Empfänglichkeit für ſolche feine Unterſchiede erklärt, und ihre Aufgabe war vielmehr, die richtige Stellung zur weltlichen Macht, zum Staate, zu erhalten, wovon wiederum im Morgenlande gar nicht die Rede war.

Außer den Arianern traf jedoch Conſtantin noch auf eine andere ſehr anſehnliche, obſchon außer dem Lande ihrer Entſtehung, Afrika, eigentlich nicht ausgebreitete Secte, die Donatiſten, die ſich in keinem eigentlichen Glaubensartikel, namentlich nicht in dem der Trinität, von den Katholiken unterſchieden, ſondern einer eigenthümlichen ſtrengen Anſicht ihre Entſtehung verdankten. In der Strenge der diocletianiſchen Verfolgung hatte die menſchliche Schwäche und Furcht vor Strafe viele, ſelbſt höhere Geiſtliche, zur Auslieferung der heiligen Bücher und der Kirchengeräthſchaften vermocht, welche zwar als Traditores nachher einer Kirchenbuße unterworfen, bei der großen Ausbreitung dieſes Vergehens aber bald wieder zu Gnaden angenommen wurden. Den gegenſeitigen Vorwürfen zufolge ſcheint keine Partei weder die der Katholiken noch auch die ſtrengere der ſogenannten Häretiker von dieſem Vergehen frei geblieben zu ſeyn, und es hätte alſo eigentlich keiner dem Andern einen Vorwurf zu machen ein Recht gehabt. Als aber der Biſchof Menſurius von Carthago ſtarb, und ein Presbyter Cäcilianus zu ſeinem Nachfolger ordinirt worden war, ſo erhub ſich eine in Carthago namentlich von einer angeſehenen Frau Lucilla und ihren geiſtlichen Freunden veranlaßte, außerdem von dem Biſchof Secundus, dem Primas von

und es war damals noch ſo viel unbefangener Verſtand vorhanden, daß die Befriedigung des natürlichſten Triebes auf die bürgerlichanſtändigſte Weiſe nicht für ein unreines Werk, noch die thörichte Entſagung für etwas beſonders Rühmliches erklärt wurde. Uebrigens dauerte der Kampf gegen Arius und ſeine Anhänger noch fort, er erlangte (328) kurz vor ſeinem Tode von Conſtantin Aufhebung ſeines Exils und Anerkennung als rechtgläubiger Chriſt, und nach Conſtantin's Tod (337) wurde ſie von ſeinem Sohne Conſtantius II. (bis 361) mit Eifer aufrecht gehalten, den eben ſo Kaiſer Valens im Morgenlande bewies (364—378). Erſt Theodoſius, welchen Valens' Neffe Gratian zum Mitregenten, und Herrſcher des Morgenlandes insbeſondere erkor, gab in Verein mit dieſem und ſeinem jüngern Bruder Valentinian II. (380) das merkwürdige Geſetz, daß alle ihre Unterthanen in der Religion wandeln ſollten, welche der Apoſtel Petrus bekanntlich zu Rom gelehrt habe, und zu welcher ſich der Papſt Damaſus, und Peter Biſchof von Alexandria bekennen, nämlich, daß ſie nach der apoſtoliſchen Lehre und der evangeliſchen Unterweiſung Eine Gottheit des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes unter gleicher Majeſtät und unter der frommen Dreieinigkeit glauben. Dieſe, gebieten ſie ferner, welche ſich hiezu bekennen, ſollen den Namen der katholiſchen Chriſten führen, die Uebrigen aber, welche ſie für Thoren und Wahnſinnige erklären, die Unehre ihres ketzeriſchen Glaubens tragen, und außer der göttlichen Rache auch noch von beſonderer Strafe, welche ſie (die Kaiſer) auf himmliſches Urtheil hin verfügen werden, heimzuſuchen ſeyn. Dieſe beſonderen Strafen folgten bald nach, und nach den verſchiedenen Secten, in welche damals ſchon die Nichtkatholiken zerfielen, erließ Theodoſius eine Reihe von Verordnungen mit größerer oder geringerer Beraubung ihrer bürgerlichen Freiheiten und Rechte, ja gegen einzelne wurde ſogar die Todesſtrafe ausgeſprochen. Nachdem die Nicäniſche Synode hauptſächlich mit der Gleichſtellung der zwei erſten Perſonen der Gottheit beſchäftigt geweſen, mittlerweile aber über die Gleichheit der dritten, des Geiſtes, ebenfalls ein Streit entſtanden war, ſo wurde durch die zweite allgemeine Synode zu Conſtantinopel (381) auch die Gleichheit des Geiſtes ausgeſprochen, ſo daß nun die Hauptgrundſätze der chriſtlichen Religion vollkommen befeſtigt waren. Zwar erhielt ſich die arianiſche Parthei noch in großer Anzahl, und fand namentlich unter den Barbaren des Nordens einen leichten Eingang, ſo daß es beinahe über 200 Jahre gedauert hat, bis es den

zu ihnen übertraten, die Taufe noch einmal vor, ſondern verfuhren, wo ſie konnten, mit zerſtörender Gewalt gegen die Kirchen und Kirchengeräthſchaften der Katholiken. Doch herrſchte über die Wiedertaufe nicht durchgängig gleiche Anſicht. Unter Conſtantius II. wurde Donatus exilirt und ſtarb im Exil, vor 355. Bald brachen unter ihnen ſelbſt Spaltungen aus, die mit großer Heftigkeit und Verfolgungswuth betrieben wurden. Der berühmte Biſchof und Kirchenvater Auguſtinus gab ſich auch ſeinerſeits alle Mühe, ſie von ihren Irrthümern zu überzeugen und mit der ächten Kirche zu verſöhnen, und der Aufmerkſamkeit, welche Kaiſer Honorius dieſer Sache widmete, verdankte man ein großes, unter dem Namen der Collatio zu Carthago abgehaltenes Religionsgeſpräch (411), bei dem 286 katholiſche, und 279 donatiſtiſche Biſchöffe ſich einfanden, das aber wie alle ähnliche Verſuche nicht nur keine Ausſöhnung bewirkte, ſondern durch den von dem Cognitor (Unterſuchungsrichter) Marcellinus zu Gunſten der Katholiken gefällten Ausſpruch, welcher (412) kaiſerliche Bekräftigung und Strafen zu Folge hatte, größere Erbitterung erregte. Den nun ſowohl von Honorius als von ſeiner Schweſter Placidia (als Vormünderin Valentinian's) gegen ſie eingeſchlagenen Maaßregeln brachte der Vandaleneinfall (429) zwar ein Ende, ſetzte ſie aber derſelben harten Behandlung aus, welche die Katholiken erlitten, ſo daß ſie wenigſtens bedeutend geſchwächt und ihre letzten Ueberreſte durch Gregor's des Großen kluge Maaßregeln wieder mit der katholiſchen Kirche vereinigt wurden.

Nicht aber nur die äußere Bedeutung der Zahl und des Standes der Theilnehmer erhub die Chriſten damals zur ſiegreichen Stellung über die Heiden, ſondern auch der eigentliche Geiſt des Forſchens und Denkens, welcher bei ihnen allein noch anzutreffen war. Die Nothwendigkeit der ſchriftlichen Vertheidigung gegen die Angriffe derjenigen, welche das Lächerliche, Verächtliche oder Unwahre der neuen Lehre hervorzuheben ſuchten, und die Belehrung und Tröſtung der eigenen Glaubensgenoſſen erweckte frühzeitig ausgezeichnete Männer, die durch Wort und Schrift als Vorkämpfer ihres Glaubens ſich außerordentliche Verdienſte erwarben. Sowohl die griechiſche Kirche konnte ſich in dieſer Hinſicht der trefflichſten Männer rühmen, wie des Origenes, der, wohl kaum von einem Zeitgenoſſen, ſelbſt ſchwerlich von einem Nachkommen an umfaſſender Gelehrſamkeit, eifrigem Streben, unermüdeter Thätigkeit übertroffen, zuerſt die ſchlagendſte Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens in ſeiner Schrift

Numidien, der ſich beleidigt fand, daß man die Ordination des carthaginienſiſchen Primas ohne ihn vorgenommen hatte, und ſeinen Biſchöffen geförderte Einſprache gegen die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl, unter dem Vorwande, er ſey von Traditoren ordinirt; auf geſchehene Vorladung wurde er, da er nicht erſchien, mit dem Banne belegt, und an ſeine Stelle zum carthaginienſiſchen Biſchof Majorinus gewählt. Ganz Afrika zerfiel hiedurch in zwei Parteien, indem die größere Zahl der inländiſchen Chriſten dem Majorinus zufiel, Cäcilianus aber durch die Anerkennung der anderen Provinzen größeres Anſehen erhielt. Conſtantin ließ (313) den Cäcilianus mit 10 Biſchöffen ſeiner Partei und eben ſoviel von ihren Gegnern nach Rom kommen, an deren Spitze Donatus Caſenſis ſtand, um hier die Sache vor einem aus galliſchen und italieniſchen Biſchöffen beſtehenden Gericht im Lateran entſcheiden zu laſſen. Dieſes fand den Beklagten nicht ſchuldig und ſuchte auch die anderen zu gewinnen; allein die Afrikaner gaben nicht nach, und es kam zu einem zweiten Concilium in Arelate (314), welches wie die römiſche Synode ſprach, aber ebenfalls ohne Nachgiebigkeit zu bewirken. Conſtantin, unwillig über die Halsſtarrigkeit der Donatiſten, die ihn mit ihren Appellationen beunruhigten, unterſuchte die Sache ſelbſt zu Mailand (316), und erklärte den Beklagten für unſchuldig, ſeine Gegner für Verläumder. Indeſſen war Majorinus geſtorben und Donatus (nicht jener obengenannte) an ſeine Stelle getreten, ein gelehrter, feingebildeter, beredter, durchaus unbeſcholtener und ſittenreiner Mann, dem ſeine Gegner nur einen unmäßigen Hochmuth Schuld gaben. Durch ihn erhielt ſeine Partei Feſtigkeit, inneres Vertrauen, und den Parteinamen der Donatiſten, den ſie zwar nicht für ſich anwandten, aber doch ſeiner nie außer mit der größten Ehre gedachten. Strenge Befehle, welche Conſtantin erließ, ihre Kirchen und Verſammlungsörter einzuziehen, reizten ſie zur Rache an den Katholiken, und die ſogenannten Circumcellionen, eine Abart der Donatiſten, verübten an dieſen manche Gewaltthat und Grauſamkeit. Conſtantin gewährte ihnen endlich auf ihre Bitte, daß man ſie gehen ließe und ihre Züchtigung Gott anheimſtelle (330). In ihren Lehren behaupteten ſie hauptſächlich: die katholiſche Kirche ſeyen nur ſie, in der übrigen Welt ſey ſie erloſchen; daher ſeyen alle Sacramente außer ihrer Kirche null und nichtig, indem durch die Anerkennung der Traditoren als rechtmäßiger Biſchöffe die ächte, apoſtoliſche Nachfolge unterbrochen und aufgehoben wäre. Daher nahmen ſie nicht nur mit allen, die

welt, indem durch ihn die Lehre von der Gnadenwahl entwickelt und ausgebildet worden ist, war Augustinus (geb. 354), von dem heiligen Ambrosius für das orthodoxe Christenthum gewonnen und von demselben (387) getauft, später Bischof (395) in Hippo Regius auf der Nordküste von Afrika (Bona) und daselbst gestorben während der Belagerung durch die Vandalen (430). Hieronymus endlich (der nebst Ambrosius, Augustinus und Gregor dem Großen die vier grossen Kirchenväter der lateinischen Kirche ausmacht), aus Dalmatien (331) gebürtig, sorgfältig erzogen, und mit dem Weltleben gleich Augustinus nicht unbekannt, dann (gegen 370) getauft in Rom, gewann hierauf während eines mehrjährigen Aufenthalts in der syrischen Wüste Neigung für das Mönchsleben, das er nach seiner Rückkehr nach Rom (383) mit solchem Eifer verfocht und hervorhob, daß selbst vornehme Frauen der Welt entsagten, ins klösterliche Leben sich zurückzogen, und die heilige Paula ihren Lehrer Hieronymus in seine Zurückgezogenheit nach Palästina (386) begleitete, und von ihrem Vermögen ein Kloster bei Bethlehem gründete, wo er (420) starb. Seine ungemeinen Sprachkenntnisse mit großem Eifer und feuriger Beredtsamkeit verbunden machten ihn zu einem rüstigen Kämpfer der Kirche in allen damals obwaltenden Streitigkeiten mit Häretikern, und seine Uebersetzung des alten Testaments liegt der sogenannten Vulgata zum Grunde.

War nun aber auch durch Geist und Gelehrsamkeit die christliche Gemeinde vollkommen an die Stelle des alten weltbeherrschenden Roms getreten, so floß ihr doch noch ein größeres Gewicht und eine größere Verherrlichung von dem Mönchswesen zu. In den Wüsten Aegyptens und Palästina's entstand diese merkwürdige Erscheinung, von den damaligen Christen gleich einer neuen Philosophie bewundert und, trotz ihrer Beschwerden, mit bewundernswürdigem Eifer nachgeahmt. Wenn sich auch schon in älteren Zeiten Spuren von ähnlicher Entfernung von der Welt und ihren Lüsten gezeigt haben, wenn schon Philo von solchen Vereinen der Hebräer am mareotischen See redet, und wenn in dem Leben des Elias und des Täufers Johannes das früheste Vorbild erkannt wurde, so nahmen doch alle einstimmig den Aegypter Antonius, aus Koma bei Heraklea gebürtig, von guter Abkunft, obgleich geringer Bildung, als Stifter des Mönchslebens an. Frühe verwaist, vertheilte er sein Vermögen an seine Landsleute und die Armen, und begab sich in die Einsamkeit, erst in den Gräbern, zuletzt an dem rothen Meer auf dem Berg Colzim,

an den Celsus geliefert, und durch geistvolle Erklärung der heiligen Bücher so wie auch persönliche Kraft der Rede bis an sein in Folge der Martern, die ihm die decianische Verfolgung brachte, herbeigeführtes Ende (254) für seine Kirche unermüdlich thätig gewesen ist, wiewohl man später in seinen Schriften häretische Behauptungen entdeckt und sie verworfen hat; wie des nicht mindergelehrten Eusebius Pamphili, Bischofs von Cäsarea, eines Arianers, dessen Kirchengeschichte und dessen Leben Constantin's des Großen uns eigentliche Hauptquelle jener Zeit ist, und aus dessen andern Schriften eine nicht gemeine Kenntniß des Alterthums erhellt; wie der beiden Freunde und Landsleute Gregor von Nazianz (329—389), dessen edles, menschenfreundliches Gemüth durch einen mit allem Wissen ausgerüsteten Geist geschmückt war, und Basilius des Grossen, gleichfalls eines Cappadociers (329—379), der gleich seinem Freunde als gelehrter und ergreifender Redner auf seine Zeitgenossen wirkte, besonders aber durch Lehre, Ermahnung und eigenes Beispiel zum Mönchsleben aufforderte, die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit allen Ordensgeistlichen auflegte, so daß er als eigentlicher Begründer der Mönchszucht im Morgenlande erscheint; endlich wie des Johannes Chrysostomus (344—407), durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und eine durchaus vollendete Beredtsamkeit ausgezeichnet; als auch die Kirche des Abendlandes. Hier tritt zuerst der Afrikaner Tertullianus hervor, der (185) durch die Standhaftigkeit der Märtyrer bewogen zum Christenthum übertrat, und bei der von Severus gegen die Christen begonnenen Verfolgung die Vertheidigung in einer bei aller Härte und Dunkelheit der Sprache beredten und nachdrücklichen Schrift unternahm (gest. 220). Weisheit, hohe Bildung, und Sanftmuth des Charakters erhoben den von vornehmen Eltern stammenden (geb. um 340) Ambrosius, der noch nur Katechumene, nicht einmal getauft war, durch einstimmige Wahl aller Parteien zum Bischof von Mailand, in welcher Eigenschaft er bis an seinen Tod (397) sowohl in kirchlichen als weltlichen Sachen seine Macht und seinen Einfluß zum Besten der Menschen gebrauchte. Von ihm soll der noch jetzt in der Kirche übliche ambrosianische Lobgesang herrühren, und er ist es, der den Kaiser Theodosius für seine in der leidenschaftlichen Uebereilung begangenen Grausamkeiten zur Kirchenbuße zwang. Von dem größten Einfluß auf die Lehre der Kirche, nicht nur seiner Zeit, indem er gegen Donatisten, Manichäer, Pelagianer eiferte, sondern auch der ganzen Nach-

oder Vater genannt wurde, und deſſen Gebot pünktlich befolgt werden mußte; eben ſo die Weiber (Nonnen) unter einer Vorſteherin. Indeſſen konnte dieſes im Orient wie in Aegypten durch die Milde des Himmels mehr begünſtigte Weſen im Abendlande nicht ſo ſchnell Eingang finden. Athanaſius zuerſt, genöthigt von Alexandria nach Trier ins Exil zu entweichen, brachte nähere Kenntniß und erweckte einige Neigung dafür in Italien und Gallien, und der heilige Martin, Biſchof von Tours, (geſt. 397) beförderte es in Gallien, ſo wie Hieronymus gleichzeitig in Italien. Faſt ſo alt jedoch als die Mönche ſelbſt ſind die Klagen über ihre Ausartung und Verdorbenheit, indem es begreiflich iſt, daß Viele, um der Arbeit zu entgehen, und ein Leben zu führen, das zwar keine ſonderlichen Genüſſe, aber für Leute geringen Standes eben auch keine ſonderlichen Beſchwerden und auf jeden Fall Befreiung von den unerträglichen bürgerlichen und militäriſchen Laſten darbot, oder um von der äußerlichen Achtung und andern Vortheilen Nutzen zu ziehen, ohne einen wahren Beruf zu fühlen, dieſe Lebensweiſe erwählten. Daher verſuchte ſchon Auguſtinus, gegen die von den Gegnern des Mönchslebens aufgeſtellten wohlbegründeten Einwendungen keineswegs verblendet, und ſelbſt erkennend, daß im nördlichen Afrika der größte Theil der Mönche aus Leuten von niedriger Herkunft beſtand, aus Sklaven und Bauern, die man zwar nicht zuzulaſſen Unrecht thäte, deren Müſſiggang und zu große Freiheit aber gefährlich ſey, eine feſtere Regel als Schranke gegen dieſe Unordnungen aufzuſtellen, welche Ordnung jedoch erſt viel ſpäter allgemeine Sanction erhielt (1256) und zunächſt der Willkühr immer noch viel Raum ließ. Das Mönchthum würde daher der allgemeinen Verwilderung nicht haben widerſtehen können, wenn nicht durch Benedict eine feſtere Ordnung und ſtrengere Zucht gegeben worden wäre. Dieſer, nächſt Antonius und Baſilius der dritte Begründer des Mönchslebens, geb. 480 von angeſehenen Eltern in der italieniſchen Provinz Nurſia, und in Rom unterrichtet, hatte ſich in die Einſamkeit an den See Subiako zurückgezogen, wo er drei Jahre ganz unbemerkt lebte. Hirten entdeckten ihn und nun erhielt er große Verehrung vom Volke. Als in einem nahen Kloſter eine Abtsſtelle erledigt wurde, nahm er ſie auf Antrag der Mönche an, hatte aber im Kampfe mit ihren wilden Sitten viele Gefahren zu beſtehen, welche durch den Ruf vergrößert und mit vielen Umſtänden ausgeſchmückt wurden. Der Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe durch die noch fortdauernden Wirkungen der Völkerwanderung machte,

wo noch ein altes Kloſter ſeinen Namen trägt. Hier lebte er in gänzlicher Entſagung aller körperlichen Genüſſe, ſeine Koſt war Brod und Salz, ſein Trunk Waſſer, ſein Lager der nackte Boden oder eine ärmliche Matte. Seine Thätigkeit beſtand außer im Predigen, daß man Gott fürchten und ſeine Gebote halten ſolle, und in Ermahnung zur Arbeit und zur Wachſamkeit über ſeine Handlungen, in einer durch ſeinen großen, frühzeitig entſtandenen Ruf aufgerufenen Vertheidigung aller Verfolgten und Bedrückten, zu welchem Ende er oft in die Städte kam, um daſelbſt ihre Sache zu führen, ſogleich aber wieder in die Einſamkeit zurückkehrte. In ſeinem langen über hundert Jahre betragenden Leben (251—356) genoß er die Freude, den von ihm gezeigten Weg von einer ausnehmenden Menge Einſiedler und Mönche, die theils in einzelnen Zellen, theils in Gemeinſchaft die Ufer des Nils, die Sandwüſten Libyens, die Felſen von Thebais, und die Städte Aegyptens bevölkerten, betreten zu ſehen. Mit dem großen Athanaſius ſtand er in inniger Freundſchaft, und Conſtantin der Große bewies ihm ſeine Achtung. Ihm zunächſt kommt Pachomius (geſt. 349), und Hilarion, welcher das Mönchsweſen in Paläſtina verbreitete. Durch Baſilius den Großen erhielt es eine beſtimmtere Form ſtatt der regelloſen und daher auch häufig zuchtloſen Willkühr. Denn es war zwar den Mönchen Arbeit, Schweigen, Gehorſam, Keuſchheit und Gebet auferlegt, aber es war anfänglich verſtattet, aus dem Kloſter wieder in die Welt zurückzukehren, ſo daß manche ärgerliche Auftritte ſo wie auch die weitere Ausbildung des Glaubens ein Noviciat und hierauf ein unauflösliches Band nothwendig machten. Die urſprüngliche Regel für Nahrung und Tracht war die größte Einfachheit in der Landesſitte, und es ward bald Geſetz, ſich der Fleiſchnahrung, des Weins und überhaupt aller nährenderen und ſtärkeren Nahrung zu enthalten, ſo wie allmählig die Nachahmung der ägyptiſchen Tracht auch für andere, ſelbſt nordiſche Länder, ſo weit es möglich war, gut befunden wurde. Die Arbeit war theils beſtimmt, dem Müſſiggang zu ſteuern und Geduld und Gehorſam zu lehren, weshalb auch die ſonderbarſten Befehle, Pfähle wie Pflanzen zu begießen, Kleider zu nähen und wieder aufzulöſen, u. dgl. ohne Murren vollzogen werden mußten, theils ſich den nöthigen Lebensunterhalt zu verdienen, ſowohl durch Beſtellung der Felder, durch Schneiden des Getreides um Lohn, als auch durch Ausübung einzelner Handwerke oder einfacher Künſte, Flechten von Matten aus Palmblättern u. dgl. Sie ſtanden unter einem Aelteren, dem Abbas

zelne ausgezeichnete Gelehrte und in manchen Zweigen der Wissenschaft treffliche Leistungen befördert. Eben so ist die Urbarmachung und die verständige Bestellung großer Landsstriche ein Werk dieser Klöster, wobei jedoch freilich nicht zu vergessen ist, daß die großen Schenkungen der Fürsten sie frühzeitig auch ohne ihr eigenes Zuthun bereicherten, und daß ihnen hauptsächlich das Verdienst der Erhaltung gebührt. — Eine andere Erscheinung der anachoretischen Lebensweise, die Styliten oder Säulenheiligen, blieb in ihrer Sonderbarkeit auf den Orient allein beschränkt, wo Einzelne z. B. Simeon, David, ein großes, selbst Kaisern bedenkliches Ansehen gewannen. So war mit dem Ende des römischen Reiches ein ganz anderes Reich, geistiger Art, obwohl eben so leiblichen Leidenschaften unterworfen, an seine Stelle getreten; ihm waren im Grunde die Fürsten und Herren alle unterthan, und alle Ansichten hatten sich ganz nach ihm umgestaltet. An der Stelle des Olymps mit seinen Göttern stand ein Himmel, der Wohnsitz der Trinität mit Engeln und Heiligen, an die Stelle des vielartigen duldenden Polytheismus war der Grundsatz der allgemeinen Verpflichtung zu einer und derselben Glaubensansicht getreten, und statt der durch Gebote und Verordnungen der Staaten beförderten Heiligkeit der Ehe und Bestrafung der Ehelosigkeit hatten die Mönche und Nonnen in ihrem Beispiel den bald allgemein anerkannten Grundsatz aufgestellt, die Ehe sey eine nur in Rücksicht menschlicher Gebrechlichkeit geduldete Anstalt und das größte Verdienst in den Augen des Himmels sey Ehelosigkeit.

daß Viele zu ihm hinſtrömten und dieſe Lebensweiſe, deren Heiligkeit ſowohl auf die Griechen als auf die arianiſchen Oſtgothen Eindruck machte, als den einzig ſicheren Port erwählten, und er zwölf Klöſter, jedes mit zwölf Mönchen unter einem Vorſteher, anlegen konnte. Endlich begab er ſich auf den Berg, wo das Caſtrum Caſſinum in Trümmern lag, und ſtiftete daſelbſt das berühmte Kloſter Monte Caſſino, welches als das Haupt aller Benedictinerklöſter angeſehen wird. Hier ſtarb er zwiſchen 543 und 546. Die Grundzüge ſeiner Regel ſind: der Abt ſoll den Mönchen als Stellvertreter Chriſti erſcheinen, und ſeinem Willen ſoll jeder andere Willen unterworfen ſeyn; ſeiner Regierung und Leitung ſollen Alle unbedingt und mit gänzlicher Hingebung folgen. Die eigentliche Aufnahme fand erſt nach einem jährigen Noviciat, während deſſen der Novize wiederholt an die ſchweren Obliegenheiten ſeines Standes erinnert wurde, ſtatt, und er mußte ſich hierauf ſchriftlich verpflichten, ſtets in dem Kloſter zu bleiben, in Allem der Regel gemäß zu leben, und dem Abte zu gehorchen. Den Abt aber ermahnte die Regel, die zur Zucht nothwendige Strenge durch Liebe zu mildern. Die drei Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams galten ihm nicht als Zweck, ſondern nur als Mittel und Anfang zur ſittlichen Beſſerung. Seine Regel war übrigens in Speiſe und Tracht keineswegs beſchränkt auf das bisher Uebliche, ſondern da er wohl einſah, daß die Entbehrungen ſüdlicher Länder in rauheren Gegenden eine reine Unmöglichkeit wären, ſo verlangte er Manches nicht, erlaubte vielmehr z. B. das Weintrinken in beſtimmtem Maaße, und verſtattete dem Abt nach Zeit und Umſtänden von der vorgeſchriebenen Regel abweichen zu dürfen. Als Arbeit waren Feldarbeit, Gartenbau und Handwerke vorgeſchrieben, wozu auch noch das Abſchreiben religiöſer Schriften, mitunter auch alter Autoren kam. Die unglaubliche Ausbreitung dieſer Regel, die allen ſpäter im Abendlande entſtandenen Mönchsorden zum Grunde liegt, iſt der beſte Beweis für ihre damalige Zweckmäßigkeit, wiewohl nachher theils der eigene Trieb, noch außer den von Benedict geſetzten Bedingungen durch andere die Zucht zu ſchärfen, die Wolluſt zu zügeln und die Gottähnlichkeit zu erhöhen, theils das wirkliche Bedürfniß einer ſolchen verſtärkten Zucht eine Menge Modificationen ſeiner Regel hervorgebracht haben. Indeſſen hat der Benedictinerorden fortwährend ſich des größten Anſehens erfreut, und obwohl es nicht in der Abſicht des Stifters lag, hat doch die edle Muße, welche dieſen Klöſtern zu Gebote ſtand, ein-

ufer hinab mag ſich damals ſchon das anſehnliche Reich der Thüringer erſtreckt haben, und von dieſen ſüdlich das Volk der Bojoaren, deſſen Herzog oder König zu Regensburg ſaß, bald mehr bald weniger von den Franken abhängig, wahrſcheinlich aus Ueberreſten der alten Bojer und aus andern eingewanderten germaniſchen Stämmen gebildet. Der Oſten Germaniens von der Elbe an bildete ein unbekanntes Land, in dem ſlaviſche und wendiſche Stämme, die erſt ſpäter zu anſehnlichen Reichen der Czechen und Lechen heranwuchſen, ſich herumtrieben. Britannien hatte ſeit 449 die Angeln, Jüten und Sachſen, anfangs nur auf der Küſte, ſpäter in der großen öſtlichen Hälfte aufgenommen, und die Ureinwohner unter ihren Königen tapfer fechtend waren in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurückgedrängt worden. Im Norden des Clyde waren Caledonier, Picten und Scoten. Irland war ſo gut wie ganz unbekannt, desgleichen ganz Skandinavien. Nach Afrika waren die Vandalen unter Geiſerich ſchon 429 gegangen, und hatten hier ein die ſpäteren Barbaresken bereits vorbildendes Reich gegründet. In Italien war Odoaker mit ſeinen Herulern, Rugiern und Scyrren.

Von dieſen Staaten gewann der fränkiſche durch ſeine Dauer unſtreitig die größte Bedeutung. Chlodwig warf ſich auf den Römer Syagrius und erſtritt durch den Sieg bei Soiſſons (486) ſeinem fränkiſchen Stamm einen feſten Sitz auf dem alten römiſchen Gallien, wodurch er nicht nur ſeinen Stamm mächtiger und anſehnlicher machte, als alle übrigen Frankenſtämme, ſondern auch ſelbſt als Krieger eine große Bedeutung erlangte. Zehn Jahre ſpäter gab der Sieg über die Alemannen bei Zülpich, in welchem Chlodwig, der ſeinem Vetter Siegbert, König in Cöln, gegen dieſe zu Hülfe gekommen war, bei dem ſchwankenden Glücke der Schlacht den Chriſtengott, welchen bereits ſeine Gemahlin Clotilde verehrte, mit dem Gelübde für Ertheilung des Siegs ein Chriſt werden zu wollen, angerufen hatte, Veranlaſſung, die Franken, bisher noch Heiden, für die chriſtliche Religion, und zwar katholiſchen Bekenntniſſes, zu gewinnen. Chlodwig, den der rheimſer Biſchof Remigius am folgenden Oſterfeſte, mit mehreren ſeiner Verwandten und einer großen Menge Franken taufte, war damals der einzige nicht in den Irrthümern einer von der Kirche für ketzeriſch erklärten Lehre befangene Fürſt, und erwarb dadurch ſich und ſeinen Nachfolgern den Namen der allerchriſtlichſten Könige. Der Sieg über die Alemannen brachte eine Ausdehnung des fränkiſchen Reichs gegen Süden mit ſich, wei-

cher eine feindliche Berührung mit Burgund folgte, das jedoch unter seinem klugen König Gondebald den Angriffen Chlodwigs unerschüttert Trotz bot. Erfolgreicher war ein Angriff auf die Westgothen, denen, als Arianern, Chlodwig als guter Christ den schönsten Theil Gallien's unmöglich gönnen konnte, und in dem Siege bei Vougle (507) nicht nur ihren König Alarich II. erschlug, sondern sie selbst bis über die Garonne zurückdrängte, wodurch dieses Reich auf gallischem Boden nichts als die sogenannte Provinz Septimanien behielt. Da auch der bretagnische Fürst dem Titel König entsagt und Chlodwigs Oberhoheit anerkannt hatte, so war er am Ende seiner Tage (511), nachdem ihn der griechische Kaiser Anastasius mit dem Titel Patricius und den römischen Consulats-Insignien bekleidet hatte, als der alleinige fränkische König, im Besitz vier rüstiger Söhne, wenn nicht der erste mächtige Fürst des Abendlands, doch wenigstens dem Ostgothen Theodorich dem Großen gleich, und in dem Reichthum der Länder und der Unbestrittenheit der Herrschaft ihm überlegen. Seine Söhne stürzten nicht nur die burgundische Herrschaft, sondern drängten auch die Westgothen, als diese den Schutz der Ostgothen nicht mehr besaßen, noch weiter aus Gallien hinaus, und unterwarfen sich das thüringische Reich im innern Deutschland, wurden von Sachsen, Bojoaren und Alemannen als Oberherren anerkannt, und nur die seit Chlotar I. (558—561) immer wiederkehrenden Theilungen des Reichs mit Bruderzwist, Mord und allen möglichen Greueln verzögerten die diesem Reiche durch natürliche Einheit nothwendig erwachsende Größe.

Der Zeit nach später als Chlodwig, an persönlicher Würde aber und nachdrucksvollem Einfluß auf alle Begebenheiten des damaligen Westeuropa's weit über ihm, steht Theodorich Stifter des Ostgothen Reichs. Diese waren nach dem Untergang des Hunnenreichs unabhängig geworden, und Theodorich, Sohn Theudmir's, erzogen zu Constantinopel, hatte die Alleinherrschaft erlangt. Ihn wies die orientalische Politik Kaiser Zeno's, welche das in ihrem Norden umherziehende Raubvölk vom Halse zu haben wünschte, gegen den König Odoaker, der ohnedies bei den Kriegen mit den Rugiern in Pannonien, in Berührung mit den Ostgothen gekommen war. In einer Reihe von siegreichen Gefechten (489 und 490) warf er den Odoaker zurück, schloß ihn in Ravenna ein, und als ein Friede unter der Bedingung eines getheilten Regiments (493) zu Stande gekommen war, entledigte er sich seines Mitregenten unter dem Vor-

wande der Selbſtvertheidigung gegen heimliche Nachſtellungen. Wie man immer auch dieſe That betrachten möge, gewiß iſt, daß Theodorich's fernere Regierung zeigte, daß er die Herrſchaft verdiente. Zufrieden mit ſeinem Siege, der ihm Italien, Sicilien und den größten Theil der Süddonauländer zu eigen gab, ſteckte er das Schwerdt in die Scheide, und verwandte ſeine Macht und ſein Anſehen, um die Regierung ſeines Landes ehrenvoll und ſegensreich zu führen und in den ſämmtlichen Angelegenheiten des übrigen Weſteuropa's als entſcheidender Vermittler aufzutreten. Italien genoß unter ihm einer 33jährigen Ruhe, die um ſo wohlthätiger war, als er an dem Weſen der alten Verwaltung nichts änderte, die Vorzüge der gebildeten Römer ſelbſt erkannte und ſie an ſeinen Hof und in ſeine Dienſte zog, und weit entfernt aus Gothen und Römern Ein Volk erzwingen zu wollen, beide nach ihren eigenthümlichen Geſetzen und herkömmlichen Einrichtungen ſich benehmen ließ. Gegen die auswärtigen Völker trat er ſtets zur rechten Zeit als Schützer des Schwächeren auf, verſchaffte ſo den Alemannen nach ihrer Niederlage bei Zülpich ein ſicheres Unterkommen in den Alpenthälern und ſicherte die Weſtgothen (nach 507) vor gänzlicher Verdrängung aus Gallien. Sein Benehmen als Chriſt gegen die ihm, dem Arianer, feindliche katholiſche Bevölkerung Italien's zeigte, daß er von wahrer Chriſtenpflicht beſſere Begriffe hatte, als die Rechtgläubigen, und nur zum Schutze der eigenen Unterthanen ſah er ſich gegen das Ende ſeines Lebens zu Vergeltungsmaaßregeln gegen die Katholiken genöthigt. Eine ſolche wohlthätige und glorreiche Regierung, die ihn nach einem heldenmäßig verbrachten Jugendleben im Alter mit den höchſten Ehren umgab, war dennoch nicht im Stande, die ihrer alten Majeſtät noch nicht ganz vergeſſenden Römer mit dem Gedanken, von Barbaren beherrſcht zu werden, auszuſöhnen, und Theodorich's letzte Lebenstage ſind mit dem Vorwurf der Grauſamkeit gegen den gelehrten Boëthius und den Patricier Symmachus, die in den Verdacht einer Verſchwörung fielen, befleckt. Er ſtarb bald nach dieſen Grauſamkeiten (526) und das oſtgothiſche Reich ging nun ſchnellen Schrittes dem Untergange entgegen. Theodorich's Tochter Amalaſuntha, die anfangs für ihren Sohn Athalarich die Regierung geführt, dann als ihn das zügelloſe Leben, dem ſich der nach dem Wunſche der Gothen der mütterlichen Zucht entnommene Jüngling überließ, weggerafft (534) hatte, als Königin einen Verwandten Theodat zum Gemahl genommen hatte, wurde von die-

ſem ermordet, und dies gab dem orientaliſchen Kaiſer Juſtinian, der während ſeines Kriegs mit den Vandalen, der nun glücklich beendigt war, in gutem Vernehmen mit der oſtgothiſchen Königin geſtanden hatte, Veranlaſſung als Rächer ihres Todes aufzutreten.

Das oſtrömiſche Reich war ſeit dem Untergange des abendländiſchen theils von bürgerlichen aus dem Mangel der ſichern Erbfolge entſprungenen, theils von kirchlichen Streitigkeiten ſo beunruhigt worden, daß die noch vor 476 fallende Beendigung des Perſerkriegs durch die Theilung des 440 zu Grunde gegangenen armeniſchen Königreichs als die erfreulichſte Begebenheit auch deßwegen anzuſehen iſt, weil es ſchwer geweſen ſeyn dürfte, während der unter Leo I., Zeno, Anaſtaſius I., faſt ununterbrochenen innern, von religiöſen Parteien genährten Gährungen einem kräftigen Angriff von außen zu widerſtehen. Erſt der Familie Juſtin's I. (518—527), beſonders ſeinem Neffen, dem in mancher Hinſicht des Beinamen des Großen nicht unwürdigen Juſtinian I. (527—565) gelang es nicht nur im Innern, ſondern auch nach Außen dem Reiche einen neuen Glanz zu geben. Dies geſchah nicht nur durch prächtige und koſtſpielige Bauten, theils zum Behuf des Kultus, theils zum Schutz der Grenzen, durch die von ihm den Namen führende Sammlung und Sichtung der römiſchen Geſetze, durch Erregung des Handels und der Gewerbe, namentlich durch Verpflanzung des bisher dem innern Orient ausſchließlich angehörigen Seidenbaues auf europäiſchen Boden, ſondern beſonders durch die ſiegreiche Vernichtung der vandaliſchen und oſtgothiſchen Reiche, wobei die Namen der Feldherren Beliſar und Narſes verherrlicht worden ſind. Das vandaliſche Reich, von Genſerich (429) geſtiftet, hierauf in dem üppigen Klima, dem ſelten nordiſche Barbaren zu widerſtehen vermochten, in ſeinem innerſten Mark entkräftet, würde ſchon unter ſeinem Urenkel Gelimer, der Genſerich's Enkel von ſeinem älteſten Sohne Hilderich verdrängt hatte, mit leichter Mühe geſtürzt; unter dem nicht unbegründeten Vorwande, ſeinen Bundesgenoſſen Hilderich zu rächen, ſandte Juſtinian (533) ein Heer unter Beliſar ab, und Gelimer, zugleich von dem Abfalle treuloſer Statthalter bedroht, mußte nach mehreren Niederlagen ſich ſeinem Sieger ergeben (534), der ihn zu Conſtantinopel im Triumphe mit aufführte, übrigens aber bei Juſtinian ihm einen anſtändigen Unterhalt für den Reſt ſeiner Tage verſchaffte. Das Reich der Vandalen und ihr Name ging zu Grunde. Ebenſo wie Juſtinian für Hilderich Rache

ſuchend Veranlaſſung genommen hatte, die Vandalen zu ſtürzen und Afrika wieder zu erobern, gab ihm auch der Mord Amalaſuntha's Gelegenheit, in die italieniſchen Geſchichten ſich zu miſchen und unter dem Vorwande, den Mord ſeiner Bundesgenoſſin, die ihm eben erſt noch gegen die Vandalen von Sicilien aus Zufuhr geſchickt hatte, an dem feigen und von ſeinen Landsleuten ſelbſt verachteten Theodat zu rächen, dem oſtgothiſchen Reiche ein Ende zu machen. Schon 535 begann der Krieg, den Beliſar mit der Wegnahme Sicilien's eröffnete, hierauf in Italien landete, Neapel (536) eroberte, hart behandelte und gegen Rom vordrang. Theodat, der ſich bisher ſchwankend bewieſen hatte, fiel bei ſeinen eigenen Landsleuten in den Verdacht des Verraths und wurde ermordet (536 im Aug.).

Der tapfere Vitiges (Wittich), gleich Theodorich ein Held der Sage, wurde König, verband ſich mit Amalaſuntha's Tochter Matasswintha, ließ aber Beliſar Rom einnehmen, und war mit einem großen Gothenheere nicht im Stande, die von Beliſar tapfer vertheidigte Stadt wieder zu erobern, mußte vielmehr (539) nach Jahre langer Friſt die Belagerung aufgeben und ſich nach Ravenna ziehen, wo ihn nun Beliſar ſeinerſeits belagerte und noch vor vollem Ablaufe des Jahres die Uebergabe erzwang. Der gefangene Gothenkönig wurde (540) nach Conſtantinopel gebracht und dort mild behandelt. Indeſſen war nur die ſüdlich vom Po befindliche Macht des oſtgothiſchen Reichs damit gebrochen, im Norden ſammelten ſich die Geflüchteten und Unbezwungenen, und vereinigten ſich, nach kurz dauernder Trennung der Rugier von den Gothen, den tapfern Totilas (541) als König anzuerkennen. Während dieſem Helden nur das Einverſtändniß mit den Italienern, die ihn als Barbaren und als Ketzer anſahen, abging, um den Orientalen völlig gewachſen zu ſeyn, gegen die er ſich über zehn Jahre behauptete, war an Beliſar's weniger glücklichen Erfolgen die mangelhafte Unterſtützung von Hauſe aus Urſache, und als endlich Narſes ſein Nachfolger mit einem großen Heere, das größtentheils aus Hunnen, Longobarden, Herulern und Gepiden beſtand, den Weg in das Innere von Italien gefunden hatte, war mit ſeinem Siege in den Apenninen (552 im Jun.), und Totilas' bald darauf an Verwundung herbeigeführten Ende, die Niederlage der Oſtgothen entſchieden. Denn obwohl ſie den Tejas erwählten, und mit dieſem bis Campanien vordrangen, hier in einer mehrtägigen Schlacht bei Nocera (553), wo Tejas ſelbſt eines Heldentodes ſtarb, Alles aufbietend, was

Tapferkeit und Verzweiflung vermag, so war doch dieser Versuch wie etwa noch im nächsten Jahre ein anderer, in Verbindung mit fränkischen und alemannischen Herzogen wieder emporzukommen, völlig vergebens. Das Volk der Ostgothen, das stets von den Italienern sich abgesondert hatte, war theils in den Kriegen ganz aufgerieben worden, theils wanderte es aus, theils auch verschmolz es nun mit den übrigen Bewohnern des Landes; doch mag dieses der geringste Theil gewesen seyn. Justinian war so, nicht durch eigenes Feldherrgeschick, aber durch das unleugbare Verdienst, in der Wahl seiner Feldherren das Richtige getroffen zu haben, sowohl Afrika's als Italien's wieder Herr geworden. Jedoch benutzte er das Glück nicht so, wie es die Römer und Italiener überhaupt erwarten mochten. Rom freilich war in den gräßlichen, wiederholten Stürmen, die es getroffen hatten, in den abwechselnden bald gothischen, bald oströmischen Eroberungen, so heruntergekommen, daß es (547) nur 500 Menschen gehabt haben soll, und Frauen und Töchter der Senatoren in Lumpen bettelten, der Senat war ebenfalls sowohl an Macht und Einfluß, als auch an Zahl der Mitglieder ganz geschmolzen, und seit dem letzten Consul Basilius (541) hatte Niemand mehr diese kostspielige Würde bekleidet. Indessen sahen die Römer dennoch mit Unwillen, daß Justinian nicht daran dachte, die alte Würde der occidentalischen Hauptstadt zu erneuern, sondern als unumschränkter Oberherr das neugewonnene Land, gleichsam eine eroberte Provinz, unter Duces, deren Oberhaupt ein Exarch zu Ravenna war, vertheilte, und in seinem Verfahren gegen den römischen Bischof dieselbe Strenge, wie gegen einen andern widerspenstigen Bischof oder selbst den Patriarchen der Hauptstadt, ausübte. Der römische Bischof, der um diese Zeit den Namen Papst zu führen begann, war nämlich schon seit geraumer Zeit der einflußreichste Mann in Rom und begann, wie schon Leo I. zum Wohle der Stadt und zum Wohle Italien's politisch gewirkt hatte, zu seiner kirchlichen Bedeutung auch eine politische hinzuzufügen und das Gebäude der Hierarchie über dem Grabe Petri aufzuführen. Hiezu trugen jedoch erst die im folgenden Jahrhundert nach Justinian mit dem byzantiner Hof über den Vorrang und über Glaubenssachen entstehende Streitigkeiten am meisten bei.

Justinian konnte nach Vernichtung des vandalischen und ostgothischen Reiches allerdings als Wiederhersteller des römischen Reiches angesehen werden, und es gebührt ihm, wie schon erwähnt, in man-

cher Hinſicht der Name des Großen, wiewohl ſich in ihm und ſeiner Gemahlin Theodora großartige Eigenſchaften mit vielem Verächtlichen und Entwürdigenden paarten. Dennoch war der Glanz ſeiner Regierung nur künſtlich erzwungen, trotz aller Siege über Vandalen und Gothen und Perſer, die der wohlverdiente und getreue, höchſt ungerecht kurz vor dem Ende ſeiner Tage einer Verſchwörung beſchuldigte, jedoch nach ſechsmonatlichem Hausarreſt wieder in ſeine Rechte und Güter eingeſetzte Beliſar erfochten hatte, ſah er ſich am Ende ſeiner langen Regierung von den Slaven bedroht und durch die immer wieder ausbrechenden Parteienkämpfe des Cirkus, deren merkwürdigſter, Nika genannt, nach dem Schlachtruf der Blauen und Grünen, ihm ſelbſt (532) Vertreibung gedroht hatte, welcher nur die Entſchloſſenheit Theodora's ſteuerte, in ſeiner Hauptſtadt ſelbſt gefährdet. Der Wiedergewinn Italien's war nur von kurzer Dauer. Ob ſeines Neffen und Nachfolgers Juſtin II. Gemahlin Sophia durch die dem italieniſchen Exarchen Narſes zugefügte Beleidigung dieſen zur Rache gereizt habe, welche er in der an die Longobarden erlaſſenen Aufforderung nach Italien zu kommen ſuchte und fand, oder ob das Vordringen der Avaren, die ſchon in den letzten Jahren Juſtinian's ſich nördlich von der Donau eingefunden hatten, ein aſiatiſches den Hunnen ähnliches Volk, oder ob Alboin's Thatendurſt allein den Zug der Longobarden nach Italien veranlaßt habe, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſeyn, und man kann wohl mit größerer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ein Zuſammentreffen mehrerer Umſtände ihn herbeiführte. So trat in Italien, etwas über zwanzig Jahren ſeit dem Untergang der Oſtgothen abermals ein barbariſches Volk auf, unter ſeinem König Alboin, deſſen Leben und Tod durch romantiſche Züge ausgeſchmückt iſt, ſich des ganzen Oberitalien's und eines Theils von Mittel- und Unteritalien bemeiſternd. Den Byzantinern blieb das Exarchat von Ravenna, die Küſtenſtädte in Ligurien, die Herzogthümer Rom und Neapel, und Calabrien nebſt der äußerſten Südſpitze, ſo daß wegen der Verwirrung der Beſitzungen und der Grenzen ein faſt beſtändiger Krieg mit dem Morgenlande eintrat. Die frühzeitige Ermordung Alboin's (573), der ein Opfer der Blutrache wurde, ſo wie ſeines Nachfolgers Kleph (575), und der hierauf zehn Jahre lang dauernde anarchiſche Zuſtand, während deſſen die dreißig Herzoge in ihren Antheilen regierten, hinderten die weitere Ausdehnung des longobardiſchen Reichs, und da zugleich Avaren, Franken und Byzantiner

diese neuen Ankömmlinge, die an und für sich wenig zahlreich waren, von verschiedenen Seiten bedrohten, so war die für Rom selbst drohende Gefahr einigermaßen abgewendet, indem die von dem Einfluß der Bojoarin Theudelinde, Gemahlin der Könige Authar und Agilulph, bewirkte Einführung der katholischen Religion anstatt der vorher schon vorhandenen arianischen Lehre dem Papst zunächst eine größere Gewalt und seinen Geboten größern Nachdruck gab. Denn die Longobarden-Könige betrachteten mit Recht den römischen Bischof als ihren bedeutendsten Gegner in Italien, und wendeten daher jede von andern Kriegen freie Zeit zu einem Angriff gegen diesen an.

Es war natürlich, wenn in den Bischöffen von Rom frühzeitig der Gedanke erwachte, ebenso wie die Cäsaren zur weltlichen, seyen sie zur kirchlichen Herrschaft bestimmt, und das Erbtheil Roms gehe auch auf sie über. Ihre Gemeinde war in der angesehensten Stadt des Reichs und führte ihren Ursprung in die ersten Zeiten des Christenthums, auf die Gründung durch Petrus und Paulus hinauf, von denen jener der erste Bischof gewesen, beide aber hier gelehrt haben und gestorben seyn sollten. Gemäß der Ansicht von der in den Kirchen sich treu und unverfälscht fortpflanzenden Tradition mußte also die Tradition in Rom, herrührend von zwei der angesehensten Apostel, deren einer von Christus selbst besonders ausgezeichnet worden war, eine besondere Autorität erlangen, und Rom in der Regel als das Sanctuarium der reinen Lehre erscheinen. Daher findet sich schon frühzeitig eine Appellation an den Ausspruch des römischen Bischofs, welche besonders bei den abendländischen Bischöffen nicht auffallend ist, da die Autorität Roms auch auf den Bischof übertragen wurde, zu welcher aber auch die morgenländischen sich veranlaßt sahen. In dem Streite über die Abendmahlsfeier trat zuerst Bischof Victor (196) gebietend gegen die asiatischen Bischöffe auf, und wiewohl er zunächst seinen Zweck nicht durchsetzte, so wurde doch später auf der nicänischen Synode der römische Gebrauch als der richtigere anerkannt, obgleich den Morgenländern anheimgestellt wurde, sich ihres bisherigen Herkommens auch ferner zu bedienen. Eben so wurde in dem Streite Stephans I. gegen Cyprian von Carthago († 258) über die Gültigkeit der von Ketzern verrichteten Taufe die Ansicht des römischen Bischofs, daß nicht Wiederholung der Taufe, sondern nur Auflegung der Hände zur Aufnahme in die katholische Kirche nöthig sey, endlich, obgleich

erſt nach dem Tode der beiden Streitenden, die herrſchende. Mag nun hierin auch nicht die Autorität Roms, ſondern die Richtigkeit der Anſicht und die Gewandtheit, mit welcher die römiſchen Biſchöffe zu Werke gingen, am Ende den Sieg errungen haben, ſo trugen doch ſolche Fälle zur Befeſtigung des ſchon vorhandenen Anſehens bei, und die Nachfolger, beſeelt von dem alten Geiſte des ſiegreichen Roms, benutzten jeden Anlaß, dieſes Anſehen zu erweitern. Zu dieſer Erweiterung war ihnen der Reichthum ihrer Kirche, welche ſchon im vierten Jahrhundert, unter Valentinian, eine der reichſten in der Chriſtenheit war, ein ſehr dienliches Mittel; nicht nur in Italien, ſondern auch in Gallien, Spanien, Sardinien, Afrika, ja ſelbſt in Aſien beſaß die römiſche Kirche anſehnliche Güter, ſogenannte Patrimonien, welche von eigenen Beamten unter dem Namen von Defenſoren verwaltet wurden, und deren bedeutende Einkünfte von den römiſchen Biſchöffen auf mancherlei Weiſe, zur Unterſtützung ihrer Freunde und Anhänger, überhaupt aber zur Beförderung ihrer Zwecke gebraucht wurden. Endlich waren die römiſchen Biſchöffe die einzigen Patriarchen im Abendlande, während im Morgenlande Jeruſalem, Alexandrien, Antiochien und Conſtantinopel eiferſüchtig neben einander ſtanden, und während ſich dieſe wegen Ketzereien mit Heftigkeit anfeindeten und verfolgten, waren die zu Rom faſt ohne Ausnahme der ſiegreichen, d. h. orthodoxen, Partei zugethan und konnten daher mehreremale als entſcheidende Richter auftreten. Wenn dies auch zunächſt nur in ſpeciellen Fällen geſchah und ein allgemeines Recht daraus nicht hergeleitet werden konnte, am wenigſten über die morgenländiſche Kirche, ſo trugen doch auch dieſe Fälle zur Begründung eines Herkommens bei, an deſſen Recht endlich Niemand mehr zweifeln durfte. Nicht wenig wurde auch ihr Anſehen durch die von ihnen ertheilten Beantwortungen kirchlicher Fragen vermehrt, welche eben ihres Anſehens wegen an ſie geſtellt wurden, und in deren Löſung ſie die in ihrer Kirche herrſchende Tradition geſchickt zur Vermehrung dieſes Anſehens und Anerkennung ihres Supremats benutzten. Zuerſt trat Innocenz I. in ſeinen Decretalen an die abendländiſchen Biſchöffe, Victricius von Rouen und Exſuperius von Toulouſe, in ſeinen Entſcheidungen über die Streitigkeiten der orientaliſchen Patriarchen, und beſonders des Auguſtinus gegen den Pelagius, mit ſeinen Anſprüchen auf das Supremat der römiſchen Kirche hervor. Leo I., der Große, war nicht nur durch perſönliche Unterhandlung

bemüht, Attila und Genserich von Rom abzuwenden, was ihm wenigstens zum Theil gelang, sondern war besonders in kirchlichen Angelegenheiten nach allen Seiten hin thätig. In Gallien, Spanien, Afrika, Illyrien benahm er sich als obersten Bischof; behauptete das Vorrecht Roms über Alexandria, bewirkte die Absetzung des Patriarchen Dioskurus (451) auf der Synode zu Chalkedon, die Verdammung des Eutyches und der monophysitischen Ketzerei, und erlangte auf derselben Synode die Gleichstellung mit dem Patriarchen zu Constantinopel, dem er überdies noch im Range vorgehen sollte, und vor dem er auf jeden Fall den Vorzug der ältesten Tradition und einer auf Gott selbst zurückführenden Einrichtung behauptete. Nachdem nun nur ein Nebenbuhler vorhanden war, und selbst Jerusalem und Antiochia zurückstehen mußten, konnte man leicht auch mit diesem fertig werden, und die Schrift mußte seit Gelasius in dem bekannten Verse: Du bist Petrus ꝛc., zuerst einen Beweis dafür geben. Als nach 476 Rom in die Hand Odoaker's, nachher Theodorich's gerieth, war diese Veränderung, indem nun die höchste weltliche Würde entfernt war, dem römischen Bischof, der nun der vornehmste Mann in der Stadt war, überaus vortheilhaft. Zwar behauptete Theodorich seine Rechte über die Kirche mit Nachdruck, ließ Einzelne dies empfindlich fühlen, und selbst seine Nachfolger verfuhren in seinem Geiste; dennoch wurde unter ihm (503) der Satz aufgestellt, geringere Bischöffe dürften kein Gericht über den römischen halten, und die damals (526) von dem Abt Dionysius dem Kleinen verfaßte Sammlung von Kirchengesetzen für das Abendland, welche die Decretalen römischer Bischöffe den Apostel Kanonen und Synodalbeschlüssen zur Seite stellte, vermehrte nicht wenig das Ansehen der Päpste. Da nach dem Untergang des ostgothischen Reichs die nun eintretende Verwirrung Italien's, das zwar unter Justinian wieder zum Reiche gezogen aber wenig geschützt war, die Nothwendigkeit eigener Vertheidigung herbeiführte, so war hier wiederum der Papst, als der reichste Güterbesitzer, der einflußreichste Mann, der an die Spitze der übrigen Grundeigenthümer trat und also vom Kaiser selbst für seine Aufopferung angemessen geehrt wurde. Die Päpste standen zwar noch geraume Zeit für ihre im byzantinischen Unteritalien liegenden Patrimonien im Unterthanenverhältniß zu dem Kaiser, bezahlten Tribut und Schutzgeld, und mußten die Reskripte und Decrete des byzantiner Hofes mit Ehrfurcht annehmen, mit der immer zunehmenden Schwäche desselben aber,

mit der Nothwendigkeit ſich einen andern, nähern Schirmvogt zu ſuchen, mit der im Abendlande ausgebreiteteren Herrſchaft des Papſtes, und mit der durch kirchliche Streitigkeiten vermehrten Feindſchaft zwiſchen dem Papſt und dem Patriarchen löſte ſich endlich dieſes Verhältniß ganz auf und der Papſt, klug genug ſich einen nominellen Kaiſer geſetzt zu haben, ſtand endlich als oberſter Kirchenherr des Abendlandes da.

Zunächſt war die arianiſche Lehre, welcher die meiſten abendländiſchen Völker zugethan waren, allerdings ein Hinderniß; es war aber auch wiederum eine nothwendige Folge, daß die Katholiken ſich enger an einander und hauptſächlich an den Biſchof anſchloſſen, der ohne Widerſpruch der angeſehenſte des ganzen Abendlandes war. Daher gelangte der Papſt zuerſt bei den Franken, die gleich anfangs die katholiſche Lehre annahmen, zu einem bedeutenden Anſehen, wiewohl an ein eigentliches Supremat in dem fünften und ſechsten Jahrhundert noch nicht zu denken war. In Spanien hingegen, deſſen katholiſche Bevölkerung von den arianiſchen Weſtgothen beherrſcht wurde, ſchloſſen ſich die katholiſchen Biſchöffe natürlich ſchon enger an Rom an, und der Uebertritt des Königs Rekkared (586) vollendete die Unterwerfung dieſes Reichs unter die römiſche Autorität, welche erſt kurz vor dem Einfall der Araber (701) wieder unterbrochen wurde und durch dieſes Ereigniß (711) natürlich wieder ganz aufhörte. Am allerinnigſten aber wurde die Verbindung mit den Angelſachſen, und da von dieſem Volke die wirkſamſten Miſſionäre nach dem Continent ausgingen, und namentlich das oſtfränkiſche, auſtraſiſche, nachher deutſche Reich von ihnen zum Chriſtenthum bekehrt wurde, ſo iſt billig dieſe Verbindung als ein höchſt gelungenes Werk zu betrachten. Sie iſt das Werk Gregor's des Großen, eines aus vornehmer römiſcher Familie (540) abſtammenden Mannes, der früher in bürgerlichen Aemtern ſich außerordentlich fähig bewieſen hatte, und deßhalb von Juſtin II. zum Prätor von Rom gemacht worden war, aber von großer Neigung zum Mönchsleben hingezogen, nach ſeines Vaters Tod ſein Vermögen zur Stiftung von ſechs Klöſtern auf Sicilien und von einem ſiebenten in Rom ſelbſt anwandte, in das er ſelbſt eintrat und hier großen Ruf der Heiligkeit erlangte. Hierauf zum ſiebenten Diakon der römiſchen Kirche erhoben, wurde ihm eine Sendung an den byzantiner Hof vertraut, und wiewohl er den Zweck derſelben nicht erreichte, gewann er doch durch ſein geſchicktes Benehmen Anſehen

und Achtung, und erlangte die für seine folgende Stellung höchst wichtige Kenntniß dieses Hofes, von dem sich ganz loszureißen damals noch nicht die Zeit war. Nach seiner Rückkehr lebte er noch eine kurze Zeit in seinem Kloster, bis ihn nach Pelagius' Tod (590) die einstimmige Wahl des Klerus, Senats und Volks zu Rom zwang, den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Seine fast vierzehnjährige Regierung ist bei weitem die bedeutendste, die seit langer Zeit Rom gesehen hatte, und sowohl die innere Gestaltung der Kirche in Lehre und Kultus, als auch die äußere Stellung des römischen Bischofs verdankt ihm ungemein viel. Gregor konnte für einen Gelehrten der damaligen Zeit gelten, und wiewohl man von classischer Bildung um so mehr absehen muß, als ihm das ganze heidnische Alterthum ein verhaßter Greuel war, so besaß er doch eine durch Grammatik, Rhetorik und Dialektik gebildete, seine Landsleute insgesammt überragende Beredtsamkeit, mit der er nicht nur in fleißigen Predigten seine Zuhörer erbaute, sondern auch in Schriften, die noch auf unsere Zeiten geblieben sind, seine Ansichten auseinandersetzte, und in Briefen entfernte Gläubige belehrte und beruhigte. Das Ceremoniel der Messe erhielt durch ihn eine sorgfältige Ausbildung und wie sich damit auch der Begriff von der Wichtigkeit der Messe selbst erweiterte, so wirkte dies auf die Lehre selbst ein. Die, wie es scheint, damals stark bezweifelte Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, suchte er durch von ihm verbreitete und beglaubigte Wundersagen zu befestigen, und vermittelst des Fegefeuers einen glaubhaften Uebergang aus dem Sündenleben dieser Welt in die Seligkeit des Paradieses herzustellen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war ein Hauptpunkt seiner Thätigkeit, und wenn er auch nicht auf Absetzung der bereits verheiratheten Priester drang, so ließ er doch keinen weihen, der in der Ehe lebte oder nicht in seinem Wittwerstande Beweise großer Enthaltsamkeit gegeben hatte. Zur Ausbreitung der katholischen Lehre trug er besonders viel bei, und da schon sein Vorfahr Pelagius den Uebertritt des Westgothenkönigs Rekkared zum nicänischen Glaubensbekenntniß erlebt hatte, so bewirkte Gregor durch seine Verbindung mit der Longobarden Königin Theudelinde, die schon in der rechtgläubigen Lehre erzogen war, daß diese in Italien festeren Fuß faßte, und der Arianismus immer weiter zurücktrat. Ganz eigenthümlich ist aber sein Verdienst um die Bekehrung der Angelsachsen. Bald nach dem Antritt seines Papstthums sandte er den Abt Augustin mit vierzig Mönchen

nach England ab, um unter dieſen Heiden, auf die er, als einſt britiſche Sklaven in Rom zum Verkauf ausgeſtellt worden waren, aufmerkſam wurde, das Evangelium zu predigen, und da ſie (596) bei dem König Ethelbert von Kent, in welcher Landſchaft ſie anlandeten, durch ſeine fränkiſche Gemahlin, die bereits Chriſtin war, eine günſtige Aufnahme fanden, ſo breitete ſich von hier das Chriſtenthum zwar langſam aber mit Erfolg über die ganze Heptarchie aus. Mit 687 war die Bekehrung Englands vollendet, und hierdurch außer dem Chriſtenthum auch die päpſtliche Autorität in dieſen Landen befeſtigt. Denn es war natürlich, daß die von Rom ausgegangenen Miſſionäre mit ihrer Mutterſtadt in ſteter Verbindung blieben, und mit dem römiſchen Biſchof in daſſelbe Verhältniß traten, wie die italieniſchen, ſeiner Diöceſe unterworfenen Biſchöffe. Zugleich wurde auch das brittiſche England, welches den Angelſachſen feindlich entgegenſtand, und in ihnen nicht nur Feinde, ſondern auch Ketzer ſah, in den allgemeinen Zuſammenhang mit Rom hineingezogen. Zwar hatten dieſe Geiſtlichen das Chriſtenthum zu einer Zeit empfangen, in welcher man von dem Supremat des römiſchen Biſchofs noch nichts wußte, und die geringe Berührung, in welcher ſie mit dem übrigen Europa ſtanden, machte, daß ſie mit manchen ſeitdem eingeführten Veränderungen unbekannt geblieben waren, und ihren alten Gewohnheiten in Betreff der Oſterfeier und der Tonſur auch ferner getreu bleiben wollten. Allein ſo wie ſie dem Schwerdte der Angelſachſen in die Länge nicht zu widerſtehen vermochten, ſo mußten ſie auch die geiſtliche Oberhoheit des Papſtes und ſeines Primas in England, des Erzbiſchofs von Canterbury, anerkennen. Wie in der Knospe die ganze Blume, ſo war in Gregor's Papſtthum bereits das ganze Gebäude der katholiſchen Hierarchie enthalten. Indem er aber das Bewußtſein ſeiner Hoheit in ſich trug, mußte ihm der Schritt des Patriarchen von Conſtantinopel, Johannes des Faſters († 595), der ſich den ökumeniſchen oder allgemeinen Biſchof nannte, eine anmaßende Neuerung ſcheinen, während er ſelbſt ſich nur den demüthigen Titel eines Knechts der Knechte Gottes beilegte. In nachdrücklichen Schreiben verlangte er von ſeinem Gegner, deſſen übrige Verdienſte er nicht in Abrede ſtellte, die Verzichtleiſtung auf dieſen teufliſche Anmaßung enthaltenden Titel, und bemühte ſich den byzantiniſchen Hof auf ſeine Seite zu bringen. Allein Kaiſer Mauritius hielt die Würde ſeines Patriarchen aufrecht, und Gregors Bemühungen waren ſo lange er lebte, vergebens.

Als Mauritius, ein nur im Privatleben ausgezeichneter, übrigens schwacher und charakterloser Fürst, durch den Soldatenaufruhr, an dessen Spitze Phokas stand (602), gestürzt, und mit seiner ganzen Familie schonungslos grausam umgebracht worden war, konnte Gregor hoffen, bei dem neuen Regenten einen günstigeren Urtheilsspruch zu erlangen, und wünschte diesem, von allen Parteien jederzeit für einen Auswurf der Menschheit erklärten, Phokas zu seiner Thronbesteigung mit einer so loyalen Unterthänigkeit Glück, daß man wohl sieht, wie die Rücksicht auf die Majestät Roms jede andere Regung unterdrückte, und der Gedanke, sein Ziel zu erreichen, ihn zu einer Niederträchtigkeit bewog, die es um so gewisser ist, da er mitunter selbst gegen Juden eine ihm nicht eben gewöhnliche Duldung bewies, und gegen Gewaltthätigkeiten, die an diesen verübt worden waren, wie gegen Lügen und Verläumdungen sein Mißfallen geradezu aussprach. Hier aber überwog der Vortheil des päpstlichen Stuhles. Freilich war er auch gegen die Königin Brunhild, deren Leben, wenn sie auch mit Unrecht einer Menge Verbrechen beschuldigt worden ist, nicht eben das tadelfreieste war, ein höchst nachsichtiger Richter, und er wußte, wie es scheint, recht gut das Richteramt da bei Seite zu stellen, wo man als Lobredner mehr Vortheil zu gewärtigen hatte. So erscheint auch die besonders den Jesuiten späterhin eigene Moral damals schon vollkommen ausgebildet. Fügen wir noch bei, daß er, vielleicht mit Unrecht, von der Nachwelt für den methodischen Verfolger und Vertilger des classischen Alterthums, für den Mordbrenner der palatinischen Bibliothek Augusts, für den ganz besondern Feind des Livius, gehalten worden ist, — Vorwürfe, die als nicht ganz erwiesen immerhin auf sich beruhen mögen, aber doch andeuten, wessen man ihn für fähig hielt und noch jetzt in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Schriften für fähig halten muß —, so hat man ein Bild des damaligen Zeitgeistes der Christenheit, der sich in Gregor, den man allerdings einen Träger seiner Zeit nennen kann, verkörpert hatte. Die Begründung des römischen Supremats, die Vertilgung des Arianismus im Abendlande, die innere Ausbildung des katholischen Romanismus, sind, wenn auch nicht allein sein Werk, doch großentheils sein Verdienst, der möglichst völlige Untergang des alten Römerthums, die Unduldsamkeit und Doppelzüngigkeit zur Ehre Gottes, die Trennung der christlichen Kirche in die morgenländische und abendländische können in die andere Wagschale gelegt werden.

VII. Die Merovinger. — Karl der Grosse. — Herstellung des römischen Kaiserthums.

Theilung des Frankenreichs. Brunehild und Fredegund. Gewalt der Großen. Chlotar II. Dagobert. Das Slavenreich Samo's. Die steigende Gewalt des Major Domus. Pipin von Heristal. Schlacht bei Testri. Karl Martel. Saracenenschlacht bei Tours. Pipin und Karlmann. Ende der Merovinger. Pipin erstes König der Franken von Gottes Gnaden und Wahl des Volks. Das Christenthum in Deutschland. Bonifacius. Verhältniß Deutschland's zu Rom. Pipin als römischer Patricius, Schutzherr von Rom. Die Schenkung Pipin's. Karl der Große. Longobardenkrieg. Sachsenkrieg. Spanischer Feldzug. Verhältnisse zum longobardischen und griechischen Unteritalien. Sturz des Bojoarenherzogs Thassilo. Abschaffung der Herzoge. Einführung der Grafen. Avarenkrieg. Kanalprojekt. Karl's geistige Thätigkeit. Alcuin. Eginhard. Erneuerung des römischen Reichs. Karl's Bemühungen für das Innere des Reichs: Gesetzgebung, Gerichtsgang, Kriegswesen, Handel. Für die Muttersprache. Gebäude. Karl's Tod.

Wie schon gleich anfangs das fränkische Reich durch seinen erobernden Geist und seinen Anschluß an die römische Kirche das bedeutendste unter allen neuen Reichen geworden war, so bewährte es auch in der Folge diese voraus verkündete Bedeutung. Chlodwig's Söhne zwar theilten das väterliche Reich, und die vier Reiche, von denen Metz oder Austrasien den deutschen, Paris, Orleans und Soissons, oder Neustrien, den romanischen Theil des Landes ausmachten, konnten nur auf kurze Zeit bestehen; es wollte aber auch das Geschick, daß, nachdem Theodorich, König von Austrasien, das thüringische Reich, welches auch durch Verwandtschaft des königlichen Hauses mit dem Amalerstamm der Ostgothen mächtig, sich über das ganze Mitteldeutschland ausbreitete (531), gestürzt und die Thüringer zur Abhängigkeit gezwungen hatte, nachdem die andern Brüder, von ihrer Mutter Chlotilde angetrieben, welche alte Familienrache nachtrug, dem burgundischen Reiche (534) eine Ende gemacht hatten, jedoch die Burgunder selbst bei ihren Gesetzen und Einrichtungen beließen, Chlotar I. die vier Reiche wieder vereinigte (558 bis 561). Seine vier Söhne trafen eine jener früheren ziemlich entsprechende Theilung, durch welche Charibert in Paris, Guntram in Orleans, Sigibert in Metz, Chilperich in Soissons, Könige wurden. Charibert, der Aelteste, den zuerst der geistliche Bannstrahl traf, weil

er neben zwei Weibern auch noch die Schwester der einen, eine Nonne, zur Geliebten hatte, starb zuerst, und zwar ohne Erben. Die beiden ältern Brüder, Guntram und Siegbert, welche schon bei der Theilung des Ganzen ihren jüngsten Bruder Chilperich bevortheilt hatten, suchten auch diesmal das Reich Paris unter sich zu theilen, indessen bemächtigte sich Chilperich der Stadt Paris, wußte Guntram auf seine Seite zu ziehen, und wagte es sich auch allein, da Guntram wenig Thätigkeit bezeigte, dem Siegbert entgegenzustellen. Dieser aber, im Besitze des ganzen Ostreichs, ein in den Kriegen gegen Avaren und deutsche Völker geübter Fürst, dringt siegreich gegen seinen Bruder vor, schließt diesen in Tournay ein, und erlangt schon allgemeine Anerkennung in Chilperich's Reich, als ihn, eben wie ihn seine Krieger auf ein Schild heben und zum König ausrufen, zwei Mörder niederstoßen (576). Das ganze Spiel änderte sich nun. Mit Mühe flüchtete ein treuer Anhänger mit dem fünfjährigen Childebert, Sohn des Ermordeten, in die Heimath und in Sicherheit, die Wittwe Brunhild mit ihrer übrigen Familie fiel in die Hände des Siegers. Sie war Tochter des spanischwestgothischen Königs Athanagild, schön von Angesicht, gewandten, klugen Geistes, mit reicher Mitgift. Der durch sie über den Thron von Metz gekommene Glanz, da die andern fränkischen Könige nur unter ihren eigenen Landsleuten ihre Frauen gewählt hatten, und wohl auch die ansehnliche Mitgift machte auf Chilperich Eindruck, der zwar schon außer einer Gemahlin noch eine Nebenfrau, Fredegund, hatte, aber um Brunhilds ältere Schwester, Galswintha, zu heirathen, diese entfernte. Die Ehe wurde vollzogen, sey es aber, daß die ältere Schwester an Reizen unter der jüngeren stand, oder daß Chilperich's Gemüth zu fest an seiner früheren Liebe hing, nach kurzer Zeit brach Kaltsinn zwischen beiden Gatten aus, Galswintha erklärte, wieder zurückkehren zu wollen, und wurde an einem Morgen ermordet in ihrem Bette gefunden. Da nach wenigen Tagen Chilperich die Fredegund als seine erklärte Gemahlin wieder zu sich nahm, so war der Verdacht er sey der Mordanstifter oder Mitwisser nicht ohne Grund, und seit dieser Zeit war unversöhnlicher Haß zwischen Brunhild und Fredegund. Wie viel an Siegbert's Ermordung auf Rechnung der letzteren fallen mochte, müssen die späteren Urtheiler unentschieden lassen. Da Brunhild in ihrer traurigen Lage als Gefangene den Sohn Chilperich's, Meroveg, für sich gewann, und mit ihm zu Rouen, wo sie als Ge-

fangene unter der Aufsicht des Bischofs Prätextatus lebte, sogar heimlich vermählt wurde, ließ Chilperich die gefährliche Gegnerin in ihr eigenes Reich zurückbringen, seinen Sohn aber zum geistlichen Stande bestimmen. Nach wenigen Jahren traf auch ihn ein plötzlicher Mord, der von vielen der Fredegund Schuld gegeben wurde. Chilperich war nun bei der Minderjährigkeit Childeberts in Metz und der Unthätigkeit seines Bruders Guntram's in (Orleans) Chalons der thätigste Herr in den fränkischen Reichen, ein auch vor andern seiner Zeit gebildeter Fürst, mit dem Maaße der damaligen Gelehrsamkeit nicht unbekannt, selbst forschend in der Schrift, streng gegen die ausgeartete, habsüchtige Geistlichkeit, deßhalb von ihr verflucht, übrigens freilich auch gewaltthätig und grausam. Von der Rohheit der Zeit gibt der Brautzug von Chilperich's und Fredegund's Tochter Rigund Kunde. Reichlich von den Eltern ausgestattet, besonders von der Mutter, begab sie sich mit einer Begleitung von mehr als 4000 Personen, und 50 beladenen Wagen, die ihre Mitgift führten, auf den Weg. Schon unter dem Thore von Paris brach die Achse eines Wagens, was jedermann als eine unglückliche Vorbedeutung ansah; in der nächsten Nacht gingen 50 Männer mit 100 Pferden davon; in dem weitern Zuge zeigte sich alle mögliche Unordnung; endlich gingen alle Begleiter hinweg, plünderten die Schätze, und die Prinzessin kehrte, ohne nach Spanien gekommen zu seyn, in elenden Umständen zu ihrer Mutter zurück, die indeß Wittwe geworden war. Chilperich war (584) eines Abends bei der Heimkehr von der Jagd von einem Diener des Hofes ermordet worden, und auch diese That wurde auf Rechnung der Fredegund geschrieben, die ihren Gemahl, um der Entdeckung und Strafe eines Liebeshandels zuvorzukommen, so aus dem Wege geschafft haben soll. Erst vier Monate alt war Chilperich's einziger, damals noch lebender Sohn, der in der viel spätern Taufe den Namen Chlotar erhielt. Guntram gewährte diesem und der Fredegund einigen Schutz. Es wäre übrigens ein leichtes gewesen, mit einigem Unternehmungsgeiste sich damals wieder der ganzen Frankenherrschaft zu bemächtigen, allein Childebert in Metz hatte während seiner Minderjährigkeit die Macht der Großen müssen überhandnehmen lassen, an deren Spitze ein selbst gewählter, den Burgundern nachgebildeter, Major Domus stand. Der älteste dieser Würde war Badechisel unter Chlotar I. Indessen fehlte noch viel, daß diese Beamten schon an der Spitze der ganzen Regierung gestanden hätten,

wie wohl nachher; vielmehr war während der Minderjährigkeit Childeberts in Austrasien und Chlotars II. in Neustrien ein fast recht und gesetzloser Zustand, jeder that was ihn gelüstete, und in dem dritten Frankenreiche, in Guntrams Reich, das hauptsächlich Burgund umfaßte, war die Lage der Dinge, unter dem schwachen, der Geistlichkeit unterworfenen, mitunter auch grausamen König nicht viel besser. Es dürfte eine schwere Frage seyn, wie weit sich das damalige Christenthum von dem früheren Heidenthum unterschieden habe? Wenn auch hie und da einmal die Geistlichkeit einem rohen, tyrannischen Unternehmen hindernd entgegentrat, so macht sie im Ganzen keine Ausnahme von der Unwissenheit, Sittenrohheit und Brutalität, deren tiefe Spuren jene Zeit trägt. Die Königin Fredegund, die unbezweifelte Ursache einer Menge Unheils, starb (597) im vollen Besitz ihrer Macht, während ihre Nebenbuhlerin einem grauenvollen Untergang aufgespart wurde. Denn als nach Childebert's Tod (596) die seit 593 vereinigten Reiche Austrasien und Burgund, das der kinderlose Guntram seinem Neffen Childebert hinterlassen hatte, unter seine zwei Söhne Theodebert und Theoderich getheilt wurden, mußte Brunhild aus Theodebert's Reich Austrasien entweichen, und begab sich nach Burgund, beleidigte aber auch hier den Adel und die Geistlichkeit. Ueberdieß nährte sie den Haß der beiden Brüder, und als der ältere, Theodebert (612), bei Zülpich geschlagen, dann gefangen und mit seinem Sohne umgebracht worden war, wollte die alte Königin, da der Sieger Theodorich bald darauf an der Ruhr starb (613), seinen in unehelicher Verbindung erzeugten Sohn Siegbert auf den Thron heben. Hier aber scheiterte ihr Glück, die schon vorher ihr abgeneigten Austrasier riefen den neustrischen Chlotar II. ins Land, die Burgunder verriethen die Königin mit ihrem Enkel, Siegbert wurde ausgeliefert und ermordet, Brunhild aber von Chlotar zum Tode verurtheilt und dieser auf folgende Weise vollzogen. Drei Tage lang wurde die alte Fürstin, Töchter, Gemahlin, Mutter und Großmutter von Königen, auf einem Kameel zur Schau durchs Lager geführt, und hierauf mit dem Haar, einem Arm und einem Fuß an den Schwanz eines unbändigen Rosses gebunden, das sie zu Tod schleifte. Ihre Ueberreste wurden verbrannt. So vereinigte Chlotar (613) wieder die sämmtlichen Theile der fränkischen Herrschaft. Friedliebender Gesinnung herrschte er nicht unrühmlich, übrigens unkriegerisch, nur der Jagd und den Frauen zugethan; indessen machte seine Regierung den Anfang zu

dem gänzlichen Sturze seines Geschlechts. Wie schon unter Brunhild die Austrasier mit der auswärtigen Herrschaft unzufrieden gewesen und dieser wegen ihrer eigenen ausländischen Herkunft und Vorliebe zu Männern von römischer Bildung abgeneigt gewesen waren, so wollten sie auch jetzt nicht sich von Paris aus beherrschen lassen, und Chlotar mußte schon 622 seinem Sohn Dagobert Austrasien als ein besonderes Reich abtreten, dessen Verwaltung indessen bei seiner Minderjährigkeit zwei erfahrene Männer, Arnulf Bischof von Metz, und Pipin von Landen Major Domus in Austrasien, führten. Dagobert, der seinem Vater (628) in der Regierung folgte, ist der letzte Merovinger, dessen Name erwähnt zu werden verdient, nicht nur weil die Schwäche seiner Nachfolger diese ganz hinter dem nun hervortretenden Major Domus in Schatten stellt, sondern auch weil sich an seinen Namen wirklich einige wichtige Ereignisse anschließen. Im östlichen Germanien sammelten sich unter einem eingewanderten fränkischen Kaufmann Samo einzelne, bisher den Avaren unterthänige slavische Stämme zu einem eigenen Reiche, das sich gegen die Angriffe der Austrasier (630) glücklich erhielt. Die östlichen Theile des Reichs empfanden daher das Bedürfniß einer eigenen Verwaltung, und Dagobert mußte (633) seinem Sohn Siegbert III. Austrasien abtreten, der nun im Innern von Arnulfs Sohn Ansegis, der mit Pipin's Tochter vermählt war, und vom Bischof Chunibert von Cöln, nach Außen besonders von dem zinsbaren thüringer Herzog Radulf unterstützt, über dieses Land herrschte. Zugleich mußte Dagobert (637) seines Bruders Charibert Söhnen Aquitanien als ein Herzogthum lassen, das jedoch abhängig und tributbar blieb. Da indessen dies Alles noch keine sichtbare Schmälerung der Monarchie war, und Dagobert's Name auch durch die von ihm befohlene Aufzeichnung der Gesetze seiner Völker, der salischen und ripuarischen Franken, Alemannen und Bayern berühmt worden ist, so ist es vielleicht begreiflich, wenn spätere Heldensagen auf seine Zeit die mit ihm freilich außerdem nicht zu vereinenden Kämpfe gegen die in Europa eingedrungenen Ungläubigen gesetzt haben, deren Zeitrechnung erst mit Dagobert's erstem Jahre in Austrasien beginnt. Mit seinem Tode (638) beginnt der sichtbare Verfall der Merovinger, herbeigeführt durch die fortwährenden Theilungen der beiden Reiche, die kurze Dauer der Regierungen, die Unmündigkeit der Könige, die Absonderung der Austrasier von den Neustriern, und die steigende Gewalt des Major Domus, dessen Amt in der

austrasischen Familie des Bischofs Arnulf bald erblich wurde. Schon als Pipin von Landen (629) gestorben war, hatte sein Sohn Grimoald sich in seine Stelle mit Gewalt eingedrängt, und nach des austrasischen Königs Siegbert III. Tod (656), während dessen Leben er mit Kraft und Ansehen die Regierung geführt hatte, unvermögend jedoch den thüringer Herzog Radulf zu mehr als blos äußerlicher Anerkennung der fränkischen Obergewalt zu zwingen, seinen eigenen Sohn Childebert zum Könige Austrasien's eingesetzt. Diese gewaltsame Usurpation empörte jedoch die Großen und noch binnen Jahresfrist wurde Grimoald an den neustrischen König Chlotar III. ausgeliefert, und wie auch sein Sohn hingerichtet. Noch einmal war auf kurze Zeit das Frankenreich unter Chlotar vereinigt (656—660). Der Uebermuth des neustrischen Major Domus Ebroin erzeugte nun einen greulichen Zustand der Verwirrung; Wechsel der Regenten, Aufstände, Bürgerkriege, brachten beide Reiche in große Zerrüttung. Selbst nach Ebroin's Ermordung (681), der sich zwar der unter Arnulfs Enkel Martin und Pipin, gewöhnlich von Heristal genannt, versammelten Austrasier erwehrt, jenen auch meuchlerisch ermordet hatte, aber Pipin als Herzog der Austrasier (Osterliude) mußte gewähren lassen, dauerte die Verwirrung fort, und der Major Domus Berthar nöthigte durch seine Mißhandlungen selbst viele neustrische Franken, sich zu Pipin zu flüchten, der endlich zum Schutz der Seinigen und des Rechts die Waffen ergriff und (687 im Jun.) nahe bei der Stadt St. Quentin an der Somme, bei dem Dorfe Testri, einen entscheidenden Sieg über die Neustrier gewann, der dies um so mehr war, als Berthar auf der Flucht umkam, der neustrische König Theodorich aber von nun an unter der Aufsicht eines ihm von Pipin beigegebenen Mannes lebte, und Pipin selbst das alleinige Regiment der beiden Länder führte.

Die einzige schwache Seite des neuen Regenten war das Verhältniß zu den abhängigen Völkern und Fürsten, den Alemannen, Bajoaren, Aquitaniern, und den benachbarten Friesen und Sachsen. Indessen da die Sache zu neu war, um schon fest zu scheinen, und Pipin von kräftigen Söhnen unterstützt wurde, so hielt Pipin die Zügel der Herrschaft mit eben so sicherer als glücklicher Hand, und erst sein Sohn, Karl Martel, aus einer nicht kirchlich eingesegneten Verbindung mit Alphaide entsprungen, hatte die gefährlichen Kämpfe zur Befestigung der neuen Herrschaft zu bestehen. Pipin sah seine Söhne Drogo und Grimoald, die schon einen Theil der väterlichen

Gewalt übernommen hatten, noch vor sich sterben, und als mit seinem Tod (714) seine Wittwe Plektrud ihrem Enkel, Grimoald's Sohn, Theodobald, die Nachfolge sichern wollte und den gefürchteten Karl deßhalb in sichern Gewahrsam zu Cöln brachte, da drohte der Familie Pipin's der Untergang. Die Neustrier, unwillig sich von Austrasiern beherrscht zu sehen, erhuben sich unter einem eigenen Major Domus Raganfried, der unruhige Friesenherzog Ratbod fiel in das Land und machte mit den Neustriern gemeine Sache, Plektrud aber mit ihrem Enkel wurde geschlagen bei Compiegne, und Theodobald kam auf der Flucht um. Da entrann Karl Martel seiner Haft, stellte sich an die Spitze der Diener und Freunde seines Hauses, und wiewohl anfangs von Friesen und Neustriern geschlagen (716), siegte er noch in demselben Jahre, und sicherte seine Herrschaft durch einen fernern Sieg im nächsten (717), Plektrud mußte ihre Schätze zu Cöln ausliefern und entwich mit ihrer Tochter Pilitrud nach Bajoarien. Karl Martel's Geschichte, nur von Chronisten in dürftiger Angabe jahrweise berichtet, ist eine fast ununterbrochene Reihe von Feldzügen, gegen Friesen, Sachsen, Aquitanier, Thüringer, Bojoaren, Alemannen, in denen Karl fortwährend siegreich war und die widerspenstigen Fürsten zwang, ihn eben so gut als hätte er König geheißen zu ehren. Wenn er in diesen Zügen allerdings nur für die fränkische Herrschaft und für seines Hauses Glorie stritt, so umgibt ihn für einen andern Sieg, gegen einen in Europa eingedrungenen ausländischen Feind, unsterblicher Siegesglanz. Seit 711 hatte das Westgothenreich auf den Feldern von Xerez de la Frontera ein Ende genommen, König Roderich war im Kampfe gegen die von seinen Feinden herbeigeführten Saracenen und Berbern verschwunden, und die Statthalter des zu Damask hausenden Chalifen aus Ommaja's Geschlecht trugen die Fahne des Propheten weit hin über Spanien, ja über die Pyrenäen nach Frankreich hinein. Der Aquitanienherzog Eudes selbst, aus Haß gegen die neue Herrschaft, welche eher ihm, dem Merovinger von Chlotar's II. Sohn Charibert abstammend, gebührt hätte, hatte sich mit diesen Barbaren in Verbindung eingelassen, und erst, als innerer Zwist auch seinen Bundesgenossen gestürzt hatte und der Schwarm der Hunderttausende unter dem Emir Abder Rhaman über Gascogne und Guyenne hereinbrauste, da entfloh auch er, Karl Martel's Schwerdt und Beistand anflehend. Erst zwischen Poitiers und Tours setzten die fränkischen Mannen dem flüchtigen Araber ein Ziel, und

in der von dem letztern Orte genannten Schlacht (732 im Oct.) erwarb ſich Karl Martel das Verdienſt, der Vorkämpfer von ganz Europa gegen Aſien, der Verfechter des Evangeliums gegen den Koran, der Beſchirmer des Reſtes römiſchgriechiſcher Geſittung gegen nomadiſch arabiſche Barbarei geworden zu ſeyn. Den Ausſchlag des Treffens gab Abder Rhaman's Fall, die Araber kehrten zurück, und wenn auch noch ein Paar Verſuche, durch innere Unruhen in Burgund begünſtigt, von ihnen gemacht wurden, ſo war doch ſeit dieſer Zeit, allerdings auch durch Verhältniſſe des Chalifats ſelbſt bedingt, die arabiſche Macht zunächſt den Europäern nicht mehr gefährlich. So hatte Karl Martel bereits mit ſolcher Feſtigkeit geherrſcht, daß er in ſeinen letzten Jahren es wagen konnte, ſelbſt den Schattenkönig, der ſeitdem nur jährlich einmal im Frühjahr auf ſeinem Ochſenwagen aus ſeiner Pfalz den Völkern vorgeführt wurde, ganz zu entbehren, und blos als Herzog und Fürſt der Franken, und Patricius von Rom zu regieren, auch bei ſeinem Tode (741) über die ganze fränkiſche Ländermaſſe förmlich als Erblaſſer zu Gunſten ſeiner Söhne, Karlmann und Pipin, zu verfügen. Ein dritter Sohn, den Karl mit der bajoariſchen Sonnechild, Tochter ſeiner Stiefſchweſter Pilitrud, erzeugt hatte, Griffo, wurde zwar nicht ganz übergangen, doch nicht gleichgeſtellt, und erzeugte daher, indem einerſeits ſeine Mutter ſelbſt mit einer Tochter Chiltrud in ihre Heimath floh, und dieſe an den dortigen Herzog Odilo verheirathete, in dieſem eine Stütze für ihres Sohns Anſprüche hoffend, andererſeits auch die andern Völker den Regierungsantritt der Söhne Karl Martel's benutzen wollten, um das Verhältniß zu brechen, das ſie an ein Haus band, dem ſie nur gezwungen die Treue hielten, während der Merovingiſche Abkömmling vergeſſen auf ſeinen Meyerhöfen verkümmerte, gleich anfangs bedenkliche Unruhen, die ſich, als Karlmann (747), der Laſt des Regierens und der nothwendigen Gewaltthätigkeiten müde, in das Kloſter Montecaſſino zurückgezogen hatte, wiederholten, jedoch von Pipin, der nun ohne Rückſicht auf die Söhne Karlmann's Herr des ganzen Frankenreichs wurde, glücklich geſtillt wurden. Um allen Vorwand zu Unruhen wegzunehmen, hatte man gleich nach Karl Martel's Tod wieder einem Sproſſen der Merovinger Name und Ehre des Königs gegeben. Nun aber ſandte Pipin, auf eine erlauchte und hochberühmte Ahnenreihe zurückblickend, ſelbſt im Bewußtſeyn großer Thaten, und nicht unbedeutender Verdienſte um die chriſtliche Religion, deren Ausbreitung in den heidniſchen Gegenden

Germanien's erst unter seinem Vater begonnen hatte, an Papst Zacharias mit der Frage, ob der König zu heißen verdiene, der unthätig nur den Genuß der Würde habe, oder der, welcher die Thaten des Königs verrichte, und als die wohl schon erwartete Antwort des Papstes angelangt war, wurde (752) der von Pipin und Karlmann (742) auf den Thron gesetzte letzte Merovinger Childerich III. in ein Kloster gesperrt, Pipin aber mit seiner Gemahlin Bertha von den Franken als König ausgerufen, und von dem damals schon hochverehrten, nachher heilig gesprochenen Bonifazius zu Soissons gesalbt und gekrönt, so die ungerechte Usurpation durch göttliche Weihe verhüllend, und als erster König von Gottes Gnaden in der päpstlichen Anerkennung ein Recht suchend, das ihm eigentlich nicht zukam. Auf Erbrecht, auf Abstammung von uraltem Königsgeschlecht, auf irdische Gewalt endlich hatte sich die Dynastie der Merovinger gestützt, auf Volkswahl, auf persönliches Verdienst, auf Beifall und Gnade des Himmels endlich gründete Pipin die Dynastie der Karolinger. Wenn dem Hause Pipin's, auch abgesehen von der ihm unstreitig eigenen größeren Tüchtigkeit an Geist und Leib, vor der nun verschollenen Familie der Merovinger ein besonders in die Augen fallendes Verdienst beizulegen ist, so muß man als solches einen hervorstechenden Eifer für das Christenthum erwähnen. Eine Familie, in der außer dem heiligen Arnulf und der heiligen Gertraud auch ein solcher Kämpfer wie Karl Martel aufgetreten war, mußte bei dem immer eifriger werdenden Bekehrungsgeist gerade hierin vor jeder andern bevorzugt erscheinen. Und wenn auch die stürmische Zeit Karl Martel's der Kirche im Frankenreich nicht eben günstig seyn konnte, wenn auch Pipin und Karlmann nicht für sich die Kirche gefördert hatten, so fand doch an ihnen der Engländer Winfried, damals bereits Bonifazius genannt, zuverlässige und wohlmeinende Beschützer. Ueber die germanischen Länder, die erst seit dem Siege Chlodwig's über die Allemannen, seit der Unterwerfung der Thüringer, seit Theudelinden's aus Bajoarien Vermählung mit Autharis, seit den Kriegen mit den Friesen und Sachsen, in eine bestimmte Verbindung mit dem Frankenreiche und dem übrigen Occident traten, verbreitete sich erst im siebenten und achten Jahrhundert die christliche Lehre. Im Gefolge römischer Waffen mochte sie freilich schon viel früher an den Ufern des Rheins und der Donau in römischen Castellen Eingang gefunden haben, allein mit den römischen Städten zerfiel auch das schwache, von wenigen Stützen

gehaltene Gebäude, und Bajoarien ausgenommen, das vielleicht von Frankenland aus einiges Christenthum erhielt, war der alte Dienst Odin's, Thor's und Freya's durch die germanischen Wälder noch unangefochten. Ja selbst die Bekehrung der Bajoaren mochte nicht sonderlich tief gewurzelt, und ihr Glaube nicht viel vom heidnischen verschieden seyn, und die Glaubensverkündiger Rupert, Emmeran, Kilian, Corbinian, hatten stets gegen heidnischen Rückfall zu eifern. Die Thätigkeit dieser Männer aber, wie auch der noch früheren Columbanus und Gallus, beschränkte sich nur auf Alemannien und Bojoarien, während der bei Weitem größere Theil der deutschen Lande noch ganz seinen alten Göttern treu war. Es ist allerdings wohl möglich, daß auch politische Gründe den fränkischen Königen die Thätigkeit dieser Heidenbekehrer lieb und werth gemacht haben mögen, indessen ging doch der Antrieb hiezu nicht von ihnen, sondern lediglich von diesen Männern selbst aus. Weit weniger trug hiezu aber das schon längst christianisirte Frankenland, aus dessen Gauen nur Emmeram und Rupert gekommen waren, als die erst später bekehrten Angelsachsen, nebst den seit langer Zeit schon christlichen Britten der größern und kleinern Inseln bei, auf denen sich eine ungewöhnliche, für jene Zeit höchst auffallende wissenschaftliche Bildung bei einem ungemein frommbegeisterten Sinne befunden haben muß. Aus diesen Inseln war Columban, Gall, Kilian und Mang gekommen, aus ihnen kam namentlich der Apostel der Deutschen, der schon erwähnte Bonifazius oder Winfried. Gleich seinem Landsmann Wilibrord hatte er sich zuerst die Bekehrung der Friesen zur Aufgabe gemacht, hierauf aber die Thüringer und Mitteldeutschen hauptsächlich besucht, und mit ungemeiner Thätigkeit, seltener Ausdauer, und einer allen Gefahren und Hindernissen trotzenden Festigkeit durch eine beträchtliche Anzahl neuer Anstalten und durch Erneuerung und Umgestaltung schon vorhandener sein Werk gegen den Untergang gesichert. Von den Päpsten Gregor II. und III. mit allen Empfehlungen und Unterstützungen versehen, von den fränkischen Königen und Fürsten mit kräftiger Theilnahme gefördert, und durch Freunde, Verwandte und Schüler, theils aus der Heimath, theils in Germanien selbst, eifrigst unterstützt, vereinigte Bonifazius, so von Papst Gregor II. genannt, die Deutschen mit der übrigen Christenheit des Abendlandes, rottete so viel an ihm war die heidnischen Gebräuche aus, und bereitete eine neue Gesittung vor. Die Anordnung der vier Bisthumsprengel, Freisingen, Passau, Regensburg,

Salzburg, in Bajoarien, die Gründung der neuen Bisthümer Eichſtädt und Würzburg in Franken, die Erhebung des Bisthums Mainz zum Erzbisthum und oberſtem Sitze aller deutſchen Geiſtlichkeit, die Errichtung mehrerer Klöſter, unter denen Fulda oben anſteht, ſind das Werk des Bonifazius. Wenn er bei dieſer Unternehmung es für nöthig fand, durchaus auf Rom zurückzugehen und die Deutſchen zu dem Papſte in daſſelbe Verhältniß ſetzte, welches in Italien damals bereits und in England gegen denſelben beſtand, ſo konnte er in ſeiner Zeit unmöglich einer Verehrung ſich entſchlagen, welche dem auf den Papſt übergangenen Glanze Roms und der Perſönlichkeit der damaligen Päpſte gebührte. Ohne dieſes nahe, gerade für Deutſchland ſehr fühlbare, daher in ſpäterer Zeit oft drückende Verhältniß dürfte der Trieb ſich von dem, was nicht mehr Religion war und doch dafür ausgeboten wurde, loszureißen, ſchwerlich erwacht ſeyn. Als er nach langen Jahren raſtloſer und mit Erfolg belohnter Thätigkeit auch noch im Namen des Papſtes den neuen König Pipin gekrönt hatte, begab ſich der mehr als ſiebzigjährige Greis auf den Zug, den er ſchon in ſeiner kräftigeren Zeit beabſichtigt hatte, zu den Frieſen, und wurde in ſeinem Berufe des Märtyrertodes theilhaftig. Sie erſchlugen ihn (754) an den Ufern der Börde, und die germaniſche Nachwelt ehrt in ihm, den die Kirche ſpäter heilig ſprach, ihren erſten Apoſtel, und hat ſein Andenken vielfach gefeiert. Indeſſen gelang es dem König Pipin, das Intereſſe der Kirche noch mehr, als durch ſeine Unterſtützung der Miſſion Winfried's, durch eine andere That an ſein Haus zu knüpfen. Seit dem Alboin ſeine Longobarden nach Italien geführt hatte, befand ſich der Ueberreſt des nicht longobardiſchen Landes in einer bedenklichen Lage. Abgeneigt, ſich dieſen Barbaren, die anfangs ſogar arianiſche Ketzer waren, zu unterwerfen, zu ſchwach, ſich ſelbſt gegen ſie zu ſchützen, von dem morgenländiſchen Reiche, das eben damals nicht nur von innern über die Bilderverehrung ausgebrochenen Händel, ſondern auch von dem gerade damals in voller Ungeſchwächtheit beſtehenden Chalifat zu Damaskus bedroht wurde, durchaus nicht unterſtützt, hatten die Päpſte kein leichtes Spiel, und mußten außer ihrer Stellung als geiſtliche Oberhäupter auch ſehr häufig die Vertheidigung ihrer Stadt und ihres Gebiets gegen die Angriffe der Longobarden über ſich nehmen. Schon Karl Martel war vom Papſt Zacharias um Hülfe gegen den Longobarden Luitprand angegangen worden, der die Ueberreſte der griechiſchen Beſitzungen in Italien,

das Exarchat, an ſich riß, und König Aiſtulph bedrohte nun Rom ſelbſt. Da wandte ſich Papſt Stephan II. erſt ſchriftlich, dann perſönlich an den König der Franken, wiederholte, als er den Winter (753—754) in St. Denis blieb, die Salbung, und verlangte von ihm, der zum römiſchen Patricius ernannt wurde, Hülfe. In wiederholten Zügen (754 und 755) wurde Aiſtulph geſchlagen und zur Abtretung des Exarchats gezwungen. Mehr noch aber als dieſe Friedensſchlüſſe, welche Aiſtulph, ſo wie ſich Pipin wieder entfernt hatte, jedesmal brach, befreite ſein plötzlicher Tod (756) den römiſchen Stuhl von einem unruhigen Nachbar, und nun erſt konnte die Schenkung, welche Pipin dem heiligen Peter mit dem von Aiſtulph abgetretenen Lande gemacht haben ſoll, eine wirkliche Bedeutung haben. Die Ueberreſte der griechiſchen Herrſchaft in Mittelitalien fielen dem Oberhaupte von Rom zu, und nur Venedig, das auf ſeinen Lagunen ſeit der Hunnenzeit ſich gehoben hatte, und ſeit 697 einen eigenen Herzog (Doge) Paulucius Anafeſtus hatte, hielt noch in ſeiner damaligen Vereinigung, wenn irgend einen, den Kaiſer von Conſtantinopel für ſeinen rechtmäßigen Herrn. Die ſüdlichen Theile blieben noch eine geraume Zeit Eigenthum der Griechen. Offenbar aber hatte ſich Pipin um eine genaue Ausmittelung der Verhältniſſe nicht bekümmert, und wenn auch der päpſtliche Hof das ihm übergebene Exarchat mit der Gewalt eines Exarchen, oder wenn man will Patricius regierte (wiewohl die Patriciatgewalt niemals ausdrücklich dem Papſte übertragen, ſondern nur uſurpatoriſch von ihm ausgeübt wurde), ſo war doch Rom, weil hier ausdrücklich der fränkiſche König als Patricius anerkannt wurde, unter ſeiner, nicht unter des Papſtes Herrſchaft, was freilich auch nur dem Grundſatze, nicht aber der Ausübung nach galt. Es kam natürlich bei allen dieſen ſchwankenden Rechtsanſprüchen ungemein viel auf Nähe und Nachdruck der Perſönlichkeit, oder auf Herrſchaft de facto an, und dieſe ſtand ohne Weiteres nur dem Papſte zu Gebote, weßhalb man gegen eine Zurückführung der weltlichen Papſtherrſchaft oder des Kirchenſtaats bis auf dieſe Zeit im Grunde nichts einwenden kann.

Der Reſt von Pipin's Regierung verſtrich in der Bemühung, den Herzog Waifar von Aquitanien zu unterwerfen, und kaum hatte endlich dieſer unruhige Fürſt, den Pipin's wiederholte Züge kaum zu beſiegen vermochten, durch Meuchelmördershand ſein Ende gefunden, ſo ſtarb auch nach wenigen Monaten Pipin, (768) erſter fränkiſcher König der Karolinger, durch eigene Klugheit, Wahl des Vol-

tes, und Gnade Gottes König. Er hatte das bereits weit ausgedehnte Frankenreich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann in einer sonderbaren Weise getheilt, so daß wegen Karls, der eigentlich Austrasien besaß, übrigen Aquitanischen Besitzungen in kurzer Zeit ein Bruch des Friedens vorauszusehen war. Diesem kam jedoch Karlmanns Tod (771) zuvor, und Karl wurde durch freiwillige Anerkennung der neustrischen Großen alleiniger Herr des ganzen Frankenreichs. Seines Bruders Wittwe flüchtete mit ihren Kindern zu dem Longobardenkönig Desiderius und zog durch die bei dem Fremden ohne Noth gesuchte Zuflucht diesen selbst in ein unvorhergesehenes Unglück. Desiderius schützte nicht nur die Geflohenen, sondern erkannte selbst die Söhne Karlmanns als Könige der Franken an, worin Karl um so mehr eine feindliche Absicht erkennen mußte, als er selbst kurz vorher dem Desiderius seine Tochter, ihm als Gemahlin zugesendet, zurückgeschickt, und einer erbitterten Stimmung also wohl bewußt war. Da zugleich zwischen dem Papste Hadrian und den Longobarden die Mißhelligkeiten wieder ausbrachen, so hatte Karl, auch als Patricius Roms, die Verpflichtung sich des Bedrängten anzunehmen, zog (773 Herbst) über die Alpen, drängte den König nach Pavia, hielt ihn dort eingeschlossen, und nöthigte ihn durch harte Einschließung, sich im nächsten Jahre zu ergeben. Die longobardische Königsfamilie wurde in Klöster gebracht, nur der Prinz Adelchis machte von Constantinopel aus vergebliche Versuche, sein väterliches Reich wieder zu erlangen, und Karl schrieb sich nun einen König der Franken und Longobarden.

Aber noch vorher hatte er einen Krieg begonnen, der ihn fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, und der um so bedeutender ist, als er in der doppelten Gestalt eines National- und Religionskrieges geführt wurde. Von dem Harzgebirge bis an die Ufer der Elbe und die Küsten der Nordsee, westwärts von den Friesen begrenzt, gegen den Niederrhein an die fränkischen Lande stoßend, wohnten die Sachsen, in alter Freiheit, ohne Könige, unter Herzogen, im Allgemeinen in drei Stämme, Ostfalen, Westfalen und Engern, zerfallend. Hier war, während in dem übrigen Deutschland Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft und der christlichen Religion, welche beide Hand in Hand gingen, schon ausgebreitet war, noch ein der alten von Tacitus geschilderten Zeit nicht unähnlicher Zustand; von Zeit zu Zeit hatten die fränkischen Könige Tribut erzwungen, der aber unregelmäßig entrichtet und nie für eine Verbindlichkeit des

ganzen Landes angesehen wurde, weshalb die fränkischen Grenzen öfters mitten im Frieden von streifenden abentheuernden Horden beunruhigt wurden; endlich hatte sich in diese Wälder noch kein christlicher Missionär verirrt, Wodan, Thor und Freia wurden noch nach alter Weise verehrt. Schon im ersten Jahre seiner Herrschaft über das ganze Frankenreich unternahm daher Karl (772) nach allgemeinem Beschluß auf einer Versammlung zu Worms einen Zug gegen die Sachsen, auf dem die Feste Ehresburg, Stadtberg an der Diemel, erobert, und ein dort befindliches Götzenbild, die Irmensul, entweder zu Armins (Hermann's) Gedächtniß, oder zu eines Gottes Irmin Ehren, zerstört wurde. Die Sicherheit vor neuen Unruhen sollte durch zwölf Geiseln erlangt werden. Allein während Karl 774 in Italien war, fielen die Sachsen wieder ab, rissen die Ehresburg nieder, und drangen bis in das Hessische vor; so daß er 775 wieder einen großen, allerdings auch siegreichen Zug gegen sie machen mußte, die Ostfalen an der Ocker Geiseln zu geben und Treue zu schwören zwang, und hierauf auch von den Engern und den Westfalen ein gleiches Versprechen erhielt. Schon aber im nächsten Jahre wurde die Ehresburg aufs Neue erobert und Karl genöthigt, aus Italien herbeizueilen und noch im Spätjahr einen Zug gegen die Sachsen zu unternehmen, der zwar vor der Hand die Ruhe wieder herstellte, auch die Bekehrung vieler Einzelner (777) zu Folge hatte, dennoch aber noch keine dauernde Ruhe gewährte. Karls abermalige Entfernung (778) veranlaßte einen neuen, furchtbaren Aufstand, der erst (779) von ihm selbst wieder mit entschiedener Ueberlegenheit bestraft wurde, so daß er nun, da er auch den größten Theil des nächsten Jahres (780) im Sachsenlande sich aufhielt, viele taufen ließ, auch von Sachsen und Slaven als Schiedsrichter anerkannt wurde, den Krieg als beendigt ansehen mochte. Allein zwei Gründe bewogen die Sachsen, lieber noch das Aeußerste zu versuchen. Auf dem Maifeld zu Düren war auch der regelmäßige, von den Sachsen an die Kirche zu erlegende Zehnte festgesetzt worden, eine den Sachsen um so härter und unbilliger dünkende Abgabe, als sie nicht nur überhaupt hart auf dem Volke lastete, sondern einem, vorher in gänzlicher Freiheit lebenden Volke als ein schweres Sklavenjoch erscheinen mußte. War nun also dieser neue Druck eine Aufforderung, für die Freiheit und Unabhängigkeit Alles zu wagen, so schien ein neuer Aufstand einen glücklicheren Erfolg zu versprechen, da Witekind, Herzog der Sachsen, seither in die nördlich von der Elbe gelegenen Lande entwichen,

zurückgekehrt war, und ſein Name, das Vertrauen auf ſeine Leitung, Alle unter die Waffen rief. Karl hatte ſchon (782) ſich aus dem Sächſiſchen entfernt, wo er Geſandte der Dänen und der Avaren empfangen und Alles friedlich gefunden hatte, als ein gegen die zwiſchen Saale und Elbe wohnenden Sorben geſchicktes fränkiſches Heer von den Sachſen im Braunſchweigiſchen am Suntel überfallen und gänzlich geſchlagen wurde, was beſonders dadurch empfindlich wurde, daß die meiſten Anführer blieben. Karl eilte ſogleich zurück, forderte Rechenſchaft für dieſen Bruch des Friedens, und ließ, da Alle es auf Witekind ſchoben, und dieſer ſich entfernt hatte, von den übrigen Theilnehmern 4500 an einem Tag bei Verden an der Aller enthaupten. Allein eine ſolche Grauſamkeit erzeugte einen allgemeinen Aufſtand, den Karl in zwei großen Schlachten, denen er perſönlich beiwohnte, erſt bei Detmold, dann an der Haſe bei Osnabrück (783), beſonders aber dadurch unterdrückte, daß er im folgenden Jahre faſt allein im Sachſenlande blieb, ſelbſt Weiber und Kinder hinkommen ließ, in einzelnen von der Ehresburg aus unternommenen Zügen den Sachſen (784) die ganze Schwere ſeines Arms empfinden ließ, und (785) die beiden ſächſiſchen Herzoge, Witekind und Abdio, bewog, ſelbſt zu ihm nach Frankreich zu kommen und ſich taufen zu laſſen. Nun trat ein neunjähriger Stillſtand ein, die Sachſen ließen ihren Heerbann mit Karls Völkern in ferne Länder ziehen, und es ſcheint, daß erſt entweder das Läſtige der immerwiederkehrenden Aufgebote oder irgend eine andere Urſache gerade als Karl mit großen Entwürfen umging, die Sachſen (793) zur Erneuerung des Krieges bewog, welcher auf gleiche Weiſe wie das Erſtemal geführt wurde, indem nämlich die Franken ſich im Kriege den Sachſen offenbar überlegen zeigten, und ſowohl Karl ſelbſt als auch ſeine Söhne Karl und Ludwig in wiederholten Zügen Alles bis an die Elbe bezwangen, auch während die Sachſen von den Nordalbingiern, den Dänen, unterſtützt wurden, ſo ihrerſeits die Obotriten zum Beiſtande aufforderten, dennoch aber weder durch die Verſetzungen ganzer Gaue nach Franken, an deren Stelle fränkiſche Anſiedler traten, noch durch die einem ſo langen Nationalkriege nothwendige Verwüſtung und Verheerung ganzer Strecken ein ſicherer Frieden herbeigeführt werden konnte. Erſt nach 33jähriger Dauer wurde ein Kampf, der freilich für die Sachſen im Ganzen verderblicher, für die Franken aber immerhin auch nachtheilig genug war, durch einen (803 zu Selz an der Saale, oder 804) geſchloſſenen Frieden ſo geendigt, daß

die Sachsen ihrer alten Religion entsagten, insgesammt das Christenthum annahmen, und mit den Franken vereint Ein Volk bildeten. Zu dem von nun an dauernden Frieden, durch den die Sachsen dem übrigen fränkischen Reiche deutscher Zunge einverleibt wurden, trug aber allerdings auch das seither unablässig in ihren Gauen gepredigte, manchen freilich wohl durch Gewalt des Schwerdts aufgezwungene, endlich aber von Allen angenommene Christenthum am Meisten bei. Die Bisthümer Osnabrück (783), Verden (786), Bremen (787), wurden noch während des Kriegs, Paderborn, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Münster nach 803 angelegt, Kirchen und Klöster erbaut, und so außer der politisch-äußerlichen Gleichstellung der Sachsen und Franken die bedeutendere der religiös-innerlichen bewirkt. Uebrigens gerieth Karl nun, um die Sachsen in Ruhe und Ordnung zu erhalten, in unvermeidliche Kriege mit den Slaven in Böhmen und Meißen, gegen welche jedoch sein ältester, gleichnamiger Sohn mehrere glückliche Feldzüge machte, und durch angelegte Grenzfestungen sowie auch durch die Verheerungen in ihrem Gebiete die Sicherheit des fränkischen Landes herstellte, und mit den Dänen oder Normännern, mit denen jedoch, noch vor eigentlichem Ausbruche des Kriegs, ein Friede 811 zu Stande kam, der die Eider zum Grenzflusse von Deutschland und Dänemark festsetzte, und Karls thatenreichem Leben wenigstens für seine letzten Jahre ungestörte Ruhe gönnte.

Denn während der sächsische Krieg allein die ganze Thätigkeit eines Fürsten zu erfordern schien, war Karl noch fortwährend auf alle Seiten seines ungeheuren Reiches hin mit gleicher Aufmerksamkeit gerichtet. Als 777 auf der Reichsversammlung zu Paderborn arabische Gesandte kamen, welche, unzufrieden mit der dort neuentstandenen Herrschaft der Ommajaden den damals schon hochberühmten Frankenkönig um Beistand ersuchten, so gewährte ihnen Karl, der diese Gelegenheit für eigene Ehre und für Verherrlichung des Christenthums zu streiten gerne ergriff, ihre Bitte und zog (778) mit Heerbann und Vasallen über die Pyrenäen, eroberte Pampeluna, drang bis Saragossa vor, und zog nachdem er Geiseln und Versprechungen der Treue von den durch ihn beschützten Arabern empfangen, wieder über die Gebirge in die Heimath. Auf diesem Zuge aber erlitt er durch die in den Bergschluchten seinem beutebeladenen und einzeln ziehenden Heer auflauernden Basken eine um so stärkere Niederlage, als die Tapfersten des Heeres, der Graf Roland, der Truchseß Eghart, und der Pfalzgraf Anselm, mit vielen der Ihrigen dort

im Thale Roncesvalles, erlagen, und es unmöglich war, den Feinden in ihre Schlupfwinkel zu folgen. Ein geringer Gewinn war es, daß Karl das ganze Land von den Pyrenäen bis zum Ebro zum fränkiſchen Reiche ſchlagen und die ſpaniſche Mark nennen ließ, indem die Unſicherheit dieſer Erwerbung von ſelbſt erhellt. Einen größeren Ruhm aber hat Karl von keinem Zuge gezogen, und ſo wie Theodorich von Bern ein Held der Sage geworden iſt, ſo auch Karl mit ſeinen zwölf Helden, unter denen der ſtarke Roland oben anſteht, mit denen er die Chriſtenheit gegen das Heidenthum vertheidigt. — Aus dem longobardiſchen Kriege entſtand zunächſt die Nothwendigkeit, gegen die Reſte der longobardiſchen Herrſchaft in Unteritalien eine gebietende Stellung anzunehmen, und den Herzog von Benevent, wenn er auch nicht gleich dem von Friaul (776) gefangen genommen und getödtet wurde, zur Anerkennung der fränkiſchen Oberhoheit zu nöthigen (786). Hier kam Karl zugleich in Berührung mit den Griechen, welchen endlich nach abwechſelnden Verhandlungen und Kriegen (813) der Beſitz von Calabrien und Neapel nebſt den Küſtenſtädten von Venetien und Dalmatien zugeſichert wurde. Gefährlicher als dieſe doch immer nur aus der Ferne drohenden Bewegungen konnte dem fränkiſchen Reiche der Verſuch des Bojoarenherzogs Thaſſilo werden, durch ſeine Weigerung, dem fränkiſchen Könige länger zu gehorchen, andern Unzufriedenen ein Beiſpiel und für ihre Verſuche einen Anhaltspunkt zu geben. Thaſſilo, von ſeiner Mutter Chiltrud, einer Tochter Karl Martells von der Bojoarin Sonechild, ein naher Verwandter des neuen fränkiſchen Königshauſes, hatte Pipins Züge gegen Waifar von Aquitanien bis 763 als getreuer Unterthan mitgemacht, dann aber dieſem Dienſte ſich entzogen, und ſeitdem in ſeinem Herzogthum gleich einem unumſchränkten Herrſcher ſich benommen, ohne von Pipin deßhalb zur Rechenſchaft gezogen worden zu ſeyn. Seine Verheirathung mit des Longobardenkönigs Deſiderius Tochter Luitberga, einer für den Schimpf ihrer von Karl verſtoßenen Schweſter, und für die Schmach, ihren königlichen Vater vom Thron geſtoßen zu ſehen, höchſt empfindlichen Frau, bewog ihn in Worten und Handlungen ſich als Feind der Franken zu zeigen, aber freilich weder zur rechten Zeit, noch mit rechter Kraft. Karl anfangs durch den Sachſenkrieg zu ſehr beſchäftigt, ließ erſt (781) den Herzog Thaſſilo vorladen, ihm zu Worms den Eid der Treue zu ſchwören, und zur Sicherheit für ſein Wort zwölf Geiſeln zu ſtellen. Thaſſilo, überraſcht, erfüllte den Befehl. Al-

lein die eigene Schuld mochte ihn mahnen, auf dieſe Sicherheit nicht zu feſt zu bauen, ſondern (786) als Karl nach Beſiegung der Sachſen ſich zu Rom befand, durch eine an den Papſt Hadrian gerichtete Geſandtſchaft, aus dem Erzbiſchof von Salzburg und den Abt von Mondſee beſtehend, den römiſchen Hof zum Vermittler eines dauerhaften Friedens zwiſchen den Bojoaren und den Franken zu erſuchen. Da ſie aber nicht weiter als zur Anhörung einer Antwort bevollmächtigt waren, nicht zum Abſchluß eines Vergleichs, ſo war dieſe Geſandtſchaft ganz fruchtlos, Hadrian bedrohte den Herzog mit dem Bannfluche, und Karl rückte mit drei Heeren, deren eines er ſelbſt befehligte, auf Bojoarien (787) zu. Einem ſolchen Angriffe keineswegs gewachſen, mußte Thaſſilo ſich abermals in die ihm vorgelegten Bedingungen fügen, und auf dem Lechfeld zum Zeichen ſeiner Unterwerfung ſeinen Herzogsſtab in Karls Hände legen, und abermals zwölf Geiſeln ſtellen, worunter ſein eigener Sohn Theodo war. Dennoch ließ ſich Thaſſilo, der nun zweimal ſchon Beweiſe ſeiner Schwäche gegeben hatte, von dem Gefühl ſeiner Demüthigung und von ſeiner Gemahlin abermals zu bedenklichen und ihm ſelbſt gefährlichen, ja verderblichen Schritten verleiten. Nicht nur äußerte er ſich auf das Erbitterſte gegen die Franken, ſondern er ließ ſich auch mit ſeinen öſtlichen Nachbarn, den Avaren, in ein gemeinſchaftliches Bündniß gegen dieſe Feinde ein, wobei ihn wohl auch die Hoffnung, auch die Sachſen möchten ſich wieder erheben, angetrieben haben mag. Allein noch ehe ſeine Anſchläge zur Reife gediehen, noch ehe ſeine Rüſtungen vollendet waren, erhielt König Karl durch Thaſſilo's eigene Unterthanen von dem Vorhaben deſſelben Nachricht, und als Thaſſilo, auf die Reichsverſammlung zu Ingelheim vorgeladen, in der Meinung Alles ſey verſchwiegen und unbekannt, wirklich erſchien, wurde er von ſeinen eigenen Unterthanen des Hochverraths angeklagt, und, da auch die alte, vor vier und zwanzig Jahren begangene Schuld der Heeresverlaſſung wieder angeregt wurde, von der Verſammlung zum Tode verurtheilt, von Karl jedoch dahin begnadigt, mit ſeiner ganzen Familie auf den Reſt ſeines Lebens in ein Kloſter geſperrt zu werden. Dieſes Urtheil wurde ſogleich vollzogen, und nur 794 kam Thaſſilo aus ſeinem Kloſter noch einmal zum Vorſchein, als ihn Karl auf der zu Frankfurt gehaltenen Synode ſich ſelbſt aller Anſprüche auf Bojoarien begeben ließ. In dieſem Lande hörte nun eben ſo wie in Karls ganzem Reiche die Herzogswürde auf, und Grafen, unter einem königlichen Statthalter und einem oder einigen

Sendboten (missis regiis), erhielten die hauptſächlich in der Gerichtspflege beſtehende Regierung der einzelnen Gaue. An der Grenze, gegen Oſten, wurde ein Markgraf eingeſetzt, welcher die Vertheidigung derſelben unter ſich hatte. Der erſte Angriff der Avaren wurde (788) von Bayern und Franken zuſammen abgewieſen. Da ſie aber (790) von Neuem angriffen, ſo unternahm Karl (791) einen großen Zug mit drei Heeren gegen ſie, zur Rechten und Linken der Donau, und zu Schiffe, eroberte zwei ihrer Burgen bei Königsſtetten und am Kampfluß, und trieb ſie bis über die Raab zurück. Ein zweiter Zug Karls (793) wurde durch die Nachricht von einem neuen Aufſtande der Sachſen geſtört, und erſt (796), als ſich ſchon einer ihrer Fürſten ſelbſt unterworfen und die chriſtliche Religion angenommen hatte, innere Fehden aber die Kräfte der Avaren verzehrten, drang Karls zweiter Sohn, Pipin, und Erich, Statthalter von Friaul, in das Innere ihres weiten Reichs ein, eroberte den Hauptort, an der Theiß, zerſtörte ihre Ringe, wo die reiche, ſeit zwei Jahrhunderten von ihnen dorthin zuſammengeſchleppte Beute in die Hände von Karls Kriegern fiel, und in einem letzten Aufſtande (799), in dem ſie alle ihre Kräfte aufgeboten hatten, wurden ſie von den Bojoaren unter Gerold, der jedoch ſelbſt blieb, ſo gänzlich geſchlagen, daß der Reſt dieſes Volkes, in einen kleinen Raum zwiſchen der Leitha und dem Kalenberge zuſammengedrängt, aufhörte, als ein eigenes, ſelbſtſtändiges Volk zu gelten, und das ganze Land bis gegen die Raab hin von nun an nur die Oſtmark von Bojoarien genannt wurde. Während dieſer Avarenzüge auch war es, daß Karl (793) auf den Gedanken einer Vereinigung der beiden Hauptflüſſe ſeines Reichs, des Rheins und der Donau, fiel, und zu dieſem Ende von der Altmühl aus einen verbindenden Kanal zu der Rednitz führen wollte, ein großes Werk, das aber entweder durch Ungeſchicktheit der Arbeiter oder Ungunſt des Wetters bald in Stecken gerieth, und hierauf auch von Karl nicht weiter aufgenommen wurde.

Wenn man alſo das Ende des achten Jahrhunderts als den Zeitpunkt anſehen darf, in welchem das fränkiſche Reich ſeine größte Ausdehnung, nördlich bis an Jütland, weſtlich bis an die atlantiſche See und den Ebro, ſüdlich bis an das Mittelmeer und den Garigliano, öſtlich bis an die Elbe und Raab, erlangt hatte, ſo bereitete ſich zugleich eine andere für die Franken nicht minder als für alle Völker höchſt wichtige Veränderung vor. Die Größe Karls macht beſonders dadurch auf den Betrachtenden einen tiefen Eindruck, daß

ſich in ihm, der doch in ſeiner Jugend nicht was man gelehrte Bildung auch damals nannte erhalten haben konnte, eine außerordentliche Achtung vor geiſtigen Vorzügen und ein unabläſſiges Beſtreben, dieſe ſo viel als möglich ſelbſt zu erlangen und auch ſeine Landsleute dafür empfänglich zu machen, kund thut. Nicht erſt in den letzten ruhigeren Jahren ſeines Lebens tritt dieſes Beſtreben ſichtbar hervor, ſondern noch in der rüſtigſten Zeit des Kriegers und des von heftigen Leidenſchaften bewegten Mannes geht ſeiner erringenden und erkämpfenden Thätigkeit die bildende beſtändig zur Seite. Freilich konnte er hierin bei ſeinen Franken nur wenig Unterſtützung, ja auch nur wenig guten Boden erwarten, indem die unendliche Rohheit der merovingiſchen Zeit, von welcher Laien und Geiſtliche gleichmäßig hingeriſſen wurden, weder gute Sitten, noch edlere, geiſtige Beſtrebungen, die in der Regel verbunden ſind, gedeihen ließ, und wenn auch das auſtraſſiſche, beſonders das neuerworbene thüringiſche, bojoariſche und ſächſiſche Land vielleicht weniger ſittliche Verdorbenheit zeigte, ſo ſtand es doch an Rohheit und Unempfänglichkeit zunächſt dem neuſtriſchen Theile völlig gleich. Wollte daher Karl in ſeinem Vorhaben, die Franken auch geiſtig den Römern gleichzuſtellen, deren Größe er in ihren Baudenkmalen noch bewundern konnte, geeignete Arbeiter und Gehülfen finden, ſo konnte er dies nur im Ausland, und ſo wie aus England im achten Jahrhundert das Licht des Chriſtenthums nach Deutſchland gebracht worden iſt, ſo ſchimmerte auch von dorther der geiſtige Glanz, welcher Karls Zeit und Perſon umſtrahlt, und der Nachwelt den großen Mann in würdigen Berichten dargeſtellt hat. Der Engländer **Alcuin** (geb. 735), den er 780 auf einer Reiſe nach Italien zu Parma kennen gelernt hatte, wurde von ihm erſucht, der Schöpfer der neuen Anſtalten zu werden, durch die er auf ſeine Franken zu wirken gedachte, und dieſer begab ſich auch, von einigen Schülern oder Freunden begleitet, 782 nach Frankreich, wo er, anfangs am Hofe Karls, ſeit 796 aber als Abt von Tours, bis an ſeinen Tod (804) blieb, und als die ausgezeichnetſte gelehrteſte Erſcheinung der damaligen Zeit auch für die Nachwelt höchſt wichtig bleibt. Freilich darf man weder an die Gelehrſamkeit des achten Jahrhunderts, noch an die Mittel, ſich mitzutheilen, Anforderungen ſtellen, denen erſt tauſend Jahre ſpäter genügt werden konnte, und die alles auf das Chriſtenthum beziehende Anſicht dürfte ſelbſt dem ſtrengſten Gläubigen in ihrer bei aller Scholaſtik naiven, kindlich unbefangenen Anwendung einiges Lächeln erregen. Bardau-

ken wir aber nicht dieſem Einfluſſe Alcuins den trefflichſten Bericht aus jener Zeit, das Leben Karls von Eginhard, der in den Schulen welche Alcuin gegründet oder ganz umgewandelt hatte, ſeine Bildung und eine für jene Zeit ohne weiters claſſiſch zu nennende Sprachbildung erhielt? Indem nun Karl zugleich mit Erinnerungen an die Größe der alten Welt unterhalten wurde, mußte in ihm ein zweiter Gedanke, deſſen Zuſammenhang mit der bloßen Nachahmung der Vergangenheit ſehr natürlich iſt, nothwendig erwachen, und als die Erwägung der politiſchen Vortheile hinzutrat, mußte die Erneuerung des römiſchen Reichs in ſeiner Perſon ihm ſich von ſelbſt aufdringen. Wenn er aber ſich nicht ſelbſt dazu machte, ſondern die Kaiſerwürde ſich durch den Papſt übertragen ließ, ſo beobachtete er im Grunde daſſelbe Verfahren, durch welches bereits ſein Vater das mangelnde Erbrecht durch die Gnade Gottes bedeckt hatte, und eben ſo wie Papſt Zacharias den Herzog Pipin zum König der Franken gemacht hatte, erhub auch Papſt Leo in Uebereinſtimmung mit dem römiſchen Volke, gleichſam wie ehedem Senat und Volk, Karl den Franken zum römiſchen Kaiſer. Allerdings hatte Leo ſeine beſondern Urſachen. Als Nachfolger Stephans (795), wozu er nicht ohne Gewalt ſcheint gekommen zu ſeyn, ſtand er bei den Römern nicht in der Gunſt, wie ſein Vorfahr, und eine mächtige Partei überfiel ihn bei einer Proceſſion (799), mißhandelte ihn, und ließ ihn für todt liegen. Indeſſen war keine ſeiner Wunden oder Verletzungen gefährlich, der Beiſtand des fränkiſchen Herzogs von Spoleto, Willigis, befreite ihn von ſeinen Feinden, und im Geleite mehrerer fränkiſchen Biſchöfe begab ſich Leo nach Deutſchland, um ſeine Klagen und ſeine Bitte um Recht und Strafe ſeiner Gegner in Perſon dem König Karl, als Patricius und daher Schirmvogt Roms, zu hinterbringen. Karl empfing ihn mit aller Ehrerbietung, verſprach ſelbſt zu kommen, und nachdem er ihn ſicher hatte zurückgeleiten laſſen, ging er ſelbſt (800 im Nov.) nach Rom. Die angeſtellte Unterſuchung erwies die Unſchuld Leo's, ſeine Feinde wurden zum Tod verurtheilt, auf ſeine Fürbitte jedoch nur verbannt, und am Weihnachtstage ſetzte der Papſt, als Karl im Gewande eines römiſchen Patricius vor dem Altar in St. Peterskirche erſchien, ihm eine prächtige Krone auf das Haupt, und das ganze Volk rief ihm zu: Karl Auguſtus, dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiſer der Römer, Leben und Sieg. Mit dieſem Tag begann eine neue Ordnung der Dinge. Die Trennung Italiens und des geiſtig mit ihm verbundenen Abendlandes,

durch den Bilderstreit schon vorbereitet, war nun vollendet. Rom wurde wieder frei, trat wieder in seine alten Rechte, als weltherrschende Hauptstadt ein, und statt des weltlichen Herrschers gebot von hier aus der Papst, der wahrhafte Oberherr der abendländischen Christenheit. Schon damals war der Gedanke im Umlauf, und zwar in den erleuchtetsten Geistern, zu denen namentlich Alcuin gehörte, daß die apostolische Majestät, die Würde des Nachfolgers Petri, des Statthalters Christi, die erste und höchste, die kaiserliche erst die zweite sey; ein Gedanke, den die folgenden Jahrhunderte, schon nach ohngefähr fünfzig Jahren zuerst die isidorischen Dekretalen, zur herrschenden Ansicht der Welt erhuben. Karls Hoheit war zunächst lediglich durch seine Persönlichkeit bedingt, und ebenso machten die besondern Verhältnisse der Päpste, ihr schneller Wechsel, die Abhängigkeit der Wahl von den städtischen Parteien, daß sie noch geraume Zeit dem Kaiser nachzustehen schienen. Wenn man aber die reellen Vortheile erwägt, welche diese Krönung für Karl brachte, so wird es schwer, sie ausfindig zu machen, indem eigentlich in der allerdings allgemeinen Idee, der römische Kaiser sey weltliches Oberhaupt der ganzen Christenheit und oberster Schirmvogt der Kirche, der ganze Vortheil lag, der in den Gemüthern jener noch in äußerlichen Anschauungen und zahlreichen Traditionen von der Größe des alten Roms erfüllten Geschlechter freilich bedeutender wog, als es heute erscheinen dürfte. Uebrigens muß man wohl bedenken, daß über die Art und Weise dieser Herrschaft schlechterdings nichts ausgesprochen und bestimmt, das Ganze vielmehr in einem idealischen Dämmerschein gehalten wurde, der Jedem verstattete, es sich auf eigene Weise zu gestalten; und, da der nominelle Herr von Rom nie seinen Sitz daselbst nahm, ja nur selten und wenig daselbst verweilte, die geistliche Herrschaft des Papstes auch frühzeitig in die weltlichen Rechte daselbst eintrat.

Von wesentlicherem Erfolge als die doch immer nur auf dürren Boden fallenden gelehrten Bemühungen Karls sind seine Einrichtungen im Innern der Länder, seine Sorge für Gesetzgebung und Rechtspflege, welche durch Revision der schon vorhandenen Gesetzsammlungen, durch regelmäßige Versammlungen, im Mai des ganzen freien Volkes geistlichen und weltlichen Standes, im Herbst nur der angesehensten Großen, durch Anordnung der Sendboten, welche in den Gauen herumreisen, und überall nach der Beobachtung des Rechten sehen und davon dem Könige berichten mußten,

durch feſtere Beſtimmung des Gerichtsgangs, belegt werden, und ſeine Bemühungen, der ſittlichen Rohheit zu ſteuern und dem Handel einen ſichern Gang anzuweiſen. Freilich mußte die vorherrſchend kriegeriſche Richtung ſeiner Regierung vielen Eintrag thun. Der Heerbann wurde zweckmäßiger, aber zugleich auch drückender eingerichtet, indem von je vier Hufen Land, Lehen oder Allode, ein Mann geſtellt werden mußte, jeder ſich beim erſten Aufgebot auf dem Sammelplatze, vollſtändig gerüſtet, und mit Lebensmitteln auf drei Monate verſehen, einfinden mußte, und gegen die Läſſigen ſchwere Geldſtrafe verhängt war. Die Folge davon war, daß viele Gemeinfreie, um dem Heerbann zu entgehen, ſich einem geiſtlichen oder weltlichen Adeligen in Abhängigkeit begaben, ſo daß ſie ihr Recht in der Volksgemeinde aufzutreten verloren, aber doch ohne Leibeigene zu ſeyn, ſondern vielmehr einen neuen zwiſchen Adel oder Freien, und Sklaven oder Unfreien in der Mitte liegenden Stand bildeten. — Eben ſo iſt eine erfreulichere Beſchäftigung als mit theologiſchen Subtilitäten Karls Sorge für ſeine Mutterſprache, die deutſche, und wenn er auch mit ſeinem Plan einer Grammatik nicht zu Stande kam, ſo ſind doch die von ihm herrührenden Benennungen der Winde und Monate ein immer zu dankender Beweis ſeines Beſtrebens. Eine Sammlung alter Gedichte ſeines Volks ließ er anlegen, ſie iſt aber, wohl ſchon durch die Vernachläſſigung ſeines Nachfolgers, der dieſes heidniſche Weſen verſchmähte, nicht auf ſpätere Zeiten gekommen. Hieraus ließe ſich wohl der Streit, ob ihn die Deutſchen oder die Franzoſen mit größerm Rechte den ihrigen nennen, am erſten entſcheiden, wie auch ſein hauptſächlich zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen, wo er ſtattliche Paläſte und Kirchen bauen ließ, genommener Aufenthalt ihn den deutſchen Landen zuſpricht. Seine Lebensweiſe war einfach und beſonders im Trunke mäßig; ſeine Tracht meiſt die vaterländiſche, ſo daß er nur ſelten ſich der Kleidung des Patricius oder des Kaiſers bediente; ſein Familienleben das eines zärtlichen Gemahls und Vaters. Von ſeiner dritten Gemahlin, Hildegard, die er am meiſten liebte und die auch von den Zeitgenoſſen einſtimmig gerühmt wird, (ſt. 782) hatte er drei Söhne, Karl, Pipin, Ludwig, und mehrere Töchter, auf deren Erziehung er große Sorgfalt wendete. Da er indeſſen nach dem Tode der fünften Gemahlin, Luitgard, (800) noch vier Concubinen hatte, mit denen er mehrere Kinder erzeugte, ſo gab das Beiſpiel des Vaters den Töchtern, die er angeblich, weil er ſich nicht von ihnen trennen konnte,

vielleicht aber, weil ihre Verheirathung bedenkliche Ansprüche hätte erregen können, Anlaß zu einem allzufreien Leben, welches die Sage in der Erzählung von Eginhard und Emma etwas romantisch ausgeschmückt hat. Da er keine Tochter dieses Namens hatte, so ist wahrscheinlich seine Tochter Bertha darunter verstanden, welche mit Angilbert, einem als Schüler Alcuins und als Gelehrten ausgezeichneten und von Karl hochgeschätzten Manne, zwei Söhne erzeugte, die unter der folgenden Regierung großes Ansehen genossen. Von seinen Söhnen mußte er die beiden ältesten, Karl und Pipin, vor sich sterben sehen, so daß er die schon früher (806) gemachte Theilung wieder zurücknehmen mußte und seinem dritten Sohn, Ludwig, als er selbst das Ende seiner Tage herankommen fühlte, die Regierung des Ganzen übertrug, mit Ausnahme Italiens, das Pipins Sohn Bernhard empfing. Er berief Ludwig (813) aus Aquitanien nach Aachen, stellte ihn den Großen als Mitregenten vor, gab ihm heilsame Lehren, ließ ihn sich selbst die Krone aufs Haupt setzen, und schickte ihn dann wieder nach Aquitanien. Bald darauf wurde er selbst von einem Fieber befallen, und starb den 28. Jan. 814 zu Aachen, 72 Jahre alt. Noch an demselben Tage wurde er einbalsamirt, mit Krone und Zepter geschmückt, und mit dem Evangelienbuch in der Hand, im kaiserlichen Ornate, aufrecht sitzend, in dem Grabgewölbe der Domkirche zu Aachen beigesetzt. Mit ihm hatte das fränkische Reich seine höchste Höhe, seine weiteste Ausdehnung, seinen strahlendsten Glanz erhalten, und nur seinem noch in seinen Einrichtungen fortlebenden Geiste war es zuzuschreiben, daß unter seines schwachen Sohnes Ludwig elender Regierung nicht sofort Alles in Stücken und Trümmern zerfiel. Dennoch wie groß auch Karl erscheint, um so größer als seine Nachfolger kleiner sind, so zeigt sich doch sein Bestreben, die Eigenthümlichkeit der Völker zu verschmelzen, als ein verderbliches und tadelnswerthes, und das ungeheure Reich, das er geschaffen, mußte, als der ungeheure Geist Karls von der Erde entwichen war, wieder in seine durch Natur und Geschichte geschiedenen Theile zerfallen.

VIII. Mahomed, der Islam und seine Ausbreitung.

Der Mahomedanismus. Eigenthümlichkeit Arabiens. Mahomed. Sein Auftreten als Prophet. Die Hedschra. Mahomed Sieger seiner Feinde. Sein Tod. Bedeutsamkeit seiner Erscheinung und Lehre. Der Islam, 1) der Imam, 2) der Din. Der Koran. Die Sunna. Die Schiiten. Das Chalifat zu Damaskus. Die abbassidischen Chalifen zu Bagdad. Losreißen ganzer Länder vom Chalifat. Gewalt der türkischen Leibwache. Emir al Omra.

Als das Christenthum sich einer mehr als sechshundertjährigen Dauer rühmen konnte, als es über die bekannten Theile Europa's, Asia's und Afrika's, so weit das römische Reich geherrscht hatte, verbreitet war, entstand in einem wenig bekannten und nie von Feindesmacht unterworfenen Lande eine neue Religion, welche in Kurzem den Ruhm der Ausdehnung dem Christenthum streitig machte, und durch die in ihren Bekennern angefachte kriegerische Begeisterung weit hin über alle Länder des Südens getragen wurde. Die Ueberlegenheit eines erhabenen Geistes wußte die wesentlichsten Bestandtheile aus den bereits vorhandenen Lehren zu verbinden, und wenn auch mit manchem unwesentlichen, aus Zufälligkeiten erwachsenen Zusatz vermischt zu einem Glaubensgebäude auszubilden, das vielleicht um so mehr Bewunderung verdient, als die Persönlichkeit des Stifters, seinen angemaßten Beruf abgerechnet, bei seinen Glaubensgenossen selbst nicht von dem Nimbus himmlischer Abkunft umstrahlt war. Die Bildung und Verbreitung der mahomedanischen Religion wird immer zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte gezählt werden.

Arabien bietet in seiner Hirtenwelt noch jetzt dasselbe Bild dar, welches die ältesten Sagen bereits zeigen. Der größere Theil des Landes, von Sandwüsten erfüllt und dadurch vor den Einfällen erobernder Völker geschützt, läßt sich nur mit dem dort einheimischen, dem nomadischen Araber völlig unentbehrlichen Kamel, dem Schiff der Wüste, oder auf dem flüchtigen edeln Roß, dem Hausgenossen des Arabers, durchkreuzen; nur an der Küste und gegen Süden finden sich wohlangebaute Strecken, Städte und eine festangesiedelte Bevölkerung, welche bedeutenden Handel, theils mit indischen Waaren, theils mit Erzeugnissen des eignen Bodens betreibt. Weih-

rauch, Gold, Myrrhen, kostbare Stoffe, zur Ehre der Götter, zur Verherrlichung des Lebens unentbehrlich, bringen die Lande Jemen's hervor, das deßhalb das glückliche Arabien genannt wird. Die Einwohner, von kaukasischem Stamm, zeichnen sich bei vielen geistigen Anlagen, besonders zur Dichtkunst und Redekunst, im Allgemeinen durch die zwar allen dem Naturstande näheren Völkern, ihnen aber besonders eigene Heilighaltung des Gastrechts, durch Achtung gegen die Frauen, durch kriegerische Tapferkeit und engen Familiensinn aus. Besonders war geistige, gesellschaftliche Bildung in dem glücklichen Arabien zuerst entwickelt und über die Städte verbreitet worden; Dichtungen, deren noch einige, genannt Moallakath, aus der Zeit vor Mahomed, vorhanden sind; die Fabeln Lokman's, der dem griechischen Aesop gleich die wichtigsten Lehren der Moral in einfachen Bildern und Gleichnissen vorzutragen verstand; die spruchreiche und dichterisch erhabene Weisheit des Buches Hiob, dessen Schauplatz im peträischen (steinigen) Arabien (Idumäa) zu suchen ist; die den Arabern beigelegte Gabe des Wahrsagens und der Traumdeutung, sind Beweise für die Anlagen und die Bildung des Volkes, das auch schon in der frühesten Zeit mit der Schreibekunst nicht unbekannt war. Die ursprüngliche Religion, bestehend in einem Glauben an Einen Gott, als höchsten Herrn und Vater Aller, war längst in den Zabeismus übergegangen, den Sternen- und Elementendienst, die Verehrung und Anbetung der Sonne, des Mondes, der Planeten und Gestirne, und der Naturelemente als sichtbarer Gottheiten, verbunden mit Verehrung und Anbetung himmlischer Geister und Engel, und Furcht vor beglaubten bösen Genien oder Dämonen, und hatte sich durch Aufnahme einer Menge willkührlicher Götter, deren jeder Stamm wieder seine eignen hatte, in einen der ursprünglichen Religion ganz entfremdeten Götzendienst verwandelt. So war in Mekka der berühmteste und angeblich älteste Tempel der Nation, die Kaaba, wo insbesondere ein schwarzer Stein und ein Brunnen als heilig verehrt wurden, nach und nach fast ganz mit Götzenbildern erfüllt worden. Neben diesem Gestirndienst waren in Arabien auch Judenthum, angeblich schon seit 150 v. Chr., und Christenthum, schon seit dem dritten Jahrhundert, auch die magische Religion oder der Feuerdienst der Perser, ausgebreitet, und ganze Staaten waren der einen oder der andern dieser Religionen zugethan, alle in großer Ausartung, und einer Umwandlung bedürftig. Diese unternahm Mahomed, (Mohamed, Muhamed), aus dem Stamme Koreisch, dem als ei-

nem der geachtetsten die Hut des heiligen Hauses, der Kaaba, zukam, aus der Familie Haschem, Sohn Abdallah's und Emina's (Amena's), einer der schönsten und tugendhaftesten Frauen, die ihren einzigen Sohn, zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes, am 29. April 571 gebar. Obschon aus edlem, patricischfürstlichem Geschlechte, war Abdallah doch arm, und die ganze Erbschaft bestand in fünf Kameelen und einer alten, abbyssinischen Sklavin. Als auch Emina starb, kam der sechsjährige Mahomed unter die Zucht seines Oheims Abu Taleb, des Priesters und Fürsten des Stammes, eines tapfern, rechtlichen und verständigen Mannes, der den Knaben, bei dem sich schon im dritten Lebensjahre epileptische Zufälle gezeigt hatten, nicht nur durch den Gebrauch der Waffen und durch die Löwenjagd stärkte und körperlich ausbildete, sondern auch seit dem zwölften Jahre auf Handelsreisen mitnahm und ihm Gelegenheit verschaffte, sich durch Bekanntschaft mit andern Völkern und ihren Sitten geistig auszubilden. Mehrere Umstände, namentlich der ihm zu Theil gewordene Vorzug, bei dem Wiederaufbau der Kaaba den schwarzen Stein legen zu dürfen, Bekanntschaft mit einem Mönche zu Basra in Syrien, der in ihm ein zur Ausführung seiner revolutionären Plane geeignetes Werkzeug zu entdecken geglaubt haben soll, vielleicht auch der von andern Mitgliedern des Stammes Haschem gemachte und ihm mitgetheilte Entwurf, die Religion zu reinigen und zur früheren Einfachheit zurückzuführen, mögen schon damals den Gedanken, daß er zum Religionsstifter bestimmt sey, in ihm erzeugt haben, doch verlautete noch Nichts davon. Sein Oheim empfahl ihn einer reichen und edlen Kaufmannswittwe zu Mekka, Chadidscha, als Handelsführer, und nicht nur sein gutes Benehmen, sondern auch die Wohlgestalt seiner Person erbob den fünf und zwanzigjährigen Mahomed zum Gemahl der vierzigjährigen, reichen Chadidscha, und trotz dieses Mißverhältnisses der Jahre lebten beide vier und zwanzig Jahre lang in einer glücklichen, von Mahomed's Seite durch keine Benützung des Herkommens der Vielweiberei gestörten Ehe. In fortgesetzten Handelsreisen entwickelte sich sein vielleicht schon gefaßter Plan, als Religionsverbesserer der Araber aufzutreten, immer weiter, und da ihm die Wirklichkeit gegen die Vorzüge der Christen und der Juden, die wohl schon vorhanden, und ihm nicht unbekannt waren, aber, jene durch Aberglauben und Verfolgungssucht, diese wegen ihrer Tücke und Gehässigkeit, ein leicht begreifliches Vorurtheil beibrachten, so beschloß er selbst eine neue Religion zu stiften, mit wel-

chem Entschlusse er nach längerer, vom Geschäftsleben zurückgezogener und häufig in Einsamkeit und im Nachdenken zugebrachter Zeit, im vierzigsten Jahre seines Alters zuerst hervortrat.

Seine erste Eröffnung machte er seiner Frau, welche auch sofort an die Wahrheit seiner göttlichen Sendung glaubte, und ihren Vetter Waraka, einen Gelehrten, der die Schriften des alten und neuen Testaments kannte, gleichfalls zu Anerkennung des neuen Propheten bewog. Später glaubten auch an ihn des Abu Taleb eilfjähriger Sohn Ali, sein Mündel, sein Sklave Seid, und Abu Bekr, später, nach dem Tode der Chadidscha, Schwiegervater Mahomeds. Indessen ging die Ausbreitung der neuen Lehre langsam, und als er im dritten Jahr seiner Sendung die Abkömmlinge seines Großvaters Abdelmutalleb, als seine nächsten Anverwandten, bei einem Gastmahl mit seiner Prophetensendung bekannt machte, fand er nicht den mindesten Glauben, und nur der schon gläubige Ali erklärte sich bereit, alle seine Widersacher zu Boden zu schlagen, wofür ihn Mahomed seinen Bruder, seinen Wesir und Chalifen (Verweser und Stellvertreter) nannte. Nicht abgeschreckt durch die geringe Theilnahme seiner nächsten Verwandten, trat er freier mit der Verkündigung seiner Lehre auf, die er Islam, d. h. unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes nannte, und erbitterte durch freimüthige Angriffe auf den herrschenden Götzendienst der Koreischiten diese so sehr, daß er zwar, unter dem Schutze seines Oheims Abu Taleb, vor der Hand noch in Mekka blieb, viele seiner indessen gewonnenen Anhänger aber, im Jahr 614, zu dem christlichen Könige von Abyssinien flohen, der sie, weil sie an Christus glaubten, in Schutz nahm. Die Koreischiten sprachen daher die Acht über die ganze Familie Haschem aus (616), und legten eine diesen Beschluß enthaltende Urkunde feierlich in der Kaaba nieder, welche aber später (619) durch Wurmfraß ganz vernichtet wurde, worauf die Koreischiten, hierdurch wie durch ein Wunder überrascht, alle Fehde mit den Haschemiten wieder aufgaben. Mittlerweile war die Partei Mahomeds, der von den heiligen Zeiten, während welcher aller Streit ruhte, den größten Vortheil zog, sehr herangewachsen, und besonders die Stadt Medina (eigentlich Jathreb) war fast ganz auf seine Seite getreten. Als daher nach dem Tode Abu Taleb's und der Chadidscha (619) die Gefahr für Mahomed in Mekka immer mehr wuchs, und die Koreischiten endlich sich eidlich zu seiner Ermordung verschwuren, entfloh er selbst während der zum Morde bestimmten Nacht (15. auf 16. Jul. 622) von Mekka

nach Medina, wo er gleichſam im Triumph eingeholt wurde, und that nun mit dem Schwerdt in der Fauſt gegen ſeine Feinde auf. Von dieſem Jahr der Flucht, genannt Hegira, Hedſchra, zählen ſeine Anhänger ihre Jahre. In Medina erbaute er eine Moſchee (Bethaus) mit einem Wohnhauſe für ihn und ſeine zwei Frauen, Sauda und Ajeſcha, deren zweite ſeine liebſte und einflußreichſte Gemahlin war; verband durch eine Brüderſchaft ſeine Anhänger noch feſter, und führte nun eine mit wenigen Ausnahmen, z. B. in der Schlacht zu Obod 624, glückliche Fehde gegen die Koreiſchiten, während er zugleich mit genauerer Einrichtung des Gottesdienſtes und der Gebräuche ſich eifrig beſchäftigte. Auch andere mit den Koreiſchiten verbundene Stämme jüdiſchen und andern Glaubens wurden von ihm beſiegt, durch die Plünderung der feindlichen Karavanen große Beute gemacht, bereits (627) mit dem griechiſchen Kaiſer Heraklius ein Vertrag zu freiem Handel der Araber im römiſchen Reiche abgeſchloſſen, und Mahomed ſo mächtig, daß er (628) es wagen konnte, mit 600 ſeiner tüchtigſten Anhänger die Pilgerfahrt zur Kaaba zu unternehmen, und die Koreiſchiten, außer Stande es ihm zu wehren, lieber einen zehnjährigen Stillſtand mit ihm unter der Bedingung abſchloſſen, daß er friedlich aber erſt im nächſten Jahre ein und nach drei Tagen wieder abziehen ſollte. Seine Waffen wendete Mahomed hauptſächlich gegen die Juden, deren Hartnäckigkeit nur durch fortgeſetzte Gewalt beſiegt werden konnte. Auf dieſe Weiſe war ſeine Macht ſo geſtiegen, daß er nicht nur an den perſiſchen König Chosru Parwiz, an den Kaiſer Heraklius, an den Statthalter von Aegypten, an den Negus (König) von Abyſſinien, und verſchiedene arabiſche Fürſten Einladungsſchreiben, ſeine Prophetenſendung anzuerkennen, erließ, ſondern auch die Griechen in Syrien anzugreifen, und endlich (630 Jan.) Mekka zu überrumpeln, und faſt ohne alles Blutvergießen ſiegreich einzunehmen wagen konnte. Abu Sofian, früher ſein heftigſter Gegner, deſſen Tochter Umna Habiba Mahomed geheirathet hatte, trat zum Islam über, und wurde ſein treuer Freund und Vertrauter. Er reinigte ſofort die Kaaba von allen Bildern die innen und außen um dieſelbe waren, hob die bisherige Ariſtokratie in Mekka völlig auf, und legte, indem er die Würde des Sikajet, d. h. Aufſicht über die Waſſer des Semſem, erblich machte und als geiſtliche Würde mit der bürgerlichen Verwaltung verband, den Grund zu einer Prieſtermonarchie. Seine beiden letzten Jahre ſah er noch die Ausbreitung ſeiner Lehre durch ganz Arabien, und

Festigkeit bewahren soll, und ihn selbst wenn man südliches Blut, Clima und Sitte zu seinen Gunsten in Anschlag bringt zu rechtfertigen dürfte stets ein vergeblicher Versuch seyn; dennoch bleibt ihm das Lob der unverbrüchlichen Treue gegen seine erste Gemahlin, die Chadidscha, das Lob der Gerechtigkeit, Großmuth und Uneigennützigkeit, und was seine Lehre betrifft, so ist wohl nach aller Billigkeit außer Zweifel, daß er unter den bestehenden Verhältnissen sowohl seiner Zeit als seiner Person das Beste gab, was er geben konnte, und ungeachtet der gewaltsamen Ausbreitung durch die Waffen spricht doch auch die reißend schnelle Verbreitung des Islams über Asien, Afrika, und einen Theil Europa's für eine, in ihm wohnende, alle menschliche Kräfte in hohem Grade anregende Gewalt.

Mahomed's Lehre, der Islam, zerfällt zunächst in zwei Theile, den Imam (Glaubenslehre), und den Din (Sittenlehre). Jener lehrt den Glauben an einen einzigen Gott (Allah), und die ausschließliche Verehrung desselben, den Glauben an Mahomed seinen Gesandten, und letzten und größten Propheten; daß von Gott alle Dinge von Ewigkeit her unabwendbar bestimmt, jedem Menschen sein Loos und sein Tod schon zugeordnet sey; daß es Engel und Teufel, gute und böse geistige Mittelwesen gebe; daß durch List und Betrug des Satans der Mensch gefallen und diese seine Sündhaftigkeit ein Erbtheil des ganzen Menschengeschlechts geworden sey; endlich daß es eine Auferstehung der Todten, und ein jüngstes Gericht, eine Belohnung und Bestrafung im ewigen Leben gebe, jene in einem Paradies, wo den auferstandenen Körper der Gläubigen in den Armen der reizendsten, ewig jungfräulichen, Weiber (Hurks) alle mögliche Genüsse erwarten; diese in einer nach verschiedenen Abstufungen, doch im Allgemeinen für die Ewigkeit eingerichteten Hölle. Der Din legt als erste Pflicht Glauben an Gott und seine Vorsehung auf, gute Werke, Fasten im Monat Ramadan, tägliches mehrmaliges Gebet, Almosengaben und Wallfahrten nach Mekka. Gebet, sagt Mahomed, bringt auf den halben Weg zu Gott, Fasten führt an die Thür seines Palasts, Almosen erwirbt Zutritt. Der Mensch soll seine Würde achten, seine Leidenschaften bezähmen, sein Leben erhalten, ausgenommen die verdienstliche Aufopferung desselben im Kampfe gegen die Ungläubigen. Wer in der Schlacht fällt, steigt, sagt er, geradezu in den Himmel, und überhaupt war seine Absicht, den ohnedies kriegerischen Charakter seiner Landsleute zu erhöhen und ihn allen seinen Glaubensgenossen einzuprägen. Den Wein verbot er,

und erlaubte zwar Vielweiberei, setzte sie aber auf die bestimmte Zahl von vier ehelichen Frauen fest, die Sklavinnen freilich ungerechnet; die Gebote der Beschneidung und des Waschens sind weit älter und eigentlich nur Festsetzung nothwendiger, vom Clima gebotener Gebräuche; von Mönchen weiß die Lehre Mahomed nichts, Fakirs und Derwische haben sich erst später eingeschlichen; dafür ordnete er für alle seine Bekenner den Ramadan, ein dreißigtägiges Fasten, an. Die Propheten der Juden und der Christen, Moses und Jesus, erkannte auch er als gottgesandte Männer, nur von geringerer Macht, und machte von vielen Theilen der jüdischen und der christlichen Lehren, die er jedoch nur mangelhaft kannte, Gebrauch, um seinen Koran damit auszuschmücken. Dieser (auch Al Koran genannt) enthält nämlich in 114 Suren, ohngefähr Kapiteln, von sehr ungleichem Umfang, seine in poetischer, d. h. gereimter Form, sehr häufig auch mit wahrhaft begeisterter, ächt dichterischer Sprache vorgetragenen Lehren, welche sowohl religiösen als sittlich polizeilichen Inhalts und daher die Hauptquelle der Gottesgelahrtheit und der Rechtslehre der Mahomedaner sind. Abu Bekr, sein erster Nachfolger, ließ sie sammeln, und Omar, der zweite Nachfolger, in die gegenwärtige Ordnung bringen. Indessen machte sich außer dieser unmittelbaren Lehre des Propheten bei den Anhängern seiner drei ersten Nachfolger, die sich vorzugsweise als rechtgläubige Mahomedaner oder Moslemen, d. h. *Gläubige*, angesehen wissen wollen, noch die Sunna geltend, d. h. das mündliche Gesetz, bestehend in den durch Tradition aufbewahrten Reden und Handlungen des Propheten, von welchem man diese Partei auch die Sunniten nennt. Da aber die Nachkommen und Anhänger Ali's und der Fatima behaupteten, die rechtmäßige Nachfolge nach Mahomeds Tod, welche sofort dem Ali gebührte, sey widerrechtlich unterbrochen, so nahmen sie auch diese Tradition, welche zum Theil von Ali's Todfeindin, der bei den Mahomedanern bis an ihren Tod hochgeachteten Ajescha, herrührte, nicht an, und wurden deßhalb von der andern, im Grunde immer zahlreicheren Partei, mit dem Namen Schiiten, d. h. Ketzer, belegt, in welche zwei Hauptparteien alle Mahomedaner noch heute, wie schon bald nach Mahomeds Tode zerfallen sind. Der Grund dieser Spaltung ist, wenn man bis auf das Letzte zurückgeht, der Haß der Ajescha gegen Ali, der ein nächtliches Abentheuer, das der Ajescha ohne ihr Verschulden zustieß, bei dem Propheten als einen Beweis gegen ihre Treue an-

wendete, eine Schmach, welche die Lieblingsgattin seines Schwiegervaters ihm nie vergab.

Darum auch wurde Ali nicht nur dem Abu Bekr nachgesetzt, der als erster Nachfolger Mahomeds mit Kraft und Entschlossenheit die an vielen Orten von den Koreischiten wieder abtrünnigen Völker bezwang, die falschen Propheten vertilgte, und durch seinen Feldherrn Khaled, genannt Schwerdt des Herrn, schon Persien und die christlichen Länder mit Erfolg angriff, sondern auch (634) dem Omar, der zu dem Titel Chalif noch den eines Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) hinzufügte, Jerusalem (637) und hierauf ganz Syrien wegnahm, durch Amru (640) Alexandria eroberte, worauf die Wegnahme der Nordküste Afrikas durch die als Stammesverwandtschaft erklärte Aehnlichkeit mit den Berbern außerordentlich beschleunigt wurde, und in wiederholten Schlachten dem Perserreiche ein Ende machte, endlich sogar (644) dem Osman (Othman), der sich durch Herstellung einer einzigen ächten Sammlung des Korans, mit Vertilgung aller falschen Lesarten, großes Verdienst erwarb, gegen den aber wegen Begünstigung seiner Freunde und Verwandten und ungeschickten Betragens allgemeine Unzufriedenheit ausbrach, so daß (655 und 656) ganze Schaaren von Mißvergnügten nach Medina zogen, und endlich (656) den über 70- oder gar 80jährigen Greis ermordeten. Nun endlich wurde zwar Ali Chalif, genoß diese Würde aber gar nicht in Ruhe, indem sich gleich anfangs Mehrere weigerten ihn anzuerkennen, und endlich mit der Ajescha verbunden einen ungeheuren Aufruhr erregten, den Ali noch dadurch vergrößerte, daß er alle von Osman eingesetzte Statthalter abberief, unter ihnen auch den Moawijah, Sohn des Abu Sofian. Dieser nannte sich nun Oberhaupt aller Gläubigen, und obwohl Ali über die Ajescha und ihren Anhang (656 Nov. 3.) in der sogenannten Schlacht des Kamels einen großen Sieg erfocht, so wurde doch der Krieg mit Moawijah ohne Entscheidung geführt, nach langem Blutvergießen Ali gleich seinem Gegner zur Abtretung bewogen, und da auch dieses, weil nur Ali mit Aufrichtigkeit gehandelt hatte, Nichts half, von einem aus drei Schwärmern, die sich vorgenommen hatten, Ali, Moawijah und Amru, als die drei der Ruhe feindlichen Häupter, aus dem Wege zu schaffen, in der Moschee zu Kufa (661) ermordet, während Moawijah nur verwundet, Amru aber verfehlt wurde. So blieb diesem, aus der Koreischitenfamilie Ommaijah, dem Sohn von

Mahomeds erbittertem Widerſacher und nachmaligem Schwiegervater Abu Sofian, das Chalifat, indem Ali's Sohn, Haſſan, nach kurzem Widerſtande freiwillig abtrat, und die Aliden, auch Fatimiden genannt, zunächſt keine gefährliche politiſche Partei bildeten. Vielmehr behaupteten ſich Moawijah und ſeine Nachfolger, die Ommaijaden, an 90 Jahre in ihrem Chalifat zu Damaskus, vernichteten zunächſt alle damals ihnen drohenden Gegner, und herrſchten über ein nachher nie mehr ſo weit ausgedehntes Reich Eines Herrſchers, indem unter dem Chalifen Walid I. (705—715) Muſa ganz Afrika und hierauf mit Tarik (711 und 712) Spanien faſt ganz eroberte, im Oſten aber Bochara, Turkeſtan, Chowaresm unterworfen, und bis in die Grenzländer des nördlichen Indiens der Islam und die Herrſchaft des Chalifats verbreitet wurde. Auch Angriffe auf Conſtantinopel wurden damals (717—718) gemacht, jedoch durch das griechiſche Feuer, dieſe merkwürdige Erfindung des Griechen Kallinikus, durch Ungunſt der Jahrszeit und des Wetters, und die Tapferkeit des Kaiſers Leo des Iſauriers abgewehrt. Indeſſen folgte auf dieſes außerordentliche Glück ein allmähliges Sinken. Nicht nur mehrte ſich die Zahl der Aliden, ſondern man fing nun auch an die Abbaſſiden zu berückſichtigen, die, wenn auch nicht vor jenen, doch als Haſchemiten, als Abkömmlinge von Mahomeds Oheim Abdallah, den Vorzug vor den Ommaijaden verdienten. Zwar wurde der Abbaſſide Ibrahim, für den zuerſt die ſchwarze Fahne ſeines Hauſes aufgepflanzt wurde, von dem Chalifen Merwan II. (749) gefangen genommen und vermuthlich im Gefängniß getödtet, aber ſein Bruder Abul Abbas el Saffeh entkam, ließ ſich in Kufa zum Chalifen ausrufen, und ſiegte (750 Jan.) in der Schlacht am Zab über ſeinen Gegner, der nach Aegypten floh und dort ermordet wurde. Die Vertilgung der Ommaijaden wurde von Abdallah, des Abul Abbas Oheim, mit furchtbarer Grauſamkeit vollbracht, und nur einer, Abder Rhaman, entkam nach Spanien. Der Abbaſſide Abul Abbas, (geſt. 754 Jun. 9.) der den Namen el Saffeh, der Blutvergießer, nicht wegen eigener Grauſamkeit, ſondern wegen der für ihn von ſeinem Oheim begangenen Niedermetzelungen trägt, beginnt nun die lange Reihe der Fürſten dieſes Hauſes, deren erſte ganz beſonders durch Glanz des Thrones, Liebe zu den Wiſſenſchaften, Größe des Geiſtes ausgezeichnet ſind. Sein Bruder Al Manſur (754—774 den 7. Oct.) gründete am Tigris (nach 764) die neue Reſidenzſtadt Bagdad, das zu einer prächtigen, reichen, und üppigen Stadt empor-

wuchs, aber wie alle solche ungeheure Hauptstädte den Flor des ganzen Landes zum Nachtheil desselben an sich zog. Besonders war Mansur's Enkel Harun, genannt der Raschid, der Gerechte, (785—809), ein wegen kriegerischer Tapferkeit, wegen Liebe zu Kunst und Wissenschaften, wegen der strengen Gerechtigkeit, die er auf orientalische Weise zu üben pflegte, hochgefeierter Name, den seine Verbindung mit Karl dem Großen diesem fast zur Seite stellt, und den eine Menge der in dem bekannten Mährchenbuch der Tausend und Eine Nacht enthaltenen Erzählungen, worin seine Gemahlin Zobeide und sein bis an seinen plötzlichen Sturz (803) allmächtiger Vezier Dschiaffer der Barmegide eine wesentliche Rolle spielen, in seinem aus Prachtliebe, Herablassung, Milde, Gerechtigkeit und Grausamkeit seltsam gemischten Tyrannencharakter am besten schildern. Sein Sohn Al Mamun (809—834) erhielt, obgleich bereits Spanien (seit 756) unter dem Emirat und später Chalifat der Ommaijaden zu Cordova, Nordafrika (seit 791) unter den fatimidischen Edrisiden, und weiter östlich unter den Aglabiten (seit 800) abgefallen war, und der Feldherr Thaher sich in Chorasan (822) unabhängig machte, und nur die geistliche Obergewalt des Chalifen anerkannte, im Allgemeinen sein Reich noch mächtig und angesehen, beschäftigte sich viel mit philosophischen, theologischen und astronomischen Wissenschaften, wirkte dadurch allerdings auch nachtheilig auf die Ruhe seines Reichs, indem er in den theologischen Streitigkeiten seiner Unterthanen Partei nahm, beförderte aber zugleich auch das Studium der Wissenschaften, so daß Philosophie und Mathematik der Griechen damals von den Arabern eifrig betrieben wurde. Sein Bruder und Nachfolger, Motassem, (834—842) bereitete den Sturz des ohnedies an seiner übergroßen Ausdehnung, an den Uebeln der theologischen Streitigkeiten, an den Zweifeln der Rechtmäßigkeit der Abbassidenherrschaft, leidenden Reichs dadurch vor, daß er sich zuerst mit einer Leibwache gefangener oder gekaufter Sklaven, meist Türken, umgab, für sie eine eigene Soldatenstadt in der Nähe Bagdads anlegte, und dem Einfluß dieser Schaaren und ihres Anführers sich preisgab. In einer Zeit von hundert Jahren kam es daher so weit, daß nicht nur die Ommaijaden in Spanien, die Edrisiden und Aglabiden in Nordafrika, die Fatimiden ebendaselbst und später in Aegypten, und die Karamathier in Arabien ganz unabhängig waren, sondern auch in Asien die verschiedenen Fürstenthümer in Chorasan, Kerman, Dilem, dem alten Parthien, Farsistan, Chusistan, Mosul u. a. zwar die geist-

liche Hoheit des Chalifen zu Bagdad anerkannten, übrigens aber ganz unabhängig waren und nur durch den gegenseitigen Kampf unter einander selbst und die bei ihm nachgesuchte Anerkennung noch einigermaßen seine weltliche Bedeutung aufrecht erhielten. Das von dem Chalifen Radhi getroffene Mittel, dem Oberbefehlshaber der Truppen (936) den Titel eines Emir al Omra, Fürsten der Fürsten, und alle Gewalt in weltlichen Geschäften zu ertheilen, sich selbst aber blos die geistliche Gewalt vorzubehalten, konnte daher um so weniger helfen, als der eigentliche Krebsschaden des Reichs, die höchste Staatsdienerwürde, nur um so mehr ein Gegenstand des Strebens der andern Fürsten wurde, und daher zwar weniger mehr die zu einem bloßen Namen heruntergesunkenen Chalifen, desto mehr aber ihre Stellvertreter, die Emirs al Omra, denselben Wechsel der Dynastien zeigen, den etwa das byzantinische Reich darbietet. Dabei nahm die Zerstückelung des Reichs selbst fortwährend zu, und während der Islam selbst keineswegs an Ausdehnung und Werth bei seinen Anhängern verloren hatte, boten die einzelnen Reiche ein so zerrüttetes Ganze dar, daß es wirklich zu verwundern ist, daß erst so spät die Christen auf den Gedanken eines Kriegs gegen die Ungläubigen kamen.

wig, den Deutschen, fielen. Die Länder Lothar's, dessen Geschlecht zuerst mit seinen Söhnen ausstarb, fielen dann theils an Westfranken, das nun zur deutlicheren Bezeichnung Frankreich, theils an Ostfranken, das ebenso Deutschland genannt wird, obwohl der letzte Name als urkundliche Bezeichnung eigentlich nie gebraucht wurde. Außer dieser Vermehrung der deutschen und französischen Lande mit dem eigentlichen Lothringen nach Lothar's II. Tod (869) und seines Bruders, Kaiser Ludwig's II. (875), indem sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle (870) in Besitz setzten und später darin bestätigten, gab dieser Lothar II. durch seinen unglücklichen Scheidungsproceß gegen seine angetraute Gemahlin Thietberga, die er verstoßen wollte, um eine andere, Namens Waldrade, zu heirathen, und bei der schwierigen Aufgabe das eheliche Band zu lösen von mehreren Geistlichen dem Rechte zum Trotz unterstützt wurde, dem Papste Nicolaus I., dem ersten gekrönten Papst (858—867), und seinem Nachfolger Hadrian II. (bis 872) Gelegenheit, sich mit Erfolg in diesen Streit zu mischen, das gegebene Aergerniß zu strafen, und die, damals bereits durch die isidorischen Decretalen verbreitete Ansicht von dem Oberrichteramte des Papstes in einem glänzenden Beispiele zu bewähren. Lothar starb mit dem Bewußtseyn Unrecht gethan zu haben, und der päpstliche Stuhl hatte sich auf ehrenvolle Weise als Beschützer der Unschuld und Rächer des Frevels gezeigt. Ueberhaupt war die Nachkommenschaft Karl's nicht vom Glücke begünstigt. Sowohl in Deutschland als in Frankreich nahm ihre Macht allmählig ab, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts sah man einen Karolinger, Enkel Ludwig's des Frommen, Karl den Dicken, wegen seiner Unfähigkeit, von den Franzosen verlassen, von den Deutschen förmlich abgesetzt (887), worauf in Deutschland sein Brudersohn Arnulf, Sohn König Karlmann's aus einer nicht ebenbürtigen Frau, König, und auch (895) römischer Kaiser wurde, ein Mann von großer Kraft und vielem Verdienste, mit dessen Sohn Ludwig dem Kinde (900—911) die deutsche Linie der Karolinger völlig ausstarb, und das Reich ein völliges Wahlreich wurde. Zwei Uebel hatten zur Zerrüttung des fränkischen Reiches besonders beigetragen, im Innern die Unruhen der Großen unter sich, von Außen her die Angriffe der Normänner. Schon Karl der Große hatte in seinen letzten Jahren geahndet, was von diesen für Gefahr drohe, und es war wohl weniger Verdienst der fränkischen Fürsten, als vielmehr die leichtere im angelsächsischen Britannien zu findende

Beute, welche dieſe räuberiſchen Seefahrer bewog, dorthin ihre Richtung zu nehmen. Unter Ludwig dem Deutſchen (843—876) waren die Ufer der Elbe bis weit in das Land herein ihren Verheerungen ausgeſetzt, und ſo wie einerſeits das Erzbisthum Hamburg wegen der Zerſtörung dieſer Stadt (858) mit Bremen vereinigt werden mußte, ſo rief dieſes Bedürfniß der Vertheidigung auch die früher unterdrückte herzogliche Gewalt wieder hervor, zuerſt in Sachſen, das den Normännern zunächſt am meiſten ausgeſetzt war. Ludolf war hier (859) Herzog. Daß Karl der Dicke dieſer Landplage nicht mit Kraft abhalf, ſondern vielmehr durch Geldzahlungen ihre Raubſchaaren nur anlockte, wieder zu kommen, war ein Hauptgrund zu ſeiner Abſetzung, wie es wiederum Arnulf's Ruhm iſt, durch einen entſchiedenen Sieg (891) an der Dyle bei Löwen die Normänner vom deutſchen Boden weggeſcheucht zu haben, ſo daß von nun an Deutſchland wenigſtens von dieſer Heimſuchung frei war. Dagegen hatte Arnulf, um den mächtigen Mährenfürſten Swatopulk (Zwentibold) ſich indeſſen vom Halſe zu halten, die Ungern, eigentlich Magyaren (Madſcharen) genannt, ein aſiatiſches, in die Stelle der Avaren eingetretenes Volk, das ſich vom Altai, dann Caucaſus, allgemach in das Atelkuzu, wahrſcheinlich Beſſarabien, gezogen hatte, gegen dieſen zur Hülfe gerufen, welche ihn auch (894) auf dem Felde Rakos ſchlugen, ſich dann, von der Trefflichkeit des Bodens gelockt, mit ihren Familien und Heerden an den Ufern der Theiß und Donau anſiedelten, und hier unter Arpad, Almus Sohn, ein mächtiges Reich gründeten, das ein halbes Jahrhundert lang durch furchtbare Raubzüge der Schrecken des ſüdlichen Deutſchlands war, bis der kräftige Widerſtand der ſächſiſchen Kaiſer und die Ausbreitung des Chriſtenthums auch dieſe wilden, ſich abſichtlich für Nachkommen der Hunnen ausgebenden Horden zu milderen Sitten und zu dem allgemeineren Bande europäiſch chriſtlicher Staaten herbeiführte. Ebenſo wirkte auch das Chriſtenthum bei den Normännern in Frankreich. Als Deutſchland vor ihnen Ruhe hatte, wurde dieſes, an innerer Zerrüttung unter übermächtigen Großen und einem ſchwachen Könige, Karl dem Einfältigen, leidende Reich ſo lange heimgeſucht, bis (912) einem ihrer Anführer, Rolf oder Rollo, das am meiſten bisher mitgenommene Land als ein erbliches Herzogthum übergeben und er nebſt ſeinen Gefährten in den Bund des Chriſtenthums aufgenommen wurde. Der neue Fürſt, deſſen Name in Robert umgewandelt wurde, Schwiegerſohn des Königs, erhub ſein

wig, den Deutschen, fielen. Die Länder Lothar's, dessen Geschlecht zuerst mit seinen Söhnen ausstarb, fielen dann theils an Westfranken, das nun zur deutlicheren Bezeichnung Frankreich, theils an Ostfranken, das ebenso Deutschland genannt wird, obwohl der letzte Name als urkundliche Bezeichnung eigentlich nie gebraucht wurde. Außer dieser Vermehrung der deutschen und französischen Lande mit dem eigentlichen Lothringen nach Lothar's II. Tod (869) und seines Bruders, Kaiser Ludwig's II. (875), indem sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle (870) in Besitz setzten und später darin bestätigten, gab dieser Lothar II. durch seinen unglücklichen Scheidungsproceß gegen seine angetraute Gemahlin Thietberga, die er verstoßen wollte, um eine andere, Namens Waldrade, zu heirathen, und bei der schwierigen Aufgabe das eheliche Band zu lösen von mehreren Geistlichen dem Rechte zum Trotz unterstützt wurde, dem Papste Nicolaus I., dem ersten gekrönten Papst (858—867), und seinem Nachfolger Hadrian II. (bis 872) Gelegenheit, sich mit Erfolg in diesen Streit zu mischen, das gegebene Aergerniß zu strafen, und die, damals bereits durch die isidorischen Decretalen verbreitete Ansicht von dem Oberrichteramte des Papstes in einem glänzenden Beispiele zu bewähren. Lothar starb mit dem Bewußtseyn Unrecht gethan zu haben, und der päpstliche Stuhl hatte sich auf ehrenvolle Weise als Beschützer der Unschuld und Rächer des Frevels gezeigt. Ueberhaupt war die Nachkommenschaft Karl's nicht vom Glücke begünstigt. Sowohl in Deutschland als in Frankreich nahm ihre Macht allmählig ab, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts sah man einen Karolinger, Enkel Ludwig's des Frommen, Karl den Dicken, wegen seiner Unfähigkeit, von den Franzosen verlassen, von den Deutschen förmlich abgesetzt (887), worauf in Deutschland sein Brudersohn Arnulf, Sohn König Karlmann's aus einer nicht ebenbürtigen Frau, König, und auch (895) römischer Kaiser wurde, ein Mann von großer Kraft und vielem Verdienste, mit dessen Sohn Ludwig dem Kinde (900—911) die deutsche Linie der Karolinger völlig ausstarb, und das Reich ein völliges Wahlreich wurde. Zwei Uebel hatten zur Zerrüttung des fränkischen Reiches besonders beigetragen, im Innern die Unruhen der Großen unter sich, von Außen her die Angriffe der Normänner. Schon Karl der Große hatte in seinen letzten Jahren geahndet, was von diesen für Gefahr drohe, und es war wohl weniger Verdienst der fränkischen Fürsten, als vielmehr die leichtere im angelsächsischen Britannien zu findende

ner Regierung von einem übermüthigen Vasallen, dem Grafen Herbert von Vermandois, ins Gefängniß geworfen, wo er auch starb (929), und die Macht der Grafen von Paris, von Flandern, der Herzoge von Burgund, von Normandie stieg zu solcher Bedeutung, daß es Karl's Sohn, Ludwig d'outremer, so genannt, weil er von England herüber heimgekehrt war, bei gutem Willen und lobenswerthem Bemühen nicht gelingen konnte, in Wahrheit Herr des Reiches zu werden. Die dem Könige eigenthümlich gehörenden Besitzungen begriffen außer der Stadt Laon nur wenig unter sich, und da ein Tod in den besten Mannsjahren das Loos Ludwig's, so auch seines Sohns Lothar (st. 986) und desselben Sohnes, Ludwig's V. (987) war, so konnten Plane, zu deren Erreichung vor allem auch eine Reihe von Jahren als nothwendiges Mittel gehörte, unmöglich verwirklicht werden. Lothar's Bruder, Karl, hatte die Gunst seiner Landsleute dadurch verloren, daß er, um dem Streite über Lothringen ein Ende zu machen, von Kaiser Otto II. Niederlothringen (977) als ein deutsches Lehen genommen hatte. Obschon also nach Ludwig's V. Tod das Recht dieses lotharingisch karolingischen Zweiges auf die französische Krone um so unbezweifelter war, als die Nation bisher, wenn sie auch wie bei Karl's des Dicken Entsetzung (887) und bei Karl's des Einfältigen Verdrängung (922) für einige Jahre einen andern König, damals dem Grafen Odo von Paris (bis 898), nachher dem Grafen Robert von Paris und als dieser in der Schlacht 923 geblieben war, dem Herzog Rudolf von Burgund (st. 936) gehorcht hatte, dennoch immer wieder zu dem karolingischen Stamme zurückgekehrt war, und diese ebengenannten nie allgemeines Ansehen genossen hatten, so benutzte doch Hugo Capet, Graf von Paris, die Gunst und Macht seines Hauses, ließ sich schon wenige Tage nach des letzten Karolingers Tod als König anerkennen (987 Jul. 3.), trug auch schon (988 Jan. 1.) für Krönung und Salbung seines Sohnes Robert Sorge, und als Karl von Lothringen, der sich Rheims bemächtigt hatte, ihm verrathen und ausgeliefert wurde (991), ließ er ihn den Rest seiner Tage im Gefängniß zubringen, so daß weder sein Todesjahr noch das Schicksal seiner nach Deutschland entflohenen Söhne bekannt ist. So ging das Haus Karl's des Großen um nichts besser zu Ende, als Pipin die Merovinger, er selbst aber die Agilolfinger und den Longobardenkönig hatte verschwinden lassen, an seine Stelle aber trat das mit besonnener Klugheit in unmerklicher Bewegung vorwärts schreitende

neues Herzogthum, die Normandie, bald zu einem der mächtigsten im Lande, und ging in einer Zeit der Gewaltthat und Unordnung mit einem musterhaften Beispiel innerer Polizei voraus. Die Normänner aber behielten den unstäten, zu Abenteuern und kühnen Unternehmungen geneigten Sinn bei, und das nächste Jahrhundert sah von dieser Normandie zwei wichtige Unternehmungen ausgehen. Uebrigens nahm das französische Reich der Karolinger, trotz dieser glücklichen Abfindung mit den Normännern, ein jämmerlicheres Ende als das deutsche. Karl der Kahle (841—877) begierig alle Kronen der Karolinger auf sein Haupt zu setzen, zuletzt auch wirklich noch Kaiser, war ein kraftloser, schwacher Fürst, den das Unglück, welches seine eigene Familie verfolgte, von dem steten Haschen nach Vergrößerung seiner Macht hätte billig abhalten sollen; sein Sohn Ludwig der Stammler starb nach kurzer Regierung (879), deßgleichen seine Enkel Ludwig III. und Karlmann (884), so daß die Hoffnungen, welche man von diesen zu hegen anfing, schlechterdings nicht erfüllt werden konnten, und die Kaiserkrone mittlerweile von Karl dem Dicken (881) weggenommen wurde. An diesen wandten sich mit Uebergehung des dritten Sohns von Ludwig dem Stammler die Franzosen, da gerade damals die Noth des Reiches vor den Normännern aufs Höchste stieg, Paris ein ganzes Jahr lang (885—886) belagert wurde, und die Einheit der Verwaltung unerläßlich nothwendig schien. Aber auch hier getäuscht, gaben sie dem Grafen Odo von Paris (887) die Königskrone, der den kleinen Karl, den man den Einfältigen nannte, ruhig existiren, ja es sogar geschehen ließ, daß Karl (893) noch bei seinen Lebzeiten zu Rheims gesalbt wurde. In dieser Zeit der Verwirrung hatten nicht nur die einzelnen Großen einen Theil der königlichen Gewalt an sich gerissen, sondern auch zwei beträchtliche Provinzen als eigene Reiche von dem fränkischen sich getrennt, indem Graf Boso von der Provence das Königreich Burgund (879) errichtete, und da er sich in dieser Usurpation behauptete, Rudolf, ebenfalls ein Nachkomme Karl's des Großen in weiblicher Linie, ein Königreich Hochburgund (888) begründete. So war Karl's des Einfältigen Regierung natürlich eine der schwächsten und kraftlosesten, und er mußte es als einen großen Gewinn ansehen, daß sich (911) die Lothringer bei dem Absterben der deutschen Karolinger wieder an die französischen anschlossen, weßhalb er von diesem Jahr als von einer neuen Aera die Jahre seiner unglücklichen Regierung zählte. Karl der Einfältige wurde gegen das Ende sei-

Schleswig entſtanden, und die Herrſchaft des deutſchen Königs beträchtlich erweitert wurde, und in eigenen ritterlichen Kämpfen, weßhalb gewöhnlich der Urſprung der Turniere auf ihn, jedoch fälſchlich, zurückgeführt wird. Durch dieſe Vorbereitungen fand er ſich, als die Ungarn nach Ablauf der Waffenruhe Tribut forderten, ſtark genug, ihnen zur verächtlichen Entgegnung ihrer Forderung einen räudigen Hund geben zu laſſen, und als ſie (934) mit einem großen Heereshaufen bis ins Thüringiſche vordrangen, ſie bei Merſeburg zu empfangen und ihr eines ernſtlichen Widerſtandes gar nicht gewärtiges Heer in gänzliche Flucht zu ſchlagen. Schon damals kränkelte er, und ſein Plan, nach Italien zu ziehen, um das Recht der Deutſchen auf die Kaiſerkrone zu erneuern, ward hierdurch und durch ſeinen Tod (936) gehindert. Aber noch vor der Niederlage der Ungarn war der Ruhm des Königs weithin verbreitet und Deutſchland hob ſich vor allen Ländern empor. Dies war noch mehr in der längeren und durchaus kriegeriſchen Regierung ſeines Sohnes Otto der Fall. Mit großem Glück und feſter Kraft zwang er in den erſten vierzehn Jahren ſeiner Regierung den Böhmenherzog Boleslaus zur Unterwerfung, dämpfte die Aufſtände der Bayern (938), ſeiner Brüder Thankmar und Heinrich (939—941), die mit dem Frankenherzog Eberhard und Giſelbert von Lothringen, ſeinem Schwager, ſich gegen ihn verſchworen hatten, nöthigte dem Polenherzog Miciſlav (948) die Anerkennung der deutſchen Oberhoheit ab, und ſchaltete mit unbegrenzter Gewalt über die deutſchen Herzogthümer, von denen er nach Giſelbert's Tod (939) Lothringen (943) ſeinem Schwiegerſohn Konrad, Grafen von Worms, Schwaben (949) ſeinem Sohn Ludolf, Bayern (948) ſeinem Bruder Heinrich, das eigene Sachſen aber gleich mit Anfang ſeiner Regierung ſeinem Waffengefährten Hermann Billung, verlieh. Da geſchah es, daß Adelheid, die Wittwe König Lothar's von Italien, ihn um Hülfe anrief. Hier hatten nach Karl des Dicken Tod (888) zwei Abkömmlinge der Karolinger in weiblicher Linie, Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, um die Kaiſerkrone geſtritten, an Guidos (geſt. 894) Stelle war ſein Sohn Lambert getreten, gegen den Arnulf zog, und auch die Kaiſerkrone vom Papſt Formoſus erhielt, während ſein Nachfolger Stephan VI. Lambert als rechtmäßigen Kaiſer anerkannte. Indeſſen Lambert ſtarb (898), ſo daß Berengar König von Italien blieb, ungeachtet (899) der König von Provence, Ludwig, Boſo's Sohn, herbeigerufen, vom Papſt Johann IX. (901) gekrönt

dafür aber wiederum (905) geblendet und in die Provence heimgeschickt wurde, worauf Berengar auch die Kaiserkrone (915) erhielt, und im Besitz derselben bis zu seiner Ermordung (924) blieb. Nun suchte erst Rudolf von Hochburgund sich Italiens zu bemächtigen, mußte aber vor dem Könige Hugo von Provence entweichen, der (925) zum Könige Italiens in Mailand gekrönt wurde. Um sich jedoch vor einem Angriff aus diesem Reiche zu sichern, trat Hugo (933), alles was ihm in Provence gehörte, an Rudolf ab, und gab seinem Sohne Lothar desselben Tochter, die durch persönliche und geistige Reize berühmte Adelheid, zur Gemahlin. Diesem hinterließ er, da er (946) vor dem Markgrafen Berengar von Ivrea entweichen mußte, das Reich, dessen ganze Gewalt sich im Grunde in Berengar's Händen befand, und das Gerücht bei Lothar's (950 Nov. 22.) plötzlich erfolgtem Tode, er sei von jenem vergiftet worden, mußte vor allen bei seiner Wittwe Adelheid großen Glauben finden. Berengar, nun zum König erwählt, wollte Adelheid mit seinem Sohne Adalbert vermählen, und griff, da sie standhaft die Hand ihres Feindes ausschlug, zu harten Maaßregeln, Mißhandlung und harter Gefangenschaft, der sie jedoch entging, und von Canossa aus, wo sie bei einem Verwandten, dem Markgrafen Azzo, Schutz fand, den deutschen König um Beistand anflehte. Otto, damals Wittwer, nahm willig die Einladung an, welche ihm den Besitz einer schönen und tugendreichen Frau, und den Erwerb eines schönen Landes versprach, zog nach Italien, und vermählte sich (25. Dec. 951) zu Pavia mit Adelheid. Berengar und Adalbert wurden bewogen, nach Augsburg zu kommen und sich daselbst (952) mit dem Königreich Italien belehnen zu lassen. Indessen hatte Otto's ältester Sohn Ludolf, über die zweite Ehe seines Vaters unzufrieden, sich mit dem ebenfalls gekränkten Herzog Konrad von Lothringen und anderen Großen verbunden, und sich erst von Mainz, dann von Regensburg aus, dem Könige widersetzt, der jedoch (954) sie zur Unterwerfung zwang und sie mit Verlust ihrer Herzogthümer bestrafte. Die wichtigste Folge dieses Aufstandes war aber der wiederholte Einfall der Ungarn, die, wahrscheinlich von den Empörern gerufen, schon 954 und dann zum letztenmale 955 in Bayern einfielen. Auf dem Lechfelde (10. Aug.) bei Augsburg erlitten die Ungarn von der vereinigten Macht der deutschen Stämme eine so ungeheure Niederlage, daß nach der Aussage ihrer eigenen Chronisten von einem gegen 70,000 Mann starken Heer nur sieben heimgekehrt seyn

ſollen, und daß von nun an der deutſche Boden nicht mehr heimgeſucht worden iſt. Da ſich indeſſen Berengar in Italien durch ſeinen Lehnseid nicht im Mindeſten gebunden achtete und in willkührlicher Tyrannei ſchaltete wie zuvor, ſo ergingen deßhalb wiederholte Bitten an Otto, denen er erſt durch Abſendung ſeines Sohnes Ludolf genügte, der auch gegen Berengar glücklich kämpfte, aber im Laufe ſeiner Siege plötzlich, vielleicht durch Gift, das ihm Berengar's Gemahlin Willa beibringen ließ, weggerafft wurde (957). Der hierauf von Berengar geängſtigte Papſt Johann XII. verband nun ſeine Bitten mit den übrigen Gegnern Berengar's, und Otto ging (961) abermals über die Alpen, ließ ſich zu Mailand die longobardiſche Krone aufſetzen, und erhielt zu Rom (2. Febr. 962) die ſeit beinahe vierzig Jahren nicht mehr ertheilte Kaiſerkrone. So wurde Karls des Großen Vorbild erneuert und Otto's Krönung iſt nicht minder wichtig als jene, indem ſeine Nachfolger ohne Unterbrechung den römiſchen Kaiſertitel erhielten und es nach kaum hundert Jahren üblich wurde, die Wahl der deutſchen Fürſten als eine vorläufige Wahl zum römiſchen König anzuſehen, dieſen Titel auch den deutſchen Reichsoberhäuptern ſogleich nach geſchehener Wahl beizulegen, und den eines Königs der Franken oder Oſtfranken, welchen noch Otto geführt hatte, wozu dann der eines Königs der Longobarden und Patricius der Römer kam, ganz in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen. Den Namen eines Königs der Deutſchen hat Keiner jemals geführt. Dagegen kam noch ein anderer Gebrauch in Geſetzeskraft, daß nämlich der König nur zu Rom, vom Papſte (oder, ſpäter, deſſen Bevollmächtigten) gekrönt werden konnte, und deßwegen einen ſogenannten Römerzug unternehmen mußte, ſo daß von dem Willen des immer mehr in Rom ſelbſt Raum gewinnenden Papſtes die Ertheilung dieſer Ehre endlich allein abhing. Zwar war damals die Ueberlegenheit auf Seite Otto's, und da die Beſchwerden über des heimlich auch mit Berengar und Adalbert einverſtandenen Papſtes Johann Privatleben vor ihn gebracht wurden, ließ er ihn abſetzen (963) und behauptete den mit ſeinem Wunſch und Willen gewählten Leo VIII. auch gegen einen, nach Johanns Ermordung (964) von der Gegenpartei gewählten Benedikt V., den er nach Hamburg in Exil ſchickte. Auch Berengar war (964) gefangen und nach Deutſchland geſchickt worden, wo er zu Bamberg (966) ſtarb. In wiederholten Zügen nach Italien hielt Otto die Würde der Kirche und das Anſehen des deutſchen Einfluſſes aufrecht, und ſuchte, da

er nur noch mit den Griechen, theils wegen der unteritalieniſchen Beſitzungen, theils wegen des von dem ſtolzen byzantiner Hof verweigerten Kaiſertitels, in Streit war, dieſen durch eine Verbindung ſeines Sohnes mit einer griechiſchen Prinzeſſin auszugleichen. Der Kaiſer Nicephorus (968) wieß jedoch die gütlichen Vorſchläge Otto's zurück, und erſt ſein Nachfolger Johannes Tzimisces willigte ein, daß Capua und Benevent bei dem abendländiſchen Reiche bleiben ſollten, während der Reſt von Unteritalien noch im Beſitze der Griechen war, und daß Theophano, Romanus' II. Tochter (972) mit Otto's Sohn und Nachfolger vermählt wurde, und erkannte ſie als Kaiſer des Abendlandes an. So war nun das große Werk vollendet und das römiſche Reich deutſcher Nation gegründet, welches Deutſchland und Italien unter Ein Oberhaupt ſtellte, wiewohl die innere Regierung der beiden Reiche ganz getrennt blieb, und vielmehr nur die deutſchen Lande aus natürlichen Gründen die beſondere Aufmerkſamkeit des Kaiſers genoſſen, während in dem ſeltner beſuchten Italien, deſſen Einwohner in den Deutſchen nie unterließen nordiſche Barbaren und rohe Tyrannen zu ſehen, die Herrſchaft des Reichsoberhauptes nie feſte Wurzeln ſchlagen konnte, vielmehr in den nun folgenden Zeiten ſich hier alle möglichen Geſtalten der Verfaſſung, von demokratiſcher Form bis zum abſoluten Despotismus ausbildeten. Otto, den übrigens die Nachwelt mit Recht den Großen nennt, war auch für die deutſchen Angelegenheiten nicht minder beſorgt, ſtiftete zu ſeinem Andenken (968) das Erzbisthum Magdeburg, und ſtarb 973 mit dem Ruhme einer der größten Fürſten ſeiner Zeit geweſen zu ſeyn. Weniger glücklich war ſein Sohn Otto II., der zwar in den Maaßregeln gegen die Empörung ſeines Vetters Heinrich, Herzogs in Bayern, gegen Dänemark und gegen den König Lothar von Frankreich, mit dem er über die Rechte auf Lothringen, das Otto an Lothar's Bruder Karl als Lehen gegeben hatte, in Streit gerieth, im Ganzen genommen vom Glück begleitet war, aber in ſeinem ungerechten Angriff auf die Reſte des griechiſchen Unteritaliens eine große Niederlage bei Baſantello (982) von den Griechen und ſicilianiſchen Arabern erlitt, ſelbſt nur mit genauer Noth auf wunderbare Weiſe der Gefangennehmung entging, und noch ehe er den Krieg erneuern konnte, zu Rom (983) ſtarb. Sein gleichnamiger Sohn, anfangs unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Theophano, und von dieſer im Verein mit den gelehrteſten Männern der damaligen Zeit, namentlich dem Auvergnaten Gerbert, ſorg-

sältig erzogen, ohne daß jedoch die einem damaligen Fürsten besonders nothwendige Uebung in körperlicher Rüstigkeit und Tüchtigkeit versäumt worden wäre, nahm sich, sobald er erwachsen und mit den nordalbingischen Slaven so weit fertig war, daß er Deutschland verlassen zu können glaubte, der Angelegenheiten zu Rom, wo ein mächtiger Adeliger, Crescentius, der die Consulwürde bekleidete, den Papst Johann XIV. umgebracht, und mit despotischer Willkühr gehaust hatte, ernstlich an, besetzte vor Allem den päpstlichen, eben erledigten Stuhl (996) mit einem würdigen Manne, seinem Verwandten Bruno, zog dann selbst nach Rom, ließ sich krönen, und kehrte, nachdem er über Crescentius Gericht gehalten, ihn aber auf Fürbitte des Papstes begnadigt hatte, nach Deutschland zurück. Allein sogleich benahm sich Crescentius wieder mit dem vorigen Uebermuth, vertrieb den Papst Gregor V., und veranlaßte einen zweiten Zug Otto's (998), der den Crescentius nun (999) in seiner Burg zu Rom belagern, gefangen nehmen und hinrichten ließ. Schon damals äußerte Otto große Vorliebe für Rom, und als er nach einer Pilgerfahrt nach Gnesen (1000) zum Grabe des erst wenige Jahre vorher (997 April 23.) von den heidnischen Preußen, denen er das Christenthum predigte, erschlagenen Adalbert's, und hierauf nach Aachen zu Karl des Großen Grabe zum drittenmale nach Rom ging, wo er an des indeß (997) verstorbenen Gregor's Stelle seinen ehemaligen Lehrer Gerbert als Sylvester II. zum Papste machte, verhehlte er seinen Plan, Rom zum Sitze seines Reiches zu machen, nicht im Mindesten, womit jedoch weder die Deutschen noch die Römer, die darin eine Beschränkung ihrer Freiheit fürchteten, zufrieden waren. Ein Aufstand zu Rom, der ihm selbst Gefahr drohte (1001), bewog ihn zur Entfernung und er starb (1002 im Jan.) bald darauf unvermählt zu Paterno. In Deutschland wurde sein Vetter Heinrich von Bayern gewählt, der auch den in Italien erst mit großer Freude erwählten Markgrafen Harduin von Ivrea zwar (1004) verdrängte und sich die Königskrone in Pavia holte, worauf er sich schon einen römischen König schrieb, welcher Titel von nun an von jedem Oberhaupte des deutschen Reiches vor der Krönung durch den Papst geführt wurde, aber erst (1014) auf einem zweiten Zuge von Benedict VIII. die Kaiserkrone erhielt, und bald darauf auch durch Harduin's Tod (1015) dieses Gegners enthoben wurde. Von seiner in Deutschland außer Kriegen mit Polen hauptsächlich durch die Stiftung Bamberg's (1007, geweiht 1020)

beſchäftigten Thätigkeit dürfte das Wichtigſte die Erwerbung der Anſprüche auf das damals von Konrads Sohn Rudolf III. (1016) beherrſchte Königreich und ſeine Einmiſchung in die Streitigkeiten der Apulier mit den Griechen, wobei die als Pilger zufällig hingekommenen Normänner (um 1016?) zuerſt eine nachher ſo wichtiggewordene Rolle ſpielten, geweſen ſeyn. Daß ein der Geiſtlichkeit ſo ſehr ergebener Fürſt wie Heinrich an eine Behauptung des von ſeinen Vorfahren in Rom ausgeübten Anſehens gar nicht gedacht hat, iſt begreiflich, und der ihm zuerſt von dem Papſte Benedict VIII. überreichte Reichsapfel, ein Sinnbild der Erdkugel, über der ein Kreuz ſteht, ſprach bereits die Herrſchaft aus, welche bis zu Ende des Zeitraums auch thatſächlich errungen war.

Nächſt Deutſchland erhob ſich England zu einer hohen Bedeutung, trotz vieler Kämpfe und Gefahren. Aus dem ganzen Zeitraum von der Ankunft der Angelſachſen und Gründung der ſieben oder acht kleinen Reiche (Kent, Suſſex, Weſſex, Eſſex, Oſtangeln, Mercia, Bernicia und Deira, welche beide zuſammen ſpäter Northumbria bildeten) bis zur Vereinigung unter Egbert (830) tritt außer den ſtets gleichbleibenden Berichten über die inneren Kämpfe nur die frühzeitig eingetretene Beziehung auf Rom hervor, indem das Chriſtenthum durch Papſt Gregors Betrieb hier (596) unter dem Mönch Auguſtin in Kent zuerſt feſten Fuß faßte, das Erzbisthum Canterbury, als Primat von England, gegründet wurde, und, nachdem auch die altbritiſchen Geiſtlichen und Mönche zur Anerkennung des römiſchen Gebots gebracht worden waren, bis gegen 670 in allen engliſchen Reichen angenommen war. Der Einfluß Englands auf andere Länder konnte lediglich geiſtiger Art ſeyn, und auſſer dem von den Franken auch als dem Ihrigen angeſprochenen Alcuin, und den, beſonders über die öſtlichen Frankenländer weit verbreiteten Chriſtenthumpredigern, tritt namentlich mit der größten Bedeutung Beda auf (geb. 673, geſt. 735), in ſeinem ganzen Leben mit Erwerbung und Verbreitung nützlicher Kenntniſſe beſchäftigt, in allem Wiſſen ſeiner Zeit erfahren, und durch ſeine Schriften, namentlich ſeine Kirchengeſchichte der angelſächſiſchen Staaten noch ein Lehrer der Nachwelt. Dem Beiſpiel des fränkiſchen Karlmanns, welcher der Welt entſagte und ins Kloſter ging, war ein angelſächſiſcher König, Ina von Weſſex, vorausgegangen, ein als Krieger und Geſetzgeber berühmter Fürſt, der nachdem er Eſſex, Kent und Suſſex mit ſeinem Reiche vereinigt, durch Wohlthaten und Geſchenke an die

Geiſtlichkeit und reiche Stiftungen ſich ausgezeichnet hatte, im 37ſten Jahr ſeiner Regierung (727) den Scepter niederlegte, ſeine Unterthanen ihres Gehorſams entließ, und mit ſeiner Gemahlin Ethelburga nach Rom pilgerte, wo er als Pilgrim lebte und ſich von ſeiner Hände Arbeit ernährte (geſt. 728). Schon vor ihm hatte Cönred, König von Mercia, (709) zu Gunſten ſeines Neffen Ceolred die Regierung niedergelegt, war nach Rom gezogen, und hatte dort von den Händen des Papſtes das Mönchskleid empfangen. König Offa von Mercia, (757—794) ein mächtiger, auch mit Karl dem Großen verbundener Fürſt, verſprach (785) für ſich und ſeine Nachfolger, der Kirche von St. Peter zu Rom jährlich 365 Mankus zu ſchicken, welche zum Theil für den öffentlichen Gottesdienſt, zum Theil für die Pilgrime verwendet werden ſollten. Dieſe ſpäter in ganz England eingeführte, von den Häuſern derjenigen, die über 30 Schillinge reinen Ertrag hatten, erhobene Abgabe, der Peterspfennig genannt, offenbar ein freiwilliges Geſchenk, nahm ſpäter die Geſtalt eines dem Papſte gebührenden Tributs an. Bei einer ſolchen entſchiedenen Richtung nach Rom konnte es nicht verwundern, wenn auch es ſpäterhin unbegreiflich ſchien, wenn die einſtigen treueſten Anhänger Roms offenbar abfällige Gegner wurden. Noch ſtärker ſprach ſich dieſe Richtung unter der Monarchie aus. Egbert hatte zuerſt (bis 837) die einzelnen Reiche vereinigt, auf die damals ſchon die Dänen oder Normänner eben ſo wie auf Deutſchland und Frankreich Angriffe machten, indem ſie durch die unter Egberts Sohn, Ethelwulf, einreißenden Unordnungen hierin beſonders begünſtigt wurden. Der jüngſte von Ethelwulfs Söhnen, Alfred, mit Recht der Große genannt, (geb. 849) übernahm, nach dem Tode ſeiner ältern Brüder, (871) das Reich, das gerade damals von der Uebermacht der Dänen ſo überwältigt war, daß er (877) dem Kampfe im offenen Felde völlig entſagen, ſich mit wenigen Begleitern, zum Theil ſogar allein, in unzugängliche Sümpfe flüchten, und erſt nach Jahresfriſt wieder hervorkommen, die Dänen ihrerſeits in große Noth verſetzen und zur Annahme des Chriſtenthums zwingen, und hierauf, gewiß auch durch die nach Frankreich hauptſächlich gerichteten Züge der Normänner hierin unterſtützt, das ganze Reich in einen im Innern blühenden und außen geſicherten Zuſtand erheben konnte. Während er mit ſeiner Flotte die Küſten ſicherte, und im Innern theils durch ſein großes Gefolge jeder Gefahr ſogleich begegnen konnte, theils durch Herſtellung und Aufrechthaltung der alten ſächſiſchen Landestheilei-

lung in Gaue (shires), Aemter oder Hunderte (hundreds), Kirchspiele oder Zehenten (tithings), deren jedes unter einem Richter, alle endlich unter dem König als Oberrichter ſtanden, für polizeiliche Sicherheit und Ordnung Sorge trug, war er zugleich mit einer muſterhaften Zeiteintheilung für Bildung und chriſtlichen Unterricht ſeiner Unterthanen noch in höherm Grade als Karl der Große bemüht, indem er nicht nur aus dem Britten- und Frankenlande gelehrte Männer an ſich zog, wie den Mönch Aſſer aus dem alten Kloſter Bangor, und den Franken Grimbald, welcher dem Kirchengeſang und dem Lehramte zu Oxford vorſtehen ſollte, ſondern auch ſelbſt durch Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen in das Angelſächſiſche zur Verbreitung beſſerer Einſicht nach Kräften beitrug. Die Wohlthat ſeiner kräftigen Regierung empfanden ſein Sohn Eduard (900—924), und deſſen Söhne Adelſtan, unter dem die Dänen und Schotten unter ihren Königen Conſtantin und Erik Blodöxe in der großen Schlacht bei Brunanburgh (937) ganz geſchlagen, und überhaupt Alfred's Einrichtungen ungeſtört aufrecht erhalten wurden, Edmund (941—946) und Edred (946—955). War nun ſchon in allen politiſchen Beziehungen die religiöſe Seite vorherrſchend, wie denn Alfred's Bemühungen weſentlich hierauf gerichtet waren, ſo nahm dies unter Edred durch den einflußreichen, gelehrten und ſittenſtrengen Dunſtan noch die beſondere Form an, daß alle verheiratheten Geiſtlichen aus ihren Aemtern verdrängt und von ſolchen, die Mönchsgelübde gethan hätten, erſetzt werden ſollten. Dieſer Plan fand natürlich in der Ausführung große Schwierigkeiten, und erſt nach Edwy's, Edmunds Sohn, Regierung (955—959), der durch ſeine ärgerliche Lebensweiſe der Geiſtlichkeit ſelbſt Gelegenheit gab, ihre Macht an ihm zu beweiſen, gelang es ihm unter Edgar, Edwy's Bruder (959—975), als er (961) das Erzbisthum von Canterbury erhalten hatte, das Anſehen der Geiſtlichkeit außerordentlich zu erhöhen, alle geiſtliche Stellen mit Mönchen zu beſetzen, und auch, indem der nicht minder als ſein Bruder der Sinnlichkeit ergebene Edgar die Regierung ganz in ſeinen Händen ließ, für Sicherheit der Küſten, Beförderung des Handels und Verkehrs, und namentlich, durch Ausrottung der Wölfe, für Beförderung der für England ſo wichtigen Schaafzucht Sorge zu tragen. Indeſſen ſah er doch noch unter Eduard, Edgar's Sohn, (975—979) ſeinen Einfluß ſinken, und bald nachdem ihn ein Wunder faſt allein aus dem eingeſtürzten Saale gerettet hatte, der die meiſten ſeiner Widerſacher erſchlug, zog er ſich, als er noch Ethelred, Edgar's

Sohn von der Elfride, gekrönt, und die bald über England hereingebrochenen Unfälle mit weissagendem Geiste vorhergesagt hatte, in klösterliche Stille zurück (gest. 988). Gewiß war nur ein festentschlossener Charakter gleich ihm den Gefahren gewachsen, die England aufs Neue bedrohten, Ethelred aber, ein schwacher, unfähiger Fürst, durchaus nicht im Stande, sein Reich vor dem Dänenkönig Sueno zu schützen. Das seit 866 eigentlich zur Vertheidigung des Landes bestimmte Danegeld, eine von jedem Mansus Land mit einem Schilling erhobene Abgabe, verwendete er zuerst (991) zum Abkauf der Feinde, die von diesem leichten Gewinn gelockt nur desto sicherer wiederkehrten und eine um so lästigere Plage wurden, als im Lande selbst eine Menge Dänen, als Leibwachen, Söldner, u. dgl. sich befanden, die ihren Landsleuten allen möglichen Vorschub leisteten. Zugleich reizten die Ausschweifungen dieser Dänen die Engländer zur Rache, und Ethelred, der sich (1000) mit Emma, Schwester des Herzogs Richard von der Normandie verheirathet hatte, mochte durch diese Verbindung ermuthigt worden seyn, durch einen Hauptstreich wenigstens seine innern Feinde zu vernichten und die äußern zu schrecken. Am 13. Nov. 1002, wurden alle Dänen der südlichen Provinzen, wo sie nicht wie in Northumberland und Ostangeln die Ueberzahl der Einwohner ausmachten, zugleich ermordet, unter ihnen namentlich auch Sueno's Schwester Gunilda, und selbst die angelsächsischen Frauen, welche mit den Dänen Umgang gepflogen hatten. Das berechtigte nun Sueno zu neuem Angriff, der zwar mehremale wieder mit Geld abgekauft wurde, indem die altnordische Einrichtung der Blutrache dennoch diesem Mittel der Aussöhnung nicht fremd ist, allein die innere Zerfallenheit des Landes, die Verrätherei der Großen, erleichterte den Plan, das ganze Land zu erobern, und da Ethelred (1013) in die Normandie entwichen war, bemächtigte sich Sueno des ganzen Lands, starb jedoch bald hierauf (1014 im Febr.), worauf sein Sohn Kanut, nach Ethelred's, der nach London zurückgekehrt war, daselbst (1016) erfolgtem Tod und seines heldenmüthigen Sohns Edmund Ironside (1017) Ermordung, um so sicherer Herr von England wurde, als er auch Ethelred's Wittwe Emma heirathete und sich dadurch vor Prätendenten sicher stellte. Kanut, seit 1018 auch König von Dänemark, suchte beide feindliche Länder durch Gleichheit der Einrichtungen und der Gesetze einander zu nähern, und für England insbesondere, wo er sich meistens aufhielt, war seine Regierung sehr heilsam, indem er die innere

Ordnung herſtellte und die Macht der Großen brach. Uebrigens gewaltthätig und ſinnlich wollüſtig, ehrte er doch ganz vorzüglich die Formen der Kirche, und auf einer berühmt gewordenen Pilgerfahrt nach Rom (1027) gab er glänzende Beweiſe von ſeiner in Pracht und Freigebigkeit ſich zeigenden Frömmigkeit. So hatten die Normänner damals ein Reich im Norden gebildet, das obwohl nur von kurzer Dauer ſeine Herrlichkeit ebenfalls zur Verherrlichung des Stuhls von St. Peter verwendete, während gleichzeitig die noch unanſehnlichen Anfänge zur Gründung einer normänniſchen Herrſchaft in Unteritalien gelegt wurden, welche den Päpſten in ihren ſpäteren heftigſten Kämpfen zum ſchützenden Rückhalt und zur beſten Veranlaſſung in die weltlichen Dinge einzugreifen gedient hat. Aus Söldnern, die anfangs den Italienern gegen die Griechen, dann den einzelnen longobardiſchen Heeren, in ihren Fehden beiſtanden, hierauf eine Zeitlang in Dienſten des Kaiſers Heinrich gegen den Fürſten von Capua, dann deſſelben Fürſten ſich befanden, worauf ſie um 1038 von Conrad II. im Beſitz von Averſa als eines Lehens beſtätigt wurden, erhoben ſich Wilhelm Drogo und Humbert, Söhne des normänniſchen Ritters Tankred von Hauteville, die um dieſe Zeit nach Italien kamen, als ſelbſtſtändige Fürſten, die ſeit 1040 in Melfi einen eigenen Raubſtaat errichteten, hauptſächlich gegen die Griechen feindlich waren, und ſeit ſie (1042) die Griechen in einer Hauptſchlacht ſchlugen, offen als Eroberer auf eigene Fauſt auftraten, und ſich zuerſt den Titel Grafen von Apulien beilegten. So bereitete ſich der ritterlich erobernde Sinn vor, der mit dem religiöſen Bekehrungswunſche verbunden die am Ende des Jahrhunderts entſtehenden merkwürdigen Züge hervorbrachte, und ſo bildete ſich aus altbritiſchen Artusſagen, verbunden mit den abentheuerlich unſtäten Fahrten der Normänner von Strand zu Strand, jene ſeltſame, wunderbar geſtaltete Poeſie, die, als ſie durch den Gedanken, mit den Heiden müſſe man kämpfen um das höchſte Gut retten, die eigentliche Weihe empfangen hatte, in den Dichtungen vom heiligen Gral von den erhabenſten Meiſtern des XII. und XIII. Jahrhunderts Wort und Form erhalten hat.

Wenn nun ſo die mächtigſten Staaten des Abendlands in ihrer höchſten, reinſten Beſtrebung die Verherrlichung der Kirche vor Augen hatten, wenn in den Gedanken der Edelſten ihrer Zeit, Otto's des Großen wie Alfred's des Großen, menſchliche Gewalt und Herrlichkeit nur darin ihren eigenen Werth hatte, daß ſie zur Verherrli-

chung des Herrn diente, wenn in der letzten Beziehung aller Dinge auf Gott eine ungeheuchelte, festgläubige Ueberzeugung alle Herzen erfüllte, die selbst in dem Herzen des Sündigsten bei der Gewißheit der unerschöpflichen Gnade nicht fehlte; so bot ein anderes Land ein ganz verschiedenes Schauspiel dar, nämlich die Werthschätzung der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Seitdem Spanien nach der kaum vierzigjährigen Beherrschung durch die Statthalter der damascenischen Chalifen aus dem Hause Ommaijah, von dem letzten aus dem Blutbade entronnenen Sprößling dieses Hauses, Abder Rhaman I., (755) in Besitz genommen war, erstand zu Cordova ein mächtiges Fürstenthum, Emirat, den größern und bessern Theil des Landes umfassend, und obgleich von dem bagdadischen Chalifen Almansur und Karl dem Großen, angegriffen, auch im Innern von steten Empörungen beunruhigt, dennoch ein auf Jahrhunderte noch mächtiges Reich. Unbedeutend dagegen waren die in dieselbe Zeit fallenden Anfänge der aus den westgothischen Ueberresten entstandenen neuen christlichen Macht, des asturischen Königreichs, das auf Pelayo (Pelagius) der vielleicht König Roderich's Enkel war, und von 733—751 lebte, gewöhnlich zurückgeführt wird. Unter Abder Rhaman's (st. 788) Sohn Hescham (st. 796), wie unter dessen Nachfolgern Hakem (st. 822) und Abder Rhaman II. (st. 852) hatten sich diese Fürsten sowohl gegen innere Aufstände als gegen äussere Angriffe zu wehren, die jedoch der innern Blüthe des Landes, wo Ackerbau, Handwerke und Künste, namentlich Baukunst, eifrig betrieben wurden, nicht eben Eintrag thaten. Unter Abdallah (889—912), Abder Rhaman's Enkel, erhob sich die Macht Asturien's unter Alfons III. oder dem Großen (866—910), welcher die Reihe der asturischen Könige beschließt. Sein Sohn Garcias nannte sich einen König von Leon, fast gleichzeitig mit der Erhebung Navarra's zu einem Königreich unter Sancho I. (seit 905), mit der Verwandlung Barcelona's oder Gothien's in eine unabhängige Grafschaft (circa 907), und nicht gar lange vor der Bemühung der castilischen Grafen sich von Leon unabhängig zu machen (um 940). Obwohl also die christliche Macht sich bereits wieder ansehnlich gehoben hatte, so war sie doch schon um ihrer Vereinzelung und Zersplitterung willen, der saracenischen noch lange nicht gewachsen, und es fällt vielmehr gerade in die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts die eigentliche Blüthe der Ommajadenherrschaft. In einer fast fünfzigjährigen Regierung gelang es dem weisen und edlen Emir Abder Rhaman III.

(912—961) dem Nachfolger und Enkel Abdallah's, sein Reich, das außer den Angriffen der christlichen Fürsten auch durch innere Aufstände sehr gefährdet war, nicht nur nach außen zu befestigen und aller Unruhen Herr zu werden, sondern auch im Innern durch Beförderung der Gewerbe und des Verkehrs eine kaum glaubliche und in diesem Lande nie wieder gekannte Blüthe und Wohlhabenheit hervorzubringen. Zwar sind Abder Rhaman's Kriege mit Ordoño II. König von Leon (914—924) und Sancho von Navarra (905—920) nicht durchgehends vom Glück begünstigt gewesen, und Ramiro II. von Leon (930—950) erfocht (939) bei Simancas einen außerordentlichen Sieg, dem ein zweiter bei Zamora über den Emir selbst doppelten Werth gab, auch war König Ordoño III. (950—955) seinem Gegner nicht ungleich; allein die hierauf folgenden Thronstreitigkeiten Sancho I. von Leon und Ordoño IV. des Bösen machten, daß Sancho und König Garzias von Navarra, welche durch den übermächtigen Grafen Fernando von Castilien, dessen Werkzeug Ordoño IV. war, aus ihren Ländern vertrieben waren, sich nach Cordova flüchteten, und von dem Emir gastfreundlich aufgenommen, mit seinem Rath und Beistand wieder in ihre Länder zurückkehrten, so daß von dieser Zeit an ein auf Achtung und Dankbarkeit gegründetes Gefühl diese Fürsten mit dem Emir verband. Eben so benützte er die Verwirrungen in Nordafrika zwischen den Edrisiden in Fezz, den Aglabiten in Kairwan, und den Fatimiden, um sich des ganzen Reiches Fezz oder Mauretanien von Tanger bis an die Wüste zu bemächtigen. Der kriegerische Ruhm seiner Herrschaft veranlaßte daher auch christliche Fürsten außer Spanien, mit ihm ein gutes Verhältniß zu unterhalten und Verträge mit ihm zu knüpfen; besonders ist eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers Constantinus Porphyrogenitus (949) und eine andere Abder Rhaman's an Otto den Grossen (954) berühmt, welche Otto durch eine zweite erwiederte, welche der Abt Johann vom Kloster Görz in Lothringen übernahm, (956), eine um so schwierigere Aufgabe, als Otto den für ihn als Christen beleidigenden Brief Abder Rhaman's mit einem ebenso für ihn als Diener Mahomeds kränkenden erwidert hatte. Doch wurde endlich auf längeren und besseren Rath der Brief unterdrückt, und es blieb bei den gegenseitigen Geschenken und Höflichkeiten, die dem Chalifen Gelegenheit gaben, seinen Reichthum, seine Pracht, und seine feine Bildung zu zeigen. Indessen war es doch hauptsächlich der innere Zustand seines Landes, das er von blutigen Bürgerkriegen zur Ein-

heit brachte, wodurch er ſich unter allen Fürſten der damaligen Zeit auszeichnete. An das Fabelhafte grenzen die Nachrichten von dem in der Nähe von Cordova erbauten Pallaſt oder vielmehr einer kleinen Stadt mit den ſchönſten Gärten, nach dem Namen ſeiner Lieblingsſklavin Azzähra genannt, zu deren Erbauung vierzig Jahre lang jährlich an 300,000 Dinare oder Dukaten gebraucht wurden. Andere prächtige Unternehmungen, wie eine große, Cordova und Azzähra vom Gebirge aus mit Waſſer verſehende Waſſerleitung, ferner eine große Dienerſchaft und eine zahlreiche, einem Heere gleiche, meiſt aus Ungarn, Afrikanern oder Andaluſiern beſtehende Leibwache, ein Harem von 6300 Frauen, Sklavinnen und Verſchnittenen, die Unterhaltung mehrerer Flotten in den Seeſtädten, erforderten eine außerordentliche Einnahme, und in der That belief ſich dieſelbe auf 12 Mill. 45,000 Dinare, wovon ein Drittel für die Armee, das andere für die Bauwerke beſtimmt wurde, das Dritte in den Schatz kam. Dieß war aber nur möglich bei der erſtaunlichen Bevölkerung deſſelben ſüdlich vom Duero liegenden Landes, das jetzt höchſtens 9 Mill. Menſchen zählt, damals aber 25 bis 30 Mill. hatte. Außer den großen Städten Cordova, Toledo, Saragoſſa, Valentia, Murcia, Sevilla, zählte man 80 Städte erſter Größe und 300 vom zweiten und dritten Range. Dörfer und Flecken ungezählt. Cordova ſelbſt, die Hauptſtadt der Ommaijaden, am rechten Ufer des Quadalquivir, mit ihren Vorſtädten ſich fünf Stunden lang erſtreckend, oder ſogar fünf deutſche Meilen in die Länge und eine und eine halbe in die Breite, ſoll 212,000 Häuſer (worunter 60,000 größere Gebäude, 600 Moſcheen, 50 Spitäler, 80 öffentliche Schulen, und 900 große Badeanſtalten) und 85,000 Buden oder Caravanſerais eingenommen haben. Außer der eigentlichen, mit Ringmauern 6 Stunden im Umfang betragenden Stadt lagen ein und zwanzig Vorſtädte, wie die eigentliche Stadt gepflaſtert und Nachts mit Laternen erleuchtet. Die Einwohnerzahl von Cordova wurde auf mehr als eine Million angegeben. Der Wohlſtand fand ſeine Hauptquelle im Landbau, der trotz des laſtenden Zehnten ſeinen Herrn reichlich nährte, in den reichen Gold- und Silberbergwerken von Jaen, Bulche, Aroche, am Tajo und in Algarve, im lebhaften Handelsverkehr, der in roher Seide, oder Seiden- und Wollenmanufacturen, Oel, Zucker, Queckſilber, Eiſen, andern Mineralien, Gewürzen, Juwelen, Waffen, hauptſächlich mit Nordafrika, Syrien, Aegypten und Griechenland beſtand. Eine ſo gewaltige und prächtige Herrſchaft wurde auch durch die weite Verbreitung der Gelehrſam-

Ordnung herstellte und die Macht der Großen brach. Uebrigens gewaltthätig und sinnlich wollüstig, ehrte er doch ganz vorzüglich die Formen der Kirche, und auf einer berühmt gewordenen Pilgerfahrt nach Rom (1027) gab er glänzende Beweise von seiner in Pracht und Freigebigkeit sich zeigenden Frömmigkeit. So hatten die Normänner damals ein Reich im Norden gebildet, das obwohl nur von kurzer Dauer seine Herrlichkeit ebenfalls zur Verherrlichung des Stuhls von St. Peter verwendete, während gleichzeitig die noch unansehnlichen Anfänge zur Gründung einer normännischen Herrschaft in Unteritalien gelegt wurden, welche den Päpsten in ihren späteren heftigsten Kämpfen zum schützenden Rückhalt und zur besten Veranlassung in die weltlichen Dinge einzugreifen gedient hat. Aus Söldnern, die anfangs den Italienern gegen die Griechen, dann den einzelnen longobardischen Heeren, in ihren Fehden beistanden, hierauf eine Zeitlang in Diensten des Kaisers Heinrich gegen den Fürsten von Capua, dann desselben Fürsten sich befanden, worauf sie um 1038 von Conrad II. im Besitz von Aversa als eines Lehens bestätigt wurden, erhoben sich Wilhelm Drogo und Humbert, Söhne des normännischen Ritters Tankred von Hauteville, die um diese Zeit nach Italien kamen, als selbstständige Fürsten, die seit 1040 in Melfi einen eigenen Raubstaat errichteten, hauptsächlich gegen die Griechen feindlich waren, und seit sie (1042) die Griechen in einer Hauptschlacht schlugen, offen als Eroberer auf eigene Faust auftraten, und sich zuerst den Titel Grafen von Apulien beilegten. So bereitete sich der ritterlich erobernde Sinn vor, der mit dem religiösen Bekehrungswunsche verbunden die am Ende des Jahrhunderts entstehenden merkwürdigen Züge hervorbrachte, und so bildete sich aus altbritischen Artussagen, verbunden mit den abentheuerlich unstäten Fahrten der Normänner von Strand zu Strand, jene seltsame, wunderbar gestaltete Poesie, die, als sie durch den Gedanken, mit den Heiden müsse man kämpfen um das höchste Gut retten, die eigentliche Weihe empfangen hatte, in den Dichtungen vom heiligen Gral von den erhabensten Meistern des XII. und XIII. Jahrhunderts Wort und Form erhalten hat.

Wenn nun so die mächtigsten Staaten des Abendlands in ihrer höchsten, reinsten Bestrebung die Verherrlichung der Kirche vor Augen hatten, wenn in den Gedanken der Edelsten ihrer Zeit, Otto's des Großen wie Alfred's des Großen, menschliche Gewalt und Herrlichkeit nur darin ihren eigenen Werth hatte, daß sie zur Verherrli-

der Zurückgezogenheit ihres Geſchlechtes als Dichterinnen mit Ehre und Bewunderung hervor. Dieſe Richtung Hakem's war um ſo löblicher, als er übrigens die nothwendigen Pflichten eines Regenten nicht verſäumte, im eigentlichen Sinn ſich das Wohl ſeiner Unterthanen angelegen ſeyn ließ, ſo daß er, als er ſtarb (976), ſeinem Volke das Gefühl eines Traumes zurückließ, von dem nur unvollkommene, aber angenehme Erinnerungen bleiben; ſo geräuſchlos, ſo ruhig waren die Tage ſeiner Regierung verſtrichen. Die Geſchichte der Ommaijaden überhaupt, insbeſondere aber dieſer beiden Fürſten bietet den abſtechendſten Gegenſatz zu allen andern damaligen Regierungen, indem zwar Ruhm des Krieges, Gerechtigkeit des Sinnes, und Adel des Gemüthes auch bei andern Fürſten zu finden iſt, bei Karl dem Großen, bei Alfred und dem dritten Otto auch Empfänglichkeit für geiſtige Bildung, aber bei Keinem eine mit dem Fürſten ſo harmoniſche Bildung des Volkes. Daher waren auch die Verdienſte jener Fürſten um ſo befremdendere Erſcheinungen, weil ſie gleichſam wie ausländiſche Gewächſe erſcheinen, die nach kurzer Pflege des rauhen Bodens ungewohnt dahin ſtarben und kaum eine dürftige Spur hinter ſich zurückließen, was vom fränkiſchen, vom angelſächſiſchen, und vom ſächſiſchdeutſchen Reiche gilt; während die mauriſch-ſpaniſche Bildung eine dem Volke errungene Eigenthümlichkeit verblieb und ſelbſt die furchtbaren Stürme, welche den Untergang der ſo glanzreichen Ommaijadenherrſchaft herbeiführten und begleiteten, überlebte. Spanien war und blieb im 10ten und 11ten Jahrhundert der Sitz der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaften, und bei den Mauren mußten diejenigen der Chriſten, welche einigermaßen durch Kenntniſſe ſich hervorzuthun geſonnen waren, in die Schule gehen. Unter dem erſt zehnjährigen Heſcham II. dem Nachfolger ſeines Vaters Hakem, bekam durch den Einfluß der Wittwe Hakem's, ihr Secretär Muhammed alle Regierungsgeſchäfte in ſeine Hand, er wurde Vormund und erſter Kriegs- und Friedensminiſter oder Hadſchib, und wiewohl er Sorge trug, dem jungen Fürſten keine geeignete, ſondern eine erſchlaffende und weichliche Erziehung geben zu laſſen, und in ſeinem ganzen Streben darauf ausging, ſich die Alleinherrſchaft zu verſchaffen, nicht nur alle andere angeſehene Männer, ſondern die Meruanen (Ommaijaden) ſelbſt aus dem Wege zu ſchaffen, ſo wußte er doch durch ſeine unbeſtreitbaren übrigen Verdienſte ſowohl im Frieden in Erhaltung und Beförderung des Wohlſtandes, in Pflege und Begünſtigung der Wiſſenſchaften und Künſte, als im

Kriege durch ein Feldherrnglück, wie es noch nie die Waffen der Mauren begleitet hatte, die allgemeine Stimme für seine eigentlich usurpirte Reichsverwaltung auf das Entscheidendste zu gewinnen. Von diesen steten Siegen erhielt er den Namen Almanzor. Außer den afrikanischen zur Erhaltung und Erweiterung der mauretanischen Herrschaft unternommenen Zügen wandte er sich hauptsächlich gegen die unter sich selbst zerfallenen nordspanischen christlichen Reiche. Leon und Castilien wurden (seit 988) zum Theil erobert und seiner Gewalt unterworfen; Barcellona (985) dem Grafen Borrell abgenommen, obgleich bald wieder verloren; selbst Navarra heimgesucht (986) und bis weit in die biskayischen Gebirge vorgedrungen; auch Gallicien (989) überzogen und die Stadt Coimbra zerstört, und (994) die heiligste Stadt Spaniens St. Jago eingenommen, geplündert und zerstört; die vereinigte christliche Macht von Leon und Navarra und dem Grafen Garcias Fernandez von Castilien (995) am Duero geschlagen, der Graf selbst auf den Tod verwundet gefangen, und Castilien, dessen Herr, der Graf Sancho Garcez, als Flüchtling in den nördlichen Gebirgen sich aufhielt, ganz verheert, während nur König Bermudez von Leon einen kurzen Frieden gegen Tribut genoß (von 995 bis an seinen Tod 999); so daß Almanzor den Plan einer gänzlichen Vertreibung und Vertilgung der Christen mit Fug und Recht fassen konnte und hiezu (1002) ein großes aus Spanien und Afrika aufgebotenes Heer ins Feld führte. Allein hier scheiterte sein Glück, und nach einer langen heftigen Schlacht, welche keine Entscheidung gebracht hatte, sah er sich so geschwächt, daß er nächtlicher Weile den Rückzug antrat und an seinen durch Vernachlässigung schlimmer gewordenen Wunden, mit dem Gram beladen sich besiegt zu sehen, wenige Tage nach der Schlacht starb (1. Juli 1002). Seine Söhne Abdelmelik und Abder Rhaman folgten ihm in der Stelle des Hadschibs, während aber jener im Geiste des Vaters regiert hatte (st. 1008), erweckte dieser durch sein offenbares Trachten, die Omaijaden zu verdrängen, einen von dem Merianer Muhammed geleiteten Aufstand, der ihm den Kreuzestod brachte (1009). In dem nun entstehenden Bürgerkrieg fand nicht nur dieser Muhammed (schon 1010), bald darauf (1011) auch Hescham, der blos der Spielball der Parteien gewesen war, den Tod; hierauf bemächtigte sich ein Afrikaner Soliman des Throns (bis 1016), der wiederum einem Edrisiden Aly ben Hamud Raum machte; dieser ermordet (1018) hatte einen ältern Bruder Alcasim zum Nach-

folger, auf den (1023) wieder ein Ommaijade Abder Rhaman IV., Bruder des Muhammed, an guten Eigenſchaften vor Allen des Thrones werth, folgte, aber nach einigen Wochen von einem Verwandten Muhammed III. ermordet wurde, der vertrieben (1025) an Gift ſtarb. Die gräuliche bei einem ſo ſchnellen Wechſel der Regenten begreifliche Anarchie hatte die einzelnen Statthalter (Wali's) in Sevilla, Saragoſſa, Sidonia, Badajos, Toledo, Granada, Malaga, völlig unabhängig gemacht, und nach Yahias Tod (1026) folgte zwar noch der Ommaijade Heſcham III., ein Mann von edlem aber zu friedfertigem Sinne, der dem nun einmal zu Aufſtänden geneigten und von Parteien zerriſſenen Volke von Cordova (1031) und ſeinem treuloſen Vezier durch die Flucht entging und in einem bei dem Wali von Saragoſſa gefundenen gaſtlichen Aſyl (1037) ſtarb. Mit ihm erloſch das Geſchlecht der Ommaijaden und im ganzen mauriſchen Spanien bildeten ſich einzelne, unter einander ſelbſt feindliche Fürſtenthümer, welche der unterdeſſen geſtärkten und gekräftigten chriſtlichen Macht nur ſchwach widerſtanden. Faſt alſo zu derſelben Zeit als die Normänner ſowohl in England und Dänemark ein mächtiges Reich bildeten und im ſüdlichen Italien gegen Griechen und Longobarden kämpfend ſich feſten Fuß erwarben, zerfiel die Ommaijadenherrſchaft in Spanien in einzelne Staaten, die ſtatt daß ſie vorher die angreifenden geweſen waren, nur durch ihre Vereinzelung zum Angriff herausforderten und den Gedanken erzeugen mußten, es ſey an der Zeit, einer fremden, eingedrungenen, in Sitte, Sprache und Glaube heidniſchen Macht gänzlich ein Ende zu machen, und damit ein Beiſpiel zu geben, das auch in höherem Grade im Morgenlande ſelbſt nachgeahmt werden könnte.

X. Die Franken, Konrad II. und Heinrich III. Das ſpaniſche Kaiſerthum, die Almoraviden, der Cid. Normannen in England und Unteritalien. Frankreich. Heinrich IV. und Gregor VII.

Das römiſchdeutſche Reich. Konrad II., 1024—1039. Gottesfriede (Treuga Dei). Heinrich III. 1039—1056. Synode von Sutri, 1046. Sancho der Große. Ferdinand der Große. Die Almoraviden. Der Cid. England. Wilhelm Herzog von der Normandie und König in England (1066). Wilhelm II. (Rufus) 1087—1100. Heinrich I., 1100—1135. Die Normänner in Italien. Robert Guiskard. Roger II., erſter König von Sicilien. Frankreich. Hugo Capet. Robert. Heinrich I. Philipp I. Deutſchland. Heinrich IV. Zerwürfniß mit den Sachſen. Schlacht an der Unſtrut, 1075. Heinrichs Zerwürfniß mit dem Papſte Gregor VII. Papſtwahl durch Cardinäle. Hildebrand. Cölibat und Simonie. Inveſtiturſtreit. Heinrich IV. zu Canoſſa.

Der politiſche Mittelpunkt der Welt war durch Wiederaufrichtung des römiſchen Kaiſerthums gefunden, der Kaiſer ſollte gleich den römiſchen Cäſaren den übrigen Ländern gebieten, ihm ſelbſt aber gebot der Papſt, höher als Alle. Die kräftige Regierung der beiden nächſten Kaiſer führte allerdings zu ſolchen Gedanken, und es fragte ſich nur, ob die andern Könige und Landesfürſten vorerſt in die Anmaßung des Kaiſers willigen würden. Konrad der Salier, wegen Adel des Geſchlechts und des Sinnes von den am Rheinufer oberhalb Mainz zuſammengekommenen deutſchen Volksſtämmen, Franken, Sachſen, Schwaben, Bayern, Lothringern und Slaven, nach dem Abgang des ſächſiſchen Stammes durch freie Wahl (1024) erkoren, erhob das Reich zu ſeiner eigentlichen Kraft, indem er im Innern Ordnung und Ruhe, die bereits ſeit ſeines Vorfahren Tod ſehr gelitten hatte, wiederherſtellte, ſich mit Nachdruck der italieniſchen Angelegenheiten annahm, und ſowohl die longobardiſche (italieniſche, eiſerne), als auch zu Rom (1027) die römiſche Kaiſerkrone erwarb, und bei dieſer Gelegenheit auch die Normannen wegen ihrer Stadt Averſa zu ſeinen und des Reichs Lehnsleuten machte. Die Anweſenheit der beiden andern Könige, Rudolf's von Burgund, und Kanut's von England und Dänemark, mußte nothwendig den Glanz, der um Rom und den römiſchen Kaiſer verbreitet war, noch erhö-

hen. Zurückgekehrt nach Deutschland behauptete er sich mit Gewalt gegen drohende Aufstände, trat zwar die unsichere, oft bestrittene Mark Schleswig (1028) an Dänemark ab, erzwang dagegen wiewohl nicht ohne wechselndes Glück die Abhängigkeit Polens, und vollendete die weiteste Ausdehnung des heiligen römischen Reiches durch die nach Rudolf's (1032) Tod erfolgte Besitznahme Burgunds. So bestand nun das Reich aus den drei Landen der deutschen, italienischen und burgundischen Zunge, und indem ihr Fürst für jedes einzelne den Königstitel führte, besaß er noch außerdem den eigentlich nur ideellen Titel des römischen Kaisers, und mußte, was aber seit Konrad nur bei Wenigen hernach noch geschehen ist, eine vierfache Krönung erhalten. Den bedenklichen Streitigkeiten über die Lehen machte er durch ein Gesetz (1037) ein Ende, wodurch die Erblichkeit derselben gegen willkührliche Einziehung gesichert ward, und wiewohl sich diese Verordnung zunächst nur auf Kriegslehen, nicht auf Aemterlehen, als Herzogthümer, Grafschaften u. s. w. bezog, so lag doch die analoge Anwendung dieses Beispiels auf jene ganz nahe. Auch kam unter ihm die wahrscheinlich (1033) im südlichen Frankreich zuerst ausgedachte Erfindung des aus den längst bestehenden Geboten über Heiligung der Sonntage und anderer heiligen Zeiten ganz von selbst hervorgegangenen Gottesfriedens (treuga Dei) auf, als einziges Mittel die gewaltthätige Selbsthülfe in Etwas zu beschränken. Kostete es auch noch Jahrhunderte lange Zeit, bis diese im germanischen Charakter liegende Sitte ganz zurückgedrängt und vertilgt werden konnte, ja sind aus ihr noch bis heutigen Tag die Zweikämpfe übrig, eine bei Griechen und Römern unbekannte Barbarei, und mußte dieses Recht der Selbsthülfe also gerade durch diese wie durch andere Beschränkungen eigentlich zuerst recht anerkannt werden, so kann man doch in dieser Maaßregel bereits den ersten Schritt erkennen, den Humanität gegen Barbarei that. Auf gleiche Weise mächtig herrschte Konrad's Sohn, Heinrich III. (1039—1056), unter dem das von Konrad Erworbene und Errungene auf die ehrenvollste Weise behauptet wurde und Deutschland, der Sitz und das Vaterland des römischen Kaisers, ohne alle Frage den ersten Rang unter allen Reichen einnahm. Böhmen wurde gezwungen die Lehensabhängigkeit beizubehalten, und in einer Reihe von Feldzügen (1042 bis 1053) auch Ungarn, dessen vertriebener König Peter in Deutschland Hülfe gesucht und erhalten hatte, obwohl nur auf kurze Zeit, für ein Lehen des Reichs erklärt. Wenn jedoch dieß nur

ein vorübergehender, wenig Furcht drohender Schimmer des Raums war, so zeigte sich Heinrich's Bedeutung und seine eigene hohe Ansicht von dem Wesen der Kirche in seiner ernstlichen Bemühung, dem römischen Stuhl Achtung zu verschaffen. Die Parteiungen der Römer wirkten auch auf die Papstwahl, die mangelhaften, oder nicht mehr anwendbaren Vorschriften der Waldordnung, ursprünglich vom Klerus und von Laien zugleich vorgenommen, erleichterten den Einfluß, welchen rein weltliche Interessen ausüben konnten, und mit wenigen Ausnahmen hatten die letzten Päpste durch ihre Lebensweise in der Gesinnung der Welt eher abgenommen als sich gehoben, so daß vielleicht nichts so sehr im Stande seyn dürfte, die allgemein gläubige Ansicht des Abendlands von der Nothwendigkeit des Papsts zu beweisen, als dieser feste, auch durch keine noch so erniesenen Laster und Greuelthaten erschütterte Glaube. Seit 1045 waren sogar drei Päpste nebeneinander. Benedikt IX., den schon Konrad gegen die mit seiner schlechten Regierung und lasterhaften Lebensweise unzufriedenen Römer hatte schützen müssen, war 1044 vertrieben und Sylvester III. zum Papst gemacht worden; Benedikt war jedoch nach einiger Zeit wieder zurückgekehrt und hatte die Würde des Papsts an Gregor VI., einen gelehrten und rechtlichen Mann, verkauft, sodoch sich selbst die Insignien und einen Theil der Einkünfte vorbehalten. Ein solcher höchst zerrütteter Zustand erheischte des frommen und es mit der Kirche ernstlich wohlmeinenden Kaisers Heinrich persönliche Gegenwart. Er kam nach Italien (1046) und da Gregor VI., welcher ihm nach Piacenza entgegengekommen und wahrgenommen hatte, daß der Kaiser eine ganz und gar durchgreifende Reform im Sinne habe, freiwillig abdrat, so wurden auf einer Synode zu Sutri die beiden andern Päpste abgesetzt, hierauf in Rom Heinrich als Patricius anerkannt, auf seinen Vorschlag der Bamberger Bischof Suidger als Papst angenommen, von ihm wiederum Heinrich zum Kaiser am Weihnachten gekrönt und die Bestätigung jeder Papstwahl durch den Kaiser förmlich und eidlich von den Römern anerkannt. Die Verbesserung der Kirche suchte Heinrich hauptsächlich in der Besetzung des päpstlichen Stuhles mit tüchtigen Männern, wodurch er dem Unfug der Simonie oder Stellenkäuflichkeit am sichersten vorbeugen zu können glaubte, und da allerdings in der deutschen Geistlichen im Allgemeinen mehr Ernst des Lebens und wahrhafte Frömmigkeit zu finden war, so ließ er nicht nur nach Clemens II. Tod (1047) den Bischof Poppo von Brixen als Damas-

ſus II. wählen, ſondern da auch dieſer bald ſtarb (1048), wieder einen Deutſchen, den Biſchof Bruno von Toul als Leo IX., unter dem ſich zuerſt der päpſtliche Einfluß auch in der Einführung der Legaten zeigte, weil Leo, dem es in Uebereinſtimmung mit Heinrich Ernſt um Herſtellung der kirchlichen Ordnung war, nicht nur ſelbſt in ſteter Bewegung war, ſondern auch an andere Orte Stellvertreter ſeiner Perſon ausſandte. Nach Leo's Tod ſchienen die Römer ſelbſt ſo ſehr von dem Werthe dieſer Anordnung überzeugt, daß ſie, freilich zum Letztenmal, ſich einen deutſchen Papſt erbaten, und dieſen (1055) in der Perſon des eichſtädter Biſchofs Gebhard als Victor II. erhielten. Freilich hatte ſich gerade während dieſer Zeit der hochſinnige und von dem Streben den päpſtlichen Stuhl zur höchſten Gewalt in der That zu erheben ganz und gar durchdrungene Hildebrand bereits in ſolchem Grade der Geſchäfte bemächtigt, daß nur Er, und ſonſt Niemand mit Ehren und mit Erfolg Papſt werden konnte. Da Heinrich auch die Normänner, den Grafen Drogo von Apulien, (1047) mit ſeinen Eroberungen belehnt hatte, ohne freilich zu unterſuchen, ob er ein Recht hiezu hatte, ſo erſtreckte ſich das deutſchrömiſche Reich in ſeinem weiteſten Umfange von der Eider bis an den Pharus von Meſſina, und die Unumſchränktheit, mit welcher Heinrich auch innerhalb dieſer Grenzen ſich benahm, und die großen Herzoge, welche faktiſch wenigſtens erblich waren, ein- und abſetzte, das mächtige Herzogthum Bayern ganz an ſein Haus brachte, mit dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, der in Deutſchland ſeiner Lehen beraubt, dann in Italien Beatrix, Wittwe des Markgrafen Bonifazius von Tuscien, heirathete, ſtreng und willkührlich verfuhr, ließ die Fürſten allerdings von einer ſolchen Kaiſergewalt für ſich Manches befürchten und es würde bei der unter allen Ständen verbreiteten Unzufriedenheit leicht eine offenbare, für die allgemeine Freiheit kämpfende Widerſetzlichkeit ausgebrochen ſeyn; doch der Tod des erſt 39jährigen Kaiſers hob dieſe Furcht (1056). Gegen den natürlich nur in der Etikette beſtehenden Vorrang des römiſchen Kaiſers that übrigens nur ein einziger Fürſt Einſpruch, Ferdinand von Caſtilien. Faſt gleichzeitig mit dem Untergang der Ommaijadenherrſchaft hob ſich in Nordſpanien die Gewalt des Königs Sancho, des Großen, von Navarra, deſſen Sohn Ferdinand bereits Caſtilien erheirathet hatte, und zwei Jahre nach ſeines Vaters Tod (1035) von ſeinem Schwager Bermudes, König von Leon (geſt. 1037), auch Leon, Gallicien, Aſturien und die Marken

derſelben bekam. Dieſer nahm ſchon 1056, wenn nicht früher, den Titel eines römiſchen Kaiſers an, und wies die Aufforderungen Heinrichs, ihn als weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit und Oberlehnsherrn aller chriſtlichen Könige anzuerkennen, mit Kraft und Beſtimmtheit zurück. Hiezu berechtigte ihn das Glück ſeiner Regierung, indem er nicht nur mit ſeinen Brüdern ſondern auch mit den in viele kleine unter einander ſelbſt feindliche Staaten zerfallenen Mauren erfolgreiche Kriege führte, ſein Reich beträchtlich erweiterte, und gewiß nur durch die Kämpfe mit den eigenen Glaubensgenoſſen gehindert wurde, dem eingedrungenen Volke ein völliges Ende zu machen. Obgleich nach ſeinem Tod (1065) auf kurze Zeit ſeine Länder getheilt wurden, ſo erlangte doch ſein Sohn Alfonſo, nach Sanchos Ermordung (1072), das ganze Reich, und bekam (1085) durch Vertrag die alte ſpaniſche Hauptſtadt Toledo. Auch er legte ſich den Titel Kaiſer bei, ohne vom Papſt hiezu bevollmächtigt zu ſeyn, ſo daß, obwohl Spanien wie meiſtens in ſeinen Beziehungen mit dem übrigen Europa wenig gemeinſchaftliches hatte, dennoch zwei Kaiſer damals exiſtirten. Der Untergang der mauriſchen Reiche wurde blos durch die Almoraviden aufgehalten, eine unter den nomadiſchen Völkern in Nordafrika entſtandene, den Islam auf größere Einfachheit zurückführende Secte, deren Emir (1062) Marroco gebaut und in dieſer Stadt eine mächtige Herrſchaft, welche ganz Mauretanien, vom atlantiſchen Ocean bis zur Provinz Carthago und vom Mittelmeer bis gegen Guinea zu ſich erſtreckte, gegründet hatte. Ihr dritter Emir Yuſſef ben Taſchfin wurde von dem Emir Almutamed von Sevilla zu Hülfe gerufen, als Fürſt der Gläubigen anerkannt, und ihm die Lage ſeiner Glaubensgenoſſen dringend nahegelegt. Yuſſef ging, ein ſchon mehr als ſiebzigjähriger Greis nach Spanien, und ſchlug den Kaiſer Alfonſo bei Zalaca (1086) in einer ungeheuren Schlacht, deren nachtheilige Folgen nur durch die gleich ausbrechenden Kriege der ſpaniſchen Emire mit den Almoraviden, welche endlich ſich das ganze Andaluſien unterwarfen, und durch die Thätigkeit Kaiſer Alfonſos und die Tapferkeit der chriſtlichen Spanier noch verhindert wurden. Unter dieſen ſteht der Name Rodrigo von Bivar, bekannter unter dem Namen der Cid, oben an, der noch unter Fernando I., dann unter ſeinen Söhnen Sancho und Alfonſo der Preis der Ritterſchaft geweſen war, endlich noch in hohem Alter auf eigene Fauſt Valencia erobert hatte, und in Sagen und Geſängen wie Achilles und Siegfried geprieſen worden iſt. Wenn auch die Ge-

ſchichte von den Romanzen, welche ſeine Thaten am caſtiliſchen Hofe wie im Schlachtfelde beſingen, abſehen und bekennen muß, daß ihre Quellen nüchterner und einfacher fließen, ſo reichen ſie doch hin, um ſeine ruhmvolle Exiſtenz, um ſeinen glorreichen, von den Mauren gegebenen Beinamen, und ſeine glänzendſte That, die Eroberung Valencia's, zu beſtätigen. Sein Todesjahr fällt mit der Eroberung Jeruſalems zuſammen, und ſo vermählten ſich die Unternehmungen der Chriſten im Oſten mit denen im Weſten, um den Saracenen und ihrem falſchen Propheten ein Ende zu machen.

Wenn ſich die chriſtlichen Könige in Spanien um die römiſche Kaiſergewalt der deutſchen Könige nichts kümmerten, ſo war es auch problematiſch, ob andere ſelbſtſtändige Herrſcher ſie anerkennen würden, denn die ſchwachen Nachbarkönige huldigten doch nur dem Augenblick. Das mächtige Reich Kanuts des Großen zerfiel nach ſeinem Tode (1036) wieder in die alten Theile England und Dänemark, und ſchon 1041 kam England wieder an einen Sproſſen Alfred's, Eduard den Bekenner, einen ſchwachen und kraftloſen Fürſten, unter dem ſich alle Jammerſcenen der früheren Regierungen erneuerten. Da er kinderlos war, nahm bei ſeinem Tode (1066) der mächtige Graf Harald, ſein Schwager, der ſchon vorher das Haupt der Regierung geweſen war, ohne allen Widerſpruch die Krone an, fand aber ſchon in demſelben Jahre ſeinen Untergang. Nämlich Wilhelm, Herzog von der Normandie, Sohn Robert des Teufels von einer Concubine, Namens Herleva oder Herletta, ſey es, daß er auf eine alte Zuſage Eduard's, wie dieſer in der Normandie im Elende lebte, ſey es, daß er auf Harald's ihm einſt treuloſerweiſe abgedrungene Verſicherung der Entſagung, oder auf ein zu ſeinen Gunſten verfaßtes Teſtament Eduard's, ſey es endlich, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit Eduard durch Emma Ethelred's Gemahlin und Eduard's Mutter, ſeines Großvaters Richard Schweſter, ſeine Anſprüche gründete, ging noch in demſelben Jahre mit einem trefflichen, beſonders an Reiterei mächtigen Heere nach England, und nahm in der berühmten Schlacht bei Haſtings (14. Oct. 1066) ſeinem Gegner Krone und Leben. So wurde in England eine neue, mächtige Dynaſtie, die normänniſche, gegründet. Wilhelm der Eroberer war ſchon vorher ein angeſehener Fürſt, der mit Klugheit und Entſchloſſenheit ſich gegen die zweideutige Freundſchaft ſeines Lehnsherrn, des Königs von Frankreich, erhalten, und mit Feſtigkeit den Anmaßungen der geiſtlichen wie der weltlichen Großen widerſtanden,

freilich aber auch seinerseits oft mit gewaltthätiger Ungerechtigkeit gehandelt hatte. Wegen seiner Ehe mit Mathilde von Flandern war von Nicolaus II. sogar der Bann über ihn ausgesprochen worden, ohne daß er sich gebeugt hatte, vielmehr hatte der Papst (1058) den Bannstrahl zurückgenommen. War nun auch Wilhelm's Absicht gleich anfangs, beide Völker in Eines zu verschmelzen und über Normänner und Angelsachsen auf gleiche Weise zu regieren, so wurde jedoch bald durch Aufstände der Unterworfenen und durch den Uebermuth der Sieger die Lage der Angelsachsen wirklich hart, und allmählig alle Angelsachsen, selbst die Geistlichen aus ihren Aemtern verdrängt, Besitzungen der Angelsachsen theils zum Krongut geschlagen, theils an Normannen als Lehen ertheilt, die sächsische Sprache der normännischen, d. h. nordfranzösischen nachgesetzt, und endlich alles bisherige freie Eigen in lehnbares verwandelt. Das normännische Lehenrecht wurde über das ganze Reich ausgebreitet, und vollkommener als in einem andern Lande ausgebildet. Als Lehensherr des ganzen Reiches galt der König, der zu diesem Ende sein Land in 60,215 Ritterlehen (und 700 Baronien) vertheilte, und 1422 derselben für die Krone behielt, die übrigen theils an Geistliche, theils an Weltliche vertheilte, so daß ein Einzelner auch mehrere Ritterlehen, deren 13 eine Baronie ausmachten, besitzen konnte. Die Baronien wurden fast nur an Normänner gegeben, zu den Ritterlehen hatten jedoch auch Angelsachsen Zutritt. Selbst Kirchen und Klöster wurden für ihren Besitz lehenspflichtig, und die gemeinen Freien wurden in Hörige, mit mehr oder minder strenger Leibeigenschaft, die vorher den Angelsachsen fremd war, umgewandelt. Die Lehnsträger selbst aber standen in einem strengbestimmten Verhältnisse zu dem Lehnsherrn, der König führte die Vormundschaft in ihrer Minderjährigkeit, ertheilte zur Verheirathung der Töchter seinen Eheconsens, und sowohl für diesen (warda, maritagium) als auch für andere Fälle und Punkte waren bestimmte Abgaben festgesetzt; welche einerseits den Lehensträger beträchtlich schwächten, andererseits das königliche Einkommen sehr vermehrten, und auf gleiche oder ähnliche Weise fiel auch ein großer Theil der Einkünfte der geistlichen Stifter in seine Hand. Auch das ehemalige Danegeld wurde fortbezahlt und mit großer Strenge eingezogen. Die besondere Jagdliebhaberei des Königs veranlaßte außerordentlich strenge Jagdfrevelgesetze, so daß auf Erlegung eines Hirsches oder Ebers in den königlichen Gehegen Verlust der Augen stand und er ganze Districte einforsten und

alle darin befindlichen Wohnungen und Gebäude niederreißen ließ. Diese mit großer Pünktlichkeit durchgeführte Einrichtung, deren Kenntniß zum Theil auf dem zwischen 1080 und 1085 abgefaßten Domesday book beruht, ließ jedoch die altangelsächsische Gerichtsverfassung der Geschwornen, so daß eine eigenthümliche Vermischung des Lehnwesens und der alten Rechtsordnung entstand. Uebrigens behauptete Wilhelm sein Ansehen der Kirche gegenüber, verstattete zwar ferner den Peterspfenning, unterwarf aber jede kirchliche Verfügung erst seiner Bestätigung und verbot seiner Geistlichkeit einem andern als dem von ihm gebilligten Papste zu gehorchen. Mit einer seltenen Klarheit in Beurtheilung seiner eigenen Kinder schloß er seinen ältesten Sohn Robert, einen jähzornigen, heftigen, tapfern, dabei schwachen und leichtsinnigen Charakter, von der Thronfolge in England aus, und überließ sein erworbenes Königreich seinem zweiten Sohne Wilhelm. Schon unter ihm war jedoch das Mißverhältniß, in welchem der König zugleich als französischer Vasall stand, sichtbar geworden, und er starb in einem hierüber ausgebrochenen französischen Kriege (1087). In gleichem Geiste wie sein Vater führte Wilhelm II. (der Rothe) die Regierung, mit Kämpfen gegen seinen abentheuernden Bruder Robert, mit innern Aufständen und Kämpfen gegen Schottland und Wales, und Händeln mit der Geistlichkeit beschäftigt. Mit Hohn und Verachtung wurde unter ihm die Kirche behandelt, der Erzbischof Anselm von Canterbury, ein gelehrter und frommer Mann, genöthigt das Land zu verlassen, und allen Drohungen Trotz geboten, ohne daß zu einer Zeit, wo Gregor VII. bereits die höchste Stufe erreicht hatte, ein entschiedener Schritt gewagt worden wäre. Ihm folgte, als er durch den unglücklichen Schuß eines Jagdgefährten, Wilhelm Tyrrel, ums Leben gekommen war, sein jüngster Bruder Heinrich (1100), der sich, um die Anhänglichkeit der Stände zu erhalten, veranlaßt sah, einen Freiheitsbrief zu geben, wodurch die harten Lehensgesetze gemildert und die Bedrückungen der beiden vorigen Regierungen aufgehoben werden sollten. Keine geistliche Würde sollte mehr feil seyn, während der Erledigung geistlicher Sitze sollten die Einkünfte nicht mehr vom Hofe eingezogen werden, für die Belehnung des Lehensnachfolgers wurde eine bestimmte Summe festgesetzt, die Verehelichung der Töchter oder Schwestern nur insofern beschränkt, daß sie an keinen Feind des Königs vermählt werden sollten, die Vormundschaft sollte den nächsten Verwandten zukommen, und die von Eduard dem Bekenner gegebenen, auch von Wilhelm I.

verbesserten und bekanntgemachten Gesetze, sollten den Maaßstab der innern Ordnung abgeben. Die Stadt London erhielt endlich ein besonderes gegen eine Abgabe von 300 Pf. jährl. eigene freie Wahl eines Vicecomes und eines Oberrichters, Unabhängigkeit von jedem andern Gerichtshof, Befreiung von jeder andern Abgabe, Zollfreiheit durch ganz England und alle Häven gewährendes Privilegium. Mit dieser Magna charta war ein ungeheurer Schritt gethan, es war, und wenn es auch noch so oft übertreten und umgangen wurde, darin ausgesprochen, daß rohe Gewalt allein kein Recht giebt, daß nicht die Masse blos um des Einzelnen willen da ist, sondern daß die ächte Menschlichkeit ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten ist, welches genau zu bestimmen und festeinzuhalten das einzige Mittel eines vernünftigen Seyns und der einzige Zweck eines gutgeordneten Staates ist. Auf der andern Seite gab der König in dem damals angeregten Streite über die Investitur auch der Kirche nach, doch so daß er die Huldigung der Prälaten für ihre weltlichen Lehen empfing, und wenn er über die häufige Anwesenheit päpstlicher Legaten in England sich beschwerte, so gab darin der Papst nach, indem er sich bequemte, dem Erzbischof von Canterbury als Primas von England die Rechte desselben zu überlassen. England genoß unter ihm auf jeden Fall eine bessere Existenz als unter seinen Vorfahren, die Verheirathung seiner Tochter Mathilde aber, Wittwe Kaiser Heinrichs V., mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, deren Sohn Heinrich bei dem Tode des Königs (1135) erst 2 Jahre alt war, brachte, da die Ehe ohne Zustimmung der Barone war geschlossen worden, und der Neffe des Königs, Stephan von Boulogne, sich der günstigen Umstände zu bedienen wußte, einen innern Krieg hervor, aus dem England erst nach 19 Jahren hervorging, als das alte Geschlecht des Eroberers, das selbst dem römischen Blitz getrotzt hatte, von dem nicht minder festen und kräftigen, auch geistig edleren, aber darum auch leidenschaftlich weicheren Hause der Plantagenet abgelöst worden war.

Die englischen Normannenkönige hatten das Schauspiel einer unbeugsamen Härte gegeben, an der alle Waffen und Angriffe der geistlichen Gewalt sich brachen, und wie sie felsenfest diesen Angriffen widerstanden, so waren sie auch an sich zu starr, um eine solche Erscheinung in die Länge wünschenswerth zu machen. Daß es übrigens Nationalcharakter gewesen, möchte man aus der ziemlich gleichen Weise der italienischen Normannen schließen. Der anfangs rein zufälligen Anwesenheit einiger normannischen Pilger, wel-

che in den Streitigkeiten der Italiener mit den Griechen in den Sold der Letzteren traten, dann im Lande selbst blieben, und erst von Heinrich II., dann auch von Konrad II. in Lehendienste genommen wurden und Aversa dafür erhielten, wurde durch die Ankunft der Söhne des normännischen Herrn Tancred von Hauteville, Wilhelm Eisenarm, Drogo und Humbert, die erst in Sicilien den Griechen geholfen und dann wegen Ausschließung von der Siegesbeute sich nach Unteritalien gewendet und in Melfi (1040) einen eigentlichen Raubstaat gegründet hatten, ein besonderes Gewicht gegeben. Hier erhielten sie sich durch Tapferkeit und Schlauheit sowohl gegen Griechen als auch gegen Longobarden, bis sie (1042) die Griechen in einer großen Schlacht schlugen und sich nun weiter ausbreiteten. Noch sieben Söhne des kinderreichen Tancred kamen nach, jeder erhielt seine eigene Burg, während Melfi gemeinschaftlich blieb, und Wilhelm, nach ihm (1046) Drogo, galten als Hauptanführer, unter dem Titel der Grafen von Apulien. Drogo erhielt (1047) die Belehnung mit allen seinen Eroberungen, wie Graf Rainulf mit Aversa. Da sich der griechische Kaiser ihrer mit Gewalt oder List entledigen wollte, auch Papst Leo IX. deßhalb mit ihm in Verbindung getreten war, glaubten sie, nachem Drogo (1050) ermordet worden war, keinen mehr schonen zu dürfen. An Drogo's Stelle trat sein Bruder Robert Guiskard (Schlaukopf) und wie Leo IX. mit seinen deutschen Freiwilligen gegen sie zog, wurde er (1053) bei Civitella geschlagen und gefangen, jedoch höchst anständig und achtungsvoll behandelt, aber nur gegen Zurücknahme des gegen sie ausgesprochenen Banns in Freiheit gesetzt. Robert, der hierauf (1057) Herr aller normännischen Besitzungen wurde, nahm (1059) den Titel eines Herzogs an, den man schon damals als den nächsten nach dem königlichen ansah, und ließ sich vom Papst Nicolaus II., der wohl ebenso wenig als der Kaiser hiezu berechtigt war, mit Calabrien und Apulien belehnen. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Roger fing er dann an, an die Vertilgung der Ueberreste anderer Herrschaft zu denken, und namentlich Bari nach einer dreijährigen Belagerung (1071) zu erobern. Hierauf machte er mit der Eroberung von Salerno (1074) dem letzten Reste longobardischer Herrschaft ein Ende, gerieth zwar über einen Angriff auf Ancona in den Bann, wurde jedoch von Gregor VII. wieder losgesprochen und mit dem beneventischen Gebiete belehnt. Nun ging er auf nichts Geringeres als die Herrschaft im adriatischen Meere und einen Angriff auf das griechi-

sche Reich aus, rüstete eine ansehnliche Flotte, und nachdem er persönliche Beleidigungen, die seinen Verwandten geschehen wären, öffentlich als Grund seines Angriffs ausgesprochen hatte, griff er (1081) die illyrische Küste an und rückte vor Dyrrhachium. Die Vertheidigung dieses Platzes wurde von den Griechen mit Tapferkeit geführt, da aber der zum Entsatz herbeigeeilte Kaiser Alexios Komnenos (18. Oct.) geschlagen wurde, so mußte sich Dyrrhachium ergeben, und die weiteren Schritte der Normänner schienen für das griechische Reich sehr gefährlich, als die Ankunft Heinrich's IV. in Italien den Papst Gregor IV. so bedrängte, daß Robert zu seinem Beistande zurückkehrte, auch Rom besetzte und Gregor in Sicherheit nach Salerno brachte, worauf er auf dem wieder erneuerten Zuge zu Corfu oder zu Cephalonia (1085) an der Pest starb. Die Angriffe der Normänner auf das griechische Reich wurden hiedurch zunächst unterbrochen. Indessen war von Roger, Roberts jüngerem Bruder, den Arabern, die seit geraumer Zeit auf Sicilien festen Fuß gefaßt und es zuletzt ganz unabhängig besessen hatten, es abgenommen worden. Er hatte sich vom Papst den Titel eines Herzogs von Sicilien in Hoffnung ertheilen lassen, eroberte 1060 Messina in Einverständniß mit den Einwohnern durch einen nächtlichen Ueberfall, und da die Hülfesendungen der Saracenen theils durch Ungunst des Wetters, theils durch ihre inneren Zwistigkeiten mißlangen, so nahm er allmählig Palermo, Tauromenium, Syrakus, Agrigent (1089) weg, besaß sieben Jahre später das ganze Reich, erhielt (1098) von Urban II. die Rechte eines geborenen Legaten, die auf seine Nachkommen übergehen sollten, und da Robert Guiskard's ältester Sohn Boemund seine Thätigkeit auf einen andern Schauplatz gebracht hatte, mit des jüngeren Sohns Roger Bursa Sohn Wilhelm (1127) die Familie Robert's ausstarb, so bemächtigte sich Roger II., Nachfolger seines Vaters (seit 1101) der gesammten normännischen Besitzungen, und ließ sich von Papst Anaklet II., dessen er sich gegen Innocenz II. annahm, den Titel eines Königs von Sicilien ertheilen. Später wurde er zwar mit Innocenz in Krieg verwickelt, nahm ihn aber (1139) gefangen und erhielt von ihm Bestätigung in seinen Besitzungen und Titeln eines Königs von Sicilien und Herzogs von Apulien, wogegen er dem päpstlichen Stuhle eine Lehensabgabe, in einer jährlich zu zahlenden Geldsumme und einem weißen Zelter bestehend, versprach. So war aus einer unbedeutenden Schaar Pilgrime erst ein Söldnerhaufe, der bald diesem bald jenem

zu Gebote ſtand, dann für eigene Rechnung focht, und endlich einen förmlichen, mit Allen im Kriege ſtehenden Raubſtaat errichtete, geworden; die Häupter deſſelben waren in ihrem Beſitze erſt vom Kaiſer, nachher vom Papſt anerkannt, nämlich nach der damaligen Weiſe der Anerkennung belehnt worden, während die eigentlichen Herren dieſer Gegenden, die griechiſchen Kaiſer, nie in dieſe Uſurpation gewilligt hatten; die Grafen wurden Herzoge, die innigen Verbündete und Schirmvögte des damals von Deutſchland bedrohten Papſtes, die Innigkeit des Verhältniſſes ging ſogar bis zur Uebertragung der Legatenwürde, und die Ertheilung des Königtitels war ein neuer Beweis von dem Glauben an die päpſtliche Hoheit, die allerdings damals die früheren Hinderniſſe faſt alle beſiegt und ſich auf die Zinne des Tempels emporgeſchwungen hatte. Fügt man noch hinzu, daß ein ganzes Reich als ein Leben des Papſtes angeſehen wurde, was nach der Perſönlichkeit der Lehensträger und des Lehensherrn viel und wenig zu ſagen hatte, ſo iſt unverkennbar bis zu welcher Bedeutung ſich damals der päpſtliche Stuhl emporgehoben hatte.

Selbſt das fränkiſche Reich hatte einigermaßen hiezu beigetragen. Zwar der Streit, in den König Hugo Capet über die Beſetzung des erzbiſchöflichen Stuhles von Rheims mit dem gelehrten Gerbert anſtatt des verrätheriſchen Arnulf gerieth, wurde durch Gerberts eigene Entſagung und nach Hugo's Tod (997) durch ſeines frommen und edlen Sohnes Robert Nachgiebigkeit auch zu Gunſten des Papſtes geſchlichtet, doch gaben eigentlich erſt die Ehehändel Robert's und ſeines Enkels Philipps zu einer beſtimmten Einmiſchung Veranlaſſung. Robert mußte auf Gregor's V. (998) Befehl die in zu nahem Grade mit ihm verwandte Bertha verlaſſen, und wiewohl er Alles aufbot, Milderung dieſes Gebotes zu erlangen, ſo blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als ſich der Stimme des göttlichen Statthalters zu fügen. Er heirathete hierauf Conſtanze, Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, mit der aus den ſüdlichen Landen Putzſucht und Geckenhaftigkeit in das eigentliche Frankreich und Burgund gebracht wurde, und mit der er in einer zwar fruchtbaren Ehe lebte, aber übrigens durch ſie ſelbſt manches Unerfreuliche erfuhr. Sein älteſter Sohn Hugo, ein trefflicher Prinz, in dem man allgemein den großen Hugo, ſeinen Urgroßvater, wieder ſah, wurde durch den Eigenſinn und Geiz der Mutter, die ihm ſtandesmäßiges Auskommen verſagte, zur Empörung gegen ſeine Eltern getrieben, und als nach ſeinem Tode (1027) Robert den zweiten

Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmte, reizte die für den jüngsten, Robert, eingenommene Mutter diesen zum Aufstand gegen den Vater, in den er auch seinen ältern Bruder verwickelte; und selbst nach Robert's Tod (1031) dauerten die Unruhen fort, bis Heinrich nach Constanzens Tod (1032) seinem Bruder das Herzogthum Burgund überließ, wodurch die übrigens mit Klugheit fortschreitende königliche Gewalt auf die ganze Zeit des Mittelalters gelähmt wurde und nicht eher, als bis dieser gefährliche Lehensmann vernichtet war, in ihrer vollen Gewalt auftreten konnte. Unter dieses Königs Regierung pilgerte Herzog Robert von der Normandie, bekannt unter dem Namen Teufel, nach Jerusalem, mit vielen seines Volkes, große Geschenke an Gold und Silber dem heiligen Grabe darbringend, vielleicht aus Gewissensbissen über den plötzlichen Tod seines Bruders und Vorfahren, Richard (1028), und sein Tod auf der Rückreise zu Nicäa (1035) hinterließ seinen und der Herleva ohngefähr 10jährigen Sohn Wilhelm nach seiner eigenen schon vorhergetroffenen Verfügung zum Erben des Herzogthums. Es ist schon erwähnt, wie Heinrich aber nur zu eigenem Schaden ihm wehzuthun trachtete und wie Wilhelm sich aller seiner Feinde mit Kraft und Klugheit erwehrte. Uebrigens schlug sich Heinrich mit den andern Großen seines Reiches, namentlich den Grafen von Champagne, tüchtig herum, und hinterließ (1060) seinen minderjährigen Sohn Philipp unter der Vormundschaft der Königin Wittwe, Anna, einer russischen Czarentochter, und des edlen und verständigen Grafen Balduin von Flandern. Unter ihm bemächtigte sich Wilhelm Englands, und wurde dadurch ein seinem Herrn gleichstehender Vasall, ein Verhältniß, das für die Länge unmöglich bestehen konnte. Der Tod Balduin's (1067) veranlaßte bedeutende Bewegungen in diesen nördlichen Grenzländern von Frankreich, indem der jüngere Sohn Robert, dem Wunsche des Vaters gemäß, der Nachfolge zu Gunsten des ältern Bruders Balduin VI. entsagt und sich nach der Weise der Zeit auf Abentheuer begeben hatte. Er war zu diesem Ende gegen die Sarracenen gezogen, hatte aber trotz aller Tapferkeit nur schlechtes Glück, mußte nach Flandern heimkehren, wo er von seinem Vater gar nicht zum Besten aufgenommen wurde, und durch andere ebenfalls scheiternde Versuche unmuthig gemacht, beschloß er das benachbarte Friesland anzugreifen, das damals unter der Gräfin Gertraud, Wittwe des Grafen Florens, stand, und diese, dem Krieg zu entgehen, gab ihm ihre Hand. In dieser Lage wurde er nach dem Tode seines

Vaters von ſeinem Bruder Balduin angegriffen, ohne ſeinerſeits den Krieg zu ſuchen, und das Glück wollte, daß ſein Bruder beſiegt und getödtet wurde. Nun machte er ſich zwar ohne Mühe zum Herrn von Flandern, allein Balduin's Wittwe Richilde bat den König um Beiſtand für ihre zwei minderjährigen Söhne, was auch von dem jungen, dem flandriſchen Hauſe dankbar zugethanen, und kriegsluſtigen Könige gern zugeſagt wurde. Allein Robert blieb auch in dieſem Kriege Sieger, der eine Graf von Flandern wurde (1071) getödtet und das ganze Heer Philipps vernichtet, ſo daß er die Beſchützung der Richilde und ihres Sohnes Balduin aufgab, und ſich vielmehr mit dem Grafen Robert vertrug. Die verwittwete Gräfin wandte ſich nebſt ihrem Sohn nun an den deutſchen König Heinrich IV., durch den ſie jedoch nur die Grafſchaft Hennegau erhielten, während Robert durch ſeine Verbindung mit Philipp verſtärkt, im Beſitz Flanderns blieb, das ihm auch von Balduin (1085) förmlich abgetreten wurde. Eine eheliche Verbindung, welche Philipp mit Robert's Stieftochter Bertha ſchloß, brachte ihn nachher in Zwiſt mit der Kirche. Zugleich gerieth er durch ſeine Einmiſchung in Wilhelm's von England Händel mit ſeinem Sohne Robert auch in Krieg mit dieſem gefährlichen Gegner, der jedoch nach Wilhelm's Tod blos auf die normänniſchen Prinzen beſchränkt blieb, ſo daß Frankreich von dieſer Seite Ruhe hatte. Sein Wunſch ſich von ſeiner Gemahlin Bertha, nachdem ſie ihm ſchon mehrere Kinder geboren hatte, zu ſcheiden, wozu die nun erſt auszumittelnde nahe Verwandtſchaft als Grund gelten ſollte, wurde vom Papſte allerdings (1091) erfüllt, allein ſeine mit der Bertrade von Montfort, Gemahlin des Grafen Fulko von Anjou, welche dieſem entlief, um Königin zu werden, nun eingegangene Verbindung fand bei dem größern Theile der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, an deren Spitze Ivo Biſchof von Chartres ſtand, ſolchen Anſtoß, daß Papſt Urban II. ſeine Einwilligung verſagte, die Eheſcheidungsſache der Königin Bertha noch einmal vornehmen zu wollen erklärte, und endlich auf einer Kirchenverſammlung zu Autun (1094) der Bann über Philipp ausgeſprochen wurde, weil er ſich bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin mit einer andern vermählt habe. Der noch in demſelben Jahr erfolgte Tod der Bertha hätte die Sache zu Gunſten Philipps geſtellt, hätte nicht der Papſt feſt auch auf der Entfernung der Bertrade beharrt, ſo daß (1096) zu Clermont der Bann über ihn wiederholt wurde, und weil er ſie von einigen ihm gewogenen Biſchöffen eben ſo wie er ſie ſich hatte an-

trauen lassen, auch krönen ließ (1099), so erneuerte Urban's Nachfolger Paschalis II. die Aussprüche seines Vorfahren. Erst 1105 legte er das Versprechen ab, seinen mit der Bertrade gepflogenen sündlichen Umgang aufzuheben, wobei er vor der Versammlung der Bischöffe zu Paris wie ein Büßender mit bloßen Füßen erschien, und wurde nun von dem Banne losgesprochen, durfte jedoch, wie es scheint, die Bertrade ferner bei sich behalten und ihr den Rang und Titel einer Königin ertheilen. Aus diesem Grunde konnte Philipp dem allgemeinen Zuge zur Befreiung des heiligen Grabes, der besonders seine Franzosen insgesammt ergriff, nicht folgen, da er als Gebannter durchaus von aller Gemeinschaft mit heiligen Dingen ausgeschlossen war, und es würde auch seine Excommunication für die innere Ordnung Frankreichs noch nachtheiliger gewesen seyn, wenn er nicht seinen Sohn Ludwig Theobald (1100) zum Mitregenten angenommen, und dieser thätige und unermüdete Fürst mit eigener Gefahr seines Lebens und ritterlicher Tapferkeit den Uebermuth der Vasallen, welchen der König selbst verächtlich war, gedemüthigt, und das Reich in gutem Stande erhalten hätte. Nach seines Vaters Tod (1108) beginnt mit ihm eine neue Periode des französischen Reiches, und nachdem die Kämpfe mit den Päpsten gegen andere verglichen, doch nur geringfügig und für Frankreich selbst ohne großen Nachtheil gewesen sind, fängt mit Ludwig VI. das regelmäßige und klug verfolgte Streben zur Ausbildung der königlichen Selbstherrschaft an, womit Frankreich allen andern Ländern vorauging, und worin es nur durch die nothwendigen Kämpfe mit seinem großen Vasallen, dem Herzog der Normandie, der auch König von England war, und den spätern hieraus erwachsenden englischen Kriegen aufgehalten wurde.

Viel bedeutender aber und vollkommen bezeichnend für die nun bald erreichte höchste Stufe der päpstlichen Gewalt war die Demüthigung des deutschen Reichsoberhaupts, König Heinrichs IV., dessen Vater selbst noch mit einer ungeheuchelten Frömmigkeit zur Befestigung der Kirche gewirkt hatte. Er hinterließ seinen bereits von den Fürsten als Nachfolger gewählten Sohn als sechsjährigen Knaben, dessen Minderjährigkeit von den mächtigen Fürsten nicht nur zur Befestigung ihrer großen Lehen, welche die Kaiserin Wittwe, Agnes von Poitou, um sie sich geneigt zu erhalten, ihnen überließ, gebraucht wurde, sondern auch um derselben nach einigen Jahren (1062) den königlichen Knaben zu entziehen, und die Verwaltung des Reichs sich anzumassen. Der Erzbischof Anno von Cöln, der

zuerſt die Regentſchaft erhielt, mußte jedoch ſchon im nächſten Jahr (1063) dem Erzbiſchof Adalbert von Bremen gleiches Recht einräumen, und die ganz verſchiedene Weiſe der beiden Kirchenfürſten, von denen beſonders Adalbert, obwohl ſelbſt von hohem Geſchlechte, dem jungen König Stolz und Verachtung gegen alle Hochgeſtellten einflößte, und ihn frühzeitig in den vollen Genuß einer unbeſchränkten Gewalt einweihte, mußte höchſt nachtheilig auf den zwar reichbegabten, aber ſein ganzes Leben hindurch von dem Augenblick beherrſchten König einwirken. Adalbert ließ ihn (1063) einen Kriegszug nach Ungarn machen, und des Königs Andreas Sohn Salomon mit ſeiner Schweſter Judith vermählen und wieder auf den Thron ſetzen, wobei der neue ungariſche König ſein Reich von dem deutſchen Reich zu Lehen nahm. Schon zwei Jahre hierauf wurde er wehrhaft gemacht und in ſeinem ſechszehnten Jahre mit ſeiner Verlobten, Bertha von Suſa, verheirathet. Allein die Ehe war ſo wenig nach Heinrich's Wunſch, daß er ſich ſcheiden zu laſſen wünſchte, und durch den Beiſtand des Erzbiſchofs Siegfried von Mainz, dem er dafür den ſtreitigen Zehenten in Thüringen zuſicherte, auch ſeinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht Papſt Alexander II. (1069) den Legaten Petrus Damiani nach Deutſchland geſchickt hätte, der durch Vorſtellungen und Drohungen den König von ſeinem Plane abbrachte. Bald hierauf zerfiel Heinrich mit dem angeſehenen Herzog Otto von Bayern, dem ſeine Mutter (1061) um ſich dieſen bedeutenden Mann zu gewinnen, mit dieſem Herzogthum belehnt, er aber auf eine unzuverläſſige Klage hin daſſelbe (1070) abgeſprochen und dem Italiener Welf von Eſte gegeben hatte, der als Erbe der großen Allodialbeſitzungen ſeines Hauſes im ſüdlichen Deutſchland ſchon außerdem ſehr begütert war. Herzog Otto, nun gewöhnlich von ſeinem Stammgut Nordheim in Sachſen genannt, griff zwar zur Wehre, gab ſich aber ſchon bald (1071) in des Königs Gewahrſam zugleich mit ſeinem Freunde, dem ſächſiſchen Herzogsſohn Magnus. Da indeſſen Otto ſchon nach Jahresfriſt wieder ſeine Freiheit erhielt, Magnus hingegen gefangen gehalten wurde, und nur gegen Entſagung aller ſeiner Anſprüche die Freiheit erhalten ſollte, ſo betrachteten die Sachſen dieß um ſo mehr als eine ihrem ganzen Volksſtamm zugedachte Kränkung, als ihr Herzog Ordulf, des Magnus Vater, gerade damals ſtarb (1072) und Heinrich's Abſicht alſo offenbar zu ſeyn ſchien, ſie in eine ihnen verhaßte Dienſtbarkeit zu ſtoßen. Zugleich hatte er während ſeines ſtets in ihrem Lande genommenen Aufenthalts, mei-

stens auf seiner nur seinen Freunden zu besuchen verstatteten Harzburg, die er zu einem würdigen Fürstenaufenthalt eingerichtet hatte, durch alle mögliche Verhöhnung des Rechts und der Sitte, die sowohl er als seine Freunde und Gesellen sich zu Schulden kommen ließen, die Erbitterung der Sachsen außerordentlich gereizt, und die damals freilich in der ganzen Christenheit übliche Simonie oder der Kauf und Verkauf geistlicher Würden wurde an seinem Hofe mit einer unbeschreiblichen Schamlosigkeit betrieben. Verlassen von den beiden Männern, die seine unerfahrne Jugend bisher geleitet hatten, indem Adalbert (1072) starb, Hanno, der seit kurzem die Regierung wieder übernommen hatte, sich wegen zunehmenden Alters wieder zurückzog, ließ er in Worten und Handlungen seinem Haß gegen die Sachsen, der ihm von Adalbert eingepflanzt und durch vielfältige Widerspenstigkeit derselben genährt worden war, freien Lauf, und das Gerücht, seine gegen die Polen bestimmte Kriegsrüstung sey eigentlich gegen die Sachsen bestimmt, fand bei diesen allgemeinen Glauben. Unter diesen Umständen bildete sich eine allgemeine Verschwörung des sächsischen Volkes, nicht nur um den gefangenen Herzog Magnus zu befreien, sondern auch um sich selbst vor der bevorstehenden Unterdrückung zu sichern, und es erging nachdem auf einer allgemeinen Versammlung der Sachsen zu Rockmeslovo, wo Herzog Otto zuerst als Sprecher auftrat, alle einzelnen Beschwerden zur Sprache gekommen waren, mit Anfang August 1073 eine Gesandtschaft an den König, die Kriegsrüstung ihnen zu erlassen, indem sie gegen ihre Grenzfeinde, die Lutizier, in der heutigen Lausitz, Tag und Nacht auf ihrer Hut seyn müßten, weshalb es ihrer ganzen Kraft gegen diese bedürfe, und es thöricht sey, bei so nahen und beinahe einheimischen Kriegen an einen fernen Zug denken; übrigens möchte er die zur Vernichtung Sachsens auf allen Anhöhen erbauten Schlösser schleifen, ihren Fürsten, denen er gegen rechtmäßiges Verfahren das Ihrige genommen, Genugthuung geben, Sachsen selbst, wo er seit seiner Kindheit in Ruhe und Trägheit erschlafft sey, verlassen und auch in seinen andern Ländern seinen Sitz aufschlagen, die schlechten Menschen, die an seinem und des Staats Untergang Schuld seyen, von sich entfernen, und die Verwaltung der Staatsgeschäfte den Fürsten, welchen es zukäme, übertragen; seine Beischläferinnen von sich thun und seine Gemahlin, die Königin, auch als solche behandeln und lieben, auch seine übrigen Ausschweifungen, durch die bisher das königliche Ansehen entehrt, jetzt als erwachsener Mann

abthun; endlich baten ſie ihn um Gotteswillen, in ihre gerechte Forderung einzuwilligen, und ſie nicht zu einer ſchweren unerhörten That zu nöthigen, indem ſie ihm gerne wie bisher als freie Männer dienen möchten, außerdem aber mit einem Menſchen, der den Chriſtenglauben durch ſeine Todſünden entehre, nichts gemein haben wollten; auch ihnen fehle es nicht an Waffen und Kriegskenntniß, und wenn er ſie reize, ſo würden ſie mit ihm als einem Barbaren und Unterdrücker der Chriſtenheit bis auf ihren letzten Blutstropfen für die Kirche Gottes, den chriſtlichen Glauben, und ihre Freiheit kämpfen. Der König glaubte anfangs dieſe Drohungen verachten zu können, da er ſich aber nicht nur in Goslar von ihrem Heere bedroht ſondern auch von ſeiner Harzburg nur vergebliche Unterhandlungen angeknüpft ſah, ſo entging er, in weniger Begleitung, durch das Dickicht der ringsum ſich ausbreitenden Wälder begünſtigt, ihren ſchon faſt alle Wege beſetzenden Schaaren und kam glücklich nach drei Tagen nach Eſchwege und von da nach Hersfeld. Hier kamen viele aus den übrigen Landen für den Polenkrieg entbotene Fürſten und Herren zu ihm und er beſchloß zuerſt einen Krieg mit den Verſchworenen anzufangen; da jedoch auch die Thüringer auf die Seite der Sachſen traten, und der Erzbiſchof von Mainz ihnen verſprach, nichts gegen ſie zu thun, ſo wurden dieſe ermuthigt, die Burgen anzugreifen, und den König zu nöthigen, ihren gefangenen Herzog Magnus frei zu laſſen. Nun knüpfte er einerſeits Unterhandlungen an, andererſeits ſuchte er ſeinen Feinden die Lutizier und die Dänen auf den Hals zu ſetzen, doch kam im Oct. eine Unterhandlung der Fürſten mit den Sachſen zu Gerſtungen zu Stande, wo die Mittheilung der Ausſchweifungen und Laſter des Königs auch auf dieſe einen ſolchen Eindruck machte, daß man damals ſchon den Gedanken faßte, ihn abzuſetzen, öffentlich aber in den Beſchluß überkam, die Sachſen ſollten Genugthuung anbieten, Heinrich aber volle Verzeihung und Vergeſſenheit alles Geſchehenen ertheilen. Andere Vorfälle, welche wahrſcheinlich in der Unbeſonnenheit und Leidenſchaftlichkeit Heinrich's begründet waren, insbeſondere das in Nürnberg (1073) durch einen gewiſſen Reginger, einen früheren Geſellen Heinrich's, verbreitete und aufrechtgehaltene Gerücht, der König trachte den Herzogen Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen nach dem Leben, veranlaßten eine faſt allgemeine Entfremdung der Fürſten gegen ihn, und da ſeine eigenen Anhänger ihm die geringe Ausſicht etwas zu gewinnen vorſtellten, ſo kam es endlich von ſeiner Seite zur Nach-

giebigkeit in die Forderungen der Sachsen, worauf sich diese in Masse zu ihm nach Hersfeld begaben, hier von ihm (1074 Febr. 2.) ehrenvoll und gnädig aufgenommen. Die Schlösser sollten von der Belagerung befreit und wenn die darin gesammelten Kriegsvorräthe verzehrt wären, ausgeliefert werden; über welche Zögerung die Sachsen kein Arges hatten. Allein die tapfern Vertheidiger der Harzburg, sehr unzufrieden mit diesem Frieden, brachten den König zur Reue über seine Nachgiebigkeit, und nur die drohende Miene der bewaffneten Sachsen auf dem eigentlichen Friedetag zu Goslar (März 10.) bewirkte, daß er die Befehle zur Schleifung seiner geliebten, mit vielen Kosten erbauten Burgen gab, bei der Harzburg beschränkte sie sich auf die Ringmauer, die übrigen Gebäude blieben zunächst stehen. Allein die umwohnenden Sachsen, entrüstet, daß gerade in dieser Hauptherberge ihrer Feinde und Tyrannen, von wo aus ringsum Verödung und schauervolle Einsamkeit bewirkt worden wäre, die Rache nicht Raum finden sollte, erstürmten schon am dritten Tag nach des Königs Weggang die Burg, brachen die noch stehenden Grundsteine der Mauer heraus, machten es mit den übrigen Gebäuden eben so, zündeten die einstweilen nur von Holz aber sehr schön gebaute Kirche an, plünderten die Kirchenschätze, zerstörten die Altäre, rissen sogar die Leichen eines Bruders und eines Sohnes Heinrich's aus ihren Gräbern, und wütheten so, daß jede Spur der Burg vertilgt wurde. Die Nachricht von diesen Greueln war den sächsischen Fürsten sehr unlieb, und sie suchten dem Zorn des Königs durch Entschuldigung zuvorzukommen, allein Heinrich, höchst ergrimmt, gedachte beim Papste selbst sie zu verklagen, weil es ihm zur Zeit an dem Beistande der Fürsten gebrach. Indessen verstrich dieses Jahr, ohne daß gegen die Sachsen etwas wäre unternommen worden, indem theils Züge nach Ungarn seinem Schwager Salomo zu helfen, theils nach Lothringen den König beschäftigten, während Papst Gregor damals schon seine strengen Gebote gegen Simonie und Priesterehe in Deutschland bekannt machen ließ, die jedoch zunächst noch nicht allgemein durchdrangen. Erst nach Ostern 1075 sagte der König einen Zug gegen die Sachsen an, der zwar nur gegen den Herzog Magnus, Herzog Otto, Erzbischof Wezel von Magdeburg, Bischof Burko von Halberstadt ꝛc. gehen sollte, aber da Alle gleicher Schuld theilhaftig waren, dem ganzen Sachsenvolke galt, die von den übrigen Fürsten, welche dem König nun wieder gehorsam waren, verlassen, ihre Hoffnung auf Gott und ihr Recht setzten, jedoch vorher noch durch wiederholte

Demüthigung die königliche Gnade anzuflehen beschlossen. Heinrich brachte ein so großes Heer zusammen, wie man seit Menschengedenken in Deutschland keines gesehen, indem alle geistliche und weltliche Fürsten in Person erschienen, nur Anno von Cöln, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit den Bischöffen von Magdeburg und Halberstadt, und der von Lüttich, ein kranker, abgelebter Mann, wegen der ihm anvertrauten Obhut über die Königin, ausgenommen, selbst der lahme, vom Schlag schon gerührte Abt Wiberad von Fulda mußte sich einfinden. So kam es denn zu der großen Schlacht bei Langensalza an der Unstrut (1075 Jun. 13.), in welcher die Sachsen von dem rasch andringenden Heere Heinrich's, dessen ersten Schlachthaufen der Herzog Rudolf mit den Schwaben ausmachte, zwar überrascht wurden, dennoch aber, hauptsächlich im Kampf mit den Schwerdtern deren die Sachsen je zwei bis drei führten und mit großer Gewandtheit gebrauchten, und durch die überall herumeilende Tapferkeit Herzog Ottos, die Schwaben und Bayern unter ihrem Herzog Welf schon zum Weichen brachten, als durch das Vordringen des Grafen Hermann von Glizberg, der babenbergischen Ritter, der Böhmen und der Lothringer die Schlacht bei der Menge der Königlichen entschieden wurde. In wilder Flucht zerstäubten die sächsischen Haufen, leicht entrannen die Fürsten und der Adel auf ihren Rossen, mit roher Grausamkeit aber wurde das langsamere Fußvolk von dem siegstrunkenen Gegner theils niedergehauen, theils in die Unstrut gesprengt. Das ganze, reich angefüllte Lager wurde die Beute der Sieger, die übrigens einen keineswegs wohlfeilen Sieg errungen hatten, und besonders viele ihrer ersten Männer bedauerten. Indessen sah der König seinerseits, daß sich der Krieg dennoch länger als er es vermuthete hinausziehen werde, da von den Häuptern der Verschwörung Keiner gefallen war, andererseits waren die Sachsen eines in ihrem Lande mit allen Greueln der Verwüstung und Plünderung geführten Krieges bald müde, und insbesondere die Gemeinen mit den Fürsten zerfallen, so daß endlich in Folge vieler Unterhandlungen die Sachsenfürsten sich dem Könige auf Gnade und Ungnade zu ergeben beschlossen, während die andern Fürsten, die Bischöffe von Mainz, Salzburg, Augsburg und Würzburg, mit Herzog Gozelo von Lothringen, dem Buckligen, einem höchst klugen und geachteten Manne, an ihrer Spitze, ihnen die Versicherung gaben, daß ihnen der König versprochen habe, nichts ohne ihre Zustimmung gegen jene zu unternehmen. Allein als nun diese Fürsten, die Bischöffe von Magdeburg

und von Halberſtadt, die Herzoge Magnus und Otto, der Graf Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, die Grafen Dietrich, Adelbert, Rudeger, Sizzo, Berenger, Bern, und alle angeſehene Freie ſich vor dem Könige einfanden, ließ er ſie feſtnehmen und in ſicheren Gewahrſam auf feſte Schlöſſer in Schwaben, Bayern, Italien, Burgund, bringen. Mit dieſem Treubruch begannen auch die ernſtlicheren Händel mit dem Papſte, um deren willen etwas weiter auszuholen iſt. Die päpſtliche Gewalt hatte ſich ſeit der immer ſtärkeren Abſonderung des Abendlands vom Morgenlande, wozu außer der Nebenbuhlerſchaft um den Vorrang, der eigentlich Rom und Conſtantinopel entzweite, auch der im Anfange des achten Jahrhunderts von einer Reihenfolge der tüchtigſten Kaiſer aufrecht erhaltene Krieg gegen die Bilderverehrung beitrug, endlich durch die Wiederbelebung der kaiſerlichen Gewalt im Abendlande, wodurch zwar der Kaiſer zunächſt Herr in Rom wurde, aber wegen ſeltener Anweſenheit daſelbſt und anderer zufälligen Umſtände, die zum Theil auch in der Perſönlichkeit der Kaiſer wie der Päpſte lagen, von dieſer Herrſchaft wenig Gebrauch machen konnte, außerordentlich gehoben. Wenn durch Bonifacius bereits die germaniſchen und galliſchen Kirchen ſämmtlich in das Verhältniß der ſuburbikariſchen Kirchen gegen den römiſchen Biſchof als ihren Metropolitan geſetzt worden waren, wenn ſchon vorher durch Gregor I. ein gleiches Verhältniß in England begründet worden war, ſo wurde dieſes Recht, das vor der Hand noch auf bloßen Anſprüchen beruhte, durch die hiſtoriſche Begründung, welche ihm der falſche Iſidor in der Sammlung der den früheren Päpſten untergeſchobenen Dekretalen in der Mitte des IX. Jahrhunderts zu geben wußte, zur Unumſtößlichkeit erhoben. Der römiſche Biſchof erſchien als das Haupt aller Biſchöffe, und die Metropolitangewalt, welche die Erzbiſchöffe ausüben wollten, ward ausnehmend beſchränket, vielmehr Alles nach Rom als dem geiſtlichen Mittelpunkt der Welt hingewieſen. Was aber die weltliche Gewalt anbetrifft, ſo hatten mehrere kluge Päpſte bereits von den ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln, welche mit der Meinung der Welt in einem ſteten Wechſelverhältniß ſtanden, den beſten Gebrauch gemacht. So hatte Zacharias durch ſeinen Ausſpruch Pipin zum König der Franken, Leo den Frankenkönig Karl zum römiſchen Kaiſer gemacht, Ludwig der Fromme hatte ſich tief im Staube vor dem Statthalter Chriſti gedemüthigt, als er ihn zu krönen nach Rheims kam, und der Gedanke nur der Papſt könne die Kaiſerkrone verleihen wurde

durch die Beiſpiele aller Nachfolger beſtätigt. Durch das ganze Mittelalter hindurch aber geht der Gedanke des Lebensverhältniſſes, in welchem jede Macht, jedes Amt nur von einem Mächtigeren, einem Höhergeſtellten übertragen wird, und es war eine ſehr natürliche Analogie, wenn man in dem Verhältniſſe des Kaiſers zum Papſte endlich auf dieſe Zuſammenſtellung hinauskam. Hatte nun auch der päpſtliche Stuhl das Unglück, ſehr häufig von Männern eingenommen zu ſeyn, deren Leben und Sitte in offenbarem Widerſpruche mit ihrem heiligen Amte ſtanden, ſo blieben doch dieſe Aergerniſſe in der Regel auf Rom beſchränkt, und bei dem geringen Verkehr der damaligen Zeiten gelangten nur dürftige oder ganz entſtellte Berichte in die übrigen Länder Europa's, während andererſeits die wichtigen und bedeutungsvollen Schritte, wodurch einzelne Päpſte ihre Gewalt zum Wohle der Kirche oder der unterdrückten Unſchuld anwendeten, ſich weit eher verbreiteten, da ſie in der Regel ausländiſche Angelegenheiten behandelten, wie z. B. in dem Scheidungsproceſſe Lothar's II. Der den germaniſchen Völkern, wozu natürlich auch franzöſiſche und ſpaniſche gerechnet werden, eigenthümliche Glaube an ein geiſtiges Reich, der auch die Einführung des Chriſtenthums erleichtert hatte, weil ſich in ihm viele mit der alten Volksreligion der Germanen übereinſtimmende Richtungen wiederfanden, der bei aller Rohheit und Gewaltthat die ganze Menſchheit auf eine Weiſe erfüllte, die den jetzigen Geſchlechtern kaum anders als lächerlich zu erſcheinen pflegt, wenn man die Geiſtergeſchichten in den Werken des merſeburger Biſchoffes Ditmar oder des franzöſiſchen Mönches Rodulf oder des einſichtsvollen Lamberts von Aſchaffenburg lieſt, der ſich dann auch in einer Bereitwilligkeit zur Buße und Sühne wieder zeigt, die wieder nur durch die denſelben Völkern eigene rechtliche Anſicht von Abfindung für jede Schuld durch eine angemeſſene äußere Vergütung erklärt werden kann — dieſer Glaube, für den alle Geſchichten jener Zeit die auffallendſten Belege darbieten, kam dieſer immer ſteigenden Gewalt der Päpſte außerordentlich zu Hülfe. Daher ließen es die Kaiſer ſelbſt, wie Otto I., Konrad II., Heinrich III., ihr beſonderes Augenmerk ſeyn, den päpſtlichen Stuhl in jener Würde zu erhalten, welche die allgemeine Meinung, eine auch damals ſchon gekannte Macht, mit ihm zu verbinden pflegte. Eines der wichtigſten Hinderniſſe der Päpſte war bisher die von den Laien abhängige Wahl geweſen, indem die reichen Familien Roms, um den Vortheil zu erlangen, einen der Ihrigen auf dem päpſtlichen Stuhle zu ſehen, nicht

ſetten alle offenen und heimlichen Ungerechtigkeiten zur Erreichung dieſes Zieles benützten. Daher war es ein wichtiger Schritt, als (1059) Nikolaus II. die Berechtigung zur Wahl lediglich den Cardinälen, d. h. den Pfarrern der römiſchen Hauptkirchen, (Cardinalprieſter), den daſigen Diakonen (Cardinaldiakonen), und den ſieben Suffragan- oder Collateralbiſchöffen (Cardinalbiſchöffe) übertrug, und zwar das dem Kaiſer bisher ohne Ausnahme zugeſtandene Beſtätigungsrecht nicht aufhob, aber als eine vom päpſtlichen Stuhl ihm und ſeinen Nachfolgern perſönlich zu ertheilende Vergünſtigung ausſprach. Die Einführung dieſes neuen Geſetzes nach Nikolaus Tod (1061) erzeugte zwar durch eine Doppelwahl eine Spaltung, indeſſen ging dieſe bald wieder vorüber und die damals ſchon mächtig genug gewordene Anſicht gewann in Gregor VII. Perſönlichkeit und Daſeyn. Dieſer ausgezeichnete Mann, aus Siena in Toſcana gebürtig, hatte ſchon ſeit Leo IX., mit dem er aus Frankreich, wo er Abt von Clugny war, nach Italien ging, den meiſten Einfluß auf die Handlungen der Päpſte vor ihm, und wurde (1073) von den Römern beinahe mit tumultuariſcher Gewalt zum Papſte erhoben, ſo daß er, um ſich gegen ſpätere Angriffe auf ein ſo unregelmäßiges Verfahren ſicher zu ſtellen, ſelbſt an Heinrich IV. um Unterſuchung des Hergangs und demgemäß um Beſtätigung ſich wendete und auch die Gewährung ſeiner Bitte erhielt. Die nicht abzuleugnende Verdorbenheit der Geiſtlichkeit und die daraus hervorgehende Zerrüttung der Kirche, auf welche ſchon die Kaiſer ſelbſt ihre Aufmerkſamkeit gerichtet hatten, glaubte er hauptſächlich in dem zu engen Zuſammenhang des Klerus mit der Welt zu finden, in der Abhängigkeit von Geld und Gut, und in der Ehe. Schon 1074 erließ er daher ein Dekret, welches die Ehe allen Geiſtlichen bei Strafe des Bannes unterſagte, den vertheiratheten Prieſtern entweder Scheidung oder Abdankung gebot, und jedem Laien, der den von einem beweibten Geiſtlichen verrichteten gottesdienſtlichen Handlungen beiwohnen würde, mit der Excommunication drohte. Zwar läßt ſich von Pauli Briefen an genau die Richtung verfolgen, wie der aſcetiſchgeſinnten Partei unter den Chriſten der eheloſe Stand höher als der eheliche ſchien, und ſie den Geiſtlichen jenen wiederholt zur Pflicht machte, und etwas ganz Neues war hiemit nicht geſagt; aber die Unbedingtheit und Strenge, mit welcher Gregor auftrat, gab dem Gebot eine ganz neue Geſtalt. Dagegen erhob ſich am lauteſten die Stimme des Klerus ſelbſt, welche es für ketzeriſch und für widerſprechend gegen die

ausdrücklichen Worte der Schrift erklärte, und es würde den Biſchöffen, welche gehorſam genug waren, um Gregor's Befehle in ihrem Sprengel ausführen zu wollen, vielleicht unmöglich gefallen ſeyn, den Willen des Papſtes der Natur zum Trotz durchzuführen, wären ſie nicht in der öffentlichen Meinung, welche gerade je ſchwerer der eheloſe Stand ſcheint deſto größere Heiligkeit in ihm zu finden glaubte, und hierin durch die theils ſchon beſtehenden, theils damals auch neuorganiſirten Mönchsorden beſtärkt wurde, ſo mächtig unterſtützt worden, daß, obwohl mit vielem Widerſtreben und mit der Nothwendigkeit, die häufige Uebertretung der Regel zu überſehen, endlich das Geſetz des Cölibats durchgeführt und jeder verheirathete Prieſter hinfort als ein Concubinarius angeſehen wurde. Ebenſo verbot er (1075) jedem Geiſtlichen bei Strafe der Abſetzung, Ring und Stab, als Zeichen der Belehnung mit einer Prälatur, von einem Laien zu empfangen, und jedem Laien, bei Strafe des Bannes, ausdrücklich ſelbſt dem Kaiſer, eine ſolche Belehnung oder Inveſtitur zu ertheilen. Obgleich er in den Streitigkeiten Heinrich's mit den Sachſen allerdings Gelegenheit zu einer Einmiſchung in dieſe bürgerlichen Händel gehabt hätte, ſo vermied er dieß wie es ſcheint abſichtlich, und nachdem er zuerſt den Erzbiſchof Liemar von Bremen, desgleichen die Biſchöffe von Straßburg, Speier, Bamberg, Pavia und Turin ſuſpendirt, den von Piacenza ganz entſetzt, und fünf Höflinge Heinrich's, durch deren Hand der Aemterhandel hauptſächlich ging, in den Bann gethan hatte, Heinrich aber, damals eben über die Sachſen Sieger, dieſe Befehle gar nicht zu beachten ſchien, ſo lud er den König auf den Montag in der zweiten Woche der Faſten (29. Febr. 1076) nach Rom vor, um hier über ſeine Verbrechen ſich zu verantworten, wo nicht, würde er mit dem Banne belegt werden. So unerhört jedoch war eine ſolche Ladung eines deutſchen Königs, deſſen Vater Päpſte ab- und eingeſetzt hatte, daß Heinrich, gerade auf der Höhe ſeines Glücks, und durch die Nachricht des aus Rom entflohenen Cardinals Hugo Blankus über den Aufſtand, welchen der römiſche Stadtpräfect Cincio gegen Gregor gemacht hatte, mit einer falſchen Anſicht von des Papſts Stellung gegen die Römer erfüllt, voll Entrüſtung hierüber auf einer aus deutſchen Biſchöffen beſtehenden Synode zu Worms (24. Jan. 1076) den Papſt abſetzen ließ, wogegen nur Adelbert von Würzburg und Hermann von Metz einigen Einſpruch thaten. Allein dieſe nach Rom geſendete Abſetzungsurkunde rief nun den Bannfluch hervor, den Gregor über den König und die

Bischöffe von Mainz, Utrecht und Bamberg aussprach, den König selbst zugleich aller Regierung des Reichs für verlustig erklärte und alle Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ihn entband. Wie formgerecht und consequent auch dieß ganze Verfahren war, so erhielt es doch erst durch die haßerfüllte Stimmung des einen Theils der Deutschen, insbesondere der Sachsen, und der schon vorher mit Heinrich zerfallenen Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen, Welf von Bayern, ein Gewicht, indem die Sachsen, von ihren aus den Gefängnissen entwichenen Fürsten bewogen, ihre Verbindungen erneuerten, und auf einem Fürstentag zu Tribur (16. Oct. 1076) konnte es Heinrich durch demüthige Bitten und Versprechungen sich bessern zu wollen kaum dahin bringen, daß die schon beschlossene Absetzung noch verschoben und ihm aufgegeben wurde, sich bis zum Jahrstag des über ihn gefällten Bannes lossprechen zu lassen, dem Papste zu unterwerfen, und zum Beweis seines guten Willens alle seine Mitgebannten von sich zu thun, sich aller geistlichen und weltlichen Geschäfte zu enthalten, und von Worms nach Speier zu begeben. Heinrich, froh genug nur wenigstens so viel erlangt zu haben, machte sich in der furchtbaren Kälte des damaligen Winters, indem von Martini bis fast zum 1. April 1077 der Rhein fest zugefroren war, mit seiner Gemahlin und seinem Kind und einem Begleiter auf den Weg, gelangte über Besançon nach Savoyen, und von da unter außerordentlichen Beschwerden nach Italien, wo sogleich alle Bischöffe und Grafen zu ihm strömten. Allein Heinrich hatte nur den Einen Wunsch, vom Banne losgesprochen zu werden, und am 25.—28. Jan. 1077 demüthigte er sich vor dem Papst Gregor im Schloßhof zu Canossa, nüchtern, barfuß, drei Tage lang von Morgen bis Abend stehend. Da erhielt er am vierten Tag eine bedingte Lossprechung, deren ganze Ausführung die außerordentliche, geistige Ueberlegenheit Gregor's und tiefe Menschenkenntniß bewies.

XI. Investiturstreit. — Erster Kreuzzug. — Königreich Jerusalem. — Fall Edessa's. — Spanien. England.

Heinrich IV. Gregor VII. Heinrich V. 1106—1125. Concordat zu Worms. Lothar II. — 1137. Erblichkeit der Lehen. Welfen und Ghibellinen. Kreuzzüge. Synode zu Clermont, 1095. Erster Kreuzzug, 1096. Zustand des mahomedanischen Orients. Die Buiden. Die Seldschuken. Die Ortokken in Jerusalem. Eroberung von Nicäa, 1097. Einnahme von Antiochia, 1098. Eroberung Jerusalems, 1099. Königreich Jerusalem. Ritterorden. Assassinen. Der Atabek Zenghi. Spanien. Portugal. Spanische Ritterorden. England. Kampf zwischen König Stephan und Mathilde. Das Haus Plantagenet. Heinrich II. Die Artikel von Clarendon. Thomas Becket.

Mit diesem Akte der Demüthigung, der auf immer in der Weltgeschichte Epoche machen wird, war der Papst faktisch Sieger geworden, seine Gewalt zu lösen und zu binden war anerkannt, und wenn auch Heinrich selbst damals noch nicht die Kaiserkrone erreicht hatte, so war sein Recht, dieselbe zu erwerben, doch unbestritten und von der päpstlichen Curie selbst zugestanden, so daß es in der Hauptsache zwischen einem gekrönten Kaiser und einem vorläufig dazu bestimmten, wie der deutsche König war, keinen großen Unterschied gab. Indessen begann nun zugleich der Kampf der weltlichen Gewalt gegen die geistliche, der für jene um so verderblicher werden mußte, als die öffentliche Meinung nicht nur für den Papst erklärt war, sondern auf geraume Zeit hin in diesem Gedanken durch andere Erscheinungen bestätigt wurde. Zunächst handelte es sich um das Halten des von Heinrich dem Papste um die Absolution zu erhalten geleisteten Versprechens, sich bis zur völligen Entscheidung seines Streites mit den deutschen Fürsten, welche Gregor selbst vornehmen wollte, aller und jeder Ausübung einer königlichen Amtsfunction zu enthalten, sich dem Ausspruche des Richters geduldig zu unterwerfen, seine bisherigen Freunde, namentlich den Bischof Ruthert von Bamberg und den Ulrich von Cosheim auf immer von sich zu entfernen, und ein folgsamer Diener des Papstes zu seyn. Wie bereitwillig auch Heinrich alles versprochen hatte, oder vielmehr, da seinem Worte nicht Glaube geschenkt wurde, durch seine Freunde, den Abt von Cluny, den Bi-

ſchof Eppo von Zeitz, den Biſchof von Vercelli, und den Markgrafen Azzo an ſeiner Statt hatte beſchwören laſſen, ſo ſtimmte ihn doch der Unwille der Italiäner, welche eher als eine ſo erniedrigende Zuſage alles andere würden erwartet haben, und laut erklärten, an ſeiner Stelle ſeinen Sohn Konrad zum König machen, mit ihm nach Rom ziehen, und dort ſtatt dieſes apoſtoliſchen Papſtes einen andern erwählen zu wollen, und ihre Verachtung ſeines Benehmens auf alle Weiſe zu erkennen gaben, ganz um, ſo daß er ſein mit dem Papſte geſchloſſenes Bündniß ſofort brach, ſeine verſtoßenen Freunde wieder zu ſich rief, und ſich laut und beſtimmt gegen Gregor erklärte. Zugleich thaten die deutſchen Fürſten, ſeine Gegner, von Gregor hiezu veranlaßt, den entſcheidenden Schritt, das Reich für erledigt zu erklären, und (1077 März 15.) zu Forchheim den Herzog Rudolf zum König zu wählen und auch zu Aachen zu krönen. Erſt dieſe Gefahr führte ihn nach Deutſchland zurück, wo er nun in einem mehrjährigen Bürgerkrieg mit ſeinem Gegner kämpfte, und erſt nach ſeinem Tode in der obwohl übrigens für Heinrich verlorenen Schlacht an der Elſter (1080) ſoviel gewonnen zu haben glaubte, um ſelbſt nach Italien ziehen, dort einen Gegenpapſt Clemens III. wählen laſſen, und von dieſem ſich (1084 März 15.) in der Peterskirche des von den Deutſchen ſchwer mißhandelten Roms die Kaiſerkrone aufſetzen laſſen zu können. Gregor, der ſich in die Engelsburg geflüchtet hatte, wurde erſt nach dem Abzuge Heinrich's durch den Normannenherzog Robert Guiskard aus ſeiner Belagerung und vor dem Zorn der Römer befreit, nach Salerno gebracht, und ſtarb daſelbſt (1085) in der Verbannung, noch bis zum letzten Augenblicke von der Rechtmäßigkeit ſeines Handelns überzeugt, und in ſeinem Schickſal das gemeine Loos aller derer erkennend, welche gleich ihm Gerechtigkeit geliebt und Unbilligkeit gehaßt hätten. Durch ihn iſt der päpſtlichen Macht der höchſte Punkt übergeben worden, und die von ihm angeblich herrührenden 27 Dictaten, daß er allein Biſchöffe ein- und abſetzen könne, auch ohne Berufung einer Kirchenverſammlung, daß ſeine Ausſprüche allenthalben, ohne Unterſuchung, anerkannt und angenommen werden müßten, während die Beſtätigung jedes andern Urtheils ihm vorbehalten ſey, daß er das Recht habe die Kaiſer abzuſetzen, und die Unterthanen eines böſen Fürſten vom Eid der Treue zu entbinden, daß ein rechtmäßig erwählter Papſt, ſo wie er ordinirt ſey, für einen Heiligen gehalten werden müſſe, u. ſ. w., ſind wenigſtens ganz in dem Geiſte ſeiner gegen die damaligen Fürſten

beobachteten Handlungsweiſe. Wiewohl nicht zu überſehen iſt, daß er nur gegen Heinrich mit ſolcher Strenge und Härte verfuhr, indem ihm nicht nur die perſönlichen Verhältniſſe des Kaiſers hier zu Statten kamen, ſondern auch der deutſche König, wegen ſeines Anrechtes auf die Kaiſerkrone bei der großen Gegenpartei, die Gregor in Italien ſelbſt hatte, der gefährlichſte werden konnte, während er gegen die Normannen, Wilhelm I. von England und Robert Guiskard, ſich viel nachſichtiger benahm, und mit äußerlichen Formen ſich begnügte, ja auch gegen Philipp von Frankreich keineswegs ſtreng verfuhr, was erſt Urban II. (1078—1099) that. Auch war man ſchon damals nicht durchgängig blind gegen die ſchlimmen alle bisherige Ordnung auflöſenden Folgen dieſer neuen Grundſätze. Da der Gegenpapſt Clemens III. nach ſeinem Tode (1099) nur ganz unbedeutende Nachfolger hatte, deren dritter Sylveſter IV. vertrieben wurde (1101), ſo erhob ſich die rechtgläubige Partei des päpſtlichen Stuhles, welche den von Gregor VII. gezeigten Weg fortwährend beibehielt, bald über alle Feinde empor, und wiewohl Heinrich in ſeinen innern, deutſchen Verhältniſſen inſofern vom Glück begünſtigt war, daß ſeine gefürchtetſten Gegner Otto von Nordheim (1083), der von den Fürſten nach Rudolf gewählte Gegenkönig Hermann von Luxemburg, der gar kein Anſehen erlangte (1087), Biſchof Bukko von Halberſtadt (1088), und Markgraf Ekbert (1090) ſtarben, ſo dauerte doch der Kampf in Italien von den Päpſten auf alle Weiſe genährt und befördert noch immer fort. Dieß wurde erſtlich durch die Verbindung des jüngeren Welf mit der an Jahren ſchon ziemlich vorgerückten Gräfin Mathilde (1089) bewirkt, welche ihre großen Beſitzungen in Mittelitalien, die von dem Kaiſer als Reichsgut angeſprochen wurden, dem päpſtlichen Stuhle zugedacht hatte, während dieſer die Verheirathung derſelben mit einem Sohne eines ſteten Feindes des Kaiſers betrieb, ſo daß Heinrich deshalb abermals 1090 nach Italien zog und zwar im Ganzen ſiegreich war, jedoch die feſten Burgen der Mathilde nicht erobern konnte, und als er nach Deutſchland heimgekehrt war (1093), erfahren mußte, daß ſein in Italien zurückgebliebener Sohn Konrad von Papſt Urban durch die Vorſtellung, daß er ſich durch Anhänglichkeit an ſeinen Vater auch des Bannfluches theilhaftig mache, und durch das Verſprechen der Kaiſerwürde, zum Abfall verleitet wurde. Nun wirkte das zwar wieder auf Deutſchland nur in der Art ein, daß Heinrich, der ſich, ſeitdem Welf II. (1095) von der Mathilde wieder geſchieden worden war, auch mit

dem alten Welf ausgesöhnt hatte (1097), seinen zweiten Sohn, Heinrich, (1099) zum Nachfolger krönen ließ, indessen waren die Deutschen einer solchen Regierung, in der ein Unheil sich an das andere kettete, in der so viel Jammer auf einander gefolgt war, doch in vollem Maaße überdrüssig. Vergebens war es, daß Heinrich sich (1101) erbot, seinen Streit mit dem Papste, bald nach dem Tode seines vielleicht vergifteten abtrünnigen Sohnes Konrad auf ein allgemeines Concil zu bringen, was konnte ein Concil anderes entscheiden, als der Papst selbst? vergebens daß er sich, vielleicht nicht in vollem Ernste, um die Neigung der Deutschen wieder zu gewinnen, an die Spitze eines Kreuzzuges stellen zu wollen bereit erklärte (1103), die Unzufriedenheit der Fürsten, genähret auch durch die Begünstigung der Sachsen, welche er zuletzt den übrigen Deutschen vorzog, brach (1104) in offenen Abfall aus, an dessen Spitze sich sein eigener Sohn Heinrich stellte. Man sah das traurige und bejammernswürdige Schauspiel eines Krieges, den Sohn und Vater gegen einander führten, man sah den alten, in Schlachten graugewordenen König, von seinem Sohne (1105) zur Abdankung gezwungen, sogar ins Gefängniß geworfen, und endlich, als er aus diesem entronnen wieder eines Heeres mächtig wurde, von der Fortsetzung eines so leidigen Kampfes (1106) durch den Tod befreit. Den eigentlichen Investiturstreit, der sich nicht wie bei Heinrich IV. durch offenbare Rechtsübertretungen entsponnen hatte, sondern in dem es sich nun um das reine Princip des Streites handelte, übernahm nun Heinrich V., vom Papst Paschalis II. noch vor dem Tode seines Vaters als rechtmäßiger König anerkannt. Da auf seine Protestation gegen die päpstlichen Beschlüsse und auf seine Drohung mit einem allgemeinen Concil nicht geachtet wurde, Paschalis vielmehr fortwährend Verfügungen gegen die Laieninvestitur erließ, so zog Heinrich (1110), nachdem vorher das Reich gegen Flandern, Ungarn, und Polen sichergestellt worden war, mit einem ansehnlichen Heer nach Italien, nahm die päpstlichen Vorschläge zu einem Frieden, wodurch die Investitur aufhören, die Kirche aber alle Temporalien zurückgeben sollte, unter der Bedingung an, daß alle geistlichen und weltlichen Vasallen diesen Vertrag genehmigen müßten, und zog dann (1111 Febr. 19.) in Rom ein, um sogleich in der Peterskirche gekrönt zu werden. Allein die noch vor der Krönung vorzunehmende Bestätigung des Vertrags gab zu einer solchen Unordnung Anlaß, daß Heinrich den Papst in der Kirche selbst gefangen nehmen, und gefangen halten ließ, bis Paschalis (8. April)

ſich fügte, die Wahl der Biſchöffe und Aebte der königlichen Bewilligung zu unterwerfen, und die Weihe erſt nach der Inveſtitur folgen zu laſſen, den Kaiſer (23. April) zu krönen, und ausdrücklich jedem Widerruf dieſes Vertrags oder einer Rache durch den Bann entſagte. Allein, wenn auch er ſelbſt Wort hielt, ſo war doch die Kirche, welche Gregor VII. zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt gebracht hatte, damit völlig unzufrieden, ſchon (1112) erklärte eine Synode im Lateran den Vertrag für erzwungen und mit Gewalt erpreßt und hob ihn auf, und ein päpſtlicher Legat, Erzbiſchof Guido von Vienne, ſprach über den Kaiſer den Bann aus. Obwohl nun Heinrich (1116) abermals nach Italien zog, wozu ihn hauptſächlich der Tod der Gräfin Mathilde (1115) veranlaßte, ſogar den Nachfolger des Paſchalis, Gelaſius II., zur Entfernung aus Italien nöthigte, und einen Gegenpapſt als Gregor VIII. wählen ließ (1118), ſo ſah er ſich doch am Ende, zumal auch von den Deutſchen ein Friede dringend begehrt wurde, zu einem Vertrag mit Calixt II. bewogen, dem Nachfolger des Gelaſius (ſeit 1119), der auch in Rom wieder aufgenommen war und ſeinen Gegner ins Gefängniß geworfen hatte. In dieſem zu Worms (1122) abgeſchloſſenen Concordat ſchied man die doppelte Eigenſchaft der Prälaten als geiſtlicher und weltlicher Fürſten, und während der Kaiſer dem Rechte der Inveſtitur entſagte, der Kirche Freiheit der Wahlen und Weihen geſtattete, dem römiſchen Stuhle die Zurückgabe aller entzogenen Güter und Regalien verſprach, und dem Papſte und der Kirche wahren Frieden und thätigen Beiſtand gelobte, ſo verſtattete der Papſt, daß alle Biſchof- und Abtswahlen im ganzen Reiche der Deutſchen, in ſeiner Gegenwart, jedoch ohne Simonie und Gewalt vor ſich gehen, und im Fall eines Zwiſtes, das weltliche Oberhaupt dem beſſeren Theile der Wähler beiſtimmen ſollte; daß dann binnen ſechs Monaten der Gewählte für ſeine Regalien, die er vom Reiche zu Lehen hat, die Belehnung mit dem Scepter empfangen und jede Lehnspflicht getreu leiſten ſollte. Nun war die Uebermacht der Kirche um ſo mehr entſchieden, als ihre Diener auch in den Reihen der weltlichen Fürſten ſtanden, ſo daß ſie nicht nur in ihren eigenen Angelegenheiten völlig ſelbſtſtändig geworden, ſondern auch in alle weltliche Händel einzugreifen vollkommen befugt war. Was auch von Rechten dem weltlichen Fürſten übrig geblieben war, das gab bereits Heinrich's Nachfolger (1125) Lothar von Sachſen auf, ſo daß die Wahl ausſchließlich von der Geiſtlichkeit vorgenommen und dem König oder ſonſtigen Landesfür-

ſtein nur die Pflicht der Scepterbelehnung übrig blieb. Zugleich begann unter den Stürmen der Regierung Heinrich's IV. ein anderes Verhältniß ſich neu zu geſtalten. Wenn nämlich die Erbfolge in den großen Aemterlehen auch meiſtens bisher ſtattgefunden hatte, ſo fehlte doch noch viel bis zur geſetzlichen Anerkennung derſelben als eines unbeſtreitbaren Rechtes, indeſſen hatten ſich in den letzten Jahrzehenten die Fürſten als eigentliche Eigenthümer ihrer Territorien betrachtet. Der Streit über die Erbſchaft des Grafen Ulrich von Weimar (1112), welche Heinrich als Reichsgut anſah und einziehen wollte, aber der ſchon vorher (ſeit 1109) gefangene und erſt ſeit Kurzem glimpflicher behandelte Pfalzgraf Siegfried als Erbe in Anſpruch nahm, zerriß das kaum erſt befriedete Reich von Neuem, indem die ſächſiſchen Großen, vor Allen Graf Lothar von Supplingenburg, vermählt mit einer Enkelin Otto's von Nordheim, und Nachfolger des Herzogs Magnus (geſt. 1106) in der Herzogswürde, auf Seite Siegfried's traten, und zwar in der Schlacht bei Warenſtädt (1114) von Heinrich geſchlagen und demzufolge zur Unterwerfung genöthigt wurden, aber den ſein Glück mißbrauchenden König im nächſten Jahre aufs Neue bekriegten und am Welfsholze (1115), hauptſächlich durch die Tapferkeit des jungen Grafen Wiprecht von Groitzſch, der den kaiſerlichen Feldherrn Hoyer Grafen von Mansfeld gleich Anfangs im Zweikampfe erlegte, gänzlich ſchlugen. Nun ging Heinrich zwar trotz dieſer Niederlage noch in dieſem Jahre nach Italien, um die Erbſchaft der Mathilde einzuziehen, was ihm auch (1116—1119) gelang, obwohl auch hierüber neue Streitigkeiten mit Rom entſtanden, das von Mathilde zweimal (1077 und 1102) zur Erbin eingeſetzt worden war, auch konnte er die Verwaltung der Reichsangelegenheiten mit Sicherheit ſeinen Neffen Konrad und Friedrich, Söhnen ſeiner Schweſter Agnes aus ihrer erſten Ehe mit Friedrich von Hohenſtaufen, dem Heinrich IV. 1079 das dem rheinfeldner Rudolf abgeſprochene Herzogthum Schwaben verliehen hatte, anvertrauen; indeſſen hielt er es doch für gut, zur Beruhigung der Gemüther (1119) Zurückgabe aller entzogenen Privatgüter zu verſprechen, wogegen ihm ein allgemeiner Landfriede zugeſagt und (1121) beſtätigt wurde. Die Hauptfrage indeſſen, ob die großen Reichslehen ebenſo wie ein Allodialeigen zu betrachten und, nach Beobachtung der Lebenspflichten, dem nächſten Erben keineswegs zu verſagen wären, wurde durch die mit Lothar's Nachfolge ausbrechenden Streitigkeiten bejahend entſchieden. Das große Vermögen des kinderloſen Hein-

rich's V., sowohl was er an Reichsgut als an Eigen des fränkischen Hauses besessen, erbten seine eben genannten Neffen, Friedrich Herzog von Schwaben und Konrad Herzog von Franken, von welchen jener mit vieler Hoffnung erwartete, gewählt zu werden, aber eben dadurch, und durch den Einfluß des den Saliern wie den Hohenstaufen abgeneigten Erzbischofs Adalbert von Mainz verdrängt, und Herzog Lothar von Sachsen, ein tapferer, gerechter, frommer Mann, aus den zehn zur Wahl erkornen Fürsten gewählt wurde, dem der päpstliche bei der Wahl anwesende Legat den Eid abnahm, dem Recht den geistlichen Wahlen in Person oder durch Abgeordnete beizuwohnen zu entsagen, die Belehnung erst nach der Consecration und zwar unentgeldlich zu ertheilen, den Bischöffen und Aebten keinen Lehnseid, sondern nur einen Eid der Treue, unbeschadet ihrer Pflichten gegen die Kirche, abzunehmen, und vor der Krönung die, von Heinrich V. zuerst abgesendete, Obedienzgesandtschaft an den Papst zu senden. Wenn noch etwas nöthig wäre, um den ungeheuren seit Heinrich's zu Canossa erfahrener Demüthigung eingetretenen Umschwung zu beweisen, so wäre es dieser Eid, der, während alle früheren Päpste, selbst Gregor noch, um die kaiserliche Bestätigung eingekommen waren, jetzt ein Gehorsamsversprechen, dem Papste geleistet, erheischte, und außerdem die im wormser Concordat etwa errungenen Rechte gänzlich preisgab. Da nun Lothar von den hochstrebenden Hohenstaufen wenig Gehorsam erwarten mochte, so begann er seine Regierung mit der an sie gestellten Forderung, aus dem Erbe ihres Oheims, des Kaisers, das herauszugeben, was als Reichsgut nicht zu demselben gehöre, oder auch als Lehen nicht auf weibliche Linie übergehe. Weil sich aber die Hohenstaufen dessen weigerten, so wurde Herzog Friedrich (1126) zu Goslar für einen Reichsfeind erklärt und ein Reichszug gegen ihn unternommen, der aber auch nicht eher einigen Fortgang hatte, als bis der König seine Partei durch die Verheirathung seiner einzigen Tochter Gertrud mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, der (1126) seinem Vater Heinrich dem Schwarzen, einem Sohne des ersten Welf, gefolgt war, verstärkt und demselben nicht nur die Aussicht auf die reiche Erbschaft eröffnet, sondern auch das Herzogthum Sachsen (wahrscheinlich schon 1127) übergeben hatte. Dieß trennte den Welfen Heinrich von Friedrich dem Hohenstaufen, dem Gemahl seiner Schwester Judith, und legte den Grund zu der Deutschland und noch länger Italien verwirrenden Feindschaft der Welfen und Gibellinen. Zwar hielten sich die beiden Brüder im

Anfang ſtandhaft, und Konrad ging ſogar nach Italien, um ſich dort (1128) die lombardiſche Krone aufſetzen zu laſſen, allein es gelang ihm nicht in Rom Eingang zu finden, Papſt Honorius II. ſprach den Bann über ihn aus und ließ den Erzbiſchof von Mailand, der ihn gekrönt hatte, abſetzen, während Friedrich die Städte Speier (1129) und Nürnberg (1130) verlor, ſo daß Lothar, um den italieniſchen Angelegenheiten zu Hülfe zu kommen, einen Rückzug antreten (1128) und die Reſte des Krieges dem Herzog Heinrich überlaſſen konnte. Die Doppelwahl der Päpſte Innocenz II. und Anaklet II. (1130) hatte Italien völlig verwirrt, indem der von der größern Zahl der Cardinäle gewählte, aber durch Abkunft von einem getauften Juden weniger legitime Papſt, außer ſeinen eigenen Reichthümern noch die Unterſtützung des neuen Königs von Sicilien und Neapel Roger für ſich hatte und ſeinen Gegner aus Italien vertrieb. Innocenz fand jedoch in Frankreich Aufnahme, bewog in einer Zuſammenkunft zu Lüttich (1131) den König Lothar nach Italien zu ziehen und ihn in Rom wieder einzuſetzen, was auch Lothar (1133) glücklich ausführte, von Innocenz gekrönt wurde, den Streit über die mathildiniſche Erbſchaft dadurch entſchied, daß er ſich dafür vom Papſte belehnen ließ als mit Erblehen, und hierauf, ohne einen Angriff auf den König Roger zu wagen, nach Deutſchland heimkehrte. Der Streit mit den Hohenſtaufen neigte ſich nun bei entſchiedener Ueberlegenheit des Kaiſers zu ſeinem Ende, indem erſt Friedrich (1135 März), hierauf Konrad um Gnade baten, und ohne daß weitere Anforderungen an ſie geſtellt worden wären, in ihren Beſitzungen und Würden belaſſen wurden. Zwar unternahm (1136) Lothar, von Innocenz abermals aufgefordert, noch einen Zug gegen Roger, der, da auch Konrad von Franken und Heinrich von Bayern ihn begleiteten, mehr Nachdruck beſaß und den König Roger in ziemliche Enge trieb, allein da Lothar ſich nach Jahresfriſt von ſeinen meiſten Leuten verlaſſen ſah und ebenfalls nach Deutſchland (1137) zurückkehrte, ſo gingen die errungenen Vortheile bald wieder verloren, und Innocenz, der (1139) den Bann über Roger ausgeſprochen und ſelbſt ſich an die Spitze eines Heeres geſtellt hatte, wurde nicht nur gefangen, ſondern löste ſich auch aus der Gefangenſchaft durch Anerkennung Roger's als Königs des vom päpſtlichen Stuhl zu Lehen gehenden Königreichs Sicilien, wie auch ſeiner Söhne als eines Herzogs in Apulien und eines Fürſten von Capua. Während alſo der vom Papſt Gregor VII. errungene Sieg über das weltliche Oberhaupt der Chriſtenheit zu einer

völligen oder doch nur formellen Befreiung der Geistlichkeit von jeder Abhängigkeit von den Laien, sogar, was von Rom wohl aufgefaßt und sogar in einem Gemälde verewigt wurde, zu einem Lehenrecht über den Kaiser erweitert wurde, das obwohl nur für einen besondern, die Kaiserwürde eigentlich gar nicht berührenden Fall gebörig, doch sogar auf das Reich selbst angewendet ward, bildete sich im Innern des Reiches die Fürstengewalt durch Erblichwerdung der großen Lehen in ihrer ersten Grundlage aus, und ging die Hierarchie selbst aus einer rein geistigen und geistlichen Gewalt in eine weltliche, allen andern Fürsten vollkommen gleichstehende Gewalt über, deren Oberhaupt, der Papst, bereits Lehensherr eines Königreichs und eines Fürstenthums war, und natürlich die damals nur auf Rom beschränkte eigentliche Herrschaft auch über andere italienische Städte und Länder, alten Ansprüchen zu folge, auszudehnen gedachte.

Der unleugbarste Beweis der ungeheuren Gewalt des Glaubens über die damalige Welt ist aber die Erscheinung der fast ganz gleichzeitig mit der höchsten Höhe der päpstlichen Gewalt ausbrechenden Kreuzzüge, durch welche die ganze Welt des Abendlands, von einem gemeinsamen Gedanken oder Gefühle beseelt, gen Palästina strömte, um die Orte zu befreien, welche einst Gottes Sohn durch sein Leben, seine Lehren, seinen Kreuzestod vor allen andern geheiligt hatte. Obgleich man schon seit vierhundert Jahren und darüber den Islam im Osten und Westen sich hatte ausbreiten sehen, und selbst die Hauptsitze der Christenheit, Rom und Constantinopel, von den Saracenen nicht selten bedroht worden, die alten ruhmvollen Stätten geistvoller Lehrer und eifriger Bekenner, Antiochia, Alexandria, Carthago, ja Jerusalem selbst, schon in den ersten Zeiten von den Kindern der Wüste in Besitz genommen worden waren, die griechischen Kaiser sich sogar beinahe auf den Besitz der europäischen Lande und weniger Küstenstriche in Anatolien beschränkt sahen, so hatte man doch aus mehreren Gründen noch keine gemeinsame Unternehmung zu Stande gebracht. Die griechischen Kaiser, in innere Unruhen verwickelt, von dem Norden her durch Bulgaren, im Reiche selbst durch theologische Streitigkeiten beunruhigt, hatten durchaus keine religiöse begeisterte Richtung, und die ganze Reihe des macedonischen Kaiserhauses zählt von seinem Stifter, Basilius I., (867) bis auf den schwachen Michael V. (1057), der wie mehrere andere in dieser Reihe nicht einmal in die macedonische mit Theodora (1056) ausgestorbene Familie gehörte, zwar manche durch Gelehrsamkeit und

Sorge für die innere Verwaltung ausgezeichnete Kaiser, wie Basilius I., seinen Sohn Leo den Philosophen (886—912), Constantin V. Porphyrogennetus (st. 959), auch sind Nikephorus Phokas (963—969) und Johannes Tzimisces (969—976) Männer von großer Tapferkeit und ausgezeichnetem Feldherrntalente gewesen, die auf allen Seiten das Reich schirmten, die Russen und Bulgaren besiegten, und bis nach Syrien eindrangen, aber der eine wie der andere durch Ermordung schon nach wenigen Jahren abgerufen wurden, und Basilius II. (976—1025) war nicht nur gegen die von ihm (1018) ganz unterworfenen Bulgaren thätig, sondern behauptete auch seine Oberherrschaft über die in den vorigen Regierungen zum Tribut gezwungenen syrischen Emir's und verwendete sich mit Vorstellungen und Waffen für die von dem wahnwitzigen fatimidischen Chalifen Hakem (um 1011) hart behandelten Christen, allein die unglückliche Regierung des Romanus III. Argyrus (1028—1034) und seiner Wittwe Zoe mit ihren Gemahlen konnte unmöglich auch nur das behalten, was noch vorhanden war. Die innere Zerrüttung war ungeheuer, und als endlich das Geschlecht der Komnenen sich des Throns bemächtigte und eine neue, allerdings ausgezeichnete Dynastie begann, war eine dringendere Gefahr die der Normannen, welche es keinen Hehl hatten, daß sie ihre Arme nach dem schönen Griechenland ausstreckten. Aber um jene Züge, jene wunderbare Erscheinung möglich zu machen, mußten Elemente zusammenwirken, die dem griechischen Charakter völlig fremd waren. Nur der abentheuernde Normann, der entzündliche Südfranzose, der unternehmende Flamänder, an Wanderung, waghalsige That, wechselndes Glück und Unglück gewöhnt, dabei im Glauben an die Verdienstlichkeit solcher Werke befestigt, nur diese Völker zogen zuerst gegen die Heiden ins Feld. Bei diesen Nationen hatte der Glaube an das Wunderbare in der Geschichte und die tausend noch wundervolleren Geschichten der Heiligen, so wie überhaupt an die Mysterien einer Religion, deren feierlicher und mystischer Gottesdienst noch dazu in einer fremden Sprache gehalten wurde, den ohnedies den germanischen und scandinavischen Stämmen, welchen im Vergleich mit den italienischen und griechischen Völkern eine vorherrschende Gefühlsrichtung beiwohnt, eigenthümlichen zu Abentheuern geneigten, ritterlichen Geist entwickelt, der sich bisher schon theils durch viele fromme Stiftungen und Unternehmungen, theils auch schon durch eifrige Wallfahrt zu den heiligen Stätten bewährt hatte, wo heilige Männer oder Gottes Sohn selbst gelitten

halten und begraben lagen. Da ſolche Wallfahrten ſich ſchon bei den germaniſchen Völkern im heidniſchen Zuſtande vorfanden, ſo war die Uebertragung der früheren Sitte auf den chriſtlichen Kultus ſehr natürlich, und wenn ſchon die Gräber der europäiſchen neuern Heiligen, wie Emmerams, Adalberts ꝛc. hoch gehalten und fleißig beſucht wurden, ſo wurde eine Wallfahrt an das Grab Chriſti ſchon um der damit verbundenen größeren Beſchwerden als ein beſonders heiliges Werk angeſehen, und Viele, um ſich von ihren Sünden zu reinigen und größere Gunſt des Himmels zu erlangen, legten ſich dieſe allerdings beſchwerliche Wallfahrt auf. Schon Conſtantin's Mutter, Helena, hatte durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung aufgerufen, ihr verdankte man den Bau der Kirche des heiligen Grabes, und die folgenden Jahre ſahen die Zahl der Pilger ſtets wachſen. Wenn auch die Wichtigkeit, welche durch feierliche Ceremonien bei der Abreiſe auf eine ſolche Pilgerfahrt gelegt wurde, ihre Bedeutung erhöhte, wenn die Erleichterung durch Herbergen und Hoſpitäler die früheren Beſchwerlichkeiten in etwas minderte, und wenn die Erwerbſucht durch den Handel mit Reliquien ihre Rechnung fand, ſo war doch außer dieſen äußerlich begünſtigenden Umſtänden gewiß der allgemeine Glaube von der Verdienſtlichkeit eines ſolchen Werkes die Haupttriebfeder, welche den Aufforderungen des Papſtes Eingang verſchaffte. Uebrigens mußte erſt das ſeit Jahrhunderten begonnene Gebäude der Einheit des abendländiſchen Europas durch Kaiſerthum und Papſtthum aufgerichtet, es mußte die ganze abendländiſche Chriſtenheit zum vollkommenen Bewußtſeyn gekommen ſeyn, bis eine ſolche bei der vor Karl dem Großen und auch nach ihm vorhandenen Zerſplitterung Europas und Unanſehnlichkeit des Papſtes offenbar unmögliche Unternehmung verwirklicht werden konnte. So lange indeſſen die Araber im Beſitze des heiligen Grabes (637) waren, wurde, obwohl einige Beſchränkung der Freiheit der im Morgenlande wohnenden Chriſten eintrat, dennoch keine eigentliche Aufforderung zur Befreiung Jeruſalems verſpürt. Da die Pilger zugleich Geld in Umlauf ſetzten, ſo konnte dieſe Erwerbsquelle den ommaijadiſchen Chalifen um ſo weniger anſtößig erſcheinen, da auch die Morgenländer mit dem Gedanken der Wallfahrten an ſich nicht unbekannt waren, vielmehr eben ſo nach Mekka und Medina oder nach Kufa und andere heilige Orte pilgerten, in Jeruſalem ſelbſt aber auch eine heilige Stadt und in Chriſtus einen Geſandten des Herrn, nur geringern Ranges als Mahomed erblickten. Auch unter den abbaſſidiſchen Chalifen (ſeit 750)

dauerte ein gleiches Verhältniß fort, Karl der Große benützte seine mit Harun ar Raschid bestehende freundschaftliche Verbindung, um die Christen in Palästina und die Pilger zu schützen, und erst als beim Verfall des abbassidischen Chalifats auch Syrien in abwechselndem Besitz verschiedener Herren kam, fing der Zustand der Christen an schlechter zu werden, besonders seitdem die Fatimiden (969) von Aegypten aus sich Palästinas bemächtigt hatten. Der Chalif Hakem, dessen religiöser Wahnwitz seine Unterthanen aller religiösen Farben auf gleiche Weise quälte, fing eine wirkliche Verfolgung der Pilger an und wollte (1008) sogar die Kirche der Auferstehung niederreißen lassen, nahm jedoch noch vor dem Ende seiner Regierung alle harten Maaßregeln gegen die Christen zurück. Uebrigens hatte sich trotz der wachsenden Hindernisse der Zudrang gemehrt, bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts allgemeine Erwartung des jüngsten Tages trug wesentlich hiezu bei, und die Saracenen hatte dieses veranlaßt, sich von den Pilgern ein Einzugsgeld zahlen zu lassen. Gregor VII. hatte hierauf zuerst den Gedanken eines Kriegs gegen die Ungläubigen ausgesprochen, als (1073) die Seldschuken in Nicäa ein eigenes, dem byzantinischen ganz nahes Reich gründeten, und er selbst hatte sich an die Spitze dieser Unternehmung stellen wollen. Indessen andere näherliegende Pflichten verhinderten ihn daran. Da wurde jedoch die heilige Stadt die Beute einer rohen turkomannischen Schaar, welche Ortok anführte, und die Mißhandlungen, welche nun sowohl Einwohner, geistlichen wie weltlichen Standes, als auch Pilger erfuhren, erregten lauten Jammer im Abendlande, als Peter von Amiens aus Palästina zurückkam und zuerst dem Papste Urban II., dann von diesem ermuntert seinen französischen Landsleuten die Lage der Christen im gelobten Lande schilderte und alle Gemüther durch seine glühende Beredtsamkeit in Flammen setzte. Er hatte selbst die Entweihung des Gottesdienstes an den heiligen Stätten und die Mißhandlung der Einwohner angesehen, ihm selbst war Christus erschienen, um durch ihn die Gläubigen zum Beistande aufzufordern, ihn hatte der Patriarch mit Brief und Siegel für die vollkommene Wahrheit seines Berichtes versehen. Die Wirkung dieser Berichte war daher ganz außerordentlich, namentlich in Südfrankreich und in Flandern, dessen Graf Robert vom Kaiser Alexius Komnenus durch ein Schreiben um Beistand gegen die Seldschuken gebeten wurde. Indessen bedurfte diese allgemeine Begeisterung dennoch erst eines Organs, und dieses fand sie in dem Papste selbst. Ur-

ban II., damals übrigens durch seinen Gegner, den von Heinrich IV. anerkannten Papst Clemens III. aus Rom zu entweichen genöthigt, hielt zu Piacenza (1095 März) eine große Synode, auf der ihm Heinrich's Sohn Konrad, damals vom Vater abtrünnig und von einer italienischen Partei als König anerkannt, die nachher als altes Herkommen geforderte Ehre des Steigbügelhaltens zuerst erwies, und wo der Papst einerseits als Richter über Kaiser und Könige auftrat, indem er über Heinrich IV. abermals den Bann aussprach, andererseits sich als das Haupt der Kirche d. h. der Christenheit zeigte, indem er Gesandte der Griechen vorführte, ihre Briefe vorlas, und den Schwur derjenigen empfing, welche sich bereit erklärten, dem Alexius zu Hülfe zu ziehen. Noch viel bedeutender aber war die zu Clermont (1095 Nov.) gehaltene, in welcher der Papst ebenfalls als Oberrichter in Philipp's von Frankreich Ehehändeln auftrat, den Gottesfrieden bestätigte, und unter freiem Himmel eine durch Gewalt der Worte und eigener Rührung so eindrucksvolle Rede hielt, daß die versammelte Menge in den wiederholten Ruf: Gott will es, ausbrach, und die meisten Anwesenden sogleich zum Zeichen ihres festen Entschlusses dieses Gelübde zu lösen ein Rothes Kreuz sich auf die Schulter hefteten. Die Aufforderung selbst an der Spitze des Zuges zu stehen lehnte er wegen seiner andern Pflichten ab, ernannte aber den Bischof Adhemar von Puy, den er selbst als den ersten eigenhändig mit dem Kreuze bezeichnet hatte, zu seinem Legaten und Stellvertreter, entließ dann nach Beichte und Abendmahl die Versammlung mit der Aufforderung, auch bei ihren übrigen Landsleuten den gleichen Eifer zu erwecken, und setzte den 15. August des folgenden Jahres zum Aufbruch an. Zu den obenanzustellenden Beweggründen wirklicher Andacht und wahrer Frömmigkeit dürfen jedoch auch die gezählt werden, welche auch auf weniger Empfängliche Naturen einzuwirken im Stande waren. Nicht nur daß vollkommener Ablaß für die Kreuzfahrt zugesagt und auch auf die Unterstützung mit Geld von Seite derjenigen, die nicht selbst gehen konnten, ausgedehnt wurde, so mußte auch die Aussicht auf ruhmvolle Abentheuer und glänzende Siege in den Gemüthern des Adels und der Freien, die Hoffnung einem elenden bürgerlichen Zustande zu entgehen, bei den Leibeigenen und Unfreien überhaupt, nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Begisterung beitragen. Indessen war doch, wie fast immer der Fall ist, die erste Regung zum Kreuzzuge eine vorherrschend rein religiöse, ohne Beimischung politischer und merkantilischer

Intereſſen, und dieſer erſte Zug trug daher ein von den ſpätern, bei denen ſchon die Einwirkung anderer Intereſſen hinzutrat, verſchiedenes Gepräge. Kein König konnte, da ſowohl Heinrich IV. als Philipp I. im Banne waren, Wilhelm II. aber in ſtetem Streite mit der Geiſtlichkeit lebte, an dieſem Zuge Theil nehmen, der zum Führer vorgeſchlagene Ungarnkönig Ladislav ſtarb noch vor der Synode von Clermont, dagegen war die Blüthe des Adels und der Fürſten aus Nord- und Südfrankreich, aus Lothringen und den normanniſchen Ländern, mit dem Kreuze bezeichnet. Die ausgezeichnetſten waren Raymund von St. Gilles, Graf von Toulouſe, Robert Graf von Flandern, Hugo der Große, Graf von Vermandois, Bruder König Philipp's, Robert Herzog von der Normandie, älterer Bruder König Wilhelm's II., und die Grafen Gottfried, Balduin und Euſtach von Bouillon, von denen der älteſte Bruder Gottfried Herzog von Niederlothringen, ein treuer Diener Kaiſer Heinrich's IV., in deſſen Dienſt er in der Schlacht bei Merſeburg (1080) dem Gegenkönig Rudolf die Todeswunde verſetzt hatte, durch Frömmigkeit, Tapferkeit und Adel der Geſinnung vor allen Streitern hervorragte. Von den italieniſchnormanniſchen Fürſten ſchloſſen ſich Boemund, Herzog von Tarent, Robert Guiskard's Sohn, und ſein Neffe Tancred von Brundiſium, ebenfalls dem Zuge an, der ſich in Conſtantinopel verſammeln ſollte. Dorthin ſollten die meiſten zu Lande, die Normänner zur See ſich begeben. Da in dem allgemeinen Taumel aller Orten Zeichen und Wunder geſehen wurden, welche die vorhandene Erregung noch mehr ſteigerten, ſo konnte der Haufe des gemeinen Volkes den feſtgeſetzten Tag der Reiſe nicht einmal erwarten, und ſchon im Frühjahr brachen einzelne Abtheilungen auf, welche aber wie die Schaar, welche Peter der Einſiedler ſelbſt und die beiden Ritter Walther von Pexejo, deren jüngerer wegen ſeiner Armuth Habenichts genannt wurde, anführten, nur bis Nicäa kamen, wo der Sultan Kilidſche Arslan ihnen eine ſo furchtbare Niederlage beibrachte, daß nur wenige unter ihnen Peter ſelbſt nach Conſtantinopel entkamen, oder wie die Schaar des Prieſters Gottſchalk, zuſammengerafftes Geſindel, bei Belgrad von den Ungarn erſchlagen, oder wie der Haufe des Ritters Wilhelm, beigenannt der Zimmermann, an der Veſte Mosburg zerſprengt wurde. Die Juden in den rheiniſchen Städten wurden von dieſem fanatiſchen Volke ebenfalls verfolgt. Die ſchlechte Aufführung dieſer vorausgegangenen Schaaren machte, daß als das eigentliche Heer, welches Gottfried führte,

durch Ungarn und Bulgarien zog, dieſes mit größeren Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte; doch langte man glücklich genug (Nov.) zu Conſtantinopel an, wo ſich nun ſogleich wichtigere Schwierigkeiten zeigten. Der franzöſiſche Graf Hugo war vom Kaiſer Alexius, wegen ſeines bei Durazzo gezeigten Uebermuthes, gefangen genommen worden, die Normänner Boemund und Tancred, geborne Feinde der Griechen, hatten ſich auch auf ihrem Zuge durch Epirus als ſolche gezeigt, und Alexius mußte gegen dieſe Freunde nothwendig höchſt mißtrauiſch werden. Da übrigens die Länder, welchen der Zug galt, urſprünglich zum griechiſchen Reiche gerechnet und nie abgetreten worden waren, ſo verlangte der Kaiſer im Voraus den Lehnseid, der, nach vielen Mißhelligkeiten, endlich doch geleiſtet wurde. Dann ging das nun vereinigte Heer der Chriſten (1097 März) nach Kleinaſien hinüber, und griff den Sultan von Rum an.

Die Urſachen des Gelingens der im Ganzen genommen doch höchſt abentheuerlichen Unternehmung ſind zwar allerdings in der Begeiſterung zu ſuchen, welche in der Regel das Unerwartete leiſtet, dennoch kam hier auch noch die außerordentliche Zerfallenheit der ſaraceniſchen Macht in Betracht. Das ungeheure Reich des Chalifats litt gleich dem Römiſchen an dem Uebel zu großer Ausdehnung und einer bald wie dort den Prätorianern ſo hier den Leibwachen in die Hände gegebenen Macht. Daß beim Entſtehen des Hauſes Abbas die Ommaijaden in Spanien ein eigenes Emirat errichteten, war zu verſchmerzen, denn es blieben in Aſien und Afrika immer noch Länder genug. Allein ſchon unter Motaſſem (833—842) erhub ſich der Hauptmann der türkiſchen Leibwache zum mächtigſten Manne am Hofe, und bis gegen Ende des Jahrhunderts war die Macht des Chalifats, bei großer Blüthe im Innern und vieler wiſſenſchaftlicher Beſtrebung, doch ſichtlich im Sinken, theils durch die den Chalifen zwar als geiſtlichen Oberherrn anerkennenden, übrigens aber ſelbſtſtändigen Fürſtenthümer im Oſten von Bagdad und in Afrika, theils durch die gegen die rechtmäßige Nachfolge der Abbaſſiden ſtreitenden Fatimiden. Von dieſen ſind zu unterſcheiden 1) die Edriſiden, welche nach 793 in Fezz ein Reich gründeten, 2) die unechten Fatimiden, als deren erſter 893 Mahadi Obeidallah in Oſtafrika auftrat, Fezz unter ſich brachte, und deſſen Urenkel Moëz (969) Aegypten eroberte. Ohngefähr um dieſelbe Zeit hatte die Familie Bujah das Amt des Emir al Omrah erlangt, einer vom Chalifen Rhadi (935) errichteten höchſten Staatswürde, deren Inhaber die unumſchränkte Ge-

malt in allen öffentlichen Geschäften besaß, während dem Chalifen nur der Name der Oberhoheit blieb. So wie indessen diese freiwillige Einräumung einer höchsten Staatsgewalt nur aus dem Uebermaaß der früher erlittenen Kränkungen und Mißhandlungen entstanden war, so hatte wiederum der Uebermuth der Buiden gegen den Chalifen den Sturz derselben durch die Seldschuken zu Folge. Von diesen nämlich, einer türkischen Horde, wurde (1034—1040) der Sultan von Gazna besiegt, und Togrulbek, ein Urenkel Seldschuk's, ließ sich förmlich als König von Ostpersien ausrufen und verlegte (1050) seinen Sitz nach Ispahan. Da nun die Mißhandlungen der Buiden immer ärger wurden, so nahm sich (1055) Togrulbek des Chalifen an, heirathete später eine Tochter desselben und starb (1063) mit dem Ruf eines frommen und tapfern Fürsten. Ihm folgte sein ebenfalls tüchtiger Neffe Aly Arslan, unter dem Mekka wieder den abbassidischen Chalifen anerkannte, und der sich sowohl den griechischen Kaisern als den ägyptischen (fatimidischen) Chalifen furchtbar machte. Als er (1072) ermordet wurde, folgte ihm sein zu Ispahan residirender Sohn Malekschah, dessen Regierung durch Weisheit und Macht ausgezeichnet ist. Aly Arslan's Neffe, Suleiman I., wurde von ihm mit allen Eroberungen in Kleinasien belehnt, welche bei der grenzlichen Verwirrung des griechischen Reiches sich fast über das ganze Land, mit wenigen Ausnahmen, erstreckten, das Sultanat Rum (Romanien) hießen, und unter Suleiman's Nachfolger Kitidsche Arslan (1087) ganz unabhängig wurden. Der Sitz dieses Seldschukenreiches war zu Nicäa oder zu Ikonium. Zwischen diesen beiden Seldschukenreichen eingeklemmt befand sich der Fürst von Mosul und Aleppo, Muslem, welchem diese Nachbarschaft beschwerlich und endlich verderblich wurde. Die ägyptischen Fatimiden nämlich hatten sich unter ihren ersten Chalifen Moez († 975) und Aziz (st. 996) zu großer Blüthe gehoben, die übrigen sarazenischen Reiche in Sicilien und Nordafrika erkannten sie als weltliche und geistliche Oberherren an, Palästina und Syrien wurde behauptet, die heiligen Städte Mekka und Medina und das Küstenland von Arabien erworben, und durch den in Cairo, der Residenz, zusammenfließenden indischen und mittelafrikanischen Handel großer Wohlstand erzielt. Auch unter den beiden folgenden Chalifen, dem durch seine religiösen Träumereien eigentlich wahnsinnigen Hakem, der Christen, Juden, und Mahomedaner, die nach Mekka wallfahrten, verfolgte, und seinem Sohne Taher (1021—1036), blieb die Größe dieses Chalifats in der Hauptsache

ungeschwächt, nur Aleppo und einige Städte der syrischen Grenze gingen verloren. Die Minderjährigkeit aber seines Sohnes Mostanser stellte ihn nicht nur für den Anfang sondern für die ganze Folgezeit seiner Regierung unter die Vormundschaft der Bezière, die später Sultane genannt wurden, und hier wie hundert Jahre früher in Bagdad die Emir al Omrah die Regierung ganz in ihre Hände bekamen. Mostanser, der dem Elend Aegyptens nicht mehr abhelfen konnte, wandte sich (1072) an den Armenier Bedr, Statthalter von Damask, der in der allgemeinen Zerrüttung treu geblieben war und Damask selbst nebst einem Theil von Syrien und Palästina gerettet hatte. Dieser kam (1074) nach Aegypten und stellte die innere Ordnung obwohl mit schauderhafter Strenge wieder her, und verschaffte sich wieder in Arabien und den heiligen Städten Anerkennung. Nur in Syrien selbst dauerte die Unordnung noch länger fort und gab, genau genommen, den Anlaß zum Kreuzzug. Bedr hatte nämlich gegen die abtrünnigen Fürsten die nogayischen Turkomannen unter ihrem Anführer Atsiz gerufen, der aber, mit der bloßen Kriegsbeute nicht zufrieden, sich eine ansehnliche Herrschaft, wozu Jerusalem, Ramla und andere Städte gehörten, gründete, späterhin, als mittlerweile Bedr Vezier in Aegypten geworden war, auch Damask wegnahm und sogar gegen Cairo anzog, aber von Bedr geschlagen wurde (1078) und nun den Seldschuken Sultan Malekschah als Herrn anerkannte und um Schutz anflehte. Dieser gab seinem Bruder Tutusch Erlaubniß, ihm beizustehen, und da Tutusch sich selbst zum Herrn von Damask machte, so verband sich Muslem, Fürst von Aleppo, mit dem Chalifen von Aegypten. Malekschah schickte seinem Bruder Beistand, und Ortok, einer der Anführer, wurde mit Jerusalem belehnt. Alle bisherigen Mißhandlungen, welche die Christen bei dem öftern Regierungswechsel hatten erdulden müssen, waren Nichts gegen das, was diese rohen Schaaren auf einige Jahre verübten. Muslem selbst wurde genöthigt (1084) die Oberherrschaft Malekschah's anzuerkennen, und ein neuer mit dem Sultan Soleiman von Rum ausbrechender Krieg über den Tribut, den die Griechen seitdem für Antiochia bezahlt hatten, den aber Soleiman, der ihnen Antiochia abgenommen hatte, verweigerte, machte der Herrschaft Muslem's und seinem Leben (1085) zugleich ein Ende. Nun stritten sich Soleiman und Tutusch über Aleppo, nach Soleiman's Tod aber (1087) entschied Malekschah, daß Antiochia dem Bagi Sejan, seinem Brudersohn, und Aleppo dem Alfonkor zufallen sollte.

Als Malekschah starb, wollte (1092) Tutusch das ganze Land regieren, Barkiarok aber, des Verstorbenen Sohn, schlug und tödtete ihn (1095), und gab Mosul nebst allen Städten am Obertigris und Euphrat dem Kerboga, während Rodwan, ein Sohn des Tutusch, sich Aleppo's bemächtigte, dessen Herr, Aksonkor, schon von Tutusch gefangen und getödtet worden war, und Dekak, ein zweiter Sohn, sich in Damask zum Herrn machte, beide aber unter sich in steten Fehden lebten. Die syrische Küste blieb in ägyptischer Abhängigkeit, und nach Bedr's Tod (1094) kurz vor dem des Chalifen Mostanser (1094 Dec.) trat sein Sohn Afdal unter Mostanser's Sohn Mostaali an seine Stelle. Dieser vertrieb (1096) die Söhne des Ortok, Ilgazi und Sokman, aus der heiligen Stadt Jerusalem, setzte einen Emir Ifthikar hin, und hob also die eigentliche Veranlassung der Klagen des Eremiten Peter völlig auf. Indessen hatte die ursprünglich nur aus Entrüstung über empörende Mißhandlung entstandene Unternehmung einen ganz andern Charakter, den eines Eroberungskrieges, angenommen, und, um diesem sein wunderbares Glück zu verschaffen, konnte keine Zeit geeigneter seyn, als diese, wo außer der großen Theilung der Moslem's in Abbassiden (Sunniten) und Fatimiden (Schiiten), jene auch noch in die zwei auf einander eifersüchtigen Seldschuken Sultanate zu Ispahan und zu Ikonium, und die syrische Macht selbst in die einander feindlichen Dynasten von Antiochia, Aleppo, Mosul, Damask, zerfallen war.

Kilidsch Arslan, Sultan von Rum, eilte seiner von den Kreuzfahrern belagerten Stadt Nicäa zu Hülfe, wurde aber, da seine den Entsatz verkündenden Boten statt in die Stadt zu gelangen in die Hände der Belagerer fielen, von diesen geschlagen, und seine Stadt, aufs Aeußerste gebracht, ergab sich nach fast achtwöchentlicher Belagerung ohne Wissen der Lateiner (20. Jun.) dem Kaiser Alexios. Mehrere Küstenstädte, als Smyrna, Ephesus, selbst Sardes und andere Orte, wurden hierauf den Seldschuken abgenommen, und der Sultan selbst, als er sich den Kreuzfahrern abermals entgegenstellte, bei Doryläum (1. Jul.) geschlagen, so daß der Fortsetzung ihres Zuges nach Syrien nichts mehr entgegen stand. Zwar geriethen sie unter sich selbst häufig in Zwist, der Normanne Tancred konnte sich insbesondere mit Gottfried's Bruder Balduin nicht vertragen, auch trennte sich, indem Balduin die Einladung des christlichen Staates Edessa, dort Fürst zu werden, angenommen hatte, ein nicht unbeträchtlicher Theil vom Ganzen, indessen wurde hierdurch zunächst eine

wichtige Vormauer gegen die Fürſten in Moſul und Halep gebildet, und das Heer langte glücklich vor Antiochia (18. Oct.) an. Vor dieſer wohlbefeſtigten Stadt, welche Bagi Sejan inne hatte, lagen die Chriſten gegen neun Monate, und erſt Verrath, zu welchem Boemund den Renegaten Phirouz (Pyrrhus) bewog, lieferte ihnen (1098 Jun. 3.) dieſe Stadt in ihre Hand, während die Burg im Vertrauen auf Entſatz ſich noch hielt. Dieſer kam wohl auch, indem Malekſchah's Nachfolger, Barkiarok, jetzt Oberſultan der Seldſchuken, den Emir von Moſul, Kerboga, mit einem großen Heere herbeiſchickte, das den durch Krankheiten ſchon ſehr geſchwächten Chriſten weit überlegen, aber unter ſich uneinig und zerfallen war. Die nun ihrerſeits belagerten Kreuzfahrer, denen auch ſchon der Hunger ſehr zuſetzte, wurden glücklicherweiſe durch den Fund der heiligen Lanze zur höchſten Begeiſterung entflammt, ſo daß ſie dem ungeheuren feindlichen Heere (29. Jun.) eine ſo gewaltige Niederlage beibrachten, daß alle Felder mit Leichen bedeckt und mit Blut überſchwemmt waren, und der vorher unſichere Beſitz Antiochiens nun durch die Uebergabe der Burg (4. Jul.) vollkommen befeſtigt wurde. Indeſſen trat nun wieder ein Stillſtand ein, indem auch Boemund ſich in ſein ihm eingeräumtes Fürſtenthum Antiochien förmlich einrichten wollte, durch die im Heere herrſchende Seuche der päpſtliche Legat, Biſchof Adhemar, weggerafft ward, der die Liebe und das Vertrauen Aller beſeſſen hatte, und die Eroberungen einzelner Städte an der Küſte die Kräfte zerſplitterten. Auch ließ damals der fatimidiſche Chalif Moſtali oder eigentlich ſein Vezier Afdal, der ſeit Aug. 1096 die Turkomannen aus Jeruſalem vertrieben hatte, die annehmlichſten Vorſchläge zum Frieden machen, allein, ſo wie die anfänglich rein religiöſe Begeiſterung ſich bereits gar ſehr mit weltlichen Motiven vermiſcht hatte, ſo war auch die Richtung der Kreuzfahrer nicht mehr eine bloße Befreiung des heiligen Grabes, der chriſtlichen Einwohner Jeruſalems, und der Pilger von der übermüthigen Behandlung barbariſcher Horden, ſondern eine gänzliche Reinigung von den Ungläubigen, ſo daß man auf gänzlicher Abtretung Paläſtina's beſtand, was Afdal ſeinerſeits nicht gewähren konnte. Erſt im Frühjahr 1099 gelang es Gottfried, Tancred, den beiden Robert und Raymund, die einzeln zerſtreuten Schaaren ihrer Gefährten zur Wiedervereinigung zu bewegen, und ſie zum Angriff gegen das nach damaliger Art wohl befeſtigte und von einer zahlreichen, auf 60,000 M. angegebenen Bevölkerung vertheidigte Jeruſalem (6. Jun.) zu füh-

ren. Das chriſtliche Heer war auf 40,000 M. geſchmolzen, und nicht einmal dieſe waren alle zum Kampfe tauglich, es fehlte an Holz zum Maſchinenbauen und an Baumeiſtern, und die waſſerarme, dürre Gegend bot wenig Hülfsquellen dar, während ein Entſatzheer aus Aegypten mit Gewißheit erwartet werden konnte. Der Gedanke jedoch, dem ſeit drei Jahren erſtrebten Ziele ſo nahe zu ſeyn, die von dem Anblick der heiligſten Gegend neu entflammte religiöſe Begeiſterung, ließ ſie alle Beſchwerden gerne überſtehen, ein Gehölz das dem Mangel an Baumaterial abhalf wurde gefunden, ſo wie zu Schiffe von Genua und Piſa bauverſtändige Männer ankamen, der Gedanke an den Entſatz trieb zur Eile, und ſo wurde ſchon am 14. Jul. der erſte und am 15. Jul. einem Freitag, der zweite, und zwar der entſcheidende Hauptſturm vorgenommen. Gottfried ſtand zuerſt von ſeinem Thurme ſiegreich auf der feindlichen Mauer, ihm folgten ſeine Gefährten, und in Kurzem wüthete allenthalben das Schwerdt der Chriſten in den Reihen der Ungläubigen. Drei Tage lang dauerte ein ſchonungsloſes Morden, an 70,000 Moslems kamen um, die Juden in ihrer Synagoge eingeſperrt wurden verbrannt, und die Ausdünſtung der überall umherliegenden Leichen erzeugte eine Seuche. Nur Gottfried hatte ſich dieſer von bloßem Blutdurſt hervorgerufenen Greuel enthalten, und Tancred nebſt Graf Raymund hatten allein mehr Menſchlichkeit gezeigt als die übrigen Pilger. Erſt nach geſtillter Rache beſtiegen die Sieger, barfuß und entblößten Hauptes, unter den lauten Geſängen der Prieſter den Calvarienberg und brachten an dem heiligen Grabe ihre Andacht dar. Hierauf ſchritt man zur Wahl eines Herrn der neuen Eroberung, und wie ſehr auch andere, namentlich Raymund, mit Zuverſicht erwarteten, gewählt zu werden, ſo entſchied doch die Stimme Aller zuletzt für den tadelloſeſten unter ihnen, den Herzog Gottfried, der zum König des alterheiligſten Reiches Jeruſalem erkoren wurde, aber weder Salbung noch Krönung annahm, noch die Krone da führen wollte, wo ſein Heiland eine Dornenkrone getragen, und ſich nicht anders als den Vertheidiger und Baron des heiligen Grabes nannte. Seine kurze Regierung war durch einen großen und glänzenden Sieg über das aus Aegypten anrückende Hülfsheer bei Askalon (11. Aug.) ausgezeichnet, und wenn die Nachricht von dieſen mit reicher Beute verbundenen Siegen nach Europa kam, ſo war es natürlich, daß ganze Schaaren von Rittern aufs neue ſich auf den Weg machten. Nachdem Gottfried noch für die innere Einrichtung ſeines Reichs

durch die Einführung der einheimischen, französischen Lehensordnung, der vollkommensten, welche man damals kannte, Sorge getragen, wodurch zugleich nach dem Vorbild Europas der Patriarch dem Könige gleich, oft über ihn gesetzt wurde, starb er (1100 Aug. 18.) mitten im Laufe einer glücklichen Siegesbahn, für alle Nachwelt, wie schon die Sage gethan hat, den größten und makellosesten Helden beizuzählen. Durch die innern Parteiungen begünstigt bemächtigte sich sein Bruder Balduin der Krone, und ließ sich auch von dem Patriarchen Dagobert (25. Dec.) salben und krönen. Unter ihm war zwar das Reich mehr auf seine eigene, noch geringe Kraft beschränkt, indem schon nach dem Sieg bei Askalon der größte Theil der Kreuzfahrer heimgekehrt war, und die großen Züge, welche (1101) Erzbischof Anselm von Mailand, Hugo von Vermandois, Wilhelm von Nevers und Wilhelm Herzog von Guyenne, Welf Herzog von Bayern, Erzbischof Thiemo von Salzburg, und die Markgräfin Ida von Oesterreich herbeiführten, und den Weg durch Kleinasien gegen Bagdad zu nehmen wollten, fast gänzlich durch das Schwerdt der seldschukischen, hiezu verbundenen Fürsten fielen oder als Gefangene in ihre Harems abgeführt wurden; dennoch aber wurde der Kampf im Ganzen nicht unglücklich fortgesetzt und die Eroberung der Küstenstädte begonnen, welche für die Verbindung mit Europa höchst nothwendig waren. Das wichtige Akka wurde 1104, Tripolis 1109, Berytus 1110 April, Sidon 1110 December, erobert, von Tancred, der während Boemund's Gefangenschaft die Regentschaft in Antiochien, nachher während Balduin von Rethel's, Grafen von Edessa, Gefangenschaft (bis 1109) dort, hierauf, als Boemund wieder nach Europa zurückgekehrt war, abermals in Antiochia mit rühmlicher Tapferkeit bis an seinen Tod (1112) geführt hatte, Sarepta (1111) erobert und Aleppo belagert, und trotz der mitunter siegreichen Angriffe der seldschukischen Emirs und der innern theils zwischen dem Patriarchen und dem König, theils zwischen den Baronen wüthenden Streitigkeiten und offenbaren Fehden, das Reich mit Ehren aufrecht gehalten, und sogar ein Angriff auf Aegypten gemacht, als auf diesem Balduin plötzlich erkrankte und starb (1118 März 26.). Sein Vetter, Balduin von Rethel, dem er vorher die Grafschaft Edessa abgetreten gehabt hatte, folgte ihm nun auch im Königreiche. Zwar gerieth er (1123—1124) in feindliche Gefangenschaft, aber seine Regierung war außerdem die glänzendste, indem außer Askalon alle Küstenstädte in seiner Gewalt waren, die vom Euphrat her an-

ren. Das christliche Heer war auf 40,000 M. geschmolzen, und nicht einmal diese waren alle zum Kampfe tauglich, es fehlte an Holz zum Maschinenbauen und an Baumeistern, und die wasserarme, dürre Gegend bot wenig Hülfsquellen dar, während ein Entsatzheer aus Aegypten mit Gewißheit erwartet werden konnte. Der Gedanke jedoch, dem seit drei Jahren erstrebten Ziele so nahe zu seyn, die von dem Anblick der heiligsten Gegend neu entflammte religiöse Begeisterung, ließ sie alle Beschwerden gerne überstehen, ein Gehölz das dem Mangel an Baumaterial abhalf wurde gefunden, so wie zu Schiffe von Genua und Pisa bauverständige Männer ankamen, der Gedanke an den Entsatz trieb zur Eile, und so wurde schon am 14. Jul. der erste und am 15. Jul. einem Freitag, der zweite, und zwar der entscheidende Hauptsturm vorgenommen. Gottfried stand zuerst von seinem Thurme siegreich auf der feindlichen Mauer, ihm folgten seine Gefährten, und in Kurzem wüthete allenthalben das Schwerdt der Christen in den Reihen der Ungläubigen. Drei Tage lang dauerte ein schonungsloses Morden, an 70,000 Moslems kamen um, die Juden in ihrer Synagoge eingesperrt wurden verbrannt, und die Ausdünstung der überall umherliegenden Leichen erzeugte eine Seuche. Nur Gottfried hatte sich dieser von bloßem Blutdurst hervorgerufenen Greuel enthalten, und Tancred nebst Graf Raymund hatten allein mehr Menschlichkeit gezeigt als die übrigen Pilger. Erst nach gestillter Rache bestiegen die Sieger, barfuß und entblößten Hauptes, unter den lauten Gesängen der Priester den Calvarienberg und brachten an dem heiligen Grabe ihre Andacht dar. Hierauf schritt man zur Wahl eines Herrn der neuen Eroberung, und wie sehr auch andere, namentlich Raymund, mit Zuversicht erwarteten, gewählt zu werden, so entschied doch die Stimme Aller zuletzt für den tadellosesten unter ihnen, den Herzog Gottfried, der zum König des allerheiligsten Reiches Jerusalem erkoren wurde, aber weder Salbung noch Krönung annahm, noch die Krone da führen wollte, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen, und sich nicht anders als den Vertheidiger und Baron des heiligen Grabes nannte. Seine kurze Regierung war durch einen großen und glänzenden Sieg über das aus Aegypten anrückende Hülfsheer bei Askalon (11. Aug.) ausgezeichnet, und wenn die Nachricht von diesen mit reicher Beute verbundenen Siegen nach Europa kam, so war es natürlich, daß ganze Schaaren von Rittern aufs neue sich auf den Weg machten. Nachdem Gottfried noch für die innere Einrichtung seines Reichs

ein verheirathetes Mitglied deſſelben war, und ihn während ſeiner Regierung ganz vorzüglich begünſtigte. Die natürliche Nebenbuhlerſchaft dieſer beiden Orden, einander eben ſo an Macht, Einfluß und Reichthum, wie an Eifer und Thätigkeit für die Kirche zu übertreffen, artete, ſo großartige Thaten dieſer Wettſtreit auch mitunter erzeugte, doch frühzeitig in einen Haß aus, der dem Königreich Jeruſalem ſelbſt wenigſtens eben ſo verderblich war, als die Angriffe von Außen. So groß war übrigens der Ruf dieſer Orden, daß König Alfons I. von Aragon und Navarra ſie in einem förmlichen Teſtament zu Erben ſeiner Reiche einſetzte, und wenn auch ſeine Völker dieſen letzten Willen nicht anerkannten, ſo erhielten doch die Ritterorden außerordentliche Vortheile und Rechte in Aragon, während ihnen auch im übrigen Europa anſehnliche Schenkungen zugewendet wurden. Indeſſen bildete ſich dieſer bedeutenden Macht gegenüber in den ſaraceniſchen Staaten eine doppelte aus, die der Aſſaſſinen und des Emadeddin Zenghi. In jenen war die Anſicht herrſchend, daß ſich die Imanswürde Ali's, durch Uebergang aus einem Körper in den andern, in ſeinen Nachkommen fortpflanze, und indem ſie daher den Fatimiden als einzig ächten Chalifen anhingen, gründete Haſſan Ben Ali in Perſien (ohngefähr 1090) in Gebirgen, daher der Alte vom Berge genannt, eine der Verfolgung der ihnen verhaßten Abbaſſiden trotzende Herrſchaft, von welcher ein abhängiges Fürſtenthum auch auf dem Libanon (ſeit 1105) beſtand. Dieſe Secte, an unbedingten Gehorſam gegen den Befehl ihres Gebieters gewöhnt, war deßwegen den Chriſten ſehr furchtbar, weil die zum Morde beauftragten Aſſaſſinen (eigentlich Haſchiſchim, von der in Begeiſterung verſetzenden Haſchiſchpflanze genannt) ſich durch keine Gefahr abſchrecken ließen, ihr Geheiß zu vollziehen, und weil ihr Scheik von ſeiner Burg Maſiaf (ſeit 1140) bis nahe an die chriſtliche Herrſchaft hin gebot. Faſt gleichzeitig wurde Emadeddin **Zenghi, Atabek**, d. h. Regierungsverweſer für den Fürſten Alp Arslan von Moſul, Sohn jenes Atſonkor's, den Tutuſch (1095) umgebracht hatte, den Chriſten furchtbar, indem er, vom Sultan (1128) mit Aleppo, Syrien, Meſopotamien, und überhaupt allen weſtlichen Ländern des Seldſchuken Sultanats belehnt, bei großer Thätigkeit und Entſchloſſenheit die nächſten chriſtlichen Staaten Antiochia und Edeſſa bedrohte. In Antiochia waren Erbfolgeſtreitigkeiten ausgebrochen, wozu noch kirchliche Händel kamen, in Edeſſa war Graf Joscelin ein unthätiger und nur dem Sinnengenuß ergebener Fürſt, ſo daß Zenghi

greifenden Türken noch zu sehr unter sich vereinzelt und daher zu schwach waren, die ägyptische Herrschaft ihrem völligen Ende entgegen ging, während die neuentstandenen Ritterorden, die Johanniter und die Tempelherren, gleich den übrigen Baronen heldenmüthig für Religion und Ehre kämpften, die Macht der Assassinen aber und des Atabeken Zenghi erst im Entstehen war. In diesen Ritterorden spiegelte sich die Richtung der Zeit am allerdeutlichsten ab, und es ist merkwürdig, daß gerade der in der allgemeinen Achtung am höchsten gestellte, der Tempelorden, am meisten von seiner eigentlichen Bestimmung, ein Beschützer der Kirche zu seyn, abwich, und mit dem Sturz der geistlichen Gewalt von ihrer außerordentlichen Höhe herab auch selbst in gänzliche Vernichtung versank. Der Johanniter- oder Hospitaliterorden, welcher seine Entstehung auf die Gründung (1048) eines zur Aufnahme kranker Pilger bestimmten Hospitals zurückführen konnte, hatte von Papst Paschalis II. (1113) Bestätigung seiner Regel und schon damals bedeutende Schenkungen in Asien und Europa erhalten, und konnte schon in den letzten Jahren Balduin's II. als eine Hauptstütze des neuen Königreichs angesehen werden, indem die ursprünglich nur zur Krankenpflege vereinten Brüder sich damals schon in Ritter, denen die Pflicht oblag die Pilger zu geleiten und die Ungläubigen zu bekämpfen, in Priester, welche den Gottesdienst in den Hospitalkirchen und alle übrigen geistlichen Geschäfte zu verrichten hatten, und in dienende Brüder, theils Waffen- theils Handbrüder, die sowohl im Kriege als im Hospitale die untergeordneten Dienste verrichteten, und nicht was bei den Rittern nöthig war, von ritterbürtiger, d. h. untadelhaft freier Abkunft seyn mußten, theilten. Noch ehe sich jedoch diese Hospitaliter in geistliche Ritter umwandelten, traten schon einige französische Ritter mit Hugo de Pajens und Gottfried von St. Aldemar (1118) in eine zum Schutz der Pilger und Vertheidigung des heiligen Landes geschlossene Verbindung zusammen, denen König Balduin II. einen Theil seines Palastes, der auf der Stelle des salomonischen Tempels stand, einräumte, woher ihr Name Tempelritter, Tempelherren, Templer, rührte. Ihr Orden, dessen erster Meister Hugo de Pajens war, erhielt auf dem Concil zu Troyes (1128) von Papst Honorius II. Bestätigung, eine dem Cistercienserorden in vielen Stücken ganz gleiche Regel, und besonders durch Abt Bernhard's von Clairvaux Empfehlung eine außerordentlich schnelle Aufnahme, indem selbst König Fulko, Balduin's II. Schwiegersohn und Nachfolger (1131—1143)

ter, und der Tempelherren, vermacht, was aber nicht berücksichtigt, sondern von den Navarresen Garcias VI., von den Aragonesen aber Ramiro der Mönch, Bruder Alfonso's des Schlachtenlieferers, gewählt wurde, welcher schon nach drei Jahren seine Regierung seinem Schwiegersohn Raimund Berengar Grafen von Barcelona oder Catalonien abtrat. So wurde auf dieser Seite Spaniens der bisher getheilten Macht Einheit gegeben, während auf der andern sich eine neue Trennung zeigte. Castilien nämlich unter Alfonso, Uraka's Sohn, der wie sein Großvater den Titel Kaiser führte, war theils in innere Zwistigkeiten zerspalten, namentlich zwischen dem König und seiner Mutter, die bis an ihren Tod (1126) fortdauerten, theils genöthigt, gegen Aragon eine achtunggebietende Stellung zu behaupten, theils endlich von den an die Stelle der Almoraviden getretenen Almohaden beunruhigt. Diese ebenfalls eine gereinigte Religionspartei der afrikanischen Moslemin, von Abdallah (gest. 1130) gestiftet, nahm ebenso zu den Waffen ihre Zuflucht, stürzte die Almoraviden in Afrika, hauptsächlich durch die Einnahme ihrer Hauptstadt Marroko (1146), und ging dann auch nach Spanien, hier die sämmtlichen Städte Andalusiens (seit 1148) erobernd, ohne daß Kaiser Alfonso ihnen Einhalt zu thun vermochte. Gerade in dieser Zeit riß sich auch ein Theil Castiliens als selbstständiges Reich los. Als dem Kaiser Alfonso VI., von seinem und des Cids Waffenruhm gerufen, viele Ritter zu Hülfe zogen, waren unter ihnen auch zwei burgundische Grafen, Raymund und Heinrich. Raymund heirathete die Uraka, und erzeugte einen Sohn, Alfonso, der nachher auch König wurde, Heinrich, sein Vetter, erhielt Uraka's Schwester Theresa, und mit ihr die Grafschaft Portugal, als ein erbliches Leben von Castilien. Sein Sohn Alfonso (seit 1112) anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter (bis 1124) verweigerte Castilien die Huldigung und den Eid der Treue, und nahm nach einem großen Siege über die Saracenen bei Ourique (1139) den Königstitel an, den auch der Papst (1143) anerkannte, und dadurch alle Einsprüche Castiliens beseitigte, worauf noch in demselben Jahre die drei Stände des Reichs in Lamego versammelt und die Grundverfassung des Reichs festgestellt wurde. Als solche Stände erschienen Geistlichkeit, Adel, und die Vorsteher der Städte, welche erklärten, daß Alfonso, der auf dem Schlachtfelde von Ourique zum König ausgerufen worden sey, König seyn und ihm alle seine männlichen Nachkommen in gerader Linie in gleichem Range folgen sollten. Hierauf wurden die Gesetze

bald nach dem Tode König Fulko's (1143) dem ein minderjähriger Sohn Balduin III. unter der Vormundschaft der Königin Wittwe Meliſſende folgte, Edeſſa (1144) eroberte, und dieſes, obgleich bei ſeiner Ermordung (1146 Sept.) die Einwohner den Grafen Joscelin wieder einließen, von ſeinem Sohne Nureddin ſchon nach wenigen Tagen (Nov.) wieder mit Gewalt genommen, und ſo das wichtigſte Bollwerk des Königreichs gebrochen wurde. Die Noth Paläſtinas veranlaßte daher einen neuen großen Kreuzzug. Wenn man die Lage der damaligen bedeutendſten Staaten Europas, das römiſche Reich deutſcher Nation, Frankreich, England, Spanien, überblickt, ſo ergiebt ſich, daß die beiden erſten allein einen ſolchen zu übernehmen am geeignetſten waren. In Spanien hatte ſich zwar nach der gegen die Almoraviden verlorenen Schlacht bei Zalaca (1086) Alfonſo König von Caſtilien um ſo leichter wieder erholt, als Juſſef der Fürſt der Almoraviden theils in Afrika, theils in Andaluſien mit Unterjochung der andern muſelmänniſchen Reiche beſchäftigt war. Erſt unter ſeinem Sohne Ali (ſeit 1106) wurden die Angriffe auf die Chriſten ernſtlicher erneuert, und dem König Alfonſo bei Ucles (1108) eine ungeheure Niederlage beigebracht, in der auch ſein einziger Sohn den Tod fand. Mit dieſem Siege hatte die Herrſchaft der Almoraviden ihre höchſte Stufe erreicht, von der es nun theils durch Aufruhr der Statthalter in Spanien wie in Afrika raſch abwärts ging, jedoch ohne den Chriſten dadurch zunächſt eine Erleichterung zu ſchaffen, indem an ihre Stelle die Almohaden, obwohl mit weniger Erfolg, traten. Auf Alfonſo VI. (1108 geſt.) war zuerſt ſeiner Tochter Uraka Gemahl, Alfons von Aragon, gefolgt, der aber, aus Mißtrauen in ihre Keuſchheit, ſie verſtieß, ſich aber doch anfangs als König in Caſtilien erhalten wollte. Uraka wurde ihrerſeits von der Abneigung der Caſtilianer gegen die Aragoneſen unterſtützt, ſie ließ ihren Sohn Alfons aus erſter Ehe (1112) krönen, und dem verderblichen Bürgerkriege wurde endlich durch die Aufhebung der Ehe mit dem König von Aragon (1114) Einhalt gethan. Dieſer wandte ſich hierauf gegen die Saracenen, nahm endlich (1118) auch Saragoſſa ein, gründete den Orden der Ritter des heiligen Grabes, und ſtarb bald nach der letzten der 29 Schlachten, die er ſowohl den Caſtilianern als den Mauren geliefert, und von denen er nur eine, die letzte bei Fraga (1134), verloren hatte, weßhalb er auch den Namen des Schlachtenliefereres führt. Kinderlos wie er war, hatte er ſein Land den drei Orden der Ritter des heiligen Grabes, der Johanni-

bigen Vereinigung derſelben unter Fernando III. Zwar hatte die Ehe Berengaria's wegen zu naher Verwandtſchaft (1202) aufgelöst werden müſſen, allein die Kinder wurden als rechtmäßig erkannt, und da Berengaria auch ihren Bruder Henrique (1214—1217) überlebte, ſo trat ſie auch Caſtilien ihrem Sohne Fernando ab, der mit dem hohen Hauſe der ſchwäbiſchen Kaiſer in Verwandtſchaft trat, und die Mauren weit in das ſüdliche Spanien zurückdrängte.

War nun alſo Spanien durch ſeine fortwährenden Kriege gegen die Mauren und die innere Zerſplitterung zum Kampfe für das Königreich Jeruſalem am wenigſten geeignet, ſo war es ziemlich ein ähnliches Verhältniß mit England. Heinrich I., des Eroberers Sohn und zweiter Nachfolger, hatte nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes Wilhelm (1120) ſeiner Tochter Mathilde, Wittwe Kaiſer Heinrich's V., von den Baronen (1125) die Nachfolge zuſichern laſſen, und ſie mit Fulko's von Anjou, der damals ins gelobte Land zog und König von Jeruſalem wurde, Sohn Gottfried verheirathet, der von der Gewohnheit einen Ginſterzweig auf ſeinem Helm zu tragen den Namen Plantagenet führte. Der aus dieſer Ehe 1134 geborene Sohn, welchem man den Namen ſeines Großvaters gab, war offenbar zur Nachfolge beſtimmt, allein bei dem Tode Heinrich's (1135) bemächtigte ſich der Sohn ſeiner Schweſter Adelheid, die er dem Grafen von Blois gegeben hatte, Stephan, von ſeinem Bruder dem Biſchof von Wincheſter und den Prälaten von Canterbury und Salisbury unterſtützt, ſchon vier und zwanzig Tage nach Heinrich's Ableben der Krone (26. Dec.), mit Einwilligung der Barone, denen er ſchon am Tage ſeiner Krönung ein Privilegium verſprach, und bald hierauf (1136) ertheilte, nämlich die erledigten geiſtlichen Stellen nicht in ſeiner Hand zu behalten, ſondern ſogleich die neuerwählten damit zu belehnen, zweitens keine Forſten eines Geiſtlichen oder Laien an ſich zu ziehen, drittens das Danegeld auf immer zu erlaſſen, endlich alle Erpreſſungen, Gerichtsbedrückungen und Ungerechtigkeiten der Beamten unterſagte, dagegen die alten Geſetze und guten Gewohnheiten beſtätigte und zu halten gebot. Die von ſeinem Vorfahren hinterlaſſene Summe von 100,000 Pfund baarem Gelde, außer Koſtbarkeiten und Edelſteinen, nebſt ſeinen eigenen Reichthümern verwendete er, um ſich ſogleich Söldner, meiſtens aus Brabant, daher Brabanzonen oder Cottereaux genannt, kommen zu laſſen, die er in ſeine feſten Burgen legte, was nun auch ihrerſeits die Barone und die Biſchöfe nachahmten. Den hiemit nothwendig

über die Nachfolge, über den Adel, über die Gerechtigkeitspflege gegeben, und ſo zu einer Zeit, die der rohen Gewalt noch ganz nahe war, und in einem an ſich kleinen und unanſehnlichen Reiche, das Vorbild einer verfaſſungsmäßigen Einrichtung und einer Anerkennung der drei Stände des Volkes gegeben. Die lange Regierung Alfonſo's I. (bis 1185) bewahrte das Reich vor innerem Zwiſte, und nach glücklichen Kriegen, in denen er auch (1147) Liſſabon mit Hülfe einer Flotte von flandriſchen Kreuzfahrern den Mauren abgenommen hatte, hinterließ er das wohlbefeſtigte Reich ſeinem Sohne Sancho I. Unter dieſen, die einheimiſchen Kräfte ſtets in Anſpruch nehmenden Kämpfen konnte Spanien dem paläſtiniſchen Reiche für ſich keine Hülfe bringen, und die im Süden noch ganz unbezwungenen Mauren drohten mit ſolcher Gefahr, daß ſich an eine auswärtige Unternehmung gar nicht denken ließ. Das mächtigſte der vier chriſtlichen Reiche (Caſtilien, Aragon, Navarra, Portugal), theilte ſich nach Alfonſo's Tod (1157) wieder in zwei, Caſtilien unter ſeinem Sohne Sancho III., Leon unter Fernando II. Bei dieſer, mehrere Geſchlechter fortdauernden Trennung, erhub ſich der hohe Adel, namentlich die Familie Lara, zu einer den Königen ſelbſt höchſt beſchwerlichen Macht. Uebrigens wurde der ritterliche Sinn durch Orden, welche denen im gelobten Lande gleich, auch in Spanien, wo man nun daſſelbe Verhältniß fand, errichtet wurden, genährt und aufrecht erhalten; ſo wurde der Orden von Calatrava (1158), von Alcantara (1176), von St. Jago de Compoſtella (1170, 1175), in Portugal aber der Avisorden (1162) und der des Flügels vom heiligen Michael (1167) geſtiftet, die bei großen Beſitzungen und großer ihren Großmeiſtern eingeräumter Macht endlich der königlichen Gewalt ſelbſt bedenklich erſchienen, und deßhalb umgewandelt wurden. Wiewohl nun auch Sancho's III. (geſt. 1158) Sohn Alfonſo VIII. gegen Abu Jakub I., den Anführer der Almohaden die blutige Schlacht bei Alarkos (1195) verlor, gewann er jedoch in Verbindung mit Pedro II. von Aragon und Sancho VII. von Navarra gegen Muhammed al Naſr, den zweiten Nachfolger Abu Jakub's, die für Spanien bei weitem folgenreichere Schlacht bei Tolosa (1212) in welcher an 200,000 Mauren auf dem Schlachtfelde blieben, und ihre Macht von nun an ganz gebrochen war. Indem nun durch die Verheirathung von Alfonſo's VIII. Tochter Berengaria mit Alfonſo IX. von Leon die Verbindung beider Reiche ſchon vorbereitet war, kam es ſchon nach wenigen Jahren zu der für Spaniens Größe nothwen-

ſen Ländern Fürſt war, daß er ſein Nachfolger werden, dagegen Stephan's zweitem Sohne Wilhelm die väterlichen vor der Thronbeſteigung beſeſſenen Lehen ertheilt werden ſollten. Der bald hierauf erfolgte Tod Stephan's (1154) ſetzte das Recht Heinrich's, mit dem nun das Haus Plantagenet beginnt, außer allen Zweifel. Bei dieſen innern Verwicklungen war eine Theilnahme an dem Schickſal Paläſtina's für England etwas Unmögliches, und der ſchlechte Ausgang, welchen der inzwiſchen ſtattgehabte große zweite Kreuzzug gefunden, zugleich aber auch das ſeltene Glück, mit welchem ſich nachher doch noch das Königreich Jeruſalem einige Zeit erhielt, mußte den Enthuſiasmus ebenſo dämpfen als auch für unnöthig erſcheinen laſſen. England tritt daher erſt am Ende der Regierung Heinrich's II. auf dem allgemeinen Schauplatz auf, nachdem auch ſeine Könige, bisher gegen Rom trotzig, den furchtbaren Bannſtrahl erfahren und ſich zur Demüthigung bequemt hatten. Der Inveſtiturſtreit hatte ſchon unter Heinrich I. begonnen, ohne jedoch noch dem Rechte des engliſchen Königs etwas zu entziehen, Stephan, genöthigt ſich der Geiſtlichkeit zu bedienen, hatte ihr vieles einräumen müſſen, ja ſich ſogar die Rechte eines Legaten für ſeinen Bruder Heinrich ausgewirkt, und ſo veranlaßt, daß der römiſche Einfluß überall hervortrat, das Cölibat allgemein, Legationen gewöhnlich, und in allen bedeutenden Prozeſſen nach Rom appellirt wurde. Dieſem Mißverhältniß beſchloß Heinrich ein Ende zu machen, und glaubte dieß Ziel zu erreichen, indem er ſeinen ihm bisher ganz ergebenen Kanzler Thomas Becket (1162) zum Primas von Canterbury machte. Allein dieſer ging nun ſogleich in ſeine neue Stellung ein, legte alle bisherigen Weltlichkeiten ab, und er, der erſte Kirchenfürſt in England, zeigte ſich nur in der Geſtalt und dem Aeußern eines bloßen Mönches. Der Streit begann darüber, daß Heinrich verlangte, die Geiſtlichen ſollten wegen Verbrechen vor dem weltlichen Richter gerichtet werden, dieſe dagegen auf ihrer eigenen Gerichtsbarkeit beſtanden. Da aber die allgemeine Stimme gegen ſie war, ſo fügten ſie ſich auf der Verſammlung zu Clarendon (1164) den nach dieſem Ort genannten Conſtitutionen oder Artikeln, wodurch dem König die oberſte Gerichtsbarkeit in allen geiſtlichen Sachen zugeſprochen wurde, ſo daß ohne ſeine Erlaubniß auch keine Appellation ſtatt finden ſollte, die Geiſtlichen in Criminalſachen dem bürgerlichen Gericht ſich unterwarfen, jede Reiſe eines Prälaten ins Ausland und jeder Ausſpruch eines Bannes oder Interdicts über einen königlichen Lehnsmann von dem kö-

verbundenen Unordnungen ſteuerte Stephan entweder aus Schwäche nicht, oder weil er es nicht zu frühe mit dem Adel verderben wollte, und ſo entſtand eine beſonders für das Landvolk höchſt traurige Zeit. Indeſſen ſchien ihm gerade dieſe Nachſicht den Thron zu ſichern, er gewann auch in der Normandie die Oberhand, und erſt als ſich der Schottenkönig David I. zum Beſchützer von Mathilden's Recht aufgeworfen und Robert von Glouceſter in Stephan's Bemühungen den innern Fehden zu ſteuern einen Treubruch erkannt hatte, brach der innere Krieg (1138) aus. Robert mußte jedoch, weil die Geiſtlichkeit auf Stephan's Seite trat, das Land verlaſſen, und der Schottenkönig wurde (1138 Aug. 22.) bei Cattenmoor in der ſogenannten Standartenſchlacht geſchlagen, ſo daß Stephan's Feinde froh ſeyn mußten (1139) einen Frieden zu erhalten. Gleich nachher aber zerfiel der König mit den Biſchöffen, weil er ihnen die Anlage von Burgen unterſagte, und drei von ihnen gefangen ſetzte. Sein eigener Bruder Heinrich von Wincheſter erklärte ſich gegen ihn (Weſtminſterſynode 1139), und gerade in dieſer Zeit landete Mathilde und Robert zu Briſtol, erhielten beſonders in den weſtlichen Theilen des Reichs großen Anhang, und Stephan ſelbſt wurde (1141) gefangen, worauf Mathilde als Königin anerkannt wurde. Indeſſen ſahen ſich die Biſchöffe in ihren Erwartungen getäuſcht, die Bürger merkten mit Schrecken, daß die militäriſchgewaltige Regierung der erſten Normannen wieder eingeführt werden ſollte, und Mathilde wurde durch einen in London ausbrechenden Aufſtand zur Flucht genöthigt, Robert von Glouceſter gefangen, und gegen ihn Stephan nun wieder ausgelöst. Noch einige Zeit hielt die Partei der Mathilde ſich gegen Stephan gleich, bis ihr Sohn (1148) England verließ und Robert von Glouceſter ſtarb. Nun hatte Stephan zwar ohne allen Streit die Oberhand, Mathilde verließ (1150) als ihr Gemahl ſtarb England, allein die Großen entzweiten ſich aufs neue mit ihm, er wurde von Papſt Eugen III. wegen ſeines harten Verfahrens gegen den Erzbiſchof von Canterbury ſogar mit dem Interdict belegt, und als er (1151) verlangte, die Barone ſollten ſeinen Sohn Euſtachius zum Nachfolger anerkennen, erhielt er die Antwort, ſie würden zwar ihm die geleiſtete Treue halten, aber nach ſeinem Tode Niemand als der Mathilde Sohn als ihren Herrn anerkennen. Da indeſſen Euſtach noch vor ſeinem Vater ſtarb, ſo vertrug ſich dieſer mit Heinrich, der Herzog in der Normandie, Graf von Anjou, und ſeit ſeiner Verheirathung mit Eleonore von Poitou und Guyenne auch in die-

XII. Die Zeit Ludwig's VII. und Conrad's III. — Der zweite groſſe Kreuzzug. — Friedrich Barbaroſſa und die Lombarden. Saladin. Der dritte groſſe Kreuzzug. Innocenz III. Die Magna Charta.

Frankreich. Ludwig VI. Stadtweſen in Frankreich. Ludwig VII. Bernhard von Clairvaux. Konrad III. Arnold von Breſcia. Kreuzzug von 1147—1149. Friedrich I. Erneuerung des römiſchen Rechts. Mailand bezwungen 1162. Friedrich beſiegt bei Legnano, 1176. Saladin. Untergang der Fatimiden, 1171. Saladin Sultan in Aegypten. König Guido von Jeruſalem. Schlacht bei Hittim, 1187. Kreuzzug von 1189—1192. Friedrich's Tod. Richard Löwenherz und Philipp August. Akko erobert. Innocenz III. Herr der Chriſtenheit. Seine Thätigkeit im Weltlichen. Philipp und Otto. Philipp ermordet, 1208. Otto beurkundet die Rechte der Kirche, 1209. Friedrich II. England. Johann ohne Land. Magna Charta 1215.

Nur die Lande, in welchen zuerſt ſchon der Aufruf des Eremiten Peter und des Papſtes den günſtigſten Erfolg gehabt, waren auch diesmal am geneigteſten und geeignetſten, nach Paläſtina zu ziehen. In Frankreich hatte nach Philipp's I. unruhiger Regierung ſein verſtändiger Sohn Ludwig VI., der ſchon bei Lebzeiten des Vaters großen Antheil an der Regierung gehabt, die königliche Gewalt auf verſchiedene Weiſe befeſtigt. Nicht nur zeigte er groſſe Entſchloſſenheit und perſönliche Kraft in den Kämpfen mit ſeinen widerſpenſtigen Vaſallen, deren bedeutendſter, der Herzog von der Normandie, der damalige König Heinrich I. von England war, ſondern er benützte auch die Verhältniſſe der Städte zu ihren Herren, um indem er ihre Freiheit beförderte das königliche Anſehen zu erweitern. Die in Deutſchland damals erſt entſtehenden Städte waren hier zum Theil noch von der Römerzeit her vorhanden, in manchen ſüdfranzöſiſchen Städten mögen ſich ſogar Ueberreſte der römiſchen Municipalverfaſſung erhalten haben, und nur die allgemein eingeführte Feudalverfaſſung hatte ſie in ein abhängiges Verhältniß geſetzt, theils von der Krone ſelbſt, theils von den geiſtlichen und weltlichen Vaſallen. Die Vereinigung Vieler an Einem Orte, und der aus Handel und

nigtichen Willen abhängig gemacht, alle geiſtliche Dotationen für weltliche lehnbare Baronien erklärt, und die Einkünfte erledigter geiſtlicher Stellen und die zur Wiederbeſetzung derſelben zu treffende Einleitung für ein Recht der Krone erklärt wurde. Papſt Alexander III. verwarf ſie, Thomas Becket der ſie unterſchrieben hatte that deßwegen Buße und ließ ſich vom Papſt ſeines Eids entbinden. Unfähig dem König der über ſeinen Widerſtand ergrimmte zu widerſtehen, floh er aus England nach Frankreich, und an dem nun zwiſchen dem König und dem Erzbiſchof entſtandenen Streit nahm ganz Europa Theil. Nach ſechs Jahren kam es, da Heinrich wegen ſeiner Abſichten auf Irland des Papſtes bedurfte, zur Ausſöhnung. Thomas kehrte (1170 Dec. 1.) nach Canterbury zurück als päpſtlicher Legat, belegte aber ſofort alle welche die clarendoner Artikel hielten mit dem Banne, und es iſt nicht unglaublich, daß dem König im Unmuth eine Rede entfallen ſey, welche vier Ritter zur Ermordung des Biſchofs am Altar ſeiner Kirche bewog (29. Dec. 1170). Dieſe raſche That entſchied zu Heinrich's Nachtheil, der ſich vergebens von dem Mord zu reinigen ſuchte, und es blieb ihm nichts als (1172) die Clarendonerartikel faſt ganz aufzuopfern, und ſich ſelbſt vor dem Grabe des heilig (1173) geſprochenen Becket zu einer ſchmählichen Buße (1174) zu bequemen. Früher ſchon hatte ſich Heinrich (1156) vom Papſt Hadrian IV. die Berechtigung (oder vielmehr Belehnung durch einen von Johann von Salisbury überbrachten goldenen Smaragdring) geben laſſen, die Nachbarinſel, damals in Bürgerkriege der vier Königreiche Leinſter, Munſter, Ulſter, Connaught, verwickelt, zu erobern, und führte dieß auch (1171) aus, ſo daß wenigſtens Südirland unterworfen, der König in Connaught zum Gehorſam gezwungen wurde. Auch gegen Wales und Schottland war der an Körperkraft jeder Beſchwerde trotzende Heinrich glücklich im Kriege, und ſeine Regierung würde abgeſehen von der Demüthigung unter die Kirche, welche allgemeines Loos war, glorreich genannt werden können, wäre ihm nicht die letzte Zeit ſeines Lebens durch fortwährenden Ungehorſam ſeiner Söhne faſt bis an ſeinen Tod (1189) verbittert worden.

Palästina. Abt Bernhard von Clairvaux (geb. 1091) hatte als frommer, für seinen Glauben bis zur Begeisterung ergriffener, und gelehrter Mann damals einen solchen Ruf durch seine Thätigkeit im Predigen und Bekehren erlangt, daß er auch diesmal übernahm, die Franzosen zu diesem Zug zu bewegen, und dieses um so leichter konnte, als die Ritterschaft das Gefühl ihres Königs theilte und die vielen im Kriegsleben auf sich geladenen Sünden durch einen solchen Zug abzuwaschen suchte. Nachdem der König sich schon auf die Berichte des Bischofs Gottfried von Langres über die Gefahr des heiligen Landes geneigt bewies, das Kreuz zu nehmen, ließ er sich von Abt Bernhard auf dem Parlament zu Vezelay (1146 Ostern) nebst seiner Gemahlin Eleonore mit dem Kreuze bezeichnen und eine große Menge vornehmerer und geringerer Vasallen folgten seinem Beispiel. Auf das folgende Jahr wurde der Aufbruch festgesetzt und Bernhard ging nun nach Deutschland, hier eine gleiche Begeisterung zu erzeugen. Nach Lothar's von Sachsen Tod war daselbst aus Furcht vor der Uebergewalt des, Sachsen und Bayern als Lehen und außerdem sehr bedeutende Allodien besitzenden, Herzogs Heinrich des Stolzen, Schwiegersohn Lothar's, und aus Ueberzeugung von der Tüchtigkeit des Mannes, die Wahl der Fürsten, auch mit Beitritt des päpstlichen Legaten, auf den Hohenstaufen Konrad von Franken gefallen (1138), der jedoch den unter Lothar zwischen den Welfen und seinem Hause zuerst entzündeten Streit sofort in laute Flammen anfachte. Nämlich um die Gewalt Heinrich's zu brechen, stellte Konrad den Grundsatz auf, es widerspreche allem Herkommen im Reiche, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze, verlangte demgemäß die Abtretung Sachsens, und sprach über Heinrich die Reichsacht aus. Das Herzogthum Sachsen wurde an den brandenburger oder nordsächsischen Markgrafen Albrecht den Bären, Bayern aber dem Oesterreicher Markgrafen Leopold, Konrad's Bruder von der Mutter aus, (1139) gegeben, und es entstand in beiden Ländern ein heftiger Krieg, der in Sachsen die Vertreibung Albrecht's zu Folge hatte, während in Bayern Leopold sich gegen Heinrich's Bruder Welf im Ganzen siegreich erhielt. Heinrich war in Sachsen (20. Oct.) gestorben, und es war hierauf zu einer Ausgleichung in der Art gekommen, daß da auch Leopold (1141) starb, sein Bruder Heinrich Jasomirgott zwar ebenfalls mit Bayern belehnt, dem jungen Heinrich dem Löwen aber, Heinrich des Stolzen Sohn, dessen Wittwe Gertrud den neuen bayerischen Herzog geheirathet hatte, sein väterliches Erbgut in Sachsen

Gewerbe entstehende Wohlstand erzeugte in den Städten frühzeitig einen strebenden Geist, der sich vor allen Dingen Feststellung des Eigenthums und Wahrung der persönlichen Rechte gegen willkührliches Gerichtsverfahren zu sichern bemüht war. Daher ließen sich die Städte diese Rechte, Freiheit des Eigenthums und eigenen Gerichtsstand, allmählig von ihren Herren, namentlich den Geistlichen, in bestimmten Urkunden ertheilen, was theils durch Geld, theils durch Gewalt erwirkt wurde. In den eigentlichen Kronlanden ging diese Befreiung der Städte am schnellsten von statten, langsamer in den Vasallenlanden, doch wirkten auch hier die Bedürfnisse der Herren, auf welche vorzüglich auch die Kreuzzüge großen Einfluß hatten, begünstigend ein. Zum Grunde war allen diesen Befreiungen der eigene Gerichtsstand und die Freiheit des Eigenthums gelegt, im Uebrigen dauerten aber Abgaben, Kriegsdienste, und andere Zeichen der Abhängigkeit bei den einen mehr, den andern weniger, fort, und eine völlige Gleichheit der städtischen Verhältnisse lag nicht in diesen Befreiungen. Da nun viele Gemeinden, um sich vor der Wortbrüchigkeit ihres Herrn zu sichern, die königliche Sanction der Verträge verlangten, so erhielt der König Gelegenheit, ein Oberhoheitsrecht über alle Städte des Landes auszuüben, so daß nach kaum hundert Jahren alle Städte unter königliche Gewalt gekommen waren. In seinem Bemühen die königliche Macht zu befestigen fand Ludwig VI. einen treuen und geschickten Freund in dem Abte Suger von St. Denys, der ebenso der geistlichen wie der weltlichen Gewalt die Spitze bot, und durch eine in der damaligen Zeit ausgezeichnete Finanzverwaltung die materiellen Kräfte des Reichs mehrte und zugleich Künsten und Wissenschaften einige Pflege gewährte. Der klare Verstand Suger's konnte auch in dem Kreuzzug, zu welchem damals hauptsächlich der Abt Bernhard von Clairvaux den König beredete, keineswegs etwas Vortheilhaftes für den Staat erkennen, indessen war er nicht vermögend, die Wirkungen von Bernhard's feuriger Beredtsamkeit zu hintertreiben. Ludwig VII., der 1137 auf seinen Vater gefolgt war, hatte in einem Krieg mit dem Grafen Theobald von Champagne, der sich in einem zwischen König und Kirche (1140) ausgebrochenen Streit auf die Seite des Papstes geschlagen hatte, die Stadt Vitry (1142) erobert und bei der Einnahme waren furchtbare Greuel selbst gegen die in die Hauptkirche geflüchteten Besiegten begangen worden. Die Vorwürfe, welche dem König sein Gewissen hierüber machte, stimmten ihn zur Unternehmung des Zuges nach

mal im gelobten Lande gewesen war hatte seinen Glaubenseifer völlig gestillt, und seine Abneigung gegen einen Kreuzzug unverholen ausgesprochen, so daß Bernhard in Erwägung der mannigfaltigen Obliegenheiten Konrad's zuerst abstand, länger in ihn zu dringen. Erst gegen das Ende des Jahres kehrte er wieder an Konrad's Hof nach Speier zurück, und predigte hier so eindringlich, daß Konrad sich der Thränen nicht enthalten konnte und nicht nur selbst das Kreuz nahm, sondern auch eine große Menge Fürsten und Edle zu Nachfolgern und Begleitern hatte. Bernhard kehrte wie im Triumphzuge von dem trotz dem daß er nur lateinisch oder französisch predigte begierig zuhörenden Volke gefeiert nach Frankreich zurück. Da auch Welf von Schwaben das Kreuz genommen hatte, so konnte Konrad übrigens ohne Sorgen für die innere Ruhe des Landes ausziehen. Zu Frankfurt ließ er im Febr. 1147 seinen Sohn Heinrich zu seinen Nachfolger wählen, und bewog den jungen Heinrich von Sachsen, mit der Entscheidung über seine Ansprüche auf Bayern bis nach dem Zuge zu warten. Das deutsche Heer brach im Sommer 1147 Mai 8. von Regensburg auf, die gewöhnliche Straße durch Ungarn hinab ziehend, ein treffliches, sich allgemach auf 70,000 belaufendes Heer, die leichtbewaffnete Mannschaft und den Troß ungerechnet. Sein Neffe Herzog Friedrich von Schwaben, seine Brüder Heinrich von Oesterreich und Bayern, und Otto Bischof von Freisingen, die Bischöffe Heinrich von Regensburg und Reginbert von Passau, der Herzog Wenzlav von Böhmen, der Markgraf Ottokar von Steyer, der Herzog Bernhard von Kärnthen, und eine Menge Herren geringeren Ranges folgten ihm. Man hätte von einer so trefflichen Rüstung einen bedeutenden Erfolg erwarten mögen. Das Unglück fing schon in Europa an, indem der griechische Kaiser Manuel Komnenus von dieser drohenden und auf griechischem Boden bereits von aller Kriegszucht absehenden Heeresmacht weniger für die Saracenen, als für sich fürchtete, und daher erstlich schon in Sardika den König Konrad zum Schwur auffordern ließ, daß er nur um des heiligen Grabes willen komme und dem griechischen Reich keinen Schaden zuzufügen gedenke. Zu Adrianopel kam eine zweite Botschaft, das Heer sollte nicht auf Constantinopel, sondern sogleich auf Sestos zu seine Richtung nehmen, weil den Griechen vor der Zerstörung ihrer schönen Villen durch die nordischen Barbaren bangte. Zugleich nahm der Herzog Friedrich für die Ermordung eines wegen Krankheit in einem Kloster zurückgebliebenen deutschen Großen eine empfindliche Rache, in-

und das dortige Herzogthum (1142) zugesichert, und Albrecht der Bär durch Erhebung Brandenburgs zu einem unmittelbaren Reichsfürstenthum und die Uebertragung des Erzkämmereramtes zufrieden gestellt wurde. Indessen hatte sich in den Kriegen Welf's gegen den König Konrad der Parteiname der Welfen und Waiblinger, von den Italienern in Gibellinen umgewandelt, gebildet (1140), und der Krieg wurde, da Welf die Verzichtleistung seines Neffen, des jungen Heinrich's, für ungültig erklärte, in den süddeutschen Landen noch fortgesetzt, jedoch mit überwiegendem Glücke von dem König und seinem Bruder. So günstig im Grunde diese Sache für den König ausgefallen war, so bedrängten ihn doch eine Menge anderer Geschäfte, so daß er weder in die polnischen und ungarischen Händel, noch in die italienischen, wo alles in voller Gährung war, eingreifen konnte. In der Kirche selbst hatte sich eine in der Folge noch bedeutender gewordene revolutionäre Bewegung gezeigt, und einerseits durch die aufs höchste getriebenen Behauptungen der Kirche, theils durch den Verkehr mit dem Morgenlande veranlaßt und genährt, waren Häretiker aufgestanden, welche auf praktisches Christenthum drangen, den Werth äußerer Gebräuche läugneten, und die Transsubstantiation bestritten. Vergeblich waren einigemale bereits weltliche Mittel zu ihrer Unterdrückung angewendet worden, die Secte der Albigenser im südwestlichen Frankreich, die der Waldenser im südöstlichen erhielt sich trotz Scheiterhaufen und Todesmartern bis in die folgenden Zeiten. Am gefährlichsten schienen diese Lehren zu werden, da Arnold von Brescia, Schüler des berühmten von Abt Bernhard verfolgten Abälard, an dessen Name und Person sich eigentlich die Stiftung der Pariser Universität anschließt, in der Stadt Rom, in welcher damals ein niemals ganz erloschener Freiheitsgeist herrschte, großen Anhang fand. Sie hatte an den römischen König Konrad eine Einladung geschickt, den Sitz seines Reiches daselbst aufzuschlagen, und da Konrad, aus früherer Zeit mit den italienischen Verhältnissen zu bekannt um sich gerne in sie zu mischen, vielmehr dem Papst seine Hülfe zusagte, war Papst Eugen (1146) aus Rom vertrieben, und Arnold daselbst aufgenommen worden. Gerade zu einer Zeit wo der Papst in seinem eigenen Kirchsprengel des Aufruhrs nicht Meister werden konnte, gingen auf sein Geheiß die zwei mächtigsten Fürsten des Abendlandes in den Kampf. Wenn die Wundertätigkeit des heiligen Bernhard irgendwo sich bewährt hat, so ist das bei dem König der Deutschen gewesen. Konrad der schon ein-

Königin Eleonore Oheim, den König empfing. Hier zerfiel Ludwig mit seiner gefallsüchtigen Gemahlin und legte dadurch den Grund zu den nachherigen, den alten Haß zwischen England und Frankreich noch mehr anschürenden Händeln. Konrad, der sich zu Constantinopel mit Kaiser Manuel völlig ausgesöhnt hatte, kam dann auf griechischen Schiffen (April 1148) nach Akka und von da nach Jerusalem, wo sich allmählig seine geretteten Deutschen und andere Pilger um ihn sammelten, so daß eine Unternehmung gegen den Fürsten von Aleppo möglich war. Nureddin, vor allen andern Fürsten mit welchen bisher die Christen gestritten hatten durch Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet, hatte außer Damask alle kleinere Fürsten vom Tigris an bis zu dem christlichen Reiche vereinigt und in Aleppo seinen Sitz genommen. Der erste Angriff der Christen wurde jedoch auf einem (1148 Mai) zu Akka gehaltenen Reichstag gegen Damaskus bestimmt, und so gut geleitet auch die Belagerung war, und so riesenmäßige Tapferkeit Konrad bewies, so mußte man sie doch in Folge der Verrätherei der Pullanen (palästinensischen Christen) aufgeben, welche den ruhigen, friedlichen Verkehr mit den Ungläubigen höher achteten als den Kampf gegen sie. Ein Angriff auf Askalon, den Konrad und Ludwig ihre Schmach zu tilgen beschlossen hatten, scheiterte wegen gleicher Verrätherei der Pullanen, und Konrad kehrte daher (8. Sept.) ohne längeren Aufenthalt über Constantinopel und dann zur See durch Istrien (1149 Mai) nach Deutschland zurück, während Ludwig noch den Winter dort verweilte, und im April (1149) wieder nach Frankreich segelte. Schmählich und spöttlich war eine Unternehmung abgelaufen, zu der sich die ersten Fürsten ihrer Zeit mit den trefflichsten Heeren begeben hatten, und laute Vorwürfe trafen den heiligen Bernhard, der mit der größten Zuversicht das freudigste Gelingen derselben vorausgesagt hatte; er aber tröstete sich mit der auch von dem Bischof Otto ausgesprochenen Ansicht, daß die Sünden der Pilger den unglücklichen Ausgang herbeigeführt hätten, und mit dem Beispiele des Moses der ebenfalls sein verderbtes Volk nicht in das gelobte Land hatte führen können, und nachdem er noch fortwährend zu neuen Zügen aufgemuntert hatte, starb er (1153) bald nach seinem Freunde (1152) Süger, der noch so lange er lebte den König Ludwig von dem Gedanken sich von Eleonore scheiden zu lassen, um nicht Poitou und Guyenne zurückgeben zu müssen, abgehalten hatte, was aber nun unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft sofort (1152) geschah, und von Eleonore der

dem er ein ganzes Kloſter in Brand ſteckte, und man ſtand nun auf völlig feindlichem Fuße. Konrad ließ ſich auch in ſeiner Richtung nicht irre machen, ſondern zog auf Conſtantinopel zu, wo er ſich eigenmächtig genug benahm, um die ſchon vorhandene Zwietracht noch ärger zu machen, und hindurch, jedoch ohne ſeinen Schwager Manuel zu ſehen, da ſich Streitigkeiten über die Art des Empfangs erhoben. Nun ließen die Griechen die Deutſchen ihre ganze Tücke empfinden. Der Sultan von Ikonium, Maſſud, wurde von der Ankunft der Deutſchen benachrichtigt, die griechiſchen Städte ihnen verſperrt, die Lebensmittel nach eigener Erzählung der Griechen vergiftet, und durch betrügliche Wegweiſer das Heer irre geführt. Leider trennte ſich auch ſchon in Nikomedia ein Theil der Kreuzfahrer unter dem freyſinger Biſchof Otto von Konrad, und während dieſer geradezu auf Ikonium loszog, nahmen jene den Weg an der Küſte über Epheſus. Auf halbem Wege von Ikonium, bei Doryläum, ſah ſich Konrad plötzlich (26. Oct.) umringt, wollte ſich nach Lycaonien zurückziehen, verlor aber, ohnedieß von den Wegweiſern verlaſſen, durch die Pfeile der Feinde und die Erſchöpfung ſeine meiſten und beſten Leute, und rettete ſich ſelbſt mit genauer Noth nach Nicäa, wo ſich nur ein geringer Theil ſeines Heeres wieder um ihn ſammelte, viele ſich, des Kampfes müde, in die Heimath zurückbegaben. Indeſſen waren auch die Franzoſen mit einem nicht minder ſtattlichen Heere und ebenfalls unter ſteten Mißhelligkeiten mit den Griechen bei Conſtantinopel (4. Oct.) angekommen, Ludwig's größere Beſonnenheit und Nachgiebigkeit hatte jedoch einen öffentlichen Ausbruch des Unmuths verhütet, Manuel ſie ehrenvoll empfangen, und die franzöſiſchen Barone dahin gebracht, ihm für die zu erobernden Länder zu huldigen. Schon am 29. Oct. wurden die Franzoſen übergeſchifft, und als ſie bei Nicäa angekommen waren, erfuhren ſie die traurige Botſchaft von dem Unglück der Deutſchen, und Konrad ſelbſt zog nun mit Ludwig gemeinſchaftlich weiter bis nach Epheſus, wo er ſich von ihm trennte, und den Einladungen Manuel's folgend den Winter in Conſtantinopel zuzubringen beſchloß. Bei Epheſus (25. Dec.) trafen die franzöſiſchen Pilger zum erſtenmal auf die Türken, ſchlugen ſich auf dem weitern Zuge über den Mäander und Laodicäa nicht ohne großen Verluſt und viele Entbehrungen bei Attalia durch und ſchifften ſich hier (1148 Febr.), mit Zurücklaſſung vieler Schwachen und Erkrankten, die einem traurigen Schickſal entgegenſahen, in ſehr geringer Anzahl nach Antiochia ein, wo der Fürſt Raymund, der

Mittel, ihre faktiſch errungene Unabhängigkeit auch gegen eine größere Macht zu behaupten. Die Bewegungen, gegen welche die letzten fränkiſchen Kaiſer ihre ganze Thätigkeit zu richten gezwungen waren, hatten die kaiſerliche Autorität in Oberitalien ganz in den Hintergrund geſtellt, und der ſich ſelbſt fühlende Trotz der Stadt Mailand, der anſehnlichſten unter dieſen Städten, die ſich ſchon Konrad dem Salier (1037) mit dem von den andern Lombarden getheilten Entſchluß widerſetzt hatte, keinen Herrn über ſich zu leiden, der anders wolle als ſie, war gegen Friedrich's an ſie erlaſſene Befehle in offenbare Verachtung derſelben ausgebrochen. Die Städte Crema, Pavia, Lodi und Como hatten über Mailand geklagt, Friedrich deßhalb Befehle erlaſſen, die Mailänder dieſe nicht nur nicht befolgt, ſondern ſogar die Siegel und Briefe zerriſſen und mit Füßen getreten. Ehre und Pflicht erforderte daher Wiederherſtellung der kaiſerlichen Autorität. Friedrich trug deßhalb Sorge, die deutſchen Angelegenheiten zu ordnen, welchen durch die Anſprüche Heinrich's des Löwen auf das von ſeinem Vater beſeſſene Herzogthum Bayern, welches Heinrich Jaſomirgott, Markgraf von Oeſterreich, inne hatte, eine gefährliche Verwirrung drohte, und wiewohl es ihm nicht gelang, den öſterreichiſchen Heinrich, ſeinen Oheim, zur Einwilligung in gutwillige Abtretung zu bewegen, ſo ſicherte er ſich doch ſeines Vetters Heinrich des Löwen Freundſchaft und Mitwirkung zu dem italieniſchen Zuge durch eine Anerkennung ſeiner Rechte und zog von einer ſtattlichen Zahl deutſcher Fürſten begleitet, (1154) nach Italien, hielt auf den ronkaliſchen Feldern bei Placentia dem Herkommen gemäß ſeinen erſten italieniſchen, hauptſächlich zur Vertheilung der Lehen beſtimmten, großen Reichstag, (Nov.), zeigte hierauf durch die Zerſtörung der Städte Caira, Aſti und Tortona, welches Schickſal er ſeinen Widerſachern zu bereiten gedenke, nahm in Pavia (1155 April 17.) die italieniſche Königskrone an, und rückte hierauf gegen Rom. Hadrian IV., ein Engländer, der ſich von der dürftigen Stellung eines Bettlers zu der weltgebietenden Würde eines Beherrſchers der Chriſtenheit emporgeſchwungen hatte, bekleidete dieſe Stelle ſeit Kurzem (gewählt 1154 Dec.), und hatte von dem deutſchen Reichsoberhaupt die ausgezeichnete Gunſt erhalten, daß der ſeit ohngefähr zehn Jahren in Rom ſich aufhaltende Arnold von Breſcia, deſſen Lehren von der Beſchränkung der Geiſtlichkeit auf ihr geiſtliches Amt und von der gänzlichen Entziehung aller weltlichen Macht und Würden, worin mehr Gefahr lag als in ſeinen Anſichten über das Sa-

junge Heinrich Plantagenet, Sohn Gottfried's von Anjou, zum Gemahl (1153) gewählt wurde. So wurde Heinrich, nachher König von England, als Herzog der Normandie und Guyenne, Graf von Anjou und Poitou, ein Lehnsmann Frankreichs, der mächtiger war als der König selbst.

Wie sich aber Kirche und Staat allmählig in ein bestimmtes, wenn auch zunächst ungleiches Verhältniß setzten, so mußte sich in dem Staat selbst eine festere Bestimmung der Verhältnisse seiner Glieder entwickeln, und am auffallendsten geschah dies in dem Reiche. Wenn die ersten Kaiser noch in der unbedingten Ehrfurcht vor ihrer Würde Sicherheit genug gefunden hatten, um sich sogar persönlich des Herzogthums zu entäußern und dennoch Kraft und Mittel jeder Art zu besitzen, so war in der zweiten, der fränkischen Dynastie ein unverholenes Streben sichtbar geworden, die fürstliche Gewalt zu beugen, die Erblichkeit der großen Aemter, die dadurch aufhörten Aemter zu seyn, zu verhindern, und die Alleinherrschaft der Dynastie zu sichern. Der von Konrad II. und Heinrich III. hierzu mit vielem Glück gemachte Anfang hatte aber unter den beiden letzten Kaisern dieses Hauses keinen entsprechenden Fortgang, und die fürstliche Gewalt, deren Grundlage die Erblichkeit der großen Lehen war, trat nun drohend dem Kaiser gegenüber. Unter den schwäbischen Kaisern entwickelten sich daher die fürstlichen Rechte, es bildete sich das eigentliche Städteleben in Italien und Deutschland aus, und es wurde zugleich durch die Anwendung des alten römischen Rechts auf die damaligen Verhältnisse dem Kaiser ein neuer Rechtstitel gegeben. Friedrich I., Neffe und Nachfolger Konrad's III., (1152—1190) war mit einem durch die Kenntniß der alten Zeiten genährten Geiste, der den großen Männern der Vorwelt an Thaten gleich zu werden wünschte, zur Regierung gekommen, und er gedachte die kaiserlichen Rechte über Italien im vollen Umfange herzustellen und so sich ein neues Reich zu erwerben. Denn allerdings konnte die Herstellung der kaiserlichen Gewalt über die lombardischen Städte wie eine neue Begründung angesehen werden, weil im Laufe der Jahre alle königliche und kaiserliche Rechte fast ganz in ihren Besitz gekommen waren. Sowohl die bischöfliche Autorität, als auch die Bedeutung des Adels hatte den neugeschaffenen republikanischen Städten gegenüber ihre frühere Furchtbarkeit verloren, und da zugleich Handel und Gewerbe bei großer Einfachheit des Lebens und der Sitte in ihren Mauern aufzublühen begannen, so befanden sie sich im Besitze der

nächſten 1. Febr. abtreten, ſollten dem Kaiſer Treue ſchwören, und die folgenden jederzeit von dem Volke zwar gewählt, von dem Kaiſer aber beſtätigt werden, und ſich, wenn er in der Lombardei ſey, jederzeit zur Hälfte bei ihm aufhalten; alle Regalia, als Münze, Zoll, Geleite, ſollte die Gemeinde von Mailand aufgeben und dem Kaiſer wieder zuſtellen. Nachdem hierauf in demüthigem Aufzuge die ſämmtlichen geiſtlichen und weltlichen Oberen von Mailand vor Friedrich erſchienen und zu Gnaden angenommen worden waren, hielt Friedrich (Nov.) einen merkwürdigen Reichstag auf den roncaliſchen Feldern, durch den, vermittelſt der vier berühmteſten Lehrer des eben damals in Bologna neu erwachten und betriebenen Studiums des römiſchen Rechts, Bulgarus, Martinus Joſias, Jakobus Hugolinus, und Hugo de Porta Ravennate mit Zuziehung der Richter der lombardiſchen Städte, die Hoheitsrechte des Kaiſers über Italien, deren Umfang Niemand recht kannte, nebſt Rechtspflege, Lehenrecht und Landfrieden, ſo beſtimmt wurden, daß Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften, Conſulate, Münze, Zoll, Fodrum (Naturallieferung an den kaiſerlichen Hof), alle Einkünfte von Häfen, Flüſſen und Straßen, Mühlen, und Fiſchteiche, endlich auch Kopfſteuer und Grundſteuer Recht des Kaiſers wäre. Die ungeheure, vorher ganz unbekannte Ausdehnung der kaiſerlichen Gewalt, welche die Veranlaſſung zur Anwendung des römiſchen Rechts auch in andern Fällen und zur Verdrängung des eigenthümlichen Landrechts geworden iſt, erzeugte im erſten Augenblicke zwar Erſtaunen und Verwunderung; da aber Friedrich ſeine Ueberlegenheit bei der mächtigſten Stadt dargethan hatte, ſo ſchien Jedermann zu gehorchen und der Krieg vollkommen geendigt. Allein in der Ausübung der kaiſerlichen Rechte entſtand ein doppelter Zwiſt, erſtens über die Anwendung derſelben auf die Güter der Kirche, wobei die alte Frage über die mathildiniſchen Güter wieder angeregt wurde, zweitens mit den Mailändern, welche ſich der Einſetzung eines kaiſerlichen Statthalters (Podestà) mit Gewalt widerſetzten, und die kaiſerlichen Abgeordneten kaum mit dem Leben entkommen ließen. Auch die Frage, ob in öffentlichen Schriften des Kaiſers, ob des Papſtes Name zuerſt geſetzt werden ſolle, drohte die Erbitterung zu vermehren. Hadrian IV. ſtarb über dieſen Vorfällen (1159 Sept.) noch ehe er den Kaiſer mit dem Banne belegen, oder wie er gedroht haben ſoll, das Reich von den Deutſchen nehmen und auf ein anderes Volk übertragen konnte, als Friedrich eben mit der Belagerung Crema's, der treuſten

krament des Altars und die Kindertaufe, dem neuerwachten republikaniſchen Geiſte der Römer neue Nahrung gaben, damals, indem er flüchtend in die Hände kaiſerlicher Anhänger gefallen war, vor der Porta del Popolo verbrannt wurde. Dennoch beſtand Hadrian mit Beſtimmtheit darauf, daß Friedrich ihm die, in Wahrheit erſt ſeit 1095 aufgekommene, Ehre des Steigbügelhaltens erweiſen mußte, und faſt hätte dieſe Ceremonie Anlaß zu einem bedenklichen Zwiſte gegeben, bis ſich endlich Friedrich zum Nachgeben bequemte. Hierauf zwang ihn der Uebermuth der Römer, den Einzug in die Stadt ſich mit Gewalt zu ſichern, und an dem Tage der Krönung ſelbſt (Juni 18.) mit dem Schwerdt in der Hand ſie zu demüthigen, worauf er, durch den Ablauf der Zeit, binnen welcher die Vaſallen ihre Dienſte zu leiſten verpflichtet waren, und durch ausbrechende Seuchen veranlaßt, nach Deutſchland heimkehrte, jedoch nicht ohne noch auf der Heimkehr die feindliche Geſinnung der Italiener abermals erfahren und deßhalb aufs Neue beſchloſſen zu haben ſie zu Paaren zu treiben. Daher ließ er es ſein Augenmerk ſeyn, den über Bayern abſchwebenden Handel zur Zufriedenheit beider Theile auszugleichen, und that dies, indem er (1156 Oct.) ſeinen Vetter Heinrich den Löwen mit dem Herzogthum Bayern endlich belehnte, ſeinem Oheim Heinrich aber die bisherige Mark Oeſterreich als ein Herzogthum mit auſſerordentlichen Rechten und Vorzügen übergab, durch welche der Verband dieſes Landes mit dem übrigen Deutſchland ſchon damals beinahe ganz aufgehoben und die ſpäter erfolgte Trennung deſſelben in allen ſeinen Intereſſen vorbereitet worden iſt. Ein neuer Zug nach Italien wurde hierauf (1157) beſchloſſen, und nachdem eine heftige Differenz mit Papſt Hadrian über die doppelſinnige Anwendung des ebenſowohl Gefälligkeit, Gunſt, als auch Lehen bedeutenden Wortes beneficium entſtanden, der Zorn des Kaiſers aber durch ausdrückliche Erklärung Hadrian's beſchwichtigt worden war, brach Friedrich 1158 mit einem glänzenden und furchtbaren, von allen Fürſten begleiteten, Heere gegen Italien auf, zwang das widerſpenſtige Mailand durch eine Belagerung ſich ihm (Sept.) zu ergeben, Treue zu ſchwören, den Städten Como und Lodi volle bürgerliche Unabhängigkeit zu verſprechen, den kaiſerlichen Palaſt aufzubauen, 9000 Mark Silber in drei beſtimmten Friſten bis zum nächſten Jan. (Epiphan.) zu zahlen und für die richtige Leiſtung dieſer Verſprechungen 300 Geißeln aus den Capitanen (hohem Adel), Valvaſſoren (niederem Adel), und Popolaren (Bürgerſtande) zu ſtellen: ihre jetzigen Conſuln die am

land und das gewaltthätige Benehmen seiner Statthalter bei Ausübung der ohnedies verhaßten Rechte erzeugte, so sehr auch im Augenblick großer Schrecken Alle ergriffen hatte, den von Venedig aus, das sich bisher immer an die morgenländischen Römer angeschlossen hatte, um hierdurch ganz unabhängig zu bleiben, mit Geld beförderten Bund zu Treviso (1163), nicht mehr zu bezahlen oder zu leisten, als unter den früheren Kaisern herkömmlich gewesen wäre, welchem zwar anfangs nur Padua, Verona, Vicenza, allmählig aber mehrere, und zuletzt fast alle norditalienische Städte beitraten. Unglücklicherweise ließ Friedrich auch nach dem Tode Victor's III. (1164 April) den günstigen Zeitpunkt sich mit Alexander III. zu vertragen, vielleicht nicht durch seine Schuld, unbenützt verstreichen, und verlängerte die Kirchenspaltung durch Anerkennung des von seiner Partei gewählten Papstes Paschal's III., so daß die Unzufriedenheit mit der kirchlichen Spaltung, verbunden mit den Lasten der wiederholten Züge nach Italien, ihm erst nach vier Jahren einen von bedeutender Heereskraft unterstützten Zug (1166) zu unternehmen erlaubte. Indessen hatte sich nicht nur Alexander nach Rom zurückbegeben, und Paschal von dort entweichen müssen, sondern es war auch durch die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Statthalter bei den Lombarden der Entschluß, Leben und Habe an ihre Freiheit zu setzen, zur völligen Festigkeit gediehen, und obgleich Friedrich (1167 Juli 24.) Rom mit Gewalt eroberte, wobei die der Peterskirche benachbarte Marienkirche ein Raub der Flammen wurde, so war er doch nicht im Stande, den (1167 April 1.) von sämmtlichen Lombarden, Pavia, Novara, und Vercelli ausgenommen, geschlossenen Bund, einander beizustehen gegen alle Menschen, die von ihnen mehr fordern würden, als sie von dem Tod Heinrich's V. bis auf die Ankunft Friedrich's in Italien gethan hätten, jedoch ohne Verletzung des dem Könige schuldigen Gehorsams, zu zersprengen. Eine furchtbare, von den Menschen für eine göttliche Strafe des Kirchenbrandes und der übrigen verübten Greuel betrachtete Seuche raffte das kaiserliche Heer in kurzer Zeit dahin, und Friedrich selbst mußte sich glücklich schätzen, bei seiner fluchtähnlichn Rückkehr nach Deutschland dem Mordstahle der Einwohner von Susa (1168) entgangen zu seyn. Unterdessen war nicht nur Mailand von dem Städtebund wieder aufgebaut, sondern sogar um Pavia für seine Anhänglichkeit an den Kaiser zu züchtigen in seiner Nähe eine neue zu Ehren des Papstes, der mit den Lombarden einen gemeinschaftlichen Kampf kämpfte, Alessandria genannte

Anhängerin Mailand's beschäftigt war. Die Doppelwahl, welche nach Hadrian's Tod Statt fand, indem die eine, hauptsächlich von Sicilien unterstützte Partei der Cardinäle den Cardinal Roland als Alexander III., die andere, dem Kaiser ergebene, den Cardinal Octavian als Victor III., wählte, verwickelte den Streit noch mehr, indem Friedrich zwar (1160) durch ein aus deutschen und italienischen Bischöffen bestehendes Concil zu Pavia den Victor als rechtmäßigen Papst anerkennen ließ, und ihn auch in Rom selbst aufrecht hielt, Alexander aber von Frankreich und England für rechtmäßig gewählt anerkannt wurde, wie er denn auch die Mehrzahl der Cardinäle für sich hatte, und zwar aus Rom vertrieben wurde, aber in Frankreich einen sichern Zufluchtsort fand. In dem Papste fanden nun die Lombarden einen natürlichen Bundesgenossen, dem es gerade so wie ihnen darum zu thun war, die kaiserliche Gewalt in Italien keineswegs festen Grund und Boden gewinnen zu lassen, und sie auf den bloßen Namen und die bloß ideelle Geltung dieser Würde zu beschränken. Wenn daher hier auch die Kirche Partei gegen den Kaiser war, so war sie dies eigentlich nicht als solche, denn der Kampf hierüber konnte im Grunde schon als ausgefochten angesehen werden; sie war es vielmehr als eine weltliche gewordene Macht, welche politische Interessen verfolgend alle ihr zu Gebote stehende Mittel gebraucht, und unter diesen natürlich auch die der Kirche. Alexander protestirte also nicht nur gegen das Concil, und sprach den Kirchenbann über seine sämmtlichen Gegner aus, sondern sprach auch sämmtliche Unterthanen Friedrich's von dem Eid der Treue gegen ihn los. Indessen konnte diese Maaßregel damals noch keine sonderlichen Vortheile gewähren und Friedrich's Krieg gegen die Lombarden hatte seinen ungehinderten Fortgang, indem Friedrich das widerspenstige Crema (1160 Jan.) einnahm und schleifen ließ, Mailand aber, dessen eigentliche Belagerung er erst 1161 beginnen konnte, nach einem hartnäckigen Widerstand durch furchtbare Hungersnoth zur Unterwerfung (1162) auf Gnade und Ungnade zwang, die Stadt schleifen ließ, die Einwohner in vier Theile gesondert an vier verschiedenen Orten ansiedelte, und durch das Vorbild dieser harten Behandlung im ersten Augenblick überall Gehorsam fand. Ueberall wurden die kaiserlichen Statthalter, welche mitunter selbst Deutsche waren, angenommen, Tribut gezahlt, und der Kaiser schien auf der Höhe seines Glücks, so daß er noch weiter gehende Plane, Italien und Neapel betreffend, in seinem Geiste faßte. Allein die Härte seines Verfahrens gegen Mai-

verblieben, ſo war doch die Hauptſache, die Regalien, verloren, es war das Verbindungsrecht der Städte anerkannt, es war die Anweſenheit des Kaiſers auf kurze Zeit und unausweichliche Veranlaſſung beſchränkt. Heinrich der Löwe, der ſeine ihm vom Kaiſer früher geſchenkte Gunſt dazu benützt hatte, die ſlaviſchen Staaten im Norden Deutſchlands zu bekriegen und ſich dort eine faſt ſelbſtſtändige Macht zu gründen, war mittlerweile auch mit allen benachbarten deutſchen Fürſten zerfallen, welche nach Friedrich's Heimkehr aus Italien bei des Kaiſers ſeitdem geänderter Geſinnung klagend gegen ihn auftraten. Den Ausweg, ſich zu einem dem Kaiſer, der ſelbſt als Kläger gegen ihn auftrat, zu zahlenden Schadenerſatz von 5000 Mark Silber zu verſtehen, weigerte er ſich einzuſchlagen, und da er an allen ihm angeſetzten Tagen weder in Perſon, noch durch Vertreter erſchien, wurde er zu Würzburg 1180 in die Acht erklärt, und ihm ſeine Lehen Sachſen und Bayern genommen, jenes an Bernhard von Anhalt, dieſes an Otto von Wittelsbach gegeben. Lübeck und Regensburg wurden Reichsſtädte, die beiden Herzogthümer aber übrigens ſehr verkleinert. Sachſen namentlich zur Hälfte als Herzogthum Weſtphalen dem Erzbisthum Köln gegeben. Heinrich verſuchte Gegenwehr, allein ſeine von allen Seiten auf ihn hereinbrechenden Feinde waren ihm zu mächtig, es blieb ihm nur übrig die Gnade des Kaiſers anzuflehen, der mit Thränen im Auge dem alten Freund ſeine Allode zuſicherte, und ihm eine zur Herſtellung der Ruhe höchſt nothwendige Entfernung auf drei Jahre nach England auferlegte. Erſt Friedrich's Enkel nahm die von ſeinem Vorfahren mit Italien begonnene Fehde von Neuem auf, und für dieſen ſchien ſich ein vortheilhafterer Weg zu eröffnen, ſeinen Wunſch nach ſelbſtſtändiger Herrſchaft in Italien zu befriedigen. Als Friedrich nämlich nach dem coſtnitzer Frieden wieder nach Italien ging, von den Lombarden überall mit Ehrfurcht und Achtung empfangen, gelang es ihm, eine Verbindung zwiſchen ſeinem bereits (1169) zum König erwählten und gekrönten Sohn Heinrich und der ſicilianiſchen Prinzeſſin Conſtantia, Tochter des Königs Roger, und muthmaßlich einzigen Erbin des damals regierenden kinderloſen Königs Wilhelm II. zu Stande zu bringen, welche auch trotz der Unzufriedenheit, welche die Päpſte Lucius, Alexander's Nachfolger (ſeit 1181) und Urban III. (ſeit 1185) dagegen bewieſen, in Mailand (1186) gefeiert wurde. So hob ſich das hohenſtaufiſche Haus, an das normänniſche angeſchloſſen, zu der höchſten Macht in Deutſchland wie in Italien empor, und es wurde für

Stadt gegründet worden, welche mit großer Schnelligkeit emporblühte. War nun auch Friedrich's Macht in Deutschland nicht nur unvermindert, sondern sogar durch rechtzeitige Benützung der Umstände im Zunehmen, indem er die Güter des alten seit 1167 seines einzigen Sohnes beraubten Welf, seines Oheims, an sich zu bringen wußte, wodurch er die mathildischen Güter nebst Tuscien und Spoleto noch bei Lebzeiten, für die anderen zunächst die Anwartschaft erhielt, und behauptete er sein Ansehen sowohl den Fürsten gegenüber als auch gegen die Nachbarstaaten, ohne durch Bann und Excommunication sich geschwächt zu sehen, so gelang es ihm doch erst (1174) nach einigen Jahren, ein neues, größerntheils auf eigene Kosten zusammengebrachtes Heer nach Italien zu führen, um seine unterdessen außerordentlich verstärkten Feinde zu schlagen. Allein der Erfolg dieses Zuges fiel ganz anders aus. Sein Versuch, das wohl gelegene und standhaft vertheidigte Alessandria zu erobern, mißlang ganz, und als nach einem in der Absicht geschlossenen Stillstand (1175) mit dem Papst Alexander einen Separatfrieden zu schließen, der sich aber ohne die Lombarden zu Nichts verstehen wollte, der Krieg aufs Neue ausbrach, sah sich Friedrich seines bisherigen mächtigsten Bundesgenossen, des Herzogs Heinrich des Löwen, durch seine bestimmte Weigerung, dem Kaiser länger Beistand zu leisten, beraubt und einem überlegenen, vom Gefühl der Vaterlandsliebe und der Freiheit beseelten, Feinde gegenübergestellt. Auf dem Schlachtfelde von Lignano (1167 Mai 29.) erlitt Friedrich eine entscheidende und gänzliche Niederlage, nach welcher er dem Kampfe mit den Städten entsagend zunächst mit Alexander in persönlicher Zusammenkunft in dem neutralen Venedig (1178 Juli 23.) einen Frieden, mit den Lombarden aber einen Waffenstillstand abschloß, der nach sechs Jahren (1183) zu Costnitz in einen Frieden verwandelt wurde, welcher den Städten die Regalien welche sie schon besessen auch fernerhin zusprach, diejenigen aber, welche vom Kaiser noch nicht abgetreten waren, einer Zurückgabe oder einer jährlichen Geldsumme unterwarf, das Consulat entweder unmittelbar oder mittelbar der kaiserlichen Bestätigung aussetzte, dem Kaiser die Entscheidung in hoher Instanz durch seinen Bevollmächtigten, die Rechte des Lehnsherrn, und den Eid der Treue, desgleichen das Fodrum zusicherte, dagegen seinen Aufenthalt beschränkte und den Bund der Städte aufrecht hielt. Wie vortheilhaft daher auch die Formen dieses Friedensschlusses lauten, und wiewohl nicht zu leugnen ist, daß immer noch bedeutende Rechte dem Kaiser

zier Schawer Nichts übrig, als ſich an Nureddin und Schirkuh zu wenden. Der Emir ſchickte auch ſofort die beiden Kurden nach Aegypten, denen dieſesmal Amalrich nicht wagte die Spitze zu bieten, ſondern ſich nach Jeruſalem zurückzug. Schirkuh, der Jan. 1169 ehrenvoll in Cairo empfangen wurde, trat ſofort an die Stelle des als Verräther angeklagten und hingerichteten Schawer, ſtarb aber ſchon nach wenigen Wochen (März 1169) und hatte ſeinen berühmten Neffen Saladin als Vezier oder Sultan zum Nachfolger. Dieſer ſtellte nach dem Tode des letzten fatimidiſchen Chalifen Adhed (1171) die ſeit langer Zeit zerriſſene religiöſe Einheit wieder her, indem er den abbaſſidiſchen Chalifen zu Bagdad als rechtmäßigen Nachfolger Mahomed's anerkannte, das öffentliche Gebet wieder in ſeinem Namen verrichten ließ, und dadurch zwar die Partei der Schiiten nicht aufhob, aber doch keine politiſche Partei werden ließ. Nureddin's Tod (1174) gab ihm Gelegenheit, allmählig auch die ſyriſchen und arabiſchen Länder an ſich zu bringen, ſo daß er, damals 37 Jahre alt, in der Kraft ſeiner männlichen Jahre, ſich ohne übrigens ein fanatiſcher Schwärmer zu ſeyn für den von Gott beſtimmten Wiederherſteller der ſaraceniſchen Macht anſah, und daß ſich auch in der That, durch ſeine großen perſönlichen Tugenden, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmuth, Frömmigkeit angezogen, von allen Seiten die Anhänger des Islam um ihn ſammelten. Befand ſich nun ein ſolcher Held voll ächter Begeiſterung und zugleich voll Klugheit an der Spitze der ſaraceniſchen Macht, ſo würde das Reich Jeruſalem trotz der in einzelnen Gefechten noch immer ſich bewährenden ritterlichen Tapferkeit dennoch einen ſchweren Kampf gehabt haben; als aber zu den Uebeln des Lehensweſens, Ordensweſens, Pfaffenthums, an denen Jeruſalem mehr als jeder einzelne europäiſch-chriſtliche Staat krankte, auch noch Bürgerkrieg hinzukam, konnte man ſeinen Untergang vorausſehen. Amalrich, einer der thätigſten und löblichſten Könige, hatte 1174 ſeinen dreizehnjährigen Sohn Balduin zum Nachfolger, von dem man große Hoffnungen hegte, die aber leider durch die fürchterliche ihn gleich nach dem Tode des Vaters befallende Krankheit des Ausſatzes alle vereitelt wurden. Seine eigene Hülfloſigkeit erkennend, verheirathete er ſeine Schweſter Sibylla an den Ritter Guido (Veit) von Luſignan aus Poitou, einen mit allen Vorzügen des Ritters gezierten, nur aller Staatsklugheit ganz entblößten Mann, dem er auch, obgleich die Stimme aller Barone ſich laut dagegen erhob, die Vormundſchaft über den zum Nachfolger ernannten Sohn der Si-

jeden andern italienischen Fürsten die ganz natürliche und nothwendige Aufgabe, einer solchen ihrer Aller Freiheit bedrohenden Verbindung entgegenzuwirken. Das Organ Italiens aber war der Papst, und so dauerte der Kampf der Kirche mit dem Kaiser also zwar fort, gewann aber wie schon gesagt ein ganz anderes Ansehen, indem die geistlichen Mittel nun für blos weltliche, für politische Zwecke verwendet wurden. Indessen brach unter Friedrich kein solcher Zwiespalt mehr aus, wie nahe auch durch Investiturdifferenzen es dahin zu kommen schien, und Friedrich's letzte Lebenskraft nach einem thatenreichen und nicht fruchtlos verlebten Daseyn war in dem allgemeinen Interesse der Zeit dem Kampfe für das heilige Grab geweiht, wohin damals wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit gezogen wurde.

Nach dem ganz erfolglosen Kreuzzuge Konrad's und Ludwig's hatte Nureddin endlich auch Damask (1154) erobert und war dadurch Grenznachbar des Königreichs Jerusalem geworden. Da nun die Unruhen in Aegypten dem damaligen Vezier Schawer keine andere Zuflucht als den Emir Nureddin ließen, so nahm ihn dieser nicht nur auf, sondern ließ ihn auch durch seinen Feldherrn, den Kurden Schirkuh, den sein Neffe Saladin Sohn Ejub's, begleitete, (1163) zurückführen. Für seine geleistete Hülfe forderte Schirkuh den dritten Theil der Einkünfte, nöthigte hierdurch aber seinen bisherigen Schützling Schawer, der dies nicht geben wollte noch konnte, den Beistand des palästinensischen Königs Amalrich, der 1162 seinem Bruder Balduin gefolgt war, anzurufen, der auch kam, die Kurden in die Enge trieb, endlich aber, durch Angriffe Nureddin's zur Rückkehr nach Palästina bewogen, ihnen freien Abzug 1164 verstattete. Schirkuh über sein früheres Mißgeschick erbittert, bewog den abbassidischen Chalifen, alle rechtgläubigen Moslemen zum Kampfe gegen die schiitischen Ketzer aufzubieten, sammelte ein Heer, mit dem er wieder nach Aegypten zog, erlitt aber durch den abermals zu Hülfe gerufenen Amalrich (1167) das gleiche Schicksal, und mußte froh seyn, abermals freien Abzug zu erhalten. Dieses Glück bewog nun den König Amalrich, einen Bund mit dem griechischen Kaiser gegen Aegypten zu schließen, und, noch ehe die griechische Hülfe ankam, in Aegypten (1168) wieder einzufallen. Die Leichtigkeit der Eroberung erzeugte unter dem christlichen Heere die ärgsten Ausschweifungen, Amalrich's Soldaten geriethen unter sich selbst über die beste Art zu plündern in Streit, und es blieb dem Chalifen Adhed, wie seinem Be-

genossen einräumen, die Einwohner aber gegen Lösegeld abziehen ließ. So war nach kaum neunzigjähriger Dauer die Eroberung Gottfried's von Bouillon und seiner Gefährten wieder verloren, der Sitz des neugeschaffenen Reiches wieder in die Gewalt der Saracenen gerathen, und der Untergang der ganzen christlichen Herrschaft in Palästina ganz nahe gekommen. Nur die Ankunft des tapfern Konrad Markgrafen von Montferrat rettete das schon bedrohte Tyrus und gab den ganz zersprengten Rittern des Reiches Jerusalem wieder einigen Anhaltspunkt. Die Nachricht von diesem Schlage durchbebte die ganze Christenwelt des Abendlandes. Der alte Papst Urban unterlag dem Schmerz, daß ein solcher Jammer seinen Zeiten aufbewahrt sey, die Fehden zwischen Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich wurden beigelegt, unter der Ulme zwischen Gisors und Trie, auf dem sogenannten heiligen Felde, an der Grenze beider Lande, Frankreichs und der Normandie, nahmen die Könige selbst und mit ihnen viele geistliche und weltliche Herren aus beiden Reichen das Kreuz, und ein gleicher Eifer zeigte sich in Italien, in Deutschland, in den nordischen Ländern. Vor allen bedeutungsvoll war der Entschluß des 67jährigen Kaisers Friedrich Barbarossa. Dieser, aus seiner Jugend, als er seinen Oheim Konrad begleitet hatte, mit den Gefahren eines Kreuzzuges nicht unbekannt, damals gleich einem Arbeiter am Ende seines Tagwerks, auf eine mühevolle und nicht immer vom Glück, wohl aber immer vom Ruhm gekrönte Laufbahn zurücksehend, der mächtigste Fürst seiner Zeit, erklärte sich auf dem sogenannten Hoftage Gottes zu Mainz (27. März 1188) bereit das Kreuz zu nehmen, und traf hierauf die zweckmäßigsten Anstalten, um wenigstens den bei den früheren Zügen sichtbar gewordenen Uebelständen vorzubeugen, und ein eigentliches Heer, nicht eine Horde herrenloser Raubgesindels anzuführen. Für die Ruhe seiner Lande sorgte er nicht blos dadurch, daß er seinen schon längst zu seinem Nachfolger erwählten Sohn Heinrich als seinen Stellvertreter zurückließ, sondern auch durch die abermalige Entfernung des Welfen Heinrich, der sich auf drei Jahre nach England zu seinen Verwandten begab, und durch einen berühmten zu Nürnberg (1188 Dec. 30.) gegebenen Friedebrief, der dem ordnungslosen Faustrecht eine bestimmte rechtliche Grundlage gab und die Bedingungen, unter denen die Selbsthülfe erlaubt und gesetzlich war, genau festsetzte. An den Seldschuken Sultan Kilidsche Arslan II. von Ikonium schickte er zur Erneuerung der schon früher bestandenen freundschaft-

bylla aus erſter Ehe, Balduin V., übergab. Indeſſen gewann Saladin einen Sieg nach dem andern, die Barone weigerten ſich unter Guido zu fechten, der König, von allen dieſen Stürmen hin- und hergeworfen, dankte noch kurz vor ſeinem Ende ab, ließ ſeinen Neffen 1183 krönen, ernannte Guido's heftigſten Gegner, den Grafen Raimund von Tripolis, zum Reichsverweſer und ſtarb bald hierauf 1184. In dieſer gefährlichen Zeit that zuerſt der Reichsverweſer Graf Raymund mit allem Eifer ſeine Schuldigkeit, der heldenmüthige Widerſtand einzelner Ritter brach oder ſchwächte Saladin's wiederholte Angriffe, und ein Waffenſtillſtand brachte die, bei einer Hungersnoth, Folge des Mißwachſes, von beiden Theilen gleich ſehr gewünſchte Waffenruhe. Da ſtarb (Frühjahr 1185) der königliche Knabe Balduin V., und Sibylla, ſogleich nach Jeruſalem eilend, verſchaffte ihrem Gemahl Guido durch Liſt die königliche Krone. Das ſchied nun ſogleich die Barone in zwei einander bedrohende Parteien, und zum größten Unglück griff Rainold Graf von Sidon eine nach Mekka pilgernde, im Vertrauen auf den Waffenſtillſtand ruhig dahinziehende, Caravane an, wodurch ſofort der Waffenſtillſtand mit Saladin gebrochen wurde. Saladin, eben im Begriff den Fürſten von Moſul zu bekriegen, ſchloß ſogleich mit dieſem Frieden, und bot nun ſeine Anhänger insgeſammt zur Rache an den wortbrüchigen Chriſten auf. Zwar vereinigte die drohende Gefahr auch die einander befehdenden Barone, es fand zwiſchen König Guido und Graf Raymund eine Ausſöhnung ſtatt, allein das vereinigte Heer der Chriſten wurde dennoch (1187 Juli 4.) bei Hittim am See Tiberias von Saladin gänzlich geſchlagen, König Guido nebſt einer großen Anzahl Ritter gefangen, von den Tempelherren allein 230 getödtet, und in der Verwirrung der Niederlage und Flucht ſelbſt das heilige Kreuz Chriſti verloren. Dieſer Sieg, deſſen ſich Saladin übrigens mit Mäßigung bediente, indem er den Gefangenen den Becher der Gaſtfreundſchaft ſelbſt darreichte, und nur dem Friedensbrecher Rainold vor den Augen der Andern den Todesſtreich verſetzte und die Ordensritter, welche ihrem Gelübde treu blieben, erwürgen ließ, brachte in kurzer Zeit die ganze paläſtinenſiſche Herrſchaft in ſeine Hand, ſchon nach vier Tagen (8. Juli) ergab ſich die Burg Akka, nach zwei Monaten (5. Sept.) Askalon, und nach einer kurzen Belagerung auch die heilige Stadt Jeruſalem, wo Saladin (2. Oct.) triumphirend einzog, die Kreuze und andere Zeichen des Chriſtenthums wegnehmen, den Tempel Salomon's wieder ſeinen Glaubens-

wurde, mit Saladin in geheimem Bunde; die Saracenen wurden in Conſtantinopel feierlich aufgenommen und ihnen freier Gottesdienſt verſtattet; während die deutſchen Geſandten waren ins Gefängniß geworfen worden, und der Patriarch in der Sophienkirche, in Gegenwart der deutſchen Geſandten, zum Mord der Deutſchen, als zu einem lobenswerthen und Gott wohlgefälligen Werke, aufforderte. Friedrich beſchloß daher, den ſchönen Worten und Verſicherungen der Griechen, da er nach ſeinen eignen Worten als ein Gebrannter das Feuer ſcheute, nicht länger ſich hinzugeben, ſondern ſich, indem er einen Angriff auf die Hauptſtadt von der Land- und von der Seeſeite entwarf, und mit ſeinen bei Adrianopolis zuſammengezogenen Truppen eine drohende Stellung annahm, wie in Feindesland zu benehmen. So kam denn (1190 Febr.) ein Vertrag zu Stande, durch den Iſaak die nöthigen Lebensmittel und Schiffe zur Ueberfahrt zu liefern verſprach, die Deutſchen aber, auf der Heerſtraße zu bleiben und ſich aller Gewaltthat zu enthalten. Sechs Tage lang (23.—28. März) dauerte die Ueberfahrt auf 1500 Frachtſchiffen und 27 Galeeren bei Galipoli, übrigens ohne Verluſt. Beim Eintritt in das Gebiet des türkiſchen Sultans Malekſchah, der eben erſt ſeinen Vater verdrängt hatte, ſah man, daß auch dieſe Hoffnuug getäuſcht hatte, und die Chriſten, in waſſerloſe Gegenden gerathen, ſpärlich nur mit Lebensmitteln verſehen, wurden Tag und Nacht von den leichten türkiſchen Reitern umſchwärmt. Indeſſen half die gute Ordnung, in der Friedrich ſeine Schaaren ziehen ließ, die Kranken und Schwachen, ebenſo das Fußvolk in der Mitte, zu beiden Seiten Haufen von Bogenſchützen, während er ſelbſt die Nachhut, ſein Sohn Friedrich die Vorhut führte, den Nachtheilen möglichſt ab, die mitunter entfaltete gigantiſche Stärke der Deutſchen that auch das Ihrige, und ſelbſt an den gefährlichſten Tagen (1., 7. und 14. Mai) blieb der Verluſt verhältnißmäßig unbedeutend. Ikonium wurde (10. Mai) erſtürmt, und froher Hoffnungen voll war man ſchon in die befreundeten Lande Ciliciens, zu armeniſchen, alſo chriſtlichen, Fürſten gekommen, als hier beim Baden oder, was jedoch wahrſcheinlicher iſt, beim Durchreiten durch den Fluß Saleph (Kalykadnus) Friedrich (10. Juni) ſeinen Tod und der ganze Kreuzzug, von dem die Chriſten das Aeußerſte gehofft, die Türken das Aeußerſte gefürchtet hatten, ſein plötzliches Ende fand. Denn Herzog Friedrich führte zwar den Reſt des ſeines eigentlichen Führers und Hortes beraubten Heers noch bis Antiochia und Akka, allein Seuchen

lichen Verhältniſſe eine Geſandtſchaft, welche von demſelben erwiedert wurde, obgleich nachher der Sultan doch nicht umhin konnte, die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen auch zu der ſeinigen zu machen; an den Kaiſer Iſaak Angelus von Conſtantinopel erging eine gleiche Botſchaft, um friedlichen und freundlichen Durchzug zu haben, was aber von den Griechen ganz und gar nicht begriffen wurde; an Saladin endlich wurde, wie es ritterlicher Brauch war, um ſeine Ehre zu verwahren, ein Abſagebrief geſandt, worin Friedrich ihm die bisherige Handelsverbindung zwiſchen Italien und Aegypten aufkündigen und Krieg anſagen ließ. Nachdem er hierauf nur ſolche Pilger, die wenigſtens drei Mark Silber bei ſich hatten, und zwei Jahre lang alle Koſten des Zuges tragen konnten, ſich hatte anſchließen laſſen, zog er (1189 April 23.) mit einem trefflichen Heere von 30,000 Mann, worunter 15,000 Ritter waren, von Regensburg ab gegen Ungarn zu. Hier wurde er von König Bela III. in allen Ehren empfangen, hielt auch ſeinerſeits die ſtrengſte Mannszucht, fand aber ſchon bei dem Eintritt in die Bulgarei und in Servien einen nicht ſo ſehr durch die Treuloſigkeit des Fürſten, als durch die räuberiſche Natur der Einwohner feindlichen Empfang, der in den eigentlich griechiſchen Landen durch die Verkehrtheit des ſchwachen und charakterloſen Iſaak Angelos in offene Feindſeligkeit ausartete. Bald befahl er die Mauern und Gräben von Philippopolis herzuſtellen, bald ſie zu ſchleifen, mit abwechſelndem Trotz und Verzagen; und als Friedrich die Verhaue, die ihm in den Weg gelegt waren, umgangen, die Plünkler, welche ihn ſtören ſollten, verjagt hatte, und nach Philippopolis gekommen war, traf er die Stadt ganz verlaſſen, kaum daß der ärmere Theil der Bevölkerung und die Armenier, welche in den Deutſchen Glaubensverwandte ſahen, zurückgeblieben waren. Friedrich benahm ſich hierbei mit einer überaus edlen Mäßigung, wiederholte ſeine Verſicherungen, daß er nichts Feindſeliges gegen die Griechen im Sinne habe, und erlangte ſo die bisher gefangen gehaltenen deutſchen Geſandten, den Biſchof von Münſter, den Grafen Ruprecht von Naſſau, und den Kämmerer Marquard, zurück, die wie Verlorengeglaubte mit Jubel und Freudenthränen empfangen wurden. Indeſſen dauerte der um ſo verächtlichere Trotz der Griechen, als ſich die Ueberlegenheit der Deutſchen, oder wie ſie hier genannt wurden Alemannen, in den Gefechten entſchieden kund that, immer noch fort; Iſaak nannte den Kaiſer nur den Fürſten von Alemannien, und ſtand, wie durch unleugbare Belege dargethan

denswürdigen, tapfern, geiſtreichen, prunkliebenden, großmüthigen, dabei aber ungerechten, übermüthigen und leidenſchaftlichen Richard, und des beſonnenen, nüchternen, klugen, ſparſamen Philipp in offene Flammen aus, und dauerte mit wenigen Unterbrechungen ihr ganzes Leben lang fort. Philipp verließ Meſſina zuerſt und kam ſchon am 13. April im Lager vor Akka an, während Richard, der ſpäter abfuhr und unterwegs durch Stürme aufgehalten wurde, ſich zuerſt nach Cypern begab, hier den auch gegen die Pilger grauſam und ungaſtlich verfahrenden König Iſaak, einen Nachkommen der Komnenen, abſetzte, und erſt 5. Jun. vor Akka anlangte. Der Wetteifer der beiden Könige zeigte ſich nun in einer für die gemeinſchaftliche Unternehmung höchſt erſprießlichen Bemühung, im Kampfe gegen die Ungläubigen es einander zuvorzuthun, und dies brachte endlich die Belagerten zu einer Capitulation 1191 Juli 12., welche den Vertheidigern freien Abzug, den Chriſten aber außer andern Vortheilen namentlich auch die Rückgabe des heiligen Kreuzes gewährte. Der Uebermuth, mit dem Richard nicht nur andere Kreuzfahrer, ſondern beſonders auch den Herzog Leopold von Oeſterreich, deſſen Banner Richard von dem Thurm, wo es aufgeſteckt war, herunterreißen und in den Koth treten ließ, und überhaupt die Deutſchen behandelte, hatte die Entfernung Leopold's zu Folge, und da auch Philipp ſeinem Gelübde genug gethan zu haben glaubte, und noch im Juli nach Europa zurückging, ſo ſtand Richard allein ſeinem ritterlichen Feinde Saladin gegenüber. Es hatte ſich zwiſchen beiden Fürſten ein eigenthümliches auf gegenſeitiger Anerkennung der perſönlichen Tugenden beruhendes Verhältniß gegründet, welches ſogar durch eine Vermählung von Saladin's Bruder, Malek el Adhel, mit Richard's Schweſter Johanna noch feſter geſchloſſen werden ſollte. Natürlich ſcheiterte dieſer Entwurf an der Verſchiedenheit der Religionen. Die Tapferkeit Richard's hatte übrigens reichen Spielraum ſich zu entfalten, und da auch ſeine Grauſamkeit, z. B. wenn er mehr als 2000 Gefangene miteinander niederhauen ließ, eine dem morgenländiſchen Begriff von Fürſtengröße keineswegs zuwiderlaufende Erſcheinung war, ſo gewann er immer mehr die Furcht und Achtung der ſeinen Namen ſogar ſprichwörtlich gebrauchenden Saracenen. Seine Verbindung mit Saladin, mit dem er während der ſteten Schlachten dennoch auch in ſteten Unterhandlungen ſtand, machte aber endlich die Chriſten mißtrauiſch, heimathliche Verhältniſſe forderten ſeine perſönliche Anweſenheit in England, und ohne je ſelbſt nach Jeruſalem

rieben es ganz auf. Viele begaben sich wieder auf den Heimweg, und nach dem ebenfalls an der Seuche erfolgten Tod des Herzogs (1191 Jan.) war von dem glänzenden Heere der Deutschen fast keine Spur mehr vorhanden. Die Hoffnung der palästinensischen Christen war indessen durch die Ankunft anderer, auch deutscher Pilger, wie des Herzogs Leopold von Oesterreich, desgleichen Italiener und Franzosen, aufrecht erhalten, und im Vertrauen auf die Unterstützung, welche die Könige von Frankreich und England bringen sollten, unterließ man nicht, dem Sultan Saladin tapfern Widerstand zu leisten. Schon seit 28. Aug. 1189 war zuerst von dem aus Saladins Gefangenschaft durch den Schwur sich aus Palästina entfernen zu wollen entlassenen, nachher aber von der Geistlichkeit seines Eides entbundenen König Guido der Angriff auf Akka (Akre, Ptolemais) begonnen, und von beiden Seiten war Alles zum Erobern und zum Vertheidigen aufgeboten worden. Am Fuße des Berges Carmel hatte man schon in der ersten Zeit der Belagerung neun Schlachten gezählt, kleinere Gefechte ungerechnet. Dabei war im christlichen Heere, indem auch Konrad von Montferrat, welcher Isabella die Schwester der seitdem verstorbenen Sibylla geheirathet hatte, Anspruch auf den Königstitel machte, neue Zwistigkeiten ausgebrochen, und man sah mit großer Sehnsucht den Franzosen und Engländern entgegen. Fast hätte neuer Zwist auch diese Hoffnung vereitelt. Denn nachdem Heinrich II. sich schon zum Kreuzzug erklärt hatte, brach in seinen französischen Besitzungen eine heftige Fehde seiner Barone gegen seinen Sohn Richard aus (1188), welche in einen mit großer Erbitterung geführten Krieg zwischen Frankreich und England ausartete, und nur durch einen Waffenstillstand bis die Kreuzfahrt vorüber seyn würde beigelegt wurde (1189 Juni 29.), dem nach wenigen Tagen der Tod des Königs Heinrich folgte. Nun eilte sein Sohn Richard, durch den Beinamen Löwenherz bekannt, mit Philipp August von Frankreich Friede zu schließen, hierauf in England sich nur so lange zu verweilen, als um die Krone zu empfangen und die Anstalten zur Abreise zu treffen unumgänglich nöthig war, hierauf aber wieder nach Frankreich zu gehen, um hier mit Philipp von Vezelay aus (1190 Juni), wo schon eine außerordentlich große Zahl von Pilgern sich eingefunden hatte, den Kreuzzug anzutreten. Bei Lyon jedoch trennten sie sich, um, die Engländer über Marseille, die Franzosen über Genua, sich nach Messina einzuschiffen. Hier bereits brach der vorher mühsam zurückgehaltene Groll beider Könige, des ritterlich lie-

Febr.) Papſt Innocenz III. ein leichtes Spiel bereitete. Schon am Tage nach ſeiner Weihung ließ er ſich von dem kaiſerlichen Stadtpräfecten zu Rom den Eid der Treue ſchwören, machte, indem er Senatoren und andere Beamte der Stadt ſich huldigen ließ, ſich zum alleinigen Oberherrn über Rom und ſein Gebiet, und entſchied die ſeit langem obſchwebende Frage über das Erbtheil des heil. Peter, indem er das Herzogthum Spoleto, die Mark Ancona, und die Allodien aus der Mathildiſchen Erbſchaft wieder an ſich zog (recuperirte), und die Mark Toscana, als offenbares Reichslehen, zwar nicht einzog, aber doch zur Unabhängigkeit der dortigen größern Städte, Florenz, Siena, Piſa, Luca, veranlaßte. Die in Deutſchland ſofort eingetretene Spaltung, indem Heinrich's kaum vierjähriger Sohn Friedrich von den Fürſten als Nachfolger verworfen, dagegen von der Hohenſtaufiſchen Partei Philipp, Heinrich's VI. Bruder, von der Welfiſchen aber Otto, des alten Heinrich des Löwen Sohn, gewählt wurde, benützte er mit Klugheit, um die gefährlicher ſcheinende Partei der Hohenſtaufen durch Verſagung der Anerkennung zu ſchwächen, hingegen die der Welfen durch Gewährung zu ſtärken. Da durch dieſe Wahl zugleich die den Päpſten verhaßte Vereinigung des ſiciliſchen Reiches mit Deutſchland aufgehoben worden war, ſo konnte er als oberſter Lehnsherr dieſes Reiches daſelbſt den Lehnzins erhöhen, die in Sicilien beſtehenden kirchlichen Rechte zu ſeinen Gunſten ſchmälern, und ſich für ſeine nach Conſtantias Tod (1198 Dec.) übernommene Regentſchaft ein anſehnliches Jahrgeld zahlen laſſen. Dennoch verdankte ihm Friedrich, deſſen Unmündigkeit er ſo auf der einen Seite mißbrauchte, die Wiedereinſetzung in die eine Zeit lang ihm entzogene Nachfolge im Reiche. Der Parteikampf zwiſchen Philipp und Otto bietet, da die Kräfte beider ziemlich gleich und der Krieg mehrmals durch Stillſtände und Verſuche zu gütlicher Beilegung unterbrochen war, im Ganzen Nichts als ein wüſtes, von Verheerung und Verwüſtung begleitetes Ringen dar, welchem endlich der Mord Philipp's durch Otto von Wittelsbach, Pfalzgrafen in Bayern (1208 Jun. 21), einen andern Anblick gibt. Da Otto ſich bereit erklärte, die einzige noch unverheirathete der vier Töchter Philipp's und Irene's, ſobald ſie erwachſen ſei, zu ehelichen, fanden alle Parteien in dieſer Verbindung das ſicherſte Unterpfand des innern Friedens, und obgleich ſich Innocenz zuletzt zur Anerkennung Philipp's bereit gezeigt hatte, ſo legte er doch ſeinem jetzigen Nachfolger Otto nicht nur Nichts in den Weg, ſondern krönte ihn um

gekommen zu seyn, schloß er die Reihe seiner Thaten in Palästina mit einem auf drei Jahre, Monate, Wochen, Tage abgeschlossenen Waffenstillstande mit Saladin (1192 Sept. 1.), wodurch den Christen für diese Zeit freie Pilgerfahrt nach Jerusalem gestattet wurde. Auf seiner Heimkehr gerieth er in die Gefangenschaft der Deutschen, welche ihn seine Einmischung in die sicilischen Sachen und seinen Uebermuth in Palästina durch dreijährigen Kerker und hohes Lösegeld bezahlen ließen. Auch sein edler Gegner, Saladin, nicht nur der edelste Mann des Orients weit vor und rückwärts, sondern den Besten aller Zeiten würdiger Genosse, starb schon im nächsten Jahre, und wiewohl sein Tod neue Bewegungen unter den Saracenen veranlaßte, zugleich aber auch die Bemühungen der Christen, das Verlorene wieder zu gewinnen, unablässig fortdauerten, so läßt sich doch die Geschichte des dritten großen Kreuzzugs mit Richard's Abzug und Saladin's Tod als ein völlig abgeschlossenes Ganze ansehen.

Die ganze Gewalt der Hierarchie vereinigte und erhob auf ihren höchsten Punkt damals Papst Innocenz III., der glücklichste und unternehmendste aller Nachfolger Gregor's VII. Günstige Umstände unterstützten seine hochstrebenden Plane. Auf Kaiser Friedrich war sein Sohn Heinrich VI. zwar ohne alle Hindernisse im Reiche gefolgt, und durch Familienverbindungen eines Sohns von Heinrich dem Löwen mit der einzigen Tochter des Pfalzgrafen Konrad, Bruder Kaiser Friedrich's, welche nicht die Politik, sondern die Liebe geknüpft hatte, schien der Friede in Deutschland gesichert und dem Hohenstaufischen Hause Nichts mehr im Wege. Zwar gelang es dem Kaiser Heinrich, der sich bei seiner Krönung eine demüthigende Behandlung soll haben gefallen lassen, die, wenn sie auch nur Sage ist, doch wenigstens zeigt, was man dem päpstlichen Stuhle zutraute, nicht sogleich nach seiner Krönung (1192) sich in den Besitz des mit seiner Gemahlin Constanze erworbenen normännischen Reiches Neapel und Sicilien zu setzen, indem ein Bastardsprosse des königlichen Hauses sich dort behauptete; aber als er hauptsächlich durch die ungeheure Summe, welche Richard Löwenherz für seine Freilassung aus der Gefangenschaft (1194 Febr.) zahlte, sich zu einem Zug nach Italien in Stand gesetzt sah, und sein Gegner Tankred noch zuvor gestorben war, wurde er des Restes seiner Gegner völlig Meister und entfaltete in ihrer Bestrafung und Vertilgung einen so furchtbar harten Sinn, daß sein plötzlicher Tod (1197 Sept.) zu Messina große Besorgnisse zerstreute und dem bald hierauf gewählten (1198

Febr.) Papst Innocenz III. ein leichtes Spiel bereitete. Schon am Tage nach seiner Weihung ließ er sich von dem kaiserlichen Stadtpräfecten zu Rom den Eid der Treue schwören, machte, indem er Senatoren und andere Beamte der Stadt sich huldigen ließ, sich zum alleinigen Oberherrn über Rom und sein Gebiet, und entschied die seit langem obschwebende Frage über das Erbtheil des heil. Peter, indem er das Herzogthum Spoleto, die Mark Ancona, und die Allodien aus der Mathildischen Erbschaft wieder an sich zog (recuperirte), und die Mark Toscana, als offenbares Reichslehen, zwar nicht einzog, aber doch zur Unabhängigkeit der dortigen größern Städte, Florenz, Siena, Pisa, Luca, veranlaßte. Die in Deutschland sofort eingetretene Spaltung, indem Heinrich's kaum vierjähriger Sohn Friedrich von den Fürsten als Nachfolger verworfen, dagegen von der Hohenstaufischen Partei Philipp, Heinrich's VI. Bruder, von der Welfischen aber Otto, des alten Heinrich des Löwen Sohn, gewählt wurde, benützte er mit Klugheit, um die gefährlicher scheinende Partei der Hohenstaufen durch Versagung der Anerkennung zu schwächen, hingegen die der Welfen durch Gewährung zu stärken. Da durch diese Wahl zugleich die den Päpsten verhaßte Vereinigung des sicilischen Reiches mit Deutschland aufgehoben worden war, so konnte er als oberster Lehnsherr dieses Reiches daselbst den Lehnzins erhöhen, die in Sicilien bestehenden kirchlichen Rechte zu seinen Gunsten schmälern, und sich für seine nach Constantias Tod (1198 Dec.) übernommene Regentschaft ein ansehnliches Jahrgeld zahlen lassen. Dennoch verdankte ihm Friedrich, dessen Unmündigkeit er so auf der einen Seite mißbrauchte, die Wiedereinsetzung in die eine Zeit lang ihm entzogene Nachfolge im Reiche. Der Parteikampf zwischen Philipp und Otto bietet, da die Kräfte beider ziemlich gleich und der Krieg mehrmals durch Stillstände und Versuche zu gütlicher Beilegung unterbrochen war, im Ganzen Nichts als ein wüstes, von Verheerung und Verwüstung begleitetes Ringen dar, welchem endlich der Mord Philipp's durch Otto von Wittelsbach, Pfalzgrafen in Bayern (1208 Jun. 21), einen andern Anblick gibt. Da Otto sich bereit erklärte, die einzige noch unverheirathete der vier Töchter Philipp's und Irene's, sobald sie erwachsen sei, zu ehelichen, fanden alle Parteien in dieser Verbindung das sicherste Unterpfand des innern Friedens, und obgleich sich Innocenz zuletzt zur Anerkennung Philipp's bereit gezeigt hatte, so legte er doch seinem jetzigen Nachfolger Otto nicht nur Nichts in den Weg, sondern krönte ihn um

ſo bereitwilliger zum Kaiſer (1209), als Otto urkundlich die Freiheit aller geiſtlichen Wahlen anerkannt, desgleichen aller Appellationen in kirchlichen und geiſtlichen Sachen, dem Spolienrechte entſagt, Hülfe gegen die ketzeriſche Bosheit verſprochen, und Wiedergabe aller zur Kirche gehörigen Güter, alles Landes von Radicofano bis Ceperano, der Mark Ancona, des Herzogthums Spoleto, der Mathildiſchen Landſchaft, der Grafſchaft Bertinoro, des Exarchats von Ravenna, und der Provinz Pentapolis zugeſichert hatte. Nach dieſer erſten, ſchriftlichen Capitulation konnte Innocenz an Otto's Ergebenheit wohl zunächſt nicht zweifeln, allein er wurde bald in ſeiner Meinung von dem neuen Kaiſer irre. Nicht nur benahm ſich Otto, der ſein den Fürſten gegebenes Wort, das Reich nicht zu mindern, ſondern zu mehren, für gültiger erklärte, als den erſt neulich dem Papſte geleiſteten Eid, in Bezug auf die mittelitalieniſchen Landſchaften als vollkommener Oberherr, ſondern er griff auch das offenbar gar nicht zum Reiche gehörige Reich Sicilien an, überzog Apulien, und eroberte Neapel. Innocenz konnte hier als Rächer und Beſchützer des bedrängten Friedrich auftreten, und ſchon 1210 traf den Welfen Otto der Bannſtrahl und erging an ſeine Unterthanen bei Androhung der Excommunication die Aufforderung zum Abfall. Die Folge war leicht vorauszuſehen. Die alte Partei der Hohenſtaufen trat zuſammen, und eine Botſchaft lud 1211 den jungen Friedrich ein, in Deutſchland an die Spitze des Reiches und ſeiner Anhänger zu treten. Innocenz ſelbſt munterte dieſen kaum ſechszehnjährigen Fürſten dazu auf, empfing ihn auf ſeiner Durchreiſe zu Rom (1212) mit großer Feierlichkeit, und genehmigte ſeine noch in demſelben Jahr vorgenommene Wahl und Krönung zu Mainz. Zwar ſchwankte das Glück noch einigermaßen hin und her, und ein glänzender Sieg möchte im Stande geweſen ſeyn, die Welfiſche Partei wieder ganz emporzuheben; als aber Otto in der Schlacht an der Brücke von Bovines (1214), wo er für England und Flandern gegen Frankreich ſtritt, trotz ſeiner eigenen und ſeiner Deutſchen Tapferkeit, geſchlagen wurde, war in Deutſchland die Sache entſchieden; Friedrich konnte ſich (1215) zu Aachen krönen laſſen, und der nur von Wenigen noch anerkannte Otto trat in das Dunkel ſeiner Harzburg zurück, wo er (1218) ſtarb, als ein neuer Beweis von der Gewalt des Papſtes, die hier durch den Einklang mit der Stimme des Volks und dem Glücke der Waffen als eine göttliche Vollmacht erſchien. Noch auffallender trat dies in den engliſchen

losen Zug Johann's nach Poitou und Guyenne, und durch die im flandrischen Interesse erlittene Niederlage bei Bovines nur vermehrt. Da bewog Stephan Langton, nun anerkannter Erzbischof von Canterbury, durch Erinnern an die Rechte, welche Heinrich I. (1100) in der fast vergessenen Urkunde gewährt hatte, die Barone und Bischöffe zu einem Aufstand gegen den König, der vom Oktober 1214 bis in den nächsten Sommer geführt, und nach mannigfachen Stillständen endlich durch den berühmten Abschluß der Magna Charta geschlossen wurde. Johann durch die Bürger von London und seine eigenen Dienstleute verlassen, willigte in Alles, in der Hoffnung Nichts zu halten. Bei Windsor auf der Wiese Runemede (1215 Jun. 19.) unterzeichnete Johann diese Grundlage der brittischen Freiheit, in welcher vor Allem die Kirche im unverletzten Besitz aller ihrer Privilegien gesichert, die Lehnspflichten genau bestimmt, und außerordentliche Fälle der Einwilligung eines Parlaments, d. h. großen Rathes, unterworfen, die Verhältnisse der Kronvasallen auf die Aftervasallen angewendet, die Freiheiten der Stadt London und aller andern Stadtgemeinden, Flecken, und Seehäfen gesichert, gleiches Maaß und Gewicht, freier Aus- und Eingang aller Freien im Frieden ausbedungen, die eingehegten Forsten und Fischwasser freigegeben, der allgemeine Gerichtshof endlich an einen bestimmten Ort fixirt, und ausgesprochen wurde, daß Keinem Recht und Gerechtigkeit verkauft, verweigert, verzögert, noch ein freier Mann anders als nach dem Urtheil von Seinesgleichen und nach den Gesetzen des Landes gerichtet werden sollte. Zur Aufhebung des lästigsten Theils der Jagdgesetze wurde eine zweite Charta, charta forestorum, an demselben Tage gegeben. Zwar gedachte Johann diese Bedingungen ebensowenig zu halten, als die gegebene Zusage seine fremde Söldner zu entlassen, auch hob Innocenz III. als getreuer Schutzherr seines Vasallen schon am 24. August 1215 die Charte auf, und belegte sie am 16. December mit dem Banne, und es schien sich zu einem drohenden Kriege anzulassen, indem die Barone, an deren Spitze der Erzbischof Stephan stand, dem Sohne Philipp August's die Krone anboten, und dieser auch wirklich nach England kam und an die Spitze einer Partei trat. Da aber Johann (1216 Okt. 19.) zur allgemeinen Freude an den Folgen seiner Unmäßigkeit starb, so vereinten sich die Engländer bald insgesammt zur Anerkennung seines Sohnes Heinrich III., der damals noch unter Vormundschaft stund, und Ludwig von Frankreich mußte wieder in sein Land zu

welchem Innocenz erſt durch Briefe, dann durch Boten, den König zum Nachgeben zu bewegen ſuchte, führte endlich zur Ausführung der angedrohten Strafe, des Interdicts, welches in dieſem Umfange damals zuerſt angewendet wurde, und in der dumpfen, alles heitern und ernſten Feſtſchmuckes entbehrenden Grabesſtille, welche ſich nun ſtatt der Geſänge der Prieſter und Chöre, ſtatt des erhebenden Glockengeläutes, ſtatt der prächtigen und Ehrfurcht einflößenden öffentlichen Handlungen und Segnungen, gleich einem Leichentuche über das ganze Land legte, den erwarteten Erfolg bewirkte. Da die Tyrannei des Königs durch alle dieſe Schritte zunächſt nur noch mehr gereizt wurde, und in neuen theils der Habſucht, theils der Grauſamkeit angehörenden Greueln ſich ferner zeigte, ſo fand die Bulle des Papſtes in der öffentlichen Meinung, die in ihm nur den Beſchützer des menſchlichen Rechts und den Bekämpfer der Tyrannei ſah, den ſicherſten Halt. Endlich that Innocenz den entſcheidendſten Schritt, und nachdem er ſchon vorher alle Unterthanen Johann's von dem Eid der Treue und des Gehorſams entbunden hatte, ſchenkte er die engliſche Krone dem König Philipp Auguſt, an den ſich ſchon vorher geiſtliche und weltliche Große des Landes gewendet hatten, und forderte dieſe auf, zur Entthronung Johann's behülflich zu ſeyn. Philipp richtete ſich in der That zur Beſitznahme, und Johann that, um ſich aus dieſer Noth zu retten, einen Schritt, der nicht minder bezeichnend für die päpſtliche Gewalt iſt, als Heinrich's IV. Kirchenbuße in Canoſſa. Er ließ ſich 1213 am 13. Mai unter ſehr harten Bedingungen vom Banne losſprechen und mit dem Papſte ausſöhnen, indem er ihm in allen Dingen zu gehorchen verſprach und ihm alle Patronatsrechte, die er über engliſche Kirchen beſaß, übertrug. Am 15. Mai nahm er das Reich England auf eine ſchmähliche Weiſe und unter demüthigenden Ceremonien vom Papſte zu Lehen, und verſprach, daß er und ſeine Nachfolger ſtatt der Vaſallendienſte, welche ſie dem päpſtlichen Stuhle leiſten müßten, jährlich 10,000 Mark Silber, ohne Nachtheil der gewöhnlichen Abgabe des Peterspfennings, entrichten würden. Hierauf ſchwur er vor dem päpſtlichen Legaten Pandulf öffentlich den Eid der Treue, und ſtellte im folgenden Herbſt eine eigene Acte über dieſes Verhältniß aus, worauf auch Innocenz das Interdict aufhob und ihm ſeinen Schutz verſprach. Indeſſen dauerte die Unzufriedenheit der Prälaten und Barone, oder vielmehr des ganzen Landes, mit Johann's ſchlechter Regierung fort, und wurde im folgenden Jahr 1214 durch einen fruchtl-

losen Zug Johann's nach Poitou und Guyenne, und durch die im flandrischen Interesse erlittene Niederlage bei Bovines nur vermehrt. Da bewog Stephan Langton, nun anerkannter Erzbischof von Canterbury, durch Erinnern an die Rechte, welche Heinrich I. (1100) in der fast vergessenen Urkunde gewährt hatte, die Barone und Bischöffe zu einem Aufstand gegen den König, der vom Oktober 1214 bis in den nächsten Sommer geführt, und nach mannigfachen Stillständen endlich durch den berühmten Abschluß der Magna Charta geschlossen wurde. Johann durch die Bürger von London und seine eigenen Dienstleute verlassen, willigte in Alles, in der Hoffnung Nichts zu halten. Bei Windsor auf der Wiese Runemede (1215 Jun. 19.) unterzeichnete Johann diese Grundlage der brittischen Freiheit, in welcher vor Allem die Kirche im unverletzten Besitz aller ihrer Privilegien gesichert, die Lehnspflichten genau bestimmt, und außerordentliche Fälle der Einwilligung eines Parlaments, d. h. großen Rathes, unterworfen, die Verhältnisse der Kronvasallen auf die Aftervasallen angewendet, die Freiheiten der Stadt London und aller andern Stadtgemeinden, Flecken, und Seehäfen gesichert, gleiches Maaß und Gewicht, freier Aus- und Eingang aller Freien im Frieden ausbedungen, die eingehegten Forsten und Fischwasser freigegeben, der allgemeine Gerichtshof endlich an einen bestimmten Ort fixirt, und ausgesprochen wurde, daß Keinem Recht und Gerechtigkeit verkauft, verweigert, verzögert, noch ein freier Mann anders als nach dem Urtheil von Seinesgleichen und nach den Gesetzen des Landes gerichtet werden sollte. Zur Aufhebung des lästigsten Theils der Jagdgesetze wurde eine zweite Charta, charta forestorum, an demselben Tage gegeben. Zwar gedachte Johann diese Bedingungen ebensowenig zu halten, als die gegebene Zusage seine fremde Söldner zu entlassen, auch hob Innocenz III. als getreuer Schutzherr seines Vasallen schon am 24. August 1215 die Charte auf, und belegte sie am 16. December mit dem Banne, und es schien sich zu einem drohenden Kriege anzulassen, indem die Barone, an deren Spitze der Erzbischof Stephan stand, dem Sohne Philipp August's die Krone anboten, und dieser auch wirklich nach England kam und an die Spitze einer Partei trat. Da aber Johann (1216 Okt. 19.) zur allgemeinen Freude an den Folgen seiner Unmäßigkeit starb, so vereinten sich die Engländer bald insgesammt zur Anerkennung seines Sohnes Heinrich III., der damals noch unter Vormundschaft stund, und Ludwig von Frankreich mußte wieder in sein Land zu

Paulinischen Briefen gegebenen und im Verlauf der Zeit weiter ausgebildeten Regeln gegen die Irrgläubigen sie zur Strafe gezogen, und Papst Lucius III. (1184) die stärksten Beschlüsse gegen sie und ihre etwaigen Beschützer erlassen; weil aber die Albigenser eine fleißige, ruhige Gemeinde waren, die den Wohlstand der ganzen Gegend hob, so hatten sie sich immer noch unter dem Schutze ihrer ihnen wohl geneigten Landesherren gegen die drohende Gefahr erhalten. Daß sie ihrerseits von lächerlichem Aberglauben auch nicht frei waren, kann man unbedenklich zugeben, während sie von dem Verdacht grober Unsittlichkeit, den sie durch ihre Lehrsätze, die man nicht verstand oder nicht verstehen wollte, nicht aber durch ihr Leben sich zuzogen, frei gesprochen werden müssen. Da übertrug (1203) Innocenz III. den cistercienser Mönchen Peter von Chateauneuf (Castelnau) und Robert aus dem Kloster Fontfroide, das Geschäft gegen die Ketzerei der Albigenser zu predigen, und da ihre Predigt namentlich in Toulouse den besten Erfolg gehabt hatte, so ernannte er (1204) sie und mit ihnen noch den Abt Arnold von Citeaux zu päpstlichen Legaten, um diese Ketzer zum katholischen Glauben zurückzubringen, oder, wenn sie sich weigern würden, zu excommuniciren und der weltlichen Gewalt zu übergeben: außerdem sollte ihr Vermögen eingezogen und ihr Name geächtet werden: denen aber, welche an dem Zuge gegen sie Theil nehmen würden, sollte, wie den Kreuzfahrern gegen die Saracenen, vollkommener Ablaß verwilligt werden. Indessen obgleich Innocenz an den König Philipp August von Frankreich und auch an die Grafen und Herren dieser Provinzen geschrieben hatte, so bezeigte doch weder Philipp Lust, sich in diese Sache zu mischen, noch wollten die andern Fürsten sich ihrer fleißigen und folgsamen Unterthanen berauben, und es bedurfte erneuerter Befehle des Papstes, damit nicht seine Legaten selbst muthlos wurden. Peter erhielt die nachgesuchte Erlaubniß in sein Kloster zurückkehren zu dürfen nicht nur nicht, sondern wurde vielmehr (1205) zu neuem Eifer aufgemuntert, und sowohl dem König Philipp, als auch dem Erzbischof von Narbonne und dem Bischof von Beziers Vorstellungen über ihr Betragen gegen die päpstlichen Legaten gemacht. Jetzt erst fingen (1206) die Versuche an, die Ketzer selbst durch Predigten zu bekehren, und da dieses ohnedies schwierige Werk einen sehr geringen Fortgang hatte, so nahmen die Legaten außer andern Gehülfen auch den Spanier Dominikus Guzman, Chorherrn des heiligen Augustinus und Subprior der Kathedrale des Bisthums Osma, der gerade

auf der Rückreise aus Rom dorthin kam, mit Erlaubniß seines Bischofs, zum Prediger an. Dennoch hatte das Unternehmen einen nur mittelmäßigen Fortgang, weil die weltlichen Großen, unter dem Vorwande, daß ihre eigenen Fehden sie zu sehr beschäftigten, die Befehle des Papstes zu vollziehen sich weigerten. Da geschah es, daß Graf Raymund von Toulouse mit dem Mönch Peter in einen heftigen Streit gerieth, Peter aber (1208 Jan. 15.) ermordet wurde. Dieser Mord wurde sogleich auf Rechnung des Grafen geschrieben, Peter schon am 9. März selig gesprochen und unter die Märtyrer der Kirche versetzt, durch Briefe des Papstes aber alle Grafen und Herren zum Kreuzzug aufgefordert. Da nun in der That Peter's Ermordung allgemein für ein Werk der Albigenser gehalten wurde, so fand die päpstliche Aufforderung überall Eingang, so daß Raymund, um der drohenden Gefahr zu entgehen, sich (1209 Jan.) unter jeder Bedingung unterwarf; er übergab als Unterpfand, daß er seinen Unterthanen nicht beistehen wolle, sieben feste Burgen, ließ die Bürgermeister von Avignon, Nismes, und St. Gilles schwören, ihn, wenn er eidbrüchig würde, nicht mehr für ihren Herrn anerkennen zu wollen, trat für denselben Fall die Grafschaft Melgueil schon einstweilen an den päpstlichen Stuhl ab, und schwur in funfzehn Artikeln seine Irrthümer ab und unterwarf sich ganz der römischen Kirche. Hierauf erschien er in der Kirche von St. Gilles im bloßen Hemde vor dem Legaten, beschwur seinen künftigen Gehorsam gegen die römische Kirche, und erhielt dann vor dem Legaten unter Ruthenstreichen die Lossprechung vom Bann Nun zogen die Missionäre an der Spitze eines Heers ins Feld, unter den Befehlen des Abtes Arnold, und auch Graf Raymund mußte sich anschließen. Der Sturm ging zuerst auf den Vicomte Roger von Beziers, der es vergeblich versuchte, zu Montpellier durch Vorstellungen die Gefahr abzuwenden; er mußte sich entschließen, sich zu vertheidigen. Als das Heer vor Beziers erschien, bot es den rechtgläubigen Einwohnern freien Abzug an, und forderte sie auf, den Kreuzfahrern Mittel und Wege an die Hand zu geben, den Platz zu überrumpeln. Es entfernte sich jedoch Niemand, was in den Augen des Abtes Arnold als Mitschuld erscheinen mußte, daher denn, als noch an demselben Tag (22. Jul. 1209) der Sturm gewagt, die Stadt in höchstens drei Stunden erobert, und nach dem eigenen Zeugniß des Abtes Arnold die ganze Einwohnerschaft, an 30,000 Menschen, vertilgt, die reiche Stadt aber durch Brand vertilgt wurde, auch die

Katholiken keine Begnadigung erhielten, sondern sich das Morden ohne Unterschied auf Schuldige und Unschuldige erstreckte, indem Gott schon wissen werde, die Seinen auszufinden. Durch dieses Beispiel geschreckt, erbot sich die reiche und mächtige Stadt Narbonne, Geld zu zahlen, sich Gesetze gegen die Ketzer geben zu lassen, und alle zu ihr geflüchteten Juden und Ketzer auszuliefern. In Carcassone suchte sich der Vicomte Roger anfangs zu halten, wurde aber nach einigen Tagen durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, seine Güter aufzugeben, um nur sein Leben als Gefangener zu behalten. So erfolgreich nun auch bisher das Unternehmen gewesen war, so schien es doch nothwendig, auch die Dauer desselben gegen einen Umschwung des Glückes zu sichern, der theils durch den Abzug eines Theils der Kreuzfahrer, theils durch den nur zum Schein ruhigen Grafen von Toulouse, theils durch seinen Schwager, den König von Aragon, zu befürchten war, und von einer deßhalb niedergesetzten Commission wurde einstimmig Simon von Montfort, Graf von Leicester, gewählt, der nicht nur hinsichtlich seiner kriegerischen Talente, Tapferkeit, Verschlagenheit, Gewandtheit, sondern auch wegen seiner harten, grausamen, und fanatischblutdürstigen Gesinnung vollkommen für dieses Amt geeignet war. Da ihm sein Gewissen nicht erlaubte, den Kreuzfahrern sich ferner anzuschließen, welche Heinrich Dandolo Doge von Venedig gegen Constantinopel führte, hatte er sich bei Zara von ihnen getrennt und seinem frommen Eifer durch Anschließung an diesen Kreuzzug ein Genüge geleistet. Der Krieg wurde nun fortgesetzt und auch der Graf von Foix gezwungen sich zu unterwerfen und seinen eigenen Sohn als Geißel zu geben. Da aber auch dieses nicht genügte, und dem Grafen von Toulouse die Abtretung aller von dem Kreuzheere eroberten Orte zugemuthet wurde, so wandte sich dieser an den Papst, berief sich auf seine geschehene Lossprechung, und würde auch wohl im Vortheil geblieben seyn, wenn ihn der Legat nicht selbst mehr als alle Ketzer im Verdacht gehabt hätte. Er wurde daher (1211) von dem Legaten aufs Neue in den Bann gethan, und Simon von Montfort, der indessen an der Stelle des seitdem verstorbenen Vicomte von Beziers die Belehnung über Carcassone von König Peter von Aragon erhalten hatte, griff ihn mit immer wachsendem Glücke an, welches bei der im Ganzen sehr abwechselnd starken Kriegsmacht, über welche Simon gebot, hauptsächlich seiner Kriegsgeschicklichkeit zuzuschreiben ist. Er erwarb sich daher außer der Würde eines Vicomte von Beziers

und Carcaſſone auch noch die eines Herrn von Alby und Rhodez, und traf zur Sicherſtellung der Religion in ſeinen neuen Landen beſondere Maaßregeln, beſonders die Verpflanzung nordfranzöſiſchen Adels unter die Provenzalen und Gascogner. Da ſich nun (1212) Graf Raymund faſt nur auf Toulouſe und Montauban beſchränkt ſah, wandte er ſich an ſeinen Schwager, Peter II. König von Aragon, um Beiſtand oder um Verwendung. Peter hatte eben erſt in Gemeinſchaft mit den Königen von Caſtilien und Navarra die ungeheure Schlacht von Toloza gegen den Fürſten der Almohaden gewonnen, hatte ſich von Innocenz ſelbſt ſalben und krönen laſſen, und ſich zu einem jährlichen Zins von 250 Doublonen gegen den Papſt verpflichtet, konnte alſo gewiß für einen rechtgläubigen Fürſten gelten. Allein ſein an das deßhalb verſammelte Concilium zu Lavaur geſtellter Antrag, die dem Grafen von Toulouſe, den Grafen von Foix und von Comminges u. ſ. w. entzogenen Güter unter dem Beding, daß ſie ſich den päpſtlichen Befehlen unterwerfen ſollten, zurückzugeben, wurde von demſelben abgelehnt und eine Appellation an den Papſt durch Berichte des Conciliums vereitelt. Innocenz erließ vielmehr ein hartes Schreiben an den König, daß er ſich mit dem Grafen Raymund eingelaſſen habe, und drohte ihm ziemlich unverholen daſſelbe Loos, welches dieſem zu Theil geworden war. Peter kümmerte ſich jedoch Nichts um Verbot und Drohung, und kündigte dem Grafen Simon den Krieg an. Dieſer erhielt aber von Frankreich einige Unterſtützung, und lieferte ſo dem an Zahl weit überlegenen, aber wenig geordneten Heere des Königs mit einer viel geringeren, aber ſchwärmeriſch-begeiſterten und trefflich geübten Schaar, am 12. September 1213, das berühmte Treffen bei Muret, welches ſich durch den Tod des gleich anfangs erlegten Königs zu einem entſcheidenden und faſt wunderbaren Sieg geſtaltete. Die nächſte Folge war, daß nun Graf Simon auch von der Grafſchaft Toulouſe Beſitz nahm, und hierin auch in proviſoriſcher Eigenſchaft einſtweilen vom Papſt beſtätigt wurde, der den ganzen Proceß des damals nach England entwichenen Grafen Raymund auf dem großen lateranenſiſchen Concil (1215) unterſuchen wollte. Raymund mit ſeinem gleichnamigen Sohne fand ſich, in der Hoffnung bei ſeinem unbeſtreitbaren Recht auch Gerechtigkeit zu finden, ebenfalls vor demſelben ein, das Concil aber erklärte ihn als Ketzer und Ketzerbeſchützer ſeiner Grafſchaft verluſtig, und warf ihm einen jährlichen Gehalt von 400 Mark Silber aus; Toulouſe mit allem Zubehör wurde dem Grafen Simon

zugesprochen, und diesem auch die Besitzungen des Grafen Raymund welche in der Provence lagen anvertraut, weil diese dem jungen Raymund für die Zukunft, wenn sein Betragen gehörige Sicherheit gebe, vorbehalten bleiben sollten. Die Grafen eilten daher in ihre Heimath zurück, der jüngere sammelte in Avignon, auf dem Gebiet des römischen Reiches, ein Heer, mit dem er sich aller Besitzungen seines Hauses bemächtigte, und da Graf Simon eine ebenfalls zu Gunsten der beiden Grafen gemachte Empörung der Stadt Toulouse hart züchtigte, so entstand hier eine solche Stimmung, daß man den alten Grafen, der indeß nach Aragon gegangen war, herüberzukommen einlud, und ihn (Sept. 1217), als Montfort eben in der Provence beschäftigt war, mit Freuden aufnahm. Graf Raymund, von den Einwohnern aufs Beste unterstützt, stellte die niedergerissenen Befestigungen von Toulouse in möglichster Eile wieder her, und wehrte sich gegen Montfort so lange, daß dieser neun Monate vor Toulouse lag, ohne es einnehmen zu können, und endlich (25. Juni 1218) bei einem Hauptangriff durch einen Steinwurf getödtet wurde. Nun trat zwar sein Sohn Amalrich in seine Rechte ein, allein die beiden Grafen setzten sich, obgleich Papst Honorius III. alles Mögliche that, um alle Welt gegen sie zu bewaffnen, und obgleich sich auch König Philipp (1219) in die Sache mischte, nach und nach wieder in ihr voriges Recht, und Raymund der Aeltere starb (1222) fast im völligen Besitz seines früheren Landes. Amalrich, dem Niemand mehr beistand, wurde endlich (1224) in Carcassone genöthigt, gegen freien Abzug und 10,000 Mark, Alles, was seinem Vater und ihm zugesprochen worden war, abzutreten, und seine Mitwirkung zur Aussöhnung seiner Gegner mit der Kirche zu versprechen. Auch Trencavel, des Vicomte von Beziers Sohn, wurde jetzt wieder in den Besitz seines väterlichen Erbes eingesetzt.

Der eigentliche albigenser Handel konnte nun für völlig beendigt angesehen werden, die Ketzerei war vertilgt, und nach dem Tode des ältern Grafen Niemand mehr vorhanden, gegen den ein Verdachtsgrund hätte geltend gemacht werden können. Unter diesen Umständen war es reine Vergrößerungssucht, wenn Ludwig VIII. die Ansprüche Amalrich's auf sich übertragen ließ, einen Angriff auf Avignon (1226) machte, und auch nach hartnäckiger Gegenwehr diese zum Reiche gehörige Stadt (1226 Sept. 12.) eroberte. Kaiser Friedrich II. beschwerte sich zwar über diese Verletzung des Reichsgebiets, erhielt aber von Papst und König die Versicherung, daß Alles wie-

der auf den alten Fuß hergeſtellt werden ſollte. Ludwig VIII. ſtarb zwar bald darauf (Nov. 18.), und ſein Nachfolger, Ludwig IX., war damals noch ein Kind, aber Raymund von Toulouſe war durch die fortgeſetzten Angriffe ſo ermattet, daß er ſich auf einem Concil zu Paris (1229) zu einem Frieden bequemte, der ihn nöthigte, ſeine Tochter Johanna an des Königs Bruder Alfons zu verheirathen, ſich zeitlebens nur mit den im Bisthum Toulouſe, Cahors und Agen liegenden Gütern zu begnügen, die Burg von Toulouſe und Alles jenſeits der Rhone ſogleich abzutreten, das Uebrige aber nach ſeinem Tode ſeiner Tochter und ihrem Gemahl, und ihren Erben, zuzuſichern, fünf Jahre lang gegen die Saracenen zu fechten, und endlich öffentlich zu Paris Kirchenbuße zu thun. Auf dieſe Weiſe endigte der Albigenſerkrieg, deſſen politiſche Folge die Unterdrückung der mächtigen Grafen von Toulouſe, als deren letzter Graf Raymund (1249) ſtarb, und die Vergrößerung Frankreichs war, indem ſpäter nach Alfons und Johanna's Tod dieſe Lande von der Krone eingezogen wurden. Eine andere, kirchliche, Folge war die Entſtehung der Inquiſition, nicht der ſchon früher beſtandenen biſchöflichen Aufſicht über jede einzelne Gemeinde, um ſie vor Irrthum im Glauben und Fehler im Leben zu bewahren, oder, wo es nöthig, durch kirchliche Bußen zu ſtrafen, ſondern eines nur von dem päpſtlichen Stuhle ſelbſt in höchſter Inſtanz abhängigen, ſogenannten heiligen, Gerichtes, in permanenter Eigenſchaft. Den von Innocenz III. ſchon 1215 hiezu gemachten Entwurf vollendeten ſeine Nachfolger Honorius III. und Gregor IX., und bis 1233 war ſie im ſüdlichen Frankreich und Italien bereits eingeführt. Der eigentliche Unterſchied dieſes Gerichts in ſeiner höchſten Ausbildung beſtand in der Heimlichkeit der Ankläger, die dem Beklagten eben ſo wenig als der ganze Umfang der Klage bekannt wurden, und in der Heimlichkeit des Rechtsganges, von dem außer dem Bereich der Inquiſitoren durchaus Nichts verlautete, ſo daß der Ausſpruch, der über Vermögen, Ehre, und Leben entſchied, bei der Schwierigkeit einer Appellation an den Papſt, ſo gut als unumſtößlich war. Eine ſolche allem rechtlichen Gebrauch und allem menſchlichen Gefühl widerſtreitende Einrichtung mußte in den verſchiedenen Staaten auch verſchieden aufgenommen werden. In Frankreich gerieth ſie allmählig in Vergeſſenheit, in Italien blieb ſie, doch im Ganzen mit Mäßigung, beſtehen, wiewohl ſie in Venedig unter der ſtrengen Aufſicht der Regierung ſtand, in Deutſchland kam ſie nach den erſten Verſuchen, die Konrad von Marburg mit

seinem Leben bezahlen mußte, nicht weiter in wesentliche Wirksamkeit, und nur in Spanien bildete sie sich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu der fürchterlichen Höhe aus, daß sie, gleich den Molochdienern des Alterthums, ihren Gott durch Menschenopfer am würdigsten zu ehren glaubte. Das meiste Verdienst in der Handhabung dieses Geschäftes gebührt dem Orden der Dominikaner, gestiftet 1205 von dem oben erwähnten Spanier Dominikus Guzman, und päpstlich bestätigt 1216, welche nebst dem Orden der Minoriten, gestiftet (1207) von dem Italiener Franz von Assisi, und 1223 päpstlich bestätigt, zu den schon bestehenden Mönchsgelübden sich auch die Entsagung alles Eigenthums für das Kloster und die Aufrechthaltung der päpstlichen Autorität zur Pflicht machten. Diese nebst den 1226 bestätigten Carmeliten und den Augustinern (1256) sind es, die unter dem Namen der Bettelmönche bekannt, das eigentliche stehende Heer des Papstes ausmachten und seine Befehle in alle Theile der Erde verbreiteten. Die Leichtigkeit ihrer Begründung, die keine reichen Schenkungen wie bei den andern Klöstern erforderte, sondern nur einen Grund für eine Kirche und ein Kloster verlangte, verbreitete sie außerordentlich schnell über die ganze Christenheit, und die Beschränkung ihrer Ansprüche an die Aufzunehmenden, die keine reiche Habe noch besondere geistige Befähigung, sondern nur Eifer mitzubringen brauchten, zog in diese Orden, namentlich in den der Minoriten (auch Franziskaner, Barfüßer) ganze Schaaren von solchen, die nicht bloß wahrhaft frommer Eifer trieb, sondern die theils ein geachtetes Müssiggängerleben einer einfachen bürgerlichen Thätigkeit vorzogen, theils auch klug genug waren, um in diesen Orden für Arme und Niedrige das sicherste Mittel zu finden, den Ehrgeiz eben so gut zu befriedigen wie an den Höfen der Fürsten und im Getümmel der Schlachten. Wie bedeutend und wichtig gerade diese Bettelorden in der Folge geworden sind, lehrt besonders der Ausgang des Mittelalters, und der ganze Kampf gegen das wiederauflebende Licht der Wissenschaften, von wem anders wurde er geführt, als von den Dunkelmännern der Bettelorden? Aus wem anders ging aber auch Luther selbst hervor, als aus dem Orden der Augustiner? Fügt man nun zu den angeführten Beweisen von des Papstes Gewalt in England, Deutschland, Frankreich, zu dem Institut der Bettelmönche mit seinen umfassenden Folgen, die auf der lateranensischen Synode (1215) festgesetzte Unentbehrlichkeit der Ohrenbeichte und genaue Bestimmung der geheimnißvollen Lehre von der Transsubstantiation, so

ist wohl außer Zweifel, daß Innocenz III. die päpstliche Gewalt zu ihrem höchsten Gipfel erhoben und am vollkommensten ausgebildet hat. Unter diesen Umständen ist Nichts befremdender, als die Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer, welche selbst der päpstliche Bannfluch nicht zu hindern im Stande war, sondern nachträglich sogar als eine löbliche Untersuchung anerkennen mußte.

Das griechische Reich war nach den schwachen oder ganz verächtlichen Nachfolgern Justinian's (Justin II. Tiberius II. Mauritius. Phokas) in den Besitz des Heraklius (610—640) gekommen, der zwar den gefährlichen Krieg mit dem Perserkönig Chosroes Parviz mit unerwartetem, glorreichem Glücke endigte, aber dafür durch die siegreichen und von schwärmerischem Glauben bestärkten Waffen der Araber unter Mahomed und seinen ersten Nachfolgern sich einen großen Theil der asiatischen Lande mußte entreißen sehen, ohne daß Heraklius, durch religiöse Streitigkeiten festgehalten, sich ihnen widersetzen konnte. Zugleich ging auch Italien immermehr der Unterjochung durch die Longobarden entgegen, und als das Geschlecht des Heraklius und seine nächsten Nachfolger den Thron verlassen hatten, nahm ihn zwar (717) das kräftige Geschlecht Leo's des Isauriers ein, aber nur um zu den von allen vier Himmelsgegenden her stürmenden Nöthen noch den innern Jammer der religiösen Spaltung durch die Bilderverfolgung zu fügen. Wenn sich auch Leo und sein ihm folgender gleichgesinnter Sohn Constantin Copronymus (741—775) eben so gegen die Angriffe der Araber, die (717—718) sogar die Hauptstadt belagerten, wobei das von Callinikus erfundene griechische Feuer gute Dienste leistete, und der Bulgaren und Slaven mit Glück aufrecht hielten, wie sie auch die innern, von den Bilderverehrern, besonders den Mönchen, sowohl in der Hauptstadt als auch in den Provinzen erregten Stürme mit starker Faust niederzuhalten verstanden, so begann doch der ohnedies unsichere Besitz Unteritaliens noch unsicherer zu werden, und die Päpste Gregor II. und III. nebst ihren Nachfolgern, in dieser religiösen Streitigkeit ganz mit den Kaisern zerfallen, schlossen sich ganz und gar an die Franken an, das Exarchat aber nahm, als orientalischer Besitz, ein gänzliches Ende, um als Patrimonium Petri wieder zu erstehen. Nach der kurzen Regierung Leo's des Chazaren (775—780), setzte seine Gemahlin und Nachfolgerin Irene in einer eigenen Synode (787) zu Nicäa den Bilderdienst wieder in sein volles Recht ein, und obgleich ihre Nachfolger, Nicephorus, Stauraklius, Michael I. Rhangabe, Leo IV.

der Armenier, Michael II. der Stammler und Theophilus (ſämmtlich von 802—842) zu den Bilderfeinden gehörten, ſo war doch die Anzahl der Bilderfreunde immer noch die größere, und gleich nach des kräftigen Kaiſers Theophilus Tod ließ ſeine Wittwe Theodora, als Vormünderin ihres noch unmündigen Sohnes Michael in einer Kirchenverſammlung zu Nicäa (842) den Dienſt der Bilder herſtellen, und zu ewigem Gedächtniß das Feſt der Rechtgläubigkeit einführen. Hierdurch ſöhnte ſich die nicht nur durch den Bilderſtreit ſondern auch durch frühere Rangſtreitigkeiten ihrer Häupter ziemlich zerfallene griechiſche und lateiniſche Kirche wieder aus, jedoch nur auf kurze Zeit. Als Michael's Oheim, der Cäſar Bardas, ein verſtändiger und der Reichsverwaltung, die er für ſeinen Zeitlebens unerzogenen und durch und durch verächtlichen Neffen führte, ganz gewachſener Mann, von dem Patriarchen Ignatius zu dem Genuß des Abendmahls nicht zugelaſſen wurde, ließ Bardas ihn abſetzen, und (857) den gelehrten, ehrgeizigen Photius, ſeinen Günſtling, zum Patriarchen machen. Hierüber gab es nun nicht nur im Morgenlande zwei Parteien, ſondern auch der Papſt Nikolaus I. erkannte den Photius nicht an, und der Bruch wurde dadurch befeſtigt, daß Michael, der den Bardas (866) ſchändlich ermorden ließ, auf einer eigenen Verſammlung der griechiſchen Geiſtlichen alle abweichenden Lehren und Gebräuche der lateiniſchen Kirche durch den Photius förmlich verdammen ließ. Michael hatte indeſſen in den Rang des Bardas den Macedonier Baſilius, einen Menſchen von geringer Herkunft, aber geſchickt als Ringer und Bereiter, und dadurch in ſeine Gunſt gekommen, erhoben, und da dieſer fürchten mußte, einem andern Geſchöpf der Laune Michael's weichen zu müſſen, ſo ſchaffte er (867) den Kaiſer Michael aus dem Wege, und beſtieg als Baſilius I. den Thron, den er ſo verwaltete, daß er die Art, wie er auf denſelben gelangt war, ganz vergeſſen ließ. Nicht nur ſuchte er durch Zurückrufung des abgeſetzten Ignatius, dem er dann erſt als er ſtarb den Photius folgen ließ, die Partéien zu verſöhnen, ſondern er führte beſonders im Finanzweſen Ordnung, Sparſamkeit, und Verminderung der großen Abgaben ein, wußte ſich gegen die benachbarten Staaten in Achtung zu erhalten, vernichtete den Raubſtaat der Manichäer oder Paulicianer (873) in Armenien, und hinterließ ſeinem Sohne in den Gedanken über die Kunſt zu regieren ein Denkmal, welches beweiſt, daß er über ſeine Aufgabe nachgedacht, ſich ſeine Pflichten vergegenwärtigt, und bemüht hat, auch ſeine Nachfolger zu

Gleichem zu bewegen. Auch ſeines Sohnes Leo VI. (886—912) kann als eines wohlverdienten Regenten erwähnt werden, indem er den ſchon von ſeinem Vater gefaßten Plan, die Geſetze des juſtinianeiſchen Codex, welche für die Griechen der damaligen Zeit gültig waren, in einer griechiſchen Ueberſetzung bekannt zu machen, den ſogenannten Baſiliken, ausführte, auch ſelbſt als Schriftſteller über die Taktik ſich hervorthat, und durch ſeine eigene Vorliebe für die Gelehrſamkeit auch bei den Zeitgenoſſen ein gleiches Beſtreben erweckte, ſo daß ſeine Regierung zu der gelehrten Richtung, die ſich lange Zeit an dem byzantiniſchen Hofe erhalten hat, eigentlich den Anklang gegeben hat. Dagegen muß man freilich ſeine der griechiſchen Kirche höchſt anſtößigen fünf Vermählungen in Rechnung bringen, die ihm ſehr verdrießliche Händel mit der Geiſtlichkeit bereiteten, die höchſt ſchwankende Abhängigkeit Unteritaliens, den Verluſt Siciliens an die Saracenen, die Angriffe der Bulgaren, der Ruſſen unter ihrem Fürſten Oleg in Kiew (907—911), und der Araber, die nicht nur Inſeln des Archipels ſondern ſelbſt Theſſalonich wegnahmen, und die man mit Geld abkaufte. Daß Venedig damals ſeinem Dogen den Titel eines Protoſpatharius beilegen ließ, war eine leere Form, die den Venetianern nur einigen Schutz gegen die ſaraceniſchen und ſlaviſchen Seeräuber gewährte, ohne dem byzantiner Hof Vortheil zu bringen. Unter ſeinem minderjährigen Sohn Conſtantin Porphyrogennetus (912—959) brachen wieder alle mögliche Anfälle über das Reich herein. Der Admiral Romanus Lekapenus vermählte ihn (919), als die Bulgaren ſchon bis vor die Thore der Hauptſtadt zu dringen wagten, mit ſeiner Tochter Helena, und trat unter dem ſchon unter Leo VI. aufgekommenen Titel Kaiſersvater als eigentlicher Regent auf, benützte indeſſen ſeine Gewalt weder zur Verſcheuchung der Bulgaren, deren König Simeon ſich (924) durch ſeine perſönliche Bitte zu einem Frieden bewegen ließ, noch zur ſonſtigen kräftigen Regierung, ſondern nur zu Vergrößerung ſeiner eigenen Familie und zu ungemeſſenen, höchſt koſtſpieligen Handlungen der Andacht und des Aberglaubens. Unter dieſen Umſtänden war der Tod des Bulgarenfürſten Simeon (927) und die Verbindung ſeines Nachfolgers Peter mit einer Enkelin des Romanus für das griechiſche Reich ein großes Glück, indem man nun die vorhandenen Kräfte gegen die Ruſſen, die (941) mit einer angeblich 10,000 Schiffe ſtarken Flotte vor Conſtantinopel erſchienen und im Herbſt deſſelben Jahres geſchlagen und durch griechiſches Feuer verbrannt wurden, gegen die Un-

garn, mit denen man (943) einen Waffenstillstand abschloß, und die Saracenen benützen konnte, welche (944) gegen die Auslieferung des Schweißtuchs von Edessa und des Briefwechsels zwischen Christus und Abgarus Frieden erhielten. Die Zurücksetzung, welche bisher Constantin von seinem Schwiegervater und seinen zu Cäsaren erhobenen Schwägern sich hatte gefallen lassen, hörte, als sie selbst ihren Vater (944) auf eine Insel bringen ließen, auf, indem sich Constantin nun der alleinigen Regierung bemächtigte, und seine beiden Schwäger zu Geistlichen weihen ließ. Constantin war ein gelehrter Mann, der aus Erziehung und Neigung sich ganz den Wissenschaften hingab, und wenn auch nicht gerade durch erhabene Gedanken und tiefe Einsicht, aber doch durch sehr umfassende historische und staatswissenschaftliche Kenntnisse, welche in seinen verschiedenen Werken zu ersehen sind, als Schriftsteller einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt. Außerdem dürfte der (945) mit den Russen zu Kiew abgeschlossene Handelsvertrag, die Taufe der Großfürstin Olga, Igor's Wittwe, (957) zu Constantinopel, und der letzte Einfall der Ungarn (958) welche damals ganz geschlagen wurden, die wichtigsten Ereignisse seiner Regierung seyn. Sein Sohn Romanus starb 962, und da er nur minderjährige Kinder hinterließ, so gab seine ränkesüchtige Gemahlin Theophano (963) erst dem tapfern Nicephorus Phokas ihre Hand, der nebst seinem Bruder Leo den Ruhm der römischen Waffen in siegreichen Feldzügen gegen die Saracenen aufrechtgehalten hatte, und gab nachher (969) dem von ihm beleidigten Johannes Tzimisces Gelegenheit, ihn zu ermorden, sah sich aber in der Hoffnung auch seine Gemahlin zu werden getäuscht, und wurde verbannt. Die kurze Regierung dieses schon vorher als großen Feldherrn bekannten Mannes ist durch glückliche Siege über Russen und Bulgarn (972) und über die Saracenen, gegen die er bis Damaskus vordrang, ausgezeichnet. Er hatte schon vorher des Romanus Sohn, Basilius II. zum Mitregenten, und dieser folgte ihm als er vergiftet wurde (976). Unter ihm schien sich trotz bedeutender innerer Unruhen das Glück dem oströmischen Reiche wieder zuzuwenden. Nicht nur erlitt Otto II., der mit Basilius Schwester Theophano verheirathet wurde, die Niederlage bei Basantello (982), wodurch sich die Herrschaft der Griechen in Unteritalien wieder zu befestigen schien, und da zugleich die neue Macht des fatimidischen Chalifen in Cairo der des Abbassiden in Bagdad feindlich entgegentrat, so war auch von dieser Seite weniger Gefahr zu fürchten, sondern er machte

auch (1018) mit furchtbarer Grauſamkeit dem Bulgarenreiche ein Ende. Uebrigens war unter ihm der Abfall Unteritaliens, den Melus und Datus leiteten, unter Mitwirkung der Normänner ausgebrochen, und Baſilius erkannte die Wichtigkeit dieſer Ereigniſſe ſo gut, daß er eben einen großen Zug gegen Italien unternehmen wollte, als ihn (1025) der Tod wegnahm. Die Regierung ſeines Bruders Conſtantin (bis 1028) und ſeiner Töchter Zoe und Theodora beſchließt die Dynaſtie Baſilius des Macedoniers. Zoe heirathete erſt den Patricier Romanus Argyrus, dann (1034) den Hofbankier Michael IV., dem ſein Neffe Michel V. der Kalfaterer, folgte, worauf ſie zuletzt noch den Conſtantin IX. Monomachus heirathete, der ſie (geſt. 1052) überlebte (ſt. 1054). Die Ausbreitung der Normannen in Unteritalien, gegen die nur unhinreichende Maaßregeln ergriffen wurden, und das Vordringen der Petſchenegen, die (1049 und 1050) die Griechen in großen Treffen ſchlugen, fällt in dieſe Zeit; auch die Ruſſen unter ihrem Fürſten Wladimir bedrohten (1043 Jun.) mit einem an 100,000 Schiffe ſtarken Heere die Hauptſtadt, wurden aber wie früher durch das griechiſche Feuer und die nautiſche Ueberlegenheit der Griechen ganz aufgerieben. Der Zwiſt mit dem Papſte hatte ſeither geruht, und obwohl der Patriarch Euſtathius 1024 von Papſt Johann XIX. den Titel eines ökumeniſchen Patriarchen nicht erlangen konnte, ſo war doch keine neue Spaltung entſtanden, als 1053 der Patriarch Michael Cerularius die abendländiſche Kirche wegen des ungeſäuerten Brodes, des Eſſens erſtickter oder erſchlagener Thiere, und des unterlaſſenen Hallelujaſingens in der Faſtenzeit angriff, worauf Papſt Leo IX. mit großer Heftigkeit antwortete, und durch ſeine nach Conſtantinopel geſchickten Legaten, den Cardinalbiſchof Humbert, den Erzbiſchof Peter von Amalfi, und den Kanzler Friedrich, nachherigen Papſt Stephan IX., denen, die der römiſchen Kirche widerſprechen würden, mit dem Bann drohen ließ. So wurde der Gegenſatz der abendländiſchen und morgenländiſchen Kirche faſt gleichzeitig mit dem Abſterben der Macedonier (Theodora ſt. 1056) ſehr bedenklich und der neue Regentenſtamm der Komnenen übernahm, als Michael V., ein von Theodora zum Nachfolger ernannter alter Feldherr, ſelbſt abgetreten war, eine durch viele Umſtände ſehr geſchwächte Regierung. Iſaak Komnenus trat daher nach einer kurzen durchaus löblichen Regierung den Thron (1059) dem Gemahl ſeiner Tochter Eudokia, Conſtantin Dukas, ab, einem durch Herkunft, Reichthum, und perſönliche Verdienſte dieſer Wahl vollkommen wür-

digen Manne. Das Vordringen der Seldschuken vom Euphrat her, die Siege und verheerenden Streifzüge der Uzen, eines an die Stelle der Petschenägen getretenen Barbarenvolkes, drängten das griechische Reich damals so sehr, daß er an Wiedereroberung des Verlornen kaum denken konnte, und sich mit der Errettung aus den gegenwärtigen Gefahren begnügen mußte. Constantin hatte vor seinem Ende (1067) seiner Gemahlin Eudokia das Versprechen abgenommen, nicht wieder zu heirathen, um dadurch die Nachfolge seinen Söhnen deren ältester Michael war zu sichern, allein Eudokia heirathete nach einigen Monaten den durch Vorzüge der Person, des Geistes und der Abkunft gleich ausgezeichneten Romanus Diogenes, und ließ ihn mit Einwilligung ihres Schwagers Johannes Dukas und ihres ältesten Sohnes zum Kaiser ausrufen (1068). Romanus ging sofort auf die unter Alp Arslan in Kleinasien vordringenden Seldschuken los, drängte sie siegreich zurück, wurde aber (1071 Aug. 24.) bei Zabra von Alp Arslan geschlagen und gefangen genommen. Dieß veranlaßte den ihm abgeneigten Johannes Dukas, seinen Neffen Michael zum Kaiser ausrufen zu lassen, die Eudokia in ein Kloster zu verweisen, den gefangenen Romanus aber, welcher von den Seldschuken blos auf sein Versprechen, das bedungene Lösegold zahlen zu wollen, freigelassen worden war, und sich mit den Waffen in der Hand des Reichs wieder bemächtigen wollte, als Feind zu bekämpfen, gefangen zu nehmen, und nachdem er zur Entsagung gezwungen worden war, blenden zu lassen. An den Folgen der ungeschickt vollzogenen Operation endete Romanus bald darauf sein abenteuervolles Leben. Michael VII. Parapinaces, von beschränkten Anlagen und mit einer nur für einen Gelehrten tauglichen Erziehung, fortwährend von dem Michael Psellus, dem größten Vielwisser seiner Zeit, unterrichtet und geleitet, sah die durch äußere Angriffe, innere Aufstände, und die allgemeine Noth stets wachsende Bedrängniß des Reichs so hoch gestiegen, daß er (1078) in dem Gefühle seiner Schwäche abdankte und zu Gunsten seines Bruders Constantin sich in den geistlichen Stand zurückzog. Fast gleichzeitig waren zwei Feldherren, Nicephorus Bryennius in Thracien und Nicephorus Botoniates in Asien (1077) zu Kaisern ausgerufen worden, deren zweiter sich der Hauptstadt bemächtigte, vom Patriarchen gekrönt wurde, und seinen Gegner Bryennius durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit des Alexios Komnenus in seine Hand bekam und blenden ließ. Das Mißtrauen, welches Botoniates der mächtigen Familie der Komnenen bezeigte,

bewog dieſe, welche ihm anfangs mit Treue und Eifer gegen die Empörung des Baſilakes beigeſtanden hatten, ſich zu empören; **Alexius Komnenus**, dem ſein älterer Bruder Iſaak freiwillig den Rang abtrat, ließ ſich (1081 Febr.) vom Heer zum Kaiſer ausrufen; als Gemahl der Irene, Enkelin des Cäſar Johannes Dukas, hatte er eine große Partei für ſich; die deutſchen Söldner ließen ihn in Conſtantinopel ein, während ſich zugleich die Flotte unter ſeinem Schwager Georg Paläologos für ihn erklärte, und Botoniates ergriff als einzigen Ausweg, um ſeine Ermordung und einen furchtbaren Kampf in der Hauptſtadt ſelbſt zu verhüten, ein Mönchskleid, worauf Alexius (1. April 1081) von dem Patriarchen gekrönt wurde. Das Reich befand ſich bei ſeinem Regierungsantritt in der bedenklichſten Lage. Nicht nur war Kleinaſien faſt ganz die Beute der Seldſchuken, die das Sultanat von Ikonium gründeten, und Unteritalien von den Normannen unter Robert Guiskard ganz erobert und für die Griechen verloren, ſondern dieſer gefährliche Gegner hatte damals eben einen Angriff auf Illyrien gemacht, und Dyrrhachium belagert. Zugleich waren im Norden Ungarn, Slaven, Peſchenäken, Comanen als ſelbſtſtändige Feinde, Bulgaren als unzuverläſſige Unterthanen, und im Innern gährten noch Reſte früherer Aufſtände. Um daher den Ehrgeiz des Prätendenten Nicephorus Meliſſenus zu beruhigen, ertheilte Alexius ihm den Titel Cäſar, führte aber zugleich die neuen Titel des Sebaſtokrators ein, der dem Cäſar vorging, und des Panhypersebaſtos (Höchſterlaucht) und Protoſebaſtos (Hocherlaucht), und erlaubte den Sebaſtokratoren und Cäſaren oben offene, mit einzelnen Perlen beſetzte Kronen zu tragen, während die des Kaiſers oben geſchloſſen und ringsum mit Perlen beſetzt war. Mit dem Seldſchukenſultan Soliman ſchloß er hierauf Frieden, durch welchen dieſem alles Land bis zum Flüßchen Drakon abgetreten wurde, und wendete alle ſeine Kraft gegen den Normannenherzog Robert, gegen den er zwar im Felde nichts ausrichtete, aber, da Robert durch Heinrich's IV. Zug nach Italien aus Griechenland zurückzukehren genöthigt wurde, und bei der Erneuerung des Zuges 1085 ſtarb, worauf zwiſchen ſeinen Söhnen Boemund und Roger Streit entſtand, dieſe Verhältniſſe ganz zu ſeinem Vortheil benützte. Gleich nachdem von dieſer Seite Ruhe eintrat, wurden die Angriffe der Petſchenären dem Reiche ſo lange höchſt gefährlich, bis Alexius ſelbſt mit Hülfe der Comanen den großen Sieg am Aënus (1088 April 29.) über ſie erfocht und ihr Volk faſt ganz vertilgte. Während zugleich innere Verſchwörungen

und Mordversuche ihn bedrohten, hörten die äußeren Kämpfe nicht auf, die Dalmatier unter ihrem Fürsten Bolkan machten trotz der von Alexius gegen sie angelegten Grenzbefestigungen Einfälle, die erst mit der friedlichen Unterwerfung Bolkan's (1091) endigten, die Comanen aber, von einem sich für den Sohn des Romanus Diogenes ausgebenden Betrüger aufgereizt, brachten in einem einige Jahre dauernden Kriege das Reich in große Noth, bis der falsche Constantin gefangen und seine Beschützer gänzlich geschlagen wurden (1092 oder später). Hatte nun Alexius mit Tapferkeit und Klugheit sich gegen alle diese Gefahren behauptet, so hatte er nicht minder alle Besonnenheit nöthig, um in den nun ausbrechenden Kreuzzügen den rechten Weg einzuschlagen. Wenn er auch selbst den Beistand des Abendlandes gegen die Seldschuken nachgesucht hatte, und auch ein nach der Weise der Zeit außerordentlich frommer und strengrechtgläubiger Christ zu nennen war, so gebrach es doch dem griechischen Hofe an jener schwärmerischen Begeisterung des Abendlandes, und die Nationalverschiedenheit der Griechen und der Lateiner hinderte eine gemeinsame Verständigung zu demselben Zwecke. Wenn schon die ersten Haufen des Einsiedlers Peter und des Ritters Walter in ihrer Erscheinung und ihrem Betragen nichts was den griechischen Kaiser für diese Sache gewinnen konnte hatten, so mußte er durch das stolze Betragen des Grafen Hugo beleidigt, und durch die Feindseligkeiten seiner alten Feinde, der Normänner Boemund und Tancred, zur offenbaren Abneigung bewogen werden. Schon in Constantinopel kam es, da Alexius für die zu erobernden Lande, als ehemaliges griechisches Eigenthum, von den Pilgern den Lehnseid forderte, und nur die fahrende Habe ihnen zu nehmen verstattete, Land und Leute aber als ihm gehörig in Anspruch nahm, zu Streitigkeiten, welche jedoch endlich durch die Einwilligung der Lateiner in den Lehnseid und die Huldigung beigelegt wurden. Seine Theilnahme am ersten Kreuzzuge beschränkte sich auf die Erwerbung von Nicäa, (20. Juni 1097), welches schon eine ziemliche Unzufriedenheit in dem Pilgerheer erzeugte. Später entspann sich zwischen ihm und Boemund, der als Fürst von Antiochien der nächste Nachbar des griechischen Reiches geworden war, ein Krieg (1104—1108), der von Boemund in Europa geführt, nach der von ihm vergeblich unternommenen Belagerung Dyrrhachium's, endlich (1109) durch einen persönlich mit Alexius abgeschlossenen Vertrag beendigt wurde. Durch diesen wurde zwar der früher zu Constantinopel geschlossene Vertrag

aufgehoben, aber ein neuer gleichen Inhalts geſchloſſen, Boemund mit Antiochien förmlich belehnt, ihm der Titel eines Sebaſtos und ein Jahrgehalt von 200 Pfd. zugeſagt, wogegen er die Huldigung und die Zuſage aller Vaſallenpflichten erneuerte und verſprach, ſeinen Vetter Tancred, Reichsverweſer von Antiochia, zur Herausgabe der indeß eroberten Städte zu zwingen. Boemund ſtarb bald nachher (1110) und die Kreuzfahrer kümmerten ſich Nichts um dieſen Frieden, ſuchten den Kaiſer vielmehr als einen heimlichen Freund der Türken in übeln Ruf zu bringen, obgleich er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens gegen die Seldſchukenſultane heftige Kriege führte. Uebrigens waren ſeine letzten Regierungsjahre weniger beunruhigt und nur durch ſeine gegen die Reſte der Paulicianer und die Bogomilen gerichtete Bekehrungsſucht beſchäftigt. Er konnte bei ſeinem Tode (1118) das Bewußtſeyn mitnehmen, ein zweiter Gründer des morgenländiſchen Römerreichs geworden zu ſeyn, und die von ſeiner Tochter, der gelehrten Anna Komnena, auf ihn angewendete Vergleichung mit Conſtantin dem Großen im beſſern Sinne vollkommen zu verdienen. Sein Sohn Johannes I., auch Kalojohannes genannt, wurde trotz den Bemühungen Irenes, ihrem Schwiegerſohne Nicephorus Bryennius, dem Enkel des Uſurpators, die Krone zuzuwenden, als Nachfolger anerkannt, und erhielt die von ſeinem Vater begründete Achtung des griechiſchen Reiches nach außen, ſowohl in den Kriegen gegen die Seldſchuken (1119) und Petſchenägen (1122) als auch gegen die Ungarn und Serben (1131 circa), worauf er ſich in die über die Nachfolge in Antiochien (ſeit 1131) entſtandenen Streitigkeiten miſchte, ſelbſt ein Heer nach Syrien führte, den von König Fulko mit Antiochia belehnten Grafen Raymund von Poitou zwang ſich als ſeinen Vaſallen anzuerkennen, und auf dieſen Zügen ſtarb (1143). Sein zweiter Sohn, der durch Körperſtärke, ritterlichen Sinn, Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnete Manuel folgte, und erhub das Reich zur höchſten Stufe des Anſehens, indem er den Fürſten von Antiochia zur Lehnshuldigung zwang, in den Kriegen gegen die Seldſchuken von Ikonium eben ſo perſönliche Tapferkeit wie Feldherrnumſicht bewies, und ſich zwar in dem Kreuzzuge ſeines Schwagers Konrad III. und Ludwig's VII. gleich ſeinem Großvater nur auf die eigene Sicherheit bedacht zeigte, dagegen aber gegen den Normannenkönig Roger (ſeit 1130), der wegen abgeſchlagener ehelicher Verbindung mit dem Komnenen entrüſtet (1146) Corcyra erobert und Hellas geplündert hatte, eine Flotte 1149 aus-

rüſtete, um die italieniſchen Beſitzungen wieder zu erobern. Zwar wurde Corcyra wieder genommen, allein die andern Verſuche mißlangen theils durch die Schwäche des ohnedies ſehr erſchöpften Reiches, theils durch die (1150) entſtehenden Kriege mit Ungarn, ſo daß mit Roger's Sohn (ſeit 1154), König Wilhelm (1156) Friede geſchloſſen, die beiderſeits gemachten Eroberungen und Gefangenen zurückgegeben, und Wilhelm als König anerkannt wurde. Mit den Königen Balduin III. und ſeinem Bruder Amalrich ſtand Manuel im beſten Vernehmen, wollte auch den Zug Amalrich's gegen Aegypten unterſtützen, kam aber zu ſpät, und ſtarb nach einer fürſtlich und ritterlich glorreichen langen Regierung (1180). Er hinterließ von ſeiner zweiten Gemahlin, Maria, Tochter Raimund's von Antiochien, einen dreizehnjährigen Sohn Alexius, deſſen Erziehung ſich Niemand annahm, und als der Protoſebaſtos Alexius, Manuel's Brudersſohn, in einem auffallenden Grade Einfluß erhielt, ſo nahm der Sohn von Alexius I. älterm Sohne Iſaak, Andronikus, ein durch ſeine Körperſtärke und Verwegenheit wie durch ſeine vielen Abentheuer berühmter Mann, das Regiment in die Hände, wobei in Conſtantinopel beſonders gegen die Lateiner alle möglichen Grauſamkeiten verübt wurden, ließ zwar anfangs den jungen Kaiſer Alexius öffentlich krönen, dann aber erſt ſeine Mutter Maria, hierauf ihn ſelbſt ermorden (1183) und beſtieg nun den durch ſeine Grauſamkeit ledig gewordenen Thron. Eine furchtbare Tyrannei brachte nun ſelbſt die der Willkühr gewöhnten Griechen zum Aufſtand, während ein geflüchteter Komnene, Alexius, Manuel's Neffe, Dyrrhachium und Theſſalonich mit normänniſcher Hülfe eroberte, und Iſaak Angelos, der aus blos abergläubiſchem Argwohn verhaftet werden ſollte, aber dem Schergen den Kopf ſpaltete und in die Sophienkirche floh, wurde zum Kaiſer ausgerufen, Andronikus, der entfliehen wollte, eingeholt, und auf barbariſche Weiſe ermordet (1185). So kam durch eine Laune des Zufalls ein Mann auf den Thron, der obſchon reich und angeſehen außerdem weder ſelbſt Anſprüche gemacht hätte, noch als tüchtig in Betracht gezogen worden wäre, und der auch allerdings zu der ſelbſt in Andronikus noch hervortretenden Größe des komneniſchen Geſchlechtes ein elendes Gegenſtück abgab. Zwar war die Milde, welche Iſaak's Regierungsantritt in Bezug auf viele von Andronikus Vertriebene oder Beraubte oder Verſtümmelte bezeichnete, eine ſo erfreuliche Erſcheinung, daß man ſie mit dem Lenz nach dem Winter, mit dem ſichern Haven nach dem Sturm verglich, und wenn

auch die unschuldigen Söhne des Andronikus geblendet wurden, so war dies eine nach griechischen Begriffen zu gewöhnliche Sicherheitsmaßregel, als daß man darin Grausamkeit gesehen hätte; ferner war der gegen den Alexius Komnenus sofort von dem Feldherrn Branas mit überall zuströmender Mannschaft geführte Krieg so glücklich, daß die Normänner zu wiederholtenmalen geschlagen, und mit zweien ihrer Anführer, Richard und Balduin, auch der Anstifter des Kriegs, Alexius, gefangen wurde (Nov. 1185), den Isaak blenden, die gemeinen Gefangenen aber im eigentlichen Sinne verhungern ließ; auch äußerte Isaak trotz der starken Reden, welche sich der gefangene Graf Balduin gegen ihn erlaubte, er wolle Keinen hinfort am Leibe oder Leben strafen, was den Griechen so ungewohnt vorkam, daß sie einen solchen Kaiser für eine wahre Gottesgabe erklärten; allein weder dieses Glück, noch Isaak's Vorsätze hatten Bestand. Der alte Kilidsch-Arslan fiel in Thracien ein, die Walachen fielen ab, durch Isaak's räuberische Beschatzung, um nur Geld zu bekommen, ihrer Heerden beraubt; und ein unter dem alten Johannes Contostephanus und einem schon von Andronikus geblendeten Alexius Komnenus gegen den Isaak Komnenus, den grausamen Tyrannen der Insel Cypros, unternommener Zug lief ganz unglücklich ab, und gab diesem Gelegenheit, seine furchtbare Grausamkeit an einzelnen Gefangenen zu bewähren. Höchst bedenklich wurde übrigens der Aufstand der Walachen und Bulgaren, indem die beiden mit dem Plane sich von der griechischen Herrschaft loszureißen schon vertrauten Brüder Peter und Asan ihre Landsleute durch religiöse Mittel zu begeistern verstanden, und wenn auch Isaak im Hämos (1186) einen Sieg über sie erfocht, doch durch seine Nachlässigkeit ermuthigt im nächsten Jahre wieder kamen. Nachdem der sonst wohlverdiente Feldherr Branas, der auf den wegen Mißtrauen entlassenen Johannes Sebastokrator und den geblendeten zwar tapfern aber unglücklichen Johannes Cantacuzenus gefolgt war, das Commando in Händen hatte, gab er entweder in Wahrheit oder nur als Vorwand heimliche Nachstellungen des Kaisers als Grund an, der ihn bewog sich zu empören, zog gegen die Hauptstadt und belagerte sie. Die Fischer der Propontis, welche es sogar wagten, auf die kaiserliche Flotte loszugehen, und die Provinzen erklärten sich bereits für den Usurpator; nur die Hauptstadt hing fest an Isaak, und der Markgraf Konrad von Montferrat, der kurz vorher Isaak's Schwester Theodora geheirathet hatte, schon unter Manuel wegen seiner Tapferkeit und Klugheit überaus hoch geach-

tet, richtete den Muth des nur auf das Muttergottesbild, das man aus dem hodegischen Kloster auf die Mauer hatte stellen lassen, und auf die mit den barfüßig einhergehenden Asceten unternommenen Andachtsübungen bauenden Isaak's wieder auf, sammelte aus den in der Stadt anwesenden Lateinern, Saracenen und Kaukasiern eine nicht unansehnliche, besonders aber von seinem Eifer mit fortgerissene Mannschaft, und in einer vor den Thoren von Constantinopel gelieferten Schlacht wurde Branas von Konrad selbst schwer verwundet und von seinen Begleitern vollends getödtet, das Heer ganz zersprengt. Gab nun Isaak auch den Anhängern des Branas auf ihre Bitte Verzeihung, so machte er sich wieder durch die beigefügte Bedingung, daß sie sich vom Patriarchen von den auf sie gelegten Flüchen lossprechen lassen sollten, lächerlich, durch die gemeine Rache, mit welcher er das Haupt des erschlagenen Branas zu seinem Festmahl hereinbringen, schimpfweise hin- und herwerfen, und am Ende seiner Wittwe, einer hochgeachteten Frau, zeigen ließ, höchst verächtlich, und durch die Tücke, mit welcher er die Wohnungen der armen Fischer an der Propontis in der Nacht nach dem Siege mit griechischem Feuer anzünden ließ, völlig verhaßt. Der rücksichtslose Uebermuth, mit welchem am nächsten Tage die Lateiner des Markgrafen Konrad mit armem Volke vermischt die Umgegend behandelten, Alles ausplünderten, die sich Widersetzenden todtschlugen, und sich des Siegs über den Branas als eines von ihnen vollbrachten Werkes rühmten, veranlaßte einen Aufstand in Constantinopel selbst, in dem anfangs die Lateiner zwar Gewalt mit Gewalt abwehrten, nachher aber doch durch die Bemühungen des Kaisers der Friede im Innern wieder hergestellt wurde. Der Krieg mit den Bulgaren und Walachen hatte natürlich während dieser Zeit von griechischer Seite ganz geruht, und als ihn nun Isaak wieder übernahm, hatten die Feinde stets die Oberhand, und Isaak eilte selbst immer wieder die Befestigungen der Stadt und die Annehmlichkeiten des Landlebens an der Propontis zu genießen, so daß der Bulgarenkrieg, obwohl Isaak sogar Asan's Frau gefangen und seinen Bruder Johann als Geisel hatte, ein immer bedenklicheres Ansehen gewann. Dabei brachen verschiedene Aufstände aus, und die steten Unfälle dieser Regierung erschienen wie ein Zeichen des himmlischen Zornes. Zu einer wahren Heimsuchung für die griechischen Lande wurde Friedrich Barbarossa's Kreuzzug, indem die Gesandten Isaak's das anfängliche gute Verständniß störten, den schwachen Kaiser zu den schwankenden, halb

kriegerischen, halb meuchlerischen Maaßregeln veranlaßten, die den deutschen Kaiser endlich zu offenbarer Gewalt bewogen. Sehr bedenklich wurde der Aufstand eines Pseudo-Alexius, der sich für den von Andronikus ertränkten Sohn Manuel's ausgab, und sich mit dem Beistand des Sultans von Ikonium geraume Zeit in Vorderasien gegen die Feldherren Isaak's hielt, deren Soldaten größere Zuneigung zu ihm als zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen Isaak hatten, bis ihn im Schlaf ein Geistlicher ermordete und seinen Kopf an Isaak's Bruder Alexius, der damals kommandirte, einschickte. Außer diesem Prätendenten, der wenigstens durch ziemliche Aehnlichkeit, besonders des blonden, Manuel eigenen, Haares, unterstützt war, trat noch ein anderer mit denselben Ansprüchen in Paphlagonien auf, über welchen zwar Isaak eben so wie über die vielen andern Empörer, worunter namentlich verschiedene Komnenen waren, am Ende Herr wurde, dabei aber weder an Ansehen noch an Sicherheit gewann. Ein großer Zug gegen die Walachen und Cumanen lief so unglücklich ab, daß in einem Engpaß das ganze Heer von den Feinden angegriffen wurde, und der Kaiser, den man schon für verloren gab, nur durch ein wunderbares Glück wieder sich zu den Seinigen fand. Gerade deßwegen ließ er die Nachricht er habe gesiegt ausbreiten, zur allgemeinen Entrüstung weil die große Niederlage die ganze Stadt in Trauer versetzte, und trotz dieser steten Unfälle ging er mit den in seiner Lage ganz lächerlichen Gedanken um von Siegen über die Saracenen, Befreiung Palästinas, und Zurückdrängung der Feinde bis an die alte Grenze, den Euphrat. Für die Schlechtigkeit der ersten Jahre seiner Regierung machte er eine eigene Entschuldigung ausfindig, dem Andronikus seyen nämlich eigentlich von Gott neun Jahre zugemessen, wegen seiner Bosheit aber auf drei eingeschränkt worden; die andern sechs habe nun er erhalten und es gehe während dieser Zeit von des Andronikus Natur etwas auf ihn über. Indessen ging es auch nach dieser Frist nicht besser. Da sein Vetter Constantin Angelus, den er gegen die immer weiter vordringenden Walachen schickte, das Heer in guter Zucht erhielt, sich den Feinden furchtbar machte, freilich aber auch nun sich zum Kaiser aufwarf, so ließ ihn Isaak zur großen Freude der Walachen Peter und Asan blenden, welche versicherten, er habe ihnen keinen größern Dienst thun können und zu Gott Gebete für das Wohl und die Erhaltung der Familie Angelus schickten. Er überließ hierauf die ganze Staatsverwaltung seinem gichtbrüchigen Oheim Theodor Castamonites, der sich besonders gut

auf das Finanzwesen verstand, und nach seinem Tode ganz jungen Leuten aus seiner Dienerschaft, welche seinen Hang zu prächtigen Schmausereien und zu kostspieligen Bauten durch völliges Eingehen in seine Wünsche zu befriedigen verstanden. Dabei schonte er die heiligen Gefühle seiner Landsleute und Glaubensgenossen nicht im Geringsten, sondern gebrauchte kirchliche Gefäße zu seinen Gelagen, und Kostbarkeiten von Altären und Crucifixen zu persönlichem Schmuck, und wenn ihm hierüber Vorstellungen gemacht wurden, so gerieth er in den größten Zorn, und behauptete, dem Kaiser stehe Alles frei, und zwischen Gott und dem Landesherrn sei in Bezug auf das weltliche Regiment kein Unterschied, berief sich auch deßhalb auf Constantin's Vorbild, der auch zwei von Christi Nägeln für seine Person verwendete. War er nun noch auf die gemeinste Weise käuflich und bestechlich, so konnte es als kein entsprechendes Verdienst angesehen werden, daß er in seinen prächtigen Bauten für Kirchen und Krankenhäuser ganz besonders Sorge trug, und mit beiden Händen zur Unterstützung der Armen, Wittwen und Waisen wieder hinauswarf, was er auf alle mögliche Weise zusammengerafft hatte, und die Zerrüttung des Staates wurde natürlich immer größer. Indessen wähnte er selbst, er blühe wie ein Palmbaum, sein Reich stehe fester als die Sonne am Himmel, und gleich der Ceder auf Libanon für lange Jahre, und da seine Feldherren bei Arkadiopolis wieder von den Walachen geschlagen worden waren, nahm er sich vor, selbst gegen die Feinde zu ziehen, sammelte ein sehr ansehnliches Heer, und rückte im März 1195 ins Feld mit dem Versprechen, nicht wieder zu kommen, er habe denn seinen Zweck erreicht. Warnungen, die ihm über die Absichten seines Bruders Alexius schon damals zukamen, verachtete er, ja er bewies sich sogar gegen diese wohlmeinenden Freunde erzürnt, als ob sie ihn gegen seinen Bruder aufbringen wollten, und rückte über Radästus, wo er Ostern feierte, nach Cypsella, um hier die übrigen Truppen zu erwarten. Der schon lange gehegte Groll des Adels theils über Hintansetzung, theils über die schlechte Verwaltung brach während Isaak auf die Jagd ritt aus, Branas Theodor, Georg Paläologus, Raul Constantin, Michael Cantacuzenus, und mehrere andere, Verwandte des kaiserlichen Hauses, riefen den Alexius, wie Isaak nur drei Stadien vom Zelt entfernt war, zum Kaiser aus, führten ihn in das Kaiserzelt, und das ganze Heer und Hofgesinde erklärte sich für ihn. Isaak der den Lärm hörte, dann auch das Nähere vernahm, begab sich, als er sah daß man ihn zu

ergreifen herbeieilte, auf die Flucht, wurde aber in Stagira (Makra) gefangen, und bald hierauf im Kloster Pera nach nicht ganz zehnjähriger Regierung im 39sten Lebensjahre geblendet und bei kärglichem Unterhalt eingesperrt. So bestieg sein Bruder Alexius den Thron. Unrechtmäßigen Erwerb durch Milde und Willfährigkeit vergessen zu machen, suchte er sich in der Gunst des Volkes durch maßlose Geschenke und Bewilligungen jeder Gnade und jeder Ehre zu befestigen. Den Krieg gegen die Bulgaren gab er sofort auf und bereitete sich nur in bequemen Tagereisen zum stattlichen Einzug in die Hauptstadt vor, wo seine Gemahlin Euphrosyne bereits einen Aufstand gestillt und das Volk und den Patriarchen für ihn gewonnen hatte. Entweder um die Erinnerung an seinen Bruder ganz zu vertilgen oder um die Beliebtheit des früheren Stammes für sich zu gewinnen, legte Alexius den Namen Angelus ab und wollte Komnenus genannt seyn. Uebrigens aber betrachtete er die Krone wie einen Festschmuck, der zum Wohlleben und zu aller Behaglichkeit auffordert, ergab sich einer sinnlosen Verschwendung, während seine geistreiche und männlichgesinnte Frau nicht nur durch Pracht und Ueppigkeit der Kleidung, sondern auch durch offenkundige Unsittlichkeit großen Anstoß erregte. Ein Aufstand eines Pseudoalexius, Sohn Manuel's, der sich bei Ancyra herumtrieb und besonders von seinen Landsleuten, den Ciliciern, unterstützt wurde, nahm durch die Ermordung des Prätendenten ein glückliches Ende. Eben so trat auch der von Richard Löwenherz abgesetzte, anfangs gefangene, dann wieder befreite Isaak Komnenus, ehemaliger König von Cyprus, welcher sich vergebens bemühte die Seldschuken gegen Alexius zu gewinnen, bald genug, wahrscheinlich vergiftet, vom Schauplatz ab. Als die Walachen eben so wenig einen angebotenen Frieden angenommen hatten, als sie sich durch Drohungen von des Kaisers Mannhaftigkeit schrecken ließen, kam es nothgedrungen zu einem neuen Feldzug, in welchem das Heer in einen von dem Walachen Asan gelegten Hinterhalt gerieth und der Sebastocrator selbst gefangen wurde, und bald darauf im Gefängniß starb. Glücklicherweise wurde Asan von einem ihm außerdem wohl vertrauten Mann Iwan ermordet, und dieser, dem Peter zu widerstehen doch zu schwach, floh zu Alexius und erbot sich ihm zu Wiedereroberung Mösiens zu helfen, was auch bei Alexius Eingang fand, aber anstatt daß er selbst das Heer angeführt hätte, übergab er es dem Protostrator Manuel Campyzes, den die Soldaten bald wieder umzukehren zwangen; als hierauf Alexius das

Commando doch übernahm, ging die Sache ebenfalls schlecht. So war das griechische Reich durchaus nicht im Stande, den Brüdern Asan, Peter und Johannes, der nach Peter's Ermordung das Commando nahm, zu widerstehen. Nicht minder schwach war die Abwehr gegen die Seldschuken, welche die Stadt Dadibra belagerten, ein von Alexius zum Entsatz gesendetes Heer schlugen, die Stadt zur Ergebung zwangen und auch in dem bald hierauf mit Alexius geschlossenen Frieden ihre Abtretung erhielten. Einen merkwürdigen Contrast zeigte griechischer und deutscher Charakter, als Heinrich VI. in der Eigenschaft eines Königs von Sicilien, Abtretung der griechischen Provinzen bis nach Thessalonich nordwärts begehren oder eine angemessene Entschädigung verlangen ließ. Da zog Alexius an Weihnachten 1196 nicht nur selbst sein Edelsteinkleid an, sondern gebot auch allen seinen Hofbeamten in ihrer größten Pracht zu erscheinen, in dem lächerlichen Wahn, die nordischen Barbaren würden durch solchen Glanz zur Ehrfurcht vor der griechischen Majestät bewogen werden. Aber die natürliche Folge war, daß die Deutschen nur von Begierde diese Reichthümer den feigen Griechen zu entreissen entflammt wurden, und denen, welche sie auf diese Herrlichkeit aufmerksam machten, erklärten, sie seyen nicht gewohnt Weiberschmuck zu bewundern, und es sey vielmehr Zeit diesen Tand wegzulegen und zum Schwerdte zu greifen. Alexius mußte einen Gesandten an Heinrich schicken, welcher doch die auf 50 Centner Gold zuerst angeschlagene Entschädigungssumme auf 16 zu ermäßigen sich bewegen ließ. Da auch diese Summe weder durch die neuaufgelegte sogenannte Alemannensteuer, noch durch die freiwilligen Beiträge der Reichen, die sich der Zumuthung des Kaisers weigerten, zusammengebracht werden konnte, ließ er die Grabmäler der alten Kaiser öffnen, um ihre ihnen ins Grab mitgegebenen Kostbarkeiten zu rauben, und nicht einmal Constantin der Große wäre diesem Schicksal entgangen, hätten hier nicht andere Diebe schon vorher alles Gold gestohlen. So kamen an 70 Centner Silber und etwas Gold zusammen; noch ehe jedoch das Geld abgeschickt wurde, kam die den Griechen besonders angenehme Botschaft vom Tode des hochstrebenden, herrschsüchtigen, blassen, ernsten, grausamen Heinrich's. Allein die gänzliche Unfähigkeit des Kaisers konnte weder von diesem, noch von andern günstigen Ereignissen Nutzen ziehen; seine eigene Schwäche, die Raubgier und Schlechtigkeit seiner Umgebung, fand eine kurze Zeit in seiner kräftigen Gemahlin Euphrosyne Gegenwirkung und Hülfe, allein man

wußte ſie des Ehebruchs zu verdächtigen, und dadurch ihren Einfluß auf ſo lange zu ſchwächen, bis ſie aus ihrer ſchmählichen Verweiſung in ein am Eingang des Pontus gelegenes Nonnenkloſter nach ohngefähr einem halben Jahr hauptſächlich durch die Bemühung des von ihr zum Miniſter erhobenen Conſtantinus aus Meſopotamien zurückgerufen wurde und noch größere Gewalt über ihren Gemahl erlangte als vorher. Uebrigens wurde dieſer Conſtantin, ein zwar ſchlauer und erfahrener aber von unerſättlichem Ehrgeize erfüllter Menſch, nicht lange hernach durch eine Hofkabale geſtürzt. Zu all dieſem kam am Ende noch Kränklichkeit, welche für ſein Leben beſorgt machte, und die wichtige Frage veranlaßte, wer, da er keine Söhne, und von ſeinen zwei Schwiegerſöhnen keinen mehr am Leben hatte, ſein Nachfolger werden ſollte. Nichts konnte die erbärmliche Lage des Reiches deutlicher zeigen, als die damals gemachten Umtriebe. Der Kaiſer wählte endlich den Alexius Paläologus und den Theodor Laskaris zu Schwiegerſöhnen und verheirathete ſie (um Faſtnacht 1200) mit Feſten, die ſelbſt den Zeitgenoſſen läppiſch ſchienen, an ſeine Töchter Irene und Anna. Während nun der immerfortwährende Walachenkrieg durch den Abfall jenes Ueberläufers Iwan, dem Alexius ſogar ſeine Nichte zur Frau gegeben hatte, mit neuem Glück geführt wurde, nahm eine Streitfrage über das Weſen des heiligen Abendmahls, durch den Patriarchen Johannes Camaterus angeregt, der ſich in Dingen, die über den menſchlichen Verſtand hinausgehen und der Schulweisheit widerſtreben, logiſcher Beweiſe und Definitionen bediente, das Intereſſe der Griechen ganz in Anſpruch, und der Kaiſer wußte ſich am Ende ſeines Gegners nicht beſſer zu entledigen, als daß er ihm durch ſeinen älteſten Eidam, den Paläologus, ſicheres Geleite durch den Schwur aufs Evangelium verſprach, und, nachdem Iwan hierauf vertrauend gekommen war, ihn in Feſſeln warf. Gegen Einfälle der Walachen (1201) kamen nun die Ruſſen als Bundesgenoſſen ſehr gut zu ſtatten, deren Fürſt Roman zu Halitſch, ins Land der Kumanen einfiel, und ſo die Griechen davon befreite, wogegen aber Aufſtände in Conſtantinopel gegen habſüchtige, räuberiſche Beamte, und Verſuche einzelner Männer, ſich zu Kaiſern aufzuwerfen, ohne Unterlaß die Regierung des Alexius beunruhigten. Die meiſte Gefahr drohte ihm indeſſen von einer Seite, die er ganz gering geachtet hatte. Seinen abgeſetzten und geblendeten Bruder Iſaak hatte er allmählig faſt ganz frei gelaſſen, den Zutritt zu ihm Keinem verwehrt, ſeinen Sohn Alexius aber ſogar auf Feldzügen mit ſich ge-

nommen. Irene, Isaak's Tochter, Wittwe des sicilischen Tancred, hatte den römischen König Philipp zum Gemahl, und an ihn hatte der entthronte Vater Schreiben am Hülfe abgehen lassen, die jedoch wegen Philipp's eigener Unsicherheit Nichts bewirkten. Mehr hoffte ihr Bruder Alexius persönlich ausrichten zu können, und entkam zu diesem Ende auf einem pisanischen Schiff glücklich in verstellter Tracht aus der Hauptstadt und nach Italien. Hier war gerade unter dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern, dem Grafen Erich von St. Paul und andern flandrischen und französischen Großen ein ansehnliches Kreuzheer schon seit Jahr und Tag beisammen, das wegen Mangel an Geld, um die 85,000 Mark den Venetianern für die Ueberfahrt zu zahlen, gewissermaßen in die Botmäßigkeit dieser dem byzantinischen Hofe erzürnten Handelsleute kam. Die beiden Angelus nämlich hatten die den Venetianern eingeräumte Handelsfreiheit aus Habsucht gebrochen, dagegen die Pisaner begünstigt, und Alexius insbesondere den Rest einer noch von Manuel her schuldigen Summe von 15 Centner Gold zu zahlen sich geweigert. Da benützte der alte, fast blinde, venetianische Doge, Heinrich Dandolo, die Geldnoth der Kreuzfahrer, sie vorerst um ihre Schuld abzutragen zu einem Zug gegen die Stadt Zara zu bewegen, welche schon mehrmals von den Venetianern abgefallen war, und Zara wurde auch (Nov. 1202) erobert und hart behandelt. Nun trat der junge Alexius, welcher von seinem Schwager König Philipp und dem Papst Innocenz nachdrücklich empfohlen war, mit großen Anerbietungen hervor, wenn man ihn und seinen Vater an dem Kronenräuber und Usurpator rächen wolle, und Heinrich Dandolo unterstützte sein Gesuch. Zwar machte die von Innocenz öffentlich ausgesprochene Mißbilligung einer solchen Verwendung der zum heiligsten Zweck bestimmten Mittel zu einem blos profanen und noch dazu gegen Mitchristen zu unternehmenden Zug bei Einigen in der That einen solchen Eindruck, daß sie, wie z. B. Simon von Montfort, das Heer verließen und einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchten; allein die größere Zahl beschloß den Zug nach Constantinopel, segelte über Dyrrhachium nach Corfu, und kam, ohne unterwegs von Gegenwehr des Alexius aufgehalten zu werden, begünstigt vom besten Winde, im Juni 1203 in der Propontis an. Nun schickte Alexius zwar Gesandte, welche aber gar nicht angehört wurden. Mittlerweile waren freilich einige Vertheidigungsmaaßregeln genommen worden, am Ufer stand ein Heer um die Ladung zu wehren, welches aber sich

bald auf die Flucht begab, und vom Thurm Galata aus war eine große eiserne, auf Querhölzern ruhende Kette bis zur andern Seite des Hafens gespannt, um das Einlaufen zu verwehren, der Thurm selbst mit Söldnern aus verschiedenen Nationen besetzt, während Galeeren und Barken dem Thurm zur Seite ebenfalls mit kampfgerüsteter Mannschaft versehen waren. Anfangs belästigten die Söldner vom Thurm aus die Kreuzfahrer, aber als sie am dritten Tag einen Ausfall machten, wurden sie nicht nur geschlagen, sondern zugleich auch der Thurm genommen und die Einfahrt in den Hafen dadurch erzwungen (6. Jul.). Darauf lagerten sie sich am Palast der Blachernä so nahe, daß sie einander beschießen konnten, errichteten sowohl auf dem Lande als auch auf den Schiffen Belagerungsmaschinen, und warfen die Ausfälle der Griechen jederzeit mit siegreichem Erfolge zurück. Nur Theodor Laskaris zeigte, daß es auch bei den Griechen noch tapfere Leute gebe, der Kaiser hatte allen Muth und alle Entschlossenheit verloren. Endlich wurde (17. Jul.) ein Hauptangriff beschlossen, die Venetianer sollten von der See aus, der Graf Balduin und der Graf Ludwig mit dem Markgrafen von Montferrat sollten von der Landseite die Stadt bestürmen. Die Venetianer drangen auch in die Stadt, da sie auf ihren Schiffen sich den Mauern nicht nur gleich, sondern sogar höher stellen konnten, der Angriff der andern Franken aber wurde von den Pisanern und den Warägern mit ihren Hellebarten anfangs zurückgeworfen, als aber der von Venetianern verursachte Brand um sich zu greifen anfing, und auch die bisher als Reserve zurückgebliebenen Grafen von St. Paul und von Montmorency, herbeikamen, siegten die Kreuzfahrer, hüteten sich jedoch, in die Stadt nachzufolgen, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen, zumal ihre eigentlich disponible Macht nicht über 500 Ritter und 2000 Mann zu Fuß betrug. In der Nacht entfloh Alexius mit allem kaiserlichen Prunkgeräth und seiner Tochter Irene nach Debeltos, und begab sich so freiwillig des ungerecht angemaßten Reiches. Nun holte das Volk den abgesetzten Isaak aus seinem Gewahrsam hervor und ließ den jüngern Alexius von der Flucht des Kaisers benachrichtigen. Allein erst nachdem auch Isaak die von seinem Sohne gemachten Verheißungen bestätigt hatte, nämlich das ganze Heer auf ein Jahr lang mit Lebensunterhalt zu versehen, den Venetianern 100,000 Mark Silber, und ebensoviel den andern Franken zu zahlen, ein Heer von 10000 Mann gegen die Saracenen zu schicken, und auf Lebenszeit 500 Ritter im gelobten

die Wahl eines gewissen Constantin wurde, ebenso wie die Versuche des Theodor Dukas und Theodor Laskaris, durch die Lateiner im Entstehen vereitelt, indem diese nun über die ganz verlassenen Griechen herfielen und die eroberte Stadt Alles empfinden ließen, was Rachbegierde, Raubsucht, und Rohheit der Gesinnung eingibt. Den unersetzlichsten Verlust erlitten Wissenschaften und Künste, durch die gänzliche Vernichtung mancher damals noch vorhandener Denkmale des Alterthums, indem die kostbaren Kunstwerke von der habsüchtigen Ignoranz der Barbaren nur ihrem Metallwerthe nach betrachtet und zertrümmert oder eingeschmolzen wurden, in dem dreifachen Brande aber mehrere Schriftwerke, die noch kurz zuvor excerpirt worden waren, mit verzehrt wurden. Uebrigens bereicherte sich das fränkische Heer ganz außerordentlich, und Constantinopel allein schien ihnen so viele Reichthümer, ja noch mehr zu enthalten, als die ganze lateinische Welt. Ein großer Theil der Einwohner verließ die Stadt, und diese blieb nun völliges Eigenthum der Eroberer, welche, da über die Theilung des Ganzen schon vorher ein Vertrag geschlossen war, wodurch die Venetianer den vierten Theil des Ganzen erhielten, welches nebst zwei andern Vierteln ein kaiserliches Lehen bleiben, dem Kaiser außer der Würde noch das letzte Viertel anheimfallen sollte, zur Wahl eines Kaisers schritten. Diese fiel durch die Einwirkung des Doge Dandolo nicht auf den eigentlich mächtigsten und einsichtsvollsten Mann, den Markgrafen Bonifacius, sondern auf den für die Venetianer wenig furchtbaren, übrigens wegen Tapferkeit, Frömmigkeit, Bescheidenheit, und Unbescholtenheit der Sitten ausgezeichneten, erst 32jährigen Grafen Balduin, der den 23sten May 1204 feierlich gekrönt wurde. Markgraf Bonifacius wurde König von Thessalonich, außerdem entstanden Herzogthümer von Athen, Fürstenthümer von Achaja ꝛc. ꝛc., überhaupt aber bot dieses neue Reich den abenteuerlichsten Contrast zwischen orientalischem und occidentalischem Wesen, zwischen römisch-griechischer Ueberbildung und feudalistischer Rohheit dar. Zugleich fehlte viel, daß es die Bedeutung des griechischen Reiches gehabt hätte, denn abgesehen von der Schwäche einer Feudalherrschaft überhaupt, so behauptete sich auch Theodor Laskaris als Kaiser in Nicäa, und von hier aus wurde dem abenteuerlichen lateinischen Reiche auch ein Ende gemacht. Das kirchliche Resultat war zunächst das bedeutendste, die lateinische Kirche erzwang vom Patriarchen von Constantinopel die Anerkennung des römischen Supremats, und Innocenz konnte sich glücklich preisen, zu seiner Zeit

gen. Da nun wieder eine ansehnliche Menge Pilger beisammen war, so beschloß man in einem Kriegsrath, hauptsächlich auf den Antrieb des päpstlichen Legaten Pelagius, die am rechten Ausfluß des Nils gelegene, ungemein feste, und für den Schlüssel von Aegypten geachtete Stadt Damiata anzugreifen. Die Fahrt und die Landung ging ohne Hindernisse von Statten, und wiewohl die Stadt gut verwahrt und vertheidigt wurde, so gelang es doch der Ausdauer der Friesen mit den durch den Scholaster Oliver aus Cöln angegebenen Maschinen den Thurm im Fluß, von dem aus eine Kette zur Stadt führte und so den Fluß sperrte, zu erobern (24. Aug.) und sich die Fahrt auf dem Nile dadurch frei zu machen. Indessen ging die Belagerung noch nicht weiter, und die Christen hatten theils gegen die Ausfälle der Saracenen, theils gegen die Unbilden des Wetters und des Clima's den Winter über zu kämpfen. Erst im Februar 1219 machte man Versuche, das jenseitige Ufer zu gewinnen, um die Stadt unmittelbar angreifen zu können, und nachdem auch hier wieder die Deutschen und Friesen die feindliche Schiffbrücke mit ihren Thürmen erobert hatten, konnte man daran denken, das jenseitige Ufer anzugreifen. Hier hatte zwar Malek el Kamel, des alten, seit dem (Oct. 1218) verstorbenen, Malek el Adhel zweiter Sohn, seine ganze Kriegsmacht aufgestellt, allein in der Nacht vor dem Uebergang entfloh er, und die Christen gingen nun (5. Febr.) ungehindert über den Fluß und schlossen die Stadt ein, wurden aber auch ihrerseits von dem eben aus Damask ankommenden ältern Sohn, Malek el Moattam Isa, bekannter unter dem Namen Corradin, der sich ihnen zur Seite lagerte, angegriffen. Es fanden nun mehrere heftige Kämpfe statt, und da Herzog Leopold am 1. Mai, andere Pilger zu andern Zeiten abgingen, zugleich aber immer wieder frische Hülfe nachkam, so ist einerseits der langsame, unter dem Heere selbst Unzufriedenheit erregende Fortgang der Unternehmung begreiflich, andererseits, wie doch auch die beiden Sultane den Christen nichts Erfolgreiches anzuhaben vermochten. Selbst die am 26., 27. und 28. September von ihnen zu Land und Wasser versuchten Angriffe mißlangen, und sie ließen nun so vortheilhafte Bedingungen für den Besitz Damiatas bieten, daß kein Sieg den Christen ähnliche Vortheile verschaffen konnte, und auch der König Johann mit Franzosen, Deutschen, und Engländern sie anzunehmen vollkommen bereit war, allein der Widerspruch des Legaten, der ganzen Geistlichkeit, Templer, Hospitaliter, und Italiener drang durch. Nachdem ein Versuch frische Truppen

seine Gelehrsamkeit einen sehr bedeutenden Anhang gefunden, worauf er (1120) nicht länger anstund, sich für den Mahadi, d. h. für den verheißenen Propheten, zu erklären. Verfolgung mehrte und stärkte seine Partei, und nach seinem Tode (1130) trat sein Lieblingsschüler Abdel Munem mit noch größerem Glücke an seine Stelle, eroberte (1146) Fez, (1147) Marokko, rottete die Herrschaft der Almoraviden (bis 1148) in Afrika ganz aus, und starb (1163) als Herr eines großen und unterwürfigen Reiches. Zugleich hatte er auch schon (1146) ein Heer nach Spanien geschickt, und die Unzufriedenheit der dortigen Mauren mit den Almoraviden benutzt, um auch dort denselben ein Ende zu machen, was auch bis 1156 gelungen war, mit Ausnahme der balearischen Inseln, wohin sich der Ueberrest der Almoraviden flüchtete. Die beiden nächsten Fürsten der Muahedim, Jussuf I. (bis 1184) und Jakub Abu Jussuf, mit dem Beinamen Almanzor (bis 1199), erhuben ihre Macht auf den höchsten Gipfel, namentlich durch den glänzenden Sieg bei Alarcos (1195) über Alfonso VIII. von Castilien, aber Jakub's Sohn Muhammed Abu Abdallah wurde bei Alcab oder Toloza (1212 Jul. 16.) von den vereinigten Königen von Castilien, Aragon, und Navarra gänzlich geschlagen, wodurch der gänzliche Verfall der Muahedischen Herrschaft in Andalusien herbeigeführt wurde. Die Christen machten bei der gänzlichen Auflösung alles politischen Zusammenhangs unter den einzelnen Emirs außerordentliche Fortschritte, Jakob I. (Jayme) von Aragon eroberte (1229—1235) die balearischen Inseln, (1238) Valencia, und Fernando III. von Castilien, der Heilige, nahm in demselben Jahre, als er auch durch die ley de Señorio und die Untheilbarkeit aller mit der Krone Castilien vereinigten Staaten anbefahl, und in Vereinigung mit der noch besonders darüber gegebenen ley de Mayoria die Vererbung dieser Staaten nach dem Rechte der Erstgeburt feststellte, ohne aber das Vorzugsrecht des Mannsstamms vor der weiblichen Nachkommenschaft in gerader Linie auszusprechen, sondern den weiblichen Erben in gleicher Linie dem männlichen Erben in der entfernteren Linie vorziehend, (1236) Cordova, (1246) Jaen, (1248) Sevilla, weg. Die Muahedim (Almohaden) waren bis 1257 aus ganz Spanien verdrängt, und gingen auch in Afrika durch die nach Muhammed's Tod (1213) ausbrechenden innern Erbfolgekriege (1269) ganz zu Grunde. In Fez und Marokko traten die Merinsiden, in Tlemsan die Zianiden, in Tunis die Abu Haffsiden an ihre Stelle; berühmter aber als alle diese Reiche wurde das von

XIV. Friedrich II. — Die mongolische Völkerwanderung. — Die letzten Kreuzzüge. — Der Untergang der Hohenstaufen.

Friedrich I. Kreuzzug von 1228. Friedrich's Plane gegen die Lombarden. Fürstenrechte. Ketzerverfolgung in Deutschland. Unterdrückung der freien Stedinger. Zustand Deutschland's. Aufstand König Heinrich's. Friedrich II. in Deutschland. Reichstag zu Mainz. Schlacht bei Cortenuova. Gregor IX. bannt den Kaiser. Innocenz IV. Völkerwanderung der Mongolen. Temudschin. Untergang des chowaresmischen Reiches. Dschingischans Gesetzgebung. Der Lamaismus. Theilung des Mongolenreichs: 1) in China, 2) in Persien, 3) in Kaptschak, 4) in Dschagatai. Die Monzolen bedrohen Europa. Schlacht bei Liegnitz 1241. Eroberung von Jerusalem 1244. Schlacht von Gaza. Concil zu Lyon 1245. Gegenkönig Heinrich 1246. Wilhelm von Holland 1247. Bündnisse in Deutschland. Friedrich's II. Tod. Ludwig IX. von Frankreich. Kreuzzug von 1248. Untergang der Ejubiden. Anfang der Mamluken. Untergang des Chalifats. Untergang des Sultanats von Rum. Kreuzzug von 1270. Verlust von Akka. Untergang des lateinischen Kaiserthums. Das Kaiserthum in Nicäa. Michael Paläologus, Kaiser in Constantinopel. Untergang der Hohenstaufen. Manfred. Karl von Anjou. Konradin's Ausgang. Die sicilianische Vesper.

Für den Verlust Damiata's wurde Niemand so sehr angeklagt, als Kaiser Friedrich II. Allerdings hatte er schon 1215 zu Aachen das Kreuz genommen, allein nicht nur diese Verpflichtung, sondern auch die für den römischen Stuhl noch wichtigere, Sicilien niemals mit dem Reich zu vereinigen, sondern jenes Königreich sofort seinem Sohne Heinrich zu übergeben und es nur bis zu desselben Großjährigkeit zu verwalten, hatte er bisher zu umgehen gewußt, und sich bis 1220 in Deutschland aufgehalten, ja sogar seinen Sohn zum römischen König, d. h. zum Nachfolger im Reiche krönen lassen, und sich dann erst nach Italien begeben, wo ihn Papst Honorius III. (22. Nov.) zum Kaiser krönte. Wiederholte Versicherungen seines festen Willens, der Verpflichtung zu genügen, und sehr wohl begründete Entschuldigungen wegen der dringenden Nothwendigkeit seines Aufenthalts in seinem Erblande Neapel, theils um Unruhen zu stillen, theils um wichtige Einrichtungen zu treffen, unter denen die Gründung der Universität zu Neapel (1224) vor allen bedeutend ist, gingen miteinander Hand in Hand, und der alte Papst Honorius ließ sich von Jahr zu Jahr hinhalten. Indessen waren über die Be-

in die Stadt zu werfen, mißglückt war, erstiegen (5. Nov. 1219) die Christen ohne Widerstand die Mauern der Stadt Damiata, in der alle Straßen und Häuser mit Leichen angefüllt waren, und an 30,000 Menschen während der Belagerung mehr an Hunger und Pest als im Kampf gestorben waren. Die Freude über diesen Sieg war außerordentlich. Indessen zerfielen der Legat und der König Johann bald hierauf so mit einander, daß dieser sich vom Heere trennte, und erst 1221 sich bewegen ließ, wieder zu kommen. Sultan Kamel hatte sich oberhalb Damiata gelagert, und der Legat dang, unterstützt von dem indessen auch angekommenen Herzog Ludwig von Bayern auf einen Zug gegen sein festes Lager, das nachbarige Mansurah (Juli 1221). Hier angelangt, wurden sie durch die Sarazenen hier eingeschlossen, durch das Durchstechen der Dämme bei dem gerade hohen Wasserstand des Nils aufs Aeußerste gebracht, und durften froh seyn, gegen die Rückgabe von Damiata am 30. August freien Abzug, Rückgabe des wahren Kreuzes, und Auslieferung aller Gefangenen zu erhalten. Wie groß vorher der Jubel, so groß war nun der Jammer über Damiata's Verlust.

den darf, obgleich die harten Vorwürfe, welche ihm später gemacht wurden, weniger begründet seyn dürften, theilte doch die allgemeine Richtung seiner Zeit in dem Glauben an Astrologie, so daß selbst der erleuchteste Mann nicht frei von diesem Wahne war. Daher stand Friedrich, nachdem er bis 1227 seine persönliche Theilnahme am Kreuzzug zu verzögern gewußt hatte, nach dem Tode des nachgiebigen Honorius, als Gregor IX. gefolgt war, nicht länger an, seine Verpflichtung zu erfüllen, und begab sich am 8. September 1227 mit einem außerordentlich starken Heere von Brindisi aus zu Schiffe. Aus England allein sollen an 60,000 Pilger in Apulien eingetroffen seyn, der andern Nationen, namentlich der Deutschen, nicht zu gedenken. Die große Hitze und der Mangel an Lebensmitteln hatte aber schon vorher gefährliche Krankheiten erzeugt, und nach wenigen Tagen kehrte der Kaiser, erkrankt, wieder nach Otranto zurück, wo der ihn begleitende Landgraf Ludwig von Thüringen starb. Der ganze, mit der größten Erwartung von Europa angestaunte Zug, der nichts Geringeres als die Eroberung Jerusalems bewirken sollte, war in der kürzesten Zeit verstoben, und alle Hoffnungen vernichtet. Diese Schuld wurde wieder nur dem Kaiser aufgebürdet. Verstellung sey seine Krankheit, behauptete Gregor IX., und die mangelhaften Anstalten für Lebensmittel seyen seine Schuld. Daher belegte er ihn schon am 27. September mit dem Kirchenbann, und wiederholte dies am grünen Donnerstag 1228, ohne auf Friedrich's Entschuldigungen zu achten. Der Kaiser berief sich auf die öffentliche Meinung, und setzte in einem Schreiben an die deutschen Fürsten auseinander, wie seine unmündige Jugend, als ihn seine Mutter Constanze unter die päpstliche Vormundschaft gestellt, von dem Papst nur zu seinem Nachtheil benutzt und Otto zum kaiserlichen Throne erhoben worden, er aber doch durch göttlichen Beistand endlich aller Hindernisse Sieger geworden sey; wie er an dem Verluste Damiata's nicht Schuld sey, sondern vielmehr Kriegsleute theils selbst hingeschickt, theils auf seine Kosten dort erhalten habe; wie er zu leichterer Befreiung des heiligen Landes die Tochter des Königs Johann auf Anrathen des Papstes Honorius geheirathet habe, und auch jetzt nur durch die Seuche, an der ja der Landgraf Ludwig selbst gestorben sey, zur Rückkehr bewogen worden wäre. Trotz aller Dienste werde er von der Kirche nicht belohnt, sondern vielmehr gebannt, und seine Gesandten nicht einmal vorgelassen. Zugleich wußte er sich an dem Papst selbst zu rächen. Er kaufte mehreren römischen Adeligen, namentlich den

setzung der Bisthümer in der Provinz Salerno neue Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst ausgebrochen, und die allgemeine Meinung konnte durch das fortwährende Zögern des Kaisers in der endlich vom Papst gemachten Beschuldigung, er wolle nicht, nur die reinste Wahrheit erblicken. Freilich waren damals schon, auch abgesehen von denen, welche Lehrsätze der Kirche bestreitend, mit ihr zerfallen waren, gleich Peter Abälard, Arnold von Brescia, und den Albigensern, besonders unter den Deutschen solche Stimmen laut geworden, die sich bitter über die Anmaßung des Papstes und über die für Deutschland besonders drückende Priesterherrschaft aussprachen, „alle Zungen sollen zu Gott schreien, Waffen! und ihm rufen, „wie lang er wolle schlafen: sie widerwirkten seine Werk und fälschen „sein Wort, sein Kameräre stiehlt ihm seinen Himmelhort, sein „Süener mordet hie und raubet dort, sein Hirte ist zu einem Wolfe „worden unter seinen Schafen. Ach wie christlich nun der Papst la„chet, wann er seinen Wälschen sagt: ich hab's also gemacht — ich „hab' zween Alman (Deutsche) unter eine Krone bracht, daß sie's „Reich sollen stören und wasten: darunter füllen wir die Kasten. Ich „hab's an meinen Stock gement, ihr Gut ist alles mein: ihr deut„sches Silber fährt in meinen wälschen Schrein. Ihr Pfaffen, esset „Hühner und trinket Wein, und laßt die Deutschen fasten.“ Doch klangen diese Klagetöne Walther's von der Vogelweide viel zu vereinzelt, und die ungeheure Ausdehnung der päpstlichen Gewalt, von dem blinden Glauben der von Minoriten und Dominicanern geleiteten Menge unterstützt, überwog bei Weitem. Wunderbare Verwandlungen des Brods im Abendmahle in wahrhaftes Fleisch und Blut, von der Geistlichkeit mit großer Geschicklichkeit zur allgemeinen Erbauung benützt und zur Bestärkung in der Ehrfurcht gegen die, welche mit der Verwaltung dieses Mysteriums betraut sind, Erscheinungen des heiligen Geistes in Taubengestalt, Blutergießung aus der Herzwunde eines Crucifixes, Verzückungen durch welche Fromme im Geist sowohl in den Himmel als in die Orte der Qual und der Buße entrückt werden, um den Lohn der Guten, die Strafe der Bösen mit eigenen Augen zu schauen und ihre Zeitgenossen warnen zu können, und ähnliche Erscheinungen, werden von den Chronisten jener Zeit bei allen Gelegenheiten erzählt, und Himmel und Erde wirkten durch Meteore zusammen, um eine schlechterdings überwiegende, unbedingte Gläubigkeit zu erzeugen. Selbst Friedrich II., zwar nicht von dem allgemeinen Glauben befangen, wie ohne Zweifel angenommen wer-

Kamel, daß Friedrich gesonnen sey, nur in geringerer Begleitung den Jordan zu besuchen. Sultan Kamel gab selbst dem Kaiser Nachricht von diesem Verrath, und Friedrich wurde theils durch diese fortwährende Böswilligkeit, theils durch die in Europa vorgefallenen Ereignisse veranlaßt, im Mai (1229) nach Italien zurückzukehren. Hier hatte Gregor IX. außer den geistlichen Waffen auch die leiblichen gegen ihn aufgehoben, des Kaisers eigenen Schwiegervater, den Titularkönig Johann von Brienne an die Spitze der päpstlichen, mit dem Schlüssel Petri bezeichneten, Söldner gestellt, und in Neapel einfallen lassen. In allen Ländern, besonders in England, wurde der Zehnte von allen beweglichen Dingen sowohl von Laien als Geistlichen, zum Kriege gegen den Kaiser gefordert, und der Cardinal Otto sogar nach Deutschland geschickt, um den Versuch zu machen, ob sich nicht Otto von Braunschweig-Lüneburg, Neffe Kaiser Otto's IV., zum Gegenkönig aufstellen ließe. Allein Friedrich jagte mit leichter Mühe die Schlüsselsoldaten aus seinem Lande, und da sich weder der welfische Fürst zu der bedenklichen Unternehmung geneigt bewies, noch die Theilnahme der Ausländer sehr nachdrücklich war, andererseits auch Friedrich die Unannehmlichkeit des Bannfluches nicht länger zu tragen wünschte, so kam (1230) durch die Vermittelung mehrerer deutschen Fürsten eine Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste zu Stande, nach deren Ausführung die beste Eintracht gehofft wurde.

Friedrich gedachte den Frieden von dieser Seite zur Ausführung eines Planes zu benützen, zu welchem ihn unter andern auch Rache antreiben mußte. Die lombardischen Städte waren in ihrer Abhängigkeit von dem Reich durch den constanzer Frieden zwar befestigt, aber seitdem durch die Schwäche der nachherigen Zeit eigentlich ganz befreit worden. Eine zahlreiche, muthige, wohlhabende Bevölkerung bewohnte sie, und die Söhne und Enkel derjenigen, die bei Lignano gegen den großen Barbarossa gestritten, wollten ebensowenig als ihre Väter sich dem neuen Joche des Kaisers unterwerfen, sondern eher das Aeußerste ertragen, als sich zu andern Pflichten, von denen die salischen und sächsischen Kaiser nichts gewußt hatten, bequemen. Dagegen gedachte Friedrich, der unumschränkte Herr in seinen normännischen Landen, die kaiserlichen Rechte in vollem Umfange dort geltend zu machen, im Norden Italiens, eben so wie im Süden, das Hohenstaufische Haus zu befestigen, und den Widerstand des Papstes, der dann von zwei Seiten eingeschlossen wäre und in Rom selbst nur eine unsichere Existenz hätte, ganz zu brechen. Zugleich hatten

Frangipani, alle ihre Gebäude, Aecker, Weingärten ꝛc. in Rom ab, nach einer von ihnen selbst gemachten Schätzung, und übertrug sie ihnen nachher als Reichslehen. Hierdurch hatte er in Rom selbst Anhänger und Lehensleute, welche nun, als Gregor 1228 den Bannfluch wiederholte, diesen aus Rom vertrieben und zwangen nach Perugia zu flüchten. Dennoch beschloß er der Welt über die Wahrheit seines Willens keinen Zweifel zu lassen, und begab sich im August 1228, obgleich mit geringer Macht, nach Palästina, und landete nach glücklicher Fahrt (Sept.) zu Akka. Die Streitigkeiten, in welche die Söhne Malek el Adhel's gerade unter sich zerfallen waren, indem Kamel, Sultan von Aegypten, und Aschraf, Sultan von Mosul, den Fürsten David von Damask, Sohn ihres erst (December 1227) verstorbenen Bruders Moattam, seines Gebietes fast ganz berauben wollten, und Kamel gegen David gerade im Felde lag, machten es dem Kaiser möglich, daß er durch Unterhandlungen weit mehr bewirkte, als durch die größten Anstrengungen der letzten Kreuzzüge. Zwar fand er, sogleich als die Nachricht von dem erneuerten Bannfluche angelangt war, von Seiten des Patriarchen, der beiden ältern Orden, und der Palästinenser überhaupt, nur feindselige Entfernung als von einem Gebannten, und nur die Deutschen, die Genueser und Pisaner, und insbesondere die deutschen Ordensritter unter ihrem Meister Hermann von Salza, hielten treu an ihm. Allein diese Umstände bewogen am 18. Februar den Sultan Kamel zu einem Vertrag, welcher außer Jerusalem auch die ganze Gegend von da bis Joppe, ferner Bethlehem und die Gegend von da bis Jerusalem, die Stadt Nazareth und die Gegend von da bis Akka, das ganze Land Toron und Sidon den Christen zurückgab, den Wiederaufbau der Mauern von Jerusalem, des Schlosses Joppe, Cäsarea, Sidon, und des deutsch-ordischen Schlosses bei Akka verstattete, während den Saracenen nur die Wohnung außerhalb Jerusalem's, und als waffenlosen Pilgern der Besuch des Salamonischen Tempels erlaubt wurde, und der Sultan versprach, binnen der zehn Jahre, welche der Friede währen sollte, keine neuen Befestigungen anzulegen. Darauf betrat der Kaiser am 17. März die heilige Stadt, besuchte als katholischer Kaiser das Grab Christi, und am 18. März, einem Sonntag, setzte er sich selbst die Krone auf das Haupt. Das feindliche Verfahren des Patriarchen und der Templer fand hierin neue Nahrung und Anregung; der Patriarch beschwerte sich laut über die den Saracenen eingeräumten Vortheile, und die Templer verriethen dem Sultan

in den (kaiserlichen) Städten sollten aufgenommen, alles Eigen und Leben, welches die (kaiserlichen) Städte in Besitz genommen, herausgegeben, das Geleit in ihren Ländern, welches die Fürsten zu Lehen haben, ihnen ungestört verbleiben, sie durchaus nicht durch den (kaiserlichen) Schultheiß zur Herausgabe desjenigen gezwungen werden sollen, was sie von den Städtern schon vor ihrer Einbürgerung in Besitz genommen, es seyen denn unmittelbare Reichsunterthanen, daß in den Städten kein schädlicher, verurtheilter, oder geächteter Mann aufgenommen werden, keine neue Münze in einem Lande zum Schaden der fürstlichen Münze geschlagen, die Städte ihr Gericht nicht über den Umfang der Stadt erstrecken sollen, es sey denn, daß dem Kaiser auch außerhalb die Gerichtsbarkeit an sich zustehe, daß Niemand Lehengüter als Pfand nehmen solle, ohne Erlaubniß des Lehensherrn, zu städtischer Arbeit Niemand gezwungen werden solle, er sey denn ein eigentlicher Bürger, alle andern in den Städten säßigen Leute aber ihren Herren und Vögten außer der Stadt ihre Schuldigkeit wie zuvor leisten, und von keinen ungebührlichen Steuern beschwert, endlich Eigene Leute, Lehnsleute der Vögte, wenn sie wieder aus der Stadt ziehen wollen, von den kaiserlichen Amtleuten nicht zurückgehalten werden sollen, — und zu Ravenna (1232 Jan.) ein Verbot gegen Verbindungen und Handwerkszünfte in den Städten ohne Erlaubniß der Landesherren (das sein Sohn 1231 zu Worms gegeben hatte) bestätigte, auch den geistlichen Fürsten ein Privilegium gab, welches jede Rathswahl von ihrer Einwilligung abhängig machte, sondern auch gegen die Ketzer gänzlich in die Absichten des Papstes einging. Ebendaselbst gab er nämlich (1232 Febr. 22.) ein wichtiges Gesetz gegen die Häretiker, dessen Ausdehnung in Deutschland zwei wichtige Folgen hatte. Es fanden sich nämlich sofort nicht nur Ketzermeister, namentlich Meister Konrad von Marburg, mit seinen beiden Gehülfen Konrad Tors und dem einäugigen Johannes mit einer Hand, sondern auch Leute genug, welche sich dem Gericht, das diese Menschen sich anmaßten, unterwarfen. Konrad hatte schon als Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen (gest. 1231) seine eindrückliche, von fanatischem Eifer für die päpstliche Gewalt befeuerte Beredtsamkeit zur unbeschränkten Gewalt über jene, von edlem Willen beseelte und ihren Geist ganz seinen Geboten unterordnende Fürstin, die Tochter Königs Andreas II. von Ungarn, erhoben, und nach ihrem Tode als Prediger gegen die Ketzer fortgefahren, im Verfolgen der sogenannten Albigenser die Be-

fehle Roms zu vollziehen. Aus 1231 existirt eine Verordnung König Heinrich's, gegeben zu Worms, worin den Erben des zum Feuertode verurtheilten Ketzers die volle Erbschaft ohne Verkümmerung zugesichert wurde, nur die Prozeßkosten (sumptus ad incendium hereticorum faciendum et merces Comitis) sollten von ihrer beweglichen Habe bestritten werden. Daß sich Albigenser und Waldenser damals in Deutschland gefunden haben, ist bekannt; die Untersuchung und Strafesart aber ist merkwürdig. Wer angeklagt wurde, gleichviel durch wen, galt für schuldig; Vertheidigung wurde nicht gestattet; Geständniß allein konnte, gleichviel ob wahr oder unwahr, die Strafe so weit mildern, daß nur die Haare abgeschnitten und sodann der Rücktritt in die Kirche verstattet wurde; Leugnen hingegen zog noch an demselben Tage den Tod auf dem Scheiterhaufen zu. In den Städten am Rhein, in Hessen bis nach Sachsen und Thüringen hin, trieb das greuliche Gespenst der Inquisition, hauptsächlich von diesem Menschen beschworen, sein Unwesen, und als durch die Unzahl der Geringeren und Armen, welche theils verbrannt worden, theils zum Bekenntniß gezwungen worden waren, die Befestigung der Inquisitorengewalt unbestreitbar schien, wagte Konrad, auch Herren und Grafen vor seinen Richterstuhl zu ziehen. An der Festigkeit des Grafen Heinrich von Sayn, der sich zwar vor ihm zu Gericht stellte, und obgleich seiner Rechtgläubigkeit bewußt, nur durch demüthiges Bekenntniß und Abscheeren der Haare dem Feuertod entging, dann aber auf einem Tage zu Mainz (1233) vor König Heinrich Untersuchung seiner Sache verlangte und losgesprochen wurde, brach sich zuerst seine Gewalt, und auf der Reise von Mainz nach Marburg wurde er in der Nähe der letztern Stadt (30. Jul. 1233) wahrscheinlich mit Wissen und Willen des Grafen von Sayn erschlagen. Papst Gregor IX. sprach ihn zwar sogar heilig, und ergrimmte sehr über den Mord eines den Italienern ergebenen Werkzeuges, doch nahm er selbst nachher eine wahre Darstellung von Konrad's Verfahren an, und begnügte sich, eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die Ketzer, aber mit Gerechtigkeit und Billigkeit, zu empfehlen. Dies wurde auch auf einem Reichstag zu Frankfurt (1234 Febr.) beschlossen, und auch ferner beobachtet. Während indessen hier der Inquisitor zu Grunde ging, wirkte auf einem andern Punkte die Inquisition in Verein mit andern Interessen völlig siegreich, als sich Priesterthum und Adelsherrschaft zur Unterdrückung der Volksfreiheit die Hand gaben. Die Stedinger, freie Landleute im Olden-

burgiſchen, wollten weder die Burgen dulden, welche die Grafen anlegten, noch dem Erzbiſchof von Bremen den Zoll zahlen, welchen dieſer forderte. Doch gab erſt der Uebermuth eines Prieſters, welcher der Frau eines Stedingers beim Abendmahl ſtatt der geweihten Hoſtie den Beichtgroſchen, der ihm zu gering geweſen war, in den Mund gab, den Ausſchlag; er wurde erſchlagen, und die Stedinger weigerten dem Erzbiſchof andere Genugthuung als nach altem Rechte durch Wehrgeld. Nun erſt begann eigentlicher Zwiſt. Belegte der Erzbiſchof (1204) das Land mit dem Interdict, ſo hielten die Stedinger die Zehnten zurück, ſo daß (1207) der Krieg ausbrach; erſt Erzbiſchof Hartwig, dann ſein Nachfolger Gerhard II. ein Graf von der Lippe, dieſer in Verbindung mit den oldenburger Grafen, griff die Stedinger an, in unbeſtimmtem Ausgange ſchwankte das Glück der Waffen hin und her, und die Stedinger waren hauptſächlich ſeit 1212 im Bunde mit dem Dänenkönig Waldemar den Bremern ſehr gefährlich, bis an Weihnachten 1230 der Biſchof Gerhard wieder in ihr Land einfiel, aber durch den Verluſt ſeines Bruders, des Grafen Hermann von der Lippe, ſo beſtürzt wurde, daß er ſich ſofort zurückzog, und die ganze Kriegsrüſtung auseinander ging. Um dieſe Zeit aber begann auch die Thätigkeit Konrad's von Marburg, der das von Ketzereien der Stedinger in Schwang gehende Gerücht, welches entweder in Bremen erſt ausgebildet, oder in altnordiſchen Gebräuchen begründet war, vor Papſt Gregor IX. brachte, und Bann und Aufruf zu einer Kreuzfahrt gegen die Stedinger auswirkte. Die erſten Verſuche richteten jedoch Nichts aus. Der Erzbiſchof baute (1232) das Schloß Slüteren wieder gegen ſie auf, welches ſie aber ſogleich zerſtörten; hierauf fielen (1233) die Kreuzfahrer in die oſtſtadiſche Landſchaft ein, wo die Einwohnerzahl gering war, vierhundert wurden erſchlagen, das Land verwüſtet, die Gefangenen als Ketzer verbrannt; dagegen erſchlugen die Stedinger den Grafen Burchard von Oldenburg mit 200 Mann, und der Welfe Otto von Braunſchweig, Feind von Bremen, drang verwüſtend in die Grafſchaft Stade vor. Erſt jetzt kam ein großer Zug zuſammen, Heinrich Herzog von Brabant, Florenz, Graf von Holland, Theodorich Graf von Cleve, Graf Heinrich von Oldenburg u. a., nebſt dem Erzbiſchof Gerhard führten am 28. Mai 1234 ein Heer von ohngefähr 40,000 Mann gegen die, von ihren Hauptleuten Bolke von Bardenflede, Tammo von Hunthorpe, Thedmar von Agger wohl geordneten, und zum tapfern Kampf für Leben und Vaterland ermunterten Ste-

dinger. Der erste Angriff des Herzogs von Brabant und des Grafen von Holland bei Altenesch wurde von den Gegnern tapfer empfangen, aber ein Flankenangriff des Grafen von Cleve brachte sie in gänzliche Verwirrung, und die Niederlage war bald entschieden. An 6000 blieben auf dem Schlachtfelde, eine Menge verlor auf der Flucht in den Gräben und der Weser ihr Leben. Mit dieser Niederlage war ihre Selbstständigkeit zu Ende, die Ueberlebenden bequemten sich den Forderungen der Bremer und Oldenburger, und so hatte im Norden Deutschland's ohngefähr so wie im Süden Frankreich's der Kampf zur Aufrechthaltung der Religion ein rein materiell-politisches Ende genommen. — Indessen war Friedrich in der Ausführung seines Plans gegen die Lombarden theils durch einen (1232) in Messina ausgebrochenen Aufstand, der erst durch ihn selbst (1233) mit großer Strenge gedämpft wurde, theils durch die über seinen Sohn aus Deutschland ihm zugekommenen Nachrichten, abgehalten worden, welche seine persönliche Anwesenheit daselbst erheischten.

Deutschland hatte schon unter dem Zwist der Könige Philipp und Otto, ja schon unter dem Barbarossa, den Grund zu der Zersplitterung gelegt, welche unter Friedrich II. und seinen nächsten Nachfolgern sichtbar wurde. Die allmählig immer mehr gestiegene Fürstengewalt, begründet durch die Erblichkeit der Lehen, und befestigt durch die Vergünstigung der Urkunde Friedrich's von 1231, war außerdem durch die den Hohenstaufen nöthig gewordene Bewerbung um ihren Anhang theils im Kampfe gegen die Welfen, theils in ihren Planen gegen Italien, zu einer hohen Ausbildung gekommen. Ganz besonders aber war der längere Aufenthalt dieser Kaiser im Auslande, der unter Friedrich II. eine weit größere Reihe von Jahren umfaßte, als er sich je in Deutschland aufhielt, dieser fürstlichen Vielherrschaft förderlich. Wenn unter Friedrich I. dieses noch nicht so sehr hervortrat, so war daran Schuld, daß Friedrich selbst von Herkunft und Sinn ein ächt-deutscher Fürst, von Geist und Willen übergewaltig und selbst dem Höchsten gewachsen, und durch alle Bande der Erinnerung und des Besitzes noch an sein Vaterland gefesselt, und im Stande war, den noch nicht erloschenen Gedanken der deutschen Einheit fest zu erhalten und durchzuführen. Aber wie war unter Philipp und Otto bereits das Reich aufgelöst worden! wie hatten beide Fürsten, um die bestrittene Krone zu erhalten, Rechte und Güter den gierigen Freunden hinhin gegeben! Da kam Friedrich II., empfohlen und gehoben durch den Papst, mit freigebi-

ger Hand den hohenstaufischen Anhängern aus eigenem und kaiserlichem Schatze spendend. Nach fünfjährigem Aufenthalt im nördlichen Lande kehrte er nach Italien zurück, und ließ fünfzehn Jahre lang das Hauptland des heiligen römischen Reiches unter der Obhut seines Sohnes Heinrich, eines jungen durch zu frühen Genuß hoher Gewalt verderbten und vielleicht von schlechten Rathgebern verführten Prinzen. Während dieser Zeit beut daher die Geschichte Deutschlands nur ein Bild unzusammenhängender Bestrebungen dar, aus welchen, aber fast ganz ohne Zuthun des Reichsverwesers, der Kampf gegen die Inquisition und die Vertilgung der Stedinger, nebst der folgenreichen Einwanderung des deutschen Ordens (1228) in das damals noch heidnische Preußen, gegen dessen Bewohner der polnische Herzog Konrad von Masovien ihn zu Hülfe rief, die bedeutendsten Momente zu nennen wären. Während im ehemaligen Königreich Burgund die Gewalt des Kaisers faktisch immer geringer wurde, erweiterte sich dort im Nordosten das Gebiet des deutschen Reiches, und durch Sitte, Sprache, Bildung, und Gesetze erfolgreicher und dauernder als über Südgallien und Norditalien. Der junge König war anfangs von Herzog Ludwig von Bayern geleitet worden, den 1231 der Mordstahl eines Unbekannten traf; eine so räthselhafte Handlung, daß man sich am besten sie zu erklären glaubte, wenn man annahm, Kaiser Friedrich selbst oder sein Sohn hätten, doch ist nicht zu begreifen warum? — diesen Mörder gedungen. Was ihn zuletzt gegen seinen Vater sich zu empören bewogen habe, ob Einflüsterungen der Lombarden und des Papstes, ob, was wahrscheinlicher ist, die von seinem Vater hinsichtlich seiner in Deutschland getroffenen Maaßregeln ihm bewiesene Unzufriedenheit, wozu vielleicht gerade die zu Worms ertheilte Urkunde über die Fürstenrechte (1231 Mai 1.) am meisten Anlaß gab, ob der Gedanke, sein Vater halte ihm gegen Recht und Versprechen das sicilische Reich zurück, und er müsse noch in älteren Jahren dienen, während Friedrich noch viel jünger schon selbstständiger König gewesen sey, läßt sich wohl nicht mehr ausmitteln; genug, daß sich Heinrich (1234 Sept.) zum selbstständigen König des deutschen Reiches erklärte und Maaßregeln traf, sich als solchen mit Gewalt zu schirmen. Indessen zeigten sich diese gegen den (1235) aus Italien durch Oesterreich und Bayern nach Regensburg geeilten Vater unhinlänglich, Heinrich unterwarf sich zu Worms und erhielt Verzeihung (2. Jul.), wurde aber, weil er sich widerspenstig bezeigte, gefangen genommen

und nach Apulien gebracht, wo er bis an ſeinen Tod (1242) in feſtem Gewahrſam blieb. Hatte ſo Friedrich einer drohenden Gefahr ſchnell und glücklich ein Ende gemacht, ſo war ſein Aufenthalt in Deutſchland auch noch durch andere wichtige Vorfälle bezeichnet. Zu Worms vermählte ſich Friedrich, ſeit 1228 Wittwer von Jolantha, mit des engliſchen Königs Heinrich's III. Schweſter Iſabella (20. Jul.), welche mit aller Pracht, wie es einer hochgebornen, mit reicher Mitgift ausgeſtatteten Fürſtin zukam, empfangen, und dem Kaiſer zugeführet worden war. Hierauf hielt er einen durch Glanz und Menge der Theilnehmer vor andern berühmt gewordenen Reichstag zu Mainz (Aug. 1235), auf dem die wichtige Ausſöhnung der beiden erlauchten Fürſtenhäuſer, der Welfen und Hohenſtaufen, zu welcher die edle Weigerung des Braunſchweigers Otto gegen Friedrich als Gegenkönig aufzutreten den Weg gebahnt haben mag, durch die Erhebung der welfiſchen Allodien, welche Otto das Kind, in Perſon vor dem Kaiſer erſcheinend, demſelben übergeben und ſofort (21. Aug.) als erbliches Reichslehen zurückerhalten hatte, in das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg dauernd bewirkt wurde. Noch wichtiger war der ebendaſelbſt erlaſſene Landfriede, welcher nicht nur mehrere wichtige Verordnungen über Zoll, Münze, Geleit, Eigenthumsrecht, Gerichtspflege, Fehderecht ꝛc. gab, im Allgemeinen freilich die Fürſten gegenüber den damals erſt ſich bildenden Städten in Schutz nahm, ſondern auch durch den öffentlichen erſten Gebrauch der deutſchen Sprache, in welcher dieſer Beſchluß aufgeſchrieben und dem verſammelten Volke vorgeleſen wurde, für dieſe eigentlich Epoche macht. Nachdem er hierauf den Winter ſowohl zur Befeſtigung des kaiſerlichen Anſehens als auch der eigenen Bedeutung verwendet, wohnte er am 1. Mai 1236 der Erhebung der Gebeine der 1231 geſtorbenen und ſchon 1235 von Gregor IX. heilig geſprochenen Landgräfin Eliſabeth von Thüringen bei, ſetzte ihrem Leichnam ſelbſt eine goldene Krone auf, und unterließ von dieſer Seite nichts, um ſich den Augen der Welt als treuen Anhänger der Kirche und vollkommen rechtgläubigen Kaiſer zu zeigen. Mit den Lombarden waren indeſſen Verhandlungen gepflogen worden, welche an der Schroffheit von Friedrich's Forderungen ſcheiterten, und er war von Deutſchland aus gegen ſie zu Felde gezogen, hatte auch noch im November 1236 Vicenza erſtürmt und ſich zur Belagerung von Mailand eben angeſchickt, als ihn die Händel mit Herzog Friedrich dem Streitbaren von Oeſterreich, den die zur Vollziehung der über ihn verhängten Reichsacht beauftragten

Fürsten nicht zu bewältigen vermochten, noch im November zurückriefen. Der österreichische Herzog mußte sich nach Wienerisch Neustadt flüchten, Wien wurde für eine Reichsstadt erklärt, das ganze Land aber vom Kaiser in Besitz genommen; was aber, theils weil der Herzog nach des Kaisers Abzug sogleich wieder siegreich hervorkam, theils weil sich der Kaiser späterhin mit ihm gänzlich aussöhnte, keine weitern bedeutenden Folgen hatte. Friedrich war (Aug. 1237) nach Italien zurückkehrt, und hatte den Krieg mit den Lombarden, an dem die Deutschen als Nation gar keinen Theil nahmen, mit großem Glücke weiter fortgeführt. In dem kaiserlichen Italien hatte sich, wie an allen zur republikanischen Verfassung hinneigenden Städten, die Gegensätze einer kaiserlichen und einer päpstlichen Partei völlig entwickelt, welche, auch ohne daß es offen ausgesprochen war, schon seit Jahren vorhanden waren, und das seit 1140 zum Parteinamen gewordene Feldgeschrei der deutschen Welfen und Gibellinen war in Italien zur Bezeichnung derselben gebraucht worden. Alle Städte und Staaten waren gibellinisch oder welfisch, kaiserlich oder päpstlich gesinnt, und obgleich sich diese Parteinahme, wie z. B. in Florenz seit 1215 daselbst der bekannte Mord des Buondelmonte dei Buondelmonti durch die Amidei und die Uberti zur Theilung in Donati oder Ghibellinen und Uberti oder Guelfen Anlaß gab, auch aus reinen Familienzwistigkeiten entwickelte, so nahm doch gemäß der Oeffentlichkeit des italienischen Lebens Alles sogleich politische Bedeutung an. An der Spitze der Gibellinen stand der schlaue und grausame Ezzelino da Romano, der schon im Anfang des Jahres Padua erobert hatte, und nun dem seinerseits auch Mantua bezwingenden Kaiser zu der großen Schlacht bei Cortenuova (27. Nov. 1237) half, in der die Mailänder völlig geschlagen, ihr Carrocium oder palladiumartiger Schlachtwagen erbeutet, und außer ihrem Podesta, dem Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo, mehrere ihrer angesehensten Häupter gefangen wurden. Mit diesem allerdings großen Siege glaubte Friedrich so völlig gesiegt zu haben, daß er Friedensanerbietungen zurückwies, und nur von unbedingter Unterwerfung hören wollte. Dagegen aber sträubte sich der freiheitsgewohnte Sinn der Lombarden, und der Krieg dauerte fort, vom Kaiser wohl mit Nachdruck weiter geführt, so daß außer Mailand und Brescia ihm Alles unterworfen war, doch gerade vor Brescia's Mauern, das im folgenden Jahre ohne Erfolg belagert wurde, schien Friedrich's Glück still zu stehen. Denn nun glaubte auch Gregor IX. die

für Rom aus der gänzlichen Bezwingung der Lombarden erwachsende Gefahr nicht mehr abwarten zu dürfen, und gereizt um so mehr, als Friedrich die auch von den Päpsten als ihnen gehörig betrachtete Insel Sardinien seinem Bastardsohne Enzius durch die Hand der Königin Adelasia (1238) verschafft hatte, sprach er über den Kaiser am Palmsonntag (20. März 1239) den Bannfluch aus, und zwar nicht blos weil er den Papst gekränkt, sondern weil er sich überhaupt als Feind der Kirche bewiesen habe. Nichts Geringeres als Abfall vom christlichen Glauben, welcher sich nicht blos aus seinem feindlichen Benehmen gegen die Kirche und ihre Diener ergebe, sondern auch aus der verdachterregenden und unanständigen Vertraulichkeit mit den Saracenen, aus seinen Spöttereien über das Heilige, und aus der Gleichstellung Christi mit Moses und Mahomed, als der drei Impostores, hervorgehe, wurde von dem Papst ihm zur Last gelegt, und alle Mittel aufgeboten, um seine bisherigen Feinde zu bestärken, und aus seinen bisherigen Freunden und Unterthanen ihm neue zu bereiten. Friedrich ließ sich jedoch durch diesen furchtbaren und ganz auf den Geist der Zeit berechneten Angriff nicht einschüchtern, erließ seinerseits an Fürsten und Völker Schreiben zu seiner Rechtfertigung und zum Aufruf gemeinsamen Kampfes gegen den Mißbrauch der päpstlichen Herrschaft, begann den Krieg nun 1240 auch gegen die Städte des Kirchenstaats, und vereitelte den Plan Gregor's in Rom eine große Synode zu halten durch die vom König Enzius mit der pisanischen Flotte ausgeführte Gefangennehmung der dorthin eilenden Prälaten, welche auf genuesischen Schiffen (3. Mai 1241) sich nach Rom begeben wollten, welcher Unfall den schon betagten Papst so ergriff, daß sein (21. Aug.) Tod hierdurch wahrscheinlich beschleunigt worden ist. Der Kaiser zeigte nun, daß ihm Herstellung der Eintracht aufrichtig am Herzen liege, und da nach des zunächst gewählten Cölestin IV. schnellen Tod, dessen Wahl er selbst durch Freilassung der Gefangenen möglichst befördert hatte, eine geraume Zeit verstrich, bis sich die unter sich uneinigen Cardinäle zu einer neuen Wahl vereinigen konnten, so wirkte er durch Vorwürfe und Drohungen, ja sogar durch Einfälle in den Kirchenstaat, daß endlich (1243 Jun. 24.) die Wahl zu Stande kam. Sie war aber auf den Cardinal Sinibald Fiesko, Grafen von Lavagna, einen Genueser, gefallen, mit dem der Kaiser vorher in freundlichem Verhältniß gestanden hatte, und Friedrich äußerte nicht nur selbst, daß er einen Freund im Cardinals Collegium verloren habe, um ihn als

Feind auf dem päpſtlichen Stuhle wieder zu finden, denn kein Papſt könne ein Gibelline ſeyn — ſondern erfuhr auch die volle Wahrheit dieſer Worte im ganzen Umfang. Der neugewählte Innocenz IV., ſchon durch dieſen Namen andeutend, welchen ſeiner Vorgänger er ſich zum Vorbild wählen, welche Grundſätze er verfolgen wollte, gab zwar den Friedensanerbietungen des Kaiſers ſcheinbar Gehör, und es handelte ſich nur noch um die Losſprechung Friedrich's vom Bann, welche in einer anberaumten perſönlichen Zuſammenkunft beider Oberhäupter der Chriſtenheit zu Stande kommen ſollte, als auf einmal der Papſt auf bereitliegenden genueſiſchen Schiffen von Civita Vecchia (1244 Juni 28.) nach Genua entfloh, ſogleich nachdem er ſich von den Beſchwerden der See erholt hatte, nach Lyon, einer zwar noch auf dem Boden des römiſchen Reichs gelegenen, aber im Verlauf der Zeit demſelben ganz fremd gewordenen und an das nahe Frankreich weit mehr angeſchloſſenen Stadt, ſich begab und nach Erneuerung des auf Friedrich's Haupt bereits haftenden Fluches dorthin für das nächſte Jahr eine allgemeine Kirchenverſammlung zur Berathung der wichtigſten Angelegenheiten ausſchrieb. Auch Friedrich wurde vor dieſelbe geladen.

Indeſſen nicht allein der Streit mit Friedrich ſollte daſelbſt zu einem endlichen entſcheidenden Spruche kommen, auch andere der Kirche drohende Gefahren, insbeſondere aber die der geſammten europäiſchen Chriſtenheit drohende Gefahr der Mongolen erheiſchte die Aufmerkſamkeit und die Fürſorge der höchſten Häupter. Eine neue Völkerwanderung aus dem Innern Aſiens hervorgeſtrömt rief die zu Mährchen gewordenen Zeiten Attila's und ſeiner Hunnen, der ſpätern Avaren, dann der zu Kaiſer Arnulf's Zeit in Pannonien eingewanderten Ungarn in das Gemüth zurück, und Sitte und Erſcheinung machte die Mongolen zu den ächten Nachkommen jener Barbaren. In den rauhen und kalten Steppen des mittlern Hochaſiens wohnten in runden mit Filz gedeckten Hütten, mit ihren aus Kameelen, Pferden, Rindern, Ziegen, Schafen beſtehenden Heerden von einem Weideplatz zum andern ziehend, bei einfachen, wilden, kriegeriſchen Sitten, die zahlreichen Stämme der Bede oder Mongolen, unter erblichen Oberhäuptern, Taydſchi genannt, welche, ihren Urſprung in ſorgfältig bewahrter Ueberlieferung von der Gottheit ableitend, mit unumſchränkter Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen geboten. In Kriegen, die ſie theils unter einander, theils gegen die Nordchineſen führten, erhoben ſich zuweilen einzelne Ober-

häupter über mehrere Stämme oder Horden, und schwangen sich dadurch zu Chans auf. Diese waren jedoch in der Regel den Niudschen, welche sich (seit 1126) Nordchina's bemächtigt und daselbst die eine Zeitlang auch von Südchina anerkannte Dynastie Kin gestiftet hatten, tributbar, und in bald größerer, bald geringerer Abhängigkeit. Jesukai Baghatur, einer ihrer berühmtesten Oberhäupter, der über 30 bis 40 Horden gebot, kam (1155) eben von dem Siege über den Chan Temudschin zurück, als seine Gemahlin Ulun Ika von einem Sohne entbunden wurde. Zum Andenken an den Sieg legte er dem Neugebornen, der als Zeichen seiner künftigen Größe ein Stück geronnenes Blut in der Hand mit zur Welt gebracht haben soll, den Namen Temudschin bei. Die kriegerischen Anlagen des Knaben wurden durch seinen Lehrer Carachar so gut entwickelt, daß er nach dem frühen Tode seines Vaters (1167) die abfallenden Horden zwang, seine Oberherrschaft eben so gut wie die Jesukai's anzuerkennen, wobei er durch grausame Strafe ihrer Häupter ein Vorspiel seiner künftigen Gewaltthaten gab. Nun erhub sich jedoch eine große Zahl von Stämmen gegen ihn, so daß er sich mit dem Ung, dem Großchan der Keraiten, einer tatarischen, zum Theil christlichen Nation, verband, seine Tochter heirathete, und mit ihm siegreich die benachbarten Horden bekämpfte, nachher aber auch mit ihm zerfiel, und endlich sowohl über seinen Schwiegervater siegte, wodurch er das ganze keraitische Land, mit der Hauptstadt Karakorum, sich (1203) unterwarf, als auch über Tayank, das Oberhaupt der naimanischen Tataren, und noch andere Stämme Herr wurde. Nun genügte ihm zur Ausführung seiner welterobernden Plane die Würde eines Oberchans nicht mehr, und auf dem Kurultai (Reichstag) im Frühling 1206, das er an den Quellen des Onon (Amur oder Sagalienflusses) in Blun Juldut, seinem Geburtslande, hielt, trat der Schamane But Tengri, Sohn von Temudschin's Stiefvater, ein durch seine strenge Lebensweise für heilig geachteter Priester, unter die versammelten Taydschi, Noyons (Vornehmen), und Kriegsobersten, und erklärte, nach Besiegung so vieler mächtigen Chans könne er nicht mehr diesen Titel führen, sondern die Gottheit gebiete, daß er von nun an Dschingis Chan, was gewöhnlich Chan der Mächtigen oder allgemeiner Chan erklärt wird, heißen solle. Einstimmig riefen ihn die Versammelten dazu aus und sämmtliche Horden erkannten ihn als ihren Oberherrn an. Nachdem er hierauf erst tief in Sibirien hinein, dann in südlicher und westlicher Richtung sich Alles unterworfen hatte, be-

ſchloß er die bisher noch beibehaltene Abhängigkeit von den Niudſchen abzuwerfen, verſagte (1210) dem Oberhaupte der Dynaſtie Kin den Tribut, erſtürmte in dem darauf angetretenen Zuge die um den Norden von China ſich herumziehende Mauer, und riß in wiederholten Zügen beträchtliche Theile des auch durch innere Unruhen zerrütteten Landes an ſich, deſſen nun beſiegter Herrſcher ſeine Reſidenz nach Nankin verlegte, von hier aus aber, obgleich Dſchingiſchan ein eigenes Heer in China ſtehen ließ, noch geraume Zeit den Mongolen Widerſtand leiſtete. Um dieſe Zeit hatte ein Sohn des Naimanen Chans in Karakitai ein mächtiges Reich gebildet, welches Dſchingiſchan ſofort (1218) ſtürzte, und nun, gereizt durch die Verhaftung ſeiner um Handelsfreundſchaft mit Mohammed Sultan von Chowaresm abzuſchließen abgeſchickten Boten und durch die Beraubung einer Caravane, mit einem unermeßlichen Heere, gegen Maravalnahr, das Hauptland ſeines Feindes, aufbrach. Unaufgehalten überzogen die mongoliſchen Horden die weiten Strecken von Chowaresm, zerſtörten (1220) die überaus bevölkerte, durch Bildung und Gelehrſamkeit ausgezeichnete, Stadt Bokhara, plünderten und verheerten Samarkand, welches nur darin glücklicher war, daß es nicht zerſtört wurde, und jagten den Sultan Mohammed bis auf eine Inſel im kaſpiſchen Meere, wo er, vorher als einer der reichſten und mächtigſten Fürſten Aſiens geprieſen, in Dürftigkeit (1221) ſtarb. Furchtbar war die von den Mongolen über das ganze Land ergoſſene Verheerung durch Feuer und Schwerdt, alle Cultur des Landes und des Geiſtes ging zu Grunde, und was an Anſtalten der Kunſt und der Wiſſenſchaft vorhanden war wurde vernichtet. Dennoch erhub ſich des Sultans älteſter Sohn, Dſchelaleddin Mankberni, in Ghasna abermals, ſiegte über einzelne Heere der Mongolen, und leiſtete ſelbſt dem Dſchingiſchan, der ihn auf ſeiner Flucht nach Indien einholte, in der Schlacht am Indus (1221 Nov. 24.) den verzweifeltſten, einen ganzen Tag lang dauernden Widerſtand, um deſſen willen ihn das Morgenland unter ſeine größten Helden rechnet, und obwohl auch hier der Mongole Sieger blieb, ſo richtete doch Dſchelaleddin von Indien aus, wohin die Mongolen ihrem Fürſten zu folgen ſich weigerten, das chowaresmiſche Reich (1225) wieder auf, gerieth aber wegen ſeiner Plane auf Chelat in Krieg mit dem Ajubiden Aſchraf I. von Damask und dem Sultan Kaikobad I. von Ikonium, welche ihn bei Chelat (1230 Aug. 10.) gänzlich ſchlugen, ſo daß er den mit neuer Macht einbrechenden Mongolen nicht länger gewachſen war.

entfloh, und nach abentheuerlichem Umherirren (1231 Aug.) von einem Kurden aus Blutrache ermordet wurde. Während dieſer Zeit hatte Dſchingiſchan ſeine Herrſchaft bis an die Ufer des Dniepers (1224) ausgedehnt, und war (1227 Aug. 17.), mit der völligen Unterwerfung des noch widerſtehenden Theiles von China beſchäftigt, geſtorben. Ganz Mittelaſien, das öſtliche Europa, Nordindien, gehorchte den Mongolen, China war der gänzlichen Unterwerfung nahe, und dieſe ungeheuren Eroberungen bezeugen gewiß unbeſtreitbar den hohen Geiſt Dſchingiſchan's. Allein auch als Geſetzgeber ſuchte er wohlthätiger und dauernder auf ſein Volk zu wirken, und eine ihm wenigſtens beigelegte Geſetzſammlung, Yaſſa, die vielleicht in ihrer noch vorhandenen Geſtalt erſt einer ſpätern Zeit angehört, enthält als weſentlichſte Gebote, die Pflicht, einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zu verehren, der nach Gefallen Leben und Tod, Reichthum und Armuth verleiht; Freiheit ſowohl der Prieſter als der Aerzte von Abgaben; Erblichkeit des Throns, jedoch mit Wahl in der herrſchenden Familie, und mit Abſetzbarkeit eines die Geſetze verletzenden Chans; Unterweiſung einer Anzahl Kinder in der Schrift der Uiguren, um die Geſetze aufzeichnen zu können; Fortſetzung eines jeden Kriegs bis zu gänzlicher Unterjochung des Feindes; ſehr genaue kriegeriſche Verordnungen, welche dazu dienen mußten, die Mongolen in ihrer kriegeriſchen Furchtbarkeit zu erhalten, und mehrere die Juſtiz, die Ehe, die Jagd, den inneren Verkehr, u. ſ. w. betreffende zweckmäßige Beſtimmungen. Mit Dſchingiſchan's Zeit, wiewohl nicht zu erweiſen daß mit ſeinem Willen, breitete ſich der Lamadienſt, eine beſondere Geſtaltung des in Indien und ganz Oſtaſien ausgebreiteten Buddhaismus, bei den Mongolen aus, die vorher wie die andern nordöſtlichen Aſiaten dem Fetiſchismus, d. h. rohem Götzendienſt der Schamanen zugethan waren. Ihm liegen gleich dem indiſchen Buddhaismus drei Grundweſen, Brahma, Wiſchnu, Siwa, zum Grunde; er lehrt eine Weltſchöpfung durch Unordnungen, die in dem urſprünglich leeren Raume entſtanden; eine uranfängliche Bevölkerung der Erde mit himmliſchen Weſen, Täugäri, die zum Theil als Götter, Burchane, in den Himmel emporſtiegen, zum Theil auf der Erde allmählig ſchlechter und endlich ſogar ſündige Menſchen wurden; dieſe immer ſteigende Verſchlimmerung zu hemmen ſind nach und nach vier göttliche Weſen, als Herrſcher der Welt, herabgeſtiegen; der letzte von ihnen, Sakjamuni, der Regent der Gegenwart, iſt verkörpert in der Perſon des Dalai Lama, nach deſſen

jedesmaligen Tode er ſofort in einen andern Diener der Gottheit übergebte Die guten Menſchen kommen nach dem Tode ſofort in den Himmel, den Aufenthalt der Burchane, und genießen dort in dem Anſchauen der höchſten Vollkommenheit und Reinheit ihren Lohn, die Böſen aber werden in den mit allen Qualen ausgeſtatteten Ort Berid, wo der Höllenfürſt Erlichan hauſet, geſtoßen, und kommen erſt nach einer langen, ſtufenweiſe fortſchreitenden Läuterung, in der ſie durch verſchiedene Körper hindurch wandern müſſen, zu gleichem Genuſſe. Eine Religion ſo geiſtiger Art, welche auch obwohl ohne Grund deßhalb für einen Ausfluß des Chriſtenthums angeſehen worden iſt, konnte die Mongolen wohl geſitteter machen, aber mußte zugleich ihre kriegeriſche Richtung ſchwächen, daher auch die mongoliſchen Reiche, welche aus Dſchingiſchan's Reiche ſich bildeten, gröſſerntheils den für Eroberer mehr geeigneten Islam annahmen. Dſchingiſchan hatte zwar vor ſeinem Ende ſeine Kinder zu ſich berufen, ihnen Eintracht empfohlen, und die weiſeſten Rathſchläge zur Regierung ſeiner Eroberungen hinterlaſſen. Auch wurde nach einem faſt zweijährigen Zwiſchenreich, da der älteſte Sohn, Tſchudſchi, dem der Vater vom Aral-See an alles Land nördlich angewieſen hatte, noch vor dem Vater geſtorben war, der dritte, Oktai, auf einem großen Kurultai im Frühling 1229 feierlich gewählt und von allen Fürſten anerkannt, unter dem die Kämpfe ſowohl gegen die Chowaresmier und Chineſen mit Erfolg fortgeſetzt, als auch neue gegen Rußland, Ungarn, Polen, Schleſien unternommen wurden. Sein (1241) Tod rief ſeinen Neffen Batu von ſeinen Eroberungszügen gegen die weſtlichen Länder zur gelegenen Stunde zurück, indeſſen kam es erſt nach mehreren Jahren zur Wahl Kajuks, Sohns des Oktai (1246), welcher nach kaum jahrelanger Regierung (1247) ſtarb. Batu, der Familie Oktai's abhold, ſchlug nun, da er als Aelteſter der Familie gewählt werden ſollte, die Wahl für ſich aus, lenkte ſie aber auf Manku, den Enkel Dſchingiſchan's von dem jüngſten Sohn Tulai, der auch (1251 Juni) feierlich als Großchan eingeſetzt wurde. Die Familie Oktai's, welche ſich für dieſe Hintanſetzung zu rächen ſuchte, wurde verfolgt und vertilgt. Schon unter Manku's Regierung war die Unterordnung unter den Großchan nur gering, und wurde es noch mehr unter ſeinem Bruder und Nachfolger Kublai (ſeit 1259), der die Eroberung China's vollendete und die mongoliſche Herrſchaft daſelbſt begründete. Es zerfiel daher Dſchingiſchan's Reich 1) in das chineſiſche Reich, welches bis 1368 unter dem Namen der Dyna-

ſtie Juen beſtand. Die Mongolen gingen hier ganz in die Sitte und Lebensweiſe der Chineſen über, und die allmählige Erſchlaffung der Nationalkraft führte ihren gänzlichen Sturz herbei. Ein anderer Bruder Manku's, Hulagu, hatte ſeine Angriffe gegen Bagdad gerichtet, dieſes (1258 Febr. 2.) erſtürmt, und den Chalifen Motaſſem ermordet. Hierauf wurden auch die ejubidiſchen Fürſtenthümer Moſul, Damask ꝛc. unterworfen, jedoch durch die Tapferkeit des Mameluken Fürſten Bibars (1260) dem weitern Vordringen eine Grenze geſetzt. Hulagu errichtete übrigens 2) in Perſien ein eigenes Reich, deſſen Fürſten ſich Schah in Schah nannten, Sitten, Sprache und Religion der Perſer annahmen, und das nach gräulicher innerer Zerrüttung dem Fürſten von Tſchagatai anheimfiel. Batu (geſt. 1256) hatte 3) vom kaſpiſchen Meer bis an Rußland das Chanat von Kaptſchak errichtet, in welchem ebenfalls der Islam angenommen wurde. Rußland war ein von Kaptſchak abhängiger Staat, der ſich erſt durch die Zerſplitterung deſſelben in einzelne Staaten, wie der Tatarenſtaat in der Krim, Aſtrakan, Kaſan, Turan; und durch die hieraus entſtehende Schwäche der mongoliſchen Horde in Freiheit ſetzen konnte. Am getreueſten den alten Sitten, und daher auch am mächtigſten, war 4) die mongoliſche Herrſchaft, welche, mit der Bucharai als Hauptland, ſich nach dem Namen ihres erſten Chans, Tſchagatai, nannte. Auch hier war der Islam faſt allgemein angenommen, und von hier ging ſpäter noch einmal ein Zug aus, gleich dem Dſchingiſchan's.

Die Eroberungszüge Batu's führten ihn, nachdem er Moskwa und Kiew eingenommen hatte, gegen das damals unter eine Menge einzelner Fürſten getheilte und ſchwache Polen; Krakau wurde (1241 Febr. 13.) verbrannt, Breslau einem gleichen Schickſale unterworfen, und das Land bis Liegnitz hin verheert, wo das chriſtliche, von Herzog Heinrich dem Frommen von Schleſien, Boleslav von Mähren, Mieslav von Oberſchleſien, dem Hofmeiſter des deutſchen Ordens Poppo von Oſternau und andern Edlen zuſammengebrachte und befehligte Heer nach tapferem Widerſtande der Uebermacht der Mongolen (1241 April 9.) unterliegen mußte und ſeinen tapfern Anführer, den Herzog Heinrich, verlor. Während hier Peta ſiegte, hatte Batu ſelbſt in Ungarn den König Bela IV. geſchlagen, zur Flucht gezwungen, und das ganze Land ſchonungslos verheert. Vergebens flehten Fürſten und Völker zu den Häuptern der Chriſtenheit, dem Kaiſer und dem Papſt, um Beiſtand; beide waren zu tief in ihre eigenen Angelegenheiten verwickelt, um nachdrücklichen

Antheil zu nehmen, wiewohl der Papſt das Kreuz predigen ließ und Friedrich außer Aufforderungen an die Fürſten auch ſeinen Sohn Enzius mit einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht (1241 Herbſt) nach Deutſchland ſchickte. Weit nachdrücklicher als die einzelnen Siege, welche über Haufen der Mongolen von König Konrad (1241) und Herzog Friedrich von Oeſterreich erfochten wurden (1242), wirkte auf Batu's Abzug die Nachricht vom Tode ſeines Oheims Oktai, wodurch Polen und Ungarn wieder befreit wurden. Indeſſen trat an die Stelle dieſer Noth bald aus einer andern Gegend her eine andere. Die Söldner, welche Dſchelaleddin Mankberni noch zuletzt zuſammengebracht hatte, wandten ſich nach ſeinem Tode gegen Syrien, und wurden von Saleh, dem ägyptiſchen Sultan, in Sold genommen. Jeruſalem, das ſeit Friedrich's II. Vertrag wieder im Beſitz der Chriſten geweſen war, wurde (1244 Sept. 17.) von ihnen erobert, alle mögliche Greuel der Barbarei und Grauſamkeit daſelbſt verübt, und als die Chriſten mit den moslemen Fürſten Ismael von Damask und Ibrahim von Emeſa ſich gegen dieſe wilden Horden verbanden, erlitten ſie bei Gaza (1244 Oct. 18.) eine unheure Niederlage, durch welche das ganze Land ihnen Preis gegeben und den Chriſten, außer Akka und einige Küſtenſtädte, im Innern nur wenige feſte Burgen noch übrig waren. Der Jammer über dieſe Verluſte durchdrang die ganze Chriſtenheit und nicht mit Unrecht mochte Papſt Innocenz dieſen Schmerz mit dem Höchſten vergleichen, was den Menſchen treffen kann. Aber es war bald jedem Unbefangenen klar, daß die Schuld aller dieſer Unfälle, welche doch gewiß in gleiche Theile zu vertheilen geweſen wäre, der Kaiſer allein büßen ſollte. Vergebens wandte des Kaiſers getreuer und gewandter Kanzler, Thaddäus von Sueſſa, alle Beredſamkeit an, um die Sache ſeines Herrn zu verfechten, der Papſt blieb feſt auf ſeinem Verlangen, daß Friedrich ſelbſt vor dem Concil zu erſcheinen habe, und da einerſeits die Prälaten, um nur aus dem koſtſpieligen Lyon bald wegzukommen, ſich nicht ſonderlich gegen die Anträge und Abſichten des Papſtes ſträubten, andererſeits durch Friedrich's Aeußerung, er werde ſich keinem einſeitigen Synodalgericht unterwerfen, beleidigt wurden, ſo ſprach Innocenz (1245 Juli 17.) über den Kaiſer, ohne daß ſich eine Stimme für denſelben erhob, Thaddäus von Sueſſa aber nicht mehr vorgelaſſen wurde, den Bann aus, entband alle Unterthanen ihres Eides, und erklärte ihn, als Meineidigen, Friedensbrecher, Kirchenfrevler, Heiligthumsſchänder und Ketzer, aller ſeiner Würden für

entsetzt. Gleiche Strafe sollte alle seine Anhänger treffen, die Wahlfürsten des römischen Reichs zu einer neuen Wahl berechtigt seyn, und über das sicilische Reich werde Innocenz selbst zu seiner Zeit verfügen. Gegen diese Schläge hielt sich zwar Friedrich in Italien zunächst unerschüttert, aber in Deutschland, wo die Treue gegen die Hohenstaufen schon früher nicht durchaus probehaltig gewesen, fand sich endlich der Landgraf Heinrich von Thüringen, genannt Raspe, der sich (1246 Mai 2.) von lauter geistlichen Fürsten zu Würzburg wählen ließ, weßhalb man ihn den Pfaffenkönig nannte. Da Konrad, Friedrich's Sohn und Reichsverweser in Deutschland, in einer Schlacht bei Frankfurt geschlagen wurde, so hielten sich die Schalen beider Parteien im Gleichgewicht, und die Niederlage Heinrich's bei Ulm (1247 Febr.), der bald sein Tod folgte, konnte das Glück der Hohenstaufen nicht mehr zum Steigen bringen. Denn da Friedrich der Streitbare Herzog von Oesterreich als letzter Sprosse des babenbergischen Geschlechtes (1246 Juli 15.) in der Leithaschlacht gegen die Ungarn geblieben war, wollte der Kaiser selbst dieses Land, obgleich noch weibliche Erben vorhanden waren, als erledigtes Lehen, mit Uebergehung der von seinem Großvater dem Lande gegebenen Urkunde, einziehen, und die hierbei gezeigte Willkührlichkeit mag ihm die Gemüther auch anderer Fürsten abwendig gemacht haben. Daher fand sich bei der neuen Wahl eines Königs bereits der König Wenzel von Böhmen und der Markgraf von Brandenburg ein, und diese fiel auf den erst zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Holland (1247 Oct. 3.), der hierauf erst vom König Wenzel zum Ritter geschlagen werden mußte, um das Oberhaupt der Ritterschaft seyn zu können. Die Krönung in Aachen fand erst statt, nachdem die sich standhaft widersetzende Stadt durch eine über Jahr und Tag dauernde Belagerung gezwungen worden war, ihre Thore zu öffnen (1248 Nov. 1.). Uebrigens hatte nun für Deutschland eine traurige Zeit begonnen, das ganze Land war in zwei Parteien, für und gegen die Hohenstaufen, getheilt, und wiewohl Wilhelm von mehrern Fürsten anerkannt und von dem Papste empfohlen und nach Kräften unterstützt wurde, so konnte er doch nur in dem nördlichen Theile Deutschlands auf zuverlässigen Anhang rechnen, während Konrad auf den südlichen beschränkt war. Zugleich waren nach dem Tode Heinrich Raspe's in Thüringen und Friedrich's des Streitbaren in Oesterreich weitaussehende Erbschaftsstreitigkeiten ausgebrochen, und die Untreue der schwäbischen und fränkischen Vasallen nöthigten den König Kon-

rad, ſich zu Herzog Otto von Bayern zu begeben. Wie daher ſchon 1241 Hamburg und Lübeck ein Bündniß zur Sicherung der Heeresſtraße zwiſchen der Trave und der Stadt Hamburg vor den Räubern, dann von da aus bis gegen die See zur Sicherung der Elbe vor den Seeräubern geſchloſſen hatten, welches Hamburg beſorgen, Lübeck aber die Hälfte der Koſten tragen ſollte, — woraus ſpäter der berühmte und mächtige Bund, die Hanſe, entſtanden iſt; ſo traten 1247 mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten, Grafen, Herren, und an hundert Städte, von Baſel bis Aachen und Münſter, in einen Bund, den rheiniſchen genannt, zuſammen, zur Zerſtörung ſchädlicher Schlöſſer und Abſchaffung ungerechter Zölle, der zwar ſchon wegen ſeiner verſchiedenartigen Beſtandtheile jenem an Dauer nicht gleich kam, aber, wie jener, die weiſe Lehre zeigte, man müſſe ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, dann ſey wahrhaft geholfen. An Friedrich's Wiederkehr nach Deutſchland war nicht mehr zu denken; ſprengte man ja ſchon damals das Gerücht von ſeinem Tode aus! In Italien traf ihn ein Schlag des Unglücks nach dem andern. Eine Ausſöhnung mit dem Papſte ſchien auf dem Wege Rechtens ſo unmöglich, daß er ſich ſchon zur Buße demſelben vorſtellen wollte um ſeines Ausſpruchs gewärtig zu ſeyn, als ihn die Nachricht von der Wegnahme ſeiner treuen Stadt Parma durch die Welfen zum neuen Kriege aufrief, und er (1247 Juni) die Belagerung derſelben begann, und da er ſich anfangs an Kräften zu ſchwach fand, ſeinen Grimm durch harte Behandlung aller ihm in die Hände fallenden Anhänger und Verwandten des Papſtes zu erkennen gab. Man fürchtete, er möchte ſogar Tatarn und Saracenen zu ſeinem Beiſtand herbeirufen; indeſſen trug auch der Papſt kein Bedenken, an den Sultan von Aegypten zu ſchreiben, um ihn zu bewegen das Bündniß mit dem Kaiſer aufzugeben. Worauf aber der Sultan dem Papſte, dem dreizehnten der Apoſtel, der allgemeinen Zunge der Chriſtenheit, dem Richter des chriſtlichen Volkes, dem Führer der Söhne der Taufe, ſchrieb, daß Friede und Eintracht mit dem Kaiſer noch von ſeinem Vater her beſtehe, und er dieſen ohne den Willen Friedrich's nicht auflöſen könne. Die Belagerung Parma's verzögerte ſich bis in das folgende Jahr, und Friedrich gedachte ſo wenig ſie aufzugeben, daß er ſein Lager in eine aus hölzernen Baraken erbaute Stadt verwandelte und Vittoria nannte. Da benützten aber die Parmeſanen, durch Verräther von Allem benachrichtigt, die Sorgloſigkeit der Wachen und die Abweſenheit des auf einer Falkenjagd entfernten Kaiſers,

um (1248 Febr. 18.) das Lager zu überfallen, in Brand zu ſtecken, vom Winde begünſtigt es ganz zu zerſtören, und das Heer Friedrich's, ſeine ſämmtlichen Kriegsvorräthe, zu vernichten, ſeine reichen Kronen und andere Schätze zu erbeuten. Thaddäus von Sueſſa wurde in Stücken gehauen. Friedrich konnte um ſo weniger daran denken, ſeine Abſicht gegen Parma weiter zu führen, als ein von dem Papſt veranlaßter, durch den Cardinal Capocius geleiteter Aufſtand in Apulien ihn hieher zu eilen nöthigte. Zwar gelang ihm dies, aber zugleich erfuhr er, ſelbſt ſein Kanzler Peter de Vineis ſey ein Verräther, ein Mann deſſen Geiſt und Talent ihm des Vertrauens und der Freundſchaft ſeines Kaiſers werth gemacht hatten. Sey es nun, daß Friedrich wirklich recht hatte, ſey es, daß der durch Unfälle geſteigerte Argwohn ihn ungerecht machte, der Kanzler wurde ins Gefängniß geworfen, in welchem er wahrſcheinlich doch im Bewußtſeyn der Schuld ſich ſelbſt tödtete. Nun traf ihn noch ein dritter Schlag. Sein Lieblingsſohn Enzius wurde von den Bologneſen in der Schlacht an der Foſſalta (1249 Mai 26.) gefangen genommen und zu immerwährendem Gefängniß verdammt, in welchem er auch trotz ſeines Vaters Anerbietungen eines großen Löſegeldes, trotz ſeiner eigenen ſpätern Verſuche zur Flucht, bis an ſeinen erſt nach dem Untergange ſämmtlicher Hohenſtaufen erfolgten Tod blieb. Glückliche Wendungen, welche die Sache der Ghibellinen in Oberitalien zu nehmen ſchien, konnten den Kaiſer nicht mehr aufrichten, und er ſtarb zu Fiorentino in Apulien (1250 Dec. 13.), beſiegt von der Gewalt der Kirche, deren damaligem Geiſte er wie die andern ſeines Geſchlechtes weit vorausgeeilt war. Die Größe ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, welche ſelbſt von ſeinen Feinden eingeräumt wurden, erhöhte nach den Sturz, und das Reich konnte eigentlich als verwaiſt angeſehen werden.

Ganz anders war es in Frankreich. Hier hatte der König Ludwig IX. (ſeit 1228) mit Milde und Kraft regiert, Gerechtigkeit gehandhabt, den gewaltthätigen Großen ſich nach Kräften widerſetzt, und mit der Kirche ſtets in größter Uebereinſtimmung gelebt. In einer plötzlichen und heftigen Krankheit (1244 Dec.), welche ſchon zu dem Gerüchte er ſey geſtorben veranlaßte und in der allgemeinen Bekümmerniß das beſte Zeugniß für ſeinen edlen Sinn gab, nahm er, in Folge einer in der Fieberhitze gehabten Erſcheinung, das Kreuz, verſchob jedoch die Ausführung bis 1248, indem er theils zur Sicherheit und Ruhe ſeiner Länder, theils zur Vorbereitung des Zugs Anſtalten traf. Nicht gleichgültig war ihm auch Friedrich's Verwürf-

niß mit Innocenz gewesen, und auf seiner Reise hatte er in Lyon deßhalb mehrere, jedoch fruchtlose Zusammenkünfte mit dem Papste. Am 27. August ging er mit einer wohlversehenen Flotte, welche die Blüthe der französischen Ritterschaft an Bord hatte, zu Aigues-Mortes unter Segel, kam (20. Sept.) nach Cypern, wo ihn der König Heinrich von Lusignan mit großen Ehren empfing, und der kommende Winter zugebracht wurde. Nach der Schlacht bei Gaza war die christliche Herrschaft allerdings in großen Verfall gerathen, und die Hauptlandschaften, Akkon, Tripolis, Tyrus, Antiochia, rings von den Saracenen umgeben, und zum Theil auch unter sich uneinig; jedoch waren auch diese Feinde unter sich zerfallen, und die Sultane von Aegypten und Syrien unter sich nicht weniger zerfallen, so daß ein rascher Angriff auf Aegypten, wie Viele meinten, von den besten Folgen hätte begleitet seyn können, während der Aufenthalt auf Cypern, der auch sonst durch Krankheiten und Mangel nachtheilig war, den Bemühungen des Chalifen, die Sultane zu versöhnen, Vorschub that. Indessen ließ sich die verzögerte Ankunft der Kriegsmaschinen und die Jahreszeit als genügende Ursache der Zögerung angeben, und eine um Weihnachten 1248 von den Mongolen Fürsten an ihn abgesendete höchst ehrenvolle Botschaft gewährte die Aussicht, nicht nur diese einen Angriff auf Bagdad machen zu sehen, sondern auch ihres Uebertritts zum Christenthum. Ludwig erwiederte diese Ehre, indem er den Dominikaner Andreas nebst zweien seiner Ordensbrüder an den Chan abschickte, durch welche zwar nichts in Bezug auf die Bekehrung ausgeführt wurde, jedoch über jene damals ganz unbekannte Länder und Völker die ersten genauen Nachrichten in das Abendland kamen. Da nun im Frühjahr 1249 eine ansehnliche Verstärkung, theils Franzosen, theils Engländer, nachgekommen, und so der erlittene Verlust wieder ersetzt war, ging Ludwig am 21. Mai zu Schiffe und landete vier Tage nachher vor Damiata, wo ihn das in Schlachtordnung gestellte saracenische Heer, mit dem Sultan Saleh selbst, ungeachtet seiner Kränklichkeit, erwartete. Die Entschlossenheit der Franzosen, und die Verwirrung des von dem kranken Sultan bald verlassenen, und von dem Feldherrn Fakreddin entweder kopflos oder treulos geleiteten Araberheeres, erzwang die Landung, und da auch die Flotte von dem Gerücht, der Sultan sey todt, bewogen ihren Posten verließ, so räumten Einwohner und Besatzung die Stadt Damiata, welche ohne Schwerdtstreich von den Franzosen in Besitz genommen wurde (3. Juni). Ludwig verweilte nun den Rest des

Sommers daſelbſt, theils um die Nilüberſchwemmung vorüberzulaſſen, theils um die bei der Abfahrt von Cypern aus verſchlagenen Schiffe, hauptſächlich aber, um ſeinen Bruder Alfons, Grafen von Poitou, mit friſchen Truppen aus Frankreich zu erwarten. Erſt nachdem dieſer angelangt war, berieth man ſich über die weitere Führung des Krieges, die von Ludwig's Bruder, Robert, Grafen von Artois, hauptſächlich unterſtützte Meinung, Cairo müſſe man angreifen, drang durch, und 20. Nov. brach das Landheer, an 50,000 Mann, worunter allein 20,000 Ritter, von Damiata auf. Von den Feinden zwar beunruhigt, doch ohne eigentliche Gefahr und Noth, gelangte man an die Stelle wo ſich der Nil ſpaltet, und hier wartete man, um ſich über die beſte Art den Fluß zu paſſiren zu vereinigen. Indeſſen kam die Nachricht, der Sultan Saleh ſey todt, und die Regierung an ſeinen Sohn Moatkam Turanſchah, damals in Syrien, gefallen, für welchen der Feldherr Fakreddin nun den Befehl führte, und auch die Verſuche über den Nilarm eine Brücke zu ſchlagen, wiederholt, hauptſächlich durch das griechiſche Feuer vereitelte. So wurden die Franzoſen drei Monate aufgehalten, ohne etwas Bedeutendes auszurichten, als ein Araber ſich erbot, eine Furth zu zeigen. An Faſtnacht 1250 wurde der Uebergang auch wirklich ausgeführt, jedoch nicht ohne große Gefahr, weil ſich der Fluß tiefer und reißender fand als man vermuthete, und die Ufer ſteil und ſchlüpfrig waren. Indeſſen kam man doch hinüber, und die erſten Haufen der Saracenen flohen entweder oder wurden niedergehauen, wobei Fakreddin ſelbſt ſein Leben verlor; der Ungeſtüm des Grafen Robert aber, welcher den Tempelherren die Ehre des Vorkampfs ablaufen wollte, riß ihn in ungeordneter Verfolgung der Fliehenden bis nach Manſura fort, wo die indeſſen von dem Mameluckenführer Bondokdar wieder geſammelten Saracenen die in den Straſſen der Stadt eingeſchloſſenen Franzoſen, mit ihnen den Grafen Robert, und die meiſten Tempelritter zuſammenhieben. Auch der König wurde hart bedrängt, behielt jedoch mit großer Tapferkeit das Feld, zerſtörte die feindlichen Maſchinen, ſetzte ſich durch eine Brücke mit dem noch jenſeits befindlichen Heere in Verbindung und zog dieſes ebenfalls an ſich. Angriffe, welche Bondokdar machen ließ, wurden von den Franzoſen zurückgeworfen, allein der Muth der Saracenen ward durch die Ankunft des von anſehnlicher Truppenmacht begleiteten Sultans außerordentlich geſteigert, während in dem chriſtlichen Lager der Mangel, weil alle Zufuhr auf dem Fluſſe gehemmt war,

bald zu einem furchtbaren Grade stieg, und mehr Leute durch Hunger als durch das feindliche Schwerdt umkamen. Diese traurige Lage brachte den König zu dem Entschlusse, nach Damiata (5. April) umzukehren, was zwar auch ins Werk gesetzt wurde, aber der König selbst, seine Brüder Alfons und Karl, und das ganze noch übrige Heer wurde unterwegs von den in überlegener Anzahl anstürmenden Feinden genöthigt, sich ihnen zu ergeben, wobei Viele niedergemacht wurden oder im Flusse ertranken, und die Kranken auf der Flotte mit sammt den Schiffen verbrannten. Nun ließ der Sultan Friede antragen, der auch endlich unter folgenden Bedingungen zu Stande kam: der Sultan gibt alle Gefangenen frei und läßt die Besitzungen, welche die Christen bei Ludwig's Ankunft (1249) hatten, in ihren Händen: der König gibt Damiata zurück, und zahlt 800,000 Byzantiner Lösegeld, auch gibt er alle Gefangene frei: er behält dagegen sein und aller andern Christen in Damiata befindliches Privateigenthum, das der Sultan in seinen Schutz nimmt, und alle Kranken und Kaufleute haben Sicherheit und freien Abzug sowohl zu Wasser als zu Land. Wie nun dies Alles eben vollzogen werden sollte, wurde der Sultan von den Mameluken, die theils seine bisher entfaltete kräftige Selbstständigkeit fürchteten, theils durch die offenbare Begünstigung der mitgebrachten Syrer beleidigt waren, (2. Mai) ermordet, und Ludwig, dem im ersten Augenblick ein gleiches Schicksal zu drohen schien, kam mit dem bloßen Schrecken davon, indem sie ihn blos zwangen, den mit dem Sultan abgeschlossenen Vertrag auch auf sie zu übertragen. So wurde denn Damiata, das sich übrigens nicht länger hätte halten können, übergeben, worauf auch Ludwig, der sich in allen diesen Unfällen mit einem unerschütterlichen Gleichmuth und einer Würde benahm, die ihn selbst seinen Feinden so achtungswerth erscheinen ließ, daß sie einen Augenblick daran dachten ihm die Krone anzubieten, seine Brüder, die Grafen von Bretagne, Flandern, Soissons, und viele andern Barone, in Freiheit gesetzt würden und Aegypten verließen. Allein was die übrigen Gefangenen anbetrifft, so verwendete sich zwar Ludwig dringend für ihre Freilassung, konnte aber statt 12,000 wie bestimmt angenommen wurde nur 400, und diese zum Theil nur gegen besonderes Lösegeld freimachen. An die Zurückgabe von Hab und Gut, Maschinen, Zelten, Waffen, Pferden, dachten die Mameluken nicht. Auch zwangen sie manche Gefangene mit Gewalt zu ihrem Glauben, ermordeten viele christliche Gefangene, die wegen Krankheit in Damiata zurückgeblieben waren, und benah-

men ſich durchaus als eine rohe Barbarenhorde. Ludwig wollte im Vertrauen auf den durch den Vertrag hergeſtellten Frieden ſich nach Europa zurückbegeben, als er durch dieſe Treuloſigkeit veranlaßt mit den Baronen, Geiſtlichen und Ordensrittern ſich berieth, und ihrer Meinung zu Folge zu bleiben beſchloß, theils um für ſeine gefangenen Landsleute noch ferner thätig zu ſeyn, theils um aus dem innern Krieg der Damascener und Aegypter Vortheil zu ziehen. Seine Brüder Alfons und Karl ſchickte er nach Frankreich (Aug. 1250) zurück, und er ſelbſt trat mit dem Sultan von Damask, auch mit dem Aſſaſſinenfürſten, dem ſogenannten Alten von Berge, in Verbindung, ſetzte auch die Unterhandlungen mit den Mongolen fort, ſtellte mehrere wichtige Plätze wieder her, und gab in manchen Gefechten Beweiſe ſeines Heldenmuthes und ſeiner feurigen Frömmigkeit, kehrte aber doch, als er den Tod ſeiner Mutter Blanka (ſt. 1253 Dec. 1.) erfahren hatte, nach einer im Ganzen höchſt unglücklich abgelaufenen Unternehmung (1254 April 24.) nach Frankreich zurück, jedoch ohne in ſeinem Feuereifer irre geworden zu ſeyn.

Mit dieſer Kreuzfahrt hängt alſo der **Untergang der ejubidiſchen Sultane in Aegypten** auf das Engſte zuſammen. Obgleich das Schickſal des Chalifats gegen das gefährliche Uebergewicht der Leibwachen hätte warnen ſollen, ſo führte doch Sultan Saleh dieſelbe Einrichtung ein, indem er den Mongolen einen Theil ihrer Gefangenen abkaufte, und dieſen Sklaven (Mameluken) die eine Zeitlang ihren Aufenthalt am Meere (Bahr, daher die baharitiſchen) erhielten, die Bewachung ſeiner Perſon anvertraute. Nach der Ermordung ſeines Sohnes Turan Schah (1250, trat eine wilde Zerrüttung ein, indem noch einige Eyubiden den Namen der Sultane erhielten, bis endlich nach der Beſiegung des in Damask herrſchenden Ejubiden Annaſer Salaheddin Juſſuf, welcher gegen Aegypten gezogen war, der Mameluke Azeddin Ibek (1254) die Eyubiden gänzlich verdrängte, und durch die Heirath von Saleh's Wittwe Schagreddur ſich an die vorige Dynaſtie anſchließend die Reihe der **Mameluken Sultane** begann, welche auf Aegypten Südpaläſtina und einen Theil von Arabien eingeſchränkt blieben, während ſich in Damask die Mongolen feſtſetzten, und in einzelnen Gegenden, namentlich in Arabien, noch eine geraume Zeit Ejubiden-Familien ſich aufhielten. Nach Aegypten wurde auch der Sitz der Chalifen verlegt. Seitdem der Seldſchuken Sultan Dogrul Beg (1055) die weltliche Regierung über alle Länder als Emir al Omra erhalten hatte, waren die Chalifen nur das geiſtliche Ober-

haupt der verschiedenen sunnitischen Sultanate und Emirate geworden, deren ansehnlichste im Osten von Bagdad die Ghasnaviden und Chowaresmiden, im Westen und Norden die Seldschuken waren, gelangten jedoch durch die Zwistigkeiten dieser Fürsten unter sich, welche westlich überdies mit den Kreuzfahrern, östlich mit indischen und tatarischen Stämmen zu thun hatten, unter Moktafi (1136—1160) zu einer größern, seit der Einführung der Emir al Omra ungekannten Macht. Der Chalif Mostadi (1169—1180) genoß die Freude, die fatimidischen Chalifen in Aegypten aussterben, den schiitischen Gottesdienst daselbst abgestellt, und die abbassidische Oberhoheit dort wieder anerkannt zu sehen, welches für den Glanz, den Saladin übrigens als König und Held damals um sich verbreitete, einigen Ersatz gewährte. Die gerechte Entrüstung des chowaresmischen Sultans Mohammed III., den der Chalif Nasreddin (1180—1225) gegen sich gereizt hatte, wurde zwar durch die auf Chowaresm gerichteten mongolischen Angriffe (1218) abgelenkt, allein der Untergang Bagdads nur verzögert, nicht ganz abgewehrt. Denn der Chalif Mostasem (1242—1258) ein schwacher, von schlechten Umgebungen abhängiger, dabei überaus geiziger Mann, reizte durch Mißhandlung der Schiiten diese Partei so, daß der Mongolenfürst Hulagu ihrer Einladung Folge leistete, erst der Assassinenherrschaft in Alamut ein Ende machte, dann gegen Bagdad zog, diese Stadt nach kurzer Belagerung erstürmte (1258 Febr. 2.), den Chalifen aber, welcher treulosem Rathe trauend sich zu ihm begeben hatte, mit allen Anverwandten der Herrscherfamilie ermorden ließ. Die Einwohner und was in der Umgegend hauste wurde niedergemacht, Wälle, Thürme, Thore der Chalifenstadt geschleift, und was an Kunst und Wissenschaft seit Almansor und Harun hier gesammelt war, von den rohen und unwissenden Barbaren vernichtet. Die weitern Fortschritte der Mongolen hemmte in Cölesyrien der Mameluken Sultan Kutuz (1260), und sein Mörder und Nachfolger ertheilte einem zu ihm geflüchteten Abbassiden den Chalifentitel, und ließ ihm in Cairo die Ehre der Kotba (des Gebetes) erweisen, was auch seinen Nachkommen bis auf den Untergang der Mamelukenherrschaft durch die Osmanen (1517) zu Theil wurde. In der gesammten Auflösung aller morgenländischen Reiche, zu der die mongolische Völkerwanderung mittelbar oder unmittelbar Anlaß gab, wurde auch das große Sultanat von Ikonium oder Rum mit begriffen, das unter seinem Sultan Kai Kobad I. (1219—1237) das mächtigste aller muselmännischen Reiche Asiens

war, aber schon unter seinem Sohne Kai Kobad II. (—1245) in Abhängigkeit von den Mongolen gerieth, welche unter desselben Söhnen in völlige Auflösung überging. Es zerfiel (gegen 1285) in die sogenannte Herrschaft der zehn Fürsten oder der Könige der Völker, von denen endlich die Osmanen die übrigen verdrängten, und die gesammte Macht der vorderasiatischen Fürsten in sich vereinigten. Es war vorauszusehen, daß diese gerade in Vorderasien zusammenstoßenden Stürme die geringen Ueberreste des Reiches Jerusalem nur so lange verschonen würden, bis eine Macht die Oberhand erhalten hätte, und sobald auch Bibars die Mongolen ganz aus Syrien vertrieben hatte, wendete er sich gegen die Christen, nahm (1265) Arsuf und Cäsarea, Antiochia (1268) weg, und veranlaßte dadurch den frommen König Ludwig noch einmal zu einem Kreuzzug, den er auch, ungeachtet der ernstlichen Abneigung seiner Großen, 1270 antrat, aber durch seinen Bruder Karl veranlaßt, welcher als König von Neapel den Fürsten von Tunis zur fernern Zahlung des Tributs, den seine Vorfahren erhalten hatten, zu zwingen gedachte, gegen Tunis richtete, wohin auch die Ueberfahrt von Aigues Mortes aus glücklich von Statten ging, allein der Tod des Königs (1270 Aug. 25.) vereitelte alle Vortheile die zu erringen waren, außer daß Karl seine Absicht erreichte. Für das Morgenland wurde gar Nichts ausgerichtet. Die Unterstützung, welche durch den Prinzen Eduard von England nach Akka (1270) gebracht wurde, war zu gering, um für längere Zeit dauernd zu helfen, und durch die unter den Christen selbst obwaltenden Streitigkeiten wurde am Ende noch mehr geschadet, als durch die Feinde. Als nach Bibars' Tod (1278) Kalawun Anfangs als Atabek (Erzieher) später aber als Sultan die Mongolen ganz aus Syrien verdrängt hatte, nahm er (von 1285 an) den Christen einen wichtigen Punkt nach dem andern weg. Tripolis wurde (1289) erobert und geschleift, wobei die Mahomedaner nicht geringeren Religionseifer zeigten, als die Christen im ersten Zuge. Sein Tod (1290 Oct.) gewährte ihnen eine kurze Ruhe, indem sein Sohn und Nachfolger, Sultan Chalil, mit ihnen einen Waffenstillstand abschloß, der sie im Besitz von Ptolemais, Tyrus, und ihren andern Seestädten, beließ. Da aber schon im nächsten Jahre eine Schaar Kreuzfahrer ankam, die sich nicht an den Waffenstillstand gebunden glaubte, und eine Caravane ägyptischer Kaufleute überfiel und jede Genugthuung weigerte, so rückte nun der Sultan mit seiner ganzen Macht vor Ptolemais, bestürmte sie mit gewaltigen Maschinen, und

nahm dieſen Hauptpunkt der Chriſten (1291 Mai 18.) mit Sturm, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der chriſtlichen Kämpfer. Was noch in dem Beſitz der Chriſten war, wurde nun theils freiwillig verlaſſen, theils durch Verrath übergeben, und nach nicht ganz 200jähriger Dauer endigte faktiſch das Königreich Jeruſalem, obgleich der Titel deſſelben noch bis auf die neueſte Zeit mit dem des römiſchen Reiches verbunden geweſen iſt. Wie denn dieſes Jahrhundert überhaupt der höchſte aber auch der entſcheidende Punkt aller bisher emporgehobenen Erſcheinungen war, ſo trat auch die alte Herrſchaft der Griechen wieder in ihre vorigen Rechte ein. Das lateiniſche Kaiſerthum war ſo wie die ſonderbarſte ſo auch die jämmerlichſte Erſcheinung geweſen. Schon 1205 war der Kaiſer Balduin bei Adrianopel von dem Bulgarenkönig Johann gefangen genommen worden, und da man 1206 beſtimmte Nachricht von ſeinem Tode erhielt, folgte ihm ſein Bruder Heinrich (bis 1216), ein tüchtiger Fürſt, der nichts unverſucht ließ, dem unſichern Reiche einen feſten Halt zu geben. Es war nämlich nicht blos die drohende Macht der Bulgaren im Norden, welche die neue Schöpfung bedrohte, ſondern außer dem unſichern Zuſammenhang der Lehen waren die Franken den Griechen im höchſten Grade verhaßt, und die Verſchiedenheit durch Sprache, Recht, Religion wurde durch die Verſuche ſie in ein Volk zu verſchmelzen nur empfindlicher. Uebrigens waren nicht einmal die europäiſchen Beſitzungen alle erobert, ſondern an vielen Orten behaupteten ſich die Griechen, wie namentlich in Epirus, in Aſien aber beſaß das Kaiſerthum in Nicäa eine weit anſehnlichere und abgerundetere Macht. Hier hatte ſich erſt Theodor Laskaris zum Herrn von ganz Vorderaſien gemacht, und ſein Schwiegerſohn Johann Ducas Vatazes (1222—1255) war ein vom Glück begünſtigter, durch Weisheit und Beſonnenheit ausgezeichneter Fürſt. Er erwarb Theile von Epirus, ganz Theſſalonich (1246), beſaß Gegenden in der Bulgarei, ſchützte die griechiſche Kirche, welche in Conſtantinopel mit der lateiniſchen zum größten Unmuth der Griechen vereinigt worden war, ſorgte für Wiſſenſchaften und Künſte, geordneten Staatshaushalt, ein wohl unterhaltenes Heer, und konnte als der eigentliche griechiſche Kaiſer, deſſen Sitz in dem Augenblick nur von einem Uſurpator beſetzt war, angeſehen werden. Auch ſein Sohn Theodor Laskaris II. zeigte in den Bulgaren Kriegen Einſicht und Kraft, und als ſein minderjähriger Sohn Johann Laskaris bei des Vaters Tode unter eine den übrigen Griechen verhaßte Vormundſchaft (1259) geſtellt

war, benützte Michael Paläologus, aus einem alten den Kaiſern verwandten Geſchlechte, dieſe Unzufriedenheit, um ſich nach Verdrängung jener zum Regenten und (1260 Jan. 1.) durch die Gunſt des Heers zum Kaiſer zu machen. Der Gedanke das lateiniſche Reich zu ſtürzen mußte ſich von ſelbſt aufdrängen. Der Nachfolger Heinrich's, ſein Schwager, Peter Graf von Auxerre und Courtenay, wurde von dem Deſpoten von Epirus, Theodor Paläologus, (1217) gefangen, und ſtarb im Gefängniß ohne je ſein Reich geſehen zu haben; ſein älteſter Sohn hatte zur Uebernahme des Reiches keine Luſt, der jüngere Robert entſchloß ſich zur Annahme, wurde (1221) zu Conſtantinopel gekrönt, in dem unglücklichen Kriege gegen Batazes aber durch den Vertrag (1225) auf Europa völlig beſchränkt und zur Entſagung Aſiens genöthigt, während Theodor von Epirus ſich in Theſſalonich zum Kaiſer krönen ließ und der Fürſt von Trapezunt, ein Komnene, auch den Kaiſertitel annahm, und ſtarb 1228 auf dem Rückweg nach Conſtantinopel, aus dem er vor Zorn über die Verſtümmelung und Ermordung ſeiner Geliebten, die er ihrem Bräutigam, einem franzöſiſchen Ritter, abwendig gemacht hatte, entwichen war. Sein erſt eilfjähriger Sohn Balduin wurde von den Baronen unter die Vormundſchaft des Titularkönigs von Jeruſalem, Johann von Brienne, geſtellt, der (1235) die durch Batazes in Gemeinſchaft mit dem Bulgarenkönig Johann Aſan unternommene Belagerung Conſtantinopels zwar aufzuheben zwang, jedoch des traurigen Zuſtands ſeines Reiches ſo bewußt war, daß er ſeinen Adoptivſohn (1236) an Gregor IX. und Ludwig von Frankreich ſchickte, um Beiſtand zu erbitten. Gregor verwendete ſich ernſtlich für ihn, allein der Tod des alten Johann (1237) und andere Hinderniſſe, zerſplitterten die bereits vorhandenen Rüſtungen, und die Noth in Conſtantinopel ſtieg zu ſolcher Höhe, daß man ſich genöthigt ſah, die heilige Dornenkrone zu verſetzen, welche dann von Ludwig IX. eingelöst und nach Paris gebracht wurde. Dennoch ſammelte Balduin aus eigenen Mitteln, indem er ſeine Grafſchaft Namur verpfändete, und durch freiwilligen Beitritt Anderer, ein anſehnliches Heer, mit dem er zu Lande nach Griechenland zog, und ſich (1239 Ende) zu Conſtantinopel krönen ließ. Seine erſten Schritte waren von gutem Erfolge begleitet, und im Bunde mit den Kumanen ſah ſich Balduin Sieger der Nicäner; nur war dieſes Waffenglück von kurzer Dauer. Batazes, der bei weitem überlegen war, bemächtigte ſich (von 1242 an) Theſſalonichs, und Balduin trat ſchon nach wenigen Jahren aufs neue eine Reiſe

in den Occident an, um seine klägliche Lage den Fürsten und Völkern vorzustellen. Seine ganze Abwesenheit (1244—1248) war ohne Erfolg, da in Frankreich Ludwig der Heilige gerade damals für sich warb und der Zwist Friedrich's mit dem Papste die Gemüther völlig in Anspruch nahm; während Vatazes sich in Griechenland damals völlig festsetzte. So wie nun Vatazes todt war, und Michael Paläologus seinen Mündel Johannes III. Laskaris verdrängt hatte, griff er sofort das in den letzten Zügen liegende lateinische Reich an. Die Lage Balduin's war so erbärmlich, daß man das Blei von den Dächern der Kirchen und Paläste nahm, um Geld daraus prägen zu lassen, Häuser einriß, um Brennholz zu bekommen, und der Kaiser dem venetianischen Handelshause Capello seinen einzigen Sohn Philipp als Geisel für einen geleisteten Vorschuß gab, während gerade diese Kaufleute den besten Vortheil von dem ganzen Reiche zogen, zum großen Verdrusse der Genuesen, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, es ihnen zu vergelten. Der Haß war zuerst in Akka auf eine eigene Weise genährt worden, indem dort Genua, Pisa, und Venedig, jedes seine eigene Straße, sein eigenes Kaufhaus hatte, die Kirche des heiligen Sabbas aber, die gemeinschaftlich seyn sollte, von den Genuesern in alleinigen Beschlag genommen, und ungeachtet des päpstlichen Ausspruches, durch die Begünstigung welche Philipp von Montferrat den Genuesern angedeihen ließ, auch behauptet worden war. Die Folge davon war ein Angriff gewesen, den die Venetianer auf den Haven von Akka machten; die querherüber laufende Kette war gesprengt, der Haven eröffnet, und die 23 darin liegenden genuesischen Schiffe verbrannt, die St. Sabbaskirche aber, welche die Genueser fest verwahrt hatten, erstürmt und zum Theil zerstört worden. Darauf war eine Seeschlacht geliefert worden, in welcher die Venetianer abermals Sieger blieben. Seitdem hatte päpstliche Vermittlung zwar einen Waffenstillstand hergestellt, allein das Feuer glimmte unter der Asche. Michael schloß daher (1261) mit Genua einen Bund zur Zerstörung der venetianischen Herrschaft in Griechenland, schickte seinen zum Cäsar erhobenen Feldherrn Alexios nach Europa hinüber, der, ohne unmittelbaren Auftrag, am 24. Jul. den Angriff auf Constantinopel versuchte, die Stadt einnahm, und am nächsten Tag (25. Jul.) durch das goldene Thor als Sieger einzog. Balduin ergriff mit Zurücklassung seiner Reichsinsignien, ohne an Widerstand zu denken, die Flucht, und schon am 15. Aug. zog Michael Paläologus mit Vortragung des vom Apostel Lukas gemal-

ten Bildes der heiligen Jungfrau durch das goldene Thor in Constantinopel ein, und begründete hier die bis zum gänzlichen Untergang des Reichs fortdauernde Dynastie der Paläologen. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß der Besitz Constantinopels die Griechen sofort wieder in ihre alte Verächtlichkeit sinken ließ. In Nicäa sowohl als an andern Orten hatten sie eine Thatkraft entwickelt, die sie jedem Heldenvolke an die Seite stellte, und die Sage hat die Kaiser von Nicäa und Trapezunt mit ihrem ritterlichen Hofe vielfältig zu ihren Gegenständen gewählt in der abenteuerlichen Verbindung französischer Tapferkeit mit griechischer Schönheit und Herrlichkeit nebst morgenländischen Gefahren und Wundern. Zurückgekehrt nach Constantinopel sinken sie jedoch in die weichliche Schwäche ihrer Vorfahren zurück, und die, welche vorher den Seldschuken, den Lateinern, und den Bulgaren zugleich die Spitze boten, müssen nun wie demüthige Bettler den Schutz des Abendlandes anflehen, um sich auf dem Thron zu erhalten, ja sogar um die Vermittlung des Papstes zur Vereinigung ihrer Kirchen ansuchen. Selbst Michael, dessen Lage, wenn auch besser als die der lateinischen Kaiser, dennoch immerhin sehr bedenklich war, trat in allem Ernste der lateinischen Kirche bei, und suchte mit großer Strenge, ja sogar mit Grausamkeit die seinen Landsleuten größern Theils so verhaßte Union zu erzwingen. So begannen die dem griechischen Reiche eigenthümlichen Religionsparteien von Neuem, und obschon Michael's Sohn Andronikus (seit 1282) den griechischen Gottesdienst wieder völlig herstellte, und die Anhänger der lateinischen Kirche (die unirten Griechen) verfolgte, so war doch nun der Same des Unheils zu fest gewurzelt und wie früher die traurige Folge, daß über diesen innern Streitigkeiten die von Außen drohenden Gefahren vernachlässigt wurden. So hatte der Sieg des Papstes über seinen Nebenbuhler schon nach einem kurzen Genuß wieder ein Ende genommen.

Am glänzendsten jedoch hatte sich die Macht der Hierarchie in dem Kampfe gegen die Hohenstaufen bewährt. Friedrich's Sohn, Konrad, war nach dem Tode seines Vaters nach Italien geeilt, hier sein Erbreich Neapel in Besitz zu nehmen, und war, als ihm dies gelungen, nicht ohne Verdacht, sein Halbbruder Manfred habe ihn vergiftet, gestorben (1254), mit Hinterlassung eines zweijährigen Knaben, den seine Gemahlin Elisabeth von Bayern ihm (1252) zu Landshut geboren hatte. Manfred selbst gab endlich dem Verlangen der Großen nach, und nahm die Krone (1258) an; trat mit Venedig,

um gegen Genua geſchützt zu ſeyn, in Verbindung, und behauptete ſich auch in Italien mit Glück, trotz der Bannflüche der Nachfolger des Papſtes Innocenz IV., Alexander IV. (1254—1261) und Urban's IV. († 1264), und trotz des Untergangs des gibelliniſchen Häuptlings, des 80jährigen Ezzelino (1259). Indeſſen hatte ſchon Innocenz IV., um die Hohenſtaufen mit fremdem Beiſtande zu vertreiben, Sicilien als ein erledigtes Lehen ausgeboten, und nur König Heinrich III. von England war für ſeinen Sohn Edmund auf den Kauf eingegangen, hatte aber erſt, nachdem er große Summen an den Papſt abgeſchickt hatte, zu ſpät eingeſehen, daß er getäuſcht ſey und der Papſt nicht im Stande, ſein Wort zu halten. Nun hatte die Verſammlung Ruhe bis auf Urban IV., der (1262) dem Grafen **Karl von Anjou** die Krone antrug. Dieſer, den wohl auch ſeine ehrgeizige Gemahlin, Beatrix von Provence, die es nicht ertragen konnte, von vier Schweſtern allein keinen König zum Gemahl zu haben, angeſpornt ward, nahm das Anerbieten an, mit der Verpflichtung, jährlich eine Lehensabgabe von 8000 Unzen und einen weißen Zelter an den Papſt zu ſenden, und auf deſſen Verlangen 300 Ritter auf drei Monate zu ſtellen, ferner auf die kaiſerliche Würde zu verpflichten, den Rechten der Geiſtlichkeit Achtung zu verſprechen, und das Reich nach den vom Papſt beſtimmten Grenzen anzunehmen. Urban ſtarb zwar, ehe der Abſchluß des Vertrags zu Stande kam (1264 Oct.), jedoch die Wahl ſeines Nachfolgers Guido, eines gebornen Franzoſen, beugte jeder Aenderung der Anſichten vor. Karl ſelbſt kam (1265 Mai) in Rom an, wo er von den wie gewöhnlich dem erſten Eindruck hingegebenen Römern ſogar mit Uebergehung ihres eigenen Adels zum Senator auf Lebenszeit gewählt, und nach geleiſtetem Schwur und Lehenseid von fünf Cardinälen, die Clemens IV. dazu bevollmächtigt, am 6. Jan. 1266 nebſt ſeiner Gemahlin Beatrix zum König von beiden Sicilien gekrönt wurde. Manfred hatte ſeiner Seits ſich zwar zum Widerſtand gerüſtet, allein der Wankelmuth der Neapolitaner war ſein Verderben; Karl rückte ohne einen Feind zu finden in das Reich Neapel ein, und ſuchte ſeinen vor ihm zurückweichenden Gegner bei Benevent auf, wo (26. Febr.) Manfred, der Untreue der Seinigen völlig inne und ſeines Untergangs gewiß, im wildeſten Getümmel den Tod ſuchte und fand. Der Haß der Kirche gewährte ihm nicht einmal ein menſchliches, geſchweige denn ein chriſtliches Begräbniß. Karl war mit dieſer Einen Schlacht Herr des ganzen Reiches, und fing nun an, die über die Befreiung vom man-

fredischen Joche und der Saracenenherrschaft erfreuten Neapolitaner eine noch härtere Zuchtruthe empfinden zu lassen. Die neuen von ihm eingesetzten, zu strenger Genauigkeit angehaltenen Beamten, die habsüchtige Gier der Provencalen und Franzosen, ließen die Zeit der Hohenstaufen in dem schönsten Lichte erscheinen; alle Herzen wandten sich zu dem einzigen noch lebenden Sprossen, Konrad's Sohn gleiches Namens, Konradin von den Italienern geheißen, der auf den von Wilhelm ihm abgesprochenen, von Richard hingegen zugesagten Gütern seines Hauses in Schwaben und Franken, wo überall Erinnerungen der Größe seines Geschlechtes ihn umgaben, seine Jugend verlebte, und in seinem Oheim Ludwig, Herzog von Bayern, seine einzige Stütze, in dem durch den Böhmen Ottokar seines Erbes Oesterreich beraubten Friedrich von Baden seinen einzigen, durch Jahre und Geschick verbundenen Jugendfreund fand. Leicht ließ sich der junge Fürst, König von Sicilien und Jerusalem, von den Grafen Galvan und Friedrich Lancia und Martin und Konrad Capece zu einem Zuge in das südliche Land, das sein Urgroßvater mit Constanzen's Hand erhalten und mit Gewalt der Waffen erobert hatte, bewegen, und leicht verfügte er, um die Mittel zum Zuge zu erhalten, über die Reste seiner Besitzungen in Deutschland zu Gunsten seiner Oheime. Vergebens widerrieth seine Mutter; der jugendliche Geist gab sich den schönsten Hoffnungen hin, und noch im Winter 1267 zog er, von seinem Oheim nur bis Verona begleitet, nach dem Lande der Verheißung. Seine ersten Schritte waren glücklich, und trotz der am 29. Juli von Papst Clemens IV. aus Viterbo erlassenen Bannbulle, erklärte sich das ganze Land für ihn, die Römer, wo Prinz Heinrich von Castilien Senator geworden war, empfingen ihn bei seinem Einzug wie im Triumphe, ganz Sicilien hatte sich für ihn erklärt, und Karl's Lage schien in der That sehr bedenklich. Konradin hatte die von Karl besetzten Pässe umgangen und war über die Berge in die Ebenen von Tagliacozzo gekommen. Hier benützte Karl, dem Glücke mißtrauend, den Rath eines seit Ludwig's ersterm Zug in Palästina grau gewordenen Ritters, Alard von Valery, theilte sein Heer in drei Haufen, und als (23. Aug.) die beiden ersten von den Spaniern und Deutschen geschlagen waren und die Sieger sich schon um zu plündern und zu rasten zerstreuten, fiel er mit dem Reservekorps über sie her und errang einen vollständigen Sieg. Konradin nebst Friedrich von Baden wurden auf ihrer Flucht von Johann Frangipani in Astura an den König ausgeliefert; der ihn als ei-

nen der nach der Krone geſtrebt, das Reich angefallen, den Königstitel uſurpirt, und Karln nach dem Leben geſtrebt habe, zum Tode verurtheilen und 1268 Oct. 26. auf dem Marktplatz zu Neapel hinrichten ließ. Vor ihm wurde ſein Unglücksgefährte Friedrich enthauptet. Den Handſchuh Konradin's, welchen er als Zeichen ſeines auf einen andern übertragenen Rechtes an Sicilien vom Blutgerüſte unter die Menge warf, ſoll Heinrich Truchſeß von Waldpurg aufgenommen, und dem aragoniſchen König Pedro überbracht haben. Indeſſen blieb nun Karl in ſeinem Beſitze um ſo mehr ungeſtört, als er dieſe Gelegenheit benützte, alle Anhänger der Hohenſtaufen mit ausgeſuchter Grauſamkeit und Habſucht zu verfolgen. Die Nachfolger des Clemens IV., Gregor X., und der ganz antifranzöſiſch geſtimmte Nicolaus III. (ſt. 1280) bemühten ſich das franzöſiſche Uebergewicht in Italien zu mindern, und Karl gab wirklich das von Clemens IV. ihm übertragene Reichsvikariat in Toſcana auf, und nahm Provence und Forcalquier vom Reiche (1280) zu Lehen. Zwar war der nächſte Papſt Martin IV. ganz im franzöſiſchen Intereſſe, aber der von Johann, Herrn der Inſel Procida, der bei Friedrich und Manfred beliebt und hochgeſtellt geweſen war, vorbereitete Schlag kam in der berühmten ſicilianiſchen Veſper (1282 März 30.) zum Ausbruch, alle Franzoſen wurden ermordet oder verjagt, die Inſel ſelbſt aber unter König Pedro, den Gemahl von Manfred's Tochter Conſtanze, gebracht, deſſen Nachkommen das Reich Neapel bis zum Ende des Mittelalters beſaßen, und durch die von ihnen wie von den Angiovinen herrührenden Erbanſprüche die Kronen Frankreich und Spanien in langen Kampf verwickelten.

XV. Interregnum in Deutschland. — Kämpfe in England unter Heinrich III.

Ende der Kreuzzüge. Fest begründete Papstgewalt. Anarchie in Deutschland (Interregnum). Richard römischer Kaiser. England. Heinrich III. Päpstliche Geldervressungen. Kirchliche Ordnungen. Widerspruch der Lehre und der Handlung. England eine völlige Beute der Legaten. Geldnoth des Königs. Besitzwerden des Parlaments. Des Königs Begünstigung der Ausländer. Mißhelligkeiten in der königlichen Familie: 1) mit dem römischen König Richard, 2) mit Graf Simon von Leicester. Uebermuth der königlichen Verwandten. Sicilianischer Kronenhandel. Bündniß der Großen. Das tolle Parlament. Die Oxforder Artikel. Schlacht bei Lewes 1264. Anfang der Volksvertretung in England. Schlacht bei Evesham. Eduard I. Unterwerfung von Wales. Eduard als Gesetzgeber.

Im Morgenlande war das durch eine wunderbare Erscheinung zu Stande gebrachte und auf eben so künstlichen und gebrechlichen Grundlagen aufgeführte Werk, die Herrschaft der nun auch über den Orient gebietenden occidentalischen Hierarchie, trotz der ungeheuren dafür vergeudeten Kräfte wieder eingestürzt, und die alten Verhältnisse, die Herrschaft des Islam und der griechischen Kirche, die zwar immer nur etwas zurückgedrängt, nie faktisch vernichtet waren, hatten ihre alte Stellung wieder eingenommen. Die Fluth, welche von religiöser Begeisterung angeschwellt die Gestade Asiens und Afrikas überschwemmt hatte, trat wieder zurück in ihr eigenes Bette, und begann nun hier sich um so mächtiger zu erheben, als der Ausbruch nach Osten hin nicht mehr möglich war. Die Hierarchie hatte in den Kreuzzügen sich selbst kennen lernen, sie hatte ihre ungemessene Gewalt über die menschlichen Gemüther erkannt, und sie würde noch ferner ihre Plane fortgesetzt haben, das Morgenland mit Gewalt der Waffen sich zu unterwerfen, wenn nicht die politischen Interessen, die schon früher sich zwar geltend zu machen suchten, aber nachgaben, von nun an hindernd entgegen getreten wären. An der fürstlichen Gewalt brach das Wogen der religiösen Begeisterung, und die allmählig erkannte Nothwendigkeit, die Staaten im Innern auszubilden, vorerst den irdischen dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, verbunden mit der Einsicht, daß es auch andere Wege die göttliche Gnade zu erreichen gebe, als die Wanderung nach Jerusalem und den Kampf gegen die Ungläubigen, erzeugten die von nun

an im Allgemeinen gegen die päpſtlichen Aufforderungen vorherrſchende Gleichgültigkeit. Daß dies aber blos eine Folge der ſich ausbildenden Staaten war, geht am deutlichſten aus der im Abendlande trotz der vielen fehlſchlagenden Unternehmungen bei der Maſſe des Volkes nicht erloſchenen Begeiſterung, und dem fortdauernden Glauben an die Gewalt des Papſtes hervor, der, wie ſehr im Morgenlande Alles fehlgeſchlagen war, dennoch in ſeiner Autorität dadurch Nichts verlor, ja ſelbſt in ſeinem Einfluſſe auf die Leitung aller Geſchäfte des Abendlandes erſt recht befeſtigt wurde. Die Bettelmönche, die Inquiſition, das Legatenweſen, welche während dieſer Zeiten ſich gebildet hatten, vermittelten die aus allen Ländern nach Rom ſich beziehende Richtung, und die in dem Untergang der Hohenſtaufen bewieſene Beharrlichkeit, die von dem erfolgreichſten Ausgang gekrönt war, feſſelte einerſeits durch ſelbſtſüchtige Intereſſen gar Manchen an den päpſtlichen Stuhl, während andererſeits das drohende Beiſpiel eines ſo jammervollen Untergangs als ein verſchuldetes Geſchick betrachtet wurde, und den ſchwächeren Gemüthern Furcht vor einem ähnlichen Ausgange einflößte. Dies zeigte ſich in Deutſchland und England am meiſten.

Nach dem Tode König Konrad's (1254) war die Hohenſtaufiſche Partei ohne Haupt, der zweijährige Konradin nur auf ſeine Erblande beſchränkt, und von dem Schutz ſeiner Oheime in Bayern abhängig; König Wilhelm daher zwar ohne Gegner, dennoch aber ſo wenig angeſehen, daß er nie nach Oberdeutſchland ſich weiter als in die rheiniſchen Städte begab, dem innern Deutſchland, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Eger u. ſ. w. völlig fremd blieb, und von einer großen Anzahl oberdeutſcher Großen nicht anerkannt wurde. Nach ſeinem Tode (1256 Jan. 28.) trat eine faſt ein Jahr lang dauernde Anarchie ein, bei der ſich übrigens das Land nicht ſchlechter befand als vorher oder nachher. Einen wichtigen Beſchluß faßten die bald nach ſeinem Tod in Mainz zuſammengetretenen Mitglieder des rheiniſchen Bundes: ſich ſelbſt in wehrhafte Stellung zu ſetzen, und für den Fall der Noth einander ſofort beizuſtehen, die Rechte des Reiches einſtweilen in Schutz zu nehmen; endlich aber nur einen einſtimmig erwählten König anzuerkennen; wenn aber eine mehrfältige Wahl ſtattfinden würde, keinem derſelben öffentlich oder heimlich mit Waffen oder Darlehen beizuſtehen, noch in eine Stadt aufzunehmen, noch den Eid der Treue zu ſchwören, die Stadt aber, welche es thun würde, für mein-

eidig und ehrlos zu achten und zu ihrer gänzlichen Vernichtung alle Kraft anzuwenden. Deſſenungeachtet kam eine Doppelwahl zu Stande. Zwar wurde der möglichen Berückſichtigung Konradin's durch ein eigenes vom Papſt an die Erzbiſchöffe von Mainz, Trier, und Cöln geſendetes Schreiben vorgebeugt, in welchem zuerſt auf die Wichtigkeit der Handlung ſelbſt hingedeutet, dann an Friedrich's II. Undankbarkeit gegen die Mutterkirche erinnert und dieſem verderbten Geſchlechte alles Gute abgeſprochen, übrigens Konradin hauptſächlich wegen ſeiner Jugend für ganz unfähig erklärt, und demzufolge dieſen geiſtlichen Fürſten der Auftrag ertheilt wurde, jede Ernennung oder Wahl deſſelben bei Strafe der Exkommunication zu unterſagen. Es läßt ſich übrigens wohl ſelbſt annehmen, daß die Fürſten einer ſolchen ausdrücklichen Weiſung gar nicht nöthig hatten. Denn auch unter den deutſchen Fürſten ward Keiner gefunden, der Luſt hatte, die läſtige Ehre anzunehmen, und Ottokar König von Böhmen, der ſich in den Beſitz von Oeſterreich geſetzt, war damals ſo wenig als nachher den übrigen Wählern angenehm; am ſicherſten ſchien die Wahl eines Ausländers. Unter den damaligen Fürſten war Richard Graf von Cornwallis, Bruder König Heinrich's von England, wegen ſeines Reichthums, ſeiner im Kreuzzug bewieſenen Frömmigkeit, ſeines Anſehens bei dem Papſte, einer der erſten, und für die Deutſchen wegen ſeiner Verwandtſchaft ſowohl mit den Hohenſtaufen als auch mit den Welfen ganz beſonders empfohlen. Von ihm allein, dem reichſten Fürſten des damaligen Europa, konnten die Wahlfürſten die Bezahlung derjenigen Summen erwarten, die ſie auf ihre Stimme ſetzten. Richard fand ſich auch bereit, und verſprach ſehr bedeutende Summen, dem Erzbiſchof Konrad von Cöln aber, der ſich hauptſächlich für ihn verwendet hatte, ein Anſehnliches mehr als den Andern. Man vermuthet, daß dieſer Vorzug den Erzbiſchof Arnold von Trier bewogen habe, an einen andern Fürſten zu denken, und Alfons X. König von Caſtilien in die Wahl zu bringen. Wenn den Grafen Richard hohe Abkunft und erlauchte Verwandtſchaft empfahl, ſo konnte Alfons, Sohn Fernando des Heiligen und Beatricens, der Tochter Philipp's von Schwaben, ſich ihm vollkommen gleich ſtellen, aber gegen den reellen Reichthum Richard's gab der Ruf der Gelehrſamkeit, die man zur Weisheit erhoben hatte, nur einen ungenügenden Erſatz. Uebrigens fiel die Wahl der Mehrzahl der nun ſchon ausſchließlich vor den andern Fürſten ſich dieſes Recht anmaßenden Wahlfürſten, obgleich ſie durch Arnold von Trier von

Frankfurt ausgeſchloſſen wurden, dennoch in der Nähe der Stadt auf fränkiſcher Erde (1257 Jan. 13.) auf Richard, der auch ungeachtet der Vorſtellungen ſeiner Freunde ſie annahm. Einige Zeit ſpäter nahm auch Erzbiſchof Arnold im Vertrauen auf einige ihm früher gemachte Zuſagen einen Wahlakt vor, und erklärte Alfons zum König, was aber nie in Wirklichkeit überging. Denn Richard ging am 10. April mit einer großen Begleitung und einer Summe von 700,000 Pfd. nach Deutſchland ab, und wurde durch Gerhard Erzbiſchof von Mainz und Konrad von Cöln am Himmelfahrtstage (17. Mai) nebſt ſeiner Gemahlin Sanctia zu Aachen höchſt feierlich gekrönt. Indeſſen brachte ihm weder die glänzende und zahlreiche, bei dieſer Feierlichkeit anweſende, Verſammlung noch die mit großer Freigebigkeit geſpendeten Summen einen andern Vortheil, als den Namen eines römiſchen Königs, und ſeine öftere Rückkehr nach England, wo er in die Händel ſeines ſchwachen Bruders Heinrich verwickelt mehr Zeit zubrachte, als in Deutſchland, ließ die ohnedies auf ſchwachen Füßen ruhende Gewalt zu keiner Stärke gelangen. Zwar machte ſeine nach Rom geſendete Vorſtellung über die Anmaßung des caſtiliſchen Königs einen guten Eindruck, und Alexander IV. erkannte ihn als römiſchen König an; es zeigte ſich aber, wie wenig Nachdruck die päpſtliche Anerkennung ohne andere Unterſtützung habe. Das Wichtigſte, was er bei ſeiner dritten Anweſenheit im Reiche vorgenommen, iſt die (1262 Aug. 9. zu Aachen) dem König Ottokar ertheilte Belehnung nicht nur mit Böhmen und Mähren, ſondern auch mit den Herzogthümern Oeſterreich und Steyermark. Seine (1264 erfolgte) Gefangennehmung zugleich mit ſeinem Bruder Heinrich und vielen Großen durch den Grafen Simon von Leiceſter machte ſeine Stellung in Deutſchland noch ſchlechter, und da Urban IV., Alexander's Nachfolger, ſich auf die Seite Alfonſens ſchlug, und ſelbſt Richard's Bruder dieſen in einem Schreiben einen römiſchen König allezeit Mehrer des Reichs titulirte, ſo war es wohl den Deutſchen um ſo weniger zu verargen, wenn ſie den Thron für erledigt anſahen, und Ludwig Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Bayern, die Reichsverweſerſchaft ausübte. Im Todesjahre Konradin's kam Richard zum vierten und letzten Mal nach Deutſchland, heirathete die um ihrer Schönheit willen berühmte Beatrix von Falkenſtein, aus einem den Hohenſtaufen als Reichsdienſtmannen zugethanen Geſchlechte, und kehrte, nachdem er zu Kaiſerslautern (1269 Juli 16.) das Beilager gefeiert, nach England zurück, wo er wenige Jahre

nachher (1272 April 2.) auf seinem Schlosse zu Berkamstede starb. Mit ihm schließt die Zeit des Interregnums in Deutschland, wiewohl ein regelmäßig geordneter Zustand erst im folgenden Jahrhundert, soweit es nämlich möglich war, eintrat. Denn die Regierungen der vier nächsten Reichsoberhäupter, Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich, ja selbst die des fünften, Ludwig's des Bayern, lassen die Verwirrung der Vorzeit noch fortwähren, und vermehren sie noch durch die Unsicherheit der Wahl, zu welcher man statt der Erbfolge gegriffen hatte.

Dagegen blieb in den andern Ländern der Grundsatz der Erblichkeit unbestritten, und gewährte wenigstens den Vortheil, daß Thronstreitigkeiten selten vorkamen. Gerade in dem Lande, wo die Sicherheit der Volksrechte am meisten bestätigt und befestigt worden war, in England erhielt König Johann's Sohn Heinrich nach des Vaters Tod durch die bestimmt ausgesprochene Gesinnung des Volkes das Uebergewicht über den französischen Prinzen Ludwig, welchen ein Theil des Landes gegen seinen Vater herübergerufen hatte, und wie elend auch seine weitere, lange Regierung war, so blieb er doch im Besitz des Thrones. Unter ihm erfuhr England den äußersten Einfluß der päpstlichen Gewalt, den kaum Deutschland in einem solchen Grade jemals kennen lernte. Da nach dem frühzeitigen Tode des edlen Grafen Pembroke (1219) der minderjährige König einer weitern Vormundschaft unterworfen blieb, so wirkte der ehrgeizige Lord Oberrichter Hubert von Burgh eine päpstliche Bulle aus, um ihn (1222) für majorenn erklären zu lassen, und da an dem entschlossenen Widerstande der Barone dieser Kunstgriff scheiterte, bemühte er sich, den König ganz unumschränkt zu machen. Als Heinrich (1227) volljährig wurde, behielt Hubert das Heft in Händen, und im Vereine mit dem Papst suchte nun der König das Volk ganz nieder zu halten und ihm den Genuß der von Johann zugesicherten Rechte zu verkümmern. Seit Pembroke's Tod war die Magna Charta ganz vernachlässigt worden, ja Heinrich hatte sogar auf die ihm (1223) vom Parlament gemachte Vorstellung, die beschwornen Freiheitsbriefe auch erfüllen zu lassen, sich mit einer Ansicht seines Rathes, diese Charte sey mit Gewalt erzwungen worden, zu helfen gesucht. Zwei Jahre darauf war auf ein Ansuchen um eine außergewöhnliche Steuer die Antwort des Parlaments die Hinweisung auf die vernachlässigte Erfüllung jenes Versprechens gewesen, und Heinrich sah sich genöthigt, wollte er anders Geld, abermals in eigenen Botschaften durch

alle Provinzen an die Erfüllung mahnen zu lassen. Nun kam (1226) eine Botschaft des Papsts Honorius, welche dahin lautete: da man seit langer Zeit dem heiligen Stuhle vorwerfe, er thue nichts außer für Geld, so wäre es ehrenvoll und wichtig für alle Christen, diesem Aergerniß dadurch ein Ende zu machen, daß man der Ursache des Geredes ein Ende mache; es wäre der ganzen Welt bekannt, daß die äußerste Armuth der römischen Kirche ihr die unausweichliche Nothwendigkeit auferlege, für die Segnungen, die sie ihren Kindern bewillige, einige Erkenntlichkeit zu empfangen; es wäre ihr selbst lieb, hierin recht große Mäßigung beweisen zu können, und hiezu wäre das beste Mittel, wenn die Gläubigen der Kirche angemessene Unterstützung bewilligten. Als eine solche verlangte der Legat, man sollte dem römischen Stuhle zwei Pfründen an jeder Domkirche und zwei Mönchsstellen in jedem Kloster durch eine Parlamentsakte zusichern; eine so derbe Forderung, daß das Parlament sich blos mit ausweichenden Antworten begnügte, und Heinrich endlich auf den Rath der Prälaten dem Gesandten antwortete, er würde sich nach den übrigen christlichen Staaten in dieser Hinsicht richten. Indessen setzte Gregor IX. (1229) einen Zehnten von allem geistlichen Gute durch, der zum Kriege gegen Friedrich II. bestimmt war, und um die Erhebung recht schnell zu betreiben, mußten die höheren Geistlichen den niederen Vorschüsse machen, und weil auch hier das baare Geld nicht allzureichlich war, so hatte der Legat für dasselbe durch italienische Wucherer, Lombarden, gesorgt, die gegen hohe Zinsen Geld vorstreckten, und ihrerseits auch durch Wechsel dafür sorgten, daß das erpreßte Geld glücklich aus England hinauskam. Zu diesem von dem Lande höchst unwillig getragenen Druck kam, seit 1233 an die Stelle des Oberrichters Hubert der Bischof von Winchester, aus Poitou gebürtig, trat, der Nepotismus mit welchem alle Ausländer begünstigt wurden, denen ohnedies durch Heinrich's Vermählung (1236) mit Eleonore, Tochter Raymund's von Provence, vollkommen Vorschub gethan war. Schon bis hieher beut seine ganze Regierung nur ein verworrenes, völlig planloses Gewebe von Trotz und Feigheit, von Uebermuth gegen Schwache, von scheuem Zurücktreten vor Jedem, der ihm die Stirne bot, von treulosem Verrath und Undank gegen seine Freunde und Diener, von schmählicher Nachgiebigkeit gegen den römischen Hof, von Verachtung gegen sein eigenes Land dar. Indessen auch die folgende Zeit gibt kein besseres Bild von ihm. In einem Parlamente zu Winchester im Juni 1236 versuchte er seine in der

Minderjährigkeit gemachten Schenkungen zu annulliren, indem er sich hiezu auf eine päpstliche Bulle, welche jenen Vergabungen die Zustimmung versagte, stützen wollte. Das Parlament versagte jedoch seine Genehmigung. Als König Alexander von Schottland auf Northumberland mit trotzigem Uebermuth Ansprüche machte, zog Heinrich anstatt eines ehrenvollen Krieges vor in einer persönlichen Zusammenkunft zu York (1236 Aug.) dem König von Schottland 80 Mark Silber anzuweisen, und seine Lehenshuldigung anzunehmen. Dem Legaten Otto, welcher auch Schottland bereisen wollte, um nach dem Zustand der Kirche zu sehen, gab Alexander zur Antwort: Ich entsinne mich nicht einen Legaten in meinem Lande gesehen zu haben, noch daß es je nöthig gewesen sey, einen hinzurufen, wofür Gott Dank sey, noch ist es jetzt nöthig, Alles steht gut. Auch hat weder zu meines Vaters, noch irgend eines meiner Vorfahren Zeiten ein Legat Eingang gehabt, und so lange ich meiner Herr bin, werde ich es nicht zugeben. Indessen, weil der Ruf Dich einen heiligen Mann nennt, so warne ich Dich, wenn Du etwa mein Land betreten solltest, daß Dir nichts Schlimmes daselbst begegne; denn es wohnen unbändige, wilde Leute daselbst, blutgierige, die ich selbst nicht völlig bändigen kann, sogar nicht wenn sie auf euch losbrechen wollen zurückzuhalten vermag. Haben sie doch mich selbst, wie ihr vielleicht gehört habt, neulich überfallen und vom Thron stoßen wollen? Da verging dem Legaten die Lust, Schottland zu betreten, und er wich nicht von der Seite des ihm völlig unterthänigen Königs von England. Auch in England bedurfte der Legat des königlichen Schutzes, und weil die Prälaten, welche sich im Besitz mehrerer Pfründen befanden, mit Recht fürchten mußten, daß die Ansprüche des päpstlichen Stuhles gegen sie am nachdrücklichsten dürften gehandhabt werden, so hatte sich Otto deßhalb bei der in der Paulskirche (zu Ende Oct. 1237) gehaltenen Synode der englischen Geistlichkeit durch zweihundert gewaffnete Ritter und Knappen, die ihm der König hiezu gegeben, und die heimlich vertheilt waren, sicher zu stellen gesucht. Die den Engländern wichtigste Frage, welche wegen des mächtigen dabei betheiligten Adels am ersten zu einem Bruch hätte führen können, nämlich über die Beibehaltung mehrerer Pfründen durch einen Pfarrer (persona) wurde jedoch durch eine von allen Geistlichen mit Gutheißung des Legaten an den Papst gerichtete Bitte um Milderung der kirchlichen Gesetze in diesem Falle einstweilen abgelehnt, und hierauf die übrigen Verordnungen, welche der

Legat einschärfte, ohne weitere Widerrede hingenommen. Alle Haupt- und Pfarrkirchen sollten binnen zweien Jahren durch ihren Diöcesanbischof oder dessen Stellvertreter geweiht werden; über die sieben Sakramente, Taufe, Firmelung, Buße, Abendmahl, letzte Oelung, Ehe, und Priesterweihe, seyen die zu Ordinirenden genau zu prüfen, und hauptsächlich über Taufe, Buße, Abendmahl, und Ehe zu unterrichten, auch das Volk von dem in diesen Landen herrschenden Aberglauben, die Taufe am Samstag vor Ostern und Pfingsten sey gefährlich, durch ausdrücklichen Unterricht abzubringen; gegen diejenigen Priester, welche zur Buße und den andern Sakramenten nur nach vorausgehender Bezahlung zuließen, sey strenge Untersuchung einzuleiten, und sie als Unwürdige von Amt und Pfründe zu entfernen; für eigene Beichtväter der niedrigen Geistlichen und Laien sey Sorge zu tragen; die Priesterweihe mit gehöriger Vorsicht und nach sorgfältiger Prüfung vorzunehmen; kein geistliches Amt solle auf feste, unwiderrufliche Zeit verliehen werden; überhaupt sollten fünf Jahre das Aeußerste seyn und nach Ablauf derselben keine Erneuerung stattfinden; zum Vikar sey Niemand zuzulassen, der nicht Presbyter oder wenigstens Diakonus sey und als solcher binnen der nächsten Quatember seine Ordination erhalte, und mit Entsagung anderer mit Seelsorge verbundener Beneficien seinen persönlichen Aufenthalt daselbst zu nehmen schwöre, so wie sich auch jeder bereits angestellte Vikar binnen Jahresfrist zum Priester weihen zu lassen habe; dem Unfug, sich auf das Gerücht des Todes oder der freiwilligen Abtretung des Inhabers einer Pfründe mit derselben belehnen zu lassen, sey mit großer Strenge entgegenzuarbeiten, wie noch mehr der gewaltthätigen Verdrängung; keine Kirche solle hinfort in mehrere Pfarreien oder Vikariate zersplittert werden; damit keine ungeistliche Tracht einreiße, haben die Bischöffe vor Allem an ihren geistlichen Hausgenossen auf geziemende Erscheinung in Kleidung, Tonsur, und Pferdeschmuck zu achten; gegen den von bewährten Zeugen berichteten Unfug, daß Geistliche sich nicht scheuen, Ehen einzugehen, ihre Pfründen beizubehalten, sich zu neuen Weihen befördern zu lassen, und zum Besten ihrer Nachkommenschaft ihre Ehe durch Zeugen oder Dokumente zu bekräftigen, sey so zu arbeiten, daß die verheiratheten Priester sofort von Kirchen und Pfründen zu entfernen, ihr Nachlaß den Kirchen, welche sie inne hatten oder bei denen sie Pfründen hatten, zuzuweisen, ihre Söhne aber für unfähig zu erklären seyen, geistliche Aemter und Pfründen zu bekleiden, es sey denn daß

ſie kanoniſch dispenſirt würden; diejenigen, welche Beiſchläferinnen hätten, ſollten ſie bei Strafe der Entſetzung binnen Monatsfriſt von ſich thun; die, welche als Söhne ihren Vätern zu folgen ſich erkühnten, ſollten nicht mehr zugelaſſen, und, wenn im Beſitze, von Stund an derſelben beraubt ſeyn; Räuber ſoll Niemand beherbergen und ſchützen, und wenn er es auf die dritte Warnung durch den geiſtlichen Richter nicht unterläßt, dem Banne verfallen ſeyn; Fleiſch zu eſſen ſey den Benedictinern nur in Krankheit und Schwäche erlaubt, und Keiner, der nicht Profeß gethan, zum Abt oder Prior zu erheben; die Archidiakonen haben genaue Aufſicht über ihre Kirchen zu führen ſowohl in geiſtlicher als in zeitlicher Hinſicht, und beſonders über die Verwaltung des Vermögens zu wachen; ebenſo haben die Erzbiſchöffe und Biſchöffe ihre Pflicht des Aufſeheramtes zu erfüllen, an den Hauptkirchen ſich aufzuhalten, an den großen Feſten und den Sonntagen in der Faſten- und Adventzeit Meſſe zu leſen, und ihre Diöceſe zu bereiſen, um aber deſſen beſſer eingedenk zu ſeyn, ſich ihr bei der Conſecration gethanes Gelöbniß zweimal des Jahres vorleſen zu laſſen; Eheprozeſſe ſeyen verſtändigen und zuverläſſigen Männern zur Entſcheidung anheimzugeben; der Leumundseid ſey zu leiſten; da mit dem Aufſtellen der Anwälte große Unordnung eingeriſſen ſey, ſo ſolle hinfort ein Anwalt nicht blos auf Einen Tag ſondern auf mehrere, und mit geſchriebener und beſiegelter Vollmacht aufgeſtellt werden; da auch mit der Vorladung der Beklagten ſolcher Unfug getrieben werde, daß Mancher in contumaciam verurtheilt werde, ohne auch nur von der erſten Vorladung etwas zu wiſſen, ſo ſoll in Zukunft in kirchlichen Sachen der Richter die Vorladung beſorgen; gegen die mit falſchen Urkunden getriebene Betrügerei wird ſchwere Strafe ausgeſprochen; daher ſoll auch jeder Erzbiſchof, Biſchof, und ihre Beamte, ferner die Aebte, Prioren, Dekane, Archidiakone, und ihre Beamte, die Landdekane, die Kapitel der Domkirchen, alle übrigen Convente und Collegien mit ihren Vorſtehern, ihr eignes Siegel haben, und der Name derjenigen, die ein Amt auf Lebenszeit bekleiden, ſoll dem Siegel deutlich eingegraben ſeyn, hingegen die, welche nur ein temporäres Amt verwalten, ſollen nach Ablauf der Amtszeit ihr Siegel wieder abliefern; es ſoll ſorgfältig und treulich darüber gewacht werden; am Anfang oder Ende jedes Dokuments ſoll ein gehöriges Datum, Tag, Zeit, und Ort, angebracht ſeyn; wer ſich als Advokat aufſtellen laſſen wolle, habe vorerſt bei ſeinem Diöceſan zu ſchwören, daß er in den von ihm übernommenen

Prozeſſen getreulich handeln wolle, keinem das Recht verdrehen oder nehmen, ſondern nach Geſetzen und guten Gründen verfahren; alle Gerichte ſollen die Originalakten genau bei ſich aufbewahren, um ſie den Parteien nachher abſchriftlich mittheilen zu können, denen ſie auch vorzuleſen ſeyen, um was im Schreiben verfehlt iſt korrigiren zu können.

Ueberſieht man nun dieſe mannigfaltigen Verordnungen, die gewiß noch heute nicht anders als löblich erſcheinen, ſo muß man der Kirche, die hier als die Erhalterin und Wiederherſtellerin der Ordnung und guten Zucht, als die Lehrerin zweckmäßiger Einrichtungen, und die Vertheidigerin des Rechts gegen Gewalt und Uebermuth auftritt, ohne weiters Dank wiſſen, und ihre ſegenbringende Gewalt dankbar anerkennen. Indeſſen, wenn es auch verdienſtlich erſcheint, gegen die noch immer in Schwang gehenden Mißbräuche der Simonie und des Concubinats mit Strenge aufzutreten, für welche Vergehungen die Geſchichte Beiſpiele genug liefert, indem z. B. der nach Stephan Langton's Tod 1228 zum Erzbiſchof gewählte Auguſtinermönch Walther von Hemesham, Sohn eines Straßenräubers, der am Galgen geſtorben war, von einer entführten Nonne mehrere Kinder hatte, ſo verdarb doch die offenkundige, von den Geſchichtſchreibern, Geiſtlichen, ſelbſt erzählte Habſucht des römiſchen Hofes alle etwa zu erwartende gute Wirkung. Daß Worte und Abſicht im geraden Widerſpiel ſtanden, war Allen bekannt, und anſehnliche Häupter der Kirche verfuhren bei allem übrigen Eifer für die gemeinſame Sache gegen die habſüchtigen Forderungen Roms mit ſtarrem, unbeugſamem Trotze. Eben jener Bremer Erzbiſchof Gerhard, der die Stedinger beſiegt hatte, ſchickte päpſtliche Abgeordnete, die den Clerus zu beſchatzen Bullen mitbrachten, ohne Umſtände in die Mühle, wo ſie Eſelsdienſte thun und lange Zeit Säcke tragen mußten. Seine Knechte aber zwangen ſie die Bullen ins Feuer zu halten, bis ſie verbrannt waren. Der Patriarch Germanus von Conſtantinopel, welcher ſich gerade damals eine Ausſöhnung beider Kirchen zu Stande zu bringen bemühte, ſchrieb an den Papſt Gregor IX., nachdem er die traurige Spaltung gebührend und mit zierlichen Phraſen bejammert: "Und um das Mark der Wahrheit zu berühren, viele Mächtige und Edle würden euch gehorchen, wenn ſie nicht die ungerechten Bedrückungen und ſchamloſen Geldeintreibungen und ungebührlichen Dienſte, die ihr von den euch Unterworfenen erpreßt, fürchteten." Desgleichen an die Cardinäle: "Weil aber ge-

ſchrieben iſt, die Worte des Weiſen, der die Wahrheit ſagt und tadelt, ſind gleich Nägeln hoch eingeſchlagen, und die Wahrheit meiſtens Feinde erzeugt, ſo will ich, wiewohl ungern, es doch herausſagen. Die Trennung unſerer Einheit iſt ausgegangen von der Tyrannei eurer Unterdrückung und der Erpreſſungen der römiſchen Kirche, welche aus einer Mutter zu einer Stiefmutter geworden, gleich einem Raubvogel, der ſeine Jungen hinausſtößt, ihre Kinder ſich entfremdet hat. Denn je demüthiger und gebeugter ſie vor ihr ſtehen, deſto mehr tritt ſie auf ſie und erniedrigt ſie, nicht achtend auf das Wort im Evangelium: Wer ſich erniedrigt, wird erhöhet werden. Es mäßige euch alſo die Beſcheidenheit, und wenn gleich angeboren lege ſich die römiſche Habgier, und wir wollen herabſteigen zur Erforſchung der Wahrheit.„ Daß natürlich dieſer Briefwechſel zu keiner Einigung führte, und Gregor, nachdem er in einem beſondern Schreiben die Lehre von den beiden, dem römiſchen Papſt verliehenen Schwerdtern, dem geiſtlichen, welches die Kirche ſelbſt, dem weltlichen, welches auf den Wink der Kirche ein Kriegsmann (Ritter) führe, auseinandergeſetzt hatte, ſogar einen Kreuzzug gegen die widerſpenſtigen Griechen predigen ließ, war zu erwarten. Auch war im Ganzen genommen die Kirche noch viel zu feſt geſtellt, als daß einzelne Vorwürfe dieſer Art, mit den unendlichen Hülfsmitteln der Geiſtlichkeit zuſammengeſtellt, die Oberhand gewinnen konnten. Gerade auf England laſtete damals der Druck des Papſtes weit empfindlicher als auf einem andern Lande, der Kaiſer ſtand gerade damals mit Gregor noch in einem leidlichen Verhältniß, in Frankreich war unter der Regentſchaft Blanka's, der Mutter des heiligen Ludwig, eine ganz andere Richtung, Spanien verfolgte ſeine Kämpfe gegen die Ungläubigen, nur **England ſchien eine völlige Beute der Legaten** geworden zu ſein. Zwar berief Gregor, aus Furcht vor einem Bruch, den Legaten Otto zurück, dieſer aber, um zu erndten, wo er nicht geſäet hatte, ließ ſich vom König und den Großen Zeugniſſe ausſtellen, daß ſeine Anweſenheit in England für die Kirche und das Reich ſchlechterdings nöthig und nützlich ſey. Um dieſe Zeit (1238 Jan.) heirathete Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, die Schweſter des Königs Heinrich, Eleonore, Wittwe Wilhelms Grafen von Pembroke, zum anfänglichen großen Unwillen des Grafen Richard, der über dieſe ganz ohne ſein Mitwiſſen geſchloſſene Verbindung höchſt entrüſtet, ſich an die Spitze der Unzufriedenen ſtellte, und in der allgemeinen Meinung ſchon für den Befreier des

Landes ſowohl von der Knechtſchaft der Italiener als der übrigen Ausländer gehalten wurde. Allein der Legat Otto verſtand es den heraufziehenden Sturm noch zu beſchwören, und durch die nachdrücklichen Worte Richard's, der ihm unverholen geſagt hatte — der König läßt alle geiſtlichen Einkünfte und Pfründen, welche unſere frommen Vorfahren geſtiftet haben, zumal die, welche ſie an Religioſen verliehen haben, als wie eine leichte Beute plündern, und an Ausländer, da doch unſer Land ſelbſt tüchtige Männer hat, vertheilen; und England wird ein Weinberg ohne Mauer, an dem ſich alle, die des Weges vorüberziehen, Trauben nehmen — eingeſchüchtert, brachte er eine Zuſammenkunft zu London zu Stande, in der Richard ſich mit dem Grafen Simon ausſöhnte, und hierdurch von der Partei der übrigen Großen abtrat. So zerging wieder alles in Nichts. Man kann nun ſagen, daß im Ganzen zwar die Unzufriedenheit mit dem charakterloſen Betragen Heinrich's, der ſich ſelbſt bei ſolchen Gelegenheiten, wie die Geburt ſeines Sohnes Eduard, nur verächtlich zeigte, allerdings fortdauerte, allein durch die päpſtlichen Gelderpreſſungen in gleichem Grade angezogen, noch nicht gegen ihn allein ausbrechen konnte. Sandte nämlich Heinrich reiſende Juſtizbeamte durch alle Grafſchaften des Reiches, welche alle Verbrechen unterſuchen und dabei für den Alles vergeudenden König alles mögliche Geld einſammeln mußten, ſo erſann der Papſt nicht minder neue Mittel, die Abteien und Kirchen zu beſteuern. Als mit Anfang des Jahres 1241 der Legat Otto England verließ, ſo war, mit Ausnahme der kirchlichen Geräthſchaften und Zierrathen, in ganz England nicht mehr ſo viel Geld als er aus demſelben erpreßt hatte, über 300 Präbenden, Kirchen, und andere Einkünfte hatte er zu des Papſtes Verfügung geſtellt, und das Reich glich einem jedem Vorübergehenden preisgeſtellten Weinberg, den ein wilder Eber verwüſtet hat. Dennoch dauerte die Raubſucht der römiſchen Curie fort, die von dem aufrichtigen Zeitgenoſſen mit einer gemeinen, ſchamloſen Dirne, Allen feil und zugänglich, verglichen wird. Als der Kleriker Petrus de Supino den Zwanzigſten aus Irland eingetrieben, und 1500 Mark zuſammengebracht hatte, Meiſter Peter Rubeus aber, der Freund und Vetter des Papſtes, aus Nordengland und Schottland wohl ebenſo viel geſammelt hatte, eilten ſie bei der Nachricht von Gregor's Erkrankung, unter Geleit der Mönche von Canterbury, heimlich bei Dover über das Meer zu kommen. Kaum aber waren ſie auf franzöſiſchem Boden, als ſchon Walter von Okra, kaiſerlicher

Vote, mit der Nachricht von dem Zustand der Dinge in Rom nach England kam, und unwillig über die Schlaffheit Heinrich's ihnen, obgleich vergeblich nach dem Festland folgte. Von geringem Belang ist ein über den Grafen de la Marche, der dem Grafen von Poitou den Lehnseid verweigerte, ausgebrochener Krieg mit Frankreich, außer daß Heinrich denselben unglücklich führte, und durch seine Geldbedürfnisse nur noch mehr der Nation zur Last fiel. Die Heirath Richard's mit Sanctia von Provence (1243), wobei alle Pracht und Ueppigkeit der Zeit zur Schau gelegt wurde, schloß diesen Prinzen näher an seinen Bruder an, und vereitelte die früher auf ihn von der Nation gesetzten Hoffnungen. Von Gregor's Nachfolger, Innocenz IV., wurde (1244) ein neuer Gelderpresser, Meister Martin, nach England geschickt, der die Räuberei der früheren noch überbot, ohne daß Heinrich sich der Seinen anders als durch erfolglose Schreiben angenommen hätte, vielmehr ließ er noch seinem Privathaß gegen mehrere geachtete Bischöffe, besonders den von Wincheſter, zu allgemeiner Entrüstung freien Lauf. Wie nun auch ein Krieg mit Wales ausbrach, gerieth (Nov. 1244) der König in solche Noth, daß er die Großen wiederholt um Geld ansprechen mußte, von ihnen aber, da sie so oft getäuscht, so oft betrogen worden waren, einmüthig und einstimmig gerade ins Gesicht einen Abschlag erhielt. Außerdem war Heinrich den Kaufleuten, für Wein, Wachs, und andere Bedürfnisse, so viel schuldig, daß er wegen der Menge der ihr Guthaben einfordernden Gläubiger kaum öffentlich sich sehen lassen durfte. Ohne daher lange zu überlegen, nahm er den Londnern (weil sie ohne seine ausdrückliche Erlaubniß einen seit 20 Jahren verbannten Mitbürger wieder aufgenommen hätten) 1500 Mark ab, die sofort nur ·n die Ausländer versplittert wurden. Auf eine höchst bedrückende Weise bereicherte der königliche Schreiber Robert Passelaue den Schatz, indem alle die gestraft wurden, welche eingeforstetes Land irgendwie in Besitz genommen hatten; weil er aber sich so gescheidt und umsichtig gezeigt hatte, nahmen ihn die Domherren von Eicheſter in ihr Collegium, und würden ihn auch zu ihrem Bischof gemacht haben, hätten sich nicht alle Bischöffe widersetzt. Wie leicht der König Heinrich am Narrenseil zu führen, sahen die Cardinäle, welche mit Wissen des Papstes ihm zumutheten, er solle den Papst einladen, das Reich England, in dem er besonderes Recht habe, mit seiner Gegenwart beglücken; es werde das für ihn eine ewige Ehre seyn, und der Papst habe sich auch schon entspre-

chend geäußert. Heinrich würde auch mit Freuden die Hand geboten haben, hätten ihn nicht seine Räthe abgerathen: es sey schon genug, nur zu sehr, durch den Wucher der Caursiner (Kowertschen), durch Raub und Simonie der Römer und Italiener, die Reinheit England's befleckt worden, obschon der Papst nicht persönlich die Güter der Kirche und des Reichs verschleudere und plündere. Ebenso wurde ihm auch der Eingang in Frankreich, weshalb er in einer förmlichen Gesandtschaft anhielt, und durch Aragon versagt. Denn das hatte der üble Ruf des päpstlichen Hofes bewirkt, dessen Gestank bis zu den Wolken den widerlichsten Rauch aushauchte. Der Zustand Englands wurde so elend, daß mehrere Große den Entschluß faßten, die Häfen bewachen zu lassen, damit keine neuen päpstlichen Bullen, die täglich um Geld zu erpressen gebracht wurden, hereinkommen sollten. Nun wurde in Dover wirklich ein päpstlicher Bote mit solchen Bullen aufgefangen, die Bullen ihm weggenommen, er selbst ins Gefängniß geworfen. Wie aber Meister Martin, der päpstliche Legat, davon hörte, ging er zum König und erlangte bei demselben die Freilassung des Verhafteten, die Herausgabe der von dem Major von Dover verwahrten Urkunden, und die Verwirklichung derselben zum Schaden des Landes. Ging sogar das Gerücht, als die Guarderobe des Papsts zu Lyon verbrannte, es sey das Feuer absichtlich eingelegt, um unter diesem Vorwand neue Erpressungen zu machen; doch erfuhr man bald, es habe das Feuer weiter um sich gegriffen, und es sey dabei auch die Charte König Johann's traurigen Andenkens wegen des Tributs Englands, in Asche verwandelt worden. Die Entrüstung des Volkes zwang den Meister Martin im J. 1245 zu eiliger Entfernung aus England und Flucht zu Papst Innocenz, der hierüber nicht wenig ergrimmte, und nach Demüthigung seines Hauptfeindes die kleineren Fürsten um so leichter zu Paaren zu treiben vermeinte. Als auch nach Friedrich's Excommunication die englische Gesandtschaft, deren Wortführer Graf Richard Bigod war, dem Papst erklärte, sie würden hinfort der römischen Habgier keinen Tribut zahlen, noch zahlen lassen, oder die Einkünfte derjenigen Kirchen, deren Patrone Edle des Reiches wären, sich abpressen lassen, hörte Innocenz dieß mit der größten äußerlichen Ruhe und Gelassenheit an, und ließ von allen englischen Bischöffen ihre Siegel an die Charte König Johann's zu größerer Bekräftigung derselben hängen. Dagegen schwur Heinrich, wenn auch die Bischöffe sich schimpflich krümmten, so wolle er doch fest stehen für die Freiheit des Reichs, und so lange er Le-

benslust athme, nie eine Abgabe als Tribut an den römiſchen Hof entrichten. Dieſe Beſchwerden veranlaßten an Lätare 1246 ein allgemeines Parlament zu London, wozu ſich der ganze Adel des Reichs, nämlich Prälaten, Grafen, und Barone einfanden, und eine Reihe Beſchwerden zur Sprache kamen, daß ſich der Papſt nicht mit dem Peterspfennig begnüge, ſondern ohne Willen und Genehmigung des Königs gegen die alten Gewohnheiten, Freiheiten und Rechte des Reiches, gegen die auf dem Concil geſchehene Einſprache und Appellation, von dem ganzen Clerus ſchwere Abgaben verlange, daß die Patrone der Kirchen ſich ihres Präſentationsrechtes beraubt ſähen, und die Kirchen an Römer, zum Seelenverderben der Beichtſöhne und zur Verarmung des Landes vergeben würden, daß der Papſt die Zahl der ihm zur Dispoſition geſtellten 12 Pfründen weit überſchritte, daß ein Italiener auf den andern folge, und daß die Engländer in Proceſſen durch päpſtlichen Befehl ins Ausland vorgefordert würden, daß jener verhaßte Abgeſandte ſo oft ins Land geſchickt würde, und daß ſich der Papſt keineswegs ſo mäßig benehme, als er es zugeſagt habe, daß ohne des Königs Willen und Geheiß allgemeine Auflagen und Steuern ſeyen erhoben worden, daß in den Pfründen, welche Italiener beſäßen, von gar keiner geiſtlichen Amtsführung, Armenpflege, Gaſtlichkeit, Seelſorge, Predigt, die Rede ſey. Das Alles wurde in ehrerbietigen Schreiben des Königs, der Geiſtlichkeit und der weltlichen Großen dem Papſt und den Cardinälen vorgetragen. Die damals ausgehende Verantwortung Friedrich's gegen den Vorwurf der Ketzerei trug auch nicht wenig bei, die Furcht vor dem römiſchen Hofe zu vermehren. Daher widerſetzte ſich auch Heinrich der damals von Innocenz abermals ausgehenden Gebote an einzelne Biſchöffe, eine Steuer von 6000 Mark zu erheben, und die Geiſtlichkeit befand ſich nicht wenig im Gedränge zwiſchen Papſt und König. Allein die Abgeſchickten richteten gar nichts aus, Innocenz behandelte ſie als Anhänger Friedrich's, des Schismatikers, und am ganzen Hofe wurden ſie mit Vorwürfen verfolgt. Zwar wollte nun Heinrich ein ſtrenges Verbot durchſetzen, der päpſtlichen Aufforderung ja nicht zu genügen, da aber Innocenz mit dem Bann drohte, ſo gab der König, ſeinerſeits bereit für die Befreiung des Reichs und der Kirche zu ſtehen, den Anſichten ſeines Bruders Richard und einiger Biſchöffe, namentlich des von Wincheſter, nach. So verging auch dieſe Hoffnung, und der Eifer des Königs wurde durch den böſen Rath derjenigen, die durch den Papſt um ihre eigene Einnahme

zu kommen fürchteten, ganz geschwächt. Um so mehr erhielt Innocenz Muth, weiter zu gehen. Er gebot, daß alle Pfründeninhaber, die in ihren Beneficien sich aufbieten, den dritten, die nicht, den halben Theil abgeben sollten, verlangte, daß die Hinterlassenschaft der ohne Testament Verstorbenen dem Papste zufallen sollten u. dgl.

Hatte man demnach vom **König**e keinen Schutz, so entrüstete nicht weniger seine **Begünstigung der Ausländer**, besonders seiner Brüder, Guido's von Lezinne, Wilhelm's von Valence, und Adhemar's, nebst ihrer Schwester Alice, die (1246) aus Poitou, welches von den Franzosen arg behandelt wurde, nach England flüchteten. Provençalische Jungfrauen wurden an edle Engländer verheirathet. Wilhelm von Valence bekam Johanna, die reiche Erbtochter des Guarin von Muntchensil, zum Weibe. Alice wurde dem Grafen Johann von Warenne gegeben. Mit solchen Geschenken aber bereicherte er sie, daß er selbst arm gegen sie zu seyn schien. Auf einem Parlament nach Lichtmeß 1248 wurden ihm daher offene Vorwürfe gemacht wegen seiner Verschwendung der Güter des Reiches an Ausländer, Hintansetzung der eigenen Landsleute, gewaltthätiger Wegnahme der Bedürfnisse in Essen, Trinken, und Kleidung, so daß sich die fremden und einheimischen Kaufleute verbergen, und Handel und Wandel aufhöre, wegen seiner Vernachlässigung der guten Ordnung, indem er keinen Oberrichter, Kanzler, Schatzmeister nach allgemeinem Rath, sondern nur nach eigenem Belieben habe. Heinrich beschämt und verwirrt versprach erst sich zu bessern und gab gute Worte, als aber das Ende des Reichstags herannahte, ließ er erklären, daß er gleich jedem Hausherrn in seinem Hause allein das Recht habe Beamte ein- und abzusetzen, daß daher von einer Aenderung der Reichsbeamten nicht geredet werden könne, er dagegen zu seinen Kämpfen in Frankreich nothwendig eine Geldhülfe brauche. Dagegen freilich weigerte sich die Versammlung zu zahlen, und Heinrich griff zu dem Ausweg, um Gascogne zu behaupten, sein Silber- und Goldgeschirr zu verkaufen. Weil aber dieß Alles von den Londonern gekauft wurde, so bedachte er wie er diesen unerschöpflichen Brunnen des Reichthums ausleeren möchte, und ließ (1249) den Handel Londons auf vierzehn Tage, während des neuen zu Westminster errichteten Jahrmarkts, einstellen, und hierauf ihnen 2000 Mark abfordern, welche von den in Furcht gesetzten Bürgern sofort bezahlt wurden. An den Adel aber wendete er sich einzeln, theils schriftlich, theils mündlich, mit Darstellung seiner Armuth und seiner Schulden,

die er meistens gegen seinen Bruder Richard hatte, eben so hierauf an die Geistlichkeit, und bewirkte so bittweise, was der Strenge und der Drohung nicht gelungen war. Die ganze Gegend von Winchester, in der sich der König vorzugsweise aufhielt, war außerdem durch Räuberei unsicher, indem die Hofleute des Königs selbst, ja selbst die Untersuchungsrichter, welche der Oberrichter Heinrich von Mare aufstellte, Mitwisser waren. Die Abbitte und Demüthigung aber war ihm ein so leichtes Ding, daß er (1230) alle Londner Bürger bis zu den zwölfjährigen Knaben vor sich nach Westminster kommen ließ, und hier demüthig bat, ihm Alles was er und seine Dienstleute vielfältig gegen sie verseh:t hätten zu vergeben. Von einer Zurückgabe oder Schadenersatz aber war keine Rede. Nun nahm er sogar das Kreuz, was ihm aber nur als ein Plan ausgelegt wurde, Geld zu erpressen, und da er auch denen, die wirklich fortziehen wollten, es dennoch wehrte, selbst aber sich nicht aus England entfernte, so mag es wohl nicht falsch gewesen seyn. Und wie ein weinendes Kind mit Klaggeschrei sich zu der Mutter flüchtet, so wandte er sich an den Papst, und wirkte ein ausdrückliches Verbot desselben aus, daß ja kein Engländer ohne des Königs besondere Erlaubniß, wie auch Ludwig von Frankreich in Noth seyn möchte, den Zug beginnen sollte. Er selbst aber schickte nach Dover und an die andern Häfen, daß ja kein Kreuzfahrer aus England gelassen würde. Indessen fuhr er fort, Geld zu erpressen, theils von Juden, deren einem, dem Aaron zu York, er für sich 30,000 Mark Silber, für die Königin 200 Mark Gold abzwang, theils von Christen, indem die Untersuchungen über Forstfrevel in Nordengland durch Galfrid von Langley mit großer Strenge und Vortheil für des Königs Schatz fortgesetzt wurden. Auch gelang es dem König, den erledigten Bischofsitz von Winchester für seinen Bruder Adhemar, trotz dessen Jugend, Unwissenheit, und übriger Mangelhaftigkeit der Befähigung, (1251) zu erhalten, indem das Kapitel, müde der bisherigen Verfolgungen, sich gerne seinem Wunsche der Postulation bequemte, und Innocenz eine Gelegenheit nicht vorbeiließ, den König wieder zu verpflichten, der in den letzten Jahren einige Male von der alten Unterthänigkeit abgefallen zu seyn schien. In demselben Geiste wurde (1252) das Possenspiel der Bekreuzung zur Pilgerschaft bei Westminster vor allen Londnern nach Predigten der Bischöffe von Wigorn und von Eichester, und des Abts von Westminster, wieder vorgenommen, aber mit wenig Nachfolge, so daß er die Londner unedle Miethlinge nannte.

Allein es war schon bekannt, daß er für die drei nächsten Jahre, binnen welcher er den Zug auszuführen schwur, vom Papst den Zehnten von Volk und Clerus erhalten hatte.

Um diese Zeit erhuben sich die Anfänge der Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Grafen Simon von Leicester. Heinrich hatte schon vor mehr als 25 Jahren mit Rath seiner Grossen seinem Bruder Richard die Gascogne verliehen, Richard hatte dort sein Recht nachgewiesen, und von den Gascognern mit großer Bereitwilligkeit Huldigung erhalten. Als hierauf Heinrich seinen Sohn Eduard bekam, nahm er die Gascogne seinem Bruder, was jedoch nicht ohne Widerspruch von dessen Seite abging, und es kam so weit, daß Heinrich, weil Richard sich weigerte, seine Lehnsbriefe herauszugeben, den Einwohnern von Bordeaux befahl, den Grafen Nachts ins Gefängniß zu werfen. Allein diese nahmen keinen Anstand zu entgegnen, daß sie aus Achtung vor dem königlichen Blut, aus Rücksicht auf den ihm geleisteten Lehnseid, und aus Furcht vor dem Wankelmuth des Königs dieß nicht thun würden. Da aber Heinrich, als Drohungen und Befehle nichts fruchteten, zu Bestechung seine Zuflucht nahm, so hielt Richard, der unterdessen Kunde hievon erhalten hatte, für das Beste nach England zu gehen, und führte dieses auch aus, nicht ohne große Gefahr Schiffbruch zu leiden. Seit dieser Zeit waren die Gemüther der beiden Brüder natürlich einander entfremdet. Wie nun Richard sich entfernt hatte, berief Heinrich die Edeln des Landes, stellte ihnen seinen Bruder als einen habgierigen, wortbrüchigen Menschen dar, erklärte, er habe ihm sein Lehen genommen, und beraubte ihn so allerdings seines Rechtes und Besitzes. Dagegen versprach er ihnen einen weit bessern Herrn, und einen mildern Beschützer. Dafür sollten sie ihm als Belohnung (ein Darlehen von) 30,000 Mark geben, und hierüber bekamen sie von ihm Brief und Siegel, obwohl er nicht gedachte, zur Rückzahlung verpflichtet zu seyn. Allein die Gascogner drängten ihn so sehr, daß er ihnen deßhalb herzlich gram wurde, und den Grafen von Leicester ihnen absichtlich deßwegen zum Statthalter setzte, um sie unter diesem kriegerischen und strengen Manne an rechten Gehorsam zu gewöhnen oder vielmehr recht hart zu halten. Graf Simon hatte völlig im Sinne des Königs gehandelt und die Gascogner dadurch zu gemeinschaftlicher Beschwerde bei dem Könige veranlaßt, welche durch den Erzbischof von Bordeaux und einige andere Große (1252) angebracht wurde. Heinrich, der übrigens auch kein sonderlicher Freund

Simon's war, ließ nun eine Untersuchung gegen ihn einleiten, in welcher jedoch nur strenge Maaßregeln, keine Ungerechtigkeit ausgemittelt werden konnte; weil man aber dem Wankelmuth Heinrich's mit gutem Fug nicht traute, so war Graf Richard, der Graf von Gloceſter, der von Hereford, und noch viele andere Großen und Herren an dem Gerichtstage zugleich mit Graf Simon, der aus Guyenne herübergeeilt war, vor dem Gericht erſchienen. Simon wies nun ſeine vollkommene Unſchuld nach, und Heinrich konnte ſeinen heimlichen Groll gegen ihn nicht auslaſſen. Wie aber Simon ihn an ſeine früheren Dienſte erinnerte, und zur Schadloshaltung anmahnte, weigerte ſich derſelben der König, indem er erklärte, einem Verräther, einem Wortbrüchigen brauche man auch kein Wort zu halten. Da ſtand Graf Simon voll Zorn auf und ſagte gerade heraus, darin habe der König gelogen, und wenn nicht die königliche Würde ihn umgäbe, ſo ſolle er zur üblen Stunde ein ſolches Wort ſich haben entſchlüpfen laſſen. Nun hätte der vor Wuth ſeiner kaum mächtige König ihn wohl gleich greifen laſſen, wäre das nicht von den Groſſen im Entſtehen verhindert worden. Wer, ſetzte der Graf hinzu, würde Dich für einen Chriſten halten? haſt Du denn niemals gebeichtet? O ja, verſetzte Heinrich. Was nützt aber, fuhr jener fort, Beichte ohne Buße und Genugthuung. Hierüber entbrannte der König noch mehr und ſagte: Nie doch habe ich etwas ſo bereut, wie es mich jetzt reut, daß ich Dich je habe England betreten oder darin ein Land oder eine Würde erlangen laſſen, in deren Beſitz Du Dich jetzt widerſpenſtig zeigſt. Endlich trennten ihre Freunde den Zank. Doch entließ Heinrich den Grafen wieder in ſeine Statthalterſchaft, ließ aber gleich nachher alle zu London anweſenden Gascogner ſeinem Sohne Eduard huldigen, ſo daß er ſelbſt ſich nur das Oberlehnsrecht (ligantia) vorbehielt. Simon behauptete ſich indeſſen mit Gewalt gegen ſeine Feinde in ſeiner Würde, und züchtigte ſie als Rebellen gegen die königlichen Befehle. Indeſſen legte der König den am Eduardsfeſte (13. Oct.) in London verſammelten Prälaten einen päpſtlichen Befehl vor, daß ihm der Papſt den Zehnten von der ganzen engliſchen Kirche, zum Behuf der Kreuzfahrt, überlaſſen habe, jedoch nicht nach der alten Taxirung, ſondern nach einer neuen, nach Willen und Gutachten der königlichen Beamten erſt anzuſtellenden. Dieß erzeugte natürlich heftigen Widerſpruch der Biſchöffe, worüber der König erſt ganz wüthend wurde, nachher aber auf Rath ſeiner Freunde ihnen vorſtellen ließ, ſie möchten nicht ihm als gebie-

tendem Herrn, sondern als bittendem, der zu Ehre Christi im heiligen Lande dienen wolle, die nöthige Geldhülfe zukommen lassen. Hierauf ließen ihm die Prälaten durch den von Salisbury sagen, daß — wie viel er auch bisher begangen habe, wie sehr er auch die Kirche und das Reich England gedrückt und geschädiget habe — sie doch sein Verlangen erfüllen wollen, wenn er, was er so oft versprochen habe, die so oft bedungene Charta der Freiheiten unverletzlich halten, und eine andere Charte ausfertigen wolle, daß er nicht zum andern Mal mit einem solchen Ansinnen kommen werde. Ferner verlangten sie, daß das Geld auf eine vernünftige Weise zum wahren Nutzen des Königs vertheilt werde. Gebärdete sich nun Heinrich über ein solches Ansuchen eben so unsinnig, wie weiland sein Vater Johann, so wichen schlüßlich die Bischöffe dadurch entscheidend aus, daß sie sich mit der Abwesenheit der beiden Erzbischöffe von Canterbury und York entschuldigten. Die böse Laune des Königs mußte dann nicht nur der Bischof von Ely, den er mit Artigkeit unter vier Augen zu gewinnen suchte, aber vergeblich, und dann hinauswerfen ließ, sondern auch sein Bruder Adhemar, dessen Abschiedsgruß, ich empfehle Euch unserm Herrn Gott, er mit der Gegenrede erwiederte, — und ich Dich dem leibhaften Teufel. Du solltest mit mir halten, und wäre mir die ganze Welt entgegen, da Du mein Bruder bist, und ich Dich so hoch in England erhoben habe — entgelten. Nicht minder hatten es die Londner Bürger zu empfinden, welche nicht nur 20 Mark Gold zahlen, sondern auch seinen Jahrmarkt in Westminster mithalten mußten, und ihre eignen Fenster in London während der Zeit schließen. Die Hauptunannehmlichkeit dabei wurde durch das arge Herbstwetter erzeugt, welches alle Käufer verscheuchte, und sie allen Unbilden des Regens aussetzte. Mit gleichem Uebermuth als der König selbst alle Rechte übertrat, verfuhren auch seine Verwandte. Sein Bruder Wilhelm von Valence jagte ungescheut im Park des Bischofs von Ely, kehrte dann in dem Landhaus desselben ein, erbrach, weil ihm nichts anders als Bier gereicht werden konnte, die Thüren des Kellers, ließ die Fässer öffnen, und den Wein, als wäre es Wasser oder Bier, an seine Leute vertheilen. Der Diener des Hauses konnte so wenig dagegen einschreiten, daß er froh seyn mußte, ungeprügelt davon zu kommen. Als sich nun Alle vollgetrunken hatten, machten sie sich, ohne zu sorgen daß die Fässer wieder zugemacht würden, unter Hohnlachen und wildem Spott von dannen. Mit ähnlichem Uebermuthe erzwang des älteren Bruders,

Guido von Lezinne, Marschall das Gastrecht in dem Kloster St. Alban, nur drei Tage nachher. Alle Pferde und Knechte, die in dem geräumigen Stall schon untergebracht waren, wurden hinausgetrieben, und der ganze Raum von ihnen allein in Beschlag genommen. Damals wurde der englischen Königsfamilie eine neue Falle gelegt. Meister Albert, päpstlicher Notar, kam im Nov. 1252 nach England, um dem Grafen Richard das Reich Apulien anzubieten, da man Richard's Sucht nach Geld und Ehre wohl kannte. Richard ließ sich aber nicht bethören und man wandte sich später an Heinrich selbst. Indessen erneuerten sich die Klagen in Guyenne fortwährend, und nachdem Heinrich den Beschluß gefaßt hatte, dem Grafen Simon die Statthalterschaft zu nehmen, so begab er sich im Aug. 1253 selbst zu Schiffe, landete glücklich zu Bordeaux, und trat mit dem König Alfons von Castilien, der bei Gelegenheit der gascogner Unruhen seine Ansprüche auf dieses Land hervorgeholt hatte, bald in ein freundliches Verhältniß. Simon von Leicester war von den Franzosen, da Ludwig noch immer in Palästina sich befand, seine Mutter Blanka aber gestorben war, zum Seneschall und Reichsverweser verlangt worden, hatte aber Bedenken getragen, sich dem englischen Dienste zu entziehen, und war wieder mit seinen Leuten zu Heinrich gestossen. Das Ansehen dieses gefürchteten Kriegers trug zur Erhebung des Königs ganz vorzüglich bei, Heinrich empfing ihn mit großen Freuden, und er glaubte sich jetzt im Stande wieder nach England zurückzukehren.

Indessen verzog sich der Aufenthalt Heinrich's noch länger. Geldforderungen ergingen wiederholt von Bordeaux aus an die Reichsverweser, die Königin Eleonora und den Grafen Richard, welchen aber die Großen zu gehorchen sich um so mehr sträubten, als die ersten günstigen Nachrichten damit in Widerspruch standen. Die Königin ging am Freitag vor Pfingsten (29. Mai) 1254 mit ihren Söhnen Eduard und Edmund, und einem anständigen Geleite, zu Portsmuth selbst zu Schiffe, kam am 31. Mai glücklich in Bordeaux an, und entließ dann ihren Sohn Eduard zu König Alfons von Castilien, dessen Schwester Eleonora er zu Burgos heirathete, zugleich von Alfons den Ritterschlag empfing, und hierauf mit der Zusicherung festen Bündnisses mit Castilien zu seinem Vater nach Guyenne zurückkam. Da nun dem Frieden in diesen Landen nichts mehr im Wege stand, beschloß Heinrich nach England zurückzukehren, und ersuchte den eben aus Palästina heimgekehrten König Ludwig um Er-

laubniß, den Weg zu Lande zu machen. Er zog über Pontigny und Orleans, wurde an allen Orten auf Ludwig's ausdrückliches Geheiß mit aller Pracht und Ehrerbietung empfangen, bei Chartres von Ludwig selbst, und nachdem sich der große Zug fortwährend vergrößert hatte, indem Heinrich zu seinem eigenen Gefolge tausend treffliche Rosse mit ihren Reitern, außerdem noch Wagen und Saumrosse in großer Anzahl mit sich führte, und auch die Königin von Frankreich, ihre Schwestern, die Gräfinnen von Cornwallis und von Anjou, nebst ihrer Mutter Beatrix, die nun ihre vier Töchter wieder bei sich sah, zu dem Zuge kamen, wurden sie bei Paris von den Studenten, hauptsächlich von den Engländern, in Festkleidern, mit Kerzen in der Hand, mit Kränzen geschmückt, unter Getön musikalischer Instrumente eingeholt, und hielten so einen überaus glänzenden Einzug in Paris. Hier wählte sich Heinrich den alten Tempel zum Absteigquartier, und verweilte über acht Tage in Paris, von Ludwig mit allen Ehren und großer ungeheuchelter Herzlichkeit bewirthet, was Heinrich durch fürstliche Geschenke an die Hofbedienung, und prachtvolle Freigebigkeit gegen Arm und Reich erwiederte. Mit Schmerz bedauerte Ludwig, daß seine Pairs und Barone einem dauernden Frieden mit England entgegenstünden, und schied, als er seinen Gast noch eine Tagreise weit gegen Boulogne zu begleitet hatte, mit den herzlichsten Worten von ihm. Unsere Zwietracht, sagte er, giebt den Römern Anlaß und Stoff zu übermüthigem Stolz. Mit Anfang des folgenden Jahrs (1255) begab sich Heinrich nach England, hier von seinem Bruder Richard und den Großen mit Geschenken schon bei Dover empfangen, was er als eine Pflicht erwartete, und wovon er sich einen ansehnlichen Schatz hätte sammeln können, hätten nicht seine über 300,000 Mark sich belaufenden Schulden Alles verschlungen. Darum war ihm die von den Londnern beim Einzug dargebrachte Summe von 100 Mark zu gering, als daß er ihnen gedankt hätte, erst als sie ihm ein köstliches, gerade damals in London feiles Gefäß um 200 Mark kauften und überreichten, ließ er sich herab, ihnen einigen Dank zu sagen, strafte sie aber wenige Tage nachher um 3000 Mark, weil sie ihm einen Verbrecher aus dem Kerker hatten entkommen lassen. Um die Fasten mußten die Juden, wiewohl sie schon sehr mitgenommen waren, ihm 8000 Mark zahlen, und vergeblich baten sie nur lieber ihnen die Auswanderung zu erlauben. Er verkaufte sie hierauf für einige Jahre an seinen Bruder Richard, der ihm noch überdies gegen Unterpfand goldener Geräthe eine große

Summe vorſtreckte. Als nach Oſtern eine große Anzahl geiſtlicher und weltlicher Großen ſich zu London einfanden, trug ihnen der König wiederum ſeinen Geldmangel vor. Man war ihrerſeits darin einig, daß man ſich über die fortdauernde Verletzung des großen Freiheitsbriefes, und wegen einer einmüthigen Beſtellung des Oberrichters, Kanzlers, und Schatzmeiſters ausſprechen wollte; weil aber die Umgebung des Königs andeutete, daß man Gewährung des zweiten Punktes ſchlechterdings nicht erwarten dürfe, ſo begnügte man ſich mit einer Vertagung bis auf Michaelstag, um mittlerweile ſeine Wahrhaftigkeit hinſichtlich des erſten zu erproben. Es iſt wohl eine natürliche Frage, woher denn der ungemeine Geldmangel des Königs gekommen ſey; indeſſen findet ſich hierauf nur etwa folgende Antwort. Bei den unſicher eingehenden und nicht in beſtimmten Terminen einlaufenden Abgaben konnte ſchon von Vornen herein eine richtige Ueberſicht des ganzen Etats gar nicht möglich ſeyn, man lebte ſo zu ſagen von der Hand in den Mund, was das Grundübel einer kleinen, wie einer großen Haushaltung iſt. Dann fällt aber dem König Heinrich beſonders zur Laſt eine ungemeſſene und unbedachte Freigebigkeit gegen ſeine nächſten Verwandten und Freunde, beſonders ſeine Brüder aus Poitou, und gegen die Kirchen insbeſondere, geſchweige daß er eine Menge Geld nach Italien theils gehen ließ, theils ſelbſt ſendete. War nun einmal eine Schuldenlaſt da, ſo mehrte ſich dieſe, bei der offenkundigen Unfähigkeit des Königs zu ſparen, und an ſeinem eigenen höchſt glänzenden Hofe einzuziehen, durch die Zinſen, mit denen er beſonders den Italienern und ſeinem Bruder Richard ſtark verſchuldet war, immer mehr, und es bedurfte nicht gerade mehr ſolcher unſinnigen Verſchwendungen, als die um Sicilien weggeworfenen Summen waren, um das Reich aufs Aeuſſerſte zu bringen. Als nämlich Richard den ihm gemachten Antrag, König von Sicilien zu werden, dadurch abgelehnt hatte, daß er von Innocenz einige vorläufige Sicherheit verlangte, welche dieſer aber nicht geben wollte, wandte ſich jener Unterhändler, Meiſter Albert, an den leichter zu überredenden Heinrich, und noch zu Innocenz Zeiten hatte der König die Zuſicherung der ſicilischen Krone für ſeinen Sohn Edmund erhalten. Alexander überſchickte ihm ſogar den Ring der Inveſtitur durch den Biſchof von Bologna (1255), obgleich gerade damals Manfred nach Konrad's Tode (1254) das päpſtliche Heer geſchlagen, und alle Anſprüche eines Andern ſehr unſicher gemacht hatte. Dennoch ging (Juni 1255) die feierliche Belehnung

im Namen des Papſtes und die Erklärung Edmund's zum König von Sicilien und Apulien vor ſich, und Heinrich dachte nun alles Ernſtes nur an den Zug in dieſe Lande. Papſt Alexander ſchickte den Miniſter Ruſtand nach England, um den Zehnten von England, Schottland, und Irland einzuſammeln, ohne Rückſicht auf irgendwie ertheilte Indulgenz, dann um den König vom Kreuzzug gegen Paläſtina zum Beſten eines andern gegen Manfred loszuſprechen, und gegen dieſen förmlich das Kreuz zu predigen. Nur allein die Kirche St. Alban ſollte 600 Mark zahlen, und die italieniſchen Geldmäkler, welche dem allgemeinen Mangel abhalfen, machten durch die enormen Zinſen die Laſt noch drückender. Die Geiſtlichkeit war natürlich einer ſolchen Erpreſſung faſt einſtimmig entgegen, weil aber Papſt und König einmüthig waren, wagte ſie nicht laut ſich zu äußern. Alexander ſtellte ſogar förmliche Anweiſungen auf England aus, während der König immer mehr verarmte, und das Elend des Landes täglich zunahm. Auch die ſeit 1251 wenigſtens dem Namen nach unterworfenen Waliſer erhoben ſich (1256) durch den tyranniſchen Druck empört zur Vertheidigung ihres Lands und Aufrechthaltung ihrer Geſetze, und drangen bis Cheſter unaufgehalten vorwärts. Eduard, dem damals ſchon von ſeinem Vater Wales übergeben worden war, ſah ſich außer Stand ihnen zu wehren. Zwiſchen Graf Simon von Leiceſter und Wilhelm von Valence, der mit gleichem Uebermuth wie ſchon erzählt auch die Güter Simon's geplündert hatte, kam es vor dem König und den Großen faſt zu offenen Thätlichkeiten. Wilhelm nannte ihn geradezu einen Lügner und Verräther, und nur der König ſelbſt hemmte den ergrimmten Leiceſter, ſich nicht auf der Stelle zu rächen. Auch ein Diener Wilhelm's benahm ſich mit gleicher Frechheit, verwundete im Uebermuthe mehrere londner Bürger mit dem Meſſer, und drohte dann noch mit ſeinem Herrn. Ihn ſchlug aber der ergrimmte Pöbel todt. Ein Zug des Königs gegen die unter ihrem Stammesfürſten Leolyn ſiegreichen Waliſen (1257) brachte ihm keine Lorbern. Der Papſt aber preßte dem ganz verarmten König durch Androhung des Banns und Interdikts immer noch neue Summen ab. Die im Namen des Königs aufgenommene Summe, ohne Intereſſe, belief ſich (1256) bereits auf 135,540 Mark Silber. Da kam auf dem Parlament (1258) zu London die Lage des Königs abermals zur Sprache. Der Papſt hatte ſich bei den Wechslern für den König ſelbſt verbürgt, die Summe aber überſtieg alles was man bisher gehört hatte; dieſem zunächſt

kam der Krieg mit Wales, gegen den Heinrich für nächsten Sommer ein allgemeines Aufgebot verlangte. Von Seiten der Großen, deren Wortführer namentlich Simon von Leicester war, wurde ihm die übermäßige, widerrechtliche Begünstigung der Ausländer, insbesondere seines Bruders Wilhelm, vorgeworfen, zu ihrem Besten plündere er das Reich, während er doch nicht einmal selbst etwas habe. Einer so ernsten Sprache konnte der König allerdings die Anerkennung nicht versagen, er gab demüthig zu, durch bösen Rath verleitet worden zu seyn, und schwur bei Altar und Sarg des heiligen Eduard's, er wolle sich bessern. Weil man aber seinen Versprechungen nicht zu trauen alle Ursache hatte, verschob man das Weitere auf St. Barnabastag, wo zu Oxford das Parlament fortgesetzt werden sollte. Inzwischen verbanden sich die Grafen von Gloceſter, Leiceſter, Hereford, und andere, zur gegenseitigen Unterstützung und Wachsamkeit gegen die List ihrer Gegner. Die Hauptsache war, vier und zwanzig Bevollmächtigte zu Verbesserung des Staats zu wählen, und da sich Heinrich in dieſes gefügt, und seine vorläufige Einwilligung schriftlich, auch von seinem Sohn Eduard unterzeichnet, gegeben hatte, so handelte es sich also nur um die Ausführung. Die verbündeten Grossen fanden sich wohl begleitet und bewaffnet (2. Mai) zu Oxford ein, und der König mußte nun wohl sein Wort halten. Von den vier und zwanzig Bevollmächtigten wählte er die Hälfte, die andere wurde von den Baronen gewählt, Simon von Leicester wurde natürlich an die Spitze gestellt. Nun versammelte sich das sogenannte tolle Parlament (11. Juni) zu Oxford, genehmigte die von den Bevollmächtigten aufgesetzten Artikel, daß der König die magna charta bestätigen sollte, daß die Stelle des Oberrichters einem rechtlichen und fähigen Manne übergeben werden sollte, daß der Kanzler, der Schatzmeister, die Richter und alle öffentlichen Beamten alljährlich eingesetzt werden sollten, daß die Bewachung der festen Orte den Vierundzwanzigen sollte übergeben werden, daß jeder Widerstand gegen ihre Beschlüsse als Hochverrath gelten, daß endlich das Parlament sich wenigstens alle drei Jahre einmal versammeln sollte. Gegen die Uebergabe der festen Orte machten die Brüder Heinrich's, namentlich Wilhelm von Valence, Einwendungen, ergriffen aber, als sie den Ernst der Barone sahen endlich sich nicht länger mitspielen zu lassen, die Flucht und begaben sich nach Frankreich. Eine ansehnliche Summe Geldes, die sie aus dem Lande wegführen wollten, fing der Castellan von Dover, Richard von Gray, auf, so wie auch

in London im neuen Tempel eine ebenfalls sehr große Summe, welche dort von denselben niedergelegt worden war, zum Besten des Reichs mit Beschlag belegt wurde. Die Stadt London wurde (22. Jul.) in Guildhall förmlich befragt, ob sie den Beschlüssen der Barone beitreten wolle, was natürlich sofort geschah, und durch eine eigene mit dem Siegel der Stadt versehene Urkunde bestätigt wurde. Eine der zweckmäßigsten Einrichtungen war die Aufstellung von vier Rittern in jeder Grafschaft, um über alle Bedrückungen Bericht zu erstatten. Da inzwischen der Papst bei diesen Umänderungen auch dadurch betheiligt war, daß Adhemar, Bischof von Winchester, ebenfalls das Land verlassen hatte, und die Entfernung der Poiteviner durch einen Parlamentsschluß zum Exil erhoben worden war, so gab man dem Papst von Allem durch einen umständlichen Bericht Kunde, ohne von ihm eine bestimmte Antwort zu enthalten. Alexander fuhr im Gegentheil fort, den König zu drängen, und wenn er ihm auch eine kleine Zahlungsfrist gewährte, doch gleich darauf dem Bischof von London wieder den Bann gegen alle und jede Schuldner der italienischen Kaufleute aufzutragen. Allein die von den Engländern bewiesene Entschlossenheit hatte die Wirkung der römischen Waffen schon vernichtet, der Bannstrahl hatte seine Furchtbarkeit verloren. Ohne Zweifel war die Abwesenheit Richard's, der seit 1257 römischer König geworden in Deutschland sich aufhielt, ein Hauptmittel gewesen, diese Umänderung der Dinge zu bewirken, und die Barone erlaubten ihm auch die Rückkehr nicht eher, als bis er (23. Jan. 1259) zu Dover in Gegenwart des Königs und vieler Barone die Oxforder Statuten feierlich beschwor. Bald hierauf kam auch ein Friede mit Frankreich zu Stande, in welchem die Normandie und Anjou aufgegeben, dagegen Limousin und Perigord als französische Lehen behalten wurden, Guyenne blieb wie vorher ebenfalls bei England. Da indessen der Graf Simon sich die ganze Gewalt des Ausschusses anmaßte, und dadurch mit dem Grafen Richard von Gloceſter zerfiel, andererseits die erwarteten Verbesserungen in der Verwaltung sich auf Unbedeutendes beschränkten, so benützte Heinrich diese Umstände, um sich durch den Papst von seinem auf die Oxforder Statuten geleisteten Eide lossprechen zu lassen. Urban IV., Alexander's IV. Nachfolger, that dies (1262 Febr.), Heinrich erklärte, daß er, weil man weder wie man versprochen seine Schulden bezahlt noch sein Einkommen vermehrt habe, auch nicht genöthigt sey, sein Wort zu halten, daß er ihren Rath nicht länger brauche, und selbst regieren

wolle. Prinz Eduard, der eben in Paris war, eilte sogleich zurück, weil er aus diesem Entschluß seines Vaters nichts Gutes ahnte, mißbilligte laut seinen Wortbruch, und die beiden Grafen von Leicester und von Gloceſter beschwuren abermals die Statuten, söhnten sich aus, und erklärten nun dem König, daß sie ihn wohl zwingen würden, wenn er nicht selbst seine schlechten Rathgeber entlasse. Da Heinrich von seiner Residenz, dem Tower, wohin er sich geflüchtet hatte, alle von dem Ausschuß besetzte Stellen mit Anhängern seiner Partei besetzte, so drohte die Spaltung des ganzen Reichs einen Bürgerkrieg. Diesen verhinderte auf kurze Zeit König Richard, indem er einerseits seinen Bruder bewog, die Freiheitsbriefe zu beschwören, andererseits die Barone, von den Artikeln abzugehen, welche dem König die lästigsten waren. Hierdurch schien die Ruhe wieder hergestellt, und Heinrich glaubte sich sogar sicher genug um nach Guyenne gehen zu können. Während dieser Zeit aber starb der Graf von Gloceſter, dessen gemäßigter Sinn dem Grafen Simon immer die Wagschale gehalten hatte, und dieser, der sich nach Frankreich begeben hatte, kehrte nun sogleich nach England zurück (1262 Oct.), und nach fruchtlosen Unterhandlungen mit Heinrich, beschlossen die Barone (1263) Aufrechthaltung der Oxforder Beschlüsse, Leicester wurde zu ihrem Anführer gewählt, und die Feindseligkeiten, hauptsächlich gegen die Freunde und Räthe des Königs, angefangen. Heinrich, im Tower beinahe belagert, mußte die ihm angebotenen Bedingungen eingehen, daß die festen Plätze des Reichs in die Hand der Barone gegeben, die Oxforder Statuten unverbrüchlich gehalten, alle Fremde aus dem Reiche verbannt, und die Staatsverwaltung in die Hände der natürlichen Unterthanen des Königs, welche die Barone genehmigt hätten, gegeben werden sollte. Hiermit würde die Ruhe befestigt gewesen seyn, wenn nicht der Uebermuth, mit welchem die dem Grafen Leicester anhängende Londner Populace die Königin verhöhnte, den König zum Entschluß, sich einer so drückenden Lage zu entziehen, gebracht hätte. Dennoch kam es erst nach wiederholten Versuchen einer Aussöhnung, und nachdem selbst Ludwig von Frankreich zum Schiedsrichter (1264 Jan. 23.) aufgerufen worden war, zum eigentlichen Bürgerkrieg. Leicester hatte schon vorher, ungeachtet des Widerstandes, welchen Heinrich vom Tower aus und sein Anhang unter den Bürgern zu machen suchte, sich London's bemächtigt. Heinrich war zwar vom Tower abgezogen, hatte aber sich anfangs im Vortheil befunden, Oxford, wo die Studenten für ihre Anhänglichkeit

an die Sache der Barone, verjagt wurden, Northampton, Nottingham, weggenommen, und die Barone gegen London gedrängt. Durch die Bürger dieſer Stadt anſehnlich verſtärkt, zog nun Leiceſter gegen Heinrich, der ſich bei Lewes in Suſſex gelagert hatte, und da Heinrich einen Antrag zur gütlichen Ausgleichung nochmals ablehnte, ſo kam es (14. Mai) zu der berühmten Schlacht, in der zwar Eduard die Londner Bürger aus dem Felde ſchlug und weit verfolgte, Heinrich und Richard aber indeſſen von den Grafen Leiceſter und Gilbert von Gloceſter gefangen genommen, und die Schlacht dadurch gewonnen wurde. Der von der Verfolgung zurückgekehrte Eduard mußte ſich mit ſeinem Vetter Heinrich d'Allmaine, Richard's Sohn, als Geißel in Leiceſter's Hände geben, in Folge der ſogenannten mise of Lewes, bis zur gänzlichen Ausgleichung aller Streitigkeiten. Graf Simon behandelte nun zwar ſeine Gefangenen mit aller äußerlichen Achtung, handelte aber ziemlich unverholen als ſelbſtſtändiger Herr. Vor Allem wurde ein allgemeines Parlament am 22. Juni zuſammengerufen, in welchem Leiceſter, Gloceſter, und der Biſchof von Exeter einen Rath von neun Mitgliedern zur Reichsverwaltung ernannten. Eine päpſtliche Bulle, welche den Bannfluch ausſprach, wurde unterwegs aufgefangen und in Stücken geriſſen, Clemens IV. that hierauf keine weitern Schritte. Ein Heer, welches die nach Flandern geflüchtete Königin zuſammengebracht hatte, wurde durch Stürme noch vor der Ueberfahrt zerſtreut. Da indeſſen Leiceſter wohl ſelbſt ſah, daß er viele Gegner habe, ließ er, um das Volk für ſich zu gewinnen, (1264 Dec.) auf ein im nächſten Januar zu haltendes Parlament außer den Aebten und Prioren zwei Ritter aus jeder Grafſchaft, und zwei Bürger aus jeder Stadt oder Burg einberufen. Dieß iſt der Anfang der eigentlichen Volksvertretung, von welcher früher nur unzuverläſſige Spuren vorkommen. Aebte und Prioren waren erſt ſeit 1206 als Parlamentsglieder vorgekommen, und obgleich ſchon 1070, 1215, 1220, 1223, 1258 Ritter in ihrer Grafſchaft einberufen worden waren, ſo war doch das nicht anders als um ſie wegen einer beſtimmten ſie betreffenden Angelegenheit zu befragen geſchehen, nicht um ſie über allgemeine Staatsangelegenheiten ſtimmen zu laſſen. Als Vertreter der Ritterſchaft kommen ſie ſeit 1213, wo ſie Johann zuerſt nach Oxford einberief, öfter vor, obgleich noch nicht in ſtetem Gebrauch. Die Bürger aber, namentlich die von London und den fünf Häfen, hatten ſich nicht nur zu bedeutendem Reichthum ſondern eben dadurch auch zu großem Anſehen

bei ihren Königen erhoben, denen sie außer dem Tallagium auch noch andere außerordentliche Steuern bezahlten, und dafür ansehnliche Rechte und Freiheiten erhielten. Auf dieser Versammlung ließ nun der Graf Leicester, der hier allen Einfluß besaß, um den Verdacht zu entfernen, als strebe er selbst nach der Krone, den Befehl geben, den gefangenen Prinzen Eduard in Freiheit zu setzen, aber unter den Bedingungen, sich bei seinem Vater aufzuhalten, der in Leicester's Händen war, und ihm in allen Stücken zu gehorchen. Hierdurch war die Freiheit schon wieder aufgehoben. Gilbert von Gloceſter ließ sich auch durch diese zum Schein genommenen Maaßregeln so wenig blenden, daß er nicht nur unterließ, auf einem Turnier zu erscheinen, welches Leicester's Söhne gaben, sondern sich auch mit den Grenzgrafen von Wales, Anhängern des Königs, verband, und sich bewaffnete. Wurde er nun auch von Leicester für einen Verräther erklärt, so bekam die Sache bald ein anderes Ansehen, als Eduard Gelegenheit ergriff, dem Gewahrsam in dem er immer noch gehalten wurde zu entkommen und sich mit Gilbert zu vereinigen. Es darf jedoch nicht unerwähnt gelassen werden, daß dieser ihm geradeheraus sagte, nur dann könne er auf seinem Beistand rechnen, wenn er sich mit ihm vereinige, die alten Gesetze wieder in Kraft zu setzen und die Fremdlinge aus der Umgebung des Königs zu verjagen. Leicester sah, daß es ihm schwer seyn würde sich gegen diese Gegner zu erhalten, und indem er alles Mögliche that, um Popularität zu gewinnen, räumte er auch den größten Stein des Anstoßes noch hinweg, er verzichtete nämlich im Namen Heinrich's und Eduard's auf ihre Ansprüche auf Sicilien. Indessen sammelte sich doch um den nie gehaßten Prinzen eine weit größere Menge Truppen, als er befehligte, und am 4. Aug. 1265 kam es bei Evesham zu der ebenso wie die bei Lewes merkwürdigen Schlacht, in der Leicester besiegt und getödtet, König Heinrich aber wieder in Freiheit gesetzt wurde. Mit welch roher Grausamkeit auch der Leichnam Leicester's von seinen persönlichen Feinden behandelt wurde, nicht nur mußte man ihm große Geistesgaben und ein besonderes Feldherrntalent einräumen, sondern die Anhänglichkeit des Volks, das in ihm einen Vertheidiger seiner Rechte zu erblicken glaubte, blieb ihm selbst noch im Grabe getreu. Seine ausgezeichnete Frömmigkeit, bewährt durch seine nahe Freundschaft mit dem allgemein geliebten Bischof Robert von Lincoln, genannt Groß-Kopf, dem Erzieher seiner Kinder, der ihm den Kampf für die Rechte des Volks als Buße für seine Sünden auser-

legt haben ſoll, deſſen Erinnerung für Innocenz IV. noch im Traume drohend und ſchreckend war, verbreitete das Gerücht, daß ſich Wunder an ſeinem Grabe zeigten, und nur die Furcht der nächſten Zeit ſtand der größern Verbreitung entgegen. Mit dieſer Schlacht war die Partei Leiceſter's zu Boden geſchlagen, ſein Sohn Simon erwarb ſich Gnade, indem er den König Richard aus Kenilworth ohne Löſegeld frei ließ, und obgleich es nicht an Ausbrüchen der Rache fehlte ſo endigte doch mit dem dictum of Kenilworth vom 31. Oct. 1267 der innere Krieg. Prinz Eduard konnte, unbeſorgt um die Ruhe des Landes, in ſeinen Kreuzzug abgehen (1270) und der alte König Heinrich verlebte wenigſtens die letzten Jahre ſeiner langen Regierung in einer Ruhe, von welcher er früher nichts gewußt hatte. Er ſtarb 1272 im April, und ſein Sohn Eduard I. folgte ihm ohne Widerſpruch. Wenn auch Heinrich's Charakter als König durchaus nicht achtungswerth, und wiewohl nicht durch Grauſamkeit, Wolluſt und gemeine Ausſchweifung entſtellt, dennoch aber durch eine grenzenloſe Schwäche ganz unfähig erſcheint, eine gerade damals höchſt aufgeregte Nation zu lenken und ihrer Entwicklung entgegenzuführen: ſo muß doch, bei aller Einförmigkeit des ewigen Haders zwiſchen König und Baronen, ſeine Zeit für eine höchſt wichtige und lehrreiche angeſehen werden. Heinrich's Regierung war die Probezeit, welche England beſtehen mußte, um des Glückes ſeiner Freiheit würdig zu werden; der von König und Papſt, den höchſten Herren des Landes, fort und fort ausgeübte Druck zeigte, daß man durchaus in keiner Gnade, in keiner Perſönlichkeit, in keinem Eide ſogar Schutz zu erwarten habe; der einzige Schutz beſtehe in einer ſolchen gegenſeitigen Stellung, daß die Beeinträchtigung der Freiheit augenblicklich geahndet werden, die Hoheit des Königs aber doch keineswegs erniedrigt werden möge. Hiezu war die Zeit der Oxforder Conſtitutionen nothwendig, in ihnen lag für das Volk die heilſame Lehre, ja nicht ſelbſt zu weit zu gehen, um nicht von der Scylla in die Charybdis zu fallen, für die Königspartei aber, und zwar für die edle Natur des Prinzen Eduard, die Warnung, die Zügel nicht zu ſtraff zu ſpannen, und lieber freiwillig etwas nachzugeben, vor Allem aber Wort und Treue zu halten, als in das andere Extrem gezwungen zu werden. Die Zeiten von Lewes und Evesham ſind Auswüchſe, welche die Perſönlichkeit Heinrich's und Leiceſter's erzeugte; die Zeiten der Oxforder Statuten ſind eine nothwendige Erſcheinung des Conflikts zwiſchen Thron und Volk. —

Eduard, der Erſte dieſes Namens (von den Zeiten des Eroberers an gerechnet, daher ehemals post conquestum) befand ſich zu Meſſina, als er die Nachricht von dem Ableben ſeines Vaters erhielt. In ſeiner Abweſenheit hatten ihm alle Barone, noch eingedenk ſeiner ritterlichen Tugenden, die er als Kämpfer und als Sieger gegen den Ueberwundenen gezeigt hatte, einſtimmig gehuldigt, und als er nach einem Zug durch Frankreich, wo er in Chalons dem Turnier beiwohnte, das gewöhnlich die kleine Schlacht von Chalons genannt wird, und durch Guyenne, wo er ſich huldigen ließ, in England ankam, wurde er mit allen Zeichen der Liebe und Ehrerbietung empfangen. Sein erſter Plan war die von Seiten der Waliſer oft geſtörte Ruhe dauernd zu befeſtigen. Leolyn der damalige Fürſt, welcher unter Heinrich's Regierung wiederholt glücklich gegen die Engländer geſtritten, jedoch ſich auch für einen dauernden Frieden nicht abgeneigt gezeigt hatte, hatte nicht nur nach Heinrich's Tod die Huldigung verweigert, ſondern wußte auch dem König Eduard ſelbſt gegenüber Ausflüchte. Nur auf ſeinem eigenen Grund und Boden erklärte er ſich dazu geneigt. Dagegen ließ ihn Eduard als Hochverräther verurtheilen, und im J. 1277 drang er ſoweit in Wales ein, daß Leolyn ſich bequemen mußte, um Friede zu bitten, und dieſen auch gegen die Zahlung von 50,000 Pfd. St. als Kriegskoſten und Geißeln erhielt. Der Gedanke der Unterwürfigkeit war jedoch für Leolyn ſo empfindlich, daß er nach wenigen Jahren (1281) den Frieden brach, jedoch von Eduard auf den Snowdon gedrängt wurde, und von dem thörichten Vertrauen auf alte Prophezeihungen, denen zu Folge er ganz England beherrſchen würde, verlockt ſeinen ſichern Zufluchtsort verließ und getödtet wurde (1283). Bald nach ihm wurde auch ſein Bruder David gefangen, und von Eduard hingerichtet. Mit dieſer Mordthat hatte ſich Eduard den völligen Beſitz von Wales verſchafft, und da die Königin Eleonora zu Caernarvon einen Sohn gebar, ſo gab er dieſen den Waliſern zum Fürſten, wodurch ihrem Nationalſtolz geſchmeichelt wurde, und der Titel des Prinzen von Wales iſt von dem an ſtets dem älteſten Sohn des Königs von England verblieben. Wir erwähnen hier von Eduard's Regierung noch ſeine Verdienſte als Geſetzgeber, wobei er nicht minder ſeine gute Abſicht als ſeine eigene Mäßigung an den Tag legen konnte. Wenn er durch die Statuten von Weſtminſter für die Ruhe und Freiheiten des Volkes wie auch für die Rechte der Kirche Sorge trug, und Statut der todten Hand den allzugroßen Reichthümern der

Geistlichkeit Einhalt that, so bewies er in der Frage über das Statut Quo Warranto (d. h. mit welchem Rechtstitel irgend ein Besitz bewiesen wird), daß er auch Achtung vor fremdem Rechte habe. Der Ruf seiner Größe veranlaßte die Könige Karl von Neapel und Jakob von Aragon ihn zum Schiedsrichter und Vermittler zu nehmen, und nachdem er von seinen französischen Besitzungen aus diese Angelegenheiten betrieben hatte, nahmen ihn, zurückgekehrt, sogleich die schottischen Händel in Anspruch, welche aber der folgenden Erzählung angehören. Hierher dürfte noch zu ziehen seyn, daß 1290 Eduard die Juden aus allen seinen Staaten vertrieb, eine mit dem Wunsch des Volkes und dem immer unduldsamer werdenden Geist der Zeit im Einklange stehende Verordnung. In keinem Lande so sehr als in England hatte sich die gesetzgebende und festbestimmende Richtung der Zeit ausgesprochen. Kein Land war so sehr in der Gewalt des Papstes, ohne Schutz von dem natürlichen Beschützer, dem Könige. Nirgends wurde Treu und Glauben so offenbar verhöhnt, die heiligsten Betheurungen und Eide so wiederholt und empörend gebrochen. Gerade fünfzig Jahre verstrichen von der Versammlung auf Runemede bis zur Schlacht bei Evesham, und wie befremdend war der Ausgang. Das 1215 siegreiche Volk erlag dem äußern Scheine nach in den fortgesetzten Bemühungen, mit dem Grafen Simon von Leiceſter war sein Verfechter gefallen, und es war an dem, daß ihn der Name eines Catilina in der Geschichte bezeichnen sollte. Aber zum Glück war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gegenseitigen Beschränkung nicht blos das Werk und der Gedanke eines Einzelnen, in einem halben Jahrhundert war ganz England, Adel und Volk, Priester und Laien gleichmäßig davon überzeugt worden, und welche Hindernisse auch noch durch innere Unruhen und Bürgerkriege, Wechsel der Dynastien und andere Umstände bereitet werden mochten, die Entwicklung eines richtigen Verhältnisses der verschiedenen Staatsgewalten ging sicher und ruhig ihren Weg.

XVI. Die Skandinavischen und die Slavischen Stämme. Die Ungarn.

Abgeschlossenheit des Nordens und Ostens. Skandinaviens Urbevölkerung. Odin. Seekönige. Ivar Widfadme. Ragnar Lodbrok. Dänemark. Ansgar, Apostel des Nordens. Gorm der Alte. Harald Blatand. Suen Tueskiag. Knut der Große. Das Witherlagsrett. Suen Estrithson. Knut der Heilige. Krieg mit den Wenden. Heinrich König der Wenden. Absterben der wendischen Königsfamilie. Erik Emun. Vereinigung Dänemarks unter Waldemar I. Kreuzzug gegen die heidnischen Wenden. Eroberung der Insel Rügen. Knut VI. Waldemar II. Die Grafen von Schwerin. Waldemar gefangen. Schlacht bei Börnhövede. Absonderung der Stände. Die erste Handfestung. Schweden. Odin's Ankunft. Die Edda's. Die Saga's. Olav Skautkonung, erster christlicher König. Absterben des Mannsstamms von Ragnar Lodbrok, 1057. Swerker, 1134. Parteiung der Gothländer und Schweden. Erik der Heilige, Vonde, 1155. Erzbisthum Upsala, 1164. Adelsvorzüge (Frälse). Die Folkunger. Magnus, erster König der Schweden und Gothen, 1279 bis 1290. Norwegen. Harald Haarfagr. Alleinherrschaft in Norwegen. Hako der Gute. Hako Jarl. Olav Trygväson. Schlacht bei Swold, 1000. Olav der Heilige. Harald Haardrade. Verwirrung durch Theilung und Prätendenten. Erster allgemeiner Reichstag, 1223. Magnus Lagabäter, 1262. Entstehung des Adels. Rechte der Hanse. Island. Ureintheilung und Verfassung. Einführung des Christenthums, 1000. Grönland entdeckt. Island mit Norwegen vereinigt, 1262. Preußen. Adalbert, 997. Bischof Christian. Liefland entdeckt, 1153. Die Schwerdtbrüder. Die Marianer oder deutschen Ritter, in Preußen, seit 1228. Die kulmische Handfeste. Beendigung der Eroberung, 1283. Marienburg, Sitz des Hochmeisters, seit 1309. Mähren. Swatopluk (Zwentibold). Kyrillus und Methodius. Böhmen. Herzog Borziwoy getauft, 876. Böhmen vom Reiche abhängig. Iustitia Boëmorum. Wratislaw gekrönt, 1086. Verbindung mit den Hohenstaufen. Wladislav gekrönt, 1158. Przemisl Ottokar, 1197. Wenzel. Ottokar erwirbt Oesterreich und Steyermark, und erbt Kärnthen und Krain. Krieg mit Rudolf von Habsburg. Schlacht auf dem Marchfelde, 1278. Polen. Lech, Krakus, Wanda, Piast. Das Christenthum gewaltsam eingeführt, 965. Boleslav I. Chrobri, 992—1025. Boleslav II., 1058—1081. Züge gegen Ungarn und Rußland. Ermordung des Bischofs Stanislaus, 1079. Kirchenbann über Boleslav. Boleslav III. Krzywousti, 1102—1139. Zerrüttung durch Theilung. Mongolenschlacht, 1241. Wladislav Loktiek, alleiniger König, 1305. Litauen. Rußland. Rurik. Igor. Olga. Wlademir der Große, 980—1015. Gebrauch der Landessprache. Theilung in zwölf Reiche. Das russische Recht. Jaroslav. Moskau gegründet, 1156. Mongolenwanderung. Rußland ein Lehensfürstenthum der Mongolen, 1243. Die Slaven in Illyrikum. Ungarn. Almus und Arpad, 894. Stephan I., 997. Königswürde und innere Ordnung. Ladislav der Heilige, 1077—1095. Krieg mit Venedig. Croatien und Dalmatien mit Ungarn vereinigt. Die Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II., 1205—1235. Das Privilegium aureum, 1222. Bela IV., 1235. Die Mongolen in Ungarn. Bela's

Flucht. Schlacht an der Leitha, 1246. Der Venetianer Andreas, letzter Arpade, 1290—1301.

In einen Zusammenhang mit dem südlichen Europa trat das nördliche und nordöstliche erst um die Zeit der wiedererneuerten römischen Kaiserwürde, und die Ausbreitung des Christenthums in diese Lande vollendete die Abrundung Europa's zu einem Ganzen. Eine Geschichte gleich der römischen oder griechischen, welche die bestimmte Entwicklung und Ausbildung eines sich selbst bewußten Staates darlegte, haben aber diese Länder insgesammt auch vorher nicht, und die reichen Sagen, welche der germanische oder skandinavische Norden enthält, liefern zwar der Dichtung reichen Stoff, lassen sich aber schlechterdings nicht in rein historisch klare Münze umschmelzen, so daß erst in der angegebenen Zeit die zuverlässige Geschichte beginnen kann. Noch weniger hat der slavische Norden und Osten eine frühere Geschichte. Hier zumal konnten, erst als die Völkerwanderung völlig aufgehört hatte, als die asiatischen Stämme endlich einigermaßen zur Ruhe gekommen waren, und die weiten Steppen Südrußlands und Polens nicht mehr von den Hufen der unstäten Horden zerstampft wurden, ruhige Niederlassungen und geordnete Reiche stattfinden. Wie aber hier die Völkerwanderung aufhören mußte, um einem neuen Geschlechte Raum zu geben, so entsteht eine bestimmte Geschichte des skandinavischen Nordens erst dann, als die südlichen Reiche soweit in sich geschlossen und geordnet sind, um dem bisher unablässigen Andringen der Nordländer feste Schranken entgegenzustellen, die überströmende Fluth in ihr eigenes Bette zurückzuweisen und sie durch die Annahme des Christenthums in den allgemeinen Verband der übrigen Völker hineinzuziehen. Außer dem skandinavischen und slavischen Norden (Dänemark, Norwegen, Schweden, Island; Polen, Böhmen, Rußland) gehören noch die Magyaren (Ungarn) und die Letten und Finnen in diese Betrachtung.

Die skandinavische Halbinsel nebst der dazu gehörigen cimbrischen und den im Ost- Nord- und Eismeer liegenden Inseln ist von zweierlei Bevölkerung eingenommen, der ursprünglichen, finnischen, den Jotenvölkern, welche sich in den äußersten Norden zurückzogen, nach Finnmarken und Lappland, und der eingewanderten, herrschenden, kaukasisch-germanischen. Wie auch die Sprachen heutzutage sich in ihrer Ausbildung von einander geschieden haben mögen, so fällt doch in die Augen, daß dänisch, schwedisch, und isländisch nur Zweige Eines Astes von demselben Stamme mit der deutschen Sprache sind,

und wie auch Sitte hier sich weiter ausgebildet hat, so erkennt doch der Deutsche in jenen Völkern seine nächsten Blutsverwandten, ihm näher als die mit romanischem Blut vermischten Südländer. Aus den reichhaltigen Sagen läßt sich zwar fast gar kein historisches Element entnehmen, aber außer der Kunde von dem alten Glauben und den Götterſagen geht aus ihnen die Kenntniß des germanischen Lebens im Innern ihrer Marken hervor, von dem uns die Römer so gut wie nichts sagen können. Mit Entfernung dessen, was die Oertlichkeit des höheren Nordens und die Nähe der See mit sich brachte, läßt sich annehmen, daß im Uebrigen das innere Leben sämmtlicher Germanen gerade so wie dieser nördlicheren Stammesbrüder ausgesehen habe. Wilde, ungebändigte Kraft, die sich in gefährlichen Kämpfen gegen Natur, Thiere, oder Menschen erst recht wohl fühlte, und für Befriedigung des Ehrgeizes, der mit heftiger sinnlicher Lust meistens abwechselnd die Gemüther bewegte, alles und jedes zu thun bereit war, von dem Glauben eines freudenvollen Lebens nach dem Tode, das aber nur dem Tapfern zu Theil werden könne, angeregt, und von dem Wunsche befeuert, in den Gesängen, welche die Gelage und festlichen Schmausereien schmückten, verherrlicht zu werden, tritt uns dort überall entgegen. Diese Richtung wurde durch die Freiheit, deren jeder Freie sich erfreute, auf alle Weise befördert, denn, waren auch Stammeshäupter durch den Namen der Könige ausgezeichnet, so besaßen sie doch nur eine sehr beschränkte Gewalt, wodurch den Andern nichts an ihrer freien Bewegung geraubt wurde, und außer diesen mehr geehrten als gefürchteten Königen gab es noch in den einzelnen Thälern des skandinavischen Nordens eine Menge Freier, die auf ihren Gehöften in gänzlicher Unbekümmertheit um Andere lebten, und so zu sagen Könige auf ihre eigene Faust waren. An Kunst und Wissenschaft gebrach es fast ganz, die Schreibekunst ist erweislich erst mit dem Christenthum ihnen bekannt worden, und neben den romantisch wilden Zügen, die in den Sagen solcher Naturvölker immer besonders anziehen, steht die Rohheit und Härte, welche von der geringen Bildung und der ärmlichen, nur durch Leidenschaft und Nothdurft bedingten, Lebensweise immer unzertrennlich ist. Der Name Odin, bei den südlicheren Germanen Wodan, soll zuerst einen hellen Punkt in der Geschichte dieser Völker bezeichnen; er, ihr höchster Gott, steht ohngefähr im Verhältniß des griechischen Zeus zu den Menschen; er ist ein Mensch gewesen, hat viele seltsame Abenteuer bestanden, zum Wohle der Menschen vieles eingerichtet,

das alte ſchwediſche Nationalheiligthum bei Upſala gegründet, dem das von ſeinem Sohne Skiold in Dänemark auf Lethra errichtete zur Seite ſteht. Daß Odin ein aus dem fernen Oſten Eingewanderter geweſen, und eine Spur altorientaliſcher Weisheit in jenen Sagen ebenfalls verhüllt liege, mag allerdings unzweifelhaft ſeyn, aber jede eigentliche Bemühung, aus dieſem Gewirre der Sage zur hiſtoriſchen Klarheit zu kommen, wird durch die Kritik zu Schanden. Die Aufzeichnung der Lieder, welche die ſogenannte Urgeſchichte enthalten, fand über dies bereits zu einer Zeit ſtatt, in welcher das Chriſtenthum bereits feſten Boden gewonnen und das Heidenthum zu verdrängen angefangen hatte. Natürlich gingen alſo bereits chriſtliche Ideen in jene Aufzeichnungen über. Endlich waren jene Dichter und Berichterſtatter, die Skalden, worunter man ſich keine eigentliche Zunft und Schule denken muß, wie etwa das Inſtitut der angelſächſiſchen Barden war, nicht eben ſehr bedenklich und gewiſſenhaft in der Ausfüllung der Lücken in ihrem hiſtoriſchen Wiſſen, und gar manche einem Andern angehörige Kunde wurde auf einen Nordlandsheiden, auf den es eben paſſen konnte, übergetragen. Daher iſt Wahres und Unwahres hier ſo innig mit einander verſchmolzen, daß man auf die Scheidung verzichten und ohne weitern Aufenthalt erſt mit dem Nachweisbaren beginnen muß. Odin's und der Aſen Einwanderung fällt etwa um die Zeiten von Chriſti Geburt, und wenn ſie auch mildere Sitten mitbrachte, ſo verſchwanden dieſe in den nächſten Jahrhunderten, während welcher Zeit Seeräuberei die Normannen zuerſt zu einer Pein ihrer Nachbarn, aber auch häufig ihrer ſelbſt machte. Es gab nun nicht blos Heerkönige, die an der Spitze einer Schaar ſtehend ihre Macht im Lande zu Raubzügen und Gewaltthaten verwendeten, ſondern auch Seekönige, denen oft kein Fuß breit Landes gehörte, ſondern nur eine Anzahl Schiffe, mit denen ſie die Küſten ihrer Nachbarn heimſuchten, oft auch weit hinunter gegen den Süden ihre Fahrten erſtreckten. Der berühmteſte unter dieſen Herrſchern iſt Ivar Widfadme (der Weitgereiste), der (645) die ſämmtlichen Reiche und Ufer des baltiſchen Meeres beſeſſen haben ſoll, und, da das alte Geſchlecht der Ynglinger mit Ingiald, der, um Alleinherrſcher in Schweden zu werden, alle ſeine Mitregenten ermordet hatte, von ihm verdrängt wurde, einziger und mächtigſter König im Norden war. Später trat mit gleichem Ruhm Harald Hilditand, Sigurd Ring, und vor allen der Sohn Sigurd's, Ragnar Lodbrok, auf, der (geſt. 794) bereits mit dem größten

XVI. Die Skandinavischen und die Slavischen Stämme. Die Ungarn.

Abgeschlossenheit des Nordens und Ostens. Skandinaviens Urbevölkerung. Odin. Seekönige. Ivar Widfadme. Ragnar Lodbrok. Dänemark. Ansgar, Apostel des Nordens. Gorm der Alte. Harald Blatand. Suen Tueskiag. Knut der Große. Das Witherlagsrett. Suen Estrithson. Knut der Heilige. Krieg mit den Wenden. Heinrich König der Wenden. Absterben der wendischen Königsfamilie. Erik Emun. Vereinigung Dänemarks unter Waldemar I. Kreuzzug gegen die heidnischen Wenden. Eroberung der Insel Rügen. Knut VI. Waldemar II. Die Grafen von Schwerin. Waldemar gefangen. Schlacht bei Bornhöved. Absonderung der Stände. Die erste Handfestning. Schweden. Odin's Ankunft. Die Edda's. Die Saga's. Olav Skautkonung, erster christlicher König. Absterben des Mannsstamms von Ragnar Lodbrok, 1057. Swerker, 1134. Parteiung der Gothländer und Schweden. Erik der Heilige, Bonde, 1155. Erzbisthum Upsala, 1164. Adelsvorzüge (Frälse). Die Folkunger. Magnus, erster König der Schweden und Gothen, 1279 bis 1290. Norwegen. Harald Haarfagr. Alleinherrschaft in Norwegen. Hako der Gute. Hako Jarl. Olav Trygvèson. Schlacht bei Swold, 1000. Olav der Heilige. Harald Haardrade. Verwirrung durch Theilung und Prätendenten. Erster allgemeiner Reichstag, 1223. Magnus Lagabäter, 1262. Entstehung des Adels. Rechte der Hanse. Island. Ureintheilung und Verfassung. Einführung des Christenthums, 1000. Grönland entdeckt. Island mit Norwegen vereinigt, 1262. Preußen. Adalbert, 997. Bischof Christian. Liefland entdeckt, 1153. Die Schwerdtbrüder. Die Marianer oder deutschen Ritter, in Preußen, seit 1228. Die kulmische Handfeste. Beendigung der Eroberung, 1283. Marienburg, Sitz des Hochmeisters, seit 1309. Mähren. Swatopluk (Zwentibold). Kurillus und Methodius. Böhmen. Herzog Borziwoy getauft, 876. Böhmen vom Reiche abhängig. Iustitia Boëmorum. Wratislaw gekrönt, 1086. Verbindung mit den Hohenstaufen. Wladislav gekrönt, 1158. Przemisl Ottokar, 1197. Wenzel. Ottokar erwirbt Oesterreich und Steyermark, und erbt Käruthen und Krain. Krieg mit Rudolf von Habsburg. Schlacht auf dem Marchfelde, 1278. Polen. Lech, Krakus, Wanda, Piast. Das Christenthum gewaltsam eingeführt, 965. Boleslav I. Chrobri, 992—1025. Boleslav II., 1058—1081. Züge gegen Ungarn und Rußland. Ermordung des Bischofs Stanislaus, 1079. Kirchendamm über Boleslav. Boleslav III. Krzivousti, 1102—1139. Zerrüttung durch Theilung. Mongolenschlacht, 1241. Wladislav Lokiek, alleiniger König, 1305. Litauen. Rußland. Rurik. Igor. Olga. Wlademir der Große, 980—1015. Gebrauch der Landessprache. Theilung in zwölf Reiche. Das russische Recht. Jaroslav. Moskau gegründet, 1156. Mongolenwanderung. Rußland ein Lehensfürstenthum der Mongolen, 1243. Die Slaven in Illyrikum. Ungarn. Almus und Arpad, 894. Stephan I., 997. Königswürde und innere Ordnung. Ladislav der Heilige, 1077—1095. Krieg mit Venedig. Croatien und Dalmatien mit Ungarn vereinigt. Die Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II., 1205—1235. Das Privilegium aureum, 1222. Bela IV., 1235. Die Mongolen in Ungarn. Bela's

Flucht. Schlacht an der Leitha, 1246. Der Venetianer Andreas, letzter Arpade, 1290—1301.

In einen Zuſammenhang mit dem ſüdlichen Europa trat das nördliche und nordöſtliche erſt um die Zeit der wiedererneuerten römiſchen Kaiſerwürde, und die Ausbreitung des Chriſtenthums in dieſe Lande vollendete die Abrundung Europa's zu einem Ganzen. Eine Geſchichte gleich der römiſchen oder griechiſchen, welche die beſtimmte Entwicklung und Ausbildung eines ſich ſelbſt bewußten Staates darlegte, haben aber dieſe Länder insgeſammt auch vorher nicht, und die reichen Sagen, welche der germaniſche oder ſkandinaviſche Norden enthält, liefern zwar der Dichtung reichen Stoff, laſſen ſich aber ſchlechterdings nicht in rein hiſtoriſch klare Münze umſchmelzen, ſo daß erſt in der angegebenen Zeit die zuverläſſige Geſchichte beginnen kann. Noch weniger hat der ſlaviſche Norden und Oſten eine frühere Geſchichte. Hier zumal konnten, erſt als die Völkerwanderung völlig aufgehört hatte, als die aſiatiſchen Stämme endlich einigermaßen zur Ruhe gekommen waren, und die weiten Steppen Südrußlands und Polens nicht mehr von den Hufen der unſtäten Horden zerſtampft wurden, ruhige Niederlaſſungen und geordnete Reiche ſtattfinden. Wie aber hier die Völkerwanderung aufhören mußte, um einem neuen Geſchlechte Raum zu geben, ſo entſteht eine beſtimmte Geſchichte des ſkandinaviſchen Nordens erſt dann, als die ſüdlichen Reiche ſoweit in ſich geſchloſſen und geordnet ſind, um dem bisher unabläſſigen Andringen der Nordländer feſte Schranken entgegenzuſtellen, die überſtrömende Fluth in ihr eigenes Bette zurückzuweiſen und ſie durch die Annahme des Chriſtenthums in den allgemeinen Verband der übrigen Völker hineinzuziehen. Außer dem ſkandinaviſchen und ſlaviſchen Norden (Dänemark, Norwegen, Schweden, Island; Polen, Böhmen, Rußland) gehören noch die Magyaren (Ungarn) und die Letten und Finnen in dieſe Betrachtung.

Die ſkandinaviſche Halbinſel nebſt der dazu gehörigen cimbriſchen und den im Oſt- Nord- und Eismeer liegenden Inſeln iſt von zweierlei Bevölkerung eingenommen, der urſprünglichen, finniſchen, den Jotenvölkern, welche ſich in den äußerſten Norden zurückzogen, nach Finnmarken und Lappland, und der eingewanderten, herrſchenden, kaukaſiſch-germaniſchen. Wie auch die Sprachen heutzutage ſich in ihrer Ausbildung von einander geſchieden haben mögen, ſo fällt doch in die Augen, daß däniſch, ſchwediſch, und isländiſch nur Zweige Eines Aſtes von demſelben Stamme mit der deutſchen Sprache ſind.

Rechte der Geschichte angehört, obwohl auch sein Leben von den Dichtern mit Zusätzen und Verschönerungen ausgeschmückt worden ist. Durch diese Züge ist der südlichere Theil Europa's mit diesen nordischen Völkern bekannter geworden, und obschon sie unter den verschiedenen Namen der Normänner, Dänen, Waräger, selbst Russen, vorkommen, so ist doch ein und dasselbe Volk darunter zu verstehen. Doch sind der Natur der Sache nach die Normänner, welche hauptsächlich die Nordseeufer, also das nördliche Deutschland, die brittischen Inseln und Frankreich, heimsuchten, meistens aus dem eigentlichen Norwegen ausgegangen, welches schon ziemlich frühe mit Dänemark in naher politischer Verbindung stand, daher sie in England als Dänen zum Vorschein kommen; unter den in Rußland bekannteren Warägern hingegen sind hauptsächlich Schweden zu verstehen, die auch die Ostseeküsten besonders beunruhigten. Die Normänner, welche gegen Karl's des Großen letzte Regierungsjahre Deutschland bedrohten, waren Bewohner der cimbrischen Halbinsel.

Ragnar Lodbrok blieb in der Gefangenschaft bei den Angelsachsen, wo ihn die Schlangen fraßen; seine Söhne Biörn Jernside und Sigurd Snogöye folgten ihm, theilten aber das seit Ivar Widfadmi ungetheilte Reich, so daß Jener Schweden, Sigurd hingegen Dänemark erhielt, wiewohl auch noch Gottfried, König in Jütland, der mit Karl dem Großen Krieg führte, aufgezählt werden muß. Nach Gottfried's Tod bemächtigte sich Sigurd's Geschlecht des ganzen Landes, konnte sich aber nicht allein im Besitze erhalten, indem Erich, Gottfried's Sohn, sich in dem Reich seines Vaters wieder festsetzte, und Harald Klak, den Ludwig der Fromme zu Ingelheim (826) hatte taufen lassen, ihm weichen mußte. Unter ihm wurde das Christenthum durch Ansgar im Norden bekannt, und allmählig nicht blos in Schweden, sondern auch in Dänemark und Norwegen verbreitet. Indessen hatte es nicht nur einen sehr langsamen Fortgang mit dieser Bekehrung, sondern auch einen zunächst sehr unsichern Bestand. In Schweden, wo Biörn die Missionäre freundlich aufgenommen und ihnen allen Vorschub gethan hatte, erhub sich ein Aufstand des Volkes, und die Heidenbekehrer wurden theils erschlagen, theils vertrieben, so daß sieben Jahre darauf kein Priester im Lande war, die noch gebliebenen Reste der jungen Pflanzung zu hegen. Der außerordentlich mächtige Aberglaube, der sich in den nordischen Ländern vorfand, bahnte indessen den Weg immer wieder zu neuer Anknüpfung des Verkehrs; da Priestergewalt, Strafe der Gottheit, und

Olav Trygvâſon König von Norwegen, der bisher die Züge mit Suen gemeinſchaftlich gemacht hatte, von ihm (995), eroberte Norwegen, führte daſelbſt das Chriſtenthum ein, und nahm von dieſer Zeit an den Zügen gegen England keinen Antheil mehr. Dagegen erneuerten die Dänen ihre Angriffe, und da ſich Ethelred (1002 Nov. 13.) durch die ſogenannte Danenſchlacht zu helfen ſuchte, bei der wenn auch nicht alle in England befindlichen Dänen, doch gewiß eine ſehr große Anzahl ermordet wurde, unter ihnen auch Suen's eigene Schweſter Gunild, Gemahlin des Grafen Paling, ſo verwandelten ſich die Raubzüge der Dänen in die von heiliger Pflicht gebotene Erfüllung der Blutrache. Indeſſen dauerte es noch immer über zehn Jahre, bis ſich Suen als Eroberer England's betrachten konnte, und erſt im Sommer 1013 ging auch London an ihn über, und Ethelred ſelbſt entfloh gegen das Ende des Jahrs in die Normandie. Mitten in dieſen Siegen ſtarb Suen (1014 Febr. 2.), wegen dieſer Erfolge der Glückliche genannt, und ſein mit der ſchwediſchen Syritha erzeugter Sohn Kanut folgte ihm als Beherrſcher Englands. Die Angelſachſen riefen nun ihren geflohenen König zurück, vor welchem auch Kanut um ſo weniger beſtehen konnte, als er mit ſeinem Bruder Harald ſich erſt über die Theilung des väterlichen Erbes benehmen mußte. Als er jedoch von dieſem mit einer anſehnlichen Flotte unterſtützt England abermals angriff, und die wiederholten Verrätherein des Grafen Edric nach Ethelred's Tode (1016 April 28.) auch die tapfere Gegenwehr des Nachfolgers, Edmund Ironſide, vereitelten, ja denſelben, wie zu glauben iſt, aus dem Wege räumten, (1017 Nov. 30.) beſtritt dem Dänenkönig ſeine Rechte auf England, die er durch Heirath von Ethelred's Wittwe Emma zu befeſtigen wußte, Niemand mehr. Ueber Dänemark war indeſſen Harald König geweſen, der nach einer kurzen Regierung (1018 geſt.) ſeinem Bruder auch dieſes Reich hinterließ. Da Kanut bereits Chriſt war, ſo hatte ſeine für den Norden überhaupt ſehr glorreiche Regierung für Dänemark insbeſondere die Folge, daß das Chriſtenthum nun daſelbſt vollkommen befeſtigt wurde. Die ſchon früher geſtifteten Bisthümer wurden 1021 mit Wiborg, Roskild, und Wendela für Seeland und Jütland erneuert und vermehrt, für Schonen aber, das anfangs unter Seeland ſtand, die zwei neuen Diöceſen Lund und Dalboi errichtet. Heinrich, erſter Biſchof in Lund, vorher Biſchof auf den Orkneys, dann Caplan des Königs Kanut, ſoll ſich todt geſoffen haben, wie auch Avoco, Biſchof in Seeland, und andere. Dagegen war Egino, erſter Biſchof

in Dalboi, ein weiser, gelehrter, frommer, und eifriger Mann, der die Heiden auf Bornholm, die Pleichanen, bekehrte, sie anwies, für ihre Schätze, die sie ihm zugedacht hatten, Kirchen zu bauen, Arme zu nähren, Gefangene loszukaufen, während der großen Verfolgung gegen die Christen in Schweden, die Gläubigen mit seinem Besuch und Zuspruch tröstete und aufrecht erhielt, auch das hochgefeierte Bild des Frikko zerhieb, und dafür nach Heinrich's Tod die nun vereinigten Bisthümer Lund und Dalboi erhielt. Lund blieb der Sitz des Bisthums, in Dalboi war hinfort nur eine Probstei von Regulaten Canonikern. Untergeordnet waren diese Bischöffe dem Erzbischof von Bremen, wohin seit einiger Zeit der Sitz des Erzbisthums von Hamburg verlegt worden war, indessen dauerte die Unterordnung nicht viel über Kanut's Zeiten hinaus, indem in Skandinavien späterhin eigene Erzbisthümer errichtet wurden. Kanut war nach der Weise der Zeit ein frommer Mann, indem er z. B. für eine am Sonntag mit der Hand ausgeübte, übrigens ganz unschuldige Handlung, wodurch also die Heiligkeit des Sabbaths gebrochen war, seine Hand über einem gelinden Feuer mäßig röstete, indem er Arme und Waisen beschützte, sich insbesondere der Geistlichkeit annahm, indem er endlich selbst nach Rom (1027) wallfahrte, und sowohl durch diese Pilgerfahrt, als auch durch die reichen, den römischen Kirchen mitgebrachten, Gaben über seine Gesinnung keinen Zweifel ließ. Uebrigens war er ein erobernder und erwerbender Fürst; er unterwarf (1018) mit der Besiegung der Jomsburg sich die slavische Küste der Ostsee, erhielt von Kaiser Konrad II. als er gleichzeitig mit diesem zu Rom war, und seine Tochter Gunilde mit Konrad's Sohn Heinrich verlobte, die Abtretung der Mark Schleswig, wodurch also die alte Grenze zwischen Deutschland und dem Norden wieder hergestellt wurde, und unterwarf sich (1030) das von Olav dem Heiligen beherrschte Norwegen. Zugleich errichtete er eine besoldete Dienstmannschaft, welche aus 6000 Mann bestand, und auf 60 Fahrzeuge, je zu 100 Mann, eingetheilt war. Sie unterlag strengen Vorschriften über ihre Aufführung, wurde blos aus freigebornen Leuten alten Stammes, die zugleich so begütert waren, daß sie sich mit einem goldenen Wehrgehänge und einer vergoldeten Hellebarte bewaffnen konnten, zusammengesetzt, und wirkte nicht nur so auch auf die andern Kriegsleute, die sich ihr wenigstens ähnlich halten wollten, vortheilhaft ein, sondern begründete zugleich den eigentlichen dänischen Adel, indem in dem von Kanut gegebenen Witherlagsrett außer den diesen Thing-

männern (Thingliſh und Hußkarle genannt) auferlegten Pflichten auch Rechte wodurch ſie ſich vor den gemeinen Freien auszeichnen enthalten ſind. Es war zunächſt nichts als eine Erneuerung der alten Genoſſenſchaft, an welcher der König ſelbſt als Erſter unter Gleichen Theil nahm, und in welcher beſonders der früher viele blutige Händel veranlaſſende Vorrang, namentlich an der Tafel, durch das einfache Mittel der Anciennetät beſtimmt wurde. Unter dieſen Umſtänden kann man einem König, der die Forderungen der Tapferkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, und Frömmigkeit nach dem Maaßſtabe ſeiner Zeit erfüllte, gewiß das Prädikat des Großen nicht verſagen. Er ſtarb bei einem Einfall in Frankreich zu Rouen (1035 Oct. 15.), und mit ihm zerfiel das aus England, Dänemark, und Norwegen beſtehende Reich in ſeine natürlichen Beſtandtheile. Sein Sohn Suen war noch vor des Vaters Tod aus Norwegen vertrieben worden, und die beiden andern Brüder Harald Hareſoot, der über England, und Hardiknut, der über Dänemark herrſchen ſollte, bekriegten einander über den Beſitz von England, bis nach Harald's Tod (1039 März 17.) ſein Bruder beide Länder vereinigte, aber nur auf kurze Zeit, indem mit Hardiknut (1041 Juni 8.) der Mannsſtamm der Skioldunger ausſtarb. Nun erlangte auf kurze Zeit König Magnus der Gute von Norwegen die Krone Dänemarks, allein die Abneigung der Dänen gegen die Norweger erhub (1044) Knut's Schweſterſohn, Suen Eſtrithſon, zum König, der die lange Reihe der Eſtrithiden beginnt und ſich gegen Magnus und ſeine Nachfolger mit Glück behauptete. Die nächſte Geſchichte ſeiner Nachfolger iſt indeſſen nichts als eine Reihe von innern Kriegen, theils als Folge der ſchwankenden Succeſſion, theils veranlaßt durch das Theilungsſyſtem, wodurch Dänemark beinahe in drei Reiche wäre aufgelöst worden. Suen's Regierung iſt durch religiöſe Thätigkeit wichtig, indem er der Geiſtlichkeit gehorchend ſeine geliebte Gemahlin Gunilde aus dem Grunde zu naher Verwandtſchaft (1051) von ſich thun mußte, auch außerdem durch Ordnung der däniſchen Kirche (1085) und anſehnliche Dotation der geiſtlichen Stifter ſich derſelben geneigt bewies, und für die an einigen Großen (1071) aus Rache ausgeübte Bindung zur ſtrengen Kirchenbuße vom Biſchof Wilhelm von Roskild gezwungen wurde. Wiederholte Verſuche ſich in die Angelegenheiten Englands zu miſchen, namentlich als nach der Schlacht bei Haſtings vermöge der nahen Verwandtſchaft Suen's mit Harald man ſich auf Erbrecht berufen konnte, hatten durchaus keinen Erfolg, mit

Norwegen wurde hingegen der Friede befeſtigt. Nach Suen's in hohem Alter erfolgten Tode (1076) erhielt ſein älteſter Sohn Harald Hein, ein ganz ſchwacher, vom Vater deßhalb ſelbſt ausgeſchloſſener Menſch, durch eine Partei die Krone, dem (1080) der zweite Sohn, **Kanut der Heilige** folgte, ein eben ſo der Geiſtlichkeit ergebener, als überhaupt thätiger und löblicher Regent. Bei einem gegen England unternommenen Zuge empörten ſich die Anführer, entrüſtet über Kanut's Zögern, gingen, wie zu vermuthen iſt, von ſeinem Bruder Olav aufgewiegelt auseinander, und da er dieſen gefeſſelt nach Flandern bringen ließ, und die übrigen Empörer mit Strenge beſtrafte, ſo wurde er (1086 Juli 10.) in der Kirche zu Odenſe ermordet, ſein Sohn Karl der Gute, der von ſeiner Mutter Adela (Alix) Flandern erhielt, und daſelbſt ebenfalls (1127) ermordet wurde, übergangen, und nun Suen's nächſter Sohn Olav III. auf den Thron aus ſeiner Gefangenſchaft in Flandern geholt. Mehrjähriger Mißwachs ſuchte unter ihm das Land heim, ſo daß der König ſelbſt am Weihnachtsfeſte (1095) die Tafel nicht beſetzen konnte, und bald darauf, angeblich vor Gram hierüber ſtarb. Er heißt deßhalb auch Olav Hunger. Nun wäre der nächſte Bruder, Suen, Sohn der Gunilde, an die Regierung gekommen, der aber auf den erſten Kreuzzug ausgezogen war und bei Nicäa von den Seldſchuken (1097) erſchlagen wurde. Daher folgte der fünfte Bruder, Erik Eyegod, der eine Reiſe nach Rom und zur Kirchenverſammlung von Bari (1098) unternahm, daſelbſt dem Nachfolger Eginos im Bisthum Lund, Aſker, das erzbiſchöfliche Pallium auswirkte, und hierdurch die nordiſchen Lande von dem Supremat Bremens ganz unabhängig machte, aber wegen eines im Anfall von Raſerei, welche ein außerordentlicher Muſiker hervorgebracht haben ſoll, begangenen Mordes ſich zu einer Pilgerfahrt nach Jeruſalem, trotz der Bitte ſeiner Unterthanen, entſchloß, und noch unterwegs zu Paphos (110¾ Juli 10.) ſtarb. Nun wurde der jüngſte der Söhne Suen's, Niels (Nikolaus) von der Nation (1105) gewählt, deſſen Regierung zuerſt durch den **Streit** mit dem **wendiſchen König** Heinrich geſtört wurde. Der Wenden (Slaven) Fürſt Gottſchalk hatte ſich zu den Zeiten Konrad's II. zu König Kanut geflüchtet, hatte dort das Chriſtenthum angenommen, ſpäter Kanut's Enkelin, Suen Eſtrithſon's Tochter, Sygrith, geheirathet, nach ſeiner Rückkehr den Königstitel angenommen, und das Chriſtenthum, als das wirkſamſte Mittel zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, auf alle Weiſe ausgebreitet; allein weder die neue königliche Gewalt noch die

neue Lehre gefielen den Wenden, und Gottschalk wurde (1066) ermordet, die christliche Lehre überall wieder verdrängt, und das Heidenthum allgemein wieder hergestellt. Heinrich, Gottschalk's Sohn, flüchtete zu den Dänen, wußte die im slawischwendischen Lande indessen eingetretene Unordnung zu benützen, griff zuerst die Küsten des nun unter einem Wahlfürsten Kroko stehenden Landes (Holstein, Stormarken, und Dithmarschen) an, und da er den alten Kroko durch einen Dänen beim Gastmahl ermordet hatte, heirathete Heinrich seine junge Wittwe Slawina, und gelangte wieder in den Besitz des väterlichen Reiches, das er gegen den Angriff der Ranen, Fürsten von Rügen, nicht nur durch einen Sieg an der Travemünde 1. Aug. 1106 glücklich vertheidigte, sondern sogar Rügen, und die ganze Küste der Ostsee, bis nach Polen, sich tributbar machte. Seine Residenz war Lübeck, und da er mit mehr Vorsicht als sein Vater in seinen Umänderungen zu Werke ging, so erhielt er sich als ein mächtiger Fürst bis an seinen Tod (1121 oder 1126). Heinrich sah sich durch Nikolaus (Niels) um die Erbschaft seiner Mutter gebracht, griff deßhalb zu den Waffen, und schlug die Dänen am 9. und 10. Aug. 1113 zu Land und zu Wasser, worauf die südlichen Lande Dänemarks den Angriffen der Wenden ununterbrochen ausgesetzt waren. In dieser Verlegenheit trat Niels dem Sohne Erik Eyegod's, Knud Laward, das Herzogthum Schleswig gegen eine große Geldsumme ab, welcher mit Kaiser Lothar's Genehmigung nach des Wendenkönig Heinrich's und seiner Söhne und Enkel Absterben (1130) den Titel eines Königs der Wenden annahm, aber schon 1131 von Niels Sohn, Magnus dem Starken, König in Südgothland, meuchelmörderisch erschlagen wurde. Kaiser Lothar wollte zwar einen Rachezug unternehmen, ließ sich aber, da Magnus Geld zahlte und Lehenspflicht versprach, schon bei Schleswig wieder zum Rückzug bewegen. Erich des Ermordeten Bruder versuchte die Gewalt der Waffen, richtete aber nichts aus, entfloh, weßhalb er den Beinamen Hasenfuß bekam, und erhielt in der Stadt Schleswig Zuflucht. Jetzt zog Niels und sein Sohn Magnus gegen diese, und die Stadt rief den Grafen Adolf von Schauenburg zu Hülfe, der aber am Wald Thievela an der Eider ganz geschlagen wurde. Da unter diesen Umständen Schleswig dem Erik nicht mehr sicher war, floh er nach Schonen, und lieferte seinem Gegner 1133 Juni 4. bei Fodwiig unweit Lund eine Schlacht, in der Magnus selbst mit einem sehr großen Theil seines Heeres erschlagen wurde. Niels selbst entkam schwer verwundet nach

Jütland, und wurde (1134 Juni 26.) zu Schleswig in einem Aufstande erschlagen. Erik, mit dem Beinamen Emun, der Merkwürdige, nun beehrt, war unbestritten Herr der Krone, dämpfte die noch vorhandenen Unruhen durch Hinrichtung seines Bruders Harald Kesia und acht seiner Söhne, eroberte in einem mächtigen Zuge Arkona auf Rügen (1136) und setzte dort einen Bischof ein, der jedoch gleich nachdem die Dänen abgezogen waren von den Rugen wieder verjagt wurde, mischte sich hierauf (1137) in die norwegischen Händel, richtete aber nichts aus, und wurde auf öffentlicher Gerichtsstätte von einem seiner Kriegsleute, Plog, 1137 Oct. 19. ermordet. Ein Tochtersohn Erik Eyegod's, Erik Lam, erhielt die Krone, sollte diese jedoch dem Waldemar von Schleswig, Knud Lawards Sohn, wenn dieser zum Manne herangewachsen wäre, abtreten. Erik Lam hatte mit Harald Kesia's Sohn Olav, der sich zum König ausrufen ließ, zu kämpfen, und als dieser (1144) in der Schlacht geblieben war, weigerte sich der König sein Versprechen zu halten und entsagte kurz vor seinem Tode (1147 Aug. 27.) zu Gunsten Peter Suen's, Erik Emun's Sohn. Nun wurde Peter Suen IV. Grathe in Seeland, hingegen Kanut, Magnus des Starken Sohn, in Jütland anerkannt, und nach einigen Schlachten die Sache dem deutschrömischen König Friedrich I. (1152) zur Entscheidung vorgelegt. Suen nahm das Königreich vom Reiche zu Lehen, und versprach seinem Gegner Seeland als Herzogthum, was er aber nachher nicht hielt, und sowohl mit Kanut als auch mit dem Herzog Waldemar, der auf desselben Seite trat, aufs neue zerfiel. Durch das Uebergewicht dieser beiden Gegner sah sich Suen, nach allen möglichen Versuchen ihre Eintracht zu trennen, zu einer Theilung genöthigt, in welcher Waldemar Jütland, Suen Schonen, Kanut die Inseln empfing, und gegenseitiger Friede und stete Treue aufs festeste gelobt wurde. Bald hierauf lud Kanut die Könige nach Roskild ein, wo Suen seine längst gehegte Absicht, sich der Gegner durch Mord zu entledigen, ausführte, und durch einen seiner Ritter, Detlev, den Kanut ermorden ließ (1157 Aug. 10.), während Waldemar mit einer Wunde im Schenkel gleich zu Anfang des Mordversuchs entronnen und durch den Beistand des nachmaligen Bischofs Absalon, seines Milchbruders, von der Insel nach Jütland hinüber geleitet worden war. Suen, welcher den Schein bewahren wollte, als wäre er angegriffen und genöthigt worden, sich gegen den Mörder zu wehren, ging nun nach Jütland hinüber und griff mit geringerer Anzahl die weit stärkere Armee

Waldemar's auf der Grathahede bei Wiborg an, wurde (1157 Oct. 23.) geſchlagen, und auf der Flucht, da er um leichter fortzukommen, ſein Pferd verlaſſen und ſeine Rüſtung abgelegt hatte, von plündernden Bauern erſchlagen. So wurde endlich Dänemark wieder unter einen kräftigen Fürſten vereinigt, und Waldemar's I. des Groſſen Regierung iſt nach der traurigen Zerriſſenheit der vorhergehenden Jahre eine erfreuliche Erſcheinung. Außer ſeinen Bemühungen, die Ruhe in dem von ſo heftigen inneren Kriegen zerrütteten Lande herzuſtellen, wobei er von dem geleherten, klugen, und entſchloſſenen Biſchof Abſalon unterſtützt wurde, erweiterte er ſeine Macht nach auſſen beſonders gegen die ſlaviſch-wendiſchen Lande. Nach dem oben erwähnten Untergang des wendiſchen Königsſtammes war zwar der däniſche Stamm der Eſtrithiden in den Beſitz dieſer Lande gekommen, allein die ſtete Verwicklung mit den innern däniſchen Unruhen hatten dieſen Beſitz nur zu einem Anſpruch gemacht, und namentlich hatte ſich in Mecklenburg ein gewiſſer Niklot, der vorher als Major der Obotriten genannt wird, nebſt Pribislav zu Fürſten erhoben, unter denen das vorher eingeführte Chriſtenthum die ärgſte Verfolgung erlitt. Bei dem damals allgemein verbreiteten Geiſte der Kreuzzüge entſchloſſen ſich daher die ſämmtlichen ſächſiſchen Biſchöffe, Herzog Heinrich der Löwe, Markgraf Albert von Salzwedel, Markgraf Konrad von Wettin Meißen, Graf Wolf von Schaumburg und Holſtein, nebſt andern, auch ſüddeutſchen, Großen und Herren, zu einer Kreuzfahrt gegen die heidniſchen Wenden, und ſelbſt Suen und Kanut, damals miteinander im Streite, ſchloſſen Stillſtand und boten ihre Leute zum Krieg gegen die ihre Küſten verheerenden Nachbarn auf. Niklot eröffnete jedoch den Kampf, lief (1147 Juni 25.) mit einer Flotte in die Trave ein, verheerte die Stadt Lübeck und plünderte die Umgegend. Nun kamen die Kreuzfahrer, die über 200,000 ſtark geweſen ſeyn ſollen, in zwei Abtheilungen herbei, lagerten ſich vor Demmin an der Peene, und vor Dubin an der Oſtſee, richteten aber gar nichts aus, und da Viele von ihnen des vergeblichen Bemühens überdrüſſig entweder ſchon heimgekehrt waren, oder heimzukehren wünſchten, ſo ſchloß man (1148 Sept. 8.) mit den Wenden einen Frieden, in welchem dieſe die Rückgabe der däniſchen Gefangenen und die Annahme des Chriſtenthums verſprachen. Aber hievon wurde nur das Wenigſte gehalten, und erſt als Heinrich der Löwe den Krieg mit den Obotritenfürſten aufs neue unternahm, und Niklot ſelbſt erſchlagen worden war (1160), hatte die Unter-

nehmung einen bessern Fortgang, indem König Waldemar gleichzeitig die Ostseelande bekriegte, sich wegen des wendischen Reichs vom Kaiser Friedrich (1162) zu Metz belehnen ließ, sich mit Heinrich dem Löwen (1164) gegen Niklot's Sohn Pribislav von Mecklenburg verband, und nachdem er schon gleich im Anfange seiner Regierung besonders gegen Rügen, diesen Sitz des Heidenthums und der Seeräuberei, seine Züge gerichtet hatte, endlich (1168) Arkona und Garz eroberte, das Götzenbild des Svantevit zerstörte, und durch den Bischof Absalon die ganze Insel bekehren und seiner Hoheit unterwerfen ließ. Mit Heinrich dem Löwen stand Waldemar stets in gutem Vernehmen, verglich sich mit ihm über die Theilung des von den Wenden zu zahlenden Zinses, führte mit ihm gemeinschaftlich auch gegen die pommerischen Fürsten Kasimir und Bogislav Krieg, benahm sich jedoch bei Heinrich's Sturze (1180) ebenfalls klug genug, um sich mit dem durch den allgemeinen Haß gegen Heinrich unterstützten Kaiser nicht zu verfeinden. Eine Zusammenkunft zu Lübeck (1181) mit Friedrich trug, obwohl die damals besprochene Vermählung ihrer Kinder nicht zu Stande kam, doch zu Erhaltung des guten Vernehmens bei, und bei der Belehnung der pommerischen Fürsten mit ihrem Lande als einem Reichslehen gab Waldemar seine von Friedrich hiezu ausdrücklich nachgesuchte Einwilligung. Lübeck, die bisherige Hauptstadt des Wendenreiches, wurde bei dieser Gelegenheit für eine zum Reiche gehörige Stadt erklärt, wogegen Waldemar sich ebenfalls nicht widersetzte. Einen neuen Krieg mit den Wenden unterbrach ein Aufstand im Heere, und der Verdruß hierüber scheint die schon vorhandene Kränklichkeit Waldemar's so gesteigert zu haben, daß er (1182 Mai 12.) eines mit der vorhergegangenen Unpäßlichkeit unverhältnißmäßig schnellen Todes starb, zu allgemeinem Leide der um die Ehre und das Wohl Dänemarks Bekümmerten. Indessen war sein bereits (1170) gekrönter Sohn Kanut VI. des Vaters vollkommen würdig. Die von dem Kaiser ihm zugemuthete Erneuerung des Lehens, zunächst freilich nur des wendischen Reiches, wurde auf den Rath Absalon's und der andern Freunde des verstorbenen Königs entscheidend abgewiesen, und die slavischen Fürsten vom Obotritenlande (1183) und von Pommern zur Unterwerfung und zum Lehnseid gezwungen (Bogislav von Pommern 1186), Dithmarsen (1188) mit dem an Kanut's Bruder verliehenen Herzogthum Schleswig vereinigt, und das ganze nordalbingische Land mit Einschluß Holsteins, dessen Graf Adolf vertrieben

wurde, in Beſitz genommen, ſo daß Lübeck und Hamburg, welches Adolf feſt zu behaupten geſonnen geweſen war, (1201) in die Hände Dänemarks fielen. Die ganze Regierung Kanut's VI. war eine Reihe von Siegen geweſen, an deren Erfolg außer dem getreuen Abſalon, dem Gründer Copenhagens, Sammler des ſchoniſchen und ſeeländiſchen Rechtes, Beförderer der Gelehrſamkeit, die am ſchönſten in Saxo Grammatikus, (ſt. 1204) dem ſkandinaviſchen Herodot, hervortritt, der als Erzbiſchof von Lund (1201 März 21.) ſtarb, auch Kanut's Bruder und Nachfolger Waldemar großen Antheil hatte. Die Bedeutung des däniſchen Reiches ſtieg unter ihm noch höher. Als er (1208 Anf.) zu Lund die Krönung erhalten hatte, ließ er die Entſagung des Grafen Adolf auf Holſtein erneuern, wogegen er den Albert von Orlamünde, auf den die Statthalterſchaft im Wendenland ſchon übertragen war, darin beſtätigte, und zog hierauf in einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Liven, gegen die ſchon Kanut als gegen Seeräuber ausgezogen war, eroberte (1205) die Inſel Oeſel, und bemächtigte ſich (1216—1217) eines großen Theiles von Eſthland, wo damals ſchon der Schwerdtritterorden ſich eingefunden hatte, dem er anfangs einen Theil gutwillig abtrat, ſpäter das Ganze überlaſſen mußte, als er in ſeinen andern Kämpfen unglücklich ſich außer Stand ſah, dieſe ohnedies weit entlegenen und durch Sprache und Sitte völlig fremden Eroberungen zu behaupten. Im Obotritenlande hatte Heinrich der Löwe zum Schutze der Deutſchen, Anſiedler und Geiſtlichen, außer andern auch Günzel von Hagen, den Stammvater der nachherigen Grafen von Schwerin eingeſetzt. Dieſen Grafen Günzel und ſeinen Söhnen hatte Waldemar, welcher den von ihnen verjagten Johann Gans von Putlitz in ſeinen Schutz nahm, die Hälfte ihrer Länder entriſſen (1207), ſich auch mit dem ihm nahe verwandten Hauſe Braunſchweig verfeindet, zwar die bei Hamburg (1215) durch die Braunſchweiger erlittene Niederlage bald darauf durch die Wiedereroberung Hamburgs (1216), das er nun an den Grafen Albert förmlich verkaufte, wieder gutgemacht, und ſich durch raſches Anſchließen an Friedrich II., von dem er ſchon (1214) gleich in der erſten Zeit ſeiner Anweſenheit in Deutſchland eine Urkunde erwirkte, Abtretung Nordalbingiens und Slaviens erlangt, aber durch einen unerwarteten Schlag, wie er ſich eben am höchſten in ſeinem Glück dünkte, Alles auf einmal verloren. Graf Heinrich von Schwerin hatte ſich mit König Waldemar wegen der früher zwiſchen ihnen entſtandenen Fehde vollkommen ausgeſöhnt, demſelben verſprochen, ſich

wie mehr gegen ihn aufzulehnen, ihm auch ſpäterhin wieder im Kriege gegen Brandenburg (1214) beigeſtanden, und war mit Kaſimir von Pommern (1217) auf einen Kreuzzug gegangen, wo Kaſimir kaum daß ſie in Akkon gelandet waren (1218 März) ſtarb, und Heinrich von Schwerin bei der Eroberung Damiatas (1219) ſich ſo vorzüglich hervorthat, daß ihm der Legat Pelagius als koſtbarſte Belohnung einen Tropfen von dem aus Chriſti Seite gefloſſenen Blute verlieh, welches ſich ſpäterhin an jedem Freitag zur Todesſtunde des Heilands zu eröffnen, in drei Theile zu trennen, und wieder zuſammenzufügen pflegte. Während ſeiner Abweſenheit ließ nun König Waldemar, dem er ſelbſt beim Abſchied den Schutz ſeines Landes anvertraut hatte, einen Einfall in daſſelbe machen, um Erſatz für die Mitgift der an den Grafen von Holland verheiratheten, 1217 verſtorbenen Gräfin Ida, Schweſter Heinrich's, als Vormund ihres Sohnes, zu erpreſſen. Nun begab ſich Heinrich's Gemahlin Margaretha perſönlich zu Waldemar, um ihm bittend Vorſtellungen zu machen, erlangte aber ihren Zweck nur durch die vom König ihr angethane Gewalt. Bald darauf kam Heinrich aus Paläſtina zurück, der nun Rache beſchloß, aber um ſie deſto ſicherer zu erreichen, gegen den König gänzliche Unbefangenheit heuchelte. Als aber (1223) Waldemar nach der Jagd bei der Inſel Liuthe ermüdet und ſorglos der Ruhe des Schlafes genoß, nahm ihn nebſt ſeinem Sohn (6. Mai) Heinrich gefangen, brachte ihn auf ſein ſchon bereit gehaltenes Schiff, während das des Königs von ihm ganz unbrauchbar gemacht worden war, und legte ihn erſt in Schwerin, dann in Dannenberg ins Gefängniß. Sein Statthalter im wendiſchen Reich, Graf Albert von Orlamünde, hatte in ſeiner Bemühung den König zu erlöſen kein Glück, wurde geſchlagen, und gefangen (1224 Dec.), ſo daß Waldemar ſeine Freiheit wieder zu erhalten, ein Löſegeld von 48,000 Mark Silber, von denen 3000 die Kriegsleute erhielten, nach König Erich's Bericht aber von 60,000, und einer doppelt ſo großen Summe an Pferden, Kleidern, Schmuck u. dgl. bezahlen, Hamburg dem Grafen Adolf von Holſtein, Sohn des Vertriebenen, zurückgeben, allen Anſprüchen auf Nordalbingien und auf die Lehenshoheit über die ſlaviſchen Fürſten entſagen, auch dem kleinen Grafen von Holland ſeine Erbſchaft herausgeben zu wollen verſprechen mußte. Nun erſt nach dreijähriger Gefangenſchaft wurde er (17. Nov. 1225) freigelaſſen. Allein dieſer Schlag war zu hart geweſen, um nicht zum Widerſtande aufzufordern. Mit einem anſehnlichen Heer fiel Waldemar in Nord-

albingien ein, wurde aber (22. Juli 1227) bei Bornhövede von den Verbündeten, dem Erzbischof Gerhard von Bremen, Albert Herzog von Sachsen, Heinrich Graf von Schwerin, und Adolf Graf von Schauenburg Holstein, durch den Verrath der Dithmarsen, die von Waldemar während des Gefechtes abfielen, gänzlich geschlagen und entkam mit Verlust eines Auges dem Schwerdt oder der noch unheilvolleren Gefangenschaft, in die sein Bundesgenosse Otto von Braunschweig und Lüneburg gerieth und bis 1228 darin verblieb. Mit dieser Schlacht wurde der dänischen Herrschaft in dem nordalbingischen Deutschland ein Ende gemacht, es blieb dem König nichts als der Titel, und Adolf von Holstein nebst Albrecht von Sachsen und den von nun an völlig frei gewordenen Städten Hamburg und Lübeck zogen die wahren Vortheile davon. Waldemar's fernere Regierung beut nichts mehr dar, was diesen Verlust vergüten kann, denn die im livischen Lande gemachten Erwerbungen mußte er (1236) außer dem eigentlichen Esthland, der Seeseite, der Insel Oesel, und dem Bisthum Dörpt, an die Schwerdtbrüder abtreten, und auch der noch bleibende Besitz war sehr prekär. Für die Ordnung im Innern, d. h. zu bequemerer und sicherer Besteuerung ließ Waldemar (1231) das sogenannte Jordebok aufnehmen, woraus man die Abgaben, meist zwar in Naturalien, doch auch Vieles in Geld, und die Leistungen deutlich ersehen kann. Zu Wordinborg ließ er (1240) das jütländische Gesetzbuch verfassen, welches aber in Schonen und Seeland, wo bereits ältere Rechtsbücher vorhanden waren, keinen Eingang fand. Durch die Theilung, welche Waldemar schon bei Lebzeiten (1215 und erneuert 1232) mit seinem Reiche vorgenommen hatte, streute er den Samen der greulichsten Verwirrung auf fast ein Jahrhundert aus. Als eigentlicher König folgte ihm Erik VI. Plogpenning (1241 März 28.), der mit seinem Bruder Abel, Herzog von Schleswig, in Krieg gerieth, sich außerdem durch die Einführung des Plogpenning, einer Abgabe von jedem Pfluge, die er zu Eroberungen in Schweden und Esthland bestimmte, seinen Unterthanen verhaßt machte, und als ihn Abel hinterlistig gefangen genommen hatte, von den mit seiner Verwahrung Beauftragten ermordet wurde (1250 April 7.). Nun wurde Abel gewählt und zu Roskild (1250 Nov. 1.) gekrönt, wurde aber nach einer kurzen Regierung von den Nordfresen in Jütland, die von dem Plogpenning frei zu seyn behaupteten, (1252 Juni 29.) erschlagen. Da Abel's Sohn Waldemar, der auf der Rückreise von der Universität Paris von Konrad Erzbischof von

Cöln, der auch den Mörder Erik's hatte aufs Rad flechten lassen, gefangen gehalten worden war, sich noch außer Lands befand, so erlangte Christoph, der jüngste der Söhne Waldemar's II., die Krönung (25. Dec. 1252), mußte aber seinem durch Verwendung der holsteinischen Grafen und der brandenburgischen Markgrafen freigelassenen Neffen Waldemar das Herzogthum Schleswig als ein nach deutscher Sitte erbliches Fahnenlehen übergeben, suchte dagegen bei andern Ländern den Grundsatz der Nichtvererbung aufrecht zu halten, überhaupt aber die in große Abnahme gekommene königliche Macht wieder aufzurichten, wobei ihm aber der Erzbischof Jakob von Lund standhaft entgegen arbeitete, die übrigen Bischöffe von Roskild und Odense auch auf seiner Seite hatte, der Papst den von diesen über den König gesprochenen Bann bestätigte, das Land unter das im Ganzen nur wenig respektirte Interdikt legte, Christoph selbst endlich durch einen Kanonikus Arnefast, nur ist unentschieden ob mit der Hostie oder bei einem Gastmahl (1259 Mai 29.) vergiftet wurde. In dieser fürchterlich verworrenen Zeit mußte insbesondere der Landmann leiden, auf dem das doppelte Gewicht des Staates und der Kirche lastete. Wenn man in der alten nordischen Sagenzeit, die in den Zuständen wenigstens wenn auch nicht in den Begebenheiten Geschichte ist, nur Freie, keine Leibeigenen und Unfreien in verschiedenen Abstufungen hier wahrnimmt, und noch bei Kanut's des Großen Zeit nur ein höherer und geringerer Grad des Reichthums, der Gunst, des Einflusses, nicht aber der Freiheit, zu ersehen ist, indem dieser Fürst zuerst durch die Einrichtung der Thingmänner oder Hußkarle eine Absonderung eines bevorrechteten Standes, der sich an den König zunächst anschloß, vorbereitete; so war seit den mehr als zweihundert Jahren, die seitdem verstrichen, der vorher unbekannte Unterschied der Stände noch merklicher geworden. Schon unter dem ersten Waldemar war das Tragen der Waffen, vorher dem Bauern als freiem Manne so gut wie dem Edelmann erlaubt, nur dem letzteren vorbehalten, und der Bauer mußte durch den Adel und die Geistlichkeit sich immer mehr zurückgesetzt sehen. Der Mord Kanut's des Heiligen, die gewaltigen unter Waldemar I. sich stets wiederholenden Aufstände, welche besonders den Erzbischof Absalon betheiligten, der Aufstand gegen Erik Plogpenning, der Mord Abel's, und die damals unter Christophs Regierung mehrmals erwähnten Empörungen der Bauern, zuweilen mit dem ausdrücklichen Beisatze: gegen die Adelichen, beweisen die Unzufriedenheit derselben, welche für ihre erst seit Kur-

zum verlorenen Rechte ſich einen Erſatz, eine Sicherheit ſuchten. Dieſe kam nach der entſetzlichen Zerriſſenheit der nächſten Regierung. Die Partei des Erzbiſchofs Jakob, der ſich noch im Gefängniſſe befand, wohin ihn Chriſtoph geſetzt hatte, ſuchte die Erhebung ſeines Sohnes Erik VII. Glipping zu hindern, jedoch gelang es der Königin Wittwe, Margaretha von Pommern, ihren Sohn zu Wiborg (25. Dec.) krönen zu laſſen. Die Gegenpartei ſtellte den Herzog Erik von Schleswig als König auf, der von den holſteiniſchen Grafen und dem Rugenfürſten Jaromir unterſtützt wurde, und obgleich Margaretha ſich ihren heftigſten Feind, den Erzbiſchof, durch Entlaſſung aus der Haft (1261) zu gewinnen glaubte, ſo änderte er doch ſeine Anſicht nicht, ging vielmehr mit ſeiner Klage an Papſt Urban IV., und in einer Schlacht bei Schleswig wurde Margaretha und ihr Sohn (1261 Juni 29.) geſchlagen und gefangen. Indeſſen hatte doch auch ihres Sohns Beſchwerde bei dem Papſt ein gerechtes Ohr gefunden, Urban gebot ſie loszulaſſen, und der Herzog Albrecht von Braunſchweig, der mit Lübeckern ins Land einfiel, erzwang ihre Befreiung (1262). Nun wollte ſich aber Erik für die erlittene Schmach rächen, jagte den Erzbiſchof (1265) aus dem Lande, nahm das Herzogthum Schleswig (1271) in Beſitz, mußte aber doch endlich mit der Geiſtlichkeit und den Großen zerfallen ſich der Entſcheidung des Papſts unterwerfen, den Erzbiſchof wieder heimkehren laſſen, dem Erzſtifte Schadenerſatz leiſten, und dem Papſte auf ſechs Jahre alle Zehnten für einen Kreuzzug bewilligen. Wenn nun Erik ſich noch in Kriege mit Schweden und Norwegen verwickelte, den Hanſeſtädten, welche dadurch raſch emporkamen, bedeutende Vortheile bewilligte, durch den Tod ſeiner Mutter (1282) ſeiner Hauptſtütze beraubt, ſich ganz der Gewalt des Adels bloßgeſtellt ſah, ſo blieb wohl kein günſtigerer Augenblick mehr zu erwarten, um die Rechte der Stände, Klerus, Adel, Bürger, und Bauern, durch die am 29. Juli 1282 auf dem Reichstage zu Wordinborg gegebene erſte Haandfeſtning zu ſichern. Die Städte waren ſchon ſeit 1250 auf dem Parlement oder Danehof mit erſchienen, die Bauern ſeit 1280; Aufrechthaltung der alten Geſetze, richterliche Unterſuchung vor jeder Strafe, nur mit Einwilligung der Stände aufgelegte Beſteuerung, Schutz der den fremden Kaufleuten gegebenen Privilegien, ſind derſelben Hauptinhalt. Dennoch dauerte der Zwiſt des Königs mit ſeinen Großen fort, und durch ſchmählichen Verrath wurde der König von den Mitverſchwornen des ſchleswiger Herzogs Waldemar, dem Marſchall Stigo, dem Grafen Jo-

kob, dem Kämmerer Nanno, und mehreren andern von Adel, in Nordjütland, bei Wiborg, in einem Dorfe Finderup (oder Tinderup) in St. Cäcilien Nacht (1286 Nov. 22.) mit 56 Wunden ermordet. Sein Sohn Erik VIII. Menved folgte.

Die Urbevölkerung desjenigen Skandinaviens, das man nach seiner politischen Eintheilung auch Schweden und Norwegen nennt, sind, wie schon gesagt, ohne Zweifel die Joten oder Jätten gewesen, von dem weitverbreiteten finnischen Stamme, zu dem auch die Lappen gehören, welche durch andere eingewanderte, mit größerer Bildung bereits ausgestattete, Völker weiter zurück in den Norden gedrängt und abhängig gemacht wurden. Von diesen eingewanderten Stämmen sind wieder die Gothonen oder Gothen die ältern, welche vielleicht durch Bewegungen der Völker am schwarzen Meere genöthigt wurden, eben so nordwärts zurückzuweichen, wie sie später durch die letzte Einwanderung der Sueonen sich veranlaßt sahen, die skandinavische Halbinsel wenigstens zum Theil wieder zu verlassen und sich wieder südwärts, in die früher schon einmal inne gehabten Sitze zu ziehen. Für die Ankunft der Gothonen läßt sich kein Jahr oder Jahrhundert mit Gewißheit angeben; wenn man auf das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt etwa zurückgeht, so ist dies eine bloße Vermuthung. Mit einer etwas größern Bestimmtheit kann jedoch die Einwanderung der Sueonen bestimmt werden, indem sie, die Asen, geführt von Odin, einer bereits herrschenden, durch sie verdrängten Dynastie entgegentraten, was nach wahrscheinlicher Berechnung mit den Zeiten von Christi Geburt so ziemlich zusammenfiele. Odin, welches vielleicht ein schon vorhandener skandinavischer Name für Gott oder einen göttlich geehrten Helden war, kam aus Asien, aus dem Morgenlande, wo er am Wanaquissel (Don?) gewohnt haben, Asaheim oder Godheim beherrscht, und Sigge Fridulfssohn geheißen haben soll. Nachdem er Garderige (Rußland) durchzogen, kam er nach Skandinavien, wo ihn der Seekönig Gylfe, der Dreizehnte aus dem Geschlecht Forniother's, in der Gegend am Mälarsee aufnahm, und er sich durch Sieg in einem dichterischen Wettstreite Wohnsitze und königliche Herrschaft erwarb. Sein Sohn Skiold ging nach Dänemark, ward der Stammvater der daselbst mit Kanut (1035) ausgestorbenen Familie der Skioldunger, und erbaute das dänische Nationalheiligthum zu Lethra, während Odin selbst in Schweden zu Upsala den lange Zeit hochgeehrten Tempel gründete, in welchem die drei Hauptgottheiten, Thor, Herr der Luft, des Donners und

Blitzes, der Fruchtbarkeit und der Stürme, und ihm zur Seite Wodan (Odin), Gott des Kriegs, und Frikko (Freya), Gott der Liebe, verehrt wurden. In diesem später mit aller Pracht ausgeschmückten Tempel wurde alle neun Jahre ein allgemeines Nationalfest gefeiert, wozu von allen lebendigen männlichen Wesen Opfer dargebracht wurden, und selbst die Christen in der ersten Zeit ihrer Verbreitung, als sie bereits nur eine Tagreise von Upsala entfernt zu Sictuna schon einen Tempel hatten, waren nicht davon ausgeschlossen. Die Einrichtung der Herrschaft war so daß wie in Dänemark auch in Schweden ein Oberkönig war, der jedoch nur in religiösen Dingen unbedingt, in allen übrigen nur seiner eigenen Macht gemäß gebieten konnte. Die Geschichte dieser älteren Zeit, wie auch der Einwanderungen ist theils in den Edda's, theils in den Saga's enthalten. Die ältere, poetische, Sämundische Edda soll von Sämund Frode, dem Gelehrten, gest. 1138, gesammelt worden seyn; sie enthält lauter mythische und historische Gesänge, in alt skandinavischer, isländischer, Sprache. Die prosaische, jüngere, vermuthlich von Snorro Sturlason (gest. 1249) gesammelte Edda enthält mythische Sagen, mit Hinweisung auf jene ältere Edda, und eine Anweisung zur Dichtkunst, Skalda. Außerdem sind die Saga's, oder historische Erzählungen, die meistens von historisch bekannten Dichtern herrühren, als ein Ueberrest jener heidnischen Bildung anzusehen; manche sind, wenigstens für uns, durchaus nur mythisch, andere, wie die Heimskringla Saga des gelehrten Snorro, gehören größerntheils oder ganz der Geschichte an. Diese ist für die Zeit vor Ivar Widfadmi, der allen drei skandinavischen Reichen gleich angehört, ganz dunkel; es ist nur so viel klar, daß, wie schon erwähnt, Ingiald Illroda sich zum alleinigen König in Schweden durch Ermordung seiner Nebenkönige machte, und Ivar Widfadmi, Fylkiskönig in Schonen und ein Skioldunger, hierauf, nachdem Ingiald den Lohn seiner Thaten gefunden, Alleinherrscher der beiden Reiche Skandinavien und Dänemark wurde. Hierauf ist die Geschichte bis auf Ragnar Lodbrok's Tod, zwischen Schweden und Dänemark gemeinschaftlich, und erst mit seinem Sohn Biörn Järnside trennt es sich wieder, so zwar daß Schonen, Halland, und Blekingen bei Dänemark bleiben. Die Ankunft Ansgar's in Schweden (829) legte den Anfang zu der christlichen Kirche daselbst, die aber noch zweihundert Jahre später das Heidenthum noch immer zur Seite hatte. Der letzte heidnische König Erik Segersäll nahm die Land-

schaften Schonen, Blekingen, und Halland dem Dänenkönig Suen Tueskiag ab, und erhielt sich auch gegen seinen nach der Krone begierigen Neffen Styrbjörn, der siegreich die Jomsburg bekriegte, endlich aber von hier heimgekehrt bei Upsala im Kampfe fiel. Auf Erik folgte (993) sein Sohn Olav Skautkonung, dessen Mutter, die Königin Sigrith Storrade, eifrig dem Heidenthum ergeben, dem norwegischen König Olav Trygväson die Hand zu geben bereit, von diesem verschmäht wurde, und sich dann mit Suen Tueskiag verband, wodurch ihr Sohn in die Fehden der Norweger, Dänen, und Jomsburger mit hineingerissen wurde. Der Eifer, mit welchem der norwegische König dem Christenthum zugethan gewesen war, trug auch nach seinem Tode (1000) noch Früchte. Mit seiner Schwester Ingeborg Gemahl, dem Schweden Ragwald Ulfssohn, waren christliche Priester nach Schweden gekommen, durch welche auch Olav Skautkonung zur Annahme des Christenthums bewegen ließ, und sich mit seiner Familie und seinem Heere durch den Angelsachsen Siegfried (1008, nach andern erst 1015 durch den bremischen Priester Turgoth) taufen ließ. Von nun an hatte das Christenthum einen festen Boden, auf dem durch ihn und andere mit Eifer fortgebaut wurde; es wurden neue Kirchen erbaut, und der Sage nach führte Olav auch den Peterspfenning ein. Olav nannte sich auch zuerst einen König von Schweden statt von Upsala, und in dem gemeinschaftlich mit seinem Stiefvater Suen gegen den Norweger Olav Trygväson geführten Krieg, der in der Schlacht bei Swold siegreich endigte, riß er einen Theil Norwegens an sich, den er jedoch noch bei seinem Leben wieder (1023) an Norwegen, das durch Olav den Heiligen aus seiner Abhängigkeit gerissen wurde, zurückgeben mußte. Bald nach diesem Frieden starb Olav (1024), und mit seinem Sohne Anund Jacob (1024—1051) unter dem sich Schweden, einen Krieg mit Dänemark ausgenommen, sehr ruhig befand, wobei sich zwar die christliche Religion sehr befestigte, hingegen die königliche Gewalt den mächtigen Jarlen gegenüber sehr viel verlor, und Emund dem Alten (1051—1057), starb der Mannsstamm Ragnar Lodbrok's aus. Die Versuche Adalberts von Bremen sein nordisches Patriarchat auch über Schweden auszudehnen, schlugen eben so fehl, wie anderwärts, und ein gewisser Osmund wurde von den Schweden als Bischof angenommen. Nach Emund's Tod wurde ein Verwandter des Hauses, Stenkil, Enkel Anund Jacob's, zum König erhoben, der auch die Krone (1066) seinem Sohn Inge oder

Ingemund hinterließ; jedoch erst nach einer mehrjährigen Verdrängung durch andere schnell vorübergehende Usurpatoren erhielt er dieselbe, und konnte eben so wenig als sein Vater die Vertilgung des Götzendienstes zu Upsala bewirken; doch waren die letzten Jahre seiner Regierung ruhig und ehrenvoll. Seine beiden Neffen von seinem Bruder Halstan, der eine Zeitlang sein Mitregent gewesen war, folgten ihm (gest. 1112) Philipp (gest. 1113) und Inge II. (gest. 1130) ohne besonders erwähnenswerthe Ereignisse. Da Inge ohne Erben verstorben war, so wählten die Gothländer den Dänen Magnus den Starken, die Schweden den Ragwald Knaphöfde, worauf (1134) Swerker Kolson aus dem Geschlechte Suen's, der eine Schwester Inge's I. gehabt hatte, gewählt und anerkannt wurde. Obschon Swerker aus einem dem Heidenthume nicht abgeneigten Geschlechte stammte, bewies er sich doch als einen großen Freund des Christenthums, führte eine Abgabe ein, die dem Peterspfenning ähnlich war, schaffte die alte Sitte ab stets bewaffnet zu gehen, und verdrängte den Götzendienst, wenigstens äußerlich, völlig. Auch stiftete er wahrscheinlich die ersten Klöster. Die schon vorhandene Parteiung der Gothländer und Schweden machte, daß nach seiner Ermordung (1155) die Schweden den wahrscheinlich schon bei Swerker's Lebzeiten zum Gegner oder Nachfolger bestimmten Erik den Heiligen, Bonde genannt, auf den Thron setzten, während die Gothländer bei Swerker's Sohn Karl verblieben. Erik unternahm durch den Bischof Heinrich von Upsala aufgemuntert einen Zug gegen die Finnen, welche dadurch zu dem schwedischen Reiche und in den allgemeinen christlichen Verband hineingezogen wurden, obschon noch Jahrhunderte zur völligen Eroberung verstrichen. Erik wurde (1160 Mai 18.) ermordet, der Mörder aber, Magnus, der sich dadurch die Krone zu erwerben gehofft hatte, von den Schweden erschlagen, und Karl nun auch von diesen anerkannt. Jetzt erst wurde zu Upsala (1164) ein förmliches Erzbisthum errichtet, und Stephanius von dem damals in Frankreich sich flüchtig aufhaltenden Papst Alexander III. zu Sens in Champagne zum ersten Erzbischof geweiht, wobei jedoch der ältern Kirche in Lund, deren Bischof Eskil die Weihe vollzog, ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten wurden. Die bei einem den heiligen Gebräuchen ohnedies sehr ergebenen Volke auch aus den nützlichen Kenntnissen, welche die christlichen Priester mitbrachten, wohl zu erklärende außerordentliche Ergebenheit gegen die Geistlichkeit ging damals so weit, daß Papst Alexander III. selbst es für nöthig fand;

der allzugroßen Freigebigkeit der Laien, welche ſogar die eigenen Kinder beeinträchtigte, Grenzen zu ſetzen, und ſie zu erinnern, daß das Recht fordere, Chriſtum als einen Sohn zum Erben einzuſetzen, doch nicht weiter. Dieſe Begünſtigung ging übrigens noch weiter. Denn als Erik's Sohn Knud, welcher nach Dänemark entflohen war, den König Karl (1167 April 12.) erſchlagen hatte, und nach ſeinem Tode (circa 1200) Swerker, Karl's Sohn, der ſchon ſeit 1196 den königlichen Titel geführt hatte, allgemein anerkannt war, befreite er die Geiſtlichkeit (1200) von aller und jeder Gerichtsbarkeit und jeder Abgabe an den Staat. Aber auf gleiche Weiſe erhielten nun auch Anhänger ſeiner Partei ſolche Gerechtſame, und ſo entſtand aus dem ehemaligen Zuſtande völliger Rechtsgleichheit aller Freien, die nur durch Reichthum, Verwandtſchaft, Verdienſte, oder ähnliche zufällige Eigenſchaften verſchieden geweſen waren, der einflußreiche Unterſchied der durch beſondere Rechte bevorzugten Adelichen (Frälſe, Befreite), ſowohl Geiſtlicher als Weltlicher. Swerker gebrauchte dieſe Mittel um das Haus Bonde niederzuhalten, aber Erik, Knud's Sohn, empörte ſich, vertrieb ihn nach Dänemark, und ſchlug ihn, als er mit Waldemar's II. Hülfe den Thron wieder gewinnen wollte, in zwei Schlachten (1208 und 1210), in deren zweiter Swerker blieb. Erik X. behauptete ſich bis an ſeinen Tod in Frieden und in gutem Vernehmen mit der Geiſtlichkeit, dennoch wurde bei ſeinem Tode (1216 April 10.) ſein Sohn Erik ausgeſchloſſen und Swerker's Sohn Johann gewählt, mit dem noch ehe die beiderſeitigen Anſprüche unterſucht und anerkannt worden waren, das Haus Swerker's (1222 März 10.) erloſch. Der Einfluß des damals noch mächtigen Waldemar II., Oheims des noch minderjährigen Erik XI., die Rückſicht auf den Papſt, und vielleicht auch die Ausſicht auf Vermehrung der eigenen Gewalt veranlaßte die Großen, Erik XI. Läspe, zu wählen, den Papſt Honorius III. völlig unter ſeinen Schutz nahm, dadurch freilich ihn ſicherte, aber auch den Einfluß der Geiſtlichkeit durch Einführung des kanoniſchen Rechtes, des Gebrauchs der lateiniſchen Sprache, Abſchaffung der Prieſterehe, und dergl. noch mehr erweiterte. Bei dem vorauszuſehenden Ende des Hauſes Bonde trachtete die mächtige Familie der Folkunger nach der Krone, die durch Vermählung mit dem königlichen Hauſe vielfach verbunden war. Schon 1229 erhub ſich Knud Johannſon der Lange, Gemahl von Erik's XI. Schweſter Helena, ſchlug (1230 Nov. 28.) und verjagte ſeinen Schwager, und behauptete ſich bis dieſer, der nach Dänemark

geflohen war, mit Unterſtützung zurückkehrte, und in der Schlacht bei Sparſätra (1233) ſein Reich wieder gewann. Jedoch die Unruhen dauerten fort, die Folkunger erhielten durch Verheirathung einer Tochter ihres Hauſes mit dem König (1243) und der andern Schweſtern des Königs mit ihnen, und durch die Uebertragung der Würde des Reichsjarls immer größere Gewalt. Birger, welcher Ingeborg Erik's Schweſter zur Gemahlin hatte, Stifter von Stockholm, und Eroberer des innern Finnlands, wollte nach dem Tode Erik's XI. (1250 Febr. 2.) ſich zum König aufwerfen, erhielt aber nur die Reichsverwaltung, die Krone wurde ſeinem Sohne Waldemar I. gegeben. Aber auf gleiche Weiſe, wie damals Waldemar II. in Dänemark ſein Reich durch Theilung geſchwächt und zerſplittert hatte, gab auch Birger Theile des Reiches den andern Söhnen, ſo daß nach Birger's Tod (1266) als Waldemar allein die Regierung führte, ſein Bruder Magnus, Herzog von Südermannland, ſich, während der König wegen Blutſchande mit Juta, Schweſter ſeiner Gemahlin Sophia, (1274) nach Rom wallfahrte, des Reichs bemächtigte, und endlich nachdem Krieg und Theilung und wieder Krieg verſucht worden war, Magnus durch die freiwillige Entſagung ſeines Bruders alleiniger König wurde (1279). Unter Magnus (geſt. 1290 Dec. 18.) der ſich zuerſt einen König der Schweden und Gothen ſchrieb, und dadurch die Vereinigung der lange Zeit zwieſpältigen Hauptſtämme Skandinaviens ausſprach, wurde durch Begünſtigung der Kirche und des Ritterweſens Schweden, obgleich nicht ohne Unzufriedenheit der alten Geſchlechter und der Freunde altvaterländiſcher Sitte, immer weiter dem übrigen Europa genähert. Schon Birger hatte während ſeiner Reichsverwaltung mehrere neue Geſetze gegeben, namentlich die öffentliche Sicherheit im Hauſe, in der Kirche, und auf dem Weg zum und vom Thing beſonders befeſtigt, auch die Frauen unter beſondern königlichen Schutz geſtellt und ihnen, wenn auch nicht völlige, doch einige Erbfähigkeit verſchafft, desgleichen hielt auch Magnus die öffentliche Sicherheit, beſonders der Landleute, (daher er den Beinamen Ladelos erhielt) aufrecht und bekam zu Vermehrung des königlichen Einkommens (1281) von dem Reichsrath alle Bergwerke, Seen, Flüſſe, und damit verbundene Zölle und andere Gerechtſame. Schon Birger hatte (1263) die übrigen auf ſeinen Vorrang eiferſüchtigen Folkunger erſt bekriegt, dann ermordet, auch Magnus trug Sorge, die früheren Prätentionen zu verhüten, ließ die noch übrigen Folkunger, die ſeinen Schwager Ingemar Danske, Gemahl

der Helena, Schweſter der Königin Hedwig, ermordet hatten, hinrichten, und ſeinen eigenen Bruder Waldemar zu größerer Sicherheit in Nyköping feſtſetzen. Magnus glaubte Alles gethan zu haben, ſeinem Sohne das Reich unerſchüttert zu hinterlaſſen.

Unter allen nordiſchen Reichen hatte Norwegen die alte germaniſche Verfaſſung am reinſten und am längſten erhalten. Auch hier ſchloß ſich die Reihe der Könige an Odin's Geſchlecht an, welches das Land erobert, unter ſich getheilt, und in vielen kleinen Reichen beherrſcht haben ſoll. Neben den gegen vierzig gezählten kleinen Königen, die dieſen Titel führten, gab es noch eine Menge faſt ganz unabhängiger Freier, Jarle, und eben ſo ſind die Seekönige, welche außer ihren Schiffen auf dem Lande nur ein geringes Eigenthum, ein Vorgebirg, einen Küſtenſtreif, eine Inſel, beſaßen, und in ihren Fahrten bis nach Conſtantinopel und nach Rußland zogen, wo ſie als Waräger und Wikinger bekannt waren, eigentlich nur in Norwegen zu Hauſe. Der Freie war aber nur deßwegen ſo vollkommen frei, nur der Jagd, dem Kriege, oder dem Seeraub ergeben, weil nach altgermaniſcher Sitte die Laſt der häuslichen Dienſte von den Weibern und den Sklaven, die man im Kriege gemacht hatte, getragen wurde. Auch hier war ein König wohl mächtiger als der andere, aber nicht durch die mit der Bewahrung des Nationalheiligthums verbundene Autorität, ſondern lediglich durch ſeine perſönlichen Vorzüge, oder die Gunſt des Glückes, und ſo dauerte ein ungeordneter Zuſtand, bis im neunten Jahrhundert Harald Haarfagr alleiniger König wurde. Schon ſein Vater Halfdan hatte über mehrere kleinere Könige geherrſcht, da er aber bei ſeinem Tode ſeinen Sohn erſt zehnjährig hinterließ, ſo benützten dieſe die Gelegenheit, ſich unabhängig zu machen, wurden jedoch von ihm und ſeinem Vormund und Oheim Guthorm geſchlagen, worauf Harald glaubte, ſeinem Ruhme genug gethan zu haben, indem er nun für einen der mächtigſten Könige Norwegens gelten konnte. Da ſandte er — der Sage zu folge — ſeine Boten an König Erik's Tochter Gyda, um ſie zum Weibe zu haben, welche aber den Boten entgegnete, nur dann wollte ſie Ja ſagen, ſeine ächte Ehefrau zu werden, wenn er ganz Norwegen unter ſich bringe und ſo unabhängig über das Reich herrſchte, als König Erik (Segerfäll) über Schweden und Gorm (der Alte) über Dänemark. Dieſe Erklärung der hochſtrebenden Jungfrau bewog Harald zu dem Schwur, bei dem Gott der ihn erſchaffen habe und der Alles regiere, wolle er ſein Haar nicht eher beſchneiden oder

kämmen, bis er ganz Norwegen ſich unterworfen habe mit Schoß, Abgaben, und Herrſchaft; lieber wolle er ſterben. Da zog er aus, alles verheerend und vertilgend, ſiegreich in allen Schlachten, ſetzte überall das Recht ein, daß er ſich alle Freigüter aneignete, und alle Bonden, reiche und arme, ihm Abgabe zahlen mußten; über jede Landſchaft ward ein Jarl geſetzt, als Richter und Einnehmer der königlichen Gefälle, wovon er für ſich den dritten Theil erhielt. Jeder Jarl ſollte wenigſtens vier Herſen unter ſich haben, deren jeder zwanzig Mark Lehen haben ſollte, und dem König zwanzig Mann auf ſeine Koſten ſtellen, der Jarl aber deren ſechzig. Die Erhöhung der Abgaben und Grundgelder machte die Stelle der Jarle ſehr einträglich, und viele Könige begaben ſich friedlich ihres Rangs, um Harald's Mannen und Jarle zu werden. Endlich nach der großen Schlacht im Hafursfjord (bei Chriſtianſand) hatte er ſein Ziel erreicht, ganz Norwegen war ihm unterthan, da ließ er Gyda holen, um ſeine Gemahlin zu werden neben ſeinen vielen andern Frauen, und ließ ſich von Jarl Rögnwald von Möre, ſeinem Freunde, dem Vater Rolf's des Eroberers der Normandie, die Haare ſcheeren. Dieſe Errichtung der Monarchie in Norwegen gab zu bedeutenden Auswanderungen Anlaß; Rolf, Rögnwald's Sohn, wurde wegen Gewaltthat und Räuberei von Harald verbannt, und kam nach andern Fahrten mit ſeinen Genoſſen endlich nach Frankreich, wo er 912 von Karl dem Einfältigen das von nun an die Normandie genannte Land als Herzogthum bekam; andere wichen nach England, oder Irland, wo ein Staat der Oſtmannen zwiſchen Dublin, Waterford, und Limerik von den Normannen errichtet worden, andere gingen nach den Farder- und Orkneysinſeln und dem erſt kürzlich (860) entdeckten Island, wo ſich ein Freiſtaat, dem ein Lagmann (Richter) vorſtand, bildete. Außer ſeiner erobernden Thätigkeit, die ihm auch die Orkneys- und die hebridiſchen Inſeln, auch einen Theil von Finnmarken unterwarf, ſuchte er auch Sicherheit im Innern zu erhalten, durch ſtrenges Verbot aller Befehdung, und den Handel zu heben. Von ſeinen vielen Söhnen folgte ihm (geſt. 934) ſein liebſter Sohn von Ragnhild, König Eirik's von Jotland Tochter, Erik Blodöxe, der ſeinen Bruder, Björn Kaufmann, erſchlagen hatte, als Oberkönig, gegen den ſeine andern Brüder wegen ſeiner Gewaltthätigkeit ſich ſofort erhuben, und den ſein von König Adelſtan in England auferzogener Bruder Hako der Gute, der getauft war, vertrieb. Erik entfloh nach den Orkneys, dann nach Northumberland, und wurde in der großen

Schlacht von Brunnamburgh (937) erſchlagen. In Hako dem Guten glaubte man ſeinen Vater verjüngt wieder zu ſehen, und er wurde um deſto lieber aufgenommen, als er auch die Freigüter (Odalgüter, Allodien) den Bonden zurückgab; aber ſeine Zumuthung an die Norweger, ſich taufen zu laſſen, an Chriſtum zu glauben, alle Opfer und Heidengötter abzuſchaffen, den ſiebenten Tag zu feiern und der Arbeit ſich zu enthalten, und einen andern ſiebenten Tag zu faſten, wurde mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Obgleich nun Hakon ſich in die Vorſtellungen fügte, und ſelbſt ſich bemühte, durch chriſtliche Ceremonien nicht anzuſtoßen, ſo gewannen dadurch doch die Söhne Erik's immer mehr Anhang. Hako bekämpfte ſie zwar tapfer und glücklich, wurde aber in der Schlacht von Storoe im ſechsundzwanzigſten Jahr ſeiner Regierung beim Verfolgen des ſchon geſchlagenen Feindes durch einen Pfeil im Arm ſchwer verwundet und ſtarb (963). Seine Tapferkeit und Trefflichkeit wurde von dem Skalden Eywind Skaldaſpiller durch ein eigenes Lied, Hakons-Maal, geehrt. Erik's Sohn Harald Graufell erhielt nun den Rang des Oberkönigs, ſeinen Brüdern gab er Königsrang und Länder. Der mächtigſte Anhänger des vorigen Königs, Jarl Sigurd, dem ganz Drontheim gehorchte, bewies ihnen wenig Unterthänigkeit, ihn geradezu anzugreifen, war nicht räthlich, ſo verbrannten ſie ihn 965 mit ſammt ſeinem Hauſe. Nun floh ſein Sohn Hako nach Dänemark, reizte den Norweger Gull Harald gegen den König Harald auf, der ihn erſchlug, worauf Hako Jarl ſelbſt als Statthalter des Dänenkönigs, bald aber ganz unabhängig über Norwegen herrſchte, denen er wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Odinsdienſt anfangs ſehr lieb war, ſpäter aber ſich durch Härte und Wolluſt verhaßt machte. Deßwegen fand Olav Trygväſon, ein Urenkel Harald Haarfage's der den Verfolgungen der Söhne Gunnhild's zu entgehen, erſt in Rußland, in Gardarike, bei König Wlodimir (Waldemar) dann in Irland eine Heimath gefunden und ſich als Seekönig bereits hervorgethan hatte, eine bereitwillige Aufnahme, als er von demſelben Thorer Klak, den Hako nach Irland geſchickt hatte um ihn feſtzunehmen, aufgefordert nach Norwegen ging und über Hako, den ſeine eigenen Leute verließen und ein Sklave ermordete (996) den Sieg davon trug. Er wurde von Allen als König anerkannt, und benützte die günſtige Stimmung, um das Chriſtenthum einzuführen. Indeſſen war hiezu ſeine Regierung zu kurz. Die Schwedin Sigrid, Erik's I. Segerfäll Wittwe, eine eifrige Dienerin Odin's, war von ihm verſchmäht wor-

den, und reizte nun ihren zweiten Mann Suen Tueskiag und den Jomsburger Sigvald gegen ihn auf, während er durch seine Frau Thyra, Suen's Schwester, mit Burisleif, dem Wendenfürsten, dem sie entlaufen war, zerfiel. Um ihre Güter zurückzufordern, machte er eine Heeresfahrt mit 60 Schiffen gegen die Ostseeküste, wo er im Meerbusen von Swold, bei Wolgast, von den Dänen, Schweden, und Wenden überfallen und übermannt wurde (1000 Sept. 8.). Um nicht lebendig in ihre Hände zu fallen, stürzte er sich ins Meer, und die Sage ging daher, er sey nicht ungekommen, sondern habe sich gerettet und sey erst lange nachher (1047) als Abt eines morgenländischen Klosters gestorben. Norwegen wurde zwischen Suen Tueskiag und seinem Stiefsohn Olav Skautkonung getheilt, doch fand aus diesem Grunde Olav II. der Heilige, Urenkel von Björn Kaufmann, bei seiner Unternehmung, sich Norwegen zu erobern (1017), ebenfalls eine bereitwillige Aufnahme, er vertrieb die von den Dänen und Schweden eingesetzten Statthalter, und begründete die christliche Kirche völlig, mit Güte sowohl als auch mit Gewalt und Strenge. Dadurch ward es wieder dem Sohne Suen's, Kanut dem Großen, leicht, ihn (1029) aus dem Lande zu treiben, und als er nach einiger Zeit wiederkehrte, nach muthiger Gegenwehr zu erschlagen (1031). Kanut gab nun Norwegen seinem Sohne Suen, dem bisherigen Statthalter der Jomsburg, der aber nach Kanut's Tod vor dem Sohne Olav's, Magnus I. dem Guten, der bisher in Rußland gelebt hatte, entweichen mußte (1036). Magnus wurde auch auf eine kurze Zeit von den Dänen als König anerkannt, bis Suen III. Estrithson sich dort als König erhub. Er mußte übrigens den Thron Norwegens noch vor seinem Tode (gest. 1047 Oct. 25.) mit seinem Oheim Harald Haardrade theilen, einem Abentheurer der eigenthümlichsten Art, der endlich auch im Gefechte bei Battlebridge (1066 Sept. 25.) blieb. In ihm war die Wildheit des Kriegers mit der Bildung des Dichters und der Einsicht des wohldenkenden Regenten auf eine befremdende Weise verbunden, und eben so hielt er, obgleich der Kirche streng ergeben, seine Rechte gegen den Erzbischof Adalbert von Bremen und den Papst Alexander II. mit Festigkeit aufrecht, wovon freilich die Folge war, daß die Bischöfe zwar zum Theil in Rom, zum Theil in Bremen, zum Theil aber auch in Frankreich oder England geweiht wurden, und kein Sprengel noch ordentlich bestimmt war. Von den zwei Söhnen Harald's starb Magnus II. bald (1068), und hinterließ das ganze Reich sei-

nem Bruder Olav III. Kirre, dem Friedfertigen, der eben ſo der Kirche wie der beſſeren bürgerlichen Ordnung ergeben, durch die Anlage von Bergen und noch einiger Handelsſtädte, durch die Errichtung der Gildeſtuben, als Orte der Zuſammenkunft, durch die Anordnung, daß jährlich in jeder Fylke ein Sklave freigelaſſen werden ſollte, durch Erbauung von Kirchen, und dergl. ſeine umſichtige und milde Geſinnung bewährte. Ihm folgte (1087 Sept. 22.) ſein Sohn Magnus III. Barvod, den zwar das mittlere Norwegen (die Wiiger, um Chriſtiania), nicht aber das ſüdliche (die Upländer oder Stavanger, um Chriſtianſand) und das nördliche (die Thränder, um Drontheim), welcher Ort ſeit 997 Reſidenz war, weil ſeine Mutter Thora mit Olav nicht durch die Kirche verbunden geweſen war, anerkannte, jedoch nach Hakon Magnus II. Sohns Tod ebenfalls. Die kriegeriſche Regierung dieſes Fürſten endigte mit ſeinem Tod in der Schlacht an der Küſte von Downe in Connaught (1103 Aug. 24.). Von ſeinen ihm folgenden drei Söhnen, deren keiner in der Ehe erzeugt war, iſt der Jeruſalemsfahrer Sigurd der wichtigſte, indem er die Zehntpflicht einführte, zu Drontheim ein Erzbisthum errichtete, und dieſem die übrigen Bisthümer unterordnete, auch das ſogenannte alte wikinger Geſetz (Chriſtinrettr Vikverga) gab, welches hauptſächlich geiſtliche Rechte und Pflichten umfaßte. Sein Sohn Magnus IV. (folgte 1130) wurde von Magnus Barvod's Sohn Harald Gillichriſt verdrängt, geblendet, verſtümmelt und gemönchi (1135), den wiederum ſeinerſeits ein fünfter Bruder, Sigurd Slembidiakni, ermorden ließ (1136) und den blinden Magnus hervorzog, bis er mit dieſem unterging (1139). Die Verwirrung wurde nun durch die Menge der Prätendenten und das ergriffene Mittel der Theilung, das doch nur zum innern Krieg führte, immer ärger, zwar erhielt der Sohn der Chriſtina, einer Tochter Sigurd Jorſalfar's, und des Kriegshelden Erling Skak, endlich (1168) die Alleinherrſchaft, wurde auch um ihn feſter zu ſtellen von allen norwegiſchen Königen zuerſt (1164) gekrönt, aber die Unruhen dauerten fort. Eyſtein Meyla wurde durch die Birkenbeiner, welche ſtatt der Schuhe ihre Füße mit Birkenrinde umwanden, unterſtützt, und als er umkam (1177) war doch ſeine Partei nicht Grunde gegangen, ſondern ſie wählten nun Sverrer, einen Enkel Harald Gillichriſt's der den Magnus ganz verdrängte, und ſich auch gegen die neuen Empörer, unter denen die meiſten offenbare Betrüger waren, und die von ihnen geſtifteten und wiederum ſie aufrecht haltenden Parteien der

Kuſlunger und Guldbeiner, erhielt. Sverrer, der früher Geiſtlicher geweſen und ohne Erlaubniß der Kirche in den weltlichen Stand zurückgetreten war und ſich vermählt hatte, gerieth mit der Geiſtlichkeit in Streit und fiel in den Bann des Papſtes (1191), zwang dennoch die Biſchöffe ihn (1194 Juni 29.) in Bergen zu krönen, und obgleich der Biſchof Niels von Opslo dem Könige entgegen die Partei der Bagler (von baculus, Krummſtab) bildete und auch Innocenz III. (1198) den Bannfluch erneuerte, ſo erhielt ſich doch Sverrer ſiegreich über alle ſeine Feinde, behauptete das Anſehen der Krone und der Geſetze, und ſtarb eines natürlichen Todes (1202 März 9.). Die Verwirrung nahm nun wieder ihren Anfang. Sverrer's Sohn Hako IV. ward (1204 Jan. 1.) vergiftet, nun wählten die Birkenbeiner ſeinen unmündigen Neffen Guttorm, der bald ſtarb (1205 Aug. 11.), hierauf den Sohn von Sverrer's Tochter Cäcilie, Inge II. Bardſon, dem aber die Bagler ſich nicht fügten, ſo daß er bis an ſeinen Tod (1217 Apr. 23.) mit Gegnern zu thun hatte. Vereinigten ſich nun auch die beiden feindlichen Parteien zur Anerkennung von Hako's IV. Sohn, Hako V., ſo hatte dieſer mit den neuen Parteien der Slittunger und Ribbunger und ihren Prätendenten zu ſchaffen, bis endlich (1240) durch die Ermordung des Jarl's Skule, der ſich zum König aufgeworfen hatte, der Unruhe definitiv ein Ende gemacht wurde. Unterdeſſen war ſchon (1223 Aug. 15.) der erſte allgemeine Reichstag gehalten worden, bei welchem die Geiſtlichkeit, die Reichsbeamten (der Jarl, die Länshöfdinger, die Lagmänner, die Befahlningsmänner, Fogde, und Länmänner), und Abgeordnete der Bauern aus jeder Fylke erſchienen, auch konnte Hako V. in den letzten ruhigeren Jahren ſeiner Regierung mehrere heilſame Verordnungen geben und ausführen, insbeſondere einen für die Hanſe ſehr vortheilhaften Frieden mit dieſer abſchließen, und die Vereinigung Islands mit Norwegen einleiten. Das Meiſte aber zur Regulirung Norwegens, das noch mehr als Schweden von den greulichſten Wirren durchſtürmt worden war, that ſein zweiter Sohn, ſeit dem Tode Hako's VI., des ältern Bruders und Mitregenten (ſt. 1257), Mitregent des Vaters (geſt. 1262 Dec. 15.), Magnus VII. Lagabäter. Die älteren norwegiſchen Geſetzbücher wurden (1267—1269) durchgeſehen, erweitert, genauer beſtimmt, für Meineid und falſches Zeugniß Confiskation des Vermögens und Exil feſtgeſetzt, die Feuerprobe, welche beſonders bei den Wirren der nächſten Vergangenheit die Aechtheit einiger Prätendenten zu erweiſen

ein Theil von Amerika, (1000—1010) entdeckt, später aber wieder verloren gegangen ist. Die Zerrüttung Norwegens hatte den Königen nicht erlaubt, ihre Ansprüche auf die Isländer geltend zu machen, nur Grönland war ihnen schon seit 1023 zinsbar. Als nun einerseits auf der Insel Parteiungen und Uebermacht einzelner Geschlechter aufkam, andererseits Norwegen zur Einheit gedieh, gelang es dem König Magnus VII. Lagabäter die schon von seinem Vater vorbereitete Vereinigung Islands mit Norwegen so auszuführen, daß die Isländer sich ihm (1262) zufolge einer Capitulation unterwarfen, und ein norwegischer Jarl als Statthalter über die Insel gesetzt wurde. Auch die isländische Gesetzsammlung, bekannt unter dem Namen der Gragos (graue Gans), wurde von Magnus (1280) revidirt. Die Blüthe der Insel war hiemit vorüber, der in Fesseln gelegte vorher blühende Handel verfiel, mit dem verschwindenden Freiheitssinn verstummte auch das freie Wort des Dichters, und es bedurfte weder einer Veränderung des Climas, die man anzunehmen pflegt, noch der vernichtenden Wirkung einer Seuche, die allerdings auch Island betroffen hat, um diesen so befremdenden Sturz von seiner frühern Höhe zu erklären. Um die Wirren der Gewalt und Willkühr zu beendigen, hatte sich die Monarchie als ein erfolgreiches und dankenswerthes Mittel erwiesen; hier aber verlor der Isländer das Element seines ganzen Lebens, die Freiheit, die allein ihm ein begeisterndes Gefühl gegenüber der rauhen und ungastlichen Natur seiner Insel geben konnte, er sah sich an das Schicksal eines andern Landes angekettet, und wenn auch Liebe für die Heimath und für die Wissenschaften verblieb, so verschwand doch der begeisternde Schwung, den nur das Gefühl der Freiheit gewähren konnte.

Der nordöstliche Theil Europas war in seinen Küstenländern und auch ziemlich weit in das Innere hinein von einem wahrscheinlich zu dem finnischen Geschlechte gehörigen Volke bewohnt, das unter dem Namen der Letten, Liven, Karelen, Samen oder Preussen von den südlicher wohnenden Slaven in Polen begrenzt wurde. Die Verschiedenheit der Namen ist wahrscheinlich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung oder des Wohnortes entstanden, wie denn die Preußen, Po Russen, vielleicht von dem Flusse Ruß und Po = an ihren Namen erhalten haben. Sie waren ein friedliches, aber ihre Freiheit über Alles schätzendes Volk, hilfreich gegen die Nothleidenden, selbst gegen die Christen, nur durften diese ihre heiligen Haine und Quellen nicht betreten und durch ihre Anwesenheit besudeln.

ganzen chriſtlichen Europas hineingezogen. Die ſeit 860 zuerſt entdeckte Inſel, welch der Schwede Gardar (864) zuerſt umſchifft hatte, war von Ingolf, als Führer mehrerer norwegiſcher Familien, um Harald Haarfagris Tyrannei zu entgehen, zuerſt (874) angeſiedelt worden, und die Einwanderungen hatten, obgleich Harald endlich eine Strafe darauf ſetzte, ein halbes Jahrhundert lang fortgedauert. Es miſchten ſich zwar auch Dänen, Schweden, und vielleicht auch Schotten und Irländer unter die Einwanderer, indeſſen herrſchte das altgermaniſche Weſen bei der geringen Verſchiedenheit dieſer Völker und bei der übrigens vorwaltenden Ueberzahl der Normänner vor. Bei der Gleichheit der Anſiedler und ihren gleichen Anſprüchen mußte es frühzeitig zu Streitigkeiten und eben deswegen auch zu einer Verfaſſung kommen, welche ſchon in das Jahr 928 geſetzt wird. Der neue Freiſtaat zerfiel in vier Landſchaften unter erblichen Richtern, dieſe wieder in je drei Diſtrikte mit erblichen Vorſtehern, die Diſtrikte wieder in Gemeinheiten, unter fünf gewählten obrigkeitlichen Perſonen, welche die Ordnung aufrecht hielten und die Verſammlungen der Freien zuſammenriefen. Am See Thingvalla hielt man das große allgemeine Gericht, das Althing. Dieſem ſaß der ebenfalls, meiſt aber auf Lebenszeit, gewählte Lagmann vor, welcher die höchſte ausübende Gewalt beſaß. Während dieſer Zeit der Freiheit und Unabhängigkeit waren die Isländer nicht nur ſo weit es die Natur des Bodens und des Klimas erlaubte glücklich, ſondern zeichneten ſich auch durch eine beſondere Neigung zu den Wiſſenſchaften aus. Ihre Skalden befanden ſich im Gefolge der nordiſchen Könige und durch ihre Geſänge allein iſt uns Kunde von der nordiſchen Urzeit geblieben. Die Aufzeichnung derſelben, ſo wie überhaupt der geſchichtlichen Erinnerungen iſt jedoch erſt ein Werk der chriſtlichen Periode, die mit dem Jahr 1000 beginnt. Schon ſeit 981 waren Verſuche zur Einführung des Chriſtenthums gemacht worden, insbeſondere hatte Olav Trygvåſon ſich dieſer Sache angenommen, und obgleich der Widerſtand durch Ernſt und Spott anfangs groß war, ſo wurde die Annahme des Chriſtenthums doch (1000) auf dem Althing beſchloſſen. In Skalholt und Hoolum waren Biſchöffe. Isleif, erſter Biſchof in Skalholt, (geſt. 1080) iſt auch als Dichter und Gelehrter berühmt, und als Stifter einer Schule zu Skalholt. Frühzeitig wurde (1011) der gerichtliche Zweikampf abgeſchafft. Auch Grönland wurde (972) von Island aus entdeckt, und angebaut, jedoch verlor ſich ſpäter die Spur von dieſer Niederlaſſung, eben ſo wie auch Winland, vielleicht

daher auf den Rath des Bischofs Christian die deutschen Ritter zu Hülfe. Dieser Christian, ein Bernhardiner Mönch Cistercienser Ordens, war nebst einem andern Mönch Philipp, aus eigenem Antrieb zur Bekehrung der Ostseeländer ausgegangen, und von Papst Innocenz III. hiezu (1210) mit eigenen Empfehlungsschreiben an den Erzbischof von Gnesen und späterhin (1212) auch an die Cistercienserklöster ausgerüstet worden. Von demselben war der Herzog gleich anfangs an den Schwerdtritterorden in Liefland hingewiesen worden. Dieses von bremischen Kaufleuten, die nach Gothland wollten, (1153) zuerst entdeckte Land war schon früher für das Christenthum gewonnen worden; Meinhard, ein Augustinermönch, war (1186) der erste Bischof daselbst gewesen; indessen mußte man fortwährend mit den Heiden kämpfen, so daß der dritte Bischof, Albrecht, der (1200) die Stadt Riga erbaute, und den Sitz des Bisthums dahin verlegte, zum Schutz des Christenthums den Orden der Schwerdtbrüder (1201) stiftete, mit der Regel der Templer, und mit Kreuz und Schwerdt auf weißem Mantel, ihnen auch den dritten Theil des Landes versprach. Diese hatten zuerst dem Herzog Konrad Beistand geleistet, waren aber von den Preußen (1224) in einem dreitägigen Kampfe so geschlagen worden, daß von den dreißig Rittern nur fünf nach Liefland zurückkehrten, und die Preußen die ganze Landschaft Masovien so überzogen, daß dem Herzog nur noch Plozk übrig war. In dieser Noth verfiel der (seit 1215 zum Bischof erhobene) Mönch Christian auf den Rath, die Marianer oder deutschen Ritter, welche (1211) das Land Burzen an der siebenbürgischen Grenze um eine Schutzwehr gegen die Kumanen zu bilden erhalten aber (1224) wieder verloren hatten, herbeizurufen, und fand in seiner (1226 Anf.) dem Hochmeister Hermann von Salza, damals in Italien, vorgelegten Bitte geneigte Gewährung, indem der Orden sich seinerseits zum Kampfe gegen die preußischen Heiden verpflichtete und dafür das kulmer Land und alle zu machenden Eroberungen zugesagt erhielt. Kaiser und Papst gaben ihre Einwilligung. Nun zogen (1228) acht und zwanzig, unter dem zum Landmeister (Gebietiger) bestimmten Hermann Balk, mit 100 berittenen Knechten und einer entsprechenden Schaar Fußvolk nach Preußen, erhielten von Herzog Konrad die urkundliche Abtretung seines Antheils und Rechtes auf die Landschaft Kulm, und eben so von Bischof Christian Verzichtleistung auf den Zehnten. Verstärkt durch den Rest der (1224) von Bischof Christian gestifteten Ritter Christi oder Ritter von Do-

brin, und durch viele aus Deutſchland ihnen zuziehende freiwillige Kämpfer, drangen ſie allmählig und ſicher in Preußen vor, und ſicherten ſich ihrer Eroberungen durch Anlegung von feſten Orten und Städten. Zuerſt wurde am rechten Weichſelufer (1231) Thorn, gleichſam das Thor von Preußen, gegründet, hierauf Kulm (1232), Marienwerder (1233), Elbing (1237), erbaut, allmählig die Landſchaften Pogeſanien, Pomeſanien, Natangen, Bartien, Warmien, erobert, und durch Feſtungen, als Bartenſtein, Braunsberg, Heilsberg, Chriſtburg u. ſ. w. geſichert. Papſt Gregor IX. genehmigte (1235) die Vereinigung des Dobriner Ordens mit den deutſchen Herren. Von Innocenz IV. erhielt das Land ſeine Eintheilung in vier Bisthümer (1243): Kulm, mit dem Sitz Löbau, Pomeſanien mit Marienwerder, Ermeland mit Braunsberg, ſpäter Heilsberg, Samland mit Fiſchhauſen. Schon 1233 Dec. 28. wurde den Städten Kulm und Thorn von dem Hochmeiſter und dem Landmeiſter die ſogenannte kulmiſche Handfeſte, die 1253 erneuert und auf alle Städte ſpäterhin übertragen wurde, gegeben; aus ihr erhellt die deutſche Städtebefreiung, die natürlich hierbei das Muſter geweſen war, am deutlichſten: die Städte ſollten ewige Macht und Freiheit haben, jährlich unter ſich Richter und Obrigkeit zu wählen; den Richtern ſolle die Buße geringerer Frevel ganz, größerer aber, Todſchlag, Verwundung und dergl., zum dritten Theil zufallen; die Städte ſollten ihre Güter, Wälder, Wieſen, Aecker, Waſſer mit allen Nutzungen, frei und ewig beſitzen, desgleichen ſollte die Fiſcherei und Jagd in der Weichſel, ausgenommen Marder und Biber, frei ſeyn; das magdeburgiſche Recht ſollte in den Städten gelten, jedoch ſo daß die Geldbuße auf die Hälfte reducirt ſeyn ſollte; in ſtreitigen Fällen ſollten die Rathmänner zu Kulm das Urtheil fällen (woraus ſpäter das auf das magdeburgiſche gegründete kulmiſche Recht entſtanden iſt); der Orden ſollte in den Städten keine Häuſer kaufen, und ſolche die ihm durch Vermächtniß zufielen, nicht dem Gebrauch der Stadt entgegen verwenden; dem rechtmäßigen Beſitzer ſollte der Beſitz des Hauſes oder Gutes geſichert ſeyn; die Bürger ſollten von allen unbilligen Auflagen, Dienſten und dergl. auf ewig frei ſeyn, ſie ſelbſt und ihre Güter, desgleichen ſollten ſie von allen Heeresfahrten frei ſeyn außerhalb Landes; das Erbrecht ſowohl der Männer als der Weiber ſollte geſichert ſeyn; die kulmiſche Münze ſollte im ganzen Lande, die Mark zu ſechzig Schilling, gelten, nur alle zehn Jahre ſollte neu gemünzt und dann die neue zur alten wie 12 : 14 geachtet werden, endlich

sollte das ganze Land Preußen von allen Zöllen frei seyn. Da auch der Schwerdtritterorden den Dänen unter Waldemar II. einerseits, und den Russen andererseits nicht länger widerstehen konnte, so vereinigte sich dieser Orden (1237) in Regel und Tracht mit dem deutschen Orden, und Hermann Balk wurde an des (1238) in einer Schlacht gegen die Litthauer gefallenen Hochmeisters Volkwin von Winterstehen Stelle Landmeister des Schwerdtritterordens, der jedoch gegen den russischen Fürsten Alexander von Nowgorod selbst dann noch einen schweren Kampf hatte, als die Dänen auf einen Theil ihrer Eroberungen verzichtet und mit dem Orden sich vertragen hatten, zumal weil mit den Bischöffen heftige Mißhelligkeiten entstanden. In Preußen selbst aber fand der Orden neuen Widerstand durch die Verbindung der Preußen mit dem polnischen, obgleich christlichen Herzog Suantepolk von Pommern, doch kam durch Vermittlung päpstlicher Legaten (1249 Febr. 7.) ein Friede zu Stande, durch welchen die Preußen versprachen das Christenthum anzunehmen, Kirchen zu erbauen und zu begaben, dagegen persönliche Freiheit und volles Eigenthum ihrer bisherigen Besitzungen zugesichert erhielten; die Kinder der vornehmen Preußen sollten in den Orden eintreten können; die sogenannten Witinger wurden mit besondern Rechten an den Orden angeschlossen; die Zehnten waren in geringem Anschlage angesetzt; nur sollten die Preußen, denen übrigens ihr polnisches Recht vorbehalten blieb, nicht gezwungen werden, in die Städte zu ziehen. Indessen war noch keineswegs ganz Preußen bezwungen, namentlich weigerte sich Sudauen noch hartnäckig der neuen Herrschaft und des neuen Glaubens. Es kam daher (1254) auf päpstliche Aufforderung ein sehr beträchtliches Kreuzheer zusammen, König Ottokar von Böhmen, Markgraf Otto von Brandenburg, und andere Fürsten fanden sich zu dem Zuge ein, man drang tief in Samland vor, und legte zu besserer Sicherung der gemachten Eroberung (1255) Königsberg an, zu Ehren des Königs Ottokar. Der Kampf dauerte fort bis 1283, wo sich unter dem Meister Konrad von Thierberg von den zwei Fürsten der Sudauer der eine ergab und das Christenthum annahm, der andere, Skurdo, lieber sein Land vollends versengte und verwüstete, und um dem alten Glauben und dem alten Gebrauch treu bleiben zu können mit den noch übrigen Seinen zu den Litthauern zog. Bis dahin war der Sitz des Ordens noch nicht im Lande selbst, sondern früher zu Venedig, dann zu Marburg gewesen. Der Unfall, welcher mit dem Anfang des nächsten Jahrhunderts den

Tempelherrenorden traf, veranlaßte daher wohl hauptsächlich den Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (1302—1312) ihn (1309) zu Marienburg aufzuschlagen. So war ein vorher kaum dem Namen nach bekanntes, in uralter Freiheit und Barbarei gebliebenes Volk ebenfalls in den Kreis des christlichen Europas hineingezogen worden, es war von einer zur Kirche gehörenden, aus ihr entstandenen, ihr einverleibten Corporation gewonnen worden; ob es zum Reiche gehöre oder nicht, konnte zunächst gar nicht in Betracht kommen, weil Niemand ein Interesse hatte, diese Frage zu thun; die sonderbarste Erscheinung aber war dies, daß eine Gemeinschaft, ursprünglich zur Pflege der Kranken und zum Schutz der Pilgrime in Palästina, zum Kampf für die Freiheit des heiligen Grabes und Landes gestiftet, sich in einer ganz entlegenenen Zone durch den Kampf mit friedlichen Barbaren, die gastfrei und mildthätig im Schatten ihrer Haine lebten, überzeugte, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und dadurch wenigstens den Zweck erfüllte, die Länder Europas durch das Band des Christenthums mit einander zu verbinden, und den Gedanken der Kirche und des Reiches, obgleich dann erst als beide ihrer ursprünglichen Idee entfremdet zu werden angefangen hatten, auch in die fernste Gegenden zu verbreiten.

In den allgemein christlichen Verband waren bis auf wenige Ausnahmen die reinslavischen Stämme längst schon eingetreten, die als Czechen und Lechen, und als Russen die ungeheuren Flächen von den Sudeten und Karpathen an gegen Osten und Norden hin einnehmen und das alte Bojohemum ein von der Natur wunderbar umgrenztes Land bewohnen. Außerdem wohnten noch weithin gegen Süden bis an Italien Slaven oder Wenden (Winden), alle durch gleiche, nur in Dialekten abweichende Sprache und dieselben, meist friedlichen, dem Anbau des Bodens und ruhigem Genuß des Lebens ergebenen Sitten ihre gemeinsame Abstammung und Verwandtschaft bewährend. Die Mähren, nach der Morawa benannt, hatten gegen das Ende des neunten Jahrhunderts unter Swatopluk (Zwentibold) das großmährische oder altmährische Reich gebildet, das aber durch Theilung unter drei Prinzen geschwächt den Angriffen der damals zuerst in Pannonien erschienenen Madscharen erlag, und auf seine natürlichen, geringeren, Grenzen beschränkt wurde. Um dieselbe Zeit hatte das Christenthum, das schon Karl der Große bei seiner Unterjochung der Avaren in diese Marken zu verbreiten suchte, das aber noch geraume Zeit einer festen Grundlage entbehrte,

durch die griechiſchen Mönche Kyrillus und Methodius, welche der Kaiſer Michael III. (863) dem Mährenfürſten Raſtislav ſendete, bereits ziemlich feſten Fuß gefaßt, indem dieſe die Bibel und andere geiſtliche Bücher in das Slaviſche überſetzten und hiezu ein eigenes Alphabet erfanden. Da gerade damals zwiſchen dem Papſt Nikolaus I. und dem Patriarchen Photius der Streit über die Rechtmäßigkeit der Abſetzung des Ignatius ausbrach, ſo gab dies auch zu einer Beſchwerde Anlaß, um ſo mehr, als die bayeriſchen Biſchöffe ihren Sprengel geſchmälert ſahen. Kyrillus erlangte zwar zu Rom bei Hadrian II. Erlaubniß die ſlaviſche Sprache beim Gottesdienſte beibehalten zu dürfen, und ſein Bruder Methodius wurde Erzbiſchof von Mähren; allein, nachdem eine geraume Zeit der griechiſche und der römiſche Ritus mit einander geſchwankt hatten, ſiegte endlich (893) der römiſche, und alle Ueberreſte der griechiſchen Kirche wurden völlig abgeſchafft. Kirchlich wie politiſch ſchloß ſich Mähren an Böhmen an, gerieth wie dieſes unter die Oberhoheit des Reichs, in welchem es ſeit 1182 als eine Markgrafſchaft, die meiſtens den Söhnen der böhmiſchen Könige verliehen wurde, vorkommt. Eben ſo wie Mähren, war auch Böhmen in früherer Zeit ein ſelbſtſtändiges Reich geweſen, das zu den Zeiten des Merovingers Dagobert I. durch einen ausländiſchen Kaufmann, Samo (630), aus der Zerriſſenheit der einzelnen Stämme zur Einheit und Kraft erhoben worden war. Späterhin iſt die böhmiſche Geſchichte ſo mit Fabeln durchflochten, daß ſie zwar für die romantiſche Poeſie ſehr reichhaltige Stoffe darbietet, für die eigentliche Geſchichte aber außer der Zurückführung des böhmiſchen Fürſtenſtammes auf den Bauern Przemisl, den Libuſſa, Tochter Kroks, zu ihrem Gemahl und zum Regenten der Czechen erkor, nichts zu entnehmen iſt. Durch Karl den Großen wurde Böhmen angegriffen und beſiegt, zugleich auch zu einem Tribut, der indeſſen ſchlecht entrichtet wurde, verpflichtet, dann, nachdem unter Ludwig dem Deutſchen innere Unruhen dieſem eine Gelegenheit darzubieten ſchienen die alten Anſprüche zu erneuern, wiederholt angegriffen, und, obgleich ſie (849) einen großen Sieg über das bajoariſche Heer erfochten, dennoch zuletzt genöthigt, ſich an das damals beſtehende (871) großmähriſche Reich Swatopluk's anzuſchließen, und dieſen als Oberhaupt ihres Bundes anzuerkennen, der auch bis an ſeinen Tod (893 oder 894?) über Mähren und Böhmen herrſchte. Ihr eigener Herzog Borziwoy war (876) von Methodius (Stra-

chota) am Hofe Swatopluk's getauft worden, und hatte sich mit einem deßhalb in sein Gefolge aufgenommenen Priester, Paul Keych, auch um die Einführung des Christenthums Mühe gegeben, war aber deßwegen von seinen Unterthanen verjagt und erst durch Swatopluk's und Kaiser Arnulfs vereinte Bemühung restituirt worden. Erst sein Sohn Spitignew (gest. 921) durfte wagen, sich öffentlich als Christ zu bekennen, doch fand auch damals noch eine heftige Reaktion statt, an deren Spitze Drahomira, die Wittwe seines Bruders Wratislaw, stand. Die Kriege, zu denen Heinrich I. gegen Böhmen genöthigt war, mußten natürlich auch das christliche Princip daselbst unterstützen, und da Wenzel, Drahomira's älterer Sohn, sich des Christenthums ernstlich annahm, weßhalb er auch von der Kirche heilig gesprochen worden ist, so faßte es von dieser Zeit an (928) ganz festen Fuß. Denn Boleslaw, Wenzel's Bruder, Mörder, und Nachfolger, hatte seinen Bruder nicht aus Haß gegen das Christenthum ermordet, sondern um allein über Böhmen zu regieren (von 938 an), vielleicht auch um sich von dem Joche der Deutschen zu befreien, weßhalb er einen vierzehnjährigen, am Ende doch die Abhängigkeit Böhmens von Deutschland befestigenden Krieg mit Otto I. (bis 950) führte. Die schon von ihm gefaßte Idee zur Errichtung eines Bisthums in Prag führte erst sein Sohn Boleslaw II., der Fromme, aus (967—999). Adalbert, vorher Woiczech, der nachher seines Bekehrungseifers bei den Preußen Märtyrer wurde, war der zweite Bischof (der erste hieß Ditmar, ein Sachse, der bald nach der Weihe 968 starb). Böhmen blieb nun an das deutsche Reich angeschlossen, obgleich das Land seine Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte behielt, und seine Herzoge wiederholt sich von dem Lehensverband loszumachen suchten. Gleich unter Boleslaw's Söhnen brachen innere Unruhen aus, die erst mit dem Tode Udalrich's (Othelrik's) 1038 ein Ende nahmen, dessen Sohn Brzetislaw I. sich nicht nur an den Polen, die von den vorausgegangenen Unruhen Nutzen gezogen hatten, rächte, sondern auch dem von diesen angerufenen König Heinrich III. den Gehorsam und den Tribut verweigerte, weil er kein zu Rom gekrönter Kaiser sey. Doch mußte der böhmische Herzog in dem hierauf folgenden Kriege Heinrich's Uebermacht anerkennen, und blieb von dieser Zeit an mit ihm in gutem Vernehmen. Kurz vor seinem Tode (st. 1055 Jan. 10.) gab er das Gesetz, daß jederzeit der älteste Prinz aus dem herzoglichen Stamme über Böhmen herrschen sollte (Justitia

Boëmorum), was anstatt den Verwirrungen vorzubeugen, dieselben nur vermehrte. Da sein ältester Sohn Spitignew ihm in der Regierung folgte, drei jüngere Brüder aber Mähren als abhängiges, in drei Theile getheiltes Fürstenthum bekamen, so brach schon gleich im Anfange ein Zwist aus, indem sich die drei mährischen Fürsten mit dem Beistande Oesterreichs und Ungarns unabhängig machen wollten; allein der Herzog unterdrückte die Gefahr im Entstehen, und sein zweiter Bruder Wratislaw folgte ihm (gest. 1061 Jan. 28.) nach einer kurzen aber sehr löblichen Regierung. Dieser Herzog war Heinrich IV. in seinem Krieg mit den Sachsen ein getreuer Bundesgenosse, trug namentlich in der Schlacht an der Unstrut (1075) viel zum siegreichen Ausgange bei, erhielt darauf zur Belohnung die Mark Meißen, nebst der dazu gehörigen Oberlausitz, und nach dem Untergange des Königs Rudolf (1080) das Versprechen des Königstitels, wenn Heinrich selbst die Kaiserkrone glücklich würde erlangt haben. In dem italienischen Feldzug leistete Borziwoy, Wratislaw's Sohn, und der Graf Wiprecht von Groitsch, Anführer der Böhmen, dem Kaiser solche Dienste, daß er dem Herzog Wratislaw zu Mainz (1086) mit Einwilligung der Fürsten die Krone aufs Haupt setzte, und sich Wratislaw zu Prag (1086 Jun. 15.) von Engelbert, Erzbischof von Trier, feierlich krönen ließ. Nach seinem Tode (st. 1092 Jan. 14.) folgte sein Bruder Konrad (st. 1092 Sept. 6.), der aber eben so wenig als seine nächsten unter sich in Zwistigkeit gerathenden Nachfolger den Königstitel führte. Wratislaw's Sohn Brzetislaw II. wurde von einer ihm abgeneigten Adelspartei, trotz seiner allgemein anerkannten guten Eigenschaften (1100 Dec. 22.) ermordet, und da sein jüngerer Bruder Borziwoy II. ihm sofort, obwohl mit Bewilligung Kaiser Heinrich's IV., folgte, aber doch mit Umgehung des Senioritätsgesetzes, da noch ein älterer Prinz aus der mährischen Linie vorhanden war, so gab dies Anlaß zu Unruhen. Indessen wurden die Ansprüche dieses Fürsten, Udalrich's, Konrad's Sohn, Fürsten zu Brünn, leicht unterdrückt, Borziwoy aber wenige Jahre darauf von dem Znaymer Fürsten Swatopluk (1107) vertrieben, der (1109) durch die Partei der vertriebenen Familie Wrssowecz ermordet wurde. Der Kaiser Heinrich V. wollte nun Swatopluk's Bruder Otto begünstigen, allein die Böhmen wählten Wratislaw's dritten Sohn Wladislaw I. Da nun der vertriebene Borziwoy mit polnischer Hülfe zurückkam und sich auch, während Wladislaw zum Kaiser gereist war, der Stadt Prag be-

mächtigte, auch der mähriſche Otto ins Land einfiel, entſtand eine greuliche Verwirrung, die von Heinrich V., der einen Zug nach Böhmen machte, dadurch geſchlichtet wurde, daß er dem Wladislaw das Herzogthum zuerkannte, die beiden andern aber ins Gefängniß in Hammerſtein am Rhein legte. Wladislaw wollte (1116), müde der drückenden Laſt, ſeinem Bruder die Krone zurückgeben, erwirkte ihm Befreiung aus dem Gefängniß, und theilte Böhmen mit ihm. Aber ſchon nach wenigen Jahren wurde er wegen ſeiner Begünſtigung der Deutſchen (1120) zum drittenmal vertrieben, worauf er nach Ungarn floh und daſelbſt (1124) ſtarb. Der Herzog überlebte ihn nur ein Jahr, nachdem er noch vor ſeinem Tode (geſt. 1125) ſich mit ſeinem jüngſten Bruder Sobieslaw verſöhnt und ihn zum Nachfolger erklärt hatte. Der mähriſche Otto wäre allerdings des Alters wegen näher berechtigt geweſen, ſuchte auch mit Hülfe des damals zum römiſchen König gewählten Lothar's von Sachſen ihn zu verdrängen, allein Sobieslaw ſchlug (1126 Febr. 19.) das Reichsheer bei Chumecz (Kulm an der ſächſiſchen Grenze), Otto ſelbſt blieb auf dem Platze, und König Lothar ſelbſt entkam mit genauer Noth der Gefangenſchaft. Unter dieſen Umſtänden war die Verbindung Sobieslaw's mit den Hohenſtaufen, die gerade damals auch mit Lothar zerfielen, ſehr natürlich, und Lothar begnügte ſich, ohne weitere Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Böhmens, mit der Huldigung, zu der ſich Sobieslaw nun gern verſtand, dem Kaiſer auch gegen Italien Hülfe leiſtete, von Lothar (1134) zu Prag beſucht wurde, von Lothar's Nachfolger Konrad III. das bayeriſche Erzſchenkenamt erhielt, und bald darauf in großem Anſehen bei auswärtigen Fürſten und geliebt von den Seinigen (1140) ſtarb. Seinem Sohne Wladislaw, war bereits die Nachfolge zugeſichert, in der er ſich aber, da die Stände erſt den gleichnamigen Sohn Wladislaw's, der Konrad's III. Schweſter Gertraud zur Gemahlin hatte, dann einen mähriſchen Fürſten Konrad zu erheben verſuchten, nicht erhielt, ſondern Wladislaw, Wladislaw's Sohn, wurde durch Konrad's III. Beiſtand, den er auch auf dem Kreuzzuge begleitete, aufrecht gehalten, erlangte von Friedrich I. für ſeine ihm geleiſteten und ferner zu leiſtenden Dienſte, zu Regensburg (1158 Jan. 11.) die Königskrone, leiſtete demſelben in ſeinen italieniſchen Zügen weſentliche Dienſte, mußte aber am Ende ſeiner Tage zu ſeinem Verdruſſe ſehen, daß die Thronfolge nicht auf ſeinen Sohn Friedrich, ſondern den bisher gefangenen Sohn Sobieslaw's, Sobieslaw II., über-

Wittelsbachischen Hause wählen wollten, entstand ein Krieg, in welchem zwar Bayern nichts gewann, Ottokar aber Steyermark fast ganz an Bela für dessen Sohn Stephan abtrat, Ober- und Unteröstereich hingegen für sich behielt (1254 Apr. 3.), Gertrud wurde an den König Bela verwiesen. Bald darauf machte er den Kreuzzug gegen die Preußen, und erhielt nach dem Tode Wilhelms von Holland einen Antrag zur Römischen Krone, den er aber ablehnte, und sich vielmehr für Richard von England erklärte. Während ein Krieg mit Bayern (1257) mit einer Niederlage bei Mühldorf endigte, bot sich bei der Unzufriedenheit der Steyermärker mit ihrer ungarischen Verwaltung, die sich alle Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten erlaubte, eine erwünschte Gelegenheit dar, dieses Land wieder mit Oesterreich zu vereinigen, und der Sieg den Ottokar (1260 Jul. 12.) bei Kressenbrunn und Marcheck über Belas 140,000 Mann starkes Heer erfocht, hatte einen glorreichen Frieden, und die Abtretung Steyermarks an Ottokar zu Folge. Die ohnedies nur aus politischen Rücksichten geschlossene Ehe mit Margaretha, die zu alt war um Kinder zu gebären, wurde aus dem Grunde, daß sie früher eine Nonne gewesen sey, und sich zu einer ewigen Keuschheit verpflichtet habe, von ihm aufgelöst, Margaretha nach Krems verwiesen, wo sie 1267 starb; Ottokar aber heirathete Kunigunde Tochter des Herzogs von Bulgarien, Nichte des Königs Bela (1261 Okt. 15.). Um nun sein Recht auf Oesterreich und Steyermark über jeden Zweifel zu erheben, ließ er sich von König Richard (1262 Aug. 9.) mit Oesterreich belehnen, und da er (1269) von dem letzten Herzoge von Kärnthen und Krain zum Erben eingesetzt wurde, sich auch in den Besitz des Erbes setzte, so war bei der Erledigung des Römischen Königsthrones (1272 Apr. 2.) in Deutschland kein Fürst, der sich an Macht und Größe mit Ottokar, König von Böhmen, Herzog in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen, nebst den dazu gehörigen Ländern, hätte vergleichen können. In den Kriegen mit Ungarn und Bayern hatte er sich als einen geschickten und wenigstens in den wichtigsten Fällen glücklichen Krieger gezeigt, und sein bisheriges Leben hatte gezeigt, wie gewandt und entschlossen er jeden günstigen Umstand zu benützen wisse. Daß er jetzt die Kaiserkrone nicht würde abgelehnt haben, ist gewiß, ja er betrachtete es als eine Beleidigung, daß man ihn nicht gewählt, daß man einen untauglichen Grafen ihm vorgezogen, daß man den Widerspruch seiner Gesandten gar nicht beachtet hatte. Unstreitig stand damals

die deutſche Nationalität der ſlaviſchen gegenüber, es war nicht blos Ottokar's Uebermacht die man fürchtete, es war auch der verhaßte Slave, den man nicht auf den Thron der römiſchen Kaiſer wollte ſteigen laſſen, und Alles erwögen muß man heute noch der Wahl der Fürſten Dank und Beifall geben. Ottokar wollte einem wie er glaubte ſo untauglichen Manne durchaus nicht gehorchen, verband ſich mit Heinrich Herzog von Bayern, Eberhard Graf von Wirtemberg, und dem Markgrafen von Baden, ſchickte eine Geſandtſchaft an Gregor X, die jedoch nichts ausrichtete, und ſelbſt die Fürſten traten allmählig auf Rudolfs Seite. Da er erſt auf dem dritten von Rudolf zu Augsburg (1275) gehaltenen Reichstag Geſandte ſchickte, nicht aber, um die Huldigung und Belehnung nachzuholen, ſondern um ſich vor den Fürſten über Rudolfs Wahl zu beſchweren, ließ ihm Rudolf durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg die dem Reich heimgefallenen Herzogthümer, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, abfordern, was natürlich nun zum Krieg führte. Der allgemeine Abfall der Donauländer, welche mit Ottokars Tyrannei vielfach unzufrieden waren, während die allein beſonders begünſtigte Stadt Wien ſich am längſten dem König Ottokar treu bewies, war ihm ein Unheil verkündendes Zeichen; da er überdies auch den Anzug des Ungarnkönigs Ladislav zum Beiſtand Rudolfs erfuhr, und von dem hart behandelten böhmiſchen und mähriſchen Adel auch ſich der Treue nicht gewiß halten konnte, entfiel ihm der Muth, er bot Friede an, der (1276 Nov. 21.) dahin abgeſchloſſen wurde, daß Ottokar von der Acht losgeſprochen und der Kirchenbann aufgehoben ſeyn ſoll, daß er allen Anſprüchen auf Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Eger, entſagt, aber mit Böhmen, Mähren, und allen übrigen Beſitzungen ſeiner Vorfahren belehnt wird, daß er die öſterreichiſchen und ſteyeriſchen Geiſeln zurückgiebt, daß zur Befeſtigung der neuen Freundſchaft Ottokar's Tochter mit einem Sohne Rudolf's, und eine Tochter Rudolf's mit Ottokar's Sohn verbunden werden ſoll; Ottokar ſoll ſeiner Tochter alle ſeine Güter in Oeſterreich als Heirathsgut mitgeben, die aber nie mehr an Böhmen zurückfallen dürfen; Rudolf giebt ſeiner Tochter Landgüter am linken Donauufer zur Mitgift, die 4000 Mark jährlich abwerfen; Wien, das ſich damals noch nicht ergeben hatte, wird zu Gnaden angenommen. Wenige Tage hierauf erſchien Ottokar (25. Nov.) perſönlich vor Rudolf und empfing, nachdem er um Verzeihung gebeten, und Gehorſam und Treue geſchworen, die

Belehnung mit Böhmen und Mähren. Der Sturz von einer solchen Höhe herab konnte von Ottokar unmöglich gleichgültig ertragen werden; die Kränkung wurde noch stärker durch die von Rudolf's Seite vernachlässigte Erfüllung mancher einzelnen Bedingungen; Ottokar beschwerte sich noch im Dec. 1276 darüber, und ein neuer Vertrag (1277 Mai 6.) sollte den vorigen Frieden bekräftigen. Seinerseits hatte Ottokar die für einen Sohn Rudolf's bestimmte Prinzessin sofort in ein Kloster gesperrt, und es war zu einleuchtend, daß man ihm nicht trauen dürfe, als daß Rudolf sein Heer entlassen oder Oesterreich verlassen hätte. Der Ausschlag zu einem neuen Krieg, nachdem man (1277 Sept. 12.) sich abermals vertragen hatte, scheinen die Befehle Rudolf's gewesen seyn, sich keiner Rache gegen diejenigen, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hätten, zu bedienen. Dieses seines landesherrlichen Rechtes, wie er meinte, sich zu begeben, erklärte Ottokar, wäre er nie gesonnen gewesen, und der hierüber entstandene Briefwechsel, wozu allerdings auch die stachelnden Worte der Königin Kunigunde kamen, führte einen Wiederausbruch des Krieges herbei. Ottokar hatte im Sommer 1278 sein Heer sich bei Brünn sammeln lassen, und war nach unwesentlichen Gefechten bei Laa an die Belagerung des Städtchens Drossendorf gegangen, wo er die günstigste Zeit vergeudete, indeß Rudolf mit Sehnsucht auf die nur langsam zusammenkommenden Hülfstruppen wartete. Endlich trafen sich bei Stillfried an der March (1278 Aug. 26.) die beiden Heere, und hier kam es zu der merkwürdigen Schlacht, in der beide Könige sich eben so als geschickte Feldherren und tapfere Krieger zeigten, Ottokar aber, von dem Mähren Milota im Stiche gelassen, als er Alles gethan hatte um wenigstens eines Heldentodes zu fallen, von erbitterten Feinden grausam umgebracht wurde. Mit dieser Schlacht auf dem Marchfelde ist das Fortschreiten des slavischen Königsstammes zur Herrschaft in den deutschen Landen auf immer gehemmt, das böhmische Reich auf seine frühere Stellung zurückgeworfen, und das Uebergewicht in den deutschen Landen wieder ins Gleiche gebracht worden. Was es für das Habsburgische Haus wurde, gehört an einen andern Ort; für das Libussische Haus war die Schlacht auf dem Marchfelde ein Ausgang, für Habsburg ein Anfang.

Eben so fabelhaft als die Geschichte der Czechen ihren Anfang nimmt, lautet das was von den Polen oder den Abkömmlingen Lecho's, des Bruders des Czech, der auch den Rus noch zum dritten

Bruder gehabt haben ſoll, erzählt wird. Es iſt ſchon ungewiß ob der Name der Polen von dem einen Stamm der Polener auf das ganze Volk übertragen worden, oder, ob er aus einer andern Urſache den unter ſich getrennten Stämmen der Sarmaten oder Slaven oder Anten damals, als ſie ſich vielleicht aus Furcht vor der weiter nach Oſten vordringenden Herrſchaft der Franken unter einem Oberhaupte vereinigten, gegeben worden iſt. Dieſe Zerfallenheit unter mehrere Häuptlinge, dieſe Schwierigkeit ſich einem Monarchen zu unterordnen, iſt in der ältern Geſchichte ein bezeichnendes Merkmal des ſlaviſchen Stammes, und aus dieſem Grunde ſtanden ſie in der Regel gegen die germaniſchen Stämme, denen eine ſolche Unterordnung etwas Naturgemäßes zu ſeyn ſchien, im Nachtheil. Alles, was von Lech, dem angeblichen Erbauer Gneſens, von Krakus, und von Wanda, die ſich um ihr gegebenes Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit zu bewahren, in die Weichſel ſtürzte, erzählt wird, gehört ins Gebiet der Sage; um nichts beſſer iſt die Erzählung von Piaſt, der, als Popiel II. von den Mäuſen gefreſſen war, gewählt wurde (circa 842), nach ihm wurde ſpäter jeder eingeborne König genannt; indeſſen beginnt nun allmählig ein helleres Licht ſich über die polniſche Geſchichte auszubreiten; unter Otto I. zwang der nord- und oſtſächſiſche Markgraf Gero (c. 963) dem Polenfürſten Miſiko (Miecislav), deutſche Lehenshoheit anzuerkennen und ſich der Einmiſchung in die nachbarlichen Angelegenheiten der Luſizier zu enthalten. Miſiko ließ ſich, als er die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw I. Dambrowka heirathete, taufen, und befahl die Abſchaffung und Vernichtung der Götzenbilder an Einem Tage (965 März 7.). Dieſe gewaltſame Einführung eines neuen Glaubens fand begreiflicherweiſe Widerſtand, doch griff das Chriſtenthum, da zu Poſen (970) ein Bisthum errichtet wurde, welchem (1000) das Erzbisthum zu Gneſen, und die Bisthümer Colberg, Krakau, und Breslau folgten, immer weiter um ſich. Die politiſche Abhängigkeit hatte auch nicht viel zu bedeuten, doch erſchien Mieſko auf dem letzten Hoflager, welches Otto I. (973 Mrz.) zu Merſeburg hielt, um den Kaiſer hier über ſeinen Zwiſt mit Gero's Nachfolger Udo entſcheiden zu laſſen. Erklärlich iſt dieſe Unterwürfigkeit theils durch das mit dem Kaiſertitel immer noch verbundene Anſehen, theils aber auch durch die im Oſten von Polen ſich ausbreitende Herrſchaft Wladimir's des Großen. Mieſko's Sohn Boleslaw I. Chrobri der Kühne (992—1025), der den Preußen den

Leichnam des heiligen Adalbert abkaufte, um ihn zu Gnesen beizusetzen, eroberte Schlesien und Krakau, und erschien, als Otto III. die Pilgerfahrt nach Gnesen machte, bereits so mächtig, daß er ihn der Dienstpflicht gegen den Kaiser enthob, als König von Polen anerkannte, und ihn mit dem Pfeil des heiligen Mauritius, in einem Lanzenschafte befestigt, beschenkte, welcher als Scepter der polnischen Könige gebraucht wurde. Mit Heinrich II. gerieth Boleslaw in Krieg, mischte sich dann in die (c. 1002) zerrütteten böhmischen Angelegenheiten, ließ sich selbst zum Herzog von Böhmen ausrufen, griff sogar Bayern an, mußte jedoch dem aus Italien zurückgekehrten Heinrich II. wieder weichen, und (1005) einen Frieden schließen, den er aber schon zwei Jahre darauf (1007) wieder brach. Heinrich fand es für das Beste, ihm, als er die ganze Lausitz verheert hatte, und sich bewegen ließ, Friede zu verlangen und dem König an Pfingsten (1013 Mai 24.) zu Merseburg das Schwert vorzutragen, die streitigen Länder als Lehen zu geben. Allein Boleslaw wollte sich zu keiner Lehenspflicht verstehen, und ebensowenig sich zur Rechenschaft stellen, in dem wieder ausbrechenden Kriege blieb Boleslaw überlegen und erlangte (1018 Jan. 30.) einen vortheilhaften und rühmlichen Frieden. Zugleich war er in die Wladimir des Großen Tod (1015) folgenden innern Kriege Rußlands gemischt worden, und wollte seinen vertriebenen Schwiegersohn Swientopelk wieder in Kiew einsetzen; auch schlug er am Bug (1018) den Russenfürsten Jaroslaw völlig, eroberte Kiew mit Sturm, bei welcher Gelegenheit er mit seinem nachher bei der Krönung der polnischen Könige gebrauchten Schwerte in das goldene Thor hieb, und setzte (1018) den Swientopelk als lehnspflichtigen Fürsten über ganz Rothrußland. Da Konrad II., Heinrich's Nachfolger, sich weigerte, ihn als König anzuerkennen, so setzte er sich kurz vor seinem Tode selbst die Krone zu Gnesen auf das Haupt (1025). Der Königstitel ging auf seinen unthätigen Sohn Miecislav II. nicht über, Swientopelk wurde wieder aus Kiew vertrieben und die Oberherrlichkeit über Rothrußland ging verloren, Mähren wurde von den Böhmen, die Lausitz von den Deutschen weggenommen, so daß bei seinem Tode (1034) sein Sohn Kasimir I. einen schweren Stand hatte; dennoch mit Hülfe des deutschen Heinrich's III. und des Russen Jaroslaw die Empörer im Innern und die äußern Feinde glücklich besiegte, und deßhalb der Wiederhersteller genannt wird. Noch mehr wurde sein Sohn Boleslaw II. der Verwegene (seit

28. Nov. 1058) in vielfache Kämpfe verwickelt. Der von ſeinem Bruder Andreas König von Ungarn gekränkte Prinz Bela ſuchte bei Boleslaw Hülfe, und wurde auch (1060) in Ungarn als König eingeſetzt, hierauf mußte er mit dem Böhmenherzog Wratislaw wegen der ſeinem Bruder Jaromir geleiſteten gaſtlichen Aufnahme und Hülfe Krieg führen, endlich (1063) die wiederholten Einfälle der heidniſchen Preußen durch einen Zug in ihr Land züchtigen. Da auch der ruſſiſche Fürſt Izaslaw, dem Kiew gehörte, von dem Nowgoroder Fürſten Wrzeslaw vertrieben zu Boleslaw ſeine Zuflucht genommen hatte, ſo veranlaßte ihn dieſes zu einem Zuge nach Rußland (1063), auf dem ſich Kiew unterwarf, und nach Wiedereinſetzung des vertriebenen Fürſten die frühere Abhängigkeit wieder hergeſtellt wurde, obgleich nach ſeiner Entfernung Izaslaw aufs neue vertrieben wurde, und erſt (1077) in einem neuen Feldzug die Ruſſen geſchlagen, Kiew durch Hunger zur Ergebung gezwungen, und Izaslaw zum Statthalter in Kiew und zinsbaren Fürſten der Ruſſen ernannt wurde. Auch nach Ungarn hatte er gegen Salomo (1070) für Geiſa und Ladislav einen ſiegreichen Zug gethan. Die lange Abweſenheit der Polen von ihrer Heimath hatte die Frauen zu dem Entſchluſſe gebracht, ſich unter den Daheimgebliebenen neue Ehemänner zu erwählen, welche lauter Leibeigene geweſen ſeyn ſollen; die Nachricht hievon veranlaßte die Polen das Heer in Kiew zu verlaſſen, und Boleslaw über dieſe Uebertretung der Kriegspflicht aufgebracht, verhängte über die Ausreißer eben ſo wohl als über jene pflichtvergeſſene Weiber grauſame Strafen. Er ſelbſt ſchien ſtatt der Beſcheidenheit und Mäßigung, die ſeine jüngern Jahre ausgezeichnet hatten, ſeitdem er zum Zweitenmale Kiew erobert und die aſiatiſchen Wollüſte gekoſtet hatte, nur der Wolluſt und der Grauſamkeit zu leben. Die Ermahnungen, welche Stanislaus Szczepanowski, Biſchof von Krakau, deßhalb an ihn richtete, waren fruchtlos, und der Bannfluch, den Stanislaus endlich über ihn ausſprach, reizte den (ſeit 1077 Dec. 25.) zum König gekrönten Boleslaw zum Morde, den er (1079 Mai 8.) mit einigen Edelleuten in der St. Michaelskirche zu Krakau auf den Stufen des Hochaltars vollbrachte. Geiſtlichkeit und Adel gaben dem von Gregor VII. deßhalb über ihn verhängten Kirchenbann bereitwillig Gehör, und Boleslav endlich ſeiner Sicherheit nicht mehr gewiß entfloh zu König Ladislav von Ungarn, der ſich ebenfalls nicht getraute einen Frevler gegen die Kirche zu hegen und zu ſchützen, und ſo ſtarb

Leichnam des heiligen Adalbert abkaufte, um ihn zu Gnesen beizusetzen, eroberte Schlesien und Krakau, und erschien, als Otto III. die Pilgerfahrt nach Gnesen machte, bereits so mächtig, daß er ihn der Dienstpflicht gegen den Kaiser enthob, als König von Polen anerkannte, und ihn mit dem Pfeil des heiligen Mauritius, in einem Lanzenschafte befestigt, beschenkte, welcher als Scepter der polnischen Könige gebraucht wurde. Mit Heinrich II. gerieth Boleslaw in Krieg, mischte sich dann in die (c. 1002) zerrütteten böhmischen Angelegenheiten, ließ sich selbst zum Herzog von Böhmen ausrufen, griff sogar Bayern an, mußte jedoch dem aus Italien zurückgekehrten Heinrich II. wieder weichen, und (1005) einen Frieden schließen, den er aber schon zwei Jahre darauf (1007) wieder brach. Heinrich fand es für das Beste, ihm, als er die ganze Lausitz verheert hatte, und sich bewegen ließ, Friede zu verlangen und dem König an Pfingsten (1013 Mai 24.) zu Merseburg das Schwert vorzutragen, die streitigen Länder als Lehen zu geben. Allein Boleslaw wollte sich zu keiner Lehenspflicht verstehen, und ebensowenig sich zur Rechenschaft stellen, in dem wieder ausbrechenden Kriege blieb Boleslaw überlegen und erlangte (1018 Jan. 30.) einen vortheilhaften und rühmlichen Frieden. Zugleich war er in die Wladimir des Großen Tod (1015) folgenden innern Kriege Rußlands gemischt worden, und wollte seinen vertriebenen Schwiegersohn Swientopelk wieder in Kiew einsetzen; auch schlug er am Bug (1018) den Russenfürsten Jaroslaw völlig, eroberte Kiew mit Sturm, bei welcher Gelegenheit er mit seinem nachher bei der Krönung der polnischen Könige gebrauchten Schwerte in das goldene Thor hieb, und setzte (1018) den Swientopelk als lehnspflichtigen Fürsten über ganz Rothrußland. Da Konrad II., Heinrich's Nachfolger, sich weigerte, ihn als König anzuerkennen, so setzte er sich kurz vor seinem Tode selbst die Krone zu Gnesen auf das Haupt (1025). Der Königstitel ging auf seinen unthätigen Sohn Miecislav II. nicht über, Swientopelk wurde wieder aus Kiew vertrieben und die Oberherrlichkeit über Rothrußland ging verloren, Mähren wurde von den Böhmen, die Lausitz von den Deutschen weggenommen, so daß bei seinem Tode (1034) sein Sohn Kasimir I. einen schweren Stand hatte; dennoch mit Hülfe des deutschen Heinrich's III. und des Russen Jaroslaw die Empörer im Innern und die äußern Feinde glücklich besiegte, und deßhalb der Wiederhersteller genannt wird. Noch mehr wurde sein Sohn Boleslaw II. der Verwegene (seit

Schlacht, in welcher die Ungarn, verstärkt durch den österreichischen Markgrafen Leopold und den Böhmenfürsten Sobieslav, in der Grafschaft Zips (1133 Jul. 24.) dem Polenkönig eine gänzliche Niederlage beibrachten. Mit Böhmen dauerte hierauf der Krieg fort bis zum Stillstand von Merseburg, wo Lothar II. den Polenfürsten zum Ritter schlug und von ihm für Pommern (und Rügen?) die Huldigung empfing (1135 Aug. 15.). Durch einen förmlichen Frieden (1137) wurde der böhmische Krieg ganz geendigt. Bald darauf erkrankte Boleslav und starb (1138 oder 1139) als einer der kräftigsten und thätigsten Fürsten, die Polen gehabt hatte, bereitete aber durch die in seinem letzten Willen ausgesprochene Theilung des Landes unter seine Söhne eine über 150 Jahre dauernde Zerrüttung und Schwäche vor. Der älteste Sohn Wladislav II. sollte außer dem Hauptland Krakau, Schlesien, Pommern, Lenczyca, und Sieradien, nebst der Oberhoheit über die jüngern Brüder bekommen, Boleslav IV. (der Krause) Masovien; Kujavien, Dobrin, und das Kulmerland, Miecislav das eigentliche Herzogthum Polen (Gnesen, Posen, und Kalisch), Heinrich das Herzogthum Sendomir und Lublin erhalten; für den jüngsten, Kasimir, war wegen seiner Jugend noch Nichts ausgesetzt. Da Wladislav durch sein Weib Christina (Agnes), eine natürliche Tochter Kaiser Heinrich's V., sich zum Alleinherrscher machen wollte, so wurde er mit sammt seinen russischen Hülfsvölkern am Flusse Pilcie geschlagen (1142), und entfloh zu Konrad III. (1145), der sich seiner damals nicht besonders annehmen konnte, indem zunächst der Kreuzzug ihn in Pflicht nahm. Erst Friedrich Barbarossa nahm sich seiner an, machte gegen Boleslav IV., der jetzt auch Krakau besaß, einen Reichszug (1157 Aug.), drang bis Posen, und zwang den Herzog in das kaiserliche Lager zu kommen, wo er betheuerte, durch die Vertreibung seines Bruders Wladislav habe er das Reich nicht beleidigen wollen, den Lehnseid schwur, Tribut und Strafgelder für sein Ausbleiben zu Merseburg zahlte, und außer andern Versprechungen verhieß sich mit Wladislav nächste Weihnachten zu Magdeburg zu vergleichen. Von allen diesen Bedingungen ward keine erfüllt, und Friedrich's Kriege mit den Lombarden erlaubten ihm nicht auf Polen zu achten. Wladislav starb 1159 und seine Söhne, Boleslav, Konrad und Miecislav vertrugen sich mit ihren Oheimen (1160) dahin, daß sie gegen Schlesien ihren weitern Ansprüchen entsagten. Dieses, zuerst in Breslau, Glogau, und Teschen getheilte Land wurde nach Konrad's (1168) unbeerb-

tem Tod in Ober- und Unterſchleſien getheilt, welches Land, als erſte Folge von Boleslaus III. Theilung, faktiſch von nun an von Polen getrennt war, und im Laufe der nächſten Jahrhunderte völlig germaniſirt wurde. Boleslav IV. führte gegen die Preußen unglücklich Krieg (1161), und hinterließ (1173 Oct. 29.) die oberhoheitliche Würde ſeinem Bruder Mieciſlav III. dem Alten, auf den (1177), nachdem auch Heinrich (1176) ohne Erben geſtorben war, der jüngſte vom Vater bei der Theilung ganz übergangene Kaſimir II. (1177—1194 Mai 5.) als Erbe faſt des ganzen, väterlichen Reiches folgte. Mieciſlav war wegen Gewaltthätigkeit aller Art, harte Jagdfrevelſtrafen, Begünſtigung der Juden, Münzbedrückung, und harte Behandlung des Adels genöthigt worden, ſich aus Krakau zu entfernen und mit ſeinem Erblande ſich zu begnügen. Er hatte, noch während Kaſimir lebte, Verſuche zur Wiedererlangung der Oberherrſchaft gemacht, und nach ſeinem Tode verband er ſich mit den ſchleſiſchen Herzogen und den Pommern, um Kaſimir's älteſten, ſechsjährigen Sohn, Lesko den Weißen, zu verdrängen. Die Mutter Lesko's dagegen, Tochter des ruſſiſchen Fürſten Wszewolod von Belzk, und der Biſchof Fulko von Krakau mit ſeinem Bruder, dem Woywoden Nikolaus, verbanden ſich mit dem ruſſiſchen Fürſten Roman Miſtiſlawitſch von Volhynien, und ſo entſtand ein Bürgerkrieg, durch den bald Mieciſlav (geſt. 1202), dann ſein Sohn Wladislav III. (Stockbein), der 1205 wieder auf Poſen beſchränkt wurde, bald wieder Lesko V. der Weiße die Oberherrſchaft behauptete. Lesko trat ſeinem jüngern Bruder Konrad Maſovien und Cujavien, nebſt den Gebieten von Dobrin, Michelow, und Kulm, ab; die Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten dieſes Fürſten nöthigten ihn, ſich, wie ſchon erzählt, gegen die Einfälle der Preußen erſt bei den Schwerdtrittern, dann bei den deutſchen Rittern Hülfe zu ſuchen. Als aber Lesko bei einem verrätheriſchen Ueberfall des Suantepulk Herzogs von Pommern bei Marczinkova (1227 Nov. 19.) erſchlagen worden war, trat Konrad als Vormund ſeines unmündigen Sohnes, Boleslav V. des Keuſchen auf, behauptete ſich auch in dieſer Stelle gegen den breslauiſchen Herzog Heinrich den Bärtigen, Sohn Boleslav's des Langen, Gemahl der heiligen Hedwig, im Anfange, wurde aber (1234) aufs neue angegriffen und (1237) Krakau abzutreten genöthigt, worauf auch Heinrich's Sohn gleiches Namens mit dem Beinamen der Fromme nach des Vaters Tod (1238) die Rechenſchaft führte. In dieſer ganz außerordentlichen Zerriſſen-

heit kam nun noch das Unglück des Mongoleneinfalles dazu. Sie hatten damals schon Rußland erobert und drangen nun immer weiter gegen Westen vor. Zwar brachte ihnen der Woywode Wladimir von Krakau (1240) eine Niederlage bei, als sie aber wiederkehrten, und Boleslav selbst von Krakau sich nach Mähren flüchtete, schlugen sie am 18. März 1241 bei Chmielnik, das ihnen vom Adel entgegengestellte Heer, verbrannten (1241 Febr. 13.) das von allen Bewohnern verlassene Krakau, gingen dann über die Oder, verbrannten Breslau, und drangen bis auf die Wahlstadt bei Liegnitz vor. Herzog Heinrich der Fromme erwartete sie hier, verstärkt durch seinen Schwestersohn Boleslav von Mähren, durch die Krakower und Großpolen unter Sulislav, Sohn des Woywoden von Krakau, durch Mieczislaw von Oppeln (Oberschlesien), und durch den preußischen Heermeister Poppo von Osternau, und mehrere ausländische Söldner. Kaum 30,000 stark erwarteten sie (1241 Apr. 9.) die, wenn auch nicht 450,000 starken, doch auf jeden Fall sehr überlegenen Feinde. Der erste Angriff der deutschen Ritter und der von Boleslav geführten schlesischen Bergknappen warf die Mongolen zurück, doch war ihre Flucht mehr ihrer Kriegessitte gemäß, um sogleich zurückzukehren und ihre Gegner von allen Seiten zu umzingeln. Da blieb Boleslav von Mähren, und Herzog Heinrich ließ jetzt die Schaaren unter Miecislav und Sulislav vordringen, welche vermöge ihrer eiserner Bedeckung den Pfeilen leicht Widerstand boten, als sich auf einmal eine Stimme erhub: Flieht, flieht! Hierdurch erschreckt ergriff Miecislav wirklich die Flucht, brachte dadurch die Reihen der Christen in Unordnung, und was auch Herzog Heinrich selbst versuchen mochte, er fiel mit dem größten Theil der Seinen auf dem Schlachtfelde. Liegnitz wurde berannt, allein Anna, Heinrich's Wittwe, verhielt sich standhaft, und da die innern Verhältnisse des Mongolen Reiches den Fürsten Batu zum Rückzug nöthigten, so blieb es bei dieser Einen Probe der Mongolenherrschaft. Nun konnte Herzog Konrad sich der Oberherrschaft wieder anmaßen, mußte sie jedoch (1243) dem rückgekehrten Boleslav abtreten, benahm sich aber friedlich bis an seinen Tod (1247). Die Regierung Boleslav's war ganz schwach und kraftlos, die Nachkommen Miecislav des Alten besaßen Großpolen, die Söhne Konrad's Masovien und Cujavien als ganz unabhängige Fürstenthümer, eben so war Schlesien unter mehrere Fürsten getheilt, und die Oberherrschaft des Besitzers von Krakau war ganz bedeutungslos. Am wich-

tigsten ist die Einführung (1257) des magdeburgischen Rechtes in Krakau. Noch einige Jahre vor seinem Tode bestimmte Boleslav den Enkel Konrad's von Masovien von dessen Sohn Kasimir (gest. 1268) zu seinem Nachfolger; dieser, Lesko II. der Schwarze, folgte ihm (1279 Dec. 7.), ohne daß in den polnischen Landen dadurch eine bessere Aenderung eingetreten wäre. Den Russen wurde (1280) Lublin abgenommen, Breslau, dessen Herzog Heinrich die übrigen schlesischen Fürsten gefangen hielt, belagert (1281) aber fruchtlos, den Einfällen der Litthauer (1282) durch einen Sieg bei Lublin eine Grenze gesetzt, die aber schon 1283, da von einigen Großen der Herzog von Masovien Konrad II. auf den Thron berufen wurde, wieder einfielen. Das Traurigste war der Einfall der Mongolen aus Rußland (1287) die an 21,000 Mädchen in die Sklaverei abgeführt haben sollen. Lesko selbst entwich indessen nach Ungarn. Hungersnoth und Pest kamen zu dieser Landplage noch hinzu, und, noch ohne daß die innere Ordnung hergestellt war, starb Lesko II. ohne Leibeserben (1289 Dec. 30.). Die Wahl der Fürsten und der Hauptstadt war getheilt; Herzog Heinrich IV. von Breslau, welchen die Stadt Krakau erwählte, behauptete sich vor Boleslav von Masovien, fand aber bald einen Gegner an Lesko's Stiefbruder Wladislav Loktiek (Ellenlang), der ihn bei Krakau schlug, und sich dann in der Hauptstadt zum König ausrufen ließ (1290). Gleich darauf mußte er aber dem schlesischen Fürsten entweichen, der indessen noch in demselben Jahre starb. Nun trat Przemyslav von Großpolen, der mächtigste unter den damaligen piastischen Fürsten in die Schranken, mit dem zugleich der böhmische König Wenzel, Ottokar's Sohn, auf eine erdichtete Verschreibung von Lesko dem Schwarzen bauend, sich als Thronbewerber meldete. Einfälle der Mongolen, Streifzüge der räuberischen Litthauer, Krieg mit dem deutschen Orden, ließen es als einen allgemeinen Wunsch entstehen, daß wieder Ein Oberherr sein möchte. So wurde denn Przemyslav I. mit Bewilligung des Papstes Bonifacius VIII. und ohne Widerspruch von Seiten König Rudolf's I. (1295 Jun. 28.) zu Gnesen als König gekrönt, aber nach wenigen Monaten auf Veranstaltung des askanischen Markgrafen von Brandenburg, Otto des Langen, zu Rogozno (1296 Febr. 7.) ermordet. Jetzt trat Wladislav abermals auf, wurde auch gewählt und anerkannt, zerfiel aber mit dem Bischof Andreas von Posen, der ihn 1299 in den Bann that, und der Böhmenkönig Wenzel, damals von seiner ersten Gemahlin Jutta von Habsburg

Oesterreich Wittwer, erhielt mit Przemislav's Tochter Richenza (nachher Elisabeth) die polnische Krone, welche ihm der Erzbischof Jakob von Gnesen aufsetzte, aber so gut auch die Regierung dieses Fürsten war, so konnte doch den Polen die Ungerechtigkeit nicht entgehen, die sie ihrem eigenen Stamme durch Uebergehung Wladislav's zugefügt hatten, und sobald dieser vom Papst selbst sich vom Kirchenbann hatte lossprechen lassen (1301), begann er seine Rechte auf Polen geltend zu machen, worin er dem Tod Wenzels (1305) und seines Sohnes viel zu verdanken hatte. Durch Wladislaw Loktiek wurde dem Uebel, das Boleslav's III. Theilung veranlaßt hatte, zwar nicht ganz, denn Schlesien blieb auf immer getrennt, Pommerellen ging an den deutschen Orden verloren, der während der Schwäche Polens das Ostseeland in seine Gewalt gebracht hatte, aber doch großentheils abgeholfen, und Polen als ein ansehnliches Reich, dessen König keinem nachstand, in die Reihe der europäischen Staaten eingeordnet. Dagegen riß sich das später mit Polen verschmolzene Litthauen um dieselbe Zeit los und erhielt sich noch an hundert Jahre im alten Wesen. Der Volksstamm der Litthauer, verwandt mit den Letten, wie Sprache und Religion zeigt, aber noch niedriger in seiner Bildung, war gegen das Jahr 1000 von Bork, einem von einem mythischen Einwanderer Palämon abstammenden Fürsten, beherrscht, scheint damals nur das Land an der Wilja inne gehabt zu haben, und war den russischen Großfürsten zinsbar. Kiern, der Sohn von Bork's jüngstem Bruder Kunaß, nahm (zw. 1058 und 1065) den Russen Braslaw ab, machte später gemeinschaftlich mit den Russen einen Zug gegen Polen, wurde aber von Wladislav Hermann (c. 1083) geschlagen. Ohngefähr hundert Jahre lang läßt sich nun über die litthauische Geschichte, wegen gänzlichen Mangels alter Berichte, nichts sagen, als daß die Litthauer sich zu einem sehr tüchtigen Reitervolke ausbildeten, und ihre Angriffe hauptsächlich auf das damals durch seine Theilungen und Bürgerkriege ganz geschwächte Rußland richtend, ihre Grenzen bis zur Düna und südlich bis Prypetz erweiterten. Nun vermehrte sich aber die Gefahr durch die damals in Liefland ankommenden Schwerdtritter, und später durch die deutschen Ritter in Preußen; Ringold vereinigte indessen (c. 1230) die verschiedenen kleinen Fürstenthümer, beide Litthauen, Schamayten, Polnisch Livland, Podlachien, Rothrußland, Belz, Polhynien, und Podolien, und nannte sich Großfürst (Veliky Knaz); die Kriege mit Rußland und mit dem Orden

dauerten fort, und Ringold's Sohn Mendog (1235—1263) mußte dem Meister der Schwerdtritter, Andreas von Stukland, vor allem (1252) die Annahme des Christenthums versprechen, dann erst kam es zu einem Frieden, wodurch er Podlachien, Schamayten, Kurland und andere Striche abtrat, aber schon nach wenigen Jahren (1255) wieder abfiel und sich nach einem mit Rußland geschlossenen Frieden siegreich gegen das damals geschwächte Polen und gegen Preußen wandte, aber im Laufe seiner Eroberungen von seinem Neffen Troynat und seinem Schwager Doumand (1263) ermordet wurde. Troynat hatte bald darauf (1264) ein gleiches Loos; die Wahl erhub dann Mendog's Sohn Wolstinik, der im Kriege mit Rußland (1266) von dem Fürsten Leo von Wladimir verrätherisch umgebracht wurde. Mit ihm erlosch der schwache Funke des Christenthums, das nur gezwungen angenommen worden war; Perkunos ewiges Feuer wurde wieder verehrt, und der Kampf gegen die Christen, selbst nach dem Absterben des alten palämonischen Herrscherstammes mit Trojden (c. 1282) von den folgenden Großherzogen, dem Stamme Witen's, fortgesetzt.

Weiter hin nach Osten wohnten ursprünglich ebenfalls Slavenstämme unter besondern Oberhäuptern oder Aeltesten, die sich in einzelnen Ansiedelungen, nach alter auch germanischer Weise hauptsächlich in Wäldern, an Flüssen, an Seen, über das Land ausbreiteten, und durch die großen Flüsse des innern Rußlands, wodurch ihre Wanderungen geleitet wurden, auch in Verbindung blieben. Nördlich grenzten sie an tschudische oder finnische Stämme, die theils weiter zurückgedrängt, theils unterjocht wurden, während sie im Süden den Chazaren einen Tribut in Pelzwerk entrichteten. Der Mittelpunkt der südlichen Stämme war Kiew (Gardarike), der nördlichen Nowgorod (Holmgard), welches bestimmt slavischen Ursprungs ist. Diese nördlichen Slaven (Nowgoroder, Kriwitschen, Meren, Wessen u. a.) hatten von Angriffen der Normänner (859), die hier Waräger hießen, viel zu leiden; sie ermannten sich zwar, vertrieben (861) ihre Peiniger, geriethen aber jetzt unter sich in solche Streitigkeiten, daß sie auf den Rath Gostomysls, eines der Aeltesten von Nowgorod, sich (862) an die sogenannten russischen Waräger jenseits des Meeres wendeten, sie möchten kommen und über sie herrschen. Nach der wahrscheinlichsten Meinung sind diese nun unter ihren Häuptern Rurik, Sineus, und Truvor, eingewanderten russischen Waräger Schweden gewesen; Rurik wurde, als

die beiden andern ſtarben, Alleinherrſcher des Landes vom Peipus See bis zum weißen See, und gab, auf ähnliche Weiſe wie es 912 in Frankreich der Fall war, dem Volk und Land das er beherrſchte ſeinen Namen, während er in Sitte und Sprache zu ihnen überging. Einigen ſeiner Genoſſen gab er Statthalterſchaften in dem neuen Reiche und überging dabei zwei kühne Männer, Oſkold und Dir, die ſich nun ſelbſt nach dem Süden begaben, in Kiew die Statthalter des Chazarenchanes wurden, mit einer großen Flotte den Dnieper hinabfuhren und (865) vor Conſtantinopel erſchienen, glücklicherweiſe aber durch einen Sturm zur Rückkehr gezwungen wurden. Als Rurik (879) ſtarb, führte Oleg die Vormundſchaft über den noch unmündigen Igor, eroberte Smolensk und Kiew, ſchlug hier (892) den Sitz des Fürſtenthums auf, erſchien (907) ebenfalls vor Conſtantinopel und erzwang einen für die Ruſſen günſtigen Handelsvertrag. Igor ſelbſt (913—945) war weniger glücklich, er hatte (915) mit den Petſchenägren zu thun, wurde (941 Jun. 11.) durch das griechiſche Feuer von Conſtantinopel zurückgeſchlagen, und auch ſpäter genöthigt (945) mehrere dem Oleg zugeſtandene Bedingungen aufzugeben. Als er von Drewiern meuchelmörderiſch erſchlagen worden war, führte ſeine Gemahlin Olga die Vormundſchaft über ihren Sohn Swjatoſſlaw, erhielt (957) zu Conſtantinopel die Taufe und bemühte ſich nun eifrig den chriſtlichen Glauben bei den Ruſſen einzuführen. Sie wendete ſich zu dieſem Ende an Kaiſer Otto I., der ihr einen trieriſchen Mönch Adalbert (961) zuſchickte, welcher aber bald wieder zurückkehrte, weil er gar keine Neigung dazu vorgefunden hatte, und ſpäter wegen ſeiner dabei bewieſenen Bereitwilligkeit, erlittenen Beſchwerden, und wirklichen Verdienſte, erſter Erzbiſchof von Magdeburg wurde. Swjatoſſlaw herrſchte ſeit 964 allein, bezwang die Slaven an der Wolga und Oka (964), ſchlug die Chazaren, drang weit nach Süden vor, eroberte (968) das Land der Bulgaren, und gedachte hier ſeine Hauptſtadt zu nehmen, gerieth darüber mit den Griechen in Krieg und wurde (971) von Johannes I. Tzimisces bei Hadrianopel geſchlagen und kam darauf am Dnepr im Kampfe mit den Petſchenägren (972) um. Von ſeinen drei Söhnen, unter die er ſchon bei ſeinen Lebzeiten (970) das Reich getheilt hatte, erlangte Wladimir (980) die Alleinherrſchaft. Bei ihm hatte Olaf Trygweſon ſchon 978 Zuflucht gefunden. Ob er wirklich einer Aufforderung den Islam anzunehmen ſich entzogen habe, muß dahingeſtellt bleiben; ge-

wiß ist, daß er dem griechischen Glauben den Vorzug vor dem römischen gab, und sich (988) in Cherson taufen ließ und zugleich Anna, der römischen Kaiserin Theophano, damals Wittwe von Otto II., heirathete. Hiemit war das Christenthum zwar in Rußland befestigt, indem Wladimir sich die Einführung desselben sehr angelegen seyn ließ, die Götzenbilder vernichtete, Kirchen erbaute und beschenkte, aber durch das Anschließen an den Patriarchen zu Konstantinopel wurde eine hohe Scheidewand zwischen den Russen und ihren westlichen Nachbarn gezogen. Der russischen Kirche fehlte die Selbstständigkeit, welche die abendländische in so hohem Grade erlangte, indem die hohen Geistlichen von dem Regenten ernannt wurden, nur den Metropolitan, welchen der Patriarch von Constantinopel bestimmte, ausgenommen, und selbst hierin hatte oft der Großfürst eigenmächtig gehandelt. Auch die in dem Abendlande so einflußreichen Mönche, deren gegenseitiger Wetteifer in ihr nur zu oft in Trägheit und Wohlleben stagnirendes Daseyn immer neue Bewegung und einen neuen Aufschwung zu ihrer Idee hervorbrachte, fanden in den orientalischen Mönchen kein entsprechendes Abbild, indem diese zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung näher geblieben, weit weniger verdorben als die abendländischen, aber auch weit weniger geistig entwickelt, und daher weit weniger einflußreich auf die Bildung des Volkes waren. Was jedoch schon in den weiter nach Westen gelegenen Slavenländern geschehen war, fand auch hier statt; die Landessprache wurde frühzeitig gebraucht, um auch über religiöse Gegenstände Belehrung zu geben, und früher als in den westlichen Ländern, wo die lateinische Sprache, theils wegen des römischen Einflusses, theils wegen ihrer leichteren Verständlichkeit als Muttersprache vorherrschte, für Geschichtschreibung und Dichtung gebraucht. Wie in andern Ländern wurde auch hier durch die Theilung der Grund zu langdauernder Schwäche des ganzen Reiches gelegt. Wladimir, der Große genannt, theilte sein Reich unter seine zwölf Söhne, von denen der in Kiew als Großfürst über die andern eilf herrschen sollte; allein noch vor des Vaters Tode (starb 1015 Jul. 15.) hatte sich Jaroslav Fürst von Nowgorod empört; es brach ein Bruderkrieg aus, in welchem Swjatopolk I. sich des Thrones in Kiew bemächtigte, bis (1019) Jaroslav die Alleinherrschaft sich erwarb. Die ihm hiebei besonders hülfreich gewesenen Nowgoroder erhielten außer andern Begünstigungen das für sie gegebene Russische Recht (Pravda Ruskaja), das auf einer im

Allgemeinen nordiſchen Grundlage, die jedoch durch mancherlei Eigenthümlichkeiten modificirt iſt, Verfügungen über das Wehrgeld, je nach dem Stande des Erſchlagenen, Strafe des Diebſtahls und anderer Vergehen, Erbfolge, Gerichtsordnung, Zeugenbeweis, Gottesurtheile, u. dgl. enthält. Die Städte hatten ſich überhaupt ſchon unter Wladimir bedeutend gehoben; in Nowgorod beſtand eine öffentliche Schule für 300 Kinder der Weltprieſter und der Kaufleute, Kiew wurde vergrößert, durch die Hauptkirche St. Sophia und das ſogenannte goldene Thor verſchönert. Für die Religion wurde beſonders viel gethan, Kirchen gebaut und mit Gemälden und mit Moſaikarbeiten von griechiſchen Künſtlern ausgeſchmückt, Klöſter geſtiftet, namentlich das Höhlenkloſter in Kiew; die Geiſtlichkeit durch ein beſonderes Geſetz über die geiſtlichen Gerichte bevorzugt, und Schriften aus dem Griechiſchen in das Slaviſche übertragen. Mit ſeinem Bruder Miſtiſlaw mußte Jaroslaw (1026) das Reich theilen, ſo daß jener von Kiew aus über die ſeit der Zertrümmerung des Chazarenſtaates (1016) vergrößerte ſüdliche Hälfte, Jaroslaw von Tſchernigov aus über Nowgorod und den Norden gebot. Gegen die Polen führten ſie (1031 — 1032) gemeinſchaftlich Krieg und entriſſen ihnen die von Boleslaw Chrobri früher in Volhynien abgenommenen Städte. Jaroslav eroberte auch die liviſche Küſte, erbaute daſelbſt Dörpt (oder Juriev) 1030, vereinigte nach ſeines Bruders Tod (1036) das ganze Reich, führte mit den Litthauern (1040) und den Polen (1041 und 1042) Krieg, bedrohte (1043) die Griechen mit einer Flotte, weil ein angeſehener Ruſſe in Conſtantinopel ermordet worden war, und beſetzte wegen der fortdauernden Mißhelligkeit mit den Griechen den Metropolitanſtuhl zu Kiew (1051) ſelbſt mit dem Prieſter Hilarion, ohne ſich deßwegen von der griechiſchen Kirche zu ſepariren oder dem Patriarchen ſein Recht ſchmälern zu wollen. Eine lange und im Ganzen genommen glückliche Regierung erwarb dem Großfürſten allgemeine Achtung, und ſelbſt im fernen Ausland war der ruſſiſche Name damals berühmt. Trotz der eigenen Erfahrung über die Nachtheile der Zerſplitterung des Reiches theilte doch Jaroslaw kurz vor ſeinem Tode (ſt. 1054 Febr. 19.) ſein Reich unter ſeine ſechs Söhne, von denen Iſiaſlav I. (Dimitrij) als Großfürſt Kiew bekam. Der Einfall der tatariſchen Polovzer (1061 und 1067) kam nun zu den innern Kriegen hinzu, Iſiaſlav von einem Fürſten von Polozk geſtürzt, wurde (1069) mit Hülfe des Polenfürſten Boleslaw II. wieder auf den Thron geſetzt,

und mußte sich gefallen lassen, daß sein Bruder Sswjatoslav Fürst von Tschernigov und Wssewolod Fürst von Perejaslavl sich als Großfürsten neben ihm behaupteten. Er wendete sich daher an Polen, an das Reich, und an Gregor VII., der seinem nach Rom gekommenen Sohne die Thronfolge zusicherte, und den Polenherzog bewog sich abermals des Großfürsten anzunehmen, dem dann Wssewolod (1087) den Thron wieder friedlich einräumte. Indessen wurde die Ruhe auch dadurch nicht hergestellt, und als Jssaslav (1079) in der Schlacht bei Tschernigov gefallen war, folgte ihm keiner seiner Söhne, sondern sein Bruder Wssewolod, unter dem das Reich durch Angriffe der Polovzer und Bulgaren von außen, und durch Empörungen der abhängigen Fürsten heftig zerrüttet wurde. Eine furchtbare Pest suchte (1092) Rußland heim, von der (1093) Wssewolod selbst weggerafft wurde, und nun seinen Neffen Sswjatopolk II. (Michael) Jssaslawitsch zum Nachfolger hatte. Offenbar als ein Mittel gegen die Nachtheile der Theilung schloß dieser (1096) einen förmlichen Theilungsvertrag mit allen damals noch lebenden Nachkommen Rurik's, wodurch zwar die Oberhoheit des Kiewer Großfürsten anerkannt und gesichert wurde, die übrigen Fürstenthümer im Grunde jedoch nur dem Namen nach unterworfen und nur zu gemeinsamer Vertheidigung verpflichtet waren. Neue innere Kriege nöthigten ihn (1099) die Ungarn zu Hülfe zu rufen, während seine Gegner sich mit den Polovzern verbanden, und obgleich sich die Russen versöhnten und gemeinschaftlich gegen die Polovzer zu Felde zogen, so dauerten die Plünderungen dieser Feinde doch bis an seinen Tod (1113 Apr. 16.). Die Bürger von Kiew erhoben jetzt den Sohn seines Vorgängers Wladimir II. Wssewolodowitsch Monomachos auf den Thron, der ihnen dafür ihren Wunsch gewährte, die Juden, welche seit Wladimir's I. Zeit eingewandert und der Gewerbsthätigkeit höchst nachtheilig geworden waren, (1114) auf ewige Zeiten aus Rußland zu verbannen. Siege über die Tschuden in Finnland, über die Liven, die Bulgarn, die Polen, Böhmen, und Ungarn, machten seine Regierung angesehen und kräftig; deutsche Kaufleute ließen sich in Kiew nieder und brachten einen Theil des bisher über Constantinopel getriebenen südrussischen Handels an sich. Ihm folgten (1126 Mai 19.) nacheinander seine Söhne, Mstislav I. (— 1130) und Jaropolk II. (— 1139 Febr. 18.) unter den herkömmlichen Unruhen und Empörungen, den dritten Bruder Wjatscheslav verdrängte aber nach acht Tagen Swjatoss-

lav's II. Enkel Wſſewolod II. Olgowitſch, bisher Fürſt von Tſchernigov. Doch blieb die jüngere (ſogenannte monomachiſche) Linie im Beſitz ihrer Fürſtenthümer, und als Igor II. ſeinem Bruder (1146) folgte, wurde er nach dreizehntägiger Regierung entſetzt, und des Monomachos Enkel Iſjaſſlav II. aus Perejaſſlavl wurde von den Kiewern eingeladen, mußte jedoch (1149) ſeinem Oheim Jurij (Georg) I. Wladimirowitſch Dolgoruki weichen, welcher nach einigen dazwiſchen eingetretenen Wechſeln (1155) zum zweitenmale die großfürſtliche Würde an ſich brachte, auch mit mehr Kraft als bisher geſchehen war das großfürſtliche Anſehen behauptete, mehrere neue Städte gründete, den Anbau des Landes zu befördern ſuchte, zu der ſpäter nach dem Fluſſe genannten Hauptſtadt Moſſkwa (1156) durch Erbauung eines Landhauſes den Grund legte, aber bei einer Regierung von kurzer Dauer (geſt. 1157 Mai 15.) für die Befeſtigung des Reiches, das damals eben in zwei Hälften, eine nördliche mit dem Hauptpunkt Wladimir, eine ſüdliche mit Kiew, zu zerfallen anfing, doch nur wenig thun konnte. Sein Sohn Andreij I. Jurjewitſch Bogoljubovski wich in Kiew dem vom Volke begehrten Iſjaſſlaw III. Dawidowitſch Fürſten von Tſchernigov, und herrſchte als Großfürſt von Wladimir aus über die meiſten nördlichen Fürſten, hielt ſelbſt den Großfürſten von Kiew in einer gewiſſen Abhängigkeit, und bemächtigte ſich, als innere Unruhen die Stadt Kiew ganz zerrütteten, (1170) dieſer Hauptſtadt, ließ ſie zwei Tage lang plündern, ſetzte Großfürſten in derſelben nach Belieben ein und ab, und wurde (1174) von Meuchelmördern ermordet. In Wladimir folgte nach einigen ſchnell wieder verſchwindenden Regenten (1176) Wſſewolod IV. der Große, der ſich zwar gegen den Fürſten Mſtiſſlaw III. von Nowgorod erhielt und ihn ſogar vertrieb, dagegen nichts thun konnte, um den Räubereien der Bulgarn und Polovzer zu ſteuern, noch die Anſiedlung der Deutſchen in Riga zu hindern, noch ſich gegen Litthauer, Polen und Ungarn zu ſchützen. Seit 1201 trat an der liviſchen Küſte der Schwerdtbrüderorden auf; Nowgorod eilte ſich durch einen Handelsvertrag mit den Deutſchen und den Gothländern ſicher zu ſtellen; im Süden war zwiſchen Roman von Halitſch und Rurik II. von Kiew Streit und Verwirrung entſtanden, wobei Rurik, der mit polovziſchen und andern Hülfsvölkern (1202) zurückgeführt wurde, Kiew anzünden und plündern ließ. Kiew war zu gänzlicher Bedeutungsloſigkeit durch den häufigen Wechſel der Regenten herabgeſunken, und während das nördliche Großfürſten-

thum Wladimir für die im Süden entſtandene Schwäche einigen Erſatz hätte gewähren können, vernichtete Wſſewolod dieſe Ausſicht, indem er ſeine Staaten kurz vor ſeinem Tode (1212 Apr. 15.) ebenfalls unter ſeine Söhne theilte. Jurij II. war zum Großfürſten ernannt, konnte jedoch erſt (1218) dieſen Thron bekommen. Trotz der innern Zerſplitterung des Reiches in eine Menge größere und kleinere Fürſtenthümer, trotz der Verluſte an Polen und Ungarn, welche gegen die anſehnlichen Eroberungen im Nordoſten leicht zu verſchmerzen waren, trotz der ringsum, von Finnland aus bis hinab ins Land der Bulgarn und Polovzer, lauernden Feinde, wäre Rußland immer noch ein gewaltiges, und ſo wie es einig wurde, jedem andern furchtbares Reich geweſen, wenn nicht der ungeheure Stoß der Mongolenwanderung es auf Jahrhunderte hinaus in Botmäſſigkeit gebracht hätte. Noch bei Dſchingis Chan's Leben führte ſein älteſter Sohn Tſchudſchi das Heer durch Kaptſchak, d. i. die Länder vom ſchwarzen Meere nördlich zwiſchen dem Jaik und der Wolga, nach dem Don gegen die Polovzer, dieſe wandten ſich an die Ruſſen um Hülfe, und mehrere Fürſten vereint, ohne auf die von Jurij erbetene Hülfe zu warten, lieferten den Mongolen die Schlacht an der Kalka (1224 Mai 31. oder Jun. 16.), nach deren Verluſt ganz Südrußland von den Siegern überſchwemmt wurde. Da Dſchingis Chan die Sieger zurückrief, um in einer allgemeinen Verſammlung Verfügungen über die innere Einrichtung und Verwaltung der eroberten Länder zu treffen, ſo hatte Rußland wieder einige Ruhe, bis ſein Nachfolger Oktai (1227) den Batu, Tſchudſchi's Sohn, auch gegen Nordrußland (1235) ſendete. Jurij II. fiel ſelbſt in der Schlacht (1238 März 4.) bei Sſit, und bis in die Nähe von Nowgorod wurde Alles verheert. Indeſſen zog ſich Batu des Thauwetters wegen an die Wolga zurück, und Jurij's Bruder Jaroslav II. nahm den Thron von Wladimir in Beſitz, gab das Fürſtenthum Nowgorod ſeinem Sohne Alexander, während Michail Fürſt von Tſchernigov Kiew in Beſitz nahm. Schon brachen unter den Ruſſen neue innere Kriege aus, als Batu (1230) zurückkehrte, Kiew (1240 Dec. 6.) eroberte, und nach dem Zug gegen Polen und Ungarn von ſeinem königlichen Zelte am Ufer der Wolga das Reich Kaptſchak zu regieren anfing. Jaroslav leiſtete ihm (1243) perſönlich die Huldigung und ließ ſich mit der Oberherrſchaft über ganz Rußland belehnen. Durch den Sieg, welchen Alexander I. von Nowgorod an der Newa (1240 Jul. 15.) über die Schwe-

den erfocht, welche um das Chriſtenthum auszubreiten unter den Tawaſten, oder um Eroberungen zu machen, gelandet waren, erwarb er ſich Heidenthum, und ſicherte die Grenzen auf dieſer Seite, ſo wie er auch die deutſchen Ritter, welche mit den Litthauern ſchon bis nahe an Nowgorod herangekommen waren, auf dem feſtgefrornen Peipus See (1242 Apr. 5.) ſchlug, und die Abtretung des Gebietes von Pſkow erzwang. Bei der Unterthänigkeit, in welcher nun zwei Jahrhunderte lang Rußland von den Mongolen, ſpäter Tataren genannt, gehalten wurde, konnten dieſe Kriegsthaten keine dauernden Vortheile gewähren, wiewohl ſie den Ruhm, welcher der kriegeriſchen Tapferkeit der Ruſſen gebührte, außer allen Zweifel ſetzten, und die lange Knechtſchaft hatte die traurige Folge, daß abgeſehen von der Losreißung Rußlands aus dem Verband mit dem übrigen Europa, in den es kaum erſt eingetreten war, aſiatiſche Rohheit und Barbarei an die Stelle der ſpärlich aber doch ſchon etwas emporgeſproſſenen Blüthen abendländiſcher Kultur traten. Am eigentlichſten in ihrer innern Einrichtung und Lebensweiſe haben die im alten Illyrikum eingewanderten Slaven ſich erhalten, die Serben, Bosnier, Slavonier, Croaten, und Dalmatier, mit einfachen Sitten, Viehzucht, Jagd, Raub, wenig Ackerbau und Handel, nebſt einer mächtigen Ariſtokratie, unter Landesfürſten, die Supane heiſſen, zuweilen den Namen der Könige ſich beilegend. Bei dem ſchwankenden Zuſtande des byzantiniſchen Reiches und der ſich erſt bildenden ungariſchen Monarchie erhielten ſich dieſe Staaten oft in völliger, meiſt in nur wenig beſchränkter Unabhängigkeit, nehmen aber doch erſt in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine beſtimmtere Geſtalt an, indem mit dem Eindringen der Osmanen ſich die ganze Geſtalt jener Gegenden verändert. Als eine eigene Erſcheinung tritt die Republik Raguſa hervor, in der ſich alte Illyrier mit neu eingewanderten Slaven verbanden, und der Handel republikaniſche Formen, wie überall, begünſtigte und aufrecht erhielt. Ein ähnliches Miſchlingsvolk entſtand in der Moldau und Walachei, wo von alter Zeit her lateiniſche Kolonien waren, und außer Slaven auch Petſchenägen und Kumanen, letztere namentlich in der eigentlichen Moldau, einwanderten. Schon 1290 entſtand unter dem Woiwoden Radul dem Schwarzen in der Walachei ein eigner Staat, im folgenden Jahrhundert bildete ſich auch die Moldau dazu aus. Die Sprache blieb eine lateiniſche Mundart, jedoch mit Aufnahme vieler, hauptſächlich ſlaviſcher, Wörter und Formen;

die Regierungsform blieb slavisch, und die monarchische Gewalt des Woiwoden war in der Regel durch die Aristokratie, die Bojaren, beschränkt.

Slaven oder Sarmaten, Germanen oder Celten, Pelasger und Hellenen, mögen sie auch in unvordenklichen oder wenigstens nicht genau mehr zu bestimmenden Zeiten aus Asien, dem Heimathlande der Menschheit, eingewandert seyn, erscheinen uns doch als eigentlich rein europäische Stämme, die das Festland und die Inseln von Europa theils ausschließlich theils als herrschende Stämme besitzen; neuer aber eingewandert, auf demselben Wege wie vorher Hunnen und Avaren, vielleicht auch diesen verwandt, auf jeden Fall also dem Morgenlande angehörig, sind die Ungarn, oder, wie sie sich selbst nennen, Magyaren (Madscharen). Welchem Volksstamm sie zugehören, läßt sich heutzutage nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln, da ihre Sprache, aus welcher sich der bestimmteste Beweis führen ließe, im Laufe der Zeit mit so vielen andern Wörtern sich vermischt und sich überhaupt so eigenthümlich verändert hat, daß sie ganz allein für sich dastehet, gleichweit von den slavischen wie von den germanischen und hellenisch-romanischen Sprachen entfernt, und in dieser Hinsicht gar keinen Anhaltspunkt darbietend. Am wahrscheinlichsten gehören sie dem finnischen oder tschudischen Stamme zu, indem die Vermuthung, welcher zufolge sie den Hunnen beigesellt werden, auf die unbedeutende Namensähnlichkeit, diejenige aber, welche sie zu den Mongolen oder Kalmücken rechnet, auf die ersten Berichte über ihre Erscheinung und Lebensweise, die aber mehreren außerdem scharf geschiedenen Völkern gemein ist, gegründet ist. Sie sind wohl aus dem jugrischen Lande, östlich vom Ural, heutzutage in der Statthalterschaft Tobolsk und Perm hervorgegangen; von diesem bekamen sie den Namen Ugri, der mit hinzutretendem Nasenlaut Ungri und mit der Aspiration Hungri oder Hungari lautete; sie selbst nennen sich, vermuthlich nach einem ihrer Hauptstämme, Magyaren. Sie zogen aus unbekannten Gründen unter Almus in sieben Schaaren von der Wolga nach dem Don, Dnepr, und die Donau, ließen sich von den Russen in Kiew abkaufen, und zogen dann, von Russen und Kumanen vermehrt, gegen das alte Reich Attila's in Pannonien ein, wo Slaven, Deutsche und Wlachen ohne inneren Zusammenhang neben einander hausten. Bei Munkats war (889) ihr erstes großes Standlager, und da sie gerade dem König Arnulf sehr gelegen kamen, um das Reich Swatopluks von Mähren durch sie angreifen zu lassen,

ſo ſtürzten ſie erſtlich dieſes (894), und bemächtigten ſich hierauf des ganzen nur von wenigen Städten und Burgen vertheidigten Landes, welches nördlich die Karpathen, ſüdlich die Sau, weſtlich die Morawa und die Raab, öſtlich Siebenbürgen begrenzen; Almus Sohn Arpad (894—907) vollendete die Eroberung. Ihre nomadiſche Lebensweiſe dauerte zunächſt fort, und machte ſie, da der eroberude Geiſt noch fortdauerte, zu beſchwerlichen und gefährlichen Nachbarn des deutſchen und des griechiſchen Landes. Unter Arpad's Sohn Zultan (907—957) wurden beſonders die in der deutſchen Geſchichte merkwürdig gewordenen Züge unternommen, unter denen Ludwig's des letzten Karolingers und Konrad's I. Regierung viel zu leiden hatte, bis es Heinrich dem Sachſen gelang, durch Zultan's Gefangennehmung (924) ſich auf eine Zeitlang Ruhe und dann (934) den Ruhm dies unbändige Reitervolk zuerſt beſiegt zu haben, zu erwerben. Unter Otto I. kamen ſie zwar wieder, aber die bekannte Niederlage auf dem Lechfelde, von der, wie die magyariſche Sage erzählt, nur ſieben Mann mit abgeſchnittenen Ohren zurückkehrten, um die Vernichtung des ganzen Heers zu verkündigen, ſetzte ihren weſtlichen Raubzügen ein endliches Ziel. Bald hierauf (958 Frühl.) erlitten ſie auch in Thracien durch den Domeſticus Photus Argyrus eine ſolche Niederlage, daß auch das griechiſche Reich ſeitdem von ihnen verſchont blieb. Schon unter Arpad's Enkel Tackſony (Toxus), 957—971, fing das Chriſtenthum unter den Magyaren Eingang zu gewinnen an, wodurch ſie von ihrem nomadiſchen Räuberleben zurückkamen, der Verkehr mit Conſtantinopel vermehrte die anfänglich geringen Keime, und Geiſa, Arpad's Urenkel, ließ ſich durch ſeine Gemahlin Zarolta, des bereits chriſtlichen Gyulas Tochter, nicht nur bewegen, die durchreiſenden Chriſten zu beſchützen, und die Predigt des Chriſtenthums zu erlauben, ſondern ſich ſelbſt (980 c.) taufen zu laſſen. Blieb nun Geiſa auch noch ſeinem früheren Weſen in vieler Hinſicht treu, und gab es alſo in Ungarn wie im Grunde anfänglich überall ein Gemiſch altes und neues Glaubens, ſo that doch ſein und Zarolta's Sohn Woik, der in der Taufe durch den Prager Biſchof Adalbert den Namen Stephan erhielt, und die bayriſche Herzogstochter Giſela, Kaiſer Heinrich's II. Schweſter, heirathete, noch mehr. Stephan I. (997—1038) zog viele Deutſche in das Land, nöthigte ſeine Großen, die Chriſtenſklaven frei zu laſſen, und befeſtigte dieſe, allerdings Widerſpruch und Widerſtand findenden Einrichtungen mit Gewalt und Strenge. Bisher hatten die übrigen

Stammeshäupter eine dem Großfürsten oft hinderliche Macht ausgeübt; um diese zu stürzen, war am geeignetsten eine der fränkisch-deutschen nachgeahmte Einrichtung, vor allen Dingen die Einführung der Königswürde. Stephan wurde (1000) von Kaiser Otto III. und von Papst Sylvester II. als König anerkannt, und ordnete nun das ganze Reich in geistlichen und weltlichen Dingen. Das Land, vorher den Diöcesen Passau und Salzburg unterworfen, bekam seinen eigenen Erzbischof in Gran, dem zehn Bisthümer untergeben waren, der römisch-katholische Ritus wurde herrschend und die lateinische Sprache Kirchen-, Hof- und Geschäftssprache. In politischer Hinsicht wurde das ganze Land in 72 Gaue, hier Gespannschaften (Comitatus) unter Grafen, Obergespannen, getheilt, welche die oberste Militär- und Civilgewalt besaßen. Der Sitz des Obergespanns (Comes) wurde als Villa oder Castrum zu einer königlichen Domäne gemacht, und dem Grafen anvertraut, der von allen königlichen Einkünften in seiner Verwaltung ein Drittel bezog. Zu Herzogen wurden nur Mitglieder der arpadischen Familie erhoben oder dieser Titel für die als Markgrafen an die Grenze gesetzten Grafen gebraucht. Der oberste Hofbeamte war der ganz dem fränkischen Fürsten dieses Namens nachgebildete Pfalzgraf (Palatinus), der bald auch einen Stellvertreter in dem königlichen Hofrichter (Iudex curiae regiae) erhielt, auf den die Hofbeamten, die von dem König zugleich als seine Räthe gewählt wurden, folgten. Dann folgten die größeren Gutsbesitzer, denen der Befehl aufzusitzen vom König unmittelbar zukam; diese nebst den Bischöffen, welche weltliche Güter besaßen, daher auch alle Rechte aber auch alle Pflichten der weltlichen Großen besaßen, machen die sogenannten Magnaten (das corpus servientium regis) aus, die allein auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten. Die kleineren Gutsbesitzer standen unter dem Aufgebote der Obergespanne, hatten jedoch ihre besondern Dorfrichter, von denen die Appellation an die Obergespanne ging. Aus der Sklaverei, welche fort bestand, trat man durch die Taufe in das leidlichere Verhältniß der Zinsleute (conditionarii). Außer Stuhlweißenburg, wo der König gekrönt wurde, treten nur wenige Städte hervor. In dem sogenannten Decretum S. Stephani (1016) gab Stephan ein besonderes geschriebenes Gesetz, das meistens den fränkischen Gesetzen nachgebildet ist. Die Rohheit der Madscharen konnte indessen durch Gesetze, wie gut sie auch seyn mochten, nicht allein gezähmt und gesittigt werden, die hauptsächlich der Viehzucht zugewandte Thätigkeit wirkte bei weitem

nicht so wie Ackerbau und Handel, und die aus den mangelhaften Verordnungen über die Thronfolge hervorgehenden Verwirrungen erhielten die innere Unordnung immerfort aufrecht. Stephan's Sohn Emrich der Heilige war noch vor ihm gestorben, und es folgte ihm hauptsächlich durch den Einfluß der Königin Gisela und der Deutschen am Hofe sein Schwestersohn Peter, während die Brudersöhne Geisa's entfliehen mußten. Peter, der Venetianer genannt, machte sich allgemein verhaßt, wurde verjagt, durch Heinrich III. zwar (1044) wieder eingesetzt, aber bald darauf abermals abgesetzt, und von Andreas I. (1047) geblendet. Andreas nahm zwar Ungarn wie schon Peter that vom Reiche zu Lehen, führte aber später mit Heinrich III. nicht unglücklich Krieg, nahm (1058) seinen Sohn Salomo zum Mitregenten an, weswegen sich sein Bruder Bela gegen ihn empörte und ihn (1060) in einem Treffen erschlug. Bela hielt die unter der vorigen Regierung bedrängten Christen wieder aufrecht, starb aber zu frühe um für Ordnung und Ruhe des Landes etwas Dauerndes zu thun. Andreas Sohn Salomo wurde jetzt (1063) durch den deutschen König Heinrich IV., dessen Schwester Judith er geheirathet hatte, wieder eingesetzt, mußte aber (1064) den von dem Polen Boleslav unterstützten Söhnen Bela's, Geisa, Ladislav, und Lambert, ein Drittel des Reichs als Herzogthum abtreten. Allein nach einigen Jahren kam es wieder zum Kriege, und Geisa bekam (1074 März) in einer Schlacht den Sieg und die Alleinherrschaft, welche mit seinem Tode (1077 Apr. 25.) an seinen Bruder Ladislav überging. Dieser war rechtlich genug, um einzusehen, daß Salomo gegründetere Ansprüche auf die Krone habe als er, wiewohl nicht auf die Liebe der Ungarn, und suchte sich mit Salomo zu versöhnen, was auch (1080 oder 1081) geschah; da aber (1082) Salomo den König ermorden lassen wollte, wurde er wieder nach Wissegrad ins Gefängniß geworfen, später freigelassen (1083), worauf er zu dem Kumanenfürsten Kutesk floh in der Hoffnung, sein Reich wieder zu erobern, was aber durch Ladislav vereitelt wurde; er kam (1087) durch die Hand seiner eigenen Leute um, und Ladislav behielt den Thron, dessen er vollkommen würdig war. Er hatte gleich anfangs (1078) Ruhe und Ordnung im Reiche durch erneuerte und bestimmter gefaßte Gesetze herzustellen gesucht, welche freilich nur die große Rohheit, namentlich das fast durch alle Stände verbreitete Laster des Diebstahls, beweisen; und nun konnte er auch sich kräftiger nach außen wenden, was insbesondere gegen die Slawen in Croatien und

Dalmatien geschah. Dieses Land, die Illyria barbara, war von eilf Gemeinden, jede unter ihrem Supan, alle unter ihrem Großsupan (weliki Supan) bewohnt, der seit dem zehnten Jahrhundert den Königstitel führte; Helena, König Zvonimir's Wittwe, Ladislav's Schwester oder Vaterschwester, rief ihn gegen die Großen zu Hülfe; Ladislav rückte (c. 1089) bis Spalatro, Trau, und Zara vor, ernannte seinen Neffen Almus, Lambert's Sohn, zum Herzog von Croatien und Slavonien, und seinem dereinstigen Nachfolger, und (1091) stiftete das Bisthum Agram. Indessen bemächtigten sich die Venetianer, die schon seit 927 nach dem vorzugsweise Dalmatien genannten Küstenlande gestrebt hatten, der verlorenen Städte Spalatro, Trau, Zara, (1094) wieder, und ihr Doge Vital Faliero nahm den Titel eines Herzogs von Dalmatien und kaiserlichen Protosebastos an, und erhielt von Alexius I. Komnenus die Abtretung dieser Länder. Seit dieser Zeit war fast ununterbrochener Streit zwischen Venedig und Ungarn. Ladislav war seitdem auf seinem Throne so befestigt, daß er alle noch vorhandenen Reste der Heidenzeit ausrotten konnte, und zugleich durch seine Frömmigkeit und Entschlossenheit so geachtet, daß er auch in geistlichen Dingen, natürlich nur bis auf weiteres, Gesetze gab, namentlich die erste Priesterehe und die Scheidung wegen Ehebruch verstattete. Einstimmig geliebt und geachtet von seinen Unterthanen, war er es auch, den man als Oberanführer des ersten Kreuzzuges im Vorschlag hatte, als er, unter Kriegen mit Polen und Rußland, (1095 Juli 25.) starb, von geistlichen und weltlichen Schriftstellern gepriesen und später heilig gesprochen. Er hatte seinen Neffen Almus zum Nachfolger empfohlen, allein Kalmany, Geisa's Sohn, zwar mißgestaltet und bisher geistlich, aber klug und entschlossen, bemächtigte sich des Throns, gab dem Almus ein Herzogthum, ließ sich von Urban II. seiner Gelübde entbinden, und befestigte sich so auf dem Thron. Er sah die ersten Kreuzfahrer durch sein Land ziehen, gab (1100) sehr umständliche, hauptsächlich die königliche Gewalt aufrecht haltende Gesetze, unter denen auch merkwürdig ist, daß alle Untersuchungen gegen Hexen deswegen weil es keine gibt aufgehoben werden, daß das Asylrecht der Kirchen überhaupt beschränkt, gegen Verbrecher die nicht gestünden aber gar nicht zu beobachten sey, und daß das Begraben der Todten in den Kirchen untersagt wurde. Der Investiturstreit wurde so geschlichtet, daß der König zu den Wahlen der Bischöffe und Erzbischöffe seine Zustimmung gab, und der Papst sie bestätigte. Auch nach Außen war seine

Regierung kräftig, er nahm (1103) den Venetianern die dalmatiſchen Inſeln und Städte wieder ab, und vereinigte ſie (1105) als Königreich Croatien und Dalmatien mit der Krone Ungarn. Der verdrängte Almus hatte ſich anfangs in ſein Schickſal gefügt, hatte ſich aber nachher zur Empörung reizen laſſen, war ins Ausland, zu den Ruſſen, Polen, und Deutſchen geflohen, hatte ſich, wie er in Oeſterreich war, zur Heimkehr bewegen laſſen, und war (1114) mit ſeinem Sohne Bela geblendet worden. Bald nach dieſer ſtarb Kalmany (1114 Febr. 3.) und hatte ſeinen noch minderjährigen Sohn Stephan II. zum Nachfolger. In dem fortdauernden Krieg mit den Venetianern, die Zara wieder erobert hatten, kam es zu einer Schlacht (1118), in der Ordelafo Falieri, Doge von Venedig blieb, und hierauf das ganze dalmatiſche Land, außer Zara, abgetreten wurde. Die Verfolgung des Kriegs unter dem Dogen Domenico Michieli war dagegen begünſtigt durch Stephan's anderweitige, zwar mit Tapferkeit, aber ohne Erfolg geführten Kriege. Stephan's Kinderloſigkeit und ausſchweifendes Leben erzeugte Unzufriedenheit des Volkes, der gefangene blinde Almus entkam ſeiner Haft, floh nach Conſtantinopel, wo er (1127) ſtarb, und Stephan, der durch den Verkehr mit den (1125) in Ungarn von ihm aufgenommenen Kumanen die Entrüſtung der Ungarn noch höher ſteigerte, wurde gezwungen, den gleichfalls geblendeten Sohn des blinden Almus, den bisher in einem Kloſter verborgenen Bela als Nachfolger anzuerkennen. Stephan ſtarb 1131 Apr. 23. Bela, war allerdings zur Selbſtregierung ganz unfähig, aber ſeine Gemahlin, Helene, Tochter des ſerviſchen Fürſten Uroſch, führte an ſeiner Stelle die Regierung mit Kraft und Klugheit, unterdrückte die Partei des Boris, eines Sohnes Kalmany's von ſeiner zweiten Gemahlin der aber allgemein für im Ehebruch erzeugt gehalten wurde, und als Boris mit Hülfe der Polen unter Boleslav Krummaul ſeinem Schwiegervater (und der Ruſſen) in Ungarn einfiel, erlitten die Polen durch Bela, dem die Böhmen, deren Fürſt Sobieslav I. ſein Schwager war, und der Markgraf Leopold von Oeſterreich beiſtanden, (1133 Juli 24.) eine große Niederlage, und Kaiſer Lothar II., zum Schiedsrichter ernannt, verglich, (1135 Mai 26.) die Sache dahin, daß Boris zunächſt keine Unterſtützung mehr fand, obgleich er ſeine Rolle noch nicht zu Ende geſpielt hatte. Die Königin benützte dieſen Sieg zur Unterdrückung der Großen, die den Namen Boris bisher zu Empörungen benützt hatten, und ließ viele derſelben hinrichten. Dalmatien außer Zara un-

terwarf sich (1136) und Bosnien (1138) der ungarischen Herrschaft. Unter seines Sohnes Geisa III. Regierung, für den seine Mutter Helene eben so wie einst für ihren Gemahl (st. 1141 Febr. 23.) die Regierung führte, kam eine Schaar Flandrer und Niederrheiner, Sachsen genannt, durch unbekannte Ursachen veranlaßt, nach Ungarn, und erhielt hier das Land von der Königin zum Aufenthalt angewiesen, welches seitdem Siebenbürgen heißt. Sie behielten ihre eigne Sprache, Sitten, und Rechte, unterschieden von den Szeklern und Ungarn bis auf den heutigen Tag bei. Oberrheinische Deutsche siedelten sich um dieselbe Zeit in dem Comitat Zips an, gingen aber, obgleich sie auch anfangs ihre Eigenthümlichkeit beibehielten, später in vollkommene Gleichheit mit der übrigen Bevölkerung über. — Boris wendete sich an den Nachfolger Leopold's von Oesterreich, seinen Bruder Heinrich Jasomirgott, der sich auch bereit finden ließ, Ungarn zu überziehen, aber an der Leitha (1146) von Geisa geschlagen wurde. Boris rechnete hierauf, aber vergeblich, auf Hülfe der deutschen Kreuzfahrer, die (1147) durch Ungarn zogen, fand dagegen günstige Aufnahme in Constantinopel, und erhielt durch Manuel Komnenus, der in Ungarn einfiel, einen günstigen Frieden (1153) mit Geisa, der ihm das Herzogthum Bosnien als ein Lehen ertheilte. Unzufriedenheit der Brüder Geisa's mit diesem Ausgang des Krieges veranlaßte innere Unruhen, während welcher Boris (1159) umkam, und die auch nach Geisa's frühzeitigem Tode (1161 Mai 31.) zum Nachtheile Ungarns fortdauerten. Manuel Komnenus wollte diese zu seinem Vortheile benützen, verlangte daß Geisa's Sohn Stephan III. seinem Oheim Stephan IV., hierauf dessen Bruder Ladislav II. weichen solle, stellte zuletzt Stephan's Bruder Bela als seinen Gegner auf, der endlich von Constantinopel heimgekehrt als der Urheber des plötzlichen Todes Stephan's (1172 März 4.) angesehen wurde, dennoch aber auf dem Throne folgte. Stephan III. hatte den Kampf gegen die Griechen zwar nicht unkräftig und erfolglos geführt, aber die Nothwendigkeit, getreue Diener zu belohnen, hatte viele bisherige Lehen in erbliche Güter verwandelt und so die Aristokratie des Adels befestigt. Unter Bela III. hob sich Adel und Geistlichkeit noch mehr, doch war seine Regierung im Ganzen nicht unvortheilhaft für Ungarn, indem nach Manuel's Tod (1180) Dalmatien, Trau, und Zara wieder mit Ungarn vereinigt wurde, obgleich der Krieg hierüber mit Venedig fortdauerte, und selbst der russische Fürst von Halitsch (Galizien) ein ungrischer Vassal wurde.

Die unter Bela (geſt. 1196 April 23.) bereits ſehr merkliche Zunahme der Adelsariſtokratie ſtieg noch höher unter ſeinem der Geiſtlichkeit ganz ergebenen Sohn Emerich, deſſen herrſchſüchtiger Bruder Andreas ihn nöthigte, ihm Croatien und Dalmatien als ein Herzogthum abzutreten (1197), und nach Emerich's Tod (1204 Dec.) erſt als Vormund des noch bei des Vaters Lebzeiten gekrönten Ladislav III. (geſt. 1205) auftrat, nach deſſen Tode aber geſetzlicher König wurde, und bei ſeiner Krönung (1205 Mai 25.) außer dem Eid des Gehorſams gegen den Papſt auch den der Aufrechthaltung der Rechte und Einkünfte des Reichs ablegte. Andreas war mit Gertrud von Meran verheirathet, hierdurch alſo den Deutſchen beſonders geneigt, hob insbeſondere ihre Brüder zu hohen Würden, machte ihren noch zu jungen und nicht einmal mit nothdürftiger Kenntniß des Lateiniſchen ausgerüſteten Bruder Berthold zum Erzbiſchof von Colocſa (1207) und gewährte auch dem andern Bruder Egbert Biſchof von Bamberg, der, als der Theilnahme an Philipp's von Hohenſtaufen Ermordung (1208) verdächtig, nach Ungarn floh, ſichern, ehrenvollen, und vortheilhaften Aufenthalt. Um die andern Biſchöffe, namentlich den Erzbiſchof von Gran, zufrieden zu ſtellen, mußten auch ſie mit Geld, Gütern, und Rechten beſchenkt werden, wodurch die Finanzen in große Unordnung geriethen. Nicht minder entrüſtend war den Ungarn das auch außerdem übermüthige und empörende Betragen der Königin und ihrer Brüder, wovon die Entehrung der Gemahlin des Ban von Croatien und Dalmatien durch den Biſchof Egbert, dem ſeine Schweſter dabei ſelbſt behülflich geweſen war, am meiſten Aufſehen und Lärm machte. Der beleidigte Ehemann drang (1213) zur Königin und hieb ſie in Stücken, während Egbert entronnen war. Der König ließ dafür den Mörder und ſein ganzes Geſchlecht hinrichten; aber der andere Bruder der Königin mußte, dem Unwillen der Ungarn zu entgehen, ſich außer Landes begeben. Nachdem ſchon Bela eine Kreuzfahrt vorgehabt hatte, und dieſe Verpflichtung auf ſeinen Sohn übergegangen war, begab ſich Andreas (1217) ins gelobte Land, wo er wenig ausrichtete, dennoch mit koſtbaren Reliquien, den Köpfen St. Stephan's und St. Margaretha's, den rechten Händen von St. Thomas und St. Bartholomäus, einem Stück von der Aaronsrutde, und einem der Waſſerkrüge von der canäiſchen Hochzeit zurückkam. In Ungarn war indeſſen eine greuliche Unordnung entſtanden, welcher von dem als Regenten zurückgelaſſenen, aber ohne beſtimmte Weiſung gebliebenen, älteſten

Sohn Bela nicht gesteuert werden konnte, und als Andreas zurückgekehrt war, stieg das Uebel, da er sich nur bemühte seinem zweiten Sohn Kalmany Halitsch zu erwerben, immer höher, bis es endlich so weit kam, daß Bela, der es als schlechterdings nothwendig erkannte, daß die verschleuderten Krongüter wieder erworben würden, dem Vater mit den Waffen entgegen trat. Den Ausbruch eines eigentlichen Krieges verhinderte jedoch die Geistlichkeit, und Andreas mußte (1222) das sogenannte goldene Privilegium ausstellen, worin die von dem hohen Adel bisher besessenen Privilegien bestätigt wurden; alle die unter dem unmittelbaren königlichen Aufgebot standen und die dem Obergespann unterworfenen adeligen Einhäusler (diese, castrenses, jene servientes) würden von der Verpflichtung freigesprochen, außerhalb des Landes zu dienen, oder den König auf seinen Reisen zu erhalten; die für geleistete erhebliche Dienste bisher gemachten Schenkungen sollten unwiderruflich seyn, andere dagegen untersucht werden; hohe Reichsämter sollten hinfort nicht erblich seyn, jedoch die Verwandten solcher Großen, die im Kriege gefallen wären, sollten berücksichtigt, Ausländern keine Reichsgüter gegeben, die bisher besessenen eingelößt, überhaupt aber keine zwei Aemter zugleich besessen werden. Die bisher im Lande lebenden Fremden erhielten Bestätigung der bisher genossenen Rechte, die Geistlichkeit Adelsrechte für ihre Güter und persönliche Steuerfreiheit; Bürger und Bauer wurden dagegen gar bedacht. Für den Fall, daß der König die Urkunde nicht halten würde, war den Baronen das Jus Armorum zugestanden; welches später (1231) in das vom Erzbischof von Gran auszusprechende Interdikt verwandelt wurde. Die Schwierigkeit, dieses Privilegium ins Leben treten zu lassen, erzeugte jedoch fortdauernde Unzufriedenheit und Streitigkeit, Bela gab sich Mühe alle frühere überflüssige Schenkungen einzuziehen, war in dieser Hinsicht besonders thätig bei der Entfernung der Deutschritter; als die unzufriedenen Großen den Herzog Friedrich von Oesterreich ins Land ziehen wollten, schlugen ihn Andreas und Bela (Okt. 1233), griffen ihn hierauf in seinem Lande an und zwangen ihn zum Frieden. Während die Streitigkeiten mit dem Adel noch fortdauerten, starb Andreas (1235 Nov.), und Bela trat nun mit großer Kraft und entschiedenen, wesentlichen Aenderungen, durch welche die königliche Gewalt gehoben wurde, sogleich hervor. Diese Bestrebungen wurden indeß gar sehr gestört durch den Einfall der Mongolen. Vorher hatte schon der Kumanenfürst Kuthen um Aufnahme in Ungarn gebeten,

gegen das Versprechen treuer Dienste und der Annahme des Christenthums; die Begünstigung dieser ohne Wissen und Willen der Reichstage ins Land gerufenen Fremden, nebst der gleich anfangs seiner Regierung an seinen frühern Widersachern genommenen Rache, der Einziehung der Domänen, der Einführung schriftlicher Bittgesuche statt der früheren mündlichen Gehöre, erzeugten große Unzufriedenheit bei den Großen, und Bela sah sich (1240) zu einem Reichstagsbeschluß genöthigt, durch den die Kumanen in alle Gespannschaften vertheilt werden sollten, beleidigte hierdurch diese, und ließ ihren König gefangen nehmen. In der Marmorosch wurde (1241 März 12.) die erste Schlacht geliefert, die Mongolen überstiegen die von Bela gemachten Verhaue, erlegten seine Grenzwächter, und schon Mittags 15. März eines Freitags standen mongolische Reiter mit ihren weissen und schwarzen Fahnen vor Pesth, wo Bela war, aber sich nicht zum Ausrücken bewegen ließ. Am Palmsonntag (17. März) wurde Waizen, eine halbe Tagreise von Pesth, von Batu eingenommen und zerstört. Der Haß der Ungarn gegen die Kumanen, denen obgleich schwerlich mit Recht heimliche Begünstigung der Mongolen Schuld gegeben wurde, stieg so weit, daß sie die Hinrichtung Kuthen's verlangten, und ohne auf Bela's Worte zu hören, ihn, Ungarn und Deutsche, in dem Gebäude, wo er mit den Seinigen verwahrt wurde, überfielen und niederhieben. Dies war gleichsam die Losung für die ungrischen Bauern, über die Kumanen herzufallen, allein auch diese griffen zu den Waffen, zündeten die Dörfer an, und schlugen die Ungarn in die Flucht. Der Bischof Bulzo von Czanad, der mit Vielen andern dem König zu Hülfe zog, wurde ebenfalls ein Opfer ihrer Rache, und nachdem sie über die Donau gegangen waren, zogen sie sich nach Bulgarien. Bela hatte sich indeß innerhalb der Mauern von Pesth gehalten, und sich weder durch die bisher erzählten Begebenheiten, noch durch Eifersucht über die dem Herzog Friedrich bewiesene Bewunderung, der mit wenigen Leuten ihm zugezogen war und sich in einem Ausfall tapfer gezeigt hatte, bewegen lassen, seinen wie sich auch zeigte ganz zweckmäßigen Entschluß zu ändern. Endlich nach etwa zwei Monaten zog Batu ab und wandte sich gegen Tokai, Bela folgte ihm bis auf die Haide von Mosi am Sajofluß, erlitt aber eine entsetzliche Niederlage, aus der er selbst kaum entrann, und sich mit vielen Gefahren nach Oesterreich rettete. Sein Bruder Kalmany kam auf der Flucht gleichzeitig mit den Siegern nach Pesth, und flüchtete sich schwer verwundet nach Slavonien, wo

er an seinen Wunden starb. Pesth wurde eingenommen, das ganze Land verheert bis zur Donau hin, einzelne Haufen streiften sogar bis Dalmatien, und nur vor den festen Orten Gran, Stuhlweißenburg, und dem Kloster Martinsberg brach sich die Fluth der Feinde, die ohnedies auf die Nachricht von Oktai's Tod (1242) sich wieder gegen Morgen wendeten. Bela, der nun von seiner abentheuerlichen Flucht, auf der er bei Friedrich dem Streitbaren zwar Schutz gefunden hatte, aber dagegen seinen Schatz abtreten und drei Grenzgrafschaften hatte verpfänden müssen, dann sich in die dalmatischen Seestädte begeben hatte, wieder heimgekehrt war, bemühte sich nun die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, was hauptsächlich durch Verleihung von Skultetien an ansehnliche Bauern, die diesen Landstrichen als Richter vorstehen durften, durch Herbeiführung fremder Ansiedler, durch Begünstigung der Städte, welche eigne Richter und Befreiung von der Gerichtsbarkeit königlicher Beamten bekamen, und durch Erhebung vieler udvarnici in den Adelsstand geschah. Auch neue Burgen wurden angelegt, als Buda, und Biendenburg. Mit den Venetianern verglich er sich (1244), indem er ihnen Zara abtrat, und die österreichischen Ansprüche wurden in der Schlacht an der Leitha (1246 Jul. 15.) durch Friedrich's Tod erledigt. Bela machte sogar später auf Oesterreich selbst Anspruch, erwarb auch Steyermark, konnte es aber nicht gegen Ottokar von Böhmen behaupten. Die Streitigkeiten, in welche er gegen das Ende seines Lebens mit seinem Sohn Stephan gerieth, benützte der Klerus und der Adel, um (1267) Herstellung der verlornen Freiheiten und Rückgabe der entrissenen Schenkungen zu erlangen. Sein Nachfolger (1270 Mai 5.) Stephan V. gerieth in Kriege mit Böhmen und Oesterreich, die auch nach seinem frühzeitigen Tode (1272 Aug. 1.) unter der Regierung seines von der kumanischen Elisabeth geborenen Sohnes Ladislav IV. fortdauerten. Der einzige Vortheil hiebei war die Zurückgabe des durch Bela verlorenen Nationalschatzes, übrigens waren diese Kriege den Ungarn ganz fremd, und ihre Unzufriedenheit mit ihres Königs ausschweifendem Leben und gänzlicher Hinneigung zu den Kumanen nur desto größer. Da er seine Gemahlin Isabella, Karl's von Anjou Tochter, ganz verstieß, blos mit und bei den Kumanen lebte, wurde er bei dem Papste Nicolaus III. deshalb angeklagt, und da dieser einen Legaten ins Land schickte, bewilligte er Besserung sogar bei Verlust seiner Krone, und die Kumanen versprachen (1279 Aug. 10.) Bekehrung zum Christenthum und Annahme christlicher Sitten, er-

bielten dagegen Zusicherung ihrer Wohnsitze, Adelsrechte, und eigener Richter. Es war aber nicht die Absicht des Königs dieses zu halten, er gerieth daher in den Bann, ließ den Legaten durch Kumanen gefangen nehmen, wurde aber von den Großen verhaftet und nur gegen Versprechen der Besserung freigelassen. Nun gab er sich wirklich Mühe sein Wort zu halten', verfuhr streng gegen die in Ungarn hausenden Patarener, ergriff gegen die Kumanen die Waffen (1282), erbitterte sie aber so, daß sie nun die Tataren herbeiriefen. Diese kamen (1285) bis vor Pesth, erlitten aber hier durch die Wlachen, welche Andronikus II. dem König zu Hülfe geschickt hatte, eine Niederlage. Ladislav trug nun seine Gunst auf die Wlachen über, siedelte sie in Ungarn an, zerfiel abermals mit den Großen und der Kirche, und wurde endlich durch Meuchelmörder, welche die Kumanen gegen ihn abgeschickt hatten, ermordet (1290 Jul. 10.). Nun wurde, trotz der Einsprüche die Rudolf von Habsburg, weil Ungarn ein erledigtes Reichslehen sey, und Karl II. von Neapel, als Schwager Ladislav's', dagegen erhoben, der sogenannte Venetianer Andreas, Sohn von Stephan, Andreas II. jüngstem Sohn, (1290 Aug. 3.) als Andreas III. gekrönt. Er erhielt sich gegen die Ansprüche der Neapolitaner, welche von den Päpsten für gültig anerkannt worden waren, theils durch Vermehrung und Bestätigung der Landesprivilegien, theils durch Anschluß an Oesterreich, da er Albrecht's Tochter Agnes (1296) heirathete, demselben gegen Adolf von Nassau beistand, und sich auch mit Böhmen in ein freundschaftliches Verhältniß setzte. Um sich endlich ganz sicher zu stellen, berief er (1298 Aug. 5.) auf dem Felde Rakos bei Pesth die erste allgemeine Reichsversammlung, wozu der ganze ungarische Adel und Abgeordnete der Kumanen und Sachsen gerufen wurden. Diese erklärte ihn für den einzigen rechtmäßigen König, gab mehrere heilsame Verordnungen, und bestätigte die früheren Privilegien. Indessen war die päpstlich-neapolitanische Partei in ihrem Vorhaben nicht irre geworden, Karl Robert, Karl's II. Enkel, landete (1301 Aug.) in Spalatro, und ließ sich in Agram von dem Legaten zum König salben. Andreas zog ein Heer zusammen, und man erwartete eben einen ernstlichen Fortgang des Kriegs, als Andreas (1301 Juni 14.) eines plötzlichen Todes starb, nach einer allgemeinen nicht unglaubwürdigen Sage durch einen italienischen Mundkoch vergiftet. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Arpaden.

XVII. Gelehrsamkeit. Schulen. Scholastik. Dichtkunst. Ständeverhältniss. Ritterwesen. Bürger. Handel.

Geistige Richtungen. Schulwesen. Beda. Alcuin. Rabanus Maurus. Ottfried. Chronisten und Historiker. Gesetzsammlungen. Scholastik. Roscellin. Nominalisten. Realisten. Abälard. Universität Paris. Petrus Lombardus. Verbot des Aristoteles. Einfluß der Juden und der Araber auf das Studium des Aristoteles. Mystiker. Thomas von Aquino. Duns Scotus. Sieg der Realisten. Dichtkunst. Lou gai Saber. Die Troubadours. Sagenkreise der Dichter. Der Minnegesang. Das Nibelungenlied. Die Klage. — Die Kutrun. Die Dichtungen des heiligen Grals. Lehrgedichte. Untergang des Minnegesangs. Ritterthum und Ständeunterschiede. Lehenwesen. Die Heerschilde. Kriegswesen. Ritterstand. Ritterpflicht. Ritterorden. Wappen. Geschlechtsnamen. Städte. Handel. Bauwerke.

Wie hoch die päpstliche Gewalt auch gestiegen war, so hatte sie dennoch das Supremat, welches sie bisher behauptet hatte, mit andern Mächten theilen müssen, und außer der Bedeutung, welche die innern Staatsverhältnisse nun zu gewinnen anfingen, bildeten sich auch andere bisher weniger beachtete Momente immer mehr aus. Wissenschaft und Kunst, beide bisher in Diensten der Kirche, entwickelten sich allmählig zu einer freien Haltung, und das Leben selbst nahm durch die erhöhte Bedeutung, welche Handel und Gewerbe bekamen, eine neue Gestalt an. Zwar erschien die Wissenschaft noch lange Zeit nur als Magd der Kirche, und die Philosophie trat nur als das Mittel auf, die Dogmen zu beweisen und zu vertheidigen. Seitdem die alte Römerwelt zu Grabe gegangen, und ihre Ueberreste von der spätern Generation theils vertilgt, theils zu ihrem Gebrauche umgewandelt und umgebildet worden waren, hatte die Kirche die Pflicht des Unterrichts, also die Erhaltung eines dürftigen Ueberbleibsels früherer Bildung, übernommen, und an den Domschulen und Klosterschulen theils ihren Angehörigen, theils auch andern, die nicht gerade zum Kirchendienst bestimmt waren, das Trivium, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, nach dem als Schulbuch gebrauchten Werke des Marcianus Capella gelehrt. Wenn man übrigens die Unwissenheit nicht nur der höher stehenden Laien, der Könige und

Fürſten erwägt, um nur an Karl den Großen und Otto den Groſſen zu erinnern, ſondern auch der Geiſtlichen, unter denen einzelne mit mathematiſchen Kenntniſſen ausgerüſtete Männer, wie Gerbert, Erzbiſchof von Rheims, leicht für Hexenmeiſter, andere, deren ſpekulatives Streben ſie über die engen Schranken der Kirche hinausführte, für Ketzer gehalten wurden, und wenn man beſonders die Schwierigkeit der Mittheilung und der Verbreitung der Kenntniſſe in Anſchlag bringt, ſo kann man von dem Maaß der vorhandenen und verbreiteten Bildung keine großen Begriffe haben. Beſonders zeichneten ſich die angelſächſiſchen und altbrittiſchen Schulen aus, und es iſt ſchon erwähnt, daß von dort aus die wirkſamſten Miſſionäre auf den Continent herüberkamen und Karl ſelbſt den berühmten Alcuin zum Gründer oder Reformator des fränkiſchen Schulweſens kommen ließ. Namentlich berühmt waren die Schulen von Armagh und Clogher in Irland, Bangor in Wales, Canterbury, York, Weſtminſter in England, Paris, Tours, Rheims, Clermont in Frankreich, St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvei, Herkfeld, Prüm in den Ardennen, Hirſchau, St. Blaſien auf dem Schwarzwald, St. Emmeram in Regensburg, u. a. In Spanien war ſeit dem achten Jahrhundert faſt alle Gelehrſamkeit ausſchließlich bei den Mauren, und Cordova ward nicht blos von ihnen, ſondern auch von Chriſten aus entfernten Gegenden beſucht. Daß in Rom ſelbſt am Hofe des Papſtes immer noch einige gelehrte Bildung blieb, verſteht ſich; ſonſt aber wird außer den Klöſtern Monte Caſſino und Bobbio wenig zu erwähnen ſeyn. Griechenland bildete ein für ſich ganz abgeſchloſſenes Land, deſſen höhere Bildung zunächſt auf das innere Europa keinen Einfluß ausübte. Den großen Hinderniſſen, welche durch mancherlei Gründe der geiſtigen Bildung im Wege ſtanden, zum Trotze treten ausgezeichnete Naturen dennoch hervor, um nur des Engländers Beda (geſt. 735) mit dem Beinamen Venerabilis zu erwähnen, der in einem langen ebenſo durch Frömmigkeit als gelehrtes Studium bezeichneten Leben den ganzen Kreis der damaligen Gelehrſamkeit durchwanderte und in ſeinen noch jetzt vorhandenen, beſonders durch ſeine angelſächſiſche Kirchengeſchichte wichtigen Werken den Beweis ſeiner Kenntniſſe hinterließ. An ihn ſchließt ſich der ſchon mehrmals erwähnte Alcuin, Karl's des Großen Zeitgenoſſe und Freund, und es laſſen ſich nun zwar ſparſam nur, aber doch allmählig immer mehr durch gelehrte Bildung hervortretende Männer nennen, die entweder als Geſchichtſchreiber und Chroniſten, oder als theologiſche

Philoſophen, gewöhnlich Scholaſtiker geheißen, ihre Zeit erhellten. Rabanus Maurus, Erzbiſchof zu Mainz, (776—856) zu Fulda und Tours gebildet, ſpäter Abt zu Fulda, zuletzt Erzbiſchof von Mainz, erhub Fulda zur ausgezeichnetſten Schule ſeiner Zeit; Gelehrſamkeit und Frömmigkeit in ihm ſtanden einander gleich, und wie eifrig er einerſeits für die Kirche, und für den gehörigen Unterricht des Volkes in der Mutterſprache, entweder in romaniſcher oder in theotiſcher Sprache (848) bemüht war, eben ſo ſuchte er auch der bis dahin immer noch wenig beachteten deutſchen Sprache gleiche Aufmerkſamkeit wie der lateiniſchen zuzuwenden. Noch mehr eiferte dafür Ottfried, Mönch im elſaſſiſchen Benedictinerkloſter in Weißenburg, Rabans und des conſtanzer Biſchofs Salomo Schüler, der in ſeinem Werke Kriſt eine dichteriſche Bearbeitung der Evangeliengeſchichte in alemanniſcher Mundart unternahm. Indeſſen entwickelte ſich die deutſche Sprache erſt ſpäter auf eigenthümliche Weiſe. Von den Chroniſten des Mittelalters treten, während die meiſten ohne Kritik und Sichtung bloße Compilatoren von Allem und Jedem was ihnen zu Ohren gekommen iſt, oder höchſt nachläſſige Berichterſtatter zu nennen ſind, die mit wenigen Zeilen alle Vorfälle eines ganzen Jahres ſummariſch abzuthun pflegen, nur wenige hervor, die in Wahrheit durch Geiſt und Stil den Namen von Geſchichtſchreibern verdienen. So Karl's Biograph Eginhard (geſt. 839), der Sachſe Witekind und die gandersheimer Nonne Hroswitha, welche nicht nur Otto des Großen Thaten in Hexametern beſang, ſondern auch den terentianiſchen Komödien, welche die Nonnen früher zu ihrer erlaubten Ergötzung aufzuführen pflegten, anſtändigere Texte aus der Heiligenlegende mit Beibehaltung der guten Latinität unterlegte, beide zu den Zeiten des zweiten und dritten Otto, der Thüringer Ditmar Biſchof von Merſeburg, Verwandter des ſächſiſchen Kaiſerhauſes (ſt. 1018), Wippo der Biograph des erſten ſaliſchen Kaiſers, von den vielen zu Heinrich's IV. Zeit Lambert Mönch im Kloſter Hersfeld, gewöhnlich nach Aſchaffenburg genannt, der mit 1077 zu ſchreiben aufhörte, Adam von Bremen, der in ſeiner Geſchichte der bremenſer Kirche einen ſehr wichtigen Beitrag zur norddeutſchen Geſchichte gibt (ohngef. 1080), Otto Biſchof von Freiſing, Friedrich Barbaroſſa's Oheim, (ſt. 1158) wie denn Friedrich's eigener Bericht über die erſten Jahre ſeiner Regierung unter die trefflichſten Mittheilungen zu zählen iſt, Helmold und Arnold von Lübeck, ſein Fortſetzer von 1170 an bis 1209, u. v. a. Wenn auch von dieſen eben

genannten die Folge der Jahre in der Regel beobachtet wird, so zeichnen sie sich doch vor den andern Chronisten, deren freilich weit mehr sind, durch eigne Forschung und eignes Denken aus, während in den Chroniken der Uebrigen oft nur der Eine den Andern mit geringer Variation abgeschrieben hat. So mag auch von den älteren Italienern Paulus Diakonus, Warnefrid's Sohn, Karl's des Großen Zeitgenosse, Geschichtschreiber der Longobarden, von den spätern Hugo Falkandus auf Sicilien, von den Engländern aber der ausgezeichnete Matthäus von Paris (gest. 1259) zu erwähnen seyn. Uebrigens behauptete die lateinische Sprache noch einen solchen Vorrang, daß zwar die Anfänge des Gebrauches der vaterländischen Mundart allerdings noch in das 12. oder sogar 11. Jahrhundert gesetzt werden, und der diplomatische Gebrauch der deutschen, englischen, castilischen, französischen Sprache mit der unleugbarsten Gewißheit im 13. Jahrhundert beginnt, daß aber andererseits alle bedeutenderen geschichtlich-prosaischen Ueberlieferungen — mit weniger Ausnahme (Villehardouin, Joinville) lateinisch, oder griechisch, oder arabisch geschrieben sind. Die Sammlung der eigenen Gesetze fällt so ziemlich in dieselbe Zeit, als man sich gegen das eindringende römische Recht zu wahren hatte und die Eigenthümlichkeit des eigenen Rechtes zum Bewußtseyn kam. So wurde unter Friedrich's II. Zeit (wahrscheinlich 1215—1218) durch einen sächsischen Edeln, Eike von Repgow, das altdeutsche, insbesonders in sächsischen Landen übliche Recht unter dem Namen Sachsenspiegel gesammelt, welches obgleich ursprünglich nur Privatunternehmen nicht nur in Deutschland sondern auch in den benachbarten slavischen und skandinavischen Reichen entscheidenden Einfluß bekam. Was in Deutschland Privatunternehmen war, obwohl auch Kaiser Friedrich's II. Landfriede als ein umfassendes Reichsgesetz anzusehen ist, das ging in Frankreich und England vom Könige aus. Ludwig's IX. établissemens und Eduard's statutes of Westminster sind solche königliche Verordnungen, mit denen man Alfonso des Weisen siete partidas zusammenstellen kann, wiewohl das Fuero real, das um dieselbe Zeit gesammelte Gewohnheitsrecht, größeres Ansehen behielt. Auch in Aragon, wo die Ständeversammlungen (Cortes) bis auf die älteste Zeit zurückgeführt werden können, ließ Jayme I. (1247) die bisherigen Fueros revidiren, ein vollständiges Gesetzbuch in aragonischer Sprache abfassen, und die Observancias (Gewohnheitsrechte) demselben beifügen. In Portugal war zwar schon die Begründung der königlichen Würde durch

die Cortes von Lamego (1143) erfolgt, aber erst unter Dionysius (1279—1325) bildete sich die innere Ordnung durch das Emporkommen eines dritten Standes recht aus. Selbst in den nördlichen Reichen Dänemark und Norwegen fällt die Ausbildung der ständischen Verfassung durch die Theilnahme des dritten Standes der Städte (1250) und des vierten der Bauern (1280) an dem Danehof oder Reichstag in Dänemark, und die Gesetzverbesserung des norwegischen Königs Magnus VII. Lagabäter, in dieselbe Zeit. Von den übrigen slavischen Staaten kann jedoch erst später geredet werden, nur Ungarn ist theils durch seine goldene Bulle (1222), theils durch Bela's IV. Verordnungen und durch die erste große Reichsversammlung (1298) ebenfalls hieher zu ziehen. Im Allgemeinen zeigte sich ein legislatorisches und constitutionirendes Streben, welches in der Geschichte des Mittelalters füglich Epoche macht.

Wurde nun aber diese historische und juridische Richtung, Aufzeichnung des Geschehenen und des Bestehenden, durch die Schulen befördert, so bildete sich eine eigene spekulative Wissenschaft, die ihren Namen, Scholastik oder scholastische Philosophie, von der Schule selbst empfing. Es erwachte in diesen Schulen, theils durch eigenthümliche, selbstständige Denker, theils durch die erneuerte Bekanntschaft mit den Philosophen des Alterthums, die Bemühung, die Dogmen der Kirche auf anderem Wege als durch den bloßen Glauben, nämlich durch Dialektik, zu erweisen. Durch die Anwendung der Dialektik auf die Theologie und durch die innige Verschmelzung beider entstand diese neue Philosophie, in welcher das was gefunden werden sollte schon als ein Gegebenes vorhanden war, und die Aufgabe blos darin bestand, auf philosophischem, d. h. dialektischem, Wege jene Dogmen zu beweisen. Indessen mußte man in den engen Schranken, innerhalb welcher man sich bewegte, bald selbst zu Streitigkeiten kommen. Nachdem schon Johannes Scotus, Erigena genannt, weil er aus Irland gebürtig war, (gest. 886) ein philosophisches System aufgestellt hatte, worin die Philosophie der Religion gleich gestellt worden war, hierauf Berengar von Tours in der Lehre von der Transsubstantiation mit der Kirche zerfallen und von seinem Gegner Lanfrane (gest. 1089) Erzbischof von Canterbury besiegt worden war, dessen Schüler und Nachfolger Anselm, ein zweiter Augustinus, seine aus diesem Kirchenlehrer geschöpften Religionswahrheiten durch zusammenhängende Schlüsse zu befestigen sich bemühte, entstand zuerst unter den scholastischen Philosophen selbst ein dauernder Zwiespalt durch

die Lehre des Canonicus zu Compiegne, Johann Roſcellin, daß die allgemeinen Begriffe bloße Worte, nomina, flatus vocis, wären. Mußte er nun auch die Anwendung dieſer Behauptung auf die Trinitätslehre als ketzeriſch (1092) widerrufen, ſo bildete ſich doch eine Partei der Nominaliſten, welche den Realiſten, denen, welche behaupteten, die allgemeinen Begriffe ſeyen nicht ein bloßes Gebilde des Verſtandes, ſondern ſelbſt etwas Objektives, die Sache ſelbſt (res), durch das ganze Mittelalter hindurch gegenüberſtand. Die Harmonie der Vernunft und der Offenbarung zu vollenden war das Hauptverdienſt des durch ſeine Schickſale noch mehr als durch ſeine Philoſophie berühmten Peter Abälard. Geboren zu Palais unweit Nantes (1079) aus einer guten Familie, hatten ſeine ungewöhnlichen Talente eine ſorgfältige Erziehung erhalten, und durch ſeine Kenntniß der Claſſiker und der griechiſchen Philoſophie ragte er über die übrigen Philoſophen ſeiner Zeit hervor. In Paris fand er an Wilhelm de Campellis einen gelehrten Lehrer, weil aber der Schüler bald dem Meiſter über den Kopf gewachſen war, entſpann ſich zwiſchen ihnen heftiger Haß, und Abälard beſiegte zwar ſeinen Gegner, gerieth aber in die Anklage der Ketzerei, welche hauptſächlich durch Abt Bernhard von Clairvaux gegen ihn behauptet wurde, und ſah ſo den Reſt ſeiner Tage, welche ohnedies durch ſeinen unglücklichen Liebeshandel mit Heloiſe, des Canonicus Fulbert Nichte, ſehr verkümmert worden waren, bis nahe an ſein Ende verfinſtert. Auf der Synode zu Sens (1140) wurden ſeine Schriften verdammt, auf Befehl des Papſt Innocenz II. verbrannt, ihm das Lehren verboten, er ſelbſt jedoch erſt in Clugny, dann in St. Marcel bei Chalons untergebracht, wo er (1142 April 21.) ſtarb. Durch das ausgezeichnete Lehrtalent Abälard's hatten ſich eine Menge Zuhörer nach Paris, wo eine geraume Zeit ſein Aufenthalt war, gezogen, und ſo hatte ſich die Univerſität Paris gebildet. Schon vorher waren an jeder Domkirche von größerer Bedeutung zwei Geiſtliche beſonders beauftragt, der eine als Scholaſter die Grammatik und Dialektik, der andere als Theologe die eigentliche Anwendung der Dialektik auf die Religion zu lehren. Der Unterricht welcher daher dort ertheilt wurde blieb zunächſt ebenſo auf die ſcholaſtiſche Philoſophie eingeſchränkt, wie in Salerno ſchon längſt eine mediciniſche, und in Bologna eine hauptſächlich ſeit den Zeiten der Gräfin Mathilde (Anfang des 12ten Jahrhunderts) wieder aufleben de juriſtiſche Schule beſtand. Mit dem Namen Univerſität findet ſie ſich zuerſt unter Philipp Auguſt

(geſt. 1223) und erhielt auch beſondere Freiheit, namentlich eigene unter dem Biſchof ſtehende Gerichtsbarkeit. Mit den Fakultäten der Theologie und Philoſopie wurden bald auch die der Rechts- und der Arzneiwiſſenſchaft vereinigt, und ſo das geſammte Gebäude der Wiſſenſchaften (universitas literarum anſtatt des vorherigen universitas magistrorum et scholarium) aufgeführt. Es dauerte nicht lange, ſo erlangten die Bettelmönche, heftigen Widerſpruchs ungeachtet, noch unter Ludwig IX. die Lehrſtühle daſelbſt, und bemeiſterten ſich ſo des auf den Univerſitäten zu nährenden und zu lenkenden Geiſtes der Forſchung, der demnach völlig von ihnen geleitet werden konnte. Nächſt Abälard erhielt die ſcholaſtiſche Philoſophie ihre Richtung durch den aus der Gegend von Novara in der Lombardei gebürtigen Petrus Lombardus (geſt. 1164 als Erzbiſchof von Paris) der in vier Büchern Ausſprüche aus den Kirchenvätern über die Dogmen zuſammenſtellte, ohne gerade ſelbſt ſeine Meinung auszuſprechen, und dadurch ein Compendium gab, welches bei 300 Jahre auf den Schulen gebraucht und von den Gelehrten commentirt und gloſſirt wurde. In einem andern Schüler Abälard's, dem Engländer Johannes von Salisbury (geſt. 1180 als Biſchof von Chartres) ſpricht ſich beſonders die Verachtung gegen das nichtige Treiben der Welt im Vergleich mit der edleren, den Geiſt ſtärkenden Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft recht lebhaft aus, und ſeine nicht geringe Kenntniß des Alterthums zeigt den Umfang des damaligen Wiſſens. Da die gegenkirchliche Richtung in den entſtandenen Streitigkeiten beſonders dem Studium des Ariſtoteles Schuld gegeben wurde, gegen daſſelbe man endlich ſogar beſtimmte Verbote erlaſſen hatte (von Innocenz III. 1209 und 1215 und Gregor IX. 1231), ſo war es um ſo auffallender, daß bald hierauf hauptſächlich durch die Vermittlung der Juden die ariſtoteliſche Philoſophie, wie ſie bei den Arabern aufgenommen worden war, neuen Einfluß erhielt. Bei dieſem Volke war vorzüglich unter den erſten Abbaſſiden (750—841) das Studium der Wiſſenſchaften durch Ueberſetzungen griechiſcher Werke, durch Schulen und Bibliotheken, ungemein befördert und Ariſtoteles frühzeitig zum größten, ja zum alleinigen Anſehen erhoben worden. Die ausgezeichneten Denker Ebn Sina (Avicenna) aus Bochara (geſt. 1036), Arzt, Alchymiſt, und Commentator von der Metaphyſik des Ariſtoteles, und Ebn Roſhd (Averroes, geb. zu Cordova, geſt. circa 1217 zu Marocco), welcher den Ariſtoteles nicht nur commentirte, ſondern ſeine eigene Anſicht, ſelbſt in ihn hineintrug, nebſt dem be-

rühmten ſpaniſchen Juden Moſes Maimonides (zu Cordova 1131 geb. 1205 geſt.) wirkten außerordentlich zur Verbreitung des Ariſtoteles, und zur Erhebung der Philoſophie zu einer eigenen der Theologie entgegenſtehenden Fakultät. Zuerſt machte der Franziskaner Alexander von Hales oder Aleſius, genannt doctor irrefragabilis, (geſt. zu Paris 1245) von den Arabern Gebrauch, welchem Wilhelm von Auvergne (geſt. als Biſchof von Paris 1248), Vincenz von Beauvais (geſt. 1264), Robert Groſſeteſte, zuletzt Biſchof von Lincoln (geſt. 1253), ein zu ſeiner Zeit überaus gelehrter, frommer, der Anmaßung der Päpſte ſich mit Nachdruck entgegenſtemmender Mann, und beſonders Albert der Große, geb. zu Lauingen in Schwaben (circa 1193) aus dem edlen Geſchlechte derer von Bollſtädt, Dominikanermönch, auf eine kurze Zeit Biſchof zu Regensburg, geſt. im Kloſter zu Cöln 1280, nicht nur ſcholaſtiſcher Philoſoph, Erklärer und Ausleger des Ariſtoteles, ſondern auch Phyſiker und Mechaniker, daher als Zauberer verſchrieen, zunächſt anzureihen ſind. Neben der dialektiſch-logiſchen Richtung hatte ſich auch eine myſtiſch-beſchauliche, auf Vereinigung mit Gott im Herzen und Gemüthe dringende, gezeigt, welche von Wilhelm de Campellis in der Schule des Kloſters von St. Viktor bei Paris niedergelegt, hier in Hugo, einem edeln Jüngling aus Blankenburg am Harz (geb. 1097) dem Nachfolger Wilhelm's in der Lehre (geſt. 1141), in dem Schotten Richard (geſt. 1173) und dem Abt Walther (geſt. 1180) erhalten, und durch den Doctor ſeraphicus Johann von Fidanza oder Bonaventura (1221—1274) beſonders gefördert wurde. Das erſte vollſtändige theologiſche Syſtem gab die Summa des Thomas von Aquino (geb. 1224—1274), eines Dominikaners, Schülers von Albertus Magnus, genannt Doctor angelicus, Ueberſetzer und Erklärer des Ariſtoteles, ſtrenger Realiſt, und bemüht der Theologie philoſophiſche Form zu geben, ſowohl durch ſeinen Commentar über die Sentenzen des Lombardus als auch durch ſeine beiden Summen, die des catholiſchen Glaubens gegen die Heiden, und die der Theologie. Als ein wahrhaft philoſophiſcher Geiſt behielt er lange Zeit entſcheidendes Anſehen in der Theologie und Philoſophie, und ſeine Anhänger, Thomiſten und Summiſten, führten beſtändige Kämpfe mit den Scotiſten, welche, Franziskaner, den Ruhm ihres Meiſters verfochten. Johann Duns Scotus (geb. um 1275) genannt Doctor ſubtilis. (geſt. 1308 zu Cöln), der als Realiſt von Thomas in der Behaup-

tung abwich, das Allgemeine sey nicht blos der Möglichkeit sondern auch der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet, und, indem er Freiheit des menschlichen Willens annahm, sich zu der ketzerischen Lehre der Semipelagianer hinneigte. Beide Parteien standen wie Kämpfer für eine verschiedene Sache stets in den Schranken, die Franziskaner (Skotisten) schon wegen ihrer alten Eifersucht auf die Dominikaner (Thomisten), und die Disputationen, in welchen mit dem greulichsten Latein und eigens geschaffenen barbarischen Begriffwörtern gegen einander gefochten wurde, ließen sich an Heftigkeit und Erbitterung wohl mit einem Schlachtfelde vergleichen. Wie viel einerseits aufgehellt wurde, verdunkelte man wieder auf der andern Seite, wurde der Verstand geübt und die Denkfertigkeit erweitert, so gewöhnte man sich an blinde Verehrung der Worte des Meisters und vernachlässigte alle andere Erkenntniß. Dieß ging namentlich mit der Naturwissenschaft und der Geschichte so. Wie wenig diese wissenschaftlich behandelt wurde, zeigt die geringe Anzahl eigentlicher Historiker aus dieser Periode und die ungeheure, selbst lange nachher noch sichtbare, Ignoranz der Vergangenheit, die unter andern besonders in den Rechtsdenkmälern sichtbar ist; wie vernachlässigt aber die Kenntniß der Naturgesetze wurde, davon sprechen alle Jahrbücher, wo sie von Krankheit, Pest, von Zauberei und Beherung erzählen. Nur wenige Namen treten hervor; außer dem Papste Gerbert oder Sylvester, außer Albertus Magnus kann hier nur der Engländer Roger Baco (1214—1294), Doctor mirabilis genannt, der zuerst auf den Gedanken kam, durch das Studium der Natur und der Sprachen die Wissenschaft zu erweitern, aber eben wegen seiner ungewöhnlichen physikalischen und mathematischen Kenntnisse von der Dummheit der Zauberei beschuldigt und von dem Franziskanergeneral eingesperrt wurde, ferner Peter von Apone (1250—1315) Arzt und Astrolog, ebenfalls für einen Zauberer gehalten, und dessen Gehülfe Arnold von Villa nova (st. 1312) erwähnt werden. Die höchste Wissenschaft, ja die einzige, war die dialektische Philosophie der Realisten, welche über den Nominalismus des Roscellin einen völligen Sieg erfochten hatten, sie standen in vollkommener Eintracht mit dem Dogma der Kirche, spendeten das Licht nur nach dem Gutdünken derselben, Geschichte, Sprachkenntniß, Mathematik und Naturwissenschaft wurde nur wenig beachtet, und die darin vorkommenden Bemühungen erschienen als geringfügige, wenn nicht als tadelnswerthe, ja ketzerische Auswüchse.

Wie ſtarr und ungenießbar jedoch dieſe geiſtige Thätigkeit war, und wie wenig Annehmlichkeit aus ihr für Leben und Geſellſchaft abgeleitet werden konnte, ſo blieb doch die Welt nicht ganz ohne die Genüſſe und Ergötzungen, welche aus freier Bewegung des Geiſtes hervorgehen. Natürlich konnten ſich die ernſten, in Speculation und Subtilität der Unterſcheidung verſenkten Scholaſtiker, deren ganzen Eifer die Schule und die Kirche verſchlang, nicht mit der gemeinen Beluſtigung der Welt befaſſen, die dem geiſtigen Treiben eigentlich geradezu gegenüberſtand. Man hatte damals noch keine entfernte Ahnung von der allgemeinen Verbindung geiſtiger Beſtrebungen, indem jede einzelne Richtung, was überhaupt Charakter des Mittelalters iſt, ſich in ſich ſelbſt ſcharf abzuſchließen und in größter Einſeitigkeit möglichſt auszubilden bemüht war, und ſo war denn auch Philoſophie nebſt gelehrtem Studium von Poeſie ſtreng geſchieden, was ſchon dadurch nothwendig war, daß Poeſie auf einer gewiſſen techniſchen Ausbildung der Mutterſprache beruht, von der im Grunde alle damaligen, ſowohl germaniſchen als romaniſchen, Mundarten gleich weit fern ſtanden. Verloren waren die Geſänge, welche Karl der Große hatte ſammeln laſſen, und verſtummt war die Harfe der waliſer Barden oder verhallte doch ohne weitern Nachklang in den Gebirgen von Weſtbritannien und Caledonien. In dem ſchönen Lande aber, welches von den alten römiſchen Einrichtungen und altrömiſcher Bildung noch am meiſten gerettet hatte, wo unter dem milden Joche der Grafen von St. Gilles und von der Provence das Leben in leichtbehaglichem Genuß dahinſchwand und die Milde des Climas zu Geſang und Tanz, den Zierden des Mahles, von ſelbſt einlud, dort war zuerſt die Volkspoeſie mit mehr als gewöhnlichem Eifer betrieben worden, ſie galt nicht blos als ein Mittel der Unterhaltung und Ergötzung, ſondern der Finder des Gedichts, der Troubadour, ſtand in der Achtung ſeiner Landsleute hoch genug, um ſelbſt Edelleute und Fürſten ſich dieſer Kunſt, dem fröhlichen Wiſſen, lou gai saber, widmen zu ſehen. In der Provence war zuerſt dieſer Geſang, in der provencaliſchen dem Italieniſchen und Spaniſchen gleich naheſtehenden wohltönenden Mundart, der langue d'oc, entſtanden und hatte ſich über das ganze ſüdliche Frankreich, über Catalonien und Aragon verbreitet. Beſonders begünſtigten auch die politiſchen Verhältniſſe dieſe Entfaltung der Kunſt, indem Südfrankreich den wilden Kämpfen, welche Nordfrankreich zu beſtehen hatte, keineswegs in gleichem

Grade ausgesetzt war, so daß sich die Blume der provençalischen oder romantischen Poesie selbst noch während der Kreuzzüge ungehindert entfalten konnte und erst seit den Albigenserkriegen allmählig verkümmerte. Unter den Grafen von Poitou tritt Wilhelm IX. (geb. 1071) besonders hervor, und ihm reihen sich eine Menge der edelsten Namen an, die theils auf fürstlichen, ja königlichen Thronen saßen, theils dem edlen und dienstbaren Stande angehörten. Ihre Dichtungen waren häufig Ergebnisse des Augenblicks, improvisirte Gedichte, wozu die Schmiegsamkeit der Sprache und der leicht sich darbietende Reim gleichsam die Hand bot. Sie erfanden deßwegen auch verschiedene Formen der Gedichte, Canzonen und Pastoralen für Liebeslieder, Novellen und Fabliaux für epische Gegenstände, Sirventen und Madrigale für Satyre und Epigramme, Triolets, Leichs, Tençonen, Sonette für Liebesklagen, Liebeslust, und überhaupt kleinere erotische Gedichte. Der berühmte Kanzler Friedrich's II., Peter de Vineis, war gleich seinem Herrn der Dichtkunst nicht fremd, und das älteste Sonett wird ihm zugeschrieben. Da von eigentlicher Gelehrsamkeit bei diesen Dichtern nicht die Rede seyn kann, einzelne Ausnahmen jedoch nicht zu verhehlen, so mußte außer den Liebesliedern ihnen besonders die Sage den Stoff zu größeren epischen Gedichten darbieten. So wurden sie die Schöpfer des Romans oder der Erzählung, in welcher die Schicksale eines liebenden Paars bis zu seiner endlichen Vereinigung durch eine Reihe von Hindernissen hindurch, oder bis zu seinem gänzlichen Untergang erzählt werden, und besonders die Kämpfe mit den Saracenen in Spanien und Palästina boten Gelegenheit dar, außer dem Element der Liebe und der Treue, wozu natürlich von Seiten des Helden noch das der Tapferkeit kam, noch das religiöse aufzunehmen, wodurch alles Irdische eine höhere Weihe bekam, und der Ritter außer seiner Dame auf Erden, auch noch für eine andere höhere Dame, die Königin des Himmels, gegen die Lanzen und Säbel der Heiden zu streiten hatte. So wurde das gemeine sinnliche Streben verklärt und veredelt, und konnte im Dienste des Himmels zu einer religiösen Aufgabe sich erheben. Durch die abenteuernde Natur der Normannen war sie auch bei diesen aufgenommen, und so nach Italien wie nach Nordfrankreich und England verpflanzt worden, wo die Troubadours den Namen Minstrels führten, und wo eben so wie im Süden selbst Könige ihrer Gesellschaft anzugehören nicht Bedenken trugen. Der Name Richard Löwenherz gehört eben so den Re-

giſtern der Minſtrels wie der engliſchen Könige an. Die größern epiſchen Gedichte aber, welche von dieſen Sängern, die in Deutſchland Minneſänger genannt wurden, gewöhnlich behandelt wurden, waren die Sagenkreiſe Dietrich's von Bern und ſeiner Ritter, worin ſich jedoch wohl die Deutſchen ausſchließlich bewegt haben, Karl's der Großen und ſeiner Pairs, was eigentlich provençaliſchen oder cataloniſchen Urſprungs iſt, da es ſich beſonders um den Kampf gegen die Mauren in Spanien handelt, Arthurs und der Tafelrunde, wozu die Sage aus Britannien gekommen ſeyn mag, und ſpäter mit der Sage vom heiligen Gral (Sanguis Realis), dem Gefäß in welchem das heilige Blut aufbewahrt wurde das Jeſu Wunden am Kreuz entfloß, vermiſcht wurde. Unter den Deutſchen fand der Minnegeſang erſt unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern, von denen Friedrich I. ſelbſt in der provençaliſchen Sprache und Dichtung nicht unerfahren war, ein raſches und plötzliches Emporkommen. Da die Fürſten dieſes Hauſes insgeſammt des Geſanges kundig waren und Sänger an ihren Höfen und Feſten zur Verherrlichung derſelben erſchienen, ſo theilte ſich ein gleiches Streben dem ganzen Zeitalter mit. An dem thüringiſchen, an dem babenbergiſchen Hofe, beide den Hohenſtaufen befreundet, ja verwandt, fanden die Minneſänger eine gaſtliche würdige Aufnahme, und die Edlen ſelbſt hielten es ihrer nicht für unwürdig, wenn das Schwerdt von ſeiner blutigen Arbeit raſtete, die Zither zu ergreifen und ein Minnelied anzuſtimmen. Genau genommen blieb der Minnegeſang mit ſeiner künſtlichen Begeiſterung für eine oft nur in der Idee erwählte Geliebte und Gebieterin dem deutſchen Volke fremd, erhielt ſich nur in den höhern, durch Umgang mit den Provençalen einigermaßen gebildeten Sphären, und wurde nie zu einem volksthümlichen Moment. Selbſt aus der Eigenthümlichkeit des Minnegeſangs, daß die gefeierte Frau in der Regel das Weib eines Andern war, läßt ſich beweiſen, daß er nur den höheren, hierin von franzöſiſchem Beiſpiel angeſteckten, Ständen angehörte. Wenn es auch vorher ſchon Volkslieder gegeben hat, was zu bezweifeln die größte Thorheit ſeyn würde, ſo wie es während der eigentlichen Zeit der Minneſänger und nach ihr fortwährend Dichter gab, die von Luſt und Liebe kunſt- und ſchmucklos ſangen, oder auch kleinere und größere Erzählungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart (Reimchroniken) in gereimter Proſa niederſchrieben, wozu auch Fabeln, Satyren, und Lehrgedichte, an denen beſonders die nächſte Zeit reich iſt, gerechnet werden mögen, ſo iſt

dennoch zwiſchen dieſen und dem eigentlichen Minnegeſang, wie er aus der Provençe herüberkam, zu unterſcheiden, und keine Spur vorhanden, daß dieſe geiſtige exotiſche Pflanze ſich anders als durch die künſtliche Wärme, welche die glanzvolle Periode des Hohenſtaufiſchen Hauſes über Deutſchland verbreitete, habe erhalten können. Indeſſen war allerdings der Minnegeſang in Deutſchland weit verbreitet, und von der Eneidt Heinrich's von Veldeck (1180) bis auf Meiſter Frauenlob, den 1317 die ſchönen Frauen zu Mainz zu Grabe trugen, gibt es eine lange Reihe ausgezeichneter Namen, denen noch jetzt die ſchönſten Ausflüſſe wahrhaft dichteriſcher Ergießungen verdankt werden, meiſt in der Sprache der Allemannen, der heimiſchen Sprache der Hohenſtaufen. Walther von der Vogelweide, Heinrich von Risbeck, Heinrich von Oſterdingen, Wolfram von Eſchenbach, Reinmar von Zweter und Biterolf nebſt dem zaubermächtigen Meiſter Klingsor aus Ungerland gelten für die berühmteſten und angeſehenſten Sänger aus den erſten Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts, die unter anderm auf der Wartburg 1207 am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen in einem großen Kampfſpiel miteinander um den Preis rangen, wobei Heinrich von Oſterdingen ſein aufs Spiel geſetztes Leben verloren haben, dann mit Klingsor's Beiſtand wieder auf den Kampfplatz getreten, endlich aber Alles friedlich und befriedigend geendet worden ſeyn ſoll. Die eigenthümlich deutſche, auf deutſchem Boden gewachſene, und in deutſchem Geiſte ausgebildete Sage iſt die der Nibelungen, welche zwar nach der oben angegebenen Eintheilung zu dem Sagenkreiſe Dietrich's von Bern gehört, ſich jedoch auch als ein eigner Kreis, der mit dem Norden in Verbindung ſteht, betrachten läßt, und welche von einem unbekannten Dichter, der aber gewöhnlich in einem jener vier erſtgenannten geſucht wird, in ihre jetzige Form wohl zwiſchen 1190 und 1210 ausgebildet worden iſt. Sie umfaßt den Oſten und Weſten von Deutſchland, bringt den fernen Norden mit unbekannten Inſeln und zauberkundigen Frauen damit in Verbindung, führt erſt den Hörer in die rheiniſchen Gauen des Frankenlandes, wo damals nach der Sage die Burgunden hausten, und knüpft den Kampf in welchem dieſe den Hunnen unterlagen auf eine im Reiche der Dichtung allerdings wohlbegründete Weiſe daran. Wenn auch die Erwartung, für die Deutſchen dieſes Epos zu der Bedeutung erhoben zu ſehen, welches dem Griechen ſeine Ilias hatte, in der ſeitdem zu weit entfalteten Sprache und der größeren zeitlichen Ent-

fernung, die zwiſchen der Gegenwart und der Zeit des Nibelungenliedes liegt, ferner in der doch wohl geringeren poetiſchen Ausbildung, vergleichungsweiſe zu Homer geſprochen, ſehr große Hinderniſſe finden dürfte, ſo bleibt das Nibelungenlied dennoch eine ausgezeichnete Erſcheinung, die in anderer Hinſicht gar wohl mit den Homeriſchen Dichtungen eine Vergleichung zuläßt. Der treffliche Held Siegfried, Sohn des niederrheiniſchen Königs Siegmund, von dem Rufe der Schönheit der burgundiſchen Königstochter Chriemhild angezogen, fährt nach Worms, um ſich durch Dienſte bei ihren Brüdern die Braut zu erwerben. Der weſentlichſte dieſer Dienſte beſteht darin, daß er dem älteſten der Brüder, dem König Gunther, bei ſeiner Brautwerbung um Brunhild, die rieſenſtarke Herrin der Inſel Island, behülflich iſt. Dieſe Braut kann nämlich nur von dem Manne gewonnen werden, welcher ſie in den ritterlichen Kämpfen des Speerwurfs, Steinwurfs u. ſ. w. beſiegt. Hiezu iſt Gunther zu ſchwach, Siegfried hingegen, in eine Tarnkappe unſichtbar gehüllt, welche er einem zauberhaften Zwerg abgenommen hat, vollbringt an ſeiner Stelle die Aufgaben, und Brunhild gibt ſich zufrieden, ihn für ihren Gemahl zu erkennen. Aber unmuthig, einem Manne zu gehorchen, erwehrt ſie ſich ſeiner in der Brautnacht und hängt ihn, Füße und Hände gebunden, an einen Nagel, wo er die ganze Nacht hängen muß. Zugleich hatte auch Siegfried Chriemhilden zum Weibe genommen, und als er am Morgen nach der Hochzeitnacht von Gunther vernahm, wie ihm das Mannweib mitgeſpielt hätte, erbot er ſich ſie ebenfalls zu bezwingen, was Gunther auch annahm, und wieder in ſeine Nebelkappe gehüllt ſchlüpfte Siegfried mit Gunther in das Schlafgemach, und überwältigte nach heftigem Ringen Brunhilden dergeſtalt, daß ſie um ihr Leben bat und verſprach, ſich nimmermehr ſeiner Minne wehren zu wollen. Siegfried entwich hierauf wieder ſo heimlich, als er gekommen war, zog jedoch noch vorher Brunhilden einen goldnen Ring und ihren Gürtel ab, die er ſeinem Weibe ſchenkte. Der Uebermuth Brunhild's, welche ihren höhern Rang vor Chriemhild beim Kirchgang zu Worms behaupten wollte, erzeugte einen Wortſtreit beider Fürſtinnen, in welchem endlich Chriemhild den Vorwurf Brunhild's, ſie ſey die Frau eines eignen Mannes, mit dem nachdrücklicheren erwiederte, daß nicht Gunther ſondern Siegfried zuerſt bei ihr gelegen habe, und das auch mit Ring und Gürtel erwies. Söhnten ſich nun auch die Könige, als die Sache zur Sprache kam, bald wieder aus,

und beſchloß man auch auf Siegfried's Rath, den beiden Frauen übermüthige Reden zu unterſagen, ſo brütete Brunhilde Rache und fand dieſe durch Hagen von Troneg's Beiſtand. Es wurde zum Schein ein Zug gegen Feinde unternommen, zu dem auch Siegfried ſeinen Arm lieh; weil aber Hagen wußte, Siegfried ſey nur an einer Stelle verwundbar, ſo entlockte er unter dem Vorwand, ſein Beſchützer im Kampf ſeyn zu wollen, ſeiner Frau dieſes Geheimniß, und Chriemhild nähte auf ihres Mannes Hemd ein Kreuz, um die verwundbare Stelle zu bezeichnen. Kaum war der Zug angetreten, als Friedensboten kamen, und man nun auf die Bären und Schweinsjagd im Waſichenwalde zu ziehen beſchloß. Es wird gejagt, und Siegfried, der viele Thiere erlegt hat und müde und durſtig iſt, wird von Hagen mit neckenden Worten zu einem Wettlauf bis an den Quell, beide entkleidet, bewogen, und wie er nun trinkt, ſchießt ihm Hagen den Ger durch die mit dem Kreuz bezeichnete Stelle bis in das Herz, und erlegt ſo meuchelmordend den edelſten und beſten Helden. Brunhilden's Haß und Hagen's Neid (wir finden ir nu wenig, die dürfen uns beſtan. wol mich daß ich des Heldes han ze rate getan.) hatten ihm den Untergang bereitet. Chriemhilden's Schmerz wurde noch dadurch vermehrt, daß Hagen ihr den großen Schatz, den Hort der Nibelungen, den Siegfried einſt errungen hatte, wegnahm, und in den Rhein verſenkte. Mit dieſem Abſchnitt ſchließt die erſte Hälfte des Nibelungenliedes, in welcher Siegfried der Held iſt, um deſſen Leben und Tod ſich Alles herumbewegt. Hier war am Rhein der Schauplatz der Fabel, nun wird er an die Donau verlegt. Der heidniſche Hunnenkönig Etzel, Wittwer von Königin Helge, beſchließt auf ſeiner Freunde Rath um Chriemhild, Siegfried's Wittwe, zu werben, und ſendet den edeln Markgrafen Rüdiger von Pechlarn als ſeinen Freiwerber ins Land der Burgunden. Hier nahmen die Fürſten, geneigt ihrer Schweſter für das zugefügte Leid auch eine Freude zu erzeigen, den Antrag freundlich auf, nur Hagen ließ nicht ab, abzurathen; Chriemhild ſelbſt aber gab erſt nach langem Weigern, und als ihr Rüdiger die Ausſicht auf große Macht eröffnete und ſich ſelbſt mit ſeinen Mannen ihrem Dienſt gelobte, das einwilligende Jawort für den König, der vom Rhodan bis zum Rheine, von der Elbe bis an das Meer regierte. Von Rüdiger begleitet ſchied Chriemhild von Worms, wurde ſtattlich im Lande der Hunnen empfangen, von Etzel zu ſeiner Gemahlin und Königin erhoben, und lebte mit ihm ſieben Jahre,

nach deren Verlauf ſie einen Sohn gebar, der getauft und Ortlieb genannt wurde, und in ihrer großen Pracht und Herrlichkeit, wie zwölf Könige vor ihr gingen, endlich im dreizehnten Jahr beſchloß ihr Leid zu rächen. Sie ſandte Boten an den Rhein, alle ihre Freunde, namentlich auch Hagen, zu den Hunnen einzuladen, und wiewohl Hagen, Chriemhild's Rachſucht fürchtend, abrieth, ſo beſchloſſen die Fürſten doch die Einladung anzunehmen, zur Vorſorge jedoch, außer ſechzig Recken, tauſend der tapferſten Ritter als Gefolge mitzunehmen. Dazu kamen tauſend Knechte, und ſo begab ſich der Zug der Burgunden und Nibelungen, geleitet von dem wegekundigen Hagen, auf die Reiſe, zog durch Schwaben, fuhr über die Donau, durch Bayern, bereits mit dem Gedanken nimmer heimzukehren durch Hagen's ahndenden Geiſt und vorbedeutende Anzeigen vertraut. Mit blutigem Kampfe mußten ſie den Durchzug durch Bayern erzwingen, erhielten bei Biſchof Piligrin von Paſſau freundliche Aufnahme, und gelangten auf der Mark des Chriſten- und Hunnenlandes zu Rüdiger von Pechlarn, wo die Könige Gunther, Gernot, und Giſelher, nebſt Hagen, ſeinem Bruder Dankwart und ſeinem Freund Volker, dem kühnen Fiedeler, der gleich fertig die Fiedel und das Schwerdt führte, aufs Beſte empfangen wurden. Zwiſchen Giſelhern, dem jüngſten der Brüder, und Rüdiger's Tochter wurde eine Ehe beſprochen und die Hochzeit auf die Wiederkehr der Burgunden feſtgeſetzt. So ſchien ſich die trübe Ausſicht, welche anfangs den Auszug der Helden umwölkt hatte, wieder etwas aufzuhellen, und erſt durch Dietrich von Bern, der mit ſeinen Helden den Gäſten gleichfalls entgegenritt, erfuhren ſie Chriemhild's nicht geſtillte Trauer um ihren Siegfried und ihre Sehnſucht nach Rache. Dies wurde beſtätigt als Chriemhild ſelbſt die Brüder empfing, ihren Feind Hagen aber nicht begrüßte, und ihm wie er nun den Heim feſter aufband und ſich laut darüber äußerte, entgegnete: Nu ſit willekomen ſwem euch gerne ſibt. durch euer ſelbes freundſchaft grüße ich euch niht: ſagt was ir mir bringet von Worms über Rin, darum ir mir ſo große ſoldet willekomen ſin. Hieran reihten ſich bittere Worte von beiden Seiten, und als Chriemhild unter gütlichem Vorwand die Fürſten wollte entwappnen laſſen, verweigerten Gunther und Hagen die Abgabe ihres Schildes, auf Dietrich's Warnung, wie dieſer ſelbſt mit harten Worten Chriemhilden geſtand. Ein Verſuch der Königin, ihren Feind gleich nach der Ankunft, wie er mit Volker vor ihrem Saal ſaß, ermorden zu laſſen,

ſcheiterte an der Furcht ihrer Krieger, die mit Hagen, den ſie noch aus ſeiner Jugendzeit an Etzels Hofe kannten, der das treffliche Schwerdt Balmung führte, früher Siegfried's Eigenthum, keinen Kampf eingehen wollten. Nun erſt erſchienen die Könige, mit den ſechzig Recken und tauſend Mannen edlen Ingeſindes vor dem König, der ganz fremd der Abſicht ſeiner Frau ſie mit großen Freuden empfing. In einem großen und weiten Saal wurden ſie eingelagert, hier ihrer Ruhe nach den Beſchwerden der Fahrt zu pflegen, nur Hagen und Volker übernahmen das Amt der Wache, und ſchirmten vor dem Saale ſitzend, derweil Volker ſüße Töne fidelte, die Ruhe der Schlafenden, welche Chriemhild vergebens wollte überfallen laſſen. Da ihre Boten nichts ausrichteten, ward es ihr leid; da fügte ſie es anders, viel grimmig war ihr Muth: deß mußten entgelten die Degen kühn und gut. Als nun des andern Tages der Kirchgang gehalten worden war und die Gäſte auch hier ihre Waffen unter dem Vorwande, es ſey ihre Landesſitte ſo, beibehalten hatten, ging es an ein Buhurdiren, worin die Burgunden den Hunnen überlegen waren, Volker ſogar einen reichen Hunnen abſichtlich durchrannte. Den Auflauf ſeiner Freunde ſtillte Etzel und nahm ſeine Gäſte in Schutz. Vergebens wandte ſich Chriemhild mit ihrer Bitte um Rache an Hagen zu dem Fürſt von Bern und dem alten Hildebrand, erſt Blödel, Etzel's Bruder, ließ ſich durch große Verſprechungen bewegen, mit ſeinen Mannen das Geſinde in der Herberge zu überfallen. Nach dem Buhurd war Etzel mit ſeinen Gäſten zu Tiſche gegangen, er hatte ſeinen Sohn ihnen zeigen laſſen und ſie gebeten, ihn mitzunehmen und zu einem Manne zu erziehen. Aber mit Hohn hatte Hagen entgegnet, es iſt der künig junge ſo veiglich getan. man ſol mich ſehen ſelten. ze hofe nach Ortliebe gan. Indeſſen war Blödel mit ſeinen Recken zu der Herberge gekommen, wo Dankwart mit den Knechten zu Tiſche ſaß, nach kurzem Wortwechſel war der Kampf entbrannt, Blödel hatte zuerſt von Dankwart's Schwerdt ſein Leben verloren, darauf war das Geſinde ſämmtlich erſchlagen worden, nur Dankwart allein war noch am Leben, hieb ſich Bahn durch die Hunnen, und kam mit Blut ganz überronnen, die bloße Waffe in der Hand, an die Thür des Saales, ſeinem Bruder Hagen die Mähre zu künden. Dieſer begann die Rache mit dem Morde Ortlieb's und ſeines Hofmeiſters, und nun erhub ſich, während Dankwart von außen, Volker von innen die Thür hüteten, ein Blutbad von den Burgunden unter den Hunnen, dem

dieſe nicht gewaffnet gar nicht gewachſen waren. Etzel und Chriemhild wurden von Dietrich aus dem Saale weggeführt, mit ihm ſeine Mannen, auch Rüdiger mit den Seinen zog in Frieden ab. Als nun die Burgunden alle Hunnen erſchlagen und die Todten aus dem Saal geworfen hatten, begann der Todeskampf, von Hagen und Volker höhnend herausgefordert, von Etzel und Chriemhild nun ihren Mannen befohlen. Da ging Iring Markgraf von Dänemark in den Kampf und verlor von Hagen's gewaltigem Gerwurf ſein Leben, eben ſo auch Hawart von Dänemark, während Irnfrid Landgraf von Thüringen durch Volker erlegt wurde. Noch vor dem Abend verſuchte Etzel einen Sturm der Hunnen auf die Burgunden, aber bis in den Einbruch der Nacht wehrten ſich die Belagerten. Eine Sühne zerſchlug ſich an Chriemhilden's Forderung, ihr Hagen auszuliefern. Um ſie aufs Aeußerſte zu treiben, ließ Chriemhild den Saal anzünden, ſo daß Rauch, Hitze, herabfallende Feuerbrände, und ein grimmiger Durſt, den zu löſchen nur das Blut vorhanden war, die Burgunden plagte; ſo beſtanden ſie die Nacht. Nun drang Chriemhild und Etzel in den Markgrafen Rüdiger, der vergebens ſich erbot, ſein Land und ſeine Burgen zurückzugeben, und mit Weib und Tochter an der Hand in das Elend zu gehen, — die Bitte der Könige überwog, und Rüdiger und Gernot fielen gegenſeitig, ſeine Mannen ſämmtlich erlagen den Helden. Tiefe Stille trat ein nach dem Streite, ſchon wähnte Chriemhild, Rüdiger pflege der Sühne, als ihr Volker die Wahrheit zurückrief, und Rüdiger's Leichnam herausgetragen wurde. Da erſcholl lauter Jammer von Etzel und der Königin, ſo daß Dietrich mit ſeinen Helden begierig wurde zu erfahren, was geſchehen ſey, und wie nun ſeine Recken mit dem alten Hildebrand hingingen ſich nach Rüdiger zu erkundigen, gerieth Volker mit dem trotzigen Wolfhart erſt in bittere Worte, hierauf kam es zum Schwerdte, und hier fiel Sigeſtap von Volker, der kühne Spielmann ſelbſt von Hildebrand, Dankwart von Helfrich, Wolfhart und Giſelher gegenſeitig, ſo daß Niemand als Hildebrand, von den Burgunden aber nur noch Gunther und Hagen am Leben waren. Verwundet von Hagen entſprang Hildebrand, ſeinem Herrn die traurige Mähre zu bringen. Da rüſtete ſich auch Dietrich, und nach vergeblichem Verſuch, die beiden Helden zu bewegen, ſich ihm zu Geißeln zu geben, bezwang er erſt Hagen, und überlieferte ihn gebunden in Chriemhild's Hand, in der Hoffnung, ſie werde ihm das Leben ſchenken, hierauf erfuhr Gunther ein Gleiches. Chriemhild

überaus erfreut endlich ihrer Rache Genüge thun zu können, ließ beide abgesondert verwahren, und verlangte dann von Hagen, er solle ihr wieder geben, was er ihr genommen, so möge er wohl mit dem Leben wieder zu den Burgunden kommen. Und wie ihr Hagen entgegnete, er habe geschworen, den Hort, so lange noch Jemand seiner edlen Herren lebe, nicht zu zeigen, noch Jemand zu geben, da ließ sie ihrem Bruder das Leben nehmen, und bei den Haaren das Haupt des Bruders tragend trat sie wieder vor den Helden von Troneg. Da sprach er, als er seines Herrn Haupt sah: Du hast es zu einem Ende nach deinem Willen bracht, und ist auch recht ergangen, wie ich mir hab erdacht; nun sind alle drei Könige todt, nun weiß den Hort Niemand als Gott und ich allein, der sol dir, Valandinne, wohl immer verhohlen seyn. Habt ihr, sprach sie, des Geldes übel mich gewert, so wil ich doch behalten das Siegfrids Schwerdt, und ohne daß er es wehren konnte, zog sie das Schwerdt aus, und schlug ihm das Haupt ab. Aber den Mord des allerbesten Recken, der je kam zu stürmen oder je Schild trug, rächte sofort der alte Hildebrand, der sie stracks mit einem Schwerdteshieb erschlug, und so lag denn Alles todt und zerhauen vor Etzel's und Dietrich's weinenden Augen da, die Hochzeit war jammervoll verstört, und so nahm Liebe mit Leid ein jammervolles Ende.

An diese großartige Dichtung schließt sich eine Fortsetzung, die **Klage**, an, in welcher ein jüngerer Dichter denselben Gegenstand und die Schicksale der Ueberlebenden erzählt. Ihm zur Seite darf vielleicht die **Kutrun** gestellt werden, ein Gedicht das in Irland und an den norddeutschen und normannischen Landen und Küsten seinen Schauplatz hat. Bei der Abschätzung eines Gedichts wie eines jeden Kunstwerkes entscheidet natürlich am Ende der Geschmack, und es mag wohl besondere Vorliebe seyn, wenn man in neuerer Zeit es die Nebensonne des Nibelungenliedes genannt, diesem gleichgestellt, sogar vorgezogen hat. Daß die Kutrun unter den Dichtungen des Heldenbuches einen ausgezeichneten Platz einnimmt, kann wohl ohne alles Bedenken zugegeben werden, aber an Großartigkeit des Stoffes, an Bedeutsamkeit der Individualitäten, an poetisch-historischer Wahrheit, an geistigem Schwunge bleibt sie bei Weitem hinter den Nibelungen zurück, welche allerdings geeignet sind, ein volksthümliches Epos zu werden, wenigstens insofern sie ganze Völker und ihre Schicksale umfassen. Indessen ist es wohl eine Frage, ob auch im Mittelalter selbst diese Dichtung eine so allgemeine Aner-

kennung fand, und wiewohl es zu wünschen seyn möchte, so dürfte doch sehr daran gezweifelt werden. Gewiß aber blieben die Dichtungen in denen der heilige Gral eine Rolle spielt, Parcival, Titurel, Lohengrin, stets dem deutschen Character etwas Fremdes. Die Schuld hievon ist einerseits in dem aus fremdländischen Sagen genommenen Stoff, andererseits in der zuweilen allerdings nicht unkünstlerischen, aber doch nie recht genießbaren Form zu finden, und die eigenthümliche Richtung Wolfram's von Eschenbach, dem die beiden ersten der genannten angehören, eines gelehrten und welterfahrnen Mannes (gest. c. 1228), führte ihn von der gewöhnlichen Verständlichkeit an sich ab. Mehr Zugang mögen die kleineren epischen Dichtungen aus diesem Kreise, Wigalois der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Grafenberg (c. 1212), Iwein der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue, einem Schwaben, ohngefähr zu gleicher Zeit oder noch etwas früher, Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg (gest. 1230 oder 1250) und seinen Fortsetzern Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim, Wigamur, Lanzelot vom See u. a. gefunden haben, obgleich auch hier die fremdartige Sprache, die Vermischung des Deutschen mit Welschem, die fremden Ortsnamen, die Verbreitung gehindert haben und die Möglichkeit, diese Gedichte zu genießen, gewiß nur auf wenige besonders Gebildete eingeschränkt haben werden. Aus dem deutschen Leben gegriffen ist Hartmann's von Westerspül, (genannt von Owe oder der Owere, weil er Lehen von der Abtei Reichenau trug,) Armer Heinrich, die Geschichte des Leidens des Ritters Heinrich, der von Miselsucht, dem unheilbaren Aussatze, befallen ist, und für dessen Genesung eine reine Magd ihr Leben hinzugeben sich entschließt; glücklicherweise aber begnügt sich der Himmel mit dem Willen, die Genesung erfolgt, und Heinrich nimmt aus Dankbarkeit seine treue Pflegerin zum Weibe. An diese schon mehr dem Fabliau gleichkommende Dichtung schließen sich dann andere theils der Satyre theils der Belehrung angehörende Werke an, von denen Bridank's Bescheidenheit (d. h. Belehrung, Bescheid) wahrscheinlich dem als Lyriker dieser Zeit unübertroffenen Walther von der Vogelweide (gest. zu Würzburg zwischen 1220 und 1227) angehört und erwiesenermaßen weiter als irgend ein anderes Gedicht des Mittelalters verbreitet war. Der Renner von Hugo von Trymberg, einem Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg (c. 1300), die Fabeln und Beispiele des Stricker's (aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts), des Bo-

überaus erfreut endlich ihrer Rache Genüge thun zu können, ließ beide abgesondert verwahren, und verlangte dann von Hagen, er solle ihr wieder geben, was er ihr genommen, so möge er wohl mit dem Leben wieder zu den Burgunden kommen. Und wie ihr Hagen entgegnete, er habe geschworen, den Hort, so lange noch Jemand seiner edlen Herren lebe, nicht zu zeigen, noch Jemand zu geben, da ließ sie ihrem Bruder das Leben nehmen, und bei den Haaren das Haupt des Bruders tragend trat sie wieder vor den Helden von Troneg. Da sprach er, als er seines Herrn Haupt sah: Du hast es zu einem Ende nach deinem Willen bracht, und ist auch recht ergangen, wie ich mir hab erdacht; nun sind alle drei Könige todt, nun weiß den Hort Niemand als Gott und ich allein, der sol dir, Valandinne, wohl immer verhohlen seyn. Habt ihr, sprach sie, des Geldes übel mich gewert, so wil ich doch behalten das Siegfrids Schwerdt, und ohne daß er es wehren konnte, zog sie das Schwerdt aus, und schlug ihm das Haupt ab. Aber den Mord des allerbesten Recken, der je kam zu stürmen oder je Schild trug, rächte sofort der alte Hildebrand, der sie stracks mit einem Schwerdteshieb erschlug, und so lag denn Alles todt und zerhauen vor Etzel's und Dietrich's weinenden Augen da, die Hochzeit war jammervoll verstört, und so nahm Liebe mit Leid ein jammervolles Ende.

An diese großartige Dichtung schließt sich eine Fortsetzung, die Klage, an, in welcher ein jüngerer Dichter denselben Gegenstand und die Schicksale der Ueberlebenden erzählt. Ihm zur Seite darf vielleicht die Kutrun gestellt werden, ein Gedicht das in Irland und an den norddeutschen und normannischen Landen und Küsten seinen Schauplatz hat. Bei der Abschätzung eines Gedichts wie eines jeden Kunstwerkes entscheidet natürlich am Ende der Geschmack, und es mag wohl besondere Vorliebe seyn, wenn man in neuerer Zeit es die Nebensonne des Nibelungenliedes genannt, diesem gleichgestellt, sogar vorgezogen hat. Daß die Kutrun unter den Dichtungen des Heldenbuches einen ausgezeichneten Platz einnimmt, kann wohl ohne alles Bedenken zugegeben werden, aber an Großartigkeit des Stoffes, an Bedeutsamkeit der Individualitäten, an poetisch-historischer Wahrheit, an geistigem Schwunge bleibt sie bei Weitem hinter den Nibelungen zurück, welche allerdings geeignet sind, ein volksthümliches Epos zu werden, wenigstens insofern sie ganze Völker und ihre Schicksale umfassen. Indessen ist es wohl eine Frage, ob auch im Mittelalter selbst diese Dichtung eine so allgemeine Aner-

kennung fand, und wiewohl es zu wünschen seyn möchte, so dürfte doch sehr daran gezweifelt werden. Gewiß aber blieben die Dichtungen in denen der heilige Gral eine Rolle spielt, Parcival, Titurel, Lohengrin, stets dem deutschen Character etwas Fremdes. Die Schuld hievon ist einerseits in dem aus fremdländischen Sagen genommenen Stoff, andererseits in der zuweilen allerdings nicht unkünstlerischen, aber doch nie recht genießbaren Form zu finden, und die eigenthümliche Richtung Wolfram's von Eschenbach, dem die beiden ersten der genannten angehören, eines gelehrten und welterfahrnen Mannes (gest. c. 1228), führte ihn von der gewöhnlichen Verständlichkeit an sich ab. Mehr Zugang mögen die kleineren epischen Dichtungen aus diesem Kreise, Wigalois der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Grafenberg (c. 1212), Iwein der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue, einem Schwaben, ohngefähr zu gleicher Zeit oder noch etwas früher, Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg (gest. 1230 oder 1250) und seinen Fortsetzern Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim, Wigamur, Lanzelot vom See u. a. gefunden haben, obgleich auch hier die fremdartige Sprache, die Vermischung des Deutschen mit Welschem, die fremden Ortsnamen, die Verbreitung gehindert haben und die Möglichkeit, diese Gedichte zu genießen, gewiß nur auf wenige besonders Gebildete eingeschränkt haben werden. Aus dem deutschen Leben gegriffen ist Hartmann's von Westerspül, (genannt von Owe oder der Owere, weil er Lehen von der Abtei Reichenau trug,) Armer Heinrich, die Geschichte des Leidens des Ritters Heinrich, der von Miselsucht, dem unheilbaren Aussatze, befallen ist, und für dessen Genesung eine reine Magd ihr Leben hinzugeben sich entschließt; glücklicherweise aber begnügt sich der Himmel mit dem Willen, die Genesung erfolgt, und Heinrich nimmt aus Dankbarkeit seine treue Pflegerin zum Weibe. An diese schon mehr dem Fabliau gleichkommende Dichtung schließen sich dann andere theils der Satyre theils der Belehrung angehörende Werke an, von denen Bridank's Bescheidenheit (d. h. Belehrung, Bescheid) wahrscheinlich dem als Lyriker dieser Zeit unübertroffenen Walther von der Vogelweide (gest. zu Würzburg zwischen 1220 und 1227) angehört und erwiesenermaßen weiter als irgend ein anderes Gedicht des Mittelalters verbreitet war. Der Renner von Hugo von Trymberg, einem Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg (c. 1300), die Fabeln und Beispiele des Stricker's (aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts), des Bo-

nerius Edelstein, eine Sammlung Fabeln, etwa gegen 1300 vollendet, sind hier vorzüglich zu erwähnen. An diese dem verständig nüchternen Geiste der Nation mehr zusagenden Werke schließen sich dann die Reimchroniken, die Kaiserchronik aus dem zwölften Jahrhundert, das Fürstenbuch des Jan Enenkel, eines Wieners, Zeitgenossen von Herzog Friedrich dem Streitbaren, die Reimchronik des cölner Meister Godefrit Hagen, und die treffliche historisch-ungemeinwerthvolle Reimchronik Ottokar's von Horneck, eines steyerischen Edeln, die bis in den Anfang des nächsten Jahrhunderts (schließt mit 1309) hinüberreicht. — Der eigentliche Minnegesang aber wird durch Keinen so repräsentirt wie durch Walther von der Vogelweide, in welchem sich tiefes Gemüth, große Welterfahrung, Geschmack, Gewandtheit im Ausdruck, wahrhaft dichterische Begeisterung, Liebe für sein Vaterland, auf gleiche Weise vereinigten, um ihn für alle Zeiten den großen Dichtern einzureihen. Aus der etwa auf dreihundert sich belaufenden Zahl der Minnesänger, welcher Lieder der Ritter und Rathsherr zu Zürich, Rüdiger Manesse, am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts sammelte, sey hier noch erwähnt Ulrich von Lichtenstein, Zeitgenosse und Dienstmann Friedrich des Streitbaren, der auch in einem größern Gedichte, Frauendienst, sein Leben erzählt, Gottfried von Nifen (Neufen), ebenfalls zu Friedrich's II. Zeit, Graf Otto von Bottenlaube (gest. 1254), Konrad von Würzburg (gest. 1287 zu Freiburg in Breisgau), Meister Johannes Hadloub aus Zürich, ein Freund des Rüdiger Manesse u. s. w. Mit dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts aber, mit dem Untergang der Hohenstaufen, verklang auch die Leyer des Minnegesangs, nur ein schwacher Nachhall, den letzten Klängen der Saite gleich, entflog noch den Anfängen der nächsten Zeit, und wie die nur auf kurze Zeit dem deutschen Adel aufgedrungene Bildung in der Rohheit des Fehdelebens und Wegelagerns untergegangen war, flüchtete sich die Form, ohne den Geist zu fesseln, in die Mauern der Städte zu den Handwerkern, als Meistergesang. Die in den Kreuzzügen entstandene, seitdem fortdauernde Verbindung mit dem Morgenland gab dann zu jenen besonders das griechische Kaiserthum mit hineinziehenden Dichtungen Anlaß, in welchen abenteuernde Ritter geschildert wurden, die zum Kampfe für Ehre, Religion, und Liebe umherirrten, und die so den eigentlichen Ritterroman bildeten.

Das Ritterthum selbst war im Laufe der Kreuzzüge völlig ausgebildet worden, nicht zwar durch diese allein, aber allerdings

durch ihre Mitwirkung. Um ſein Verhältniß zu den übrigen Ständen recht zu faſſen, muß folgendes zuerſt bemerkt werden. Die urſprünglich überall vorkommende Eintheilung der ganzen Bevölkerung in Freie und Unfreie war durch mehrere Abſtufungen und Uebergänge ſo gebrochen, daß es zu den Zeiten des Interregnums in Deutſchland ſieben mit Beſtimmtheit unterſchiedene Grade der Freien gab. Eine gleiche Abſtufung gab es in jedem andern Lande, und gerade als dieſe Ständehierarchie, an deren Spitze der Kaiſer ſtand, vollkommen ausgebildet war, trat durch die Freiheit der Städte, in deren Ringmauern Alles wenn auch nicht ſogleich aber allmählig zur Gleichheit hinſtrebte, eine Vernichtung derſelben ein. Die Gründe dieſer Veränderung der urſprünglichen Eintheilung — die wenn man will ſelbſt erſt wieder aus der noch früheren allgemeinen Freiheit hervorgegangen war — ſind Verſchiedenheit des Beſitzes, Bereicherung des Einen, Verarmung des Andern, größerer Einfluß des Einen durch Vermögen, Verbindung, Klugheit, Tapferkeit, verringerte Bedeutung des Andern durch die entgegengeſetzten Urſachen. Wenn auch der König urſprünglich nur der Erſte unter Gleichen ſeyn ſollte, ſo findet ſich doch überall ein beſonders begünſtigtes, meiſt bis zu den heidniſchen Göttern in ſeiner Genealogie hinaufreichendes Geſchlecht, aus dem die Könige genommen wurden, während Herzoge, Anführer, nach der Tapferkeit erleſen wurden. So lange es nur Streifzüge aus den germaniſchen Wäldern in die benachbarten Lande gab, war die Verſchiedenheit der Stände wohl nur Edle, Gemeinfreie, Knechte, unter denen man ſich nicht eben Sklaven wie in den Plantagen noch wie bei den Römern und Athenern vorſtellen darf, aber doch etwa wie in Sparta die Periöken oder Heloten. Das mußte ſich ändern, als dieſe Völker eroberten und nun über das Eroberte verfügten. Dieſes nämlich wurde in gleiche Theile vertheilt, von denen aber der Anführer und die Vornehmen eine verhältnißmäßig größere Zahl bekamen, als die Gemeinen, wodurch an ſich ſchon ein verſchiedener Beſitzſtand gegründet wurde. Da nun der Reichere natürlich das was ihm zufiel nicht Alles allein brauchen konnte, ſo vergab er einen Theil an Aermere, und, wie wohl ſchon in der älteſten Zeit der Fall war, an jüngere, ohne Erbgut hinausgeſchickte Söhne, mit dem Vorbehalt des Eigenthumsrechts und einer beſtimmten Leiſtung, mit deren Aufhören auch dieſer Beſitz aufhörte. Ein ſolcher Beſitz hieß ein Lehen, der Beſitzer der Lehnsträger, der Eigenthümer der Lehensherr. Die von dem König zuerſt geforderte

haben, eine solche Würde zu erlangen; aber es bedurfte dazu nicht der schöppenbaren Freiheit, sondern Jeder, selbst der geringste Freie, mochte er auch ganz ohne Eigenthum seyn, und nichts als ein Lehen besitzen, ja nur sein Roß, Schwerdt, und den Dienst bei seinem Lehnsherrn, konnte in die Reihen der milites eintreten. Diese bildeten jedoch eine eigene geschlossene Verbindung, in welche nur noch vorausgegangenen Diensten mit einer regelmäßigen Ceremonie aufgenommen wurde, und es ist gewiß, daß einerseits der Corporationsgeist, der im ganzen Mittelalter von der Kirche ausgehend überall hervortritt, diese gegenseitige Anschließung bewirkt, andererseits die Kreuzzüge ganz vorzüglich die Ausbildung dieser Corporation gefördert haben. Wer als freier Mann zur Führung des Schwerdts geboren war, wurde meistens in seinem vierzehnten Jahre schon durch feierliche Ueberreichung eines Schwerdtes und durch Ertheilung eines Backenstreichs, des letzten, den er sich gefallen lassen durfte, für wehrhaft erklärt, und bei der Wehrhaftmachung eines Jünglings von fürstlichem Geblüte pflegten in der Regel andere seines Alters sich ebenfalls wehrhaft machen zu lassen, um dadurch seine Waffengenossen zu werden. Von hier an hieß er Knappe, armiger, that am Hofe eines Ritters, etwa seines Lehnsherrn, Dienste, und erhielt dann, ohngefähr im achtzehnten Jahre, den Ritterschlag, den er nur von einem älteren Ritter erhalten konnte, und der mit besondern, auch kirchlichen, Ceremonien ertheilt wurde. Der Ritterschlag wurde nicht nur denen ertheilt, welche als ritterbürtig die Lehrzeit des Knappenstandes, welchem zuweilen auch noch der Pagen- oder Bubendienst an einem Hofe vorausging, um seine Sitten, besonders in der Umgebung der Frauen, zu lernen, durchgemacht und sich während derselben tadelfrei betragen hatten, sondern auch solchen, die sich im Kriege tapfer bewiesen und einer solchen Auszeichnung würdig gemacht hatten. Nach der eigentlichen Absicht sollte der Ritterstand die Blüthe der freien Mannen enthalten, und die vorläufigen Forderungen waren, daß der dazu bestimmte hochherzig in Widerwärtigkeit, edelgeboren, freigebig, feingesittet nach Hofesweise, mannhaft und bieder sey, und sich fernerhin befleißigen sollte, täglich die Messe zu hören, für den katholischen Glauben sein Leben kühn zu wagen, die heilige Kirche mit ihren Dienern vor allen Uebelthätern zu schützen, Wittwen, Unmündige, und Waisen in ihren Nöthen zu vertheidigen, ungerechte Kriege zu meiden, unbilligen Sold abzulehnen, für die Befreiung je-

während den Italienern es doch verächtlich erschien, daß das Oberhaupt der Christenheit, der Nachfolger der vom Capitol aus der Welt gebietenden Cäsaren, dem Priester der Peterskirche das homagium leiste, sein homo werde, und daß es in Deutschland als ein Mittel gebraucht wurde, um die Güter der Kirche, der todten Händ, wieder an andere Besitzer zu bringen, war auch noch das Dienstmannen oder Ministerialenverhältniß entstanden, in welches sowohl Freie als Unfreie eintraten, sich durch die Annäherung zu ihrem Herrn, dem sie Dienste leisteten, allmählig wichtig machten, und so den Freien mit Schöppenrecht gleich stellten.

Den Kriegsdienst hatten ursprünglich alle freien Männer thun müssen, zu einem von der Volksversammlung beschlossenen oder gutgeheißenen Kriege war der Heerbann aufgeboten worden, der sich auf eigene Kosten erhielt und nach Beendigung des Feldzugs, der regelmäßig nur im Sommer stattfinden konnte, wieder zerstreute. Neben dem Heerbann der freien Männer oder Wehren bestand noch ein Gefolge, welches den Anführer unmittelbar umgab, und an sein Schicksal mit unverbrüchlicher Treue gefesselt war. Aus diesem entstanden die Lehnsträger, die Leudes der merovingischen Zeit, die Vasallen der spätern Jahrhunderte. In dem Maaße, als die Kriege ausgedehnter und langdauernder wurden, als der Heerbann wegen Verarmung oder Gleichgültigkeit seine ursprüngliche Bedeutung verlor oder sogar seinen Beistand nur säumig und verdrossen leistete, erhuben sich die Lehnsleute, die lediglich von dem Willen ihres Herrn abhingen, zu größerem Ansehen, und stellten sich bald den Gemeinfreien und Schöffenbaren entweder gleich oder sogar vor dieselben. In den Kriegen mit den Ungarn wurde der vorher vernachlässigte Dienst zu Pferde besonders wichtig, und obgleich schon am karolingischen Hofe ritterliche Spiele, Vorbilder der Turniere, (842) vorgekommen sind, so läßt sich doch mit großer Wahrscheinlichkeit der geordnete Dienst zu Pferde erst auf Heinrich's I. Zeit verschieben, ohne daß man deßwegen nöthig hat, die Fabeleien von einem Turnier zu Magdeburg, auf welches wenigstens spätere Ansichten nur übergetragen und in Anwendung gebracht worden sind, für wahr zu halten. Von dieser Zeit an tritt ein eigner Stand der zu Pferde Dienenden oder milites deutlich hervor, der jedoch nicht sowohl ein Stand durch Geburt, als vielmehr durch Verdienst war. Allerdings mußte ein solcher miles ein freier Mann seyn, und leibeigene Geburt würde ihn unfähig gemacht

haben, eine solche Würde zu erlangen; aber es bedurfte dazu nicht der schöppenbaren Freiheit, sondern Jeder, selbst der geringste Freie, mochte er auch ganz ohne Eigenthum seyn, und nichts als ein Lehen besitzen, ja nur sein Roß, Schwerdt, und den Dienst bei seinem Lehnsherrn, konnte in die Reihen der milites eintreten. Diese bildeten jedoch eine eigene geschlossene Verbindung, in welche nur nach vorausgegangenen Diensten mit einer regelmäßigen Ceremonie aufgenommen wurde, und es ist gewiß, daß einerseits der Corporationsgeist, der im ganzen Mittelalter von der Kirche ausgehend überall hervortritt, diese gegenseitige Anschließung bewirkt, andererseits die Kreuzzüge ganz vorzüglich die Ausbildung dieser Corporation gefördert haben. Wer als freier Mann zur Führung des Schwerdts geboren war, wurde meistens in seinem vierzehnten Jahre schon durch feierliche Ueberreichung eines Schwerdtes und durch Ertheilung eines Backenstreichs, des letzten, den er sich gefallen lassen durfte, für wehrhaft erklärt, und bei der Wehrhaftmachung eines Jünglings von fürstlichem Geblüte pflegten in der Regel andere seines Alters sich ebenfalls wehrhaft machen zu lassen, um dadurch seine Waffengenossen zu werden. Von hier an hieß er Knappe, armiger, that am Hofe eines Ritters, etwa seines Lehnsherrn, Dienste, und erhielt dann, ohngefähr im achtzehnten Jahre, den Ritterschlag, den er nur von einem älteren Ritter erhalten konnte, und der mit besondern, auch kirchlichen, Ceremonien ertheilt wurde. Der Ritterschlag wurde nicht nur denen ertheilt, welche als ritterbürtig die Lehrzeit des Knappenstandes, welchem zuweilen auch noch der Pagen- oder Bubendienst an einem Hofe vorausging, um seine Sitten, besonders in der Umgebung der Frauen, zu lernen, durchgemacht und sich während derselben tadelfrei betragen hatten, sondern auch solchen, die sich im Kriege tapfer bewiesen und einer solchen Auszeichnung würdig gemacht hatten. Nach der eigentlichen Absicht sollte der Ritterstand die Blüthe der freien Mannen enthalten, und die vorläufigen Forderungen waren, daß der dazu bestimmte hochherzig in Widerwärtigkeit, edelgeboren, freigebig, feingesittet nach Hofesweise, mannhaft und bieder sey, und sich fernerhin befleißigen sollte, täglich die Messe zu hören, für den katholischen Glauben sein Leben kühn zu wagen, die heilige Kirche mit ihren Dienern vor allen Uebelthätern zu schützen, Wittwen, Unmündige, und Waisen in ihren Nöthen zu vertheidigen, ungerechte Kriege zu meiden, unbilligen Sold abzulehnen, für die Befreiung je-

des Unschuldigen in den Kampf zu gehen, Turniere nur um der kriegerischen Uebung willen zu besuchen, dem römischen Kaiser oder seinem Stellvertreter ehrerbietig in zeitlichen Dingen zu gehorsamen, den Staat ungeschmälert in seiner Kraft zu erhalten, Lehengüter des Reichs nicht zu entfremden, und untadelhaft vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. Diese Punkte zu halten mußte der Neuaufzunehmende förmlich in die Hände eines Geistlichen beschwören, worauf er von dem, welcher eigentlich den Ritterschlag ertheilte, einen Streich auf den Hals erhielt und hiemit, nebst einer Erinnerung, Christi Leiden, Kreuz, und Tod stets im Sinne zu behalten und rächen zu wollen, unter die Ritterschaft aufgenommen war. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war diese Aufnahmsfeierlichkeit schon völlig ausgebildet, wie sie namentlich bei Wilhelm's von Holland Ritterschlag erwähnt wird, einer Ceremonie, die da Wilhelm noch nicht Ritter war seiner Krönung zum Könige deswegen nothwendig vorhergehen mußte, weil man sich den König als das Haupt der Ritterschaft dachte. Indessen ist nicht im Mindesten anzunehmen, daß auch schon die ältesten Zeiten alle diese Formen gehabt haben, sondern hiezu haben höchst wahrscheinlich die Kreuzzüge am meisten beigetragen. Die Verbindungen der Johanniter und der Templer traten zuerst mit den Forderungen einer freien, untadeligen Herkunft, unbefleckten Wandels, ritterlich-christlicher Gesinnung und Tüchtigkeit auf, und es war ein sehr natürlicher Uebergang von dem, was die besondern Orden forderten, zu dem, was im Allgemeinen von einem Ritter verlangt wurde. In diesen eben angegebenen Punkten kamen beide Ritterorden überein, sie sprachen das, was vorher wohl nur herkömmlich beobachtet worden war, als feststehende Norm aus, und abgesehen von ihren noch hinzutretenden speziellen Forderungen stellte sich die Idee des Ritters nun fest. Da die Kreuzzüge von dem Gedanken des Kampfes für Christi Grab ausgegangen waren, und die Nothwendigkeit der Unterstützung der Pilger und der Kranken so nahe lag, so war eine Vereinigung zu diesem Zwecke schon gleich in den ersten Jahren geschlossen; die Johanniter gingen aus einem schon länger bestehenden Hospital zu St. Johann hervor, während die Templer etwas später anfänglich nur zur Vertheidigung der Pilger zusammentraten. Als besondere Congregationen traten sie dadurch auf, daß sie die Mönchsgelübde der Armuth, der Keuschheit, und des Gehorsams ablegten, während jene allgemeinen Ritterregeln natürlich

sondern schon im dritten großen Kreuzzuge waren die Nationen durch die Farbe desselben unterschieden, die Franzosen hatten ein rothes Kreuz, die Engländer ein weißes, die Flandrer ein grünes. (Schon die Normannen vor ihrer Ansiedlung in Frankreich hatten gemalte Schilde). Der ungeheure Zusammenfluß der gesammten europäischen Ritterschaft im Orient erzeugte nun aber schnell eine Ausbildung dieser Formen, welche den Adel und die Ritterschaft von den Gemeinfreien immer mehr abzusondern begannen. Hierzu kam auch die Annahme der Geschlechtsnamen, welche erweislich erst in den Zeiten der Kreuzzüge beginnt; daß sie vorher fehlen, macht die Genealogie so außerordentlich unsicher. Außer dem in der Taufe ertheilten Namen führte man zur nothwendigen Unterscheidung von andern einen Namen von der Heimath, oder dem Besitz, oder einer Eigenthümlichkeit des Gewerbes, oder auch sehr häufig einer persönlichen Sonderbarkeit, wie wir heut zu Tage einen Unnamen oder Spitznamen geben würden, was mehrere Familiennamen, wenn wir auf ihren Ursprung zurückgehen, allerdings waren. So geschah es, daß sich der Adel immer schärfer abschloß, und zu den Domstiften wie zu den Turnieren, die in ihrer eigentlichen Höhe auch erst um diese Zeit sich ausbildeten, nur seine Genossen zuließ, namentlich aber die in den Städten ansässigen schöppenbaren Familien als minder berechtigt anzusehen anfing.

In den Städten, deren eigentliche freie Ausbildung auch erst in die Zeit der Kreuzzüge fällt, bereitete sich dasjenige Element vor, welches dem abentheuernden Leben des Mittelalters sein Ende machen mußte. Von den Ueberresten, welche am Rhein und die Donau entlang aus den römischen Colonien geblieben sind, läßt sich sehr wenig sagen, Cöln allein hat vielleicht einige Trümmer alter römischer Municipalverfassung bewahrt. Mehr war natürlich in Italien und dem südlichen Frankreich geblieben, und die Einrichtung eines aus den Bürgern selbst gewählten Rathes, der die inneren städtischen Angelegenheiten und die Justiz, letztere unter dem Vorsitz eines vom Landesherrn bestimmten Richters, ausübte, ging von dem Vorbild dieser Städte aus. Bei Ludwig VI. von Frankreich ist erwähnt worden, wie gerade dieser Fürst besonders dem Emporkommen der Städte günstig war; so auch Heinrich IV. und V. von Deutschland. Diese Begünstigung bestand außer der Ertheilung gewisser schon erwähnter Vorrechte im Allgemeinen darin, daß sie von

dem Drucke der Großen befreit und unmittelbar unter kaiſerliche Gewalt geſetzt wurden, ein Grundſatz der erſt allmählig in ſeiner Wichtigkeit erkannt wurde, indem z. B. noch Otto II. dem Bisthum Merſeburg die Stadt Suenka mit Juden, Kaufleuten, Münze, Forſt, förmlich ſchenkte. In den deutſchen Städten befand ſich das innere Regiment anfangs ausſchließlich in den Händen einzelner, dem ritterbürtigen Stande angehörenden, Familien, vorzugsweiſe Geſchlechter genannt, die an manchen Orten, wie in Speyer, Cöln, u. ſ. w. auch mit der Münzgerechtigkeit und der darüber zu führenden Aufſicht belehnt waren, und davon Münzer und Hausgenoſſen heißen. Ihnen entgegen fingen an die Handwerker ebenfalls Reichthum und Anſehen zu gewinnen, die in Zünfte oder Innungen vereinigt ihre eigenen Angelegenheiten ſelbſt ordneten. So kommen ſchon 1152 in Hamburg die Tuchſcherer und Krämer, 1153 in Magdeburg die Gewandſchneider und 1157 ebend. die Schuſter als Zunft vor. Die engliſchen Städte hoben ſich bereits unter Heinrich II., London zumal iſt ſchon viel weiter zurück eine anſehnliche und mächtige Handelsſtadt. Die ſchwäbiſchen Kaiſer begünſtigten das Städteweſen nicht aus Grundſätzen, indeſſen veranlaßte ſie ihre Richtung nach Italien, bedeutende Privilegien zu ertheilen, und namentlich die Städte in dem Recht, die Steuer im Allgemeinen an den Kaiſer zu zahlen, wogegen ihnen dann im Innern ſich ſelbſt zu beſteuern vergönnt war, in der Befreiung von auswärtigen Gerichten, die bei den Anmaßungen benachbarter fürſtlicher Gerichtsböfe ſehr läſtig waren, in der Erlaubniß Reichsmünze zu ſchlagen, und andern eigentlich nur dem Kaiſer oder dem Reich zuſtehenden Befugniſſen zu beſtätigen. Uebrigens muß man dabei wohl im Auge haben, daß eine dieſer Stadt ertheilte Befugniß keineswegs auch ohne weiters von jener uſurpirt werden konnte, ſondern daß es eine allgemeine, für eine wie für die andere Stadt geltende, Freiheit nicht gab. In Frankreich kamen alle bedeutenden Städte durch die kluge Politik der Capetinger unter königliches Recht, während in Deutſchland viele der anſehnlichſten Städte einen nicht immer glücklichen Kampf mit der Anmaßung der nächſten Fürſten, Geiſtlicher wie Weltlicher, zu beſtehen hatten. Dieſe Bedeutung der Städte kam hauptſächlich durch den im Zeitalter der Kreuzzüge außerordentlich vermehrten Handel. Wie durch den Verkehr mit den Saracenen neue Lebensweiſe, neue Lebensmittel, beſonders auch Luxusartikel, be-

kannt wurden, so fand sich auch wieder Gelegenheit, diejenigen Fabrikate, welche z. B. schon damals in den Niederlanden gefertigt wurden, in größerer Masse abzusetzen und der Thätigkeit dadurch einen vergrößerten Umschwung zu geben. Die italienischen Städte, Venedig, Genua, Pisa, welche vorher zu keiner besondern Macht gediehen waren, schwangen sich mit einemmal, theils durch die Transporte der Personen, wofür sie sich ansehnlich bezahlen ließen, theils durch den ihnen in Palästina als Monopol zufallenden Handel, zu außerordentlichem Wohlstand empor; sie hatten in den größern zum Handel geeigneten Städten, z. B. in Akka, ihre eigenen Quartiere und genossen ausnehmende Vorrechte. Wie die Wirren des griechischen Reiches den Venetianern und Genuesern den Handel desselben fast ausschließlich zuwendeten, ist ebenfalls schon erwähnt worden. Durch den Zwischenhandel des Südens mit dem Norden huben sich dann auch die mitteldeutschen Städte, wie Nürnberg und Augsburg, außerordentlich empor; von hier an knüpfte sich der Handel durch den rheinischen Bund, noch mehr aber durch die zuerst zwischen Hamburg und Lübeck (1241), ursprünglich zur Landfriedenserhaltung, geschlossene Verbindung, die Hanse, welcher später alle Nord- und Ostseestädte beitraten, an die nördlichen Lande. Natürlich mußte dies schon frühzeitig zu eigenen Bestimmungen über Handel und Wandel führen. Schon 1100 machten die Kaufleute und Schiffer der nordischen Gewässer ein eigenes Waterrecht zu Wisby, und das verwickelte, namentlich im Verkehr zu England recht ausgebildete Wechselrecht hatte schon 1292 ein eigenes Statut zu Siena erhalten. In Preußen war 1276 von dem deutschen Orden bereits eine vollständige Briefpost eingeführt. Auf diese Weise wurde der Orient mit dem Occident, der Süden mit dem Norden verknüpft, und die Abgeschlossenheit des europäischen Lebens durch einen Blick in die frischen, lebendigkräftigen Farben des Morgenlandes beleuchtet.

Die hohe Stufe eigenthümlicher Ausbildung, welche Europa damals erlangt hatte, tritt aber nirgends so sichtbar vor die Augen, als in den wunderbaren **Bauwerken**, welche, ebenso von griechischer wie von orientalischer Kunst himmelweit entfernt, noch jetzt das Gemüth des Betrachtenden mit religiöser Andacht durchschauern. Aus der wahrscheinlich noch aus der Römerzeit herübergebrachten, und aus Britannien von den Missionären mit nach Deutschland geführten Kunst, die Steine zu behauen (dem opus Romanum), entwickelte

ſich die allmählig von der Verbindung mit der Kirche ſich zurückziehende Baubrüderſchaft, mit einander durch geheime Zeichen und Sprüche in Verbindung geſetzt. Von dieſer wurden nun die herrlichen Dome und Kirchen, deren ſich Deutſchland, Frankreich, und England noch erfreuen, aufgeführt, und die früheren byzantiniſch-morgenländiſchen Formen zu dem fälſchlich gothiſch, richtiger deutſch genannten Stil ausgebildet. Sein eigentliches Kennzeichen, der ſpitze Bogen, macht es möglich, ſtatt des römiſchen Rundbogens ſchlankere Formen, leichtere Verhältniſſe, durchbrochene Arbeit, und künſtliche Bildwerke aller Art anzubringen. Die Dome zu Cöln (angefangen 1248), zu Freiburg im Breisgau, zu Straßburg, u. a. zeigen dieſen der deutſchen Nation, wie auch andere nun anerkennen, eigenthümlich zugehörenden Stil in ſeiner ſchönſten Ausbildung, und geben mit ihren hoch gewölbten auf Säulen ruhenden, durch ſchmale, farbige Fenſter nur mäßig erhellten Hallen ein Bild des Glaubens der Zeit, dem es weniger um Klarheit, als um eine poetiſchfarbige Verſchönerung ſeines Daſeyns zu thun war.

Fragt man am Ende nach dem ſocialen Zuſtand der damaligen Menſchheit, ſo muß man zuvörderſt bekennen, daß unſere Kenntniß deſſelben nur auf bruchſtückartigen Andeutungen beruht, und man ſich ins Einzelne mit völliger Genauigkeit einzugehen wohl beſcheiden muß. Indeſſen dürfte ſo viel wohl im Allgemeinen geſagt werden können, daß ein kräftiger und entſchiedener Wille fürs Gute wie fürs Böſe ſich leicht ausſprach, ſo daß, um Eines zu erwähnen, zwar weniger Klöſter neugeſtiftet und dotirt wurden, dagegen aber andere fromme Stiftungen, Pilgerhäuſer, Siechkobel, Hoſpitäler, zum Theil auch durch den Ausſatz hervorgerufen den die Kreuzzüge nach Europa geführt hatten, den frommen Sinn der Zeit bethätigten. Dagegen geben die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in den meiſten Städten zuerſt zuſammengetragenen Achtbücher durch die darin aufgezeichneten Strafen ein deutliches Zeugniß von dem ungezügelten und unbändigen Sinn der Menge. In den Städten fing nun allmählig an für Sicherheit, Reinlichkeit, Behaglichkeit, geſorgt zu werden; theils durch Begünſtigung und Mitwirkung der darin, oder vielmehr dabei, hauſenden Fürſten, noch mehr aber durch eigene Thätigkeit der Bürger. Dagegen verſank der Adel auf dem Lande, und dies wieder beſonders in Deutſchland, wo noch nicht wie ſchon in Frankreich, Spanien, und England, königliche Verbote die Selbſt-

hülfe unerlaubt machten, oder kriegerische Beschäftigung einen wahrhaft ritterlichen Sinn aufrecht erhielt, in eine immer ärger werdende Rohheit, sich in ihr als einem Gegensatz gegen die Städter gefallend. Am meisten litten darunter die armen Leute, die Bauern, die in Oberdeutschland und wohl auch in Mitteldeutschland, eben so auch in Frankreich, wie öftere Aufstände zeigten, einem harten, durch nichts als die Willkühr des Herrn gemilderten, Druck unterworfen waren. Im Norden hatte sich noch eher ein Rest alter Freiheit im Holsteinischen, bei den Ditmarschen, und in Friesland erhalten. In das stäte Treiben des arbeitvollen Lebens konnte nur die Religion einen lichteren Glanz werfen, und so war denn auch, obgleich für einen Kreuzzug weder ein Fürst noch ein Volk mehr zu begeistern war, religiöse Richtung selbst dann noch die Hauptrichtung der Zeit, als sich bereits theils durch die Waldenser und Albigenser, theils durch die aus der Kirche hervorgegangenen und in ihr selbst verbleibenden Mystiker ein den damals starren und steifen Satzungen sich entschwingender Geist zu regen begann. Eine Menge Feste, von der heitersten, ja possenhaftesten Art, bis zur feierlichsten, ernsthaftesten, beschäftigten die Gemüther und machten in harmloser, von dem lustigen Spott nur wenig angefochtenen Unbefangenheit bedeutungsvolle Einschnitte in das außerdem eintönige, nur dem Geschäft des Handels oder des Gewerbs gewidmete Daseyn. Alles war noch auf die Religion als auf das Höchste ausschließlich gerichtet. Noch immer galten Papst und Kaiser als Oberhäupter der Christenheit, und die gläubige Menge wallfahrtete immer noch andächtig nach Rom, sich Segen und Ablaß zu holen. Daß Rom das Haupt der Welt sey, hatte es in einer zweiten dem Reiche Cäsar's nicht nachstehenden Herrschaft vollkommen bewährt.

Geschichte

des

Mittelalters

von

Georg Wolfgang Karl Lochner,
Professor am K. Gymnasium zu Nürnberg.

Zweiter Band.

Vom Ende der Kreuzzüge bis zum Ende des Basler Concils.

Nürnberg
Verlag von Friedrich Napoleon Campe.
1840.

Sancta synodus in spiritu sancto legitime congregata, generale concilium faciens, ecclesiam catholicam militantem repraesentans, potestatem immediate a Christo habet, cui quilibet cuiuscumque status vel dignitatis, etiamsi principalis existat, obedire tenetur in iis quae pertinent ad fidem, exstirpationem Schismatis, et ad generalem reformationem ecclesiae Dei in capite et in membris ac pertinentibus ad eadem.

CONCIL. CONSTANT.

Romanus praesul unicus est princeps cui omnes obedire tenentur: Petri et Pauli locum tenet qui sedet in apostolico throno: Christi vicarius est qui Romanae praesidet urbi. Non est igitur cur se culpiam intelligentiae nomine vel foederis obliget, neque subditorum est cum dominis suis foedera quaerere.

AEN. SYLV.

Vorrede.

Da ich bei der Ausarbeitung dieſes zweiten Bandes meiner Geſchichte des Mittelalters dieſelben Grundſätze und Anſichten, die in der Einleitung zum erſten Bande dargelegt ſind, befolgt habe, ſo brauche ich hierüber mich nicht näher zu erklären. Nöthiger aber dürfte es ſcheinen, über den Umfang dieſes Bandes, der bei gleicher Bogenzahl doch einen weit kleinern Zeitraum umfaßt als der erſte Band, einige rechtfertigende Worte zu ſagen. Zwar wenn ich die ganze Arbeit überblicke, ſo wüßte ich, abgeſehen von dem prüfenden Tadel, durch welchen jeder Schriftſteller, wenn er auch das nun in die Welt tretende Werk ſeines Fleißes mit väterlicher Liebe anſieht, doch Manches anders haben möchte, auf jeden Fall weniger wegzulaſſen als vielmehr beizufügen. Denn es ſchien mir eben dieſe Zeit, die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, ſo außerordentlich wichtig, daß ich beim Schreiben vielleicht weitläuftiger wurde, als das äußere Verhältniß zum erſten Bande erlaubt, aber ſchwerlich umſtändlicher, als zum rechten Verſtändniß dieſer inhaltsreichen und anziehenden Zeit nöthig erſcheint. Was die neuere Zeit in größerer Ausbildung in ihren Kreiſen bewegt, iſt in jenen Jahrhunderten zuerſt entwickelt worden, ſtädtiſche Verfaſſungen, landſtändiſche Vertretungen, haben ſich damals zuerſt gebildet, und die friſche Kraft, mit welcher dieſe Erſcheinungen z. B. in Flandern hervortreten, hat etwas ſo Anziehendes, daß man es Keinem verdenken kann, wenn er ſeinen Blick lange auf ihnen verweilen läßt. Eben ſo wird man gerne die ritterlichen Kämpfe Frankreichs und Englands betrachten,

in welchen die Idee des Ritterthums und der Ritterſitte allen andern nachfolgenden Zeiten zum Vorbild eigentlich verwirklicht worden iſt. Wenn es übrigens Entſchuldigung bedarf, das Verhältniß der Theile überſchritten zu haben, ſo möge die Arbeit ſelbſt um dieſelbe anhalten; dem Schreibenden ſchien wenigſtens während ſeiner Arbeit der Stoff zu wachſen und er glaubte wie ſchon geſagt oft noch kürzer zu ſeyn als das wahre und völlige Verſtändniß erheiſchen dürfte.

Indem aber Kirche und Reich die leitenden Sterne ſind, die man auf ſeiner Wanderung durch dieſe Räume nicht aus den Augen verlieren darf oder zu denen man, wenn ja der richtige Pfad verfehlt worden iſt, immer wieder zurückkehren muß, ſo findet ſich, daß mit dem Ende der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein offenbarer Ruhepunkt einer allgemeinen Bewegung eintritt. Kirche und Reich ſind in dieſem Moment zu einer Befeſtigung ihrer ſelbſt gekommen, die ihnen vorher gefehlt hat. Die avignonenſiſche Gefangenſchaft, die Kirchenſpaltung, endlich die Zeiten der Concilien zu Conſtanz und Baſel beweiſen dieß bei dem Papſtthum zur völligen Genüge. Gewiß nämlich gibt nicht ſowohl die Aufhebung des Schismas durch Martins V. Wahl, ſondern vielmehr die Feſtſtellung der Verhältniſſe durch die Wiener Concordate den eigentlichen Schluß dieſer Bewegung. So lange die in Conſtanz zuerſt ausgeſprochene Behauptung, das Concil ſey höher als der Papſt, durch ein anderes Concil wieder aufgenommen und ſomit eine revolutionäre Tendenz von derſelben Art begünſtigt wurde, als wenn man die Quelle der höchſten politiſchen Gewalt in dem ſouveränen Volke ſucht, ſo lange war das Papſtthum gefährdet. Im Conſtanzer Concil war nur die Einheit der Kirche wieder hergeſtellt, durch den Sieg des Papſtes Nikolaus V. über die Baſler Synode, wozu Friedrich III. am meiſten beitrug, war die Unabhängigkeit des Papſtthums wieder erfochten worden, eine Reſtauration der wichtigſten Art, und der

Geiſt, in dem Aeneas Sylvius als Pius II. jede Appellation an ein Concil verbot, war das Reſultat der dadurch gewonnenen Belehrung. Daß Concilien ſolcher Art, wie die Conſtanzer und Baſler waren, der Kirche die größte Gefahr bringen konnten, hatte man zuletzt deutlich erkannt. Dieſe Gefahr war nun beſeitigt, die alten Formen waren ſo gut es gehen wollte wieder hergeſtellt, und wie der Menſch an die Exiſtenz ſolcher Formen auch das Weſen gefeſſelt glaubt, ſo hielt ſich die Hierarchie für völlig geborgen. Sie verblendete ſich eben dadurch über ihre gegenwärtige Stellung, ignorirte oder verachtete das ſeitdem rege gewordene Bedürfniß einer tiefer gehenden Reformation, und glaubte, ſo wie ſich die Forderungen des menſchlichen Geiſtes hatten bisher beſchwichtigen oder gewaltſam unterdrücken laſſen, würde ihr daſſelbe auch fernerhin gelingen. Die mehr als fünfzigjährige Ruhe, welche dem Papſtthum nun zu Theil wurde, verſtrich faſt nur in Verfolgung profaner Intereſſen.

Wie für die Kirche, ſo war auch für das Reich eine wichtige Epoche eingetreten. Die Anſprüche des Hauſes Habsburg, die ſeit Rudolf's I. Zeiten nie völlig geſchwiegen hatten, waren endlich faktiſch anerkannt worden. Man kann ſagen, daß auch hier die alte ächtgermaniſche Ordnung, nach welcher die Thronfolge in der Familie bleibt und das Königthum nicht ohne die dringendſte Noth auf ein anderes Geſchlecht übertragen werden ſoll, wieder eingeſchlagen worden iſt. Der Gedanke eines reinen Wahlreichs ſteht, ſo plauſibel er auch auf den erſten Anblick ſeyn möchte, doch im Widerſpruch mit aller wahren Staatsweisheit. So wie nun das Haus Luxemburg, dem allein das mächtige Habsburg hatte auf längere Zeit weichen müſſen, ausgeſtorben war, konnte kein anderes Fürſtenhaus den Nachkommen Rudolf's zu vergleichen ſeyn, und nicht ſowohl Albrecht's II. als vielmehr Friedrich's III. Wahl, bei dem ſich keineswegs die ſeinem Vorfahren günſtigen Umſtände vereinigten, zeigte, daß man bei dieſem Hauſe blei-

ben wollte. Man möchte sagen, eine Ahnung, daß dieser Fürst obgleich ohne große Thatkraft, doch durch den ausdauernden jeden unwiederbringlichen Verlust weislich verschmerzenden Sinn, durch seine Geduld, die den ihm günstigen Zeitpunkt abwartete, zu großen Dingen berufen sey, habe die Gemüther der Wählenden auf ihn hingelenkt. Indem nun das Reich ein Gemisch von Wahlreich und Erbreich wurde, entstand für die Stände die Nothwendigkeit, sich vor der absoluten Gewalt ihres kaiserlichen Oberherrn zu sichern und ihre Rechte und gegenseitigen Verhältnisse weiter zu bestimmen. Hierzu jedoch gab erst die folgende Regierung des energischeren Sohnes und später die Furcht vor Unterdrückung durch ausländisches Joch unmittelbare Veranlassung.

Wenn daher mit dem Jahr 1450 dieser Band schließt, so dürfte dieser Schluß sich aus den eben angegebenen Gründen rechtfertigen lassen, obgleich damit nicht gesagt seyn soll, daß das Mittelalter selbst damit abgeschlossen ist. Hierüber habe ich mich in der Einleitung zum ersten Band und auch in diesem zu deutlich ausgesprochen, als daß ich ein Mißverständniß zu fürchten hätte.

Ueber die Behandlung des Stoffes im Einzelnen erlaube ich mir noch Folgendes zu sagen. Noch mehr als beim ersten Band ist es mir darum zu thun gewesen, einzelne Partieen recht genau und umständlich darzustellen, besonders wo Sitte und Geist der Zeit daraus erkannt werden mögen. Was ich von neuern Forschungen benützte, werden Sachkundige bald selbst ausfindig machen; es gibt überall Dinge, die man auf Treu und Glauben eines Andern annehmen muß; so hoch ich das Quellenstudium schätze, sowohl um der Klarheit und Gewißheit als auch um der Frische willen die es gewährt, so bin ich doch nicht so vermessen, mich desselben durchaus zu rühmen. So verdanke ich in dem letzten Capitel besonders der Geschichte Kaiser Siegmund's von Aschbach sehr viel, obgleich ich mitunter auch meinen eigenen Weg gegangen bin. Daß ich dieses

auch anderwärts gethan habe, wird man in Kaiser Heinrich's Römerzug, in der Darstellung der Vehme, und in andern Partieen nicht verkennen. Bei den Schweizergeschichten ist hauptsächlich Johannes Müller und Henne's Schweizerchronik zu Rathe gezogen worden; bei den flandrischen Meyer's Annalen und Froissard, dabei Leo's niederländische Geschichten. Was von Nürnberger Geschichten erwähnt ist, beruht ganz auf selbstständigen Forschungen. In der oft behandelten, meistens aber durch eine von vorn herein zum Grund gelegte Tendenz, sey es Patriotism sey es Religionseifer, verfehlten Geschichte Ludwig's des Bayern wäre es mir lieb den Beifall ächter Geschichtsforscher zu erhalten. Böhmer's Regesten und Schlosser's Geschichte der Weltbegebenheiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erhielt ich zu spät um sie dabei berücksichtigen zu können. Wie ich schon beim ersten Bande erwähnte, so habe ich im Allgemeinen auch hier der Geschichte des Mittelalters von Friedrich Rehm viel zu danken; ich habe sie überall zu Rathe gezogen, da sie das vollständigste, consequenteste, und gründlichste Werk über diesen Zeitraum ist.

So sehr ich gesucht habe, in chronologischen Bestimmungen möglichst sicher zu gehen, so weiß ich doch wohl, daß Manches nicht völlig bestimmt ist, sowohl in deutschen als auch und noch mehr in außerdeutschen Geschichten. Um vielleicht die Lösung und Festsetzung solcher schwierigen Punkte zu veranlassen, will ich einige derselben hier anführen:

1) Fast alle Neueren setzen die Schlacht am Morgarten auf den 15. Nov. 1315. Freilich sagt so Tschudi, St. Ottmar's Abend. — Allein Joh. Vitoduran, ein Zeitgenosse, sagt zweimal ausdrücklich in die Sti Ottmari, welches der 16te ist. Ihm hat Pütter beigepflichtet.

2) Hormayr im Taschenbuch von 1830. p. 459. setzt den Tod von Ludwig's des Bayern Gemahlin Beatrix auf den 24. Aug. 1322, fünf Wochen vor der

Schlacht bei Ampfing. Buchner p. 335. ſagt, ſie ſtarb 21. Aug. 1321.

3) Der Sieg (p. 107.) der Gibellinen über die Welfen, den Ammirato in 1249 ſetzt, findet ſich bei Villani in 1248 Febr. 1.

4) Villani ſetzt die Schlacht von Meloria auf 1283, Rehm in 1284. Als Tag gibt die Ueberſetzung von Dante's Hölle (durch den Prinzen Johann von Sachſen) den 6. Aug. 1284.

5) Villani ſetzt den Tod des Grafen Ugolino auf 1288 März, Rehm auf 1288 Juli 1.

6) Die Schlacht bei Sluys ſetzt Lingard und Rehm auf den 24. Juni 1340. Froiſſard im Chap. 51. ganz beſtimmt auf den Abend vor Johannis, alſo den 23. Juni. Ihm folgt Daniel.

7) Nach Lingard Bd. IV. p. 32. ſtarb Mathilde von Artois ſchon 1318 und der König Philipp der Lange nahm Artois für ſeine Gemahlin Mathilde, die Tochter jener Mathilde, in Anſpruch. Rehm (IV. II. p. 152.) nennt aber dieſe Königin Johanne, und ſagt, die Gräfin Mathilde ſey 1329 Okt. 27. geſtorben.

8) Iſt Hakon VII. von Norwegen 1319 Mai 8. geſtorben oder wie Meuſel (p. 335.) ſagt, am 6. Merz?

9) Froiſſard ſetzt die Schlacht von Caſſel auf den Bartholomäustag alſo den 24. Aug. 1328. Meyer auf den 23ſten.

10) Lingard ſagt, die über die Rechte der ſchottiſchen Prätendenten zuſammengetretene Verſammlung habe achtzehn Monate lang geſeſſen. Rapin Thoiras ſagt ausdrücklich: dans la même année habe ſie für das Recht Baliol's entſchieden. Ihm ſtimmt auch Rehm bei.

11) Lingard ſetzt die Schlacht von Bannockburn auf den 24. Juni. Walter Scott auf den morning of saint Barnaby called the bright, being the 24th

of lune. Buchanan ſagt: nonum Cal. Jul., das wäre der 23ſte.

12) Der Krönungstag der polniſchen Königin Hedwig wird von Dlugoß auf 1384 St. Hedwigstag einen Sonntag geſetzt; da aber St. Hedwig der 15. Okt. iſt, welcher erſt 1385 auf einen Sonntag fällt, ſo muß wohl dieſes Jahr angenommen werden. So haben auch Rehm und Aſchbach. Letzterer (Geſchichte Kaiſ. Siegm., I. p. 23.) ſagt: «Sie (Eliſabeth) überlieferte durch eine glänzende Geſandtſchaft ungariſcher Prälaten und Großen (im Juni 1384) ihre Tochter in die Hände der Polen und ſechzehn Monate ſpäter ward die kaum vierzehnjährige ... Hedwig zu Krakau (1385 Okt. 15.) gekrönt.» In der Anmerk. 6. fügt er hinzu: «Ueber die Thronſtreitigkeiten in Polen nach dem Tode König Ludwig des Großen bis zur Krönung der Königin Hedwig iſt Dlugoß Lib. X. p. 68—92. Hauptquelle. Damit iſt der Anonymus bei Sommersberg, script. rer. Lib. I. T. II. p. 154. zu vergleichen. Engel Geſchichte des ungariſchen Reichs II. p. 164. beſtimmt nach dieſem die Krönung 15. Okt. 1384. Doch möchte hier Dlugoß, welchem Feßler Geſchichte der Ungarn Thl. IV. p. 38. folgt, eine beſſere Quelle ſeyn.» Wohl, aber gerade Dlugoß nimmt das Jahr 1384 an, und wenn anders Hedwig ſchon 1384 nach Polen kam, dürfte wohl anzunehmen ſeyn, daß man eine ſo wichtige Handlung wie die Krönung war nicht erſt Jahr und Tag hinausſchob. Das Jahr 1384 aber keinen Tag hat auch Solignac; Bronikowski hat 1384 Okt. 15. Wenn dieſer Tag recht iſt, wofür das ſpricht, daß (nach *Pilgram. Calendar.*) der Hedwigstag durch päpſtlichen Beſchluß vom 17. auf den 15. verlegt worden iſt, ſo muß man eben vom Sonntag abſehen. — Damit zuſammen hängt die Taufe und Krönung Jagello's,

deutſche Orden in Preußen. Die Anjou's in Neapel und Ungarn ..... 264—301

XXVI. Zerfall des Reichs. Spaltung der Kirche. Geordnete Zuſtände Weſteuropa's ..... 302—345

XXVII. Die Zeiten der Concilien von Conſtanz und Baſel ..... 346—442

XVIII. Herstellung des römischen Königreichs unter Rudolf I., Adolf, und Albrecht I. Die Eidgenossenschaft.

Die Herstellung des Kaiserthums wird ein Bedürfniß für das Papstthum. Papst Gregor X. König Rudolf von Habsburg. Anerkennung Rudolf's vom Papste. Bezwingung Ottokar's. Verhältniß zum Papste. Rudolf erwirbt Oesterreich. Erneuerung des Landfriedens. Pseudofriedrich. Erhaltung innerer Ordnung. Selbstsucht der Fürsten. Adolf von Nassau. Ankauf Thüringens und Meißens. Albrecht von Oesterreich. Albrecht's verfehlte Bestrebungen und Tod. Die Eidgenossenschaft.

Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts schien die päpstliche Gewalt ihren höchsten Gipfel und zugleich auch schon den Uebergang zu einem jähen Sturz erreicht zu haben; an dem künstlichen Bau wankten die Stützen des Glaubens, welchen die Nachfolger Petri auf menschliche Weisheit zu gründen sich immer mehr genöthigt sahen, und die fürstliche Gewalt, des Kampfes gegen Gottesstimme und Volksstimme müde, beugte sich einerseits willig unter die Herrschaft der Geistlichen, suchte aber zugleich sich ein eigenes, unabhängiges Feld zu erobern. Wenn in dem heiligen römischen Reich die Hierarchie durch Friedrich's Absetzung und seines ganzen Geschlechtes bis zum Untergang fortgesetzte Verfolgung einen glänzenden Triumph gefeiert hatte, wenn die überall hin verbreiteten Orden der Minoriten und der Prediger nur im Dienste und Interesse des Papstes arbeiteten, wenn in Spanien durch Fernando den Heiligen die Kraft der Mauren gebrochen, und die alten Prachtstädte Cordova, Sevilla, Valencia, dem Christenthum wieder eingeräumt wurden, wenn in England der König ein Lehnsmann des päpstlichen Stuhles wurde und die gierige Habsucht der Kowertschen und Lombarden das Land aussog, wenn in Neapel ein altes Recht von dem Papste wirklich gebraucht wurde, um über die Krone nach Gefallen zu verfügen, und sie dem welcher der fügsamste und gehorsamste schien zu ertheilen, wenn an dem religiösen Eifer des französischen Ludwig's um so weniger zu zweifeln gewesen war, als er ihn durch wiederholte Kreuzzüge an den Tag gelegt, und in dem zweiten derselben seinen Tod

gefunden hatte, — ſo ſollte man wohl durch ſo allgemein verbreitete Erſcheinungen jeden Zweifel an der Feſtigkeit des Gebäudes beſeitigt, jede Furcht vor ſeinem Umſturz entfernt und vertilgt glauben. Und dennoch war gerade in dieſer ungeheuren Erweiterung der päpſtlichen Gewalt auch ſchon ihr Sinken begriffen. Wie ſchrecklich auch das Interdikt den Sterblichen geſchienen hatte, gerade die häufige Anwendung der Strafe hatte ihre Wirkung geſchwächt; wie hart und ſchmählich der Sturz des hohenſtaufiſchen Geſchlechtes geweſen war, nicht ohne mit ihrem Blute den Boden zu beſſerer Erndte gedüngt zu haben, waren ſie gefallen; wie ehrerbietig ſich Ludwig von Frankreich der Kirche und ihren Dienern nahte, dennoch war gerade er keineswegs blind gegen die Anmaßungen der römiſchen Geiſtlichkeit und wußte ſeine Selbſtſtändigkeit ihr gegenüber wohl zu wahren; wie anmaßend die päpſtliche Kurie in England geweſen war, gerade dort hatte ſich eine kraftvolle und nachdrückliche Oppoſition am erſten gebildet; und wie gewaltig von Italien aus die Päpſte nach außen geboten, gerade in Italien war ihre Gewalt am ſchwankendſten und unſicherſten. Was endlich den Mauren im Weſten Europa's abgewonnen wurde, um wie viel hier das Chriſtenthum weiter um ſich griff, gerade ſo viel Raum verlor es im Oſten, wo ſeit der Erſchlaffung der Begeiſterung für die Kreuzzüge die Fahne des Propheten wieder über ganz Aſien wehte, und zuletzt in Griechenland ſich reichen Erſatz eroberte für das in Spanien Verlorne. An den Gedanken der Wichtigkeit dieſes Kampfes gegen die Ungläubigen knüpfte ſich auch die Wiederbeſetzung der römiſchen Königswürde an. Dieſe unter Wilhelm und Richard ihres Glanzes beraubt blieb doch immer noch die höchſte Ehre der chriſtlichen Welt, und nur wenn ſie wieder in ihrer vollen Hoheit würde aufgerichtet ſeyn, konnte der Papſt, in dem römiſchen König ſeinen erſten Diener ſehend, hoffen dem Unglauben mit Erfolg entgegentreten zu können. In den Kreuzzügen hatte es ſich ganz deutlich gezeigt, daß ſchon der Name des Kaiſers ſo viel bedeute als ein Heer, und daß die andern Landkönige ſelbſt mit Richard's löwenherziger Tapferkeit doch nur unbedeutende Erfolge von kurzer Dauer bewirkten; wenn hingegen der Kaiſer, nun nicht mehr wie die Hohenſtaufen waren ein Feind und Widerſacher des Papſtes, ſondern ſein erſter Diener und Freund, den Zug unternahm, welche Erfolge ließen ſich da nicht erwarten!

Als daher nach dem Tode Clemens des IV. zu Viterbo 1268 Nov. 29. die Cardinäle ſich nach langer Uneinigkeit endlich dahin ver-

ſtanden, ſechſen aus ihrem Mittel die Wahl des Papſtes zu überlaſſen, und dieſe 1271 Sept. 1. auf den damals noch zu Akka ſich aufhaltenden Archidiakon Tebaldo Viſconti von Piacenza fiel, ließ dieſer, dem aus eigener genauer Anſchauung die Verhältniſſe des gelobten Landes klar vor Augen lagen, es vor allen Dingen, ſo wie er aus Aſien nach Italien gekommen war und (1272) die Weihe zum Papſte erhalten und den Namen Gregor X. angenommen hatte, ſich angelegen ſeyn, die durch Richard's Tod eben erledigte römiſche Königswürde wieder zu beſetzen. Er forderte daher die Kurfürſten auf, die Wahl ohne weiteren Anſtand vorzunehmen, widrigenfalls er ſelbſt, mit Beirath der Cardinäle, für ein Oberhaupt des römiſchen Reiches ſorgen wolle. Die ernſte Sprache eines Mannes, der ohne Frage auch Wort halten zu wollen ſchien, machte auf die Kurfürſten Eindruck; Alfons von Kaſtilien war zwar damals noch am Leben und bemühte ſich ſeine Anſprüche geltend zu machen, fand aber bei Gregor kein Gehör, und da die Fürſten ebenfalls auf die Vorſtellungen des Papſtes dem gemeinen Beſtreben, ſich wie bei Richard's Wahl bei einer ſolchen Gelegenheit zu bereichern, entſagten, ſo wurde ſchon gleich zu Anfang die Wahl nicht wie zuletzt auf einen auswärtigen, ſondern auf einen deutſchen Fürſten gelenkt. Da berief der Mainzer Erzbiſchof Werner von Falkenſtein die Fürſten auf den Sept. 1273 nach Frankfurt am Main, und brachte hier, da dem mächtigen Böhmenkönig Ottokar Niemand geneigt war, noch Luſt hatte, ſich einen Mann, der im Stande wäre ſich zum unumſchränkten Herrſcher zu machen, zum Oberhaupt zu wählen, den Grafen Rudolf von Habsburg zum Vorſchlag, den er ſelbſt, als er nach Rom reiſte ſich das Pallium zu hohlen, als einen eben ſo der Kirche ergebenen als biedern, rechtlichen, und zuverläſſigen Mann kennen gelernt hatte, und der zwar nicht ſo mächtig war, um die Beſorgniſſe der Fürſten zu erregen, aber auch nicht ſo unanſehnlich und unbemittelt, um vor der Annahme der Königskrone ſcheu zurückzutreten. Rudolf beſaß außer Habsburg noch die theils in der Schweiz theils in Oberſchwaben liegenden Grafſchaften Kyburg, Lenzburg, Baden, Hohenberg, und Haigerloch, war Landgraf im Elſaß, hatte ſich in Preußen und Ungarn als ein tapferer Kriegsmann gezeigt, und war in den obern Landen Deutſchlands als ein unternehmender und kriegserfahrener Ritter geachtet. Er war gerade damals in einer Fehde für die aus Baſel vertriebene adelige Geſellſchaft der Sterner gegen den Biſchof Heinrich von Baſel und die mächtigere Geſellſchaft der Pfitticher begrif-

sen, als ihm sein naher Verwandter, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Nachricht brachte, er sey durch die Wahl der zu Frankfurt versammelten Fürsten am 29. Sept. zum römischen König erkoren worden, und bald kam der Reichserbmarschall, Heinrich Graf von Pappenheim, ihm von Seiten der Kurfürsten selbst die amtliche Anzeige bringend. Die Fehde war sofort beendigt, und Rudolf zog mit seiner Gemahlin Gertrud (oder Anna) und einem zahlreichen, immer wachsenden Gefolge den Rhein hinab nach Aachen, hier in Karl's des Großen Dom die Krone zu empfangen (31. Okt.). Hier gab er mit großer Geistesgegenwart, als das Zepter fehlte, mit dem herkömmlicherweise die Belehnungen vollzogen wurden, einen schönen Beweis von seinem frommen Sinn, indem er das Kruzifix des Altars ergriff mit den Worten: Sehet hier das Zeichen, in welchem die Welt erlöset worden ist; das lasset uns statt des Zepters gebrauchen. So weigerte sich Niemand die Belehnung zu empfangen; mit Ausnahme Böhmens war Rudolf von allen Fürsten anerkannt, und durch Verheirathung seiner Töchter Mechtild und Agnes mit dem Pfalzgrafen Ludwig dem Strengen und dem sächsischen Herzog Albrecht band er das Interesse dieser Fürsten an das seinige. Rudolf's Aufgabe, die er mit Geschick und Glück löste, war nicht gering. Das römisch-deutsche Reich war im Innern durch Gewaltthätigkeiten der Großen gegen die Kleinen, durch Kämpfe der Städte gegen die Fürsten, die damals schon anfingen sie sich gänzlich unterwerfen zu wollen, wie die Stadt Cöln seit Friedrich's II. Tod gegen ihre Erzbischöffe zu kämpfen hatte, und erst vor wenigen Jahren mit dem Erzbischof Engelbert eine Sühne abgeschlossen hatte, durch Kämpfe der Adelsparteien in den Städten, wie in Basel die Pfefferharder den minder mächtigen Sternern gegenüberstanden, durch innere Fehden, von denen hauptsächlich die thüringische Erbschaftsfehde bedeutend und umfassend war, sehr zerrüttet worden; des Gehorsams waren die Großen seit der traurigen Zeit des Interregnums völlig entwohnt, und der mächtigste unter ihnen, Ottokar von Böhmen, der sich selbst auf die Krone nicht wenig Hoffnung gemacht hatte, geradezu widerspenstig gegen die Autorität Rudolf's. Nächst diesen höchst dringenden Obliegenheiten, an deren Beseitigung des neuen Königs ganzes Ansehen und Geltung hing, kam nun noch die Erhaltung des Reichs in seinem Umfang, der auf französischer und italienischer Seite bedeutend geschmälert worden war, in Erwägung, und wenn Rudolf in wahrem Sinne ein Augustus, d. h. nach der nun üblich werden-

den Ueberſetzung des Wortes ein Mehrer des Reichs ſeyn wollte, ſo hatte er eine höchſt mißliche Aufgabe zu erfüllen. Endlich ſollte er, denn dadurch allein konnte er ſich ſchmeicheln, Gregor's Anerkennung und Schutz gegen Anſprüche, mochten ſie von Kaſtilien oder von Böhmen kommen, zu erhalten, der chriſtlichen Kirche in ihrem Kampf gegen die Heiden beiſtehen, einen Kreuzzug unternehmen, und die Kräfte des Abendlandes zu einem Zug gegen den Orient vereinigen. Von dieſen Pflichten hätte dem Rang nach die hier zuletzt genannte die erſte ſeyn ſollen; es geſchah aber das Entgegengeſetzte. Rudolf erklärte gleich anfangs, ſeine Gedanken ſeyen allein auf Herſtellung des Friedens in ſeinem Vaterlande gerichtet, um die Unterdrückten gegen die Gewaltthätigkeiten der Mächtigeren zu beſchirmen, und er rechne dabei auf Gottes Beiſtand und der Menſchen Hülfe, und ſetze voraus, daß Alle zuſammen und Jeder für ſich die ihnen zugeſicherte königliche Huld und Gnade mit gebührender Treue und ſchuldigem Gehorſam erwiedern würden. Indem er ſo eine Sache, deren wohlthätige Folgen Jeder erkennen mußte, durchzuſetzen verſprach und auch wirklich durchſetzte, mußte er Anerkennung und Dankbarkeit bei Allen, oder doch den Meiſten finden, und indem er die Fürſten in ihren erworbenen, theils durch Friedrich's Urkunde von Utine ihnen gewährten, theils von ihnen uſurpirten Rechten, beſtätigte und beließ, vermied er die Unannehmlichkeit, die Fürſten mißtrauiſch gegen ſeine Plane zu machen.

Aber bei dem ungeheuren Gewicht, welches der Papſt erlangt hatte, bedurfte Rudolf vor allen Dingen von dieſer Seite Anerkennung und Sicherſtellung. Der König Alfons von Kaſtilien, Enkel Philipp's von Schwaben, machte, wenn auch nicht mehr auf die Krone, aber auf das Herzogthum Schwaben, als ſein mütterliches Erbtheil, Anſpruch, und Rudolf, der es ihm zwar hartnäckig abſchlug, erkannte doch die Nothwendigkeit, den Papſt, deſſen Schiedsrichteramt in dieſen Sachen von Niemand mehr bezweifelt wurde, ſich durch zuvorkommende Nachgiebigkeit zum Freunde zu machen. Gregor X. hielt damals zu Lyon eine Kirchenverſammlung. Dorthin ſandte Rudolf ſeinen Kanzler, den Probſt Otto von Speier, der 1274 Juni 5. in ſeinem Namen dem päpſtlichen Stuhl alle Bedingungen zuſagte, die Otto IV. und Friedrich II. eingegangen waren, förmlich Verzicht leiſtete auf alle Kaiſerrechte über die Stadt Rom, und Karl von Anjou als den rechtmäßigen König Siciliens anerkannte. Dagegen erhielt auch Rudolf die Anerkennung als rechtmäß-

ſiger römiſcher König, und eine Einladung zur Kaiſerkrönung nach Italien zu kommen. Noch genauer wurde dies bei einer perſönlichen Zuſammenkunft beider Häupter der Chriſtenheit feſtgeſetzt. Alfons wurde 1275 auf einer Zuſammenkunft mit Gregor zu Beaucaire bewogen, ſeinen Anſprüchen auf das deutſche Reich zu entſagen, und durch die Drohung des Bannfluches gezwungen, ſein Verſprechen zu halten. Darauf kam Gregor im Okt. 1275 mit Rudolf zu Lauſanne zuſammen, und erhielt von ihm die mündliche Erneuerung alles deſſen, was bereits ſein Kanzler beſchworen hatte, namentlich die Zuſicherung aller ſchon in Friedrich's II. 1213 Juli 12. gegebener goldener Bulle aufgeführten Länder, wobei das Exarchat und die Romagna namentlich erwähnt waren, ferner das Verſprechen, die römiſche Kirche wegen Sicilien, Sardinien, und Corſika zu beſchützen, und im nächſten Jahr einen Römerzug halten zu wollen, um am Allerheiligenfeſt die Kaiſerkrönung zu erhalten. Endlich nahm Rudolf noch das Kreuz, und verſprach ſelbſt einen Zug nach Paläſtina zu thun. Hatte ſich Rudolf ſo gegen den Papſt völlig ſicher geſtellt, ſo geſtalteten ſich die Verhältniſſe auch ferner günſtig für ihn. Gregor X. ſtarb ſchon im Anfang des nächſten Jahres (1276 Jan. 10.), und ſeine Nachfolger wurden durch ein eigenes Geſchick, jeder ſchon nach wenigen Wochen oder Monaten durch den Tod weggerafft, ſo daß Rudolf dem natürlichen Gange der Dinge nach von dieſer Seite weit weniger beunruhigt und in ſeinen deutſchen Angelegenheiten geſtört wurde. Gerade in dieſer Zeit hatte König Ottokar von Böhmen durch fortgeſetzte Weigerung, Rudolf's Wahl anzuerkennen und ſich von ihm belehnen zu laſſen, die Reichsacht auf ſich geladen, und hierdurch nicht geſchreckt, ſich zum Kampfe gegen Rudolf angeſchickt. Dieſer hatte den Markgrafen von Baden und mehrere andere Edle in Schwaben, Franken, und Elſaß, welche Beſitzungen des Reichs an ſich geriſſen und deren Herausgabe verweigert hatten, mit Hülfe des Pfalzgrafen Ludwig's und anderer Fürſten überwältigt und genöthigt ſich der Ordnung zu fügen. Nun ſammelte ſich ein ſehr anſehnliches Heer, zu dem beſonders die geiſtlichen Fürſten wetteifernd ihren Beiſtand gaben, um den König Rudolf, der zuerſt auch den auf Ottokar's Seite bisher ſtehenden Herzog Heinrich von Niederbayern von ihm abzog, ſeinem Sohn Otto ſeine Tochter Katharina zur Frau gab, und ihm das Land ob der Ens theils als Pfand, theils als Heirathgut einräumte, ſo daß er die offene Straſſe die Donau entlang nach Oeſterreich zu ſeiner Verfügung hatte, zu unterſtützen. Ungehindert rückte er

über den Inn, die Ens, Traun und die andern Flüsse in Oesterreich ein, und wurde hier von den der Herrschaft Ottokar's abholden Ministerialen, die überdies von den Predigern und Minoriten aller dem früheren Herrn geleisteten Eide entbunden wurden, mit offenen Armen empfangen. Auch die Städte Ens, Tuln, und andere geringere Städte ergaben sich, Neuburg am Inn fiel durch Ueberrumpelung in Rudolf's Hand, nur Wien, vor welcher Stadt Rudolf am 16. Okt. anlangte, vertheidigte der Bürgermeister Paltram mit standhafter Treue, eingedenk der erst kürzlich nach schwerer Feuersnoth von Ottokar erhaltenen Gnaden und Freiheiten. Der Graf Meinhard von Tyrol und Görz war durch Kärnthen und Steyermark gegen Wien im Anzuge, König Ladislav von Ungarn, mit Rudolf im Bunde, und von ihm adoptirt, war ebenfalls ins Land gefallen, und die Treue der Böhmen selbst, durch Ottokar's Härte und Ungerechtigkeit empört, fing an zu wanken. Da entfiel dem stolzen Böhmenkönig der Muth, und als er sah, Rudolf schicke sich an über die Donau zu gehen und das böhmische Lager anzugreifen, ließ er durch den Bischof Bruno von Olmütz Friede anbieten, der auch am 21. Nov. abgeschlossen wurde. Er umfaßte die Herausgabe von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Crain, der Windischmark, Eger, und Porto Naon, wogegen dem König Ottokar die Belehnung mit Böhmen, Mähren, und andern Reichsländern zugesagt wurde; die weggeführten österreichischen Geißeln sollten auf freien Fuß gestellt, und eine Wechselheirath zwischen Rudolf's und Ottokar's Kindern geschlossen werden, Ottokar soll seiner Tochter alle Güter die er in Oesterreich besitze als Heirathsgut abtreten, die um 40,000 Mk. Silber von Kaiser und Reich dürfen eingelöst werden, an Böhmen aber nie zurückfallen, Rudolf's Tochter bekommt gleichfalls 40,000 Mk. Silber mit, für welche Summe aber das ganze auf dem linken Donauufer liegende Oesterreich, mit Ausnahme von Krems und Stein, angewiesen wird; Wien, das sich noch nicht ergeben hatte, wird zu Gnaden angenommen, endlich ist auch Ladislav von Ungarn in diesen Frieden eingeschlossen. Dann folgte (25. Nov.) auf der Donauinsel Lamberg die für Ottokar gewiß höchst schmerzliche persönliche Belehnung. Indessen war dieser Friedensschluß nur eine Palliativkur, die von keiner Dauer seyn konnte. Noch im Dec. 1276 führte Ottokar über Nichterfüllung, ja offenbare Verletzung des Vertrages von Seiten Rudolf's gegen diesen Beschwerde, und ein neuer Friedensschluß zu Wien (1277 Mai 6.) schien den Beschwerden abhelfen zu wollen, allein Ru-

dolf voraussehend, daß der Krieg doch wieder ausbrechen müsse, behielt sein Heer beisammen, wozu eine schwere dem ohnedies erschöpften und wie damals die Zeiten waren geldarmen Lande aufgelegte Kriegssteuer dienen mußte. Wiederholt wurde am 12. Sept. 1277 unterhandelt, aber noch im Spätjahr 1277 griff Ottokar, von seiner Gemahlin Kunigunde besonders gestachelt, und entrüstet, daß er sich des Rechts widerspenstige Unterthanen zu züchtigen begeben sollte, wieder zu den Waffen, fiel von einigen österreichischen Edlen unterstützt in Oesterreich ein, und schickte sich für das nächste Jahr zu einem entscheidenden Schlage an. Rudolf war, da die Reichstruppen erst einzeln im Anzuge waren, auch Ladislav von Ungarn erst erwartet wurde, in einer bedenklichen Lage, aus der ihn jedoch Ottokar's taktischer Fehler, sich vor dem unbedeutenden Ort Drosendorf lange zu verweilen, glücklich herausriß, so daß er durch treue Franken und Alemannen, durch Steyermärker, Kärnthner, und Ungarn verstärkt, seinem Feinde die Spitze bieten konnte. Die blutige Schlacht auf dem Marchfelde am 26 Aug., in welcher Ottokar nach Rudolf's eigenem Zeugniß sich als Feldherr und als Krieger tüchtig bewies, ging durch den Verrath des Mähren Milota, der um die von Ottokar befohlene grausame Hinrichtung seines Bruders Beneß zu rächen mit seiner Schaar im entscheidenden Augenblick die Flucht ergriff, und durch Ottokar's Fall entscheidend verloren, und Rudolf, nun in Mähren und Böhmen selbst einbrechend, wurde nur durch die ernstlichen Vorstellungen des Markgrafen Otto von Brandenburg, der für Ottokar's Hinterlassene als Vormund und Beschützer auftrat, von der Wegnahme auch dieser Länder abgehalten. Ottokar's Sohn Wenzel wurde als rechtmäßiger Erbe von Böhmen und Mähren bestätigt. Das Schicksal der dem Reiche heimgefallenen Fürstenthümer Oesterreich u. s. w. erklärte Rudolf auf dem nächsten Reichstage, durch Ernennung eines Landesfürsten, bestimmen zu wollen. Er selbst blieb zunächst in diesen Landen. Unterdessen waren die Verhältnisse Rudolf's zu dem Papste folgendermaßen gestaltet worden. Gregor's Nachfolger Innocenz V. war 22. Mai 1276, Hadrian V. am 16. Aug. desselben Jahrs, Johann XXI. am $^{16}/_{17}$. Mai 1277 gestorben, und Nikolus IV., ein Orsini, der (25. Nov.) gewählt wurde, ein thätiger, dabei aber besonders auf die Unterstützung seiner Familie bedachter Mann, ersuchte erstlich Rudolf nicht eher nach Italien zu kommen, als bis in diesem Lande völlige Ruhe hergestellt wäre, womit Rudolf schon an sich einverstanden war. Und da Rudolf unterdessen

wirklich in der Romagna in Bologna, Imola, Ravenna und andern Städten die Huldigung durch seinen Kanzler eingeholt hatte, so bewog ihn Nikolaus zu förmlicher Abtretung aller und jeder Städte und Landstriche, welche man vormals zum Exarchat und zur Pentapolis gerechnet habe. Diese Urkunde wurde von Rudolf (1279 Febr. 14.) ausgestellt, und von den Kurfürsten einzeln bestätigt, in den sogenannten mit Rudolf aufgekommenen Willebriefen, welche sich Rudolf, um den Vorwurf der Eigenmächtigkeit und Willkührlichkeit abzuwenden, für alle das gesammte Reichsinteresse betreffenden Handlungen ausstellen ließ. Dagegen bewog Papst Nikolaus auch den König Karl von Neapel, die römische Senatorenwürde und das Reichsvicariat in Toskana (1278 Mai 24.) niederzulegen; in den Besitz des letztern kam (vom 24. Sept.) wieder der römische König, die Senatorenwürde aber übernahm vom 16. Sept. der Papst selbst, und gebot, daß kein Fürst hinfort zu derselben sollte gelangen können. Nachdem so Karl und Rudolf einander näher gerückt waren, ertheilte der römische König dem König Karl auch (1280 März 20.) die Belehnung mit den Reichslehen Provence und Forcalquier, dem Erbgut seiner Gemahlin Beatrix, Tochter des letzten Grafen Raimund Berengar. Weitere Plane des unternehmenden Papstes Nikolaus, aus der Lombardie und aus Toskana zwei unabhängige Königreiche zu machen, und den König Karl durch die Erhebung der Provence ebenfalls zu einem Königreich vom Widerstande dagegen abzubringen, vereitelte sein Tod (1280 Aug. 22.). Auf diese Weise löste sich das Verhältniß des römischen Königs zu den außerdeutschen Staaten immer mehr auf, und sank allmählig in eine bloße historische Reminiscenz herab; die Kaiserkrönung wurde von Rudolf von Jahr zu Jahr weiter hinausgeschoben, und der Kreuzzug blieb ein frommer Wunsch.

Desto weniger war Rudolf gehindert, sich ganz den deutschen Angelegenheiten zu widmen. Hier war seine Thätigkeit vor allen Dingen auf Herstellung eines dauernden und ihm selbst vortheilhaften Zustandes in den dem Böhmenkönig abgenommenen Ländern gerichtet. Daß er diese Gelegenheit ergriff, sein Haus mächtig und erhaben, ja zum mächtigsten in dem ganzen Reiche zu machen, wer wollte es ihm verargen! Nicht seine Schuld war es, daß Deutschland in einem fast gänzlichen Auseinanderfallen sich befand, daß namentlich Oesterreich mit Vorrechten begabt war, die seinen Zusammenhang mit dem übrigen Reiche gänzlich aufhoben, oder doch nur auf die allgemeine Verbindung der gleichen Sprache und Sitte be-

ſchränkten, wozu noch einige weſenloſe äußere Zeichen des Lehensverbandes kamen. Es war die Saat Friedrich Barbaroſſa's, in deren Genuß und Erndte nun das Haus Habsburg eintrat. Aber das iſt auch wahr, daß in der Politik des Hauſes Habsburg ſich dieſer abſondernde, dem gemeinen deutſchen Weſen nur wenig holde Geiſt immer mehr ausgebildet hat, und daß es nur die verhältnißmäßig in keinem Fürſtenhaus ſo häufig erſchienene ächtdeutſche Biederkeit und Leutſeligkeit geweſen iſt, welche über jene politiſch-nachtheilige Richtung beruhigt und getröſtet hat. Eine ſolche ächtbiedere, leutſelig-heitere, verſtändige Natur war Rudolf, und ſein Geiſt hat über manchem ſeiner Enkel und Urenkel in reichem Maaße geſchwebt. Durch ſeine Töchter Mechtild und Agnes mit Bayern und Sachſen, durch Katharina mit Niederbayern, durch Jutta mit dem jungen König Wenzel, durch Hedwig mit Otto von Brandenburg verbunden, konnte er bei ſeinen Handlungen immer auf eine ſehr große Anzahl beifälliger Stimmen rechnen, und ſo fand denn auch die wichtigſte ſeiner Handlungen, die Uebertragung Oeſterreichs auf ſeine Familie, keinen Widerſpruch. Dies geſchah, indem er zuerſt (1281) ſeinen älteſten Sohn Albrecht zum Reichsverweſer in Oeſterreich und Steyer ernannte, woraus ſchon das Weitere zu erſehen war. Dann aber hielt er einen großen Reichstag zu Nürnberg, wo er (25. Juli) auf den Grund von Friedrich's II. (1235) Mainzer Landfrieden einen insbeſondere die fränkiſchen Stände verpflichtenden Landfrieden beſchwören ließ, und eben ſo zu Mainz denſelben (13. Dec.) für die Rheinlande aufrichtete. Die Verpflichtung bei dieſen Landfrieden lautete auf fünf Jahre. Während dieſes Aufenthaltes in dem weſtlichen Deutſchland gelang es ihm, die Einwilligung ſämmtlicher Kurfürſten zur Uebertragung der öſterreichiſchen Lande auf ſeine Familie durch Willebriefe zu erhalten, beſeitigte er die Anſprüche der Deſcendenten in weiblicher Linie, denen nach dem großen Privilegium von 1156 die Erbfolge ebenfalls rechtlich zuſtand, auf gütlichem Wege, und belehnte hierauf zu Augsburg (1282 Dec. 27.) ſeine Söhne Albrecht und Rudolf mit ſämmtlichen öſterreichiſchen Landen, mit Ausnahme Kärnthens, das der Graf Mainhard von Görz und Tyrol vorläufig als Statthalterſchaft behielt, und einige Jahre nachher (1286) ebenfalls als Leben bekam. Durch eine von den öſterreichiſchen Ständen ſelbſt veranlaßte Modifikation wurde (1283 Juni 11.) Albrecht zum alleinigen Regenten in Oeſterreich beſtimmt, Rudolf aber für den Fall ſeines Abſterbens ihm ſubſtituirt. Auf dieſe Weiſe wurde Habsburg

in Oeſterreich begründet, Albrecht regierte dort als kräftiger, ſtrenggebietender Herr.

Es läßt ſich immerhin denken, daß dieſes plötzliche Steigen einer vorher verhältnißmäßig nur geringen Macht von Manchen mit ſcheelem Auge angeſehen wurde, und daß die Unzufriedenheit nicht nur der Ritterſchaft, der durch den Landfrieden ihr Unterhalt entzogen war, ſondern auch derjenigen Fürſten groß war, welche bei Rudolf's Handlungen für ſich keinen Vortheil mit abfallen ſahen. Vorzüglich mochte die Verwandtſchaft der Hohenſtaufen, das Haus der Landgrafen von Thüringen, die Söhne Albrecht's des Unartigen und Kaiſer Friedrich's Tochter Margaretha, die vor ihres Gemahls Beiſchläferin Kunigunde von Eiſenberg von der Wartburg, dem Schloſſe der Landgrafen, flüchtend in bitterm Schmerz ihren älteſten Sohn Friedrich beim Abſchied in die Wange gebiſſen haben ſoll, die Entziehung der babenbergiſchen Erbſchaft mit Unwillen anſehen. An ſie ſchloß ſich natürlich ihr Schwager Heinrich Herzog von Braunſchweig an, gegenannt der Wunderliche. So wird es vielleicht erklärlich, wie eine der räthſelhafteſten Erſcheinungen in der Geſchichte vorkommen konnte, die wenigſtens mit der Hinweiſung auf Geiſtesverirrungen nicht genügend erklärt wird. In den Rheinlanden trat (1284) ein Mann auf, der ſich für Friedrich II. ausgab, zuerſt in Cöln ſein Weſen trieb, dann von den Cölnern vertrieben nach Neuß und zuletzt nach Wetzlar ging. Hier ward ſein Anhang ſo bedeutend, daß dem König Rudolf, der ſich damals in den oberen Rheinlanden aufhielt, darüber Nachrichten geſendet wurden, die Sache ſey von Wichtigkeit und ſcheine bedenklich werden zu wollen. Der heimliche Haß, den einige gegen König Rudolf trugen, war thätig und wirkſam, die Perſönlichkeit des Mannes, der ſich für den längſtverſtorbenen Kaiſer ausgab, war nach Allem was man ſchließen kann der Durchführung einer ſo gewagten Rolle, in der ſich die Majeſtät mit der Demagogik paaren mußte, völlig geeignet, und ſchon fingen einige Städte an, dem König die Reichsſteuer zu verweigern. Da machte ſich Rudolf, angetrieben von den Schreiben des Grafen Dietrich von Katzenellenbogen, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, und des Erzbiſchofs von Mainz, gegen Wetzlar auf, und verlangte zuerſt von den Bürgern, ſie ſollten den der ſich da Kaiſer nenne ihm herausſenden. Allein die Antwort war: den Kaiſer Friedrich wollten ſie ſchlechterdings nicht fangen oder angreifen; es könnte ihnen leicht zu Schaden kommen; möge vielmehr er ſelbſt zu ihnen kommen und ſeine Rede

vernehmen; es möchte leicht Alles so ausgeben, daß sie sich in der Güte vereinigen würden. Nun aber rückte Rudolf vor die Stadt und machte Anstalt, sie als eine der Reichsacht verfallene zu behandeln. Dieser Ernst erzeugte in Wetzlar Parteiung. Die Einen, die Reichen und Angesehenen, sagten, man solle dem König diesen Mann herausgeben; der Pöbel aber und die Gemeine widerstrebten und behaupteten, es wäre eine große Sünde und wider alles Recht, daß man den Herrn dem Knecht gefangen überantworten sollte; wer den Kaiser von ihnen haben wolle, der müsse tiefer Stiche und großer Wunden gewärtig seyn. Da gingen die beiden Herren, Burggraf Friedrich und Eberhard Graf von Katzenellenbogen, mit Friede und sicherem Geleit der Bürger in die Stadt, um selbst mit dem sogenannten Kaiser zu reden. Diese, sich nun auch, was übrigens gar nicht nöthig war, durch den Augenschein überzeugend, daß er für Friedrich's Alter zu jung sey, bewogen ihn, wie es scheint unter vorgespiegelter Hoffnung auf freies Geleit und Begnadigung, ihnen aus der Stadt zu folgen und sich vor ein Gericht zu stellen. Dieses wurde bei Frankfurt gehalten, und hier antwortete der Beklagte so unverzagt, daß ihn die größere Menge für den Kaiser Friedrich hielt. Da änderte Rudolf den Stand der Frage, indem er die Versammelten fragte, seit sich dieser Mann des Reichs wider Recht anmaße und die Leute bethöre, was darüber Recht wäre und wie man ihn bestrafen sollte? Der einstimmige Ausspruch verdammte ihn nun als Ketzer und Zauberer, alter Sitte gemäß, zum Feuertode, den er auch (1285 im Sommer) bei Frankfurt erlitt, nicht nur bis an seinen letzten Augenblick seiner übernommenen Rolle getreu bleibend, sondern auch in der Ueberzeugung vieler Anwesenden der ächte Kaiser, der durch Gottes Kraft aus dem Feuer unversehrt würde hervorgehen, leben bleiben, und die Pfaffen vertreiben. Da sich der Sage zu Folge kein Gebein auf dem niedergebrannten Holzstoß vorfand, bestätigte dieser Umstand den Glauben, der von nun an bei schweren Zeitläuften immer wieder aufs neue ein Trost des geplagten Volkes wurde. Kaiser Friedrich — später wurde der Barbarossa mit seinem Enkel in eine Person, einen politischen Messias verschmolzen — sitze, hieß es, in einem Berg verzaubert, und werde das deutsche Land von seinem Elend zu erlösen, die ungerechten Tyrannen zu stürzen, und die Pfaffen zu vertreiben, einst wiederkommen zu seiner Zeit. Uebrigens war mit dem Feuer, das dieses Mannes, der Tile Kolup oder Friedrich Holzschuh geheißen haben, sich auch für den

mit Konradin gefangenen Friedrich von Baden ausgegeben haben, und ein Diener Kaiser Friedrich's gewesen seyn soll, alle Opposition dieser Art, wenn es eine gab, gegen Rudolf's Regierung erloschen. Wetzlar erhielt Verzeihung, und Colmar, das sich ebenfalls dem Pseudofriedrich angeschlossen hatte, mußte sich unterwerfen und eine Geldbuße entrichten. Nur dürftige und sehr unklare Spuren lassen uns in diese räthselhafte Geschichte einige Blicke werfen, die besonders durch die Gewandtheit und Entschlossenheit des Abentheurers, der hier seinem offenbaren Untergang mit Festigkeit entgegenging, und durch die Unterstützung, ohne die er nimmermehr seine Rolle zu spielen im Stande gewesen wäre, eine sehr interessante, aber wohl nie völlig zu beantwortende Frage darbietet.

Die innere Ordnung in Deutschland wurde nun ferner durch Rudolf aufrechtgehalten, indem er (1286) den Grafen Eberhard von Würtemberg, der sich Gottes Freund und aller Welt Feind nannte, und besonders die schwäbischen Städte sehr belästigte, in Stuttgart belagerte, und zwang, sich ihm zu Füßen zu werfen und um Gnade zu bitten. Und da besonders das burgundische Königreich, sich gänzlich vom deutschen Reichsverbande loszureißen, und theils an Frankreich anzuschließen, theils in unabhängige Theile zu zerfallen drohte, so unternahm Rudolf mehrere Züge gegen die burgundischen Grafen, und befestigte obgleich nur auf kurze Zeit die wankende Herrschaft. Der Landfriede wurde 1287 zu Würzburg für die fränkischen Lande wieder erneuert, und zugleich eine wichtige Angelegenheit, die wohl zu der großen nun immer stärker sichtbaren Abneigung gegen die Päpste viel beigetragen haben mag, besprochen. Papst Martin IV. (1280—1285), der französischen Partei sehr zugethan, hatte gemäß einem auf dem Lyoner Concil gefaßten Beschluß, den Zehenden von der ganzen Christenheit, angeblich zum Kriege gegen die Ungläubigen erhoben, und dadurch, weil man wohl wußte daß das Geld anders verwendet würde, Anlaß zu großer Unzufriedenheit gegeben. Als nun sein Nachfolger Honorius IV., ein übrigens gemäßigter Mann, durch seinen Legaten zu Würzburg den vierten Theil von allen geistlichen Einkünften auf vier Jahre verlangte, erhob sich solcher Tumult, daß er beinahe in Lebensgefahr gerieth, und zwar am Ende ein Zehende auf sechs Jahre zugesagt wurde, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieser dem Papste sey ordentlich bezahlt worden. Rudolf hatte wohl auch noch 1286 eine Einladung erhalten, sich in Rom krönen zu lassen, aber bei seinen vorgerückten Jahren und der klaren Er-

kenntniß, daß in Italien für die Deutschen kein Vortheil zu finden sey, was er mit der Hinweisung auf die Fabel von der Höhle des Löwen ausgesprochen haben soll, trat dieser Plan immer mehr in den Hintergrund. Dagegen gab es in Deutschland noch genug zu thun. Die bisherigen Landfrieden beschränkten sich auf Franken und die Rheinlande, in Norddeutschland und in das durch die thüringischen Familienhändel verwirrte Mitteldeutschland war Rudolf noch gar nicht gekommen. Da bewogen ihn diese Händel, 1289 einen Reichstag zu Erfurt zu halten, hier den Landgrafen Albrecht mit seinen Söhnen zu vertragen, und 29 adelige Räuber hinzurichten, 66 Raubschlösser aber zu zerstören. Ein allgemeiner Landfriede wurde nun auch über Thüringen und Sachsen ausgedehnt. Sein Wunsch noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger gewählt zu sehen wurde jedoch vereitelt, indem die Kurfürsten entgegneten, diese wichtige Sache zu weiterer Berathschlagung hinaussetzen zu wollen, und als er unmuthig hierüber von Frankfurt, wo er diesen Wunsch ihnen vorgetragen hatte, von dannen gezogen war, ereilte ihn der Tod auf dem Wege nach Speier, dem Begräbnißort der alten Kaiser, zu Germersheim 1291 Juli 15.

Die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Fürsten nahmen bei der neuen Wahl nicht einmal auf das Bedürfniß Deutschlands, geschweige denn des römischen Reichs Bedacht. Die Gefahr welche von der französischen Partei dem Reiche drohte, theils von Neapel, theils von Frankreich selbst, wurde in Deutschland so wenig erkannt und gewürdiget, daß der König von Böhmen in Gemeinschaft mit dem Markgrafen von Brandenburg nur nach der Erlangung des Meißner Landes trachteten, der Pfalzgraf Ludwig und der Herzog von Sachsen nur die ihnen von Rudolf gewährten Vortheile zu behalten wünschten, der Erzbischof Sigfrid von Cöln mit Hülfe des neuen Königs sich von den gegen den Herzog von Brabant seit seiner Gefangennehmung 1288 bei Woringen eingegangenen Verbindlichkeiten zu ledigen, Gerhard von Mainz im Streit mit allen Reichsstädten am Rhein seine willkührlich aufgelegten Zölle bestätigt zu sehen, der Erzbischof von Trier endlich sogar an Frankreich selbst die Krone des Reichs zu bringen wünschte, Gewicht sogar auf die Dornenkrone Jesu legend, die von Ludwig dem Heiligen dem lateinischen Kaiser Balduin war abgekauft worden. Daß man an die Wiedereroberung des gelobten Landes, dessen letzte Burg in Rudolf's Todesjahr in die Hand der Ungläubigen fiel, gedacht hätte, daß man den

Einfluß auf die Papstwahl, welchen Frankreich sich zu verschaffen schon damals bemühte, zu vereiteln oder zu beschränken gedacht hätte, daran fehlte viel; alle gemeinschaftliche Richtung war dahin, und nur die engherzigsten Rücksichten auf persönliche Vortheile ersichtlich. Rudolf's Familie war auf einmal zu groß geworden, als daß man nicht gefürchtet hätte, die wiederholte Wahl möchte am Ende wie eine Nothwendigkeit erscheinen, und Herzog Albrecht's Strenge und Festigkeit hatte ihm wenig Freunde erworben. Mit rücksichtsloser Härte gebietend, seinen ihm gefolgten schwäbischen Landsleuten große Gunst und Gnade gewährend, hatte er besonders die Stadt Wien, welche Rudolf 1278 mit ausgezeichneten Vorrechten begabt, und sie zu einer freien Reichsstadt erhoben hatte, so sehr gereizt, daß sich hier 1287 ein Aufstand erhub, der Albrecht's gänzliche Verdrängung, dann wenigstens Bestätigung der Privilegien erzwingen sollte. Allein Albrecht sperrte die Donau, schnitt der Stadt alle Zufuhr ab, und nöthigte sie, ihm alle ihre Urkunden auszuliefern, und einen Theil der Stadtmauer zu schleifen. Dann wurden 1288 alle dem Herzog irgendwie schädlichen Urkunden zerrissen, nur die ihm ganz gleichgültigen wieder zurückgegeben, und am 18. Febr. urkundlich bekannt, daß Herzog Albrecht, nicht der römische Kaiser, der Stadt Wien wahrer Herr sey, und ihm unverletzliche Treue zugesichert. Wenige Tage darauf, am 27. Febr., mußten die Wiener förmlich Verzicht auf die von Rudolf erhaltenen Privilegien leisten, und Rudolf selbst erließ am 26. April an alle hohe und niedere Bewohner des Herzogthums Oesterreich einen offenen Befehl, daß sie seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf für ihre eigentlichen Herren erkennen und ihnen den vollkommensten Gehorsam leisten sollten. „Alle, dem Kaiser und Reich geleisteten Eide seyen andurch aufgehoben.“ So lag es am Tage, daß Rudolf selbst die eigenmächtige Handlungsweise Albrecht's billigte, und Alles genehm hielt, was zum Besten seiner Familie diente. In Rudolf's Todesjahr wandte sich Albrecht an die Steyermärker, um einen Beitrag zu den Staatsbedürfnissen zu empfangen; mit großen Ehren nahm ihn das Land auf, und Abgesandte trugen ihm dann die Bitte vor, ihre alt hergebrachten Privilegien und Gewohnheiten doch endlich einmal bestätigen zu wollen, und fügten am Schlusse bei, daß wenn ihre so bescheidene Bitte nicht gewährt werden sollte, sie auch auf seinen Ruf nicht mehr ins Feld ziehen, noch irgend einem seiner Befehle ferner gehorchen würden. Da beschloß Albrecht auf den Rath seines Lieblings, des allgemein gehaßten Abts Heinrich

von Admont und des Landmarſchalls Landenberg den Drohungen der Steyermärker nicht nachzugeben, und als nun der Aufſtand ausgebrochen war, überwältigte Albrecht mit leichter Mühe die Empörer, und erfüllte nun von freien Stücken ihr Begehren. Blutdurſt lag allerdings nicht in Albrecht's Charakter, und das ſchonende Verfahren, welches er gegen die Wiener und hier noch mehr gegen Steyermark beobachtete, war ſeiner übrigen Denkungsart nicht widerſprechend; ein zärtlicher Ehemann, ein liebevoller Vater, mag er wohl ſtreng und feſt und von der Nothwendigkeit eines unbedingten Gehorſams überzeugt geweſen ſeyn; aber an der großen gegen Steyermark bewieſenen Milde, die mit dem Verfahren gegen Wien ſo ſehr contraſtirt, war doch wohl mehr als anderes die Erwägung Urſache, gerade in dieſem Augenblick, als der Thron erledigt war und die Nachfolge erwogen wurde, ſich den Rücken frei zu halten und ſeine Aufmerkſamkeit allein den Reichshändeln zuwenden zu können. Hatten auch die Fürſten ſeinem Vater eine abweichende Antwort gegeben, ſo war damit noch nicht die Möglichkeit genommen, ihre Stimmen ſpäter noch zu gewinnen; Albrecht war im Beſitz der im Schloß Trifels aufbewahrten Reichskleinodien, und der einflußreichſte Kurfürſt, Gerhard von Mainz, hatte ihn ſelbſt aufgefordert, ſich zur Beſteigung des Thrones, wozu ſchon Alles vorbereitet wäre, gefaßt zu halten. Eben ſo hatte ihm ſein Schwager, der Pfalzgraf Ludwig, die bündigſten Verſprechungen gegeben, er wollte bei ſeinen Mitwählern Alles zu ſeinen Gunſten anwenden. Im Vertrauen auf dieſe Verſprechungen war Albrecht nach Hagenau im Elſaß geeilt, um dem Wahlort Frankfurt nahe zu ſeyn, aber es geſtaltete ſich anders. Die Beſchwerden, welche von den Oeſterreichern über Hintanſetzung und Nichtachtung ihrer Vorrechte, über Verwendung der Landeseinkünfte zum Ankauf von Beſitzungen in Alemannien, über Bevorzugung und Begünſtigung der Schwaben laut erhoben wurden, machten Eindruck auf die Wähler; noch mehr aber that die Liſt des Erzbiſchofs Gerhard, der einem jeden Wähler einen verhaßten Bewerber nannte, ſo von jedem freie Hand wenn nur der genannte nicht gewählt würde erhielt, und ſo zum großen Erſtaunen ſeinen Vetter **Adolf Grafen von Naſſau** am 10. Mai 1292 als römiſchen König im Namen aller Anweſenden ernannte. **Die neue Wahl** hatte mit der Rudolf's inſofern Aehnlichkeit, als Adolf ein verſuchter, tapferer Kriegsmann und aus uraltem, fürſtlichedlem Geſchlechte war; Unähnlichkeit [illegible] als Adolf nur die Hälfte der kleinen Grafſchaft Naſſau beſaß,

sich um die Wahl zu erlangen eventuell zu ansehnlichen Geldgeschenken an die Wähler hatte verstehen müssen, die er ohne in schwere Schulden und andere Unannehmlichkeiten zu gerathen, nicht erfüllen konnte, als er gleich anfangs einen nicht wie Ottokar allgemein gehaßten, sondern nur für den Augenblick gefürchteten mächtigen Fürsten zum Gegner hatte, und als Adolf's Schritte, die er um sich in Deutschland mächtig zu machen that, argwöhnischer beobachtet und mißgünstiger aufgenommen wurden, als es bei seinem Vorfahren der Fall gewesen war. Adolf sicherte sich übrigens Böhmens Gunst, indem er den König Wenzel von der persönlichen Lehensempfängniß befreite und ihm das Pleißnerland und Eger verpfändete, auch eine Verbindung seines Sohnes mit Wenzel's Tochter einleitete, die jedoch nicht zu Stande kam, er wußte den Pfalzgrafen Ludwig zu gewinnen, indem er seine Tochter Mathilde mit Ludwig's ältestem Sohne Rudolf vermählte, und er zog ein Fürstenhaus auf seine Seite, indem er den Herrn von Hessen, Heinrich das Kind von Brabant, einen Enkel der heiligen Elisabeth, als Landgrafen von Hessen am 11. Mai 1292 in den Reichsfürstenstand erhob. Hierauf erhielt er, nicht ohne noch in Frankfurt seine Abhängigkeit vom Erzbischof Gerhard haben empfinden zu müssen, am 24. Juni die Krönung zu Aachen, hielt darauf einen Reichstag zu Cöln, auf dem ein dreijähriger Landfriede für diese Lande beschworen wurde, und erhielt auch die von Albrecht bewahrten Reichsinsignien und von demselben die persönliche Huldigung. Ein Versuch aber, ihn näher an sich zu knüpfen, wurde von Albrecht zurückgewiesen, und Adolf begünstigte nun seinerseits die in Steyermark noch immer nicht ganz gestillten, und besonders von Salzburg aus genährten Unruhen. Während er nun in Deutschland (1293) hin- und herziehend Huldigung empfing und seine königliche Gewalt befestigte, bot sich ihm eine Gelegenheit, auch nach außen sich geltend zu machen, dar, die er um so bereitwilliger ergriff, als die dadurch gebotenen Vortheile seinen Plan, in Deutschland sich eine ansehnliche Hausmacht zu erwerben, unterstützten. Zwischen dem König Eduard I. von England und Philipp dem Schönen von Frankreich war ein gespanntes Verhältniß, endlich (1292) zwischen den Schiffen beider Länder offener Krieg, und nachdem Eduard sich zu allem rechtlichen Ersatz und Vergleich bereit erklärt hatte, durch Philipp's schnödes Verfahren ein völliger Friedensbruch zwischen beiden Reichen herbeigeführt. Philipp hatte sich durch Bündnisse mit Oesterreich, Norwegen, Schottland, der

Grafſchaft Burgund (Franche Comté) verſtärkt, Eduard dagegen ſchloß mit König Adolf (1294 Okt. 22.) ein Bündniß, verſprach 100,000 Pfd. Sterling Subſidien zu zahlen, und Adolf ſandte ſchon (1294 Aug. 31.) von Nürnberg aus dem franzöſiſchen König wegen ſeiner vielen unrechtmäßigen Angriffe auf das römiſche Reich einen Fehdebrief zu. Allerdings wurde dieſe Drohung von Philipp dem Schönen verächtlich aufgenommen, indeſſen hing doch die Vereitelung des eben ausbrechenden Krieges mit andern Umſtänden zuſammen. Nach dem Tode des Papſtes Nikolaus IV. (1292) war eine Sedisvakanz von zwei Jahren, nach der ſich endlich die Kardinäle, weil keiner dem Andern die Wahl gönnte, vereinigten, einen Andern, auſſer ihrem Collegium, zu wählen, und die Wahl fiel (1294 Juli 5.) auf einen frommen Eremiten, Petrus von Murrone, der zwar auch unter dem Namen Cöleſtin IV. die päpſtliche Krone annahm, aber wegen ſeiner den Welthändeln ganz abgewandten Richtung ſich ſchon nach wenigen Monaten bewegen ließ, der Welt das nur einmal vorgekommene Beiſpiel freiwilliger Abdankung zu geben, und ſich wieder in ſeine Einſamkeit zurückzuziehen. Hieran hatte der Kardinal Benedikt Cajetan den meiſten Einfluß gehabt, ein gelehrter, hochſtrebender, und von dem Geiſt und den Planen der Gregore und Innocenze erfüllter Mann. Dieſer wurde (1294 Dec. 24.) zum Papſt gewählt, nahm den Namen Bonifacius VIII. an, und ließ, damit das von der Frömmigkeit ſeines Vorgängers begeiſterte Volk nicht die freiwillige Abdankung für ungültig erklären und ihm dadurch ſeinen Beſitz gefährden möchte, den Cöleſtin in ſichere Obhut bis an ſeinen Tod bringen. Er warf ſich auch ſofort zum Vermittler zwiſchen Frankreich und England auf, und brachte auch wirklich einen Waffenſtillſtand (1295) zu Stande, der wiederholt verlängert wurde und alſo auch Adolf's Krieg gegen Frankreich ein Ende machte. Der Fehdebrief war in der That nichts als eine leere Rodomontade geweſen. Adolf benützte nun das von England erhaltene Geld zum Ankauf eines Landes, das ein ungerechter Vater ſeinen Söhnen, den rechtmäßigen Erben, entziehen wollte. Nachdem mit dem Tode Heinrich Raſpe's die Landgrafſchaft Thüringen erledigt worden war, hatte nach mehrjährigen Kriegen (1264) eine Theilung ſtattgefunden; der Antheil Heſſen war an den Heinrich von Brabant, der wie oben geſagt durch Adolf in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, gefallen, Thüringen bekam Heinrich der Erlauchte Markgraf von Meißen, Sohn von Heinrich Raſpe's Schweſter Jutta. Auf dieſen war (1288) ſein

Sohn Albrecht der Entartete gefolgt, der um der harten Behandlung seiner Gemahlin Margaretha willen, Kaiser Friedrich's Tochter, die er hatte wollen ermorden lassen, und um der Begünstigung seines mit der Kunigunde von Eisenberg erzeugten Bastardsohnes willen, mit seinen beiden Söhnen Friedrich dem Gebissenen und Diezmann schon bei Lebzeiten Heinrich's des Erlauchten zerfallen und in Fehden verwickelt gewesen war. Um ihnen nun recht empfindlich wehe zu thun, bot er Thüringen und das Meißner Land dem König Adolf für 12,000 Mark an, und Adolf benützte die von Eduard empfangene Summe, um diesen höchst gehässigen Handel abzuschließen. Mit Waffengewalt drang er in die erkauften Lande ein, vertrieb die rechtmäßigen Erben nach heftiger Gegenwehr und unter Verübung großer Grausamkeiten, aus denselben, und gab so seinen Gegnern einen guten Grund, sich auch der öffentlichen Meinung gegen ihn zu bedienen. Er hatte im Januar 1297 sogar das wichtige Freiberg im Erzgebirge erobert und seinen tapfern Gegner Friedrich zur Flucht nach Böhmen genöthigt, als die schon längst angeregte Feindschaft seines früheren Gönners Gerhard in offenen Gegensatz übertrat. Gerhard hatte von ihm die wichtigen Rheinzölle erhalten, gegen welche die bei der Rheinschifffahrt am meisten betheiligten Städte sich setzten, und da Adolf, so wie er sich fest auf dem Throne glaubte, an die Erfüllung der gegen seinen Vetter eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr gebunden seyn wollte, war zwischen ihnen bitterer Haß entstanden. Gerhard schloß sich nun an den ohnedies erbitterten Herzog Albrecht von Oesterreich und den König Wenzel von Böhmen an, und auf Pfingsten 1297, als Wenzel sich mit außerordentlicher Pracht zu Prag krönen ließ, kam die ganze Zahl der auf Adolf's Sturz sinnenden Fürsten in der Hauptstadt Böhmens zusammen. Acht und dreißig Fürsten, von ihnen vier der mächtigsten, der Herzog von Oesterreich, der Erzbischof von Mainz, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, waren bei dieser Feier die Gäste Wenzel's, und Adolf's Sturz wurde einmüthig beschlossen. Auch hier sollte der Ausspruch des Papstes die weltliche Handlung legitimiren, und man sandte an Bonifacius und bot ihm für seine Beistimmung eine bedeutende Summe. Allein den Italiener veranlaßte ein anderer höherer Grund zur Weigerung. Albrecht war mit Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard von Tyrol und seit 1288 Herzogs in Kärnthen vermählt, deren Mutter jene bayrische Elisabeth, des letzten Hohenstaufen Konradin Mutter, gewesen war. Diese verwandtschaftlichen

Verhältniſſe vermengten ſich in der Anſicht des wahrſcheinlich auch nur mangelhaft unterrichteten Papſtes in der Art, daß er Albrecht ſelbſt für einen Verwandten, oder gar einen Abkömmling jenes den Päpſten ſo verhaßten Geſchlechtes hielt, und aus dieſem Hauptgrund ihn verwarf; welchem er jedoch auch den treuloſen Abfall von dem rechtmäßigen Oberherrn und Albrecht's Einäugigkeit, die ihn zur Weihe unfähig mache, als andere Gründe beigeſellte. Albrecht hatte nämlich 1295 Gift bekommen, von welchem ihn die damalige Unwiſſenheit nicht anders zu befreien wußte, als indem man ihn bei den Füßen aufhängte, damit ſich das Gift aus dem Magen gegen den Kopf hinabſenken, und durch Mund, Naſe, Augen, und Ohren abgehen ſollte. Dieſe damals gewöhnliche Methode gegen Vergiftung hatte ihn auch wirklich kurirt, jedoch mit Verluſt eines Auges. Auf dieſe Verunſtaltung nun bezog ſich des Papſtes Weigerung. Mittlerweile war jedoch der Plan der Fürſten ausgeführt worden. Zwar hatte Adolf den Erzbiſchof Gerhard abgehalten einen andern nach Eger angeſetzten Tag zu beſuchen, indeſſen war ein Tag zu Eadan in Böhmen gehalten, die Fürſten theils durch Albrecht's gaſtliche Aufnahme in Wien, theils durch Verſchreibungen die er ſchon vorläufig für den Fall der Wahl machte, gewonnen worden, und ſelbſt Herzog Otto von Niederbayern, Adolf's Verbündeter, aber Albrecht's Schwager, wehrte ihm den Durchzug nicht, als er im März 1298 aus Oeſterreich durch Bayern und Schwaben mit einem nach und nach auf 20,000 ſteigenden Heere an den Rhein zog. Zu Adolf waren Otto und Rudolf von Bayern geſtoßen, und von andern Fürſten, zumal aber von den Städten durfte er ebenfalls kräftige Unterſtützung erwarten. Unbedeutende Gefechte und Zweikämpfe waren das Einzige, was beide Heere erprobten, als ſie anfangs bei Kenzingen an der Elzach einander entgegenſtanden. Da verſammelten ſich indeſſen zu Mainz die Fürſten von Sachſen und Brandenburg nebſt den Abgeordneten von Böhmen und dem Herzog Ludwig von Bayern; Cöln und Trier nebſt den anderen bayriſchen Herzogen fehlten. Hier eröffneten ſie ein förmliches Gericht, luden Adolf dreimal vor, und ſetzten ihn, der natürlich nicht erſchien, am 23. Juni ab, weil er durch Annahme der engliſchen Hülfsgelder ſeiner Würde entgegengehandelt, dem Könige von England die verſprochene Hülfe nicht geleiſtet, ſeine ſchriftlichen Zuſagen gebrochen, Beſtechungen angenommen, die Güter des Reichs mehr veräußert als vermehrt, nicht den Rath der Kurfürſten ſondern anderer geringer Perſonen befolgt, den Landfrieden und die Straßen-

ſicherheit nicht aufrecht erhalten habe. Hierauf wurde ſogleich Herzog Albrecht gewählt, und ſofort von der Wahl benachrichtigt. Dieſe Umſtände veranlaßten Adolf ſchneller eine entſcheidende Schlacht zu ſuchen, als es ihm vortheilhaft war. Unweit Worms zwiſchen dem Dorf Gollheim und dem Kloſter Roſenthal trafen ſich am 2. Juli 1298 die beiden Heere, und mit Adolf's Tod, den Albrecht verwundet, ein anderer aus ſeiner Umgebung getödtet haben ſoll, war die Schlacht entſchieden. Nur wenige Todte deckten das Feld. Der Krieg war zu Ende. Der Getödtete wurde für rechtmäßig abgeſetzt erklärt und nicht in Speyer, ſondern im Kloſter Roſenthal beſtattet. Dennoch hielt Albrecht ſeine zu Mainz vorgenommene Wahl nicht für gültig und veranſtaltete, nun auch der Beiſtimmung der andern Kurfürſten gewiß, eine neue Wahl am 27. Juli, worauf er am 24. Aug. zu Aachen feierlich gekrönt wurde. Auch er ſah ſich jedoch genöthigt, die Stimmen ſeiner Wähler durch anſehnliche Summen und bedeutende Privilegien zu erkaufen. Seine Regierung begann mit einem überaus glänzenden von 74 Fürſten und ſämmtlichen Kurfürſten, von 300 Grafen und Herren, von 6500 geringeren Adeligen beſuchten Hoftage zu Nürnberg, im November 1298. In dieſer damals durch die Wirren des Interregnums glücklich zur Reichsfreiheit, d. h. zur Unabhängigkeit von jedem Landesherrn, er mochte Biſchof, Markgraf, Burggraf oder ſonſt wie heißen, hindurchgeſteuerten und nur dem Kaiſer als Reichsoberhaupt unterworfenen Stadt, die von Friedrich II. (1219 Nov. 8.) Beſtätigung und Erweiterung ihrer ſeither genoſſenen ſtädtiſchen Rechte erhalten hatte, von ſeinen Söhnen Heinrich und Konrad oft und lange beſucht geweſen war, ſich 1254 dem rheiniſchen Städtebund angeſchloſſen hatte, hierauf das hohenſtaufiſche Eigenthumsrecht hatte anerkennen müſſen und wahrſcheinlich auch den letzten Hohenſtaufen auf der alten Kaiſerburg empfangen hatte, der ſie zwar wie ſeine übrigen Güter ſeinen Oheimen den bayriſchen Herzogen Ludwig und Heinrich vererbte, ohne daß dieſe jedoch jemals in den Beſitz gekommen wären, die dann auch Rudolf weislich beim Reiche ließ und bei aller Begünſtigung ſeines Verwandten, des Burggrafen Friedrich, dennoch der ſtädtiſchen Freiheitsentwicklung nichts in den Weg legte, deren Bedeutung ſchon von den Dichtern der Minne geprieſen worden war, wollte König Albrecht zum erſten Mal den vollen Glanz ſeiner Krone ſtrahlen laſſen; ſeiner geliebten Gemahlin Eliſabeth in St. Sebaldskirche die Krone aufs Haupt ſetzen, und ſich von allen Großen ſeines Reichs,

er selbst der Größte, huldigen lassen. Alle erfüllten ihre Pflicht ohne Weigern, nur Wenzel von Böhmen, eingedenk daß ihm Adolf den Lehensbrief von selbst zugeschickt, daß Albrecht erst vor wenig Jahren, um seine Gunst wieder zu erlangen, zu seinen Füßen gelegen habe, wollte dieser Pflicht enthoben seyn, schützte dann, als der König es ihm geradezu abschlug, Siechthum vor, und erbot sich seinen Sohn an seiner Statt zu senden. Da ließ ihm aber Albrecht sagen: wenn der König seinem Sohn das Land übergeben wolle, zu dem der Dienst gehöre, so wolle er ihn des Dienstes entheben; wolle er aber dem Reich sein Recht leisten, so müsse er es thun, und nicht der Sohn. Wenzel sah nun, daß Albrecht's Entschluß unveränderlich fest blieb, setzte sich nun mit der Krone auf dem Haupte zu Pferde, und ritt von Posaunen, Schalmeien, Flöten, und Pauken begleitet mit einem Gefolge von wohl tausend Rittern zu Pferde zu dem Gestdele des Königs. Hier stieg er ab, empfing von seinem Kämmerer aus einer goldenen Kanne Wein in einem goldenen Becher, kniete damit vor Albrecht hin, und blieb so lange knien, als Albrecht und Elisabeth tranken. Dann erst hieß ihn Albrecht aufstehen und sich neben sie setzen, gab ihm auch einen Freibrief, daß ihm der geleistete Dienst keine Verbindlichkeit noch Nachtheil seyn sollte, schlug ihm aber den reelleren Dienst ab, ihn mit dem erledigten Meißner Land zu belehnen, obgleich Wenzel mit dem Markgrafen Friedrich einen von Rudolf bestätigten Ländertausch getroffen und von Albrecht schon vorläufig das Reichsvicariat in Meißen erhalten hatte. Das verdroß den Böhmenkönig so, daß er am dritten Morgen von seinem Sohn und Herzog Johann, seiner Schwester und des verstorbenen Rudolf's, der in Oesterreich mitbelehnt gewesen war, Sohn, begleitet, von dannen zog, und seinen Groll gegen den selbstsüchtigen König in des Knaben Seele pflanzte. Albrecht traf übrigens damals im Einzelnen und im Allgemeinen zweckmäßige Anstalten, erneuerte den Landfrieden, und sandte von Nürnberg aus an den Papst Gesandte, ihm seine Wahl und Krönung anzuzeigen. Allein Bonifacius nahm diese höchst ungnädig auf, erklärte, daß Albrecht aus den bereits oben angegebenen Gründen untüchtig und unwürdig zur Kaiserkrone sey, und äußerte sich ganz in dem einst anwendbaren, nun aber seiner Kraft beraubten Tone seiner Vorfahren. Mit dem Schwerdt umgürtet, und mit der Krone Constantin's des Großen auf dem Haupt, setzte sich Bonifacius auf den päpstlichen Stuhl, griff mit der rechten Hand an das Gefäß seines Schwerdtes, und sagte zu den Gesandten: Bin ich

nicht Papst? Ist dieses nicht der Stuhl Petri? Kann ich nicht die Rechte des Reichs vertheidigen? Ich bin römischer König, ich bin römischer Kaiser. Vielleicht hatte er sogar den Plan, die von Frankreich schon früher gehegten Plane zu unterstützen, und das Kaiserthum auf die Kapetinger zu übertragen. Albrecht aber äußerte ganz ruhig, als ihm die feindseligen Worte des Papstes hinterbracht wurden: Wenn der Papst mir die Bestätigung verweigert, so bin ich Kaiser durch die Wahl der Fürsten.

Indessen war es immerhin gut, sich gegen weitere Angriffe des Papstes sicher zu stellen, und als natürlicher Verbündeter bot sich Philipp der Schöne von Frankreich dar, der in einen weitaussehenden Streit mit Bonifacius verwickelt war. Philipp war auch außerdem ein gefährlicher, die Grenzen beeinträchtigender Nachbar des deutschen Reichs, von dessen burgundischen Landen er beträchtliche Stücke an sich gerissen hatte. Albrecht hatte Gesandte an ihn geschickt, um ihn von seinem widerrechtlichen Verfahren abzumahnen, und da Philipp in Feindseligkeiten mit Flandern verwickelt war, und eine neue Streitigkeit lieber vermeiden wollte, um nicht mit dem Papste, mit England und Flandern, und noch obendrein mit dem deutschen Reiche zu thun zu haben, so that er den Vorschlag, Albrecht's Sohn Rudolf solle seine Schwester Blanka heirathen und die angefochtenen Länder als Mitgift erhalten. Auf diese Grundlage hin kam schon im September 1299 zwischen Albrecht und Philipp ein Bündniß zu Stande, und eine persönliche Zusammenkunft beider Könige sollte das Nähere bestimmen. Diese wurde auch im December zu Quatrevaux, einem Orte auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, gehalten, und Albrecht hatte sich von einigen Kurfürsten begleiten lassen, in der Hoffnung, ihrer Einstimmung gewiß zu seyn. Allein hierin irrte er sich. Die sämmtlichen Kurfürsten widersetzten sich der Uebertragung der burgundischen Krone auf Rudolf und ebenso seiner vorläufigen Krönung zum römischen König, während Albrecht selbst sich die Kaiserkrone zu Rom holen würde. So ging die Zusammenkunft insofern unverrichteter Sachen auseinander, doch kam Rudolf's Heirath mit Blanka zu Stande. Albrecht war natürlich auf die Kurfürsten, vor allen auf Gerhard von Mainz, aufgebracht. Gleich darauf mißlang ihm ein zweiter Plan. Graf Johann von Holland, Enkel König Wilhelm's, war als letzter Sprosse des Mannesstamms (1299 Nov. 10.) gestorben, und Albrecht glaubte diese Grafschaft als erledigtes Reichslehen einziehen zu können. Allein

Graf Johann d'Avesnes, Enkel von der Schwester König Wilhelm's, nahm das Land als nächster Agnat sogleich in Besitz, setzte sich zur Gegenwehr, und es blieb dem König nichts übrig, als dem neuen Grafen von Holland und Hennegau die Belehnung zu ertheilen (1300 Aug. 15.). Glücklicher war Albrecht in der Aufrechthaltung seines Ansehens gegenüber den Kurfürsten. Daß diese ihm nicht gewogen seyen, hatte er in Quatrevaux gesehen, ein Wort des Uebermuths von dem Mainzer Erzbischof, der sich brüstete, er trage in der Kapsel seines Jägerhorns noch mehr Könige, mag ihm zu Ohren gekommen seyn, und da er im Widerspruch mit der Hoffnung der rheinischen Kurfürsten, die von ihnen am Rhein seit Friedrich's II. Tod widerrechtlich aufgebrachten Zölle, unter denen die handeltreibenden Städte litten, zu bestätigen säumte, ja sich weigerte, so durfte er eine offene Opposition erwarten. In dieser fanden sich die Fürsten durch eine Bulle des Papsts bestärkt, der (1301 Apr. 13.) den König binnen sechs Monaten nach Rom vorlud, um sich hier über das Verbrechen des Königsmordes zu rechtfertigen, widrigenfalls alle ihm geleisteten Eide null und nichtig seyn sollten. Allein ihren auf nichts Geringeres als Absetzung berechneten Schritten kam Albrecht zuvor, griff zuerst den Pfalzgrafen Rudolf (1301 Mai.) an, nöthigte den Erzbischof Gerhard sich zu unterwerfen, und Gehorsam zu versprechen (1302), worauf Trier und Cöln von selbst sich zur Ruhe bequemten. Da gelang es dem König auch die früher so vergeblich nachgesuchte Anerkennung des Papstes zu erlangen. Bonifacius, der jede frühere Bemühung Albrecht's zurückgewiesen, sogar den Bruder Philipp's des Schönen, Karl von Valois, nach Italien gerufen und hier zum Vertheidiger des Patrimonii St. Petri gemacht hatte, war mit König Philipp indessen in solchen Zwist gerathen, daß er es geeignet hielt, sich mit Albrecht zu vertragen, diesen (1303 Apr. 28.) feierlich anerkannte, wogegen Albrecht (Jul. 15.) alle von seinem Vater Rudolf und dessen Vorfahren der römischen Kirche gemachten Schenkungen bestätigte, und daß Bonifacius ihn endlich sogar aufforderte, das Reich des französischen, mit dem Bann belegten Königs in Besitz zu nehmen. Hierauf jedoch gar nicht einzugehen war Albrecht klug genug. Eben so dachte er nicht daran von dem greulichen Zustande Italiens Nutzen zu ziehen und sich die römische Kaiserkrone zu erwerben, zu einer Zeit, wo bei völliger Auflösung aller alten Bande einem kräftigen Charakter — und diesen besaß Albrecht — es leicht geworden wäre, sich zum mächtigen Herrn emporzuschwingen, son-

dern verfolgte seine Plane in der Heimath. Sein Schwager Wenzel hatte (1300) die polnische, und desselben gleichnamiger Sohn die ungarische Krone erworben, dort war Wladislav Loktiek, hier Karl Robert von Neapel, Albrecht's Schwestersohn, der verdrängte, beide fanden bei Albrecht Schutz. Er gebot den Böhmenkönigen, Polen und Ungarn zurückzugeben, sprach über Wenzel die Reichsacht aus, und fiel selbst (1304) in Böhmen ein, sah sich aber durch Mangel und Seuchen beim Eindruch des Winters zum Rückzug genöthigt. Da schlichtete der Tod Wenzel's (1305 Juni 28.) den Streit, er hatte noch vor seinem Ende dem Herzog Otto von Niederbayern seine Ansprüche auf Ungarn und die Reichskleinodien abgetreten, der jüngere Wenzel, der fünfte dieses Namens, vertrug sich mit Albrecht, und seine Ermordung (1306 Aug. 4.) eröffnete Albrecht's Planen ein neues Feld. Des Verstorbenen Schwester Anna war zwar mit Herzog Heinrich von Kärnthen, dem Bruder von Albrecht's Gemahlin Elisabeth, verheirathet, für welchen auch eine Partei der Großen gestimmt war, aber Albrecht erklärte Böhmen für ein erledigtes Reichslehen, sprach es seinem Sohne Rudolf zu, und vermählte diesen mit der polnischen Elisabeth, Wenzel's IV. Wittwe. Aber während des nun in Böhmen geführten Krieges starb Rudolf (1307 Juli 3.), die Partei Heinrich's wurde nun so mächtig, daß sie diesen nach Prag führen und krönen lassen konnte, und Albrecht's fortgesetzte Bemühungen auf Böhmen richteten gar nichts aus. Zugleich erfuhr er auch andere Unfälle. Indem er von seines Vorfahren Adolf an den thüringisch-meißnischen Fürsten begangener Ungerechtigkeit Vortheil zu ziehen gedachte, und sich anschickte, die ausgesprochene Einziehung der meißnischen Lande als Reichslehen zu vollziehen, war er mit diesen in Krieg verwickelt worden, und (1307 Mai 31.) seine hauptsächlich aus Schwaben bestehende Armee hatte bei Lukka im Altenburgischen eine so gänzliche Niederlage erlitten, daß die Flucht der Schwaben bei Lukka für lange Zeit sprüchwörtlich genannt ward. Er kam wohl gleich darauf selbst in das Land, mußte aber wegen Rudolf's Tod gleich wieder nach Böhmen zurück, und die Markgrafen Friedrich und Dietzmann jagten nun auch den Rest ihrer Feinde davon. Selbst Dietzmann's Ermordung (25. Dec.) brachte keine Veränderung hervor, indem nun Friedrich allein nicht weniger kräftig seinen Feinden widerstand. Aber auch in den Vorlanden des habsburgischen Hauses zogen sich drohende Wolken auf. Dem Grafen von Wirtemberg und dem Bischof Otto von Basel war Albrecht's

Bemühen, sich in diesen Gegenden größeren Landbesitz zu erwerben, nicht entgangen, und ihm würde bei beharrlicher Weigerung, dem letzteren die Regalia zu gewähren, von dem jungen und heftigen Manne Lebensgefahr gedroht haben, die ihn zuletzt von einer andern Seite her wirklich ereilte. Seines Bruders Rudolf Sohn Johann sah mit Verdruß, wie Albrecht für seine Söhne Kronen und Reiche wenigstens zu erwerben strebte wenn auch nicht erwarb, während er nicht nur sein vaterländisches Erbe, sondern auch nur einige Burgen vergeblich sich zu erbitten suchte, und dieser Unmuth wurde durch aargauische Ritter, die Albrecht's eigenmächtiges Verfahren zu eigenem Nachtheil empfanden oder an anderen erblickten, genährt. Vergeblich sandte er den Bischof von Straßburg an den König, er bekam die ausweichende Antwort: Ich will ihm hundert Gehelmte zu einem Reiterzug gegen den König von Böhmen mitgeben, dann, wenn er wiederkommt, soll er etwas bekommen. Da entschloß sich Johann in Verbindung mit Rudolf von Wart, Walther von Eschenbach, Ulrich von Palm, und Konrad von Tegerfeld, von denen der Herr von Eschenbach selbst die Ungerechtigkeit des Königs empfunden hatte, sich blutig zu rächen. Vergebens wars, daß am Mittagsmahl des ersten Mais 1308 zu Baden der König, nach alter Sitte, jedem seiner Söhne und eben so auch seinem Neffen einen Kranz aufs Haupt setzte, ihm hierdurch zu zeigen, daß er ihn gleich seinen Söhnen liebe, mit Thränen des Zorns im Auge legte Johann seinen Kranz ab und auf den Tisch, er und seine Gesellen rührten keinen Bissen an. Wie nun nach Mittag der König nach Rheinfelden zu seiner Gemahlin ritt, drängten sich bei der Ueberfahrt über die Reuß die Verschwornen mit Herzog Johann in die Fähre, und als nun der König drüben ohne etwas zu ahnen durch ein Saatfeld ritt, sprach Rudolf von Wart das Losungswort: Wie lange wollen wir diesen Leichnam noch reiten lassen? da fiel sein Knecht Rulassingen dem Pferd des Königs in den Zügel, Johann versetzte ihm einen Streich in den Hals, Rudolf von Wart durchstieß ihn mit dem Schwerdt, Ulrich von Palm spaltete ihm das Haupt, und nur Walther von Eschenbach vergriff sich nicht thätlich an ihm. Als aber Albrecht blutend und getödtet vom Pferde gesunken war, da ergriff die Mörder, die nichts als ihn ermorden gewollt hatten, rathlose Furcht, aus einander fliehend suchten sie vor der Blutrache der Söhne und der Tochter, der Ungarnkönigin Agnes, sich zu sichern, jedoch nur Herzog Johann entkam ins Dominikanerkloster zu Pisa, wo er schon

nach wenigen Jahren starb, und Walther von Eschenbach fand als Hirt im Wirtembergischen eine Freistätte, wo er erst nach 34 Jahren auf seinem Todbette sich zu erkennen gegeben haben soll, die übrigen ereilte ihr Geschick.

Albrecht's unerwarteter Tod war auch für die eben erst entstehende schweizerische Eidgenossenschaft von großer Wichtigkeit. Die Landschaften Schwyz, Uri, und Unterwalden, deren Existenz im Anfang des zwölften Jahrhunderts kaum durch eine Streitigkeit über Weidegerechtsame mit dem Kloster Einsiedlen bekannt worden war, standen unter der Vogtei der Lenzburger, später der Habsburger Grafen, welche den Blutbann, d. h. die Criminaljustiz, ausübten, während im bürgerlichen Recht hier wie allenthalben eine Vermengung von größerer und geringerer Freiheit und Unfreiheit vorhanden war. Alte Erinnerungen von früherer Verbindung, Sagen von gemeinschaftlichem Ursprung, endlich das Gefühl gleicher Lage und gleicher Bedürfnisse erzeugten bei dem kräftigen und trotzigen Geschlecht, das diese Thäler bewohnte, das Verlangen nach Freiheit. Nach Rudolf von Habsburg's Tod war dies zuerst durch eine (1291 Aug. 1.) Eidgenossenschaft geschehen, welche die völligen Rechte freier Männer ansprach und in den nun gebildeten Landsgemeinden, welchen Landammänner vorstanden, alle inneren Angelegenheiten zu ordnen sich anmaßte, natürlich mit Ausnahme der bereits für Einzelne bestehenden älteren Verpflichtungen. Wie man recht wohl zugeben kann, daß diese Leute sammt und sonders, mehr oder minder, im Hörigkeits- oder Unfreiheitsverhältnisse standen, so muß wiederum eingeräumt werden, daß wer entschlossen ist, diese Unfreiheit nicht länger zu tragen, durch kein Recht in der Welt an diesem Entschlusse gehindert werden kann, daß es nur Rechte auf Sachen, aber nicht auf Personen gibt, und daß es insofern ein wesentlicher Schritt aus dem Mittelalter heraus in die neue Zeit war, als die Landleute erklärten, sie wollten frei seyn wie die Väter waren. Es ist unter diesen Umständen sogar gleichgültig, ob sie sich über die Bedrückungen habsburgischer Vögte zu beschweren hatten, ob Albrecht ihnen die Bestätigung ihrer Privilegien, auf deren Alter sie sich freilich nur mit Unrecht beriefen, aber doch mit nicht größerem Unrecht, als eine Menge anderer damals erst entstandener Erscheinungen bei gleichem Mangel älterer Nachweisungen sich eben auf unvordenklichen Gebrauch stützte, versagt und sie hart behandelt habe, oder ob nicht; der Wahrscheinlichkeit, die aus Albrecht's Charakter und aus dem sonst wohl bekannten

Verfahren der Vögte zu entnehmen wäre, widerspricht es keineswegs, und aus dem Mangel an Urkunden läßt sich schlechterdings eben so wenig wie aus dem Stillschweigen der Chroniken eine Folgerung ziehen. Können wir daher nur als Sage die Geschichten vom Geßler und Tell, von den drei Männern, und dem Rütlibund annehmen, so bleibt doch so viel gewiß, daß gerade um die Zeit von Albrecht's Tod, der seine damalige Anwesenheit in jenen Landen vielleicht auch benützen wollte, den unbedeutend erschienenen Aufstand in diesen Gemeinden zu dämpfen, sich das Bedürfniß der Freiheit durch eine plötzliche, jedoch unblutige Bewegung zeigte, daß die Waldstätte am 1. Jan. 1308 ihre Vögte verjagten, und schon wenige Tage darauf am 7. Jan. ihre Eidgenossenschaft auf zehn Jahre erneuerten. Albrecht's Tod befestigte daher ihre Verbindung, und die Stellung, welche die folgenden Kaiser gegen das immer noch sehr mächtige Haus Habsburg annehmen mußten, gewährte ihnen den Vortheil, daß die anfangs unansehnliche Verbindung von denselben anerkannt und bestätigt einen eigenen Staat im Staate zu bilden anfing, der damit endigte, sich von seinem Mutterlande in politischer Hinsicht völlig los zu reißen.

XIX. Papst Bonifacius VIII. und König Philipp IV. der Schöne.

Kirche und Welt im Gegensatz. Papst Bonifacius VIII. Philipp der Schöne. Händel mit Flandern. Streit Philipp's mit dem Papste. Krieg mit Flandern. Fernere Händel mit dem Papste. Die Bulle Ausculta fili. Die Bulle unam sanctam etc. Bonifacius spricht über Philipp den Bannfluch aus. Bonifacius in Anagni. Fortgang der flandrischen Händel. König Philipp in Flandern. Unruhe in Brügge. Pieter de Koning. Unruhe in Gent. Jan Breyel. Aufstand in Brügge. St. Urban's Tag in Brügge. Die Sporenschlacht von Courtray. Friede mit Flandern. Papst Clemens V. Päpste in Avignon. Proceß gegen Bonifacius VIII. Münzunwesen des Mittelalters. Philipp's Münzverschlechterungen. Der Sturz des Tempelordens.

An dem deutschen Reiche konnte das Papstthum zuerst die Abnahme jener früheren Begeisterung wahrnehmen, die einst den Kaiser Heinrich III. zur kräftigen Unterstützung der Hierarchie bewogen hatte; es konnte wahrnehmen, daß ein dringendes Bedürfniß zuerst sich selbst zu helfen vorhanden sey, und aus dieser Berücksichtigung des eigenen Interesses vor dem fremden ließ sich ganz leicht der Schluß ziehen, daß jenes frühere Glaubensfeuer erloschen sey. Wenn aber die wahrhafte Frömmigkeit nicht abnahm, wenn durch Aufführung herrlicher Gebäude, durch fortwährende Unterstützung und Förderung der Kirchen und Klöster, durch Bekämpfung der Irrlehren sogar wo sie vorkamen, sich ein ungeheuchelt frommer Sinn, der das Wohl der Menschheit wahrhaft im Auge hatte, deutlich aussprach, konnte der Wahn, man sey noch wie ehemals jedes Opfer zu bringen bereit, leicht entstehen, und die Inhaber der päpstlichen Gewalt mochten sich am leichtesten über die Stimmung der Welt täuschen. Die Erschlaffung der für die Kreuzzüge angeregten Thätigkeit hätte sie am ersten hierüber belehren können, aber wie hätten sie an ihrer eigenen seitdem so kunstreich ausgebildeten Majestät einen Zweifel fassen können! Früher bestanden diese Schaaren von Bettelmönchen noch nicht, dieses allzeit und überall schlagfertige Heer St. Peter's, früher hatte man die Schrecknisse des Interdikts noch nicht gekannt, früher wußte man nichts von der Inquisition und Ketzerverfolgung, früher nichts von dem scharfsinnig entwickelten Lehrgebäude und den jetzt durch

Sammlungen zu allgemeinem Anſehen erhobenen päpſtlichen Verordnungen; — wie hätte ausgerüſtet mit dieſen Waffen der Geſchichte und der Klugheit der Statthalter Chriſti den Gedanken können aufkommen laſſen, daß ein gewaltiger Umſchwung ſeiner Macht nahe bevorſtehe! Aber gleichzeitig mit dieſer kirchlichen Hierarchie hatte ſich auch ein für das Leben und ſeine Anſprüche aufmerkſamer Sinn entwickelt, die Könige hatten die Nothwendigkeit erkannt, zuerſt in ihrem Land unumſchränkte Herren zu werden, und dieſe mit dem Beſtreben der Fürſten und der Städte ſich dagegen zu ſträuben gleichen Schritt haltende Bemühung lähmte ihren Eifer, nicht für die wahre, unſichtbare Kirche, wohl aber für die auf den Satzungen der Gregore und Innocenze aufgebaute. Sie unterſtützten ſie hinfort nur, wo auch ihr eigenes Intereſſe mit dem der Hierarchie verbunden war. Außerdem trug zur Minderung des päpſtlichen Anſehens das üppige Leben der Geiſtlichkeit, ſo wie die durch Inquiſition und Ketzergerichte nur gehinderte, keineswegs ganz unterdrückte, hie und da im Schooße der Kirche ſelbſt zum Vorſchein kommende Ketzerei ſehr viel bei, und der im Umgang mit den Arabern in etwas angeregte, dann aber hauptſächlich in den italieniſchen Städten zum Vorſchein kommende wiſſenſchaftliche Geiſt ging darauf aus, dieſe kirchliche Autorität gänzlich zu untergraben. Es dauerte indeſſen noch lange, bis man über das Verhältniß und die Bedeutung des päpſtlichen Stuhles ein beſtimmtes Urtheil auszuſprechen wagte, und es bedurfte mehrerer vorbereitender Schritte, um das ſeit Jahrhunderten aufgeführte Gebäude der Hierarchie in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern. Hiezu bahnten die Schritte der Päpſte ſelbſt den Weg.

Bonifacius VIII., ein Mann voll Ehrgeiz und Ueberzeugung von der Hoheit der Kirche, wie ſie ſeine Vorfahren emporgebracht hatten, in ſeinen Maaßregeln ſtets ſeinen Zweck treu verfolgend, und Liſt wie Gewalt auf gleiche Weiſe gebrauchend, gab durch das in der Bulle Clericis Laicos (1296 Juli 17.) den Kirchenvorſtehern ertheilte Verbot, den Fürſten weder als Darlehen noch als Geſchenk noch ſonſt wie, ohne vorhergegangene Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles, Geld vorzuſchießen, mit beigefügter Androhung des Bannes, ſowohl für die welche es hergeben, als auch für die welche es annehmen würden, die erſte Veranlaſſung. Während der Kreuzzüge insbeſondere war es üblich geworden, daß auch die Geiſtlichkeit die frommen Beſtrebungen der Fürſten durch eine Beiſteuer unterſtützte, namentlich war der ſogenannte Saladinszehnte zu dieſem Behufe erho-

den worden, und so wie es einerseits der Geistlichkeit bei nie versiegenden Schätzen und einem im Ganzen genommen besseren Haushalt als bei den Laien gefunden wurde leichter war zu geben, so war sie auch, um die gute Gesinnung der Fürsten sich zu erhalten, nicht ungefällig gewesen, und zumal der Papst selbst nichts einbüßte, am Ende doch wieder das Meiste der Geistlichkeit zufloß, so hatte das Oberhaupt der Christenheit seinen Untergebenen häufig solche Abgaben zum Besten der Fürsten geboten. Ein jeder Krieg, ein jedes Unternehmen, ließ sich als eine zur Ehre Gottes und der Kirche begonnene Sache ansehen, und wenn auch die Züge nach dem gelobten Lande selbst eingestellt waren, so konnte man doch, abgesehen davon, daß der Plan sie wieder aufzunehmen keineswegs aufgegeben war, in jedem Gegner, wenn man nur wollte, einen Feind der Kirche erblicken. Nun war aber Philipp der Schöne von Frankreich (1286—1314) in einen Krieg mit Flandern und England verwickelt worden, in welchem dieses Verbot ihn geradezu in seinen Unternehmungen hemmte. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritt von dem Grafen Guido von Flandern die Erneuerung des von König Ludwig VIII. (1225) mit dem in seine Gefangenschaft gerathenen Grafen Ferrand abgeschlossenen Vertrags verlangt, den außer dem Grafen auch der Adel und die Städte beschwören sollten. Mit vieler Mühe, hauptsächlich durch die Furcht vor dem Krieg, brachte der Graf die Stände zum Nachgeben. Um sich auch ferner in die innern Angelegenheiten Flanderns mischen zu können, bewog Philipp die sogenannten Neunundreißig, den Rath der Stadt Gent, das Parlament der Stadt Paris als ihren Obergerichtshof anzuerkennen, um so in ihren Streitigkeiten mit dem Grafen sich auf dasselbe, das dann ihnen zu helfen käme, berufen zu können. Da nahm Guido den Antrag König Eduard's von England, seine Tochter Philippa seinem Sohne, dem Prinzen von Wales, zum Weibe zu geben, (1294) ganz begierig an, da er reich an Kindern über diese Versorgung erfreut war, und von Eduard im möglichen Falle eines Krieges mit Frankreich Beistand erwarten durfte. Durch einen zwischen einem Engländer und einem Normann entstandenen Streit war zwischen beiden Nationen ein Krieg ohne Zuthun der Könige selbst hervorgerufen worden, in welchem die französisch-normännische Flotte (1293 April 14.) von den Engländern beim Hafen von St. Mahé in der Bretagne eine große Niederlage erlitten hatte. Philipp hierüber höchst entrüstet, verlangte von Eduard als dem Herzog von Guyenne Genugthuung, und Eduard, damals nicht

geneigt, den von seinen Unterthanen aufgenommenen Streit fortzuführen, ließ sich in festem Vertrauen auf Philipp's Ehre den Vorschlag gefallen, (1294 Jan. 1.) dem französischen König als Oberlehnsherrn die Besitznahme der Gascogne zu verstatten, welche dieser ihm nach Verlauf von vierzig Tagen wieder zurückzustellen in einem geheimen Vertrage sich verpflichtet hatte. Allein dieser wurde von Philipp nicht gehalten, als ihn Eduard an sein Wort mahnte, geradezu verweigert, und da Philipp den König von England wegen fortdauernder Gewaltthaten von Seiten der Gascogner gegen die Franzosen wieder vor das Gericht der Pairs lud, ließ dieser (1294 Juli) ihm das Lehensverhältniß aufsagen. Allein der Krieg kam, durch widriges Wetter und einen Aufstand der Waliser gehindert, doch nicht zum Ausbruch, und als endlich (1295 Sommer) Eduard sich zum Abgang nach Frankreich anschickte, sah er sich durch die Maaßregeln der Schottländer abermals daran gehindert, die mit Philipp ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet hatten. Eduard mehr darauf bedacht diesen gefährlichen Nachbar, den er erst kaum zu Anerkennung der englischen Oberhoheit genöthigt hatte, in seiner Pflicht zu erhalten, suchte auf gleiche Weise, wie Philipp ihm einen feindlichen Nachbarn zu verschaffen suchte, so den Grafen Guido durch die angetragene Verbindung auf seine Seite zu ziehen. Eben so gewann er auch die flandrischen Städte durch große Handelsprivilegien, und zog den römischen König Adolf ebenfalls auf seine Seite. Schon damals trat Bonifacius VIII. als Vermittler auf, und es kam auch wirklich durch ihn (1295 Aug. 14.) ein Waffenstillstand zu Stande. Vor allen Dingen aber wollte Philipp die Verbindung zwischen England und Flandern lösen, die insbesondere auch der Königin Johanna und dem Grafen Robert von Artois sehr unlieb war, und so bewog er den Grafen Guido zu einer Zusammenkunft in Corbeil, in welche dieser arglos und sich keiner bösen Absicht bewußt einging, und mit seiner Frau und einem glänzenden Gefolge erschien. Hier fuhr ihn der König drohend an, daß er mit seinem Feind ein heimliches Bündniß eingegangen habe, er sey ein Hochverräther, und habe seine Grafschaft verwirkt. Vergebens entschuldigte sich Guido, es sey ihm nie eingefallen, von seiner Lehenspflicht abzuweichen, und er gedenke seiner Tochter nur eine vortheilhafte Heirath zu bereiten, keineswegs aber ihm zu schaden, und er habe sich hierin nur seines Rechtes bedient; er sey erbötig, Geißeln zu stellen. Er selbst mit allen den Seinigen wurde gefangen und nach Paris in den Louvre abgeführt.

Nun wurde zwar Eduard's Bruder Edmund mit einem Heere in die Gascogne geſchickt, aber daſelbſt nichts ausgerichtet, auch das Urtheil der Pairs, welche ihn für unſchuldig erklärten, reichte nicht zu ſeiner Freilaſſung hin; nachdrücklicher war die Vermittlung des Papſtes und die Bürgſchaft des Grafen Amadeus von Savoyen, ſo daß Guido aus dem Gefängniß entlaſſen wurde, dagegen aber ſeine mit dem Prinzen von Wales verlobte Tochter Philippa als Geißel am franzöſiſchen Hofe zurückließ, und den Frieden vom Jahre 1225 unerſchütterlich zu halten verſprach, außerdem er dem päpſtlichen Bannfluch wolle verfallen ſeyn. Philippa wurde nach Paris gebracht, wo ſie bis an ihren Tod blieb, und nun wurde Guido und ſeine Gemahlin Iſabella entlaſſen. Zurückgekehrt nach Flandern ſuchte nun Graf Guido auch ſeine Tochter aus ihrer Haft zu entziehen und ſich Rache zu verſchaffen. Vor allen Dingen bat er den Papſt um ſeine Vermittlung, und ſo erließ denn Bonifacius die zwar ganz im Allgemeinen gehaltene Bulle, die aber doch einzig gegen Philipp gemeint war, weil gerade er ſich in der Nothwendigkeit ſah, zu einer von der Geiſtlichkeit genommenen Beiſteuer ſeine Zuflucht zu nehmen. Um nun den auf ihn heimlich geführten Streich durch einen andern zu vergelten, ſo erließ er ebenfalls ein Verbot, ohne Rom zu nennen, daß keiner ſeiner Unterthanen, wes Standes und Würden ſie auch wären, gemünztes oder ungemünztes Silber, Edelſteine, Koſtbarkeiten, oder endlich Wechſelbriefe, an fremde Orte ſchicken ſollte. War nun auch Frankreich damals im Kriegszuſtand mit England, Flandern, und dem Reiche, ſo konnte man doch wohl abnehmen, daß die Verordnung nur gegen Rom gerichtet ſey, und Bonifacius erließ deßhalb (1296 Sept. 21.) ein Schreiben an den König (bulla ineffabilis), worin er zwar ſeine frühere Verordnung milderte, und ſich keineswegs der Beiſteuer widerſetzte, nur daß ſie mit päpſtlicher Erlaubniß geſchehen müſſe, übrigens aber durch die Erklärung, daß durchaus kein weltlicher Fürſt Gewalt über die Geiſtlichkeit habe, durch den Vorwurf, daß Philipp ſeine Unterthanen mit vielen Abgaben beſchwere, durch die Behauptung, daß die Streitigkeiten mit den Königen Eduard und Adolf vor dem römiſchen Stuhle ausgemacht werden müßten, und endlich durch die beigefügten Drohungen des Banns und Interdikts, die Erbitterung Philipp's, der nie nachzugeben geneigt war, noch mehr ſteigerte. So entſtand neben den politiſchen Händeln Philipp's mit England, Flandern, und Deutſchland, noch ein religiöſer mit dem Papſt. Wohl einſehend, daß es in einem Streit ſol-

cher Art um die öffentliche Meinung eine wichtige Sache sey, erließ er ein Manifest, um die Gerechtigkeit seines Kriegs, seine königliche Pflicht, das Reich zu schirmen, die Pflicht der Unterthanen, hierzu jeder nach Kräften, die einen mit ihrem Vermögen, die andern mit ihrer Person, beizutragen, endlich die Ungerechtigkeit des päpstlichen Gebots, dem Kaiser das zu verweigern was des Kaisers sey, auseinanderzusetzen. Auch stützte sich Philipp auf den Grund, daß die Könige von Frankreich zur Vertheidigung ihres Reichs, schon vor dem Christenthum, schon ehe die Geistlichkeit zu einem Stande erwachsen sey, verpflichtet gewesen wären. In der That war auch die öffentliche Stimme, selbst die eines großen Theils der Geistlichkeit, so sehr auf seiner Seite, daß der Erzbischof Peter von Rheims nebst vielen andern Geistlichen den Papst in einem Schreiben auf die der Kirche aus solchen Mißhelligkeiten erwachsende Gefahr aufmerksam machte, und ihm rieth nachzugeben. Wollte nun auch Bonifacius wirklich durch eine gemäßigtere Bulle (1297 Febr. 7.) den König begütigen, so gab er doch zugleich seinen Legaten Befehl, auf den Fall daß der König auf dem Verbot der Geldausfuhr bestehen sollte, mit dem Banne einzuschreiten. Indessen nahm er durch eine dritte Bulle (1297 Juli 31.) die in der Bulle Clericis Laicos ausgesprochene Beschränkung zurück, erlaubte dem König und seinen Nachfolgern, im Nothfalle selbst ohne eingeholte päpstliche Genehmigung, eine Beisteuer von der Geistlichkeit zu nehmen, und erklärte, daß er den Rechten des französischen Reichs durchaus nicht habe zu nahe treten wollen. Hiedurch und durch die (1297 Aug. 11.) vorgenommene Heiligsprechung Ludwig's IX., ferner durch die für Philipp's Bruder, Karl von Valois, im Hintergrunde gezeigte Kaiserkrone, war Philipp so weit begütigt, daß er Waffenstillstand mit seinen Feinden abschloß, und des Papstes Vermittlung, jedoch nur als des Privatmanns Benedikt Cajetan, annahm. Der Graf von Flandern stand, von seinen Helfern verlassen, allein.

Graf Guido hatte sich nämlich (1296 Dec. 25.) im Vertrauen auf den Beistand von England, Deutschland, und fast allen seinen Nachbarn, den Grafen Johann von Avesnes ausgenommen, zum Kriege entschieden, hatte dem Könige das Leben aufgesagt, war dann von dem Gericht der Pairs als Verräther der Felonie schuldig und seines Lehens für verlustig erklärt worden. Die Bischöffe verhängten den Bann über ganz Flandern, den jedoch Bonifacius dem Bischof von Tournay aufzuheben befahl (1297 Dec.), und Philipp drang

mit einem Heere von 60,000 Mann, in Flandern ein, während Karl von Valois und Robert von Artois mit ihren siegreichen Truppen aus der Gascogne herbeieilten. Der Widerstand des Grafen war kaum vermögend die Fluth, welche sich über sein Land daher wälzte, aufzuhalten. Am 24. Juni 1297 wurde vom König selbst Lille angegriffen, welches Guido's ältester Sohn, Robert von Bethüne, vertheidigte, und sich hier mit großer Tapferkeit bis in den Herbst hielt. Die aus Jülich dem Grafen zugezogenen Deutschen leisteten ebenfalls gute Dienste, und es würde die Bezwingung Flanderns immer noch eine schwere Arbeit gewesen seyn, hätte nicht Verrath und böser Wille im flandrischen Heere selbst dem Feinde Vorschub geleistet. So wie die Bevölkerung Flanderns sich überhaupt in eine germanische und französische theilte, von denen die letztere durch nationale Interessen den Deutschen abhold und den Franzosen zugethan war, so war auch ganz Flandern theils für das französische Interesse theils gegen dasselbe gestimmt. Die Anhänger Philipp's, die er auf verschiedene Weise sich gewonnen hatte, die Lilianen oder Liliaten, deren Häupter in Westflandern der Bischof Jakob von Terouennes, der Abt Thomas von Dunes, die Schultheißen von Beurne und Bergues, waren besonders geneigt zum Verrath, und als Robert von Artois gegen Beurne vorrückte, kam es (13. Aug.) an der Brücke daselbst zur Schlacht, in welcher anfangs Robert's Sohn Philipp von dem Heere des Grafen gefangen genommen wurde, im heftigsten Kampfe aber Balduin Reyfin, Schultheiß von Beurne, mit den Seinen verabredtermaßen zu den Feinden überging, und dadurch den Ausschlag gab. Der gefangene Philipp wurde wieder befreit, Wilhelm von Jülich, Guido's Neffe, gefangen, und die ganze Schlachtreihe der Flandrer ergoß sich, als sie den Verrath der Ihrigen erblickten, in ungeordnete, eilige Flucht. Doch war eben deßhalb der Verlust weniger bedeutend, und in Ypern sammelten sich die zersprengten Schaaren der Deutschen wieder. Nun kam zwar (Ende Aug.) König Eduard, eben damals Sieger über den schottischen König Johann Baliol, herüber, mit geringer Macht, weil er wohl von Adolf kräftigere Theilnahme erwartete, und fand außerdem daß die bisherigen Erfolge fruchtlos gewesen waren auch große Unzufriedenheit über diesen Krieg überhaupt, den die Städte Brügge, Gent u. a. für einen Privatkrieg des Grafen, den er ohne sie um ihre Beistimmung gefragt zu haben unternommen hätte, erklärten, oder dem Einfluß des englischen Geldes auf die Rathgeber des Grafen zuschrieben. Da mußte mit Anfang September

Robert von Bethüne nach tapferer eilfwöchentlicher Vertheidigung die feste Stadt Lille übergeben, doch erhielt er mit seinen Leuten freien Abzug, und den Einwohnern war persönliche Sicherheit und Schutz ihres Eigenthums versprochen. Auch hier hatte die lilianische Partei der Herren von Hondscoten, Ghistelle, und St. Venant, die Unzufriedenheit der Einwohner über die Beschwerlichkeit der Belagerung dahin gesteigert, daß Robert die Stadt ergeben mußte. Dem Beispiel von Lille folgten Douay, Courtray, und selbst noch ehe es angegriffen ward Brügge. Ein Versuch die bei Damme liegenden englischen Schiffe zu verbrennen mißlang durch ihre schleunige Entfernung; eben so erlangten zwar die Flandrer unter Robert von Nevers, Eduard von Wales, und Albrecht Herzog von Oesterreich, bei Brügge einen Vortheil über die Franzosen, die Stadt selbst aber ihnen wieder abzunehmen, wurde durch den Streit über die Beute, der zwischen Flandrern und Engländern ausbrach, vereitelt. Sehnlichst erwartete Guido und Eduard das Annahen Adolf's, der sich schon bis Cöln begeben hatte und durch seine Erscheinung eine bedeutende Veränderung der Dinge veranlaßt hätte. Auch Philipp fürchtete dies, und schickte daher auf den Rath des Grafen Johann von Hennegau den Herrn von Chatillon an ihn, um ihn für eine bedeutende Geldsumme zum Umwenden oder zur Unthätigkeit zu bewegen. Auch den Herzog Albrecht bewog er durch eine gleich große Summe, sich gegen ihn zu erklären. Unter diesen Umständen beschlossen Guido und Eduard sich eines entscheidenden Treffens zu enthalten, und schlossen in Mitte Oktober einen Stillstand bis 1. Dec., der dann auf Vermittlung des Königs Karl von Neapel bis 1299 verlängert wurde, Lille, Brügge, Douay, Courtray, und andere erobrte Orte den Franzosen bis auf den weiteren Ausspruch überließ, den der Papst Bonifacius thun sollte. König Eduard verpflichtete sich zwar eidlich, nie mit Philipp Frieden machen zu wollen, wenn nicht Guido im Besitz seiner ganzen Grafschaft sich wieder befände, doch soll ihn Bonifacius von diesem Eide losgesprochen haben, und er mag auch durch den im nächsten Winter vorgefallenen Aufruhr in Gent des flandrischen Wesens müde geworden seyn. Er hatte mit seinem 20,000 zu Fuß und 4000 zu Roß starken Heere zu Gent überwintert, und diese Leute, der Sage nach unzufrieden daß sie ohne Beute abziehen mußten, wollten die Stadt Gent an vier Ecken in Brand stecken und sich so schadlos halten. Dieses verruchte Vorhaben (1298 Anf. Febr.) wurde, als schon hie und da die Flammen ausbrachen,

entdeckt, und von den Gentern nun blutige Rache genommen. Siebenhundert Fußgänger und dreißig Reiter wurden von ihnen niedergehauen, und Eduard ſelbſt mit ſeinem Sohne und dem ganzen Heere wäre der gerechten Rache des erzürnten Volkes nicht entgangen, hätte nicht Guido ſich, in der Hoffnung durch ihn zum Frieden mit Frankreich zu kommen, ſeiner angenommen. Da kehrte Eduard nach England zurück, ſchloß durch päpſtliche Vermittlung (1298 Juni 27.) mit Frankreich Frieden, heirathete Margaretha Philipp's Schweſter, und verlobte ſeinen Sohn Eduard mit deſſelben Tochter Iſabella. Adolf, deſſen Unzuverläſſigkeit bereits von Guido erkannt worden war, gerieth in die Kämpfe mit ſeinem Gegner Albrecht von Oeſterreich hinein, und ſo ſah Guido ſeine einzige Hoffnung auf die Feſtigkeit und Rechtlichkeit des Papſtes beſchränkt.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Bonifacius alles Ernſtes den Plan hegte, nach dem Tode Adolf's von Naſſau nicht den Herzog Albrecht, ſondern Philipp's Bruder Karl mit der römiſchen Kaiſerwürde zu beglücken, und dadurch mit dem franzöſiſchen Hauſe einen dauernden Frieden zu ſchließen. Allein es ſcheint nicht, daß ſich Philipp von dieſer ihm vielleicht auch nur als täuſchende Lockſpeiſe hingehaltenen Hoffnung habe umſtimmen und zu nachgiebigeren Geſinnungen gegen den Papſt bewegen laſſen. Als im Sommer die Entſcheidung deſſelben in dem flandriſchen Streit, die dahin lautete, Philipp ſollte dem Grafen Guido und dem König Eduard was er ihnen in Flandern und Guyenne abgenommen hätte zurückgeben, und ſich zu einem Kreuzzug bereit halten, von dem Biſchof von Durham nach Paris gebracht wurde, riß Robert von Artois ſie ihm aus der Hand und warf ſie ins Feuer, Philipp aber erklärte, von allen dieſen Bedingungen nichts halten zu wollen. Da kam noch ein neuer Stoff der Zwietracht dazu. An der Spitze der in Rom und in der Umgegend ſehr mächtigen Familie Colonna ſtanden zwei Cardinäle, Jakob und Peter, welche ſich der Wahl des Bonifacius widerſetzt hatten, und ihn wegen ſeines Vorfahren Cöleſtin gezwungener Abdankung und gewaltſamer Haft nicht als rechtmäßigen Papſt anerkennen wollten. Bonifacius entſetzte ſie daher ihrer Cardinalswürde, erklärte ſie derſelben wie auch aller andern Würden und Beneficien in alle Ewigkeit für unwürdig, belegte ſie und ihre Anhänger mit dem Banne, und ließ endlich ſogar einen Kreuzzug gegen ſie predigen. Aufs Aeußerſte gebracht, demüthigten ſie ſich vor ihm in Perſon, in der Hoffnung Wiederherſtellung in Ehren und Würden zu erlangen, allein er hielt

seine Zusage nicht, ließ vielmehr ihre Stadt Palestrina schleifen, so daß sie also gleich wieder zu den Waffen griffen, aber unfähig lange zu widerstehen theils nach Sicilien, zu dem aragonesischen König Friedrich, theils nach Frankreich zu Philipp flohen, und hier gastfreundlich aufgenommen wurden. Außer dieser den stolzen und trotzigen Papst besonders reizenden Kränkung erhub sich ein neuer Streit über den Bischof von Pamiers, Bernard de Saisset, der erst durch Bonifacius creirt worden war und über das weltliche Regiment der Stadt mit dem König in Streit gerieth. Bonifacius zog daher die Widerrufung der Bulle Clericis Laicos durch eine neue Bulle (Salvator mundi) zurück, beschränkte die Steuern der Geistlichen wieder auf die ausdrückliche Genehmigung des Papstes, und bedrohte (1300) den König sogar mit dem Banne. Daß sich Philipp, ohne auf seine Verwerfung Albrecht's zu achten, mit diesem (1299 Sept. 5.) verbündet hatte, mochte ihn auch beleidigen. Da nun Philipp sein Verbot der Getraidausführung erneuerte, gab es einen Briefwechsel der noch größere Erbitterung herbeiführte, und zu größtem Unglück sandte der Papst eben jenen dem Könige ohnedies verhaßten Bischof von Pamiers als Legaten an Philipp, theils um ihn zu einem Kreuzzuge aufzufordern, theils um die Freilassung der (1300 Sommer) in freiwillige Gefangenschaft Philipp's gegangenen Grafen von Flandern zu verlangen. Die Festigkeit des Bischofs, der in seinen Worten vielleicht zu weit ging und mit Interdikt und Bann drohte, erbitterte den König so, daß er ihn augenblicklich von sich jagte, und gebot in Folge der gegen ihn vorhandenen Klagen den Proceß zu machen, was ein Leichtes war, so daß er sogleich verhaftet wurde. Da erließ Bonifacius (1301 Dec. 5.) die Bulle Ausculta fili carissime nebst einem kürzeren Schreiben, in welcher er alle tyrannischen und gewaltthätigen Handlungen des Königs zur Sprache brachte, behauptete, Gott habe ihn gesetzt über Könige und Königreiche, und erklärte, er wolle um den Hof desselben zu reformiren eine Synode zu Rom halten, wo Philipp selbst oder durch Abgeordnete erscheinen solle. In dem kürzeren Schreiben hatte er ihm aber erklärt, daß er in geistlichen und weltlichen Dingen ihm unterworfen sey, daß die Verleihung von Beneficien und Pfründen ihm keineswegs zustehe, sondern er, wenn er ja eine erledigte Pfründe in seiner Obhut habe, ihre Einkünfte den Nachfolgern derselben aufbewahren müsse, jede von ihm ausgehende Verleihung ungültig, und jeder Andersdenkende als ein Ketzer zu betrach-

ten ſey. Auf dieſes Schreiben antwortete Philipp mit jenem merkwürdigen Brief, worin er ihm erſtlich wenig oder gar keinen Gruß vermeldet, und hierauf des Papſtes Allerhöchſter Narrheit anzeigt, daß er in weltlichen Dingen gar Niemand unterworfen ſey, daß die Vergebung der erledigten Kirchen und Pfründen nach königlichem Rechte ihm gebühre, ſo wie auch die Einkünfte derſelben, und daß alle Andersdenkende für Thoren und Wahnwitzige zu achten wären. Den päpſtlichen Legaten aber, Jakob des Normans, Archidiakonus von Narbonne, welcher bei der Ueberreichung dieſer Schreiben dem König auch noch ankündigte, er ſolle bei Strafe des Interdikts und des Banns anerkennen, daß ſowohl er als auch andere Fürſten die weltliche Oberherrſchaft über ſein Reich vom Papſte habe, ließ er nachdem er die Bulle ſelbſt (1302 Febr. 11.) mit der Erklärung, die Krone von Frankreich ſey unmittelbar von Gott, vor ſeinem ganzen Hofe verbrannt hatte, ſofort vom Hofe und aus dem Lande jagen, und dieſen Akt in ganz Paris durch Trompetenſchall öffentlich bekannt machen. Auch erklärte er mit einem feierlichen Schwur, daß er ſeine eigenen Söhne enterben würde, wenn ſie jemals eine höhere Macht als Gott über ſich erkennen, oder einräumen ſollten, daß ſie ihr Reich von einem lebenden Menſchen erhalten hätten. Dann aber berief er auf Mitfaſten (1302 April 1.) ein großes Parlament, zu dem er als der erſte König auch Mitglieder des Bürgerſtandes berief, um ſo der Zuſtimmung der ganzen Nation gewiß zu ſeyn, und hatte die Zufriedenheit, daß ſeine Frage, ob das Reich ihn oder den Papſt zum Herrn habe, von Allen nach ſeinem Wunſche beantwortet wurde. Die verſammelten Stände berichteten in einem ſehr ausdrucksvollen Schreiben den ganzen Hergang der Sache an das Collegium der Cardinäle, beſchwerten ſich über die Aeußerung des Papſtes, daß das Reich ihm auch im Weltlichen unterworfen wäre, erklärten, daß Niemand von ihnen eine Aenderung verlange, daß eine ſolche aber auch nicht dem Papſte, ſondern nur dem Könige zuſtehe, und daß man das Collegium der Cardinäle bitte, ſolchen nachtheiligen und den Frieden ſtörenden Aeußerungen zu ſteuern. Dieſe ſowohl von dem Adel als auch der Geiſtlichkeit und dem dritten Stande ausgefertigten Schreiben verſetzten den Papſt allerdings in einige Beſtürzung, da aber zugleich der Herzog von Burgund als Vermittler auftrat, glaubte Bonifacius hierin Furcht zu ſehen, und beharrte auf ſeinem Verlangen, daß ſich der König demüthigen ſollte. Allein dieſer war hievon ſo weit entfernt, daß er ſich vielmehr von der weiteren Ver-

mittlung des Papstes mit England mit Eduard's Beistimmung selbst lossagte. Bonifacius hatte es unterdessen für zweckmäßig gehalten, den deutschen König Albrecht, der in seinem Verfahren gegen die widerspenstigen Fürsten große Energie entwickelt hatte, und über dessen angebliche Verwandtschaft mit den Hohenstaufen er eines Bessern mochte worden berichtet seyn, nicht nur anzuerkennen, sondern auch ihn für den Fall der Noth zu seinem Bundesgenossen oder vielmehr zum Vollzieher seiner Befehle zu machen. Denn nachdem er in der berühmten Bulle Unam sanctam et individuam ecclesiam (1302 Nov. 18.), welche er auf einer ziemlich ansehnlichen Kirchenversammlung zu Rom erlassen hatte, seine ganze Ueberzeugung von den Rechten der Kirche ausgesprochen, daß alle Menschen dem Papste unterthan und wer dies nicht glaube verdammt sey, entgegnete Philipp diese offenbar gegen ihn gerichtete Behauptung mit Erneuerung des Verbots, daß Niemand ohne besondere königliche Erlaubniß aus dem Lande reisen oder Geld senden solle, und ließ (1303 Ostern) in einer zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Großen den Papst anklagen, er sey eigentlich nicht Papst, habe sich durch Arglist und Betrug des päpstlichen Stuhles bemächtigt, beraube die Kirchen, sey ein Irrgläubiger, ein Verfälscher der Religion, ein Feind Gottes und der Kirche, der König sey daher verpflichtet ihn zur Strafe zu ziehen. Um diese Zeit (28. und 30. April) bestätigte Bonifacius den römischen König Albrecht, erklärte ihn für den rechtmäßigen Oberherrn des französischen Uebermuthes, und legte nun dem König sehr harte Bedingungen vor, nämlich gänzliche Zurücknahme aller von ihm erlassenen Verbote und Beschränkungen der päpstlichen Rechte, und da Philipp seinen Forderungen verneinend, jedoch mit großer Mäßigung, antwortete, so übertrug Bonifacius die Rechte des französischen Reichs an König Albrecht, der aber klug genug war, hievon gar keine Notiz zu nehmen, und sprach (1303 April 13.) den Bannfluch aus. Darauf ließ der König auf einer zweiten Reichsversammlung (1303 Juni) die früheren Klagen gegen den Papst durch Wilhelm dü Plessis wieder vorbringen und appellirte an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung und einen rechtmäßig zu erwählenden Papst. Nicht blos die Versammlung, bei welcher die Adeligen vorherrschten, sondern auch fast alle weltlichen und geistlichen Communitäten des Reichs traten diesem Beschlusse bei, und es war vergebens, daß Bonifacius durch Strafen die geistlichen Anhänger des Königs von seiner Seite zu ziehen suchte, daß er den Universitäten

ihr Promotionsrecht, den geistlichen Corporationen ihr Wahlrecht entzog. Es war nun einmal, gleichviel aus welchen Gründen, mit klaren Worten auf die einzige Art hingedeutet worden, durch welche man damals diese Fragen lösen zu können wähnte, nämlich auf die Berufung eines Concils, und so sehr hatte der unmerklich wirkende Geist der Zeit, den man nur in seinen Wirkungen erkennen, nie in seiner Thätigkeit beobachten kann, das Ansehen des Papstthums untergraben, daß die Schritte Philipp's gegen Bonifacius von der nachdrücklichsten Wirkung begleitet waren, während Heinrich IV. vor Gregor VII. als ein demüthig um Gnade Flehender sich beugen mußte. Philipp beschloß sogar noch weiter zu gehen und mit dem Papste nicht anders als wie mit einem persönlichen Gegner zu verfahren. Wilhelm von Nogaret, früher Professor der Rechte zu Montpellier, damals Philipp's Siegelbewahrer und später sein Vicekanzler, der die Klagpunkte gegen den Papst aufgesetzt hatte, und Sciarra Colonna, ein Vetter der vertriebenen Cardinäle, wurden nach Italien abgeschickt, um die dortigen Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen, der päpstlichen und kaiserlichen Partei, zu ihrem Zwecke zu benützen. Sie verhielten sich einige Zeit in dem florentinischen Städtchen Staggia unter dem Vorwande, sie seyen gekommen mit dem Papste zu unterhandeln, warben unter der Hand von den vielen in Italien müßig umherziehenden Kriegsleuten eine Bande von einigen hundert Mann zu Roß und zu Fuß an, und brachen dann als es Zeit zu seyn schien zu ihrem Vorhaben auf. In Einverständniß mit mehreren Baronen der Campagna, mit dem Herrn von Anagni, und, wie man auch sagte, mit einigen Cardinälen, erschien Sciarra Colonna und Wilhelm Nogaret (1303 Sept. 7.) vor der Stadt Anagni, wo sich Bonifacius ohne von der ihm drohenden Gefahr etwas zu ahnen aufhielt. Mit fliegenden französischen Bannern und dem lauten Geschrei: es sterbe der Papst Bonifacius, und hoch lebe der König von Frankreich! waren sie durch die unbewachten Thore gedrungen, und eilten unaufgehalten, von vielem aus Neugierde oder andern schlechten Ursachen ihnen folgenden Volke verstärkt zu dem päpstlichen Palast, wo von dem plötzlichen Ueberfall bestürzt das Gefolge des Papstes entfloh und der alte, sechsundachtzigjährige, Bonifacius sich der Gewalt seiner bittersten Feinde bloßgestellt sah. Aber mit hohem Muthe sprach er: Weil ich denn durch Verrath gleichwie Jesus Christus soll gefangen werden und ich sterben muß, so will ich wenigstens als Papst sterben, ließ sich Mantel, Krone, Schlüssel, und Kreuz

geben, und erwartete auf seinem päpstlichen Stuhle sitzend gefaßt seine Gegner. Wie nun Colonna und Nogaret hereinkamen, und Nogaret ihm drohte, ihn mit nach Frankreich zu nehmen und dort zu verurtheilen, gab er ihm die feste Antwort: mit Ehren werde er verurtheilt, wenn er es von einem patarenischen Irrgläubigen werde; hiemit Nogaret meinend, dessen Eltern der Albigensischen Lehre zugethan gewesen waren. Und wie er nun fortfuhr, mit unerschüttertem Stolze zu sprechen, schlug ihn Colonna mit dem eisernen Handschuh ins Gesicht, und würde ihn umgebracht haben, hätte nicht Nogaret sich ins Mittel gelegt. Drei Tage blieb nun Bonifacius ein Gefangener der Franzosen, die indessen nach ihrer Weise sich alle Frevel erlaubten, bis am vierten die Bewohner von Anagni, wieder zu sich gekommen von ihrem anfänglichen Schwindel, sich gegen die kleine Schaar übermüthiger Fremdlinge erhoben, sie verjagten, und den alten Papst unter sicherem Geleite nach Rom brachten. Aber das stolze Herz des alten Mannes war durch die empörende Behandlung und den im Gefängniß erlittenen Hunger so gebrochen, daß er zu Rom (1303 Okt. 11.) an einer hitzigen Krankheit starb. Bonifacius in Anagni ist allerdings ein Seitenstück zu Heinrich in Canossa, und zwischen diesen beiden Wendepunkten bewegte sich die päpstliche Gewalt in ihrer höchsten Vollkommenheit; und die Parallele läßt sich auch dadurch fortführen, daß Bonifacius keineswegs ohne Tadel war, daß Stolz, ungemäßigte Herrschsucht, große Habsucht, um Mittel zur Ausführung seiner Plane, zur Belohnung seiner Verwandten, Freunde, und Anhänger, in Händen zu haben, ihm von allen Italienern einstimmig vorgeworfen wird; dennoch aber wird, wenn die Größe des Charakters durch die Unbeugsamkeit des Sinns im äußersten Unglück, durch das Festhalten einer Idee, die so hoch und theuer ist, daß man auch für sie zu sterben nicht scheut, beurtheilt werden soll, Bonifacius selbst von denen, die seine Plane mißbilligen, den Namen eines großen Mannes erhalten, während Heinrich, trotzig im Glück, verzagt im Unglück, ohne eine ihn aufrechthaltende Idee, sowohl in Canossa als in dem Gefängnisse zu Bingen nur Anspruch auf unser Mitleid hat.

Die flandrischen Händel, welche auf diesen Ausgang des Papstes anfänglich so wesentlichen Einfluß gehabt hatten, nahmen nun, da der Graf sich auf seine eigene Macht beschränkt sah, und Philipp ihm schlechterdings keinen Frieden gewähren wollte, eine für ihn immer traurigere Gestalt an. Im Januar 1299 lief der Waf-

fenſtillſtand zu Ende und Karl von Valois fiel mit einem Heere, dem Guido nicht gewachſen war, in Flandern ein; noch hielten ſich Ypern, Gent, Damme, und andere Städte; aber die Unzufriedenheit der Flamänder mit Guido's Regierung wuchs immer mehr, während Philipp Sorge trug, die ſtolzen Städte durch Beſtätigung und Vermehrung ihrer Rechte zu gewinnen. So fiel Damme (1300 Apr. 27.) in Feindes Hand, ſo ergab ſich auch das mächtige Gent, gegen die Zuſage daß alle ihre Rechte unangetaſtet bleiben und ſie ſelbſt einer königlichen Stadt gleichgeachtet werden ſollte. Da blieb dem Grafen, von allen Seiten verlaſſen, nichts übrig, als in einer Zuſammenkunft mit Karl von Valois zu Rodenburg (Anfang Mai) ſein Schickſal zu hören. Es gebe, erklärte ihm dieſer, nichts als Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. So begab er ſich denn, auf die Verſicherung (1300 Mai 8.), daß er, wenn vor Jahresablauf kein Friede zu Stande komme, unverſehrt wieder nach Flandern kommen ſollte, mit ſeinen Söhnen nach Paris, von einer großen Menge flandriſchen Adels begleitet, unter denen aber keine Liliaten waren. Als ſie zu großem Triumph der ſtolzen Königin demüthig zur Erde blickend eingezogen waren, warfen ſie ſich dem König zu Füßen, erhielten aber nur die Zuſage des Lebens, übrigens, ſagte Philipp, ſey er durch ſeines Bruders Worte nicht gebunden, er habe ihm dazu keine Vollmacht ertheilt. Der Graf Guido wurde nach Compiegne, ſeine Söhne und Begleiter in andere Orte in feſten Gewahrſam gebracht. Die andern Söhne des Grafen gingen nach Namur, ihrem mütterlichen Erbe; die Städte ſandten Abgeordnete, um ſich ſämmtlich zu ergeben; Karl von Valois wurde als Statthalter eingeſetzt, verließ es jedoch, theils unzufrieden mit ſeines Bruders auch ihn entehrenden Wortbruch, theils um ſeine Plane auf den griechiſchen Kaiſertitel zu realiſiren, weßhalb er nach Rom zum großen von Bonifacius damals begangenen Jubiläum reiste, hier von dieſem ſehr freundlich empfangen und in ſeinen Hoffnungen genährt und beſtärkt. König Philipp aber begab ſich, von ſeiner Gemahlin Johanna, und vielen hohen Herren ſeines Reichs begleitet, (1301 Ende Mai) in das nun wie ein erobertes Land zu betrachtende Flandern. Er ging über Douay, Lille, Courtray, nach Gent, gebot, daß man ihn als den Grafen des Landes, das an ihn gefallen ſey, anſehen ſollte, es ſollte wie eine Erweiterung Frankreichs angeſehen werden; Guido Dampierre ſollte der letzte Graf heißen. Er unterwarf Flandern ſeinem Hofgericht als oberſter Inſtanz, ertheilte Gnaden und Freiheiten, empfing die Huldigung des Adels, ſetzte Amt-

leute ein, kurz, that Alles was sonst den Grafen zugekommen war, während die Fläminger ihrerseits allen Reichthum ihrer Städte aufboten, um ihn würdig und stattlich zu empfangen. Bei seinem Einzug in Gent erhub das übrigens mit den beiden höhern Ständen wetteifernde Volk ein bittendes Geschrei, um Abstellung der neuen drückenden Auflagen, besonders der auf Bier und Meth gelegten, zu verlangen, welchem Wunsch auch der König obgleich es die Vornehmen nicht gerne sahen willfahrte. Auch änderte er die Verfassung von Gent, und beschränkte die Zahl der bisherigen Neununddreißiger auf sechsundzwanzig, die jährlich neugewählt werden sollten. Ebenfalls prächtig wurde er in Brügge empfangen; hier war aber dem Volke von seinen Behörden bei Lebensstrafe verboten worden, ähnliche Bitten zu äußern, und so war der Jubel um ein Ziemliches geringer. Die Königin Johanna aber fand sich beleidigt durch den Prunk der Frauen von Brügge; ich habe geglaubt, sagte sie, ich wäre eine Königin, hier aber sehe ich deren viele hunderte. Darauf ließ Philipp den Oheim seiner Gemahlin, Jakob von Chatillon, nebst dem Grafen Robert von Boulogne als Statthalter in Flandern, besuchte noch Wynendale, die prächtige Residenz der letzten Grafen, und ging dann über Ypern und Lille nach Douay zurück, wo sich Robert von Artois mit Margaretha von Hennegau vermählte. Kaum aber hatte der König Brügge verlassen, so war Unruhe daselbst ausgebrochen. Der Rath gedachte die von ihm beim Empfang des Königs aufgewendeten Kosten aus den neuen Auflagen zu decken, während das Volk die von ihm Zunftweise gemachten Kosten selbst tragen sollte. Auch ärgerte es sie, daß man ihnen verboten hatte, gleich den Gentern um Nachlaß der Steuer zu bitten. Wie nun das Haupt der Weberzunft, Peter König (Pieter de Koning), ein sechzigjähriger, kleiner, unansehnlicher, einäugiger, aber kluger und entschlossener Mann, als einer der lautesten Redner, in das Gefängniß, den Grafenstein, geführt wurde, rottete sich das Volk zusammen, sprengte das Gefängniß und befreite ihn nebst allen andern gerade Verhafteten. Darauf war aus gegenseitiger Scheu eine Zeitlang Ruhe. Um aber den trotzigen Sinn des dritten Standes, der Handwerker, zu brechen, beschlossen die Vornehmen zu Brügge, an deren Spitze der Herr von Ghistelles stand, in Einverständniß mit dem Statthalter Jakob von Chatillon auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen das Volk zu überfallen und blutige Rache an ihm zu nehmen. Das wurde auch wirklich an einem Donnerstag in der Mitte des Julius (1301) unter-

nommen, aber der Ausgang war gerade der entgegengesetzte, als sich die französisch-gesinnte Partei gedacht hatte. Unerschrocken bestand das Volk den unvermutheten Ueberfall, trieb die ganze feindliche Partei in die Burg an der Kirche St. Donatian's, erstürmte diese, tödtete und verwundete mehrere, jagte die übrigen mit dem Herrn von Ghistelles aus der Stadt, Chatillon wagte gar nicht mit seinen Reitern in die Stadt einzudringen. Chatillon berief seinen Bruder, den Grafen Guido von St. Paul, und andere Adelige aus Flandern um mit ihnen sich zu berathen, zog Mannschaft an sich, und suchte sich auf alle Fälle zu sichern. Es kam jedoch noch vorher zu einem gütlichen Ausweg, indem die welche sich an den ersten Unruhen schuldig wußten, freiwillig auf immer ins Exil gingen, die zurückbleibenden aus dem Volke sich dem Urtheil Chatillon's und seines Bruders völlig unterwarfen. Da verließ Pieter de Koning mit seinem ganzen Anhang die Stadt. Weil aber der Statthalter und der Graf von St. Paul sich nicht getrauten harte Maaßregeln gegen das Volk zu ergreifen, so beschlossen sie der Stadt wenigstens ihre Befestigungen zu nehmen, und erklärten, durch ihre Empörung hätten sie alle Rechte und Freiheiten verwirkt. Da dieß dem Rath nicht minder unlieb zu hören war als der Gemeine, so sandten sie eine Deputation nach Paris, wohin mit Ende Sommers auch der Graf von St. Paul sich begab. Chatillon, dessen Vorfahren sein Bruder vor dem König wahrscheinlich als zweckmäßig darstellen sollte, baute derweil in Courtray und Lille Zwingburgen, auch in Brügge wurde der Aufbau eines solchen Zwingers begonnen. Die Lasten dazu mußten die Bürger, d. h. das geringere Volk, bezahlen, und zwar mit solcher Härte, daß die Taglöhner den vierten Theil ihres Taglohns geben mußten. Aber auch die Vornehmen mußten es entgelten, daß sie gewagt hatten, in Paris über Bedrückung und Verletzung ihrer Rechte zu klagen, während nur die Reichen mit der neuen Ordnung der Dinge einverstanden waren. Arbeit und Gewerbe fing an zu stocken, und viele Kaufleute wanderten aus. Vorstellungen, welche die Handwerker bei dem Statthalter anbrachten, halfen so wenig, daß er vielmehr eine neue Steuer, die sogenannte Eckstreuer, auflegte. Unter diesen Umständen war die Sehnsucht nach einer Aenderung der Dinge, wie leicht begreiflich, allgemein. Da bedachten die Söhne des gefangenen Grafen, Johann und Guido von Namur, mit ihrem Neffen Wilhelm von Jülich, Canonikus in Mastricht, wie ihrem Hause und ihrem Vaterland zu helfen wäre. Durch heimliche Unterhandlungen mit ihren Freunden

wußten sie es zuerst dahin zu bringen, daß Pieter de Koning mit seinen Freunden wieder heimkehrte, und sich nun mit solchem Nachdruck an die Spitze des Volks in Brügge stellte, daß sich der Rath und der königliche Statthalter ihm nicht zu widersetzen wagte. Da kamen mit Ende Winters (1302) die Abgeordneten von Paris zurück, voll Entrüstung und Unwillens, daß ihnen ihr gutes Recht versagt worden war. Im Vertrauen auf diese Stimmung wagte Pieter de Koning denen zu wehren, welche die Bollwerke und Mauern der Stadt einrissen, und dem Statthalter zu erklären, ohne gemeine Beistimmung des Volkes von Brügge dürfe das nicht geschehen. Da entwich dieser, der Rath, und alle königlich Gesinnten aus der Stadt, Pieter blieb in ihr wie ihr Herr. Um diese Zeit (1302 März) entstand auch in Gent große Zwietracht, zur Freude und zum Trost der Brüggelingen, weil Chatillon die bei des Königs Einzug von ihm aufgehobenen Trankſteuern wieder einführte, um die bei der Ankunft der königlichen Personen gemachten Unkosten, die sich in Gent auf 27,000 Gulden beliefen, zu decken. Um so empfindlicher war die Gemeine, weil Tod oder Verbannung als Strafe des Ungehorsams ausgesprochen war. Schon am Abend trat das Volk zusammen, berieth sich was zu thun sey, und beschloß den nächsten Tag zu feiern und einen gemeinsamen Entschluß zu fassen. Davon benachrichtigt sammelten sich in aller Frühe der Schultheiß und der Rath an 300, und durchzogen in Haufen zu je 30, 40, 50, die Straßen, um das müßiggehende Volk auseinander zu sprengen oder niederzuhauen. Das gelang auch im Anfang, aber um drei Uhr Nachmittags brach das in aller Stille gerüstete Volk mit seinen Bannern öffentlich hervor, schlug, weil sie nicht zur Sturmglocke kommen konnten, auf Becken und brachte so die ganze Bevölkerung der Stadt unter Waffen. Die überlegene Anzahl des ergrimmten Volkes griff die Königlichen an, drängte sie in das Grafenschloß an der Kirche St. Pharahild, erstürmte dieses gegen neun Uhr, und nachdem zwei Rathsherren und eilf Vornehme getödtet, außerdem gegen hundert schwer verwundet waren, mußten die Uebrigen schwören, an dem Volke sich nicht rächen zu wollen. Der Statthalter war voll Wuth und Rachbegier. Noch aber war zwischen Brügge und Gent kein Einverständniß.

Da geschah es, daß (Anfang Mai) zu Male, wo Gobert von Espinoy, königlicher Schultheiß, Wein schenkte, beim Trunk Händel entstanden, und Johann Breyel, ein Fleischer aus Brügge, einen Diener des Schultheißen, von dem er geschimpft worden war, erschlug.

Wie Gobert mit seinen Leuten ihn fangen und tödten wollte, wehrte er sich so lange, bis aus dem nahen Brügge an 700 ihm zu Hülfe kamen, und den Gobert selbst mit einigen seiner Leute todtschlugen. Da wurde auch Breyel ein Mann des Volkes. Nun glaubte aber Chatillon ernstlichere Maaßregeln nehmen zu müssen, und das Volk in Brügge berief den Enkel des Grafen, Wilhelm von Jülich, der obgleich dem geistlichen Stande angehörig doch von Begierde brannte, die Noth seiner Familie und seines Volks zu rächen. Von Pieter de Koning begleitet kam er nach Brügge, hier wie auch in Damme und Rodenburg von seiner Partei mit großem Jubel empfangen. Das Erste war, daß er das Haus eines seiner Familie feindlichen französisch-gesinnten Adeligen niederbrannte, hierauf auch Male, wo feindliche Mannschaft lag, erstürmte, und alle Franzosen niedermachte. Auf diese Nachrichten schickte auch das Volk von Gent nach Brügge, um sich mit ihnen zu verbinden, aber dieser Versuch wurde wieder vereitelt, weil die dem Grafen abgeneigten Liliaten doch noch zu mächtig waren, und weil der Statthalter, um nicht auch diese Stadt zu verlieren, die Genter absichtlich glimpflicher behandelte. Doch schlossen sich einige von ihnen an Brügge an. Chatillon ließ nun, nachdem er sich mit König Philipp's Kanzler, Peter Flotte, und dem Bischof von Auxerre berathen, nach Courtray ein ansehnliches Heer von südflandrischen Adeligen sich sammeln, um den Aufstand in Brügge zu dämpfen. Da hielt sich Wilhelm von Jülich in Brügge wegen der Menge der Liliaten nicht sicher, und ging in das Land der vier Ambachten (Bochoute, Assenede, Axel, Hulst). Nur Pieter de Koning verlor nicht den Muth, mit 1500 Wohlgerüsteten zu Fuß und 100 Armbrustschützen ging er nach Gent in der Absicht diese Stadt zum offenen Aufstand gegen die Franzosen zu bewegen, aber die Liliaten zogen ihm bewaffnet entgegen, so daß er wieder nach Brügge umkehrte, einen Zug gegen Rodenburg machte, wo die Liliaten die Wappen Wilhelm's von Jülich niedergerissen und die französischen Fahnen aufgesteckt hatten, und seine Gegner züchtigte. Allein nun wollte das Volk in Brügge, als sie ihre Hoffnung auf Gent fehlgeschlagen sahen, ihn nicht einlassen, ja sie hätten ihn wohl selbst getödtet, wäre er nicht entwichen und zu den Grafen Guido und Wilhelm gegangen. Da unterhandelten die Brügger, voll Furcht vor dem in Courtray zusammengezogenen Heere, mit Chatillon und Peter Flotte, versprachen sich zu unterwerfen, wenn man die welche wegen ihrer Theilnahme an der Verschwörung in Furcht wären, vorher aus-

wandern ließe, und so wurde ihnen auch zugesagt, mit Beifügen des Kanzlers Flotte, daß sie als Freunde, ohne Waffen, und nur mit 300 Reitern kommen wollten. Mittwoch am 23. Mai wurde in Brügge öffentlich verkündigt, wem vor einer Untersuchung bange sey, der sollte vor der neunten Stunde des kommenden Tages ausziehen. An fünftausend Männer und darüber gingen fort, theils nach Damme und Ardenburg, theils nach Oostburg, wo sie die Liliaten todtschlugen und verjagten, und den Hafen besetzten. In Damme nahmen sie die von Chatillon dorthin vorausgeschickten Lebensmittel weg und schlugen die todt, welche es wehren wollten. Am Donnerstag aber (24. Mai) gegen Abend rückte Chatillon mit 1700 wohlgerüsteten Rittern und einer großen Menge zu Fuß in Brügge ein, sogar Fässer mit Strikken, um das Volk aufzuhängen, sollen sie mitgebracht haben. In Geberde und Wort gab Chatillon seine böse Absicht schon zu erkennen; alle Thore und Wege der Stadt wurden noch vor der Nacht mit Wachen besetzt. Da ließen die in der Stadt Zurückgebliebenen den Ausgewichenen sagen, wenn ihnen am Wohl ihrer Weiber und Kinder liege, so sollten sie schnell kommen und mit ihnen gegen die Feinde kämpfen. Schon mit Sonnenaufgang (25. Mai) kamen unter Pieter de Koning's und Jan Breyel's Anführung an 7000 Mann, und drangen theils durch die Thore, theils über die durch Niederreißung der Mauern entstandenen Oeffnungen in die Stadt ein, während die drinnen drei Thore besetzt hielten und keinen Franzosen entwichen ließen. Jan Breyel und Pieter de Koning durchstürmten die Stadt und wo ihnen Franzosen, bewaffnet oder unbewaffnet, entgegenkamen, wurden sie niedergehauen; Flucht war unmöglich; was noch in den Herbergen war, wurde von den Wirthen verrathen oder getödtet; und die flämischen Worte: Scilt ende vriendt, den Franzosen nicht möglich auszusprechen, dienten zum Unterscheidungszeichen der Fremdlinge. An 1500 Reiter, 2000 des Fußvolks lagen erschlagen in den Straßen, nur hundert wurden gefangen. Chatillon und Peter Flotte entkamen nur durch die Treue ihrer Wirthe, die sie bis um zehn Uhr in der Nacht verbargen, dann in Priestertracht verkleidet ans Smedethor führten, wo sie über den Stadtgraben schwammen. In eiliger Flucht begab sich der Statthalter nach Courtray, und gewährte von hier aus den Gentern alles, was sie verlangten, nur die Vereinigung dieser beiden Städte vereiteln wollend. Nun kehrte auch Wilhelm von Jülich zur großen Freude des Volks wieder nach Brügge zurück, belagerte sofort Wy-

nendal, das sich nach drei Wochen ergab, und bekam das ganze Land ringsum Brügge unter sich. Mit Anfang Juni kam auch Guido von Namur mit einiger deutschen Mannschaft nach Brügge, zog dann mit Freiwilligen gegen Courtray aus, alles Land um Courtray und Oudenaarde wurde unterworfen, die Liliaten und Franzosen überall verfolgt, die erst kürzlich bei Courtray erbaute Zwingsveste belagert. Auch Ypern, wo die Liliaten die Oberhand hatten, unterwarf sich, und schickte obgleich ungern 500 Rothgekleidete zu Fuß mit einigen Schützen zur Belagerung von Courtray. Da begab sich Chatillón, den Peter Flotte in Lille zurücklassend, selbst nach Paris, dem König die Lage der Dinge vorzustellen, und ihn noch mehr anzutreiben. Philipp sammelte sogleich ein großes und stattliches Heer, dessen Oberbefehl, weil Karl von Valois in Italien war, Robert von Artois bekam, ein versuchter und bisher glücklicher Kriegsmann, und von Haß gegen Flandern erfüllt wie Niemand. Gegen 50,000 Mann stark war das in Artois zusammengezogene Heer, die Blüthe der französischen Ritterschaft in demselben. Ueber Lille rückte man gegen Courtray, um dieses zu entsetzen. Da kam auch Wilhelm von Jülich, der bisher Cassel belagert hatte, zu seinem Oheim Guido gen Courtray. Mit Anfang Juli traf das französische Heer vor Courtray ein, sich in geringer Entfernung von der Stadt lagernd. Ganz Südflandern war in diesen Kriegen auf das Greulichste verheert worden, und die Franzosen zeigten auch jetzt wie sie es den Flamändern zu machen gedächten, insbesondere um den Verdruß ihrer Königin zu rächen. Aber auch aus Flandern sammelte sich ein zahlreiches und tapferes Heer, gegen 60,000 in Allem, doch waren aus Gent nur 700 unter Johann Borlut gekommen, den die Liliaten deßhalb verbannten. Adelige waren sehr wenige; nur zehn die den Ritterschlag erhalten hatten, außer dem Grafen Guido, der auch die tapferen Männer Peter de Koning und Jan Breyel zu dieser Ehre erhob. So standen die beiden Heere, die Flandrer in einem langen und dichten Schlachthaufen, die Franzosen erst in neun, dann in drei gestellt, einander drei bis vier Tage lang gegenüber. Bisher hatte man sich nur in unbedeutenden Gefechten versucht, bis Mittwochs am 11. Juli in erster Morgendämmerung die Kundschafter den Flämingern hinterbrachten, daß sich die Franzosen zur Schlacht anschickten. Auch die Fläminger thaten ein Gleiches. Ihre Führer durcheilten die Reihen, ermunterten sie zum Kampf durch die Erinnerung an die erlittenen Kränkungen, an den auf Frankreich lastenden Bann-

flucht, an ihre Weiber und Kinder, an Haus und Hof, an Hab und Gut: sie sollten nur vor Allem die Pferde niederstechen, sich weder mit der Beute, noch mit Gefangennehmen aufhalten; wer einen Gefangenen mache, oder plündere, ehe das Treffen vorüber, sey des Todes. Ein Priester mit dem Viatikum ging umher und versprach ihnen den himmlischen Beistand. Die Lage der Fläminger war sehr sicher, indem sie im Rücken vom Flusse Lys, rechts und links durch Gräben, über die man Rasen und Gesträuch gebreitet hatte, gedeckt waren. Hiervon unterrichtet hatte auch der Connetable von Frankreich, Raoul de Nesle, Schwiegervater des gefangenen Grafen, den Angriff mißrathen, und es für besser gehalten, die große Menge der Flandrer durch Einschließung und Abschneidung der Zufuhr in die größte Noth zu versetzen; aber Robert von Artois, von seinem Hasse angetrieben, warf ihm, seine Verwandtschaft mit Guido bedenkend, verrätherische Gesinnung vor, und gebot den Bogenschützen rasch die Schlacht zu beginnen. Es war um neun Uhr Morgens, schon waren auch die Fläminger etwas vorgerückt. Die Belagerten in Courtray, welche die Mannschaft aus Ypern bewachte, zündete, um den Ihrigen ein Zeichen der Theilnahme zu geben, den Feinden Schrecken zu machen, einige große und stattliche Häuser an. Da verursachte der gewaltige Lärm, mit welchem so viele Tausende zu Pferd auf sie heranbrausten, daß die Fläminger anfangs Raum gaben, und nur von der Thätigkeit ihrer Führer, die sie zurückführten, und durch die Entschlossenheit der Männer aus Ypern, die die Fliehenden mit Gewalt zurücktrieben, einige sogar niederhieben und in den Lys sprengten, eine gänzliche Flucht verhütet wurde. Wie aber die Franzosen dieses Zurückweichen sahen, ließen sie ihr Fußvolk zurücktreten, und nun sprengte ordnungslos, als sey Alles schon gewonnen, die Ritterschaft gegen die Fläminger los. Aber eben hatten auch diese sich wieder festgestellt, empfingen nun unerschrocken den trotzigen Feind und richteten unter ihm mit ihren eisernen und bleiernen Streitkolben eine wilde Verwirrung an, drängten ihn gegen die Gräben, und ließen hier nicht eher ab zu wüthen, bis der Sieg entschieden war. Sechstausend Ritter, mit ihnen die Blüthe aller Ritterschaft, in Allem gegen 20,000 Mann, waren vor den Streichen der flämischen Handwerker erlegen. Jakob von Chatillon und sein Bruder Robert von Artois lagen hier, so wie auch der Connetable Raoul de Nesle und Peter Flotte, der geschworen hatte, Frankreichs Boden nicht wieder betreten zu wollen, bevor er sich an den Flandrern gerächt hätte;

wohl an 60 Barone und Bannerherren, 1100 schildbürtige Edle neben und auf ihnen; Guido von St. Paul, wie er seine Brüder verloren sah, und Robert Graf von Boulogne, Louis Sohn des Grafen von Clermont, später Graf von Bourbon, Rainald von Dammartin, und andere, die dafür ewiger Schimpf traf, ergriffen mit den 20,000 Mann des Hintertreffens schmähliche Flucht. Bis gegen Lille wurden sie verfolgt und noch viele getödtet, auch einige, da die Schlacht vorüber war, gefangen. Der Verlust der Fläminger war kaum hundert Todte. Eine reiche und kostbare Beute belohnte die Sieger, und 6000 Sporen ließ Wilhelm von Jülich nach Mastricht bringen, zur Aufbewahrung in der dortigen Kirche. Wichtiger aber waren die anderen Folgen; in Gent wurde von dem schon lange mit der herrschenden Partei der Liliaten unzufriedenen Volke ein Aufstand gemacht, die königlichen Wappen abgerissen, die des Grafen wieder aufgepflanzt, die Liliaten vertrieben oder getödtet, dem Grafen Guido dem jüngern gehuldigt. Darauf kam Johann Graf von Namur, ältester Sohn des Grafen aus zweiter Ehe, nach Flandern, und wurde einstimmig bis zur Rückkehr seines Vaters aus der Gefangenschaft als dessen Stellvertreter anerkannt. Lille und Douay wurden sofort belagert und genommen. König Philipp brachte zwar ein zweites sehr ansehnliches Heer auf, mit dem er im August in Flandern einfiel, aber ohne etwas ausgerichtet zu haben im Herbst wieder heimkehrte. Im folgenden Jahre (Herbst) ließ Philipp einen Stillstand antragen, der auch den Flandrern sehr genehm war, und sandte hierauf den alten gefangenen, achtzigjährigen, Grafen unter der Bedingung zurück, daß er, wenn es nicht gelinge einen Frieden abzuschließen, binnen Jahresfrist wieder in sein Gefängniß zurückkehren solle. Guido wurde mit großer Freude empfangen, die Unterhandlungen führten aber zu keinem Ende, und Guido kehrte seinem Worte getreu nach Compiegne zurück, wo er (1305 März) starb. Noch vor seinem Tode kam es endlich zur Entscheidung, indem Philipp, eingedenk der Todesgefahr in welcher er selbst in dem unentschiedenen Treffen bei Mons en Vevele (1304 Aug. 18.) geschwebt hatte, einen Frieden (1304 Okt. 1.) einging, der ihnen ihre Rechte und Freiheiten sicherte, den gefangenen Grafen wieder freigab, und für Philipp außer einer Geldbuße von nicht mehr als 800,000 Livres nur den Besitz von Lille und Douay bis zu völliger Ratifikation des Friedens brachte. Auf Graf Guido folgte sein Sohn Robert, der in andere Händel mit Frankreich verflochten wurde. Welche Kraft im Volke liege, mag aus einer solchen Geschichte am

fluch, an ihre Weiber und Kinder, an Haus und Hof, an Hab und Gut: sie sollten nur vor Allem die Pferde niederstechen, sich weder mit der Beute, noch mit Gefangennehmen aufhalten; wer einen Gefangenen mache, oder plündere, ehe das Treffen vorüber, sey des Todes. Ein Priester mit dem Viatikum ging umher und versprach ihnen den himmlischen Beistand. Die Lage der Fläminger war sehr sicher, indem sie im Rücken vom Flusse Lys, rechts und links durch Gräben, über die man Rasen und Gesträuch gebreitet hatte, gedeckt waren. Hiervon unterrichtet hatte auch der Connetable von Frankreich, Raoul de Nesle, Schwiegervater des gefangenen Grafen, den Angriff mißrathen, und es für besser gehalten, die große Menge der Flandrer durch Einschließung und Abschneidung der Zufuhr in die größte Noth zu versetzen; aber Robert von Artois, von seinem Hasse angetrieben, warf ihm, seine Verwandtschaft mit Guido bedenkend, verrätherische Gesinnung vor, und gebot den Bogenschützen rasch die Schlacht zu beginnen. Es war um neun Uhr Morgens, schon waren auch die Fläminger etwas vorgerückt. Die Belagerten in Courtray, welche die Mannschaft aus Ypern bewachte, zündete, um den Ihrigen ein Zeichen der Theilnahme zu geben, den Feinden Schrecken zu machen, einige große und stattliche Häuser an. Da verursachte der gewaltige Lärm, mit welchem so viele Tausende zu Pferd auf sie heranbrausten, daß die Fläminger anfangs Raum gaben, und nur von der Thätigkeit ihrer Führer, die sie zurückführten, und durch die Entschlossenheit der Männer aus Ypern, die die Fliehenden mit Gewalt zurücktrieben, einige sogar niederhieben und in den Lys sprengten, eine gänzliche Flucht verhütet wurde. Wie aber die Franzosen dieses Zurückweichen sahen, ließen sie ihr Fußvolk zurücktreten, und nun sprengte ordnungslos, als sey Alles schon gewonnen, die Ritterschaft gegen die Fläminger los. Aber eben hatten auch diese sich wieder festgestellt, empfingen nun unerschrocken den trotzigen Feind und richteten unter ihm mit ihren eisernen und bleiernen Streitkolben eine wilde Verwirrung an, drängten ihn gegen die Gräben, und ließen hier nicht eher ab zu wüthen, bis der Sieg entschieden war. Sechstausend Ritter, mit ihnen die Blüthe aller Ritterschaft, in Allem gegen 20,000 Mann, waren vor den Streichen der flämischen Handwerker erlegen. Jakob von Chatillon und sein Bruder Robert von Artois lagen hier, so wie auch der Connetable Raoul de Nesle und Peter Flotte, der geschworen hatte, Frankreichs Boden nicht wieder betreten zu wollen, bevor er sich an den Flandrern gerächt hätte;

daß ſeine Ernennung zum Papſte nur von ihm abhänge, und verlangte von ihm eidliche Zuſicherung von ſechs Bedingungen, erſtens, ihn ganz mit der Kirche auszuſöhnen, zweitens, alle Kirchenſtrafen wider ihn und ſeine Freunde zu widerrufen, drittens, ihm zur Erholung von den Koſten des flandriſchen Kriegs den Kirchenzehnten auf fünf Jahre zu verleihen, viertens, alles was Bonifacius gethan zu vernichten, fünftens, die Colonna's wieder in ihre Rechte und Würden einzuſetzen, endlich ein ſechstes Verlangen zu erfüllen, welches zu nennen jetzt noch nicht Zeit und Ort wäre. Dieß alles beſchwur der Erzbiſchof, nahm die Hoſtie darauf, und gab dem Könige ſeinen Bruder und zwei ſeiner Neffen als Geißeln, worauf der König dem Cardinal del Prato Nachricht gab, und dieſer im Namen ſeiner Partei am Pfingſtabend (5. Juni) 1305 den Erzbiſchof Bertrand von Bordeaux ernannte. Er befand ſich noch auf einer Kirchenviſitation in Poitou, als er die Nachricht von der Wahl erhielt, und wurde, als er nach Bordeaux zurückkehrte, hier mit allen Ehren empfangen, enthielt ſich aber der päpſtlichen Ehren bis zur Ankunft der erſt am 22. Juli eintreffenden mit den Unterſchriften und Siegeln aller Cardinäle verſehenen Wahlurkunde, worauf er den Namen Clemens V. annahm, und den Cardinälen gebot zu ſeiner Weihung und Krönung ſich nach Lyon zu begeben. Hier wurde er am 14. Nov. in der Kirche St. Juſt geweiht und gekrönt, und dann in Begleitung des Königs und der übrigen Großen in ſeinen Palaſt zurückgeleitet, wobei König Philipp zuerſt, dann ſeine Brüder Karl von Valois und Louis von Evreux, hierauf auch der Herzog Johann von Bretagne, nach dem Beiſpiele der römiſchen Könige ihm die Ehre des Zügelhaltens erwieſen. Wie aber der Zug an einer alten Mauer hinging, auf der eine Menge Schaubegierige ſtanden, ſtürzte mit einem Male das alte Gemäuer ein, der Herzog von Bretagne, Gaillard de Goth, des neuen Papſts Bruder, und viele andere wurden getödtet, der Papſt ſelbſt vom Pferde geworfen, und ſeine Krone ihm vom Haupte geſtoßen und eines koſtbaren Steines beraubt. Von den Italienern wurde dies als ein Anzeichen des Roms Größe bedrohenden Sturzes angeſehen. Ganz richtig hatten auch die italieniſch-geſinnten Cardinäle vorausgeahndet, daß ſie nicht wieder nach Italien kommen würden; nur zwei wurden nach Rom geſchickt, um die Stadt zu verwalten; die übrigen mußten bei Clemens bleiben, der in den erſten Jahren an verſchiedenen Orten Südfrankreichs Hof hielt, ſeit 1309 aber in Avignon blieb, wo ſeine Nachfolger an ſiebzig Jahre ihren

ersten klar werden, und weil man die Aechtheit der eidgenössischen Urgeschichte, wegen Mangels an gleichzeitigen Chroniken und an beweisenden Urkunden, zu bezweifeln geneigt ist, so ist es gut, an einer andern, gleichzeitigen Geschichte einen Beleg für die Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit eines Königs, und für die Gewaltthätigkeit und den Uebermuth eines Statthalters oder Landvogts zu besitzen.

Da Philipp während dieses ganz gegen seine Erwartung ausgefallenen flandrischen Krieges auch mit dem Papste anstatt ihn einzuschüchtern und zu demüthigen vielmehr ganz zerfallen war, so mußte ihm daran liegen, auch den noch auf ihm haftenden Bannfluch abzuwälzen. Nach Bonifacius' Tod war (1303 Okt. 22.) Benedikt XI., ein sanfter und gemäßigter Mann, gewählt, der die zur Glückwünschung an ihn geschickten Abgeordneten Philipp's sehr gütig aufnahm, ihn, ohne daß sie es verlangten, blos auf den Fall, daß der König in den Bann verfallen seyn sollte, aus demselben befreite, und nur von Nogaret's und Sciarra's Lossprechung und der Wiedereinsetzung der Colonna nichts wissen wollte. Da er schon im neunten Monat seines Papstthums (1304 Juli 7.) starb, blieben die weiteren Forderungen des Königs auf Verdammung des Papstes Bonifacius noch ausgesetzt. Die in Perugia versammelten Cardinäle, welche theils zu der Partei des Bonifacius gehörten, an deren Spitze sein Neffe der Cardinal Franz Cajetan stand, theils zu der den Colonna und dem König von Frankreich zugethanen, konnten sich nicht vereinigen, da die einen einen Italiener und Freund des Bonifacius, die andern schlechterdings keinen Italiener, wenn er auch nicht eben Feind des Bonifacius wäre, verlangten. Dies benützte der Cardinal del Prato, der zur französischen Partei gehörte, seinen Gegnern den Vorschlag zu machen, sie sollten drei Personen, die immerhin Freunde des Bonifacius, nur keine Italiener seyen, bestimmen, aus welchen wiederum sie einen ernennen wollten. Unter den drei vorgeschlagenen war der erste Bertrand von Goth, Erzbischof von Bordeaux, der nicht nur Ursache hatte, dem Andenken des Bonifacius wohl zu wollen, sondern auch wegen der im gaskonischen Krieg seiner Familie widerfahrenen Bedrückungen den Franzosen abgeneigt zu seyn. Von dieser Wahl wurde schleunigst König Philipp in Kenntniß gesetzt, und ihm, wenn er den Erzbischof vermögen würde, die Colonna's wieder in ihre Güter einzusetzen, gewissermaßen das entscheidende Votum freigestellt. Philipp sehr erfreut hierüber kam mit dem Erzbischof in dem Walde von St. Jean d' Angeli zusammen; erklärte ihm hier,

daß ſeine Ernennung zum Papſte nur von ihm abhänge, und verlangte von ihm eidliche Zuſicherung von ſechs Bedingungen, erſtens, ihn ganz mit der Kirche auszuſöhnen, zweitens, alle Kirchenſtrafen wider ihn und ſeine Freunde zu widerrufen, drittens, ihm zur Erholung von den Koſten des flandriſchen Kriegs den Kirchenzehnten auf fünf Jahre zu verleihen, viertens, alles was Bonifacius gethan zu vernichten, fünftens, die Colonna's wieder in ihre Rechte und Würden einzuſetzen, endlich ein ſechstes Verlangen zu erfüllen, welches zu nennen jetzt noch nicht Zeit und Ort wäre. Dieß alles beſchwur der Erzbiſchof, nahm die Hoſtie darauf, und gab dem Könige ſeinen Bruder und zwei ſeiner Neffen als Geißeln, worauf der König dem Cardinal del Prato Nachricht gab, und dieſer im Namen ſeiner Partei am Pfingſtabend (5. Juni) 1305 den Erzbiſchof Bertrand von Bordeaux ernannte. Er befand ſich noch auf einer Kirchenviſitation in Poitou, als er die Nachricht von der Wahl erhielt, und wurde, als er nach Bordeaux zurückkehrte, hier mit allen Ehren empfangen, enthielt ſich aber der päpſtlichen Ehren bis zur Ankunft der erſt am 22. Juli eintreffenden mit den Unterſchriften und Siegeln aller Cardinäle verſehenen Wahlurkunde, worauf er den Namen Clemens V. annahm, und den Cardinälen gebot zu ſeiner Weihung und Krönung ſich nach Lyon zu begeben. Hier wurde er am 14. Nov. in der Kirche St. Juſt geweiht und gekrönt, und dann in Begleitung des Königs und der übrigen Großen in ſeinen Palaſt zurückgeleitet, wobei König Philipp zuerſt, dann ſeine Brüder Karl von Valois und Louis von Evreux, hierauf auch der Herzog Johann von Bretagne, nach dem Beiſpiele der römiſchen Könige ihm die Ehre des Zügelhaltens erwieſen. Wie aber der Zug an einer alten Mauer hinging, auf der eine Menge Schaubegierige ſtanden, ſtürzte mit einem Male das alte Gemäuer ein, der Herzog von Bretagne, Gaillard de Goth, des neuen Papſts Bruder, und viele andere wurden getödtet, der Papſt ſelbſt vom Pferde geworfen, und ſeine Krone ihm vom Haupte geſtoßen und eines koſtbaren Steines beraubt. Von den Italienern wurde dies als ein Anzeichen des Roms Größe bedrohenden Sturzes angeſehen. Ganz richtig hatten auch die italieniſch-geſinnten Cardinäle vorausgeahndet, daß ſie nicht wieder nach Italien kommen würden; nur zwei wurden nach Rom geſchickt, um die Stadt zu verwalten; die übrigen mußten bei Clemens bleiben, der in den erſten Jahren an verſchiedenen Orten Südfrankreichs Hof hielt, ſeit 1309 aber in Avignon blieb, wo ſeine Nachfolger an ſiebzig Jahre ihren

Sitz behielten, den ſie ſelbſt mit der babyloniſchen Gefangenſchaft verglichen. Die von Philipp verlangten Bewilligungen erfüllte Clemens ſämmtlich, hob (1306) die Bullen Clericis Laicos und Unam sanctam auf, reſtituirte die Colonnas, erhob mehrere Anhänger Philipp's zu Cardinälen, und ließ ſich ſogar zur Gewährung der ſechsten, verſchwiegen gebliebenen Forderung bewegen, die nichts Geringeres war, als dem verſtorbenen Bonifacius den Proceß zu machen, und ihn als einen Irrgläubigen verbrennen zu laſſen. So ungern auch Clemens an dieſe ärgerliche Sache ging, ſo ſah er ſich doch zu ſehr in des Königs Händen, um ſich länger weigern zu können, und es wurde wirklich der 2. Febr. 1309 als der Tag der Klage über Bonifacius öffentlich bekannt gemacht. Wilhelm Nogaret und Wilhelm dü Pleſſis, außerdem auch andere, traten wirklich mit ſolchen Anſchuldigungen hervor, wodurch Bonifacius weder ein Chriſt, noch auch nur ein gewöhnlich ſittlicher Menſch geweſen wäre, ja wodurch ihm die wirkliche Papſtwürde, weil er ſie noch bei ſeines Vorfahren Lebzeiten beſeſſen habe, abgeſprochen wurde. Kurz, es drohte ein Proceß von der ärgerlichſten und ſittenverderblichſten Art zu werden. Es erhoben ſich aber auch von Caſtilien, Aragon, Deutſchland, Italien, Flandern, Stimmen um den Papſt zu bewegen von dieſem Verfahren abzulaſſen, und es mag das auch auf Philipp wenigſtens inſofern Eindruck gemacht haben, daß er die Entſcheidung dem Papſt und den Cardinälen überließ, und den Klägern gebot, von weiterem Verfahren abzuſtehen. Nun konnte die Sache ein leidliches Ende gewinnen, der Papſt erließ eine Bulle, worin er den guten und redlichen Eifer des Königs anerkannte, und deßhalb auch Alles, was Bonifacius gegen ihn erlaſſen und unternommen habe, vernichtete und zurücknahm. Auch Wilhelm Nogaret wurde wieder in die Kirche aufgenommen, doch ſollte er zu Wallfahrten und einem Zuge ins heilige Land verpflichtet ſeyn. Auf der Kirchenverſammlung zu Vienne aber wurde Bonifacius von dem Vorwurf der Ketzerei ebenfalls freigeſprochen. So endigte dieſer für die Kirche höchſt betrübende Handel, dem nur die Vervielfältigung der dabei hervorgerufenen Streitſchriften durch die Kunſt der Druckerei gefehlt hätte, um ſchon damals der päpſtlichen Herrſchaft einen Todesſtoß zu verſetzen. Dennoch blieb auch in der damaligen Finſterniß ſo viel Licht, um zu ſehen, daß Bonifacius in ſeinen Anmaßungen alle Vernunft überſchritten hatte, und daß die Zeit zu einem freieren Schwunge der Geiſter herannahe.

So wenig als Heinrich IV. war Philipp der Schöne der Vorkämpfer der Freiheit gegen den Druck der Hierarchie, und wie jenen ungebändigte Leidenſchaft in den Zwiſt mit Gregor geriſſen hatte, ſo war Philipp, obgleich ſich an ſeinen Namen die erſte Erſcheinung der états généraux und des tiers état anſchließt, dennoch, wie man ſchon aus ſeinem treulos-willkührlichen Verfahren gegen Flandern ſehen kann, nichts weniger als ein gerechter, das Wohl ſeines Volkes fördernder Fürſt. Unter ihm erreichte ein Uebel den höchſten Grad, welches zu allen Zeiten als eine der ärgſten Plagen eines Landes angeſehen worden iſt, nämlich die Münzverſchlechterung. Im Mittelalter war es herkömmlich, in gewiſſen Friſten neue Münze zu ſchlagen und die alte Münze zu verrufen. So durfte z. B. der Erzbiſchof von Cöln neue Münze von neuem Gepräge und verſchiedenem Gehalt ſchlagen, erſtlich, wenn er gewählt und beſtätigt worden war, zweitens, wenn er mit dem Kaiſer einen Heereszug über die Alpen gegen die Ungläubigen machte, drittens, wenn er nach Rom reiſte, um ſich vom Papſt den erzbiſchöflichen Mantel, das ſogenannte Pallium, ertheilen zu laſſen. Ueberhaupt aber war es herkömmliches Recht, die Münze, ſo wie ein neuer Herr kam, zu verneuen, doch hatte man vierzehn Tage Friſt ſie noch gebrauchen oder auswechſeln zu dürfen, gegen die Juden galten noch zwei Wochen länger. Wer dann noch nach abgelaufener Friſt die alte Münze führte, dem durfte ſie der Münzer zerbrechen oder zerſchneiden, mußte ſie ihm aber zurückgeben. Konnte nun ſchon unter dieſen Umſtänden, obgleich die urſprüngliche Abſicht nicht war, die Münze ſchlechter zu machen, ſondern ſie nur zu erneuern, was bei der ſchlechten Beſchaffenheit der alten Münzen nothwendig war, ein feſter Stand der Münze gar nicht eintreten, ſo kam außer dieſem geſetzlich verſtatteten und gebotenen Wechſel noch die Fälſchung und Verſchlechterung der Münze hinzu, welche, wie die häufigen Verbote des Unfugs und die ſchweren darauf geſetzten Strafen zeigen, von unredlichen Münzern nicht ſelten vorgenommen wurde. Daß dieſe Verſchlechterung aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts bereits ſogar mit Wiſſen und Willen der Könige vorgenommen wurde, die einen Antheil an dem daraus entſtehenden Gewinn erhielten und ſich ſo finanziell zu helfen ſuchten, wird damals ſchon beklagt. Auf einen frühzeitigen Mißbrauch der Münzgerechtigkeit deutet ein anderes, ausdrücklich und wiederholt eingeſchärftes Verbot hin, daß nämlich Niemand Geld ſchlagen durfte, das anderm Geld gleich wäre, ſondern es ſollte ſein beſonderes Zei-

chen haben; wer das nicht hielte, wurde als Fälscher angesehen und ihm die Hand abgeschlagen. Der Grund dieser Verordnung war wohl die Verschlechterung zu verhüten, welche dahinter sich leichter verborgen haben würde. Endlich wurde die Münze dadurch außerordentlich confundirt, daß die verschiedenen Münzstätten eben so verschiedenes Interesse hatten. Während z. B. die deutschen Reichsstädte sich bemühten, die vom Kaiser vorgeschriebene Währung auch bei den neuen Münzen beizubehalten, so benützten die Fürsten diese Gelegenheit, um die Münze zu verschlechtern, die alte bessere Münze aufzukaufen, und mit Zusatz und neugeprägt wieder in Umlauf zu setzen. So galten z. B. 1249 die Münchner Pfenninge um die Hälfte weniger als die Regensburger langen Pfenninge, und im Jahr 1253, da ein so fürchterlich kalter Winter war, daß die Vögel unter dem Himmel und das Zugvieh im Gespann an dem Wagen erfror, ließ der Herzog Otto der Erlauchte zu Landshut eine neue geringhaltige Münze schlagen, und alle andere, insbesondere die Regensburger Pfenninge im ganzen Lande verrufen. Hundertundfünfzig der neuen Pfenninge waren kaum so viel werth, als sechzig von altem Schrot und Korn. Lauter Jammer erging durch das ganze Land, und der plötzliche Tod des sonst so verdienten und geliebten Fürsten wurde als eine verdiente Strafe des Himmels für seine Münzverschlechterung und seinen Zwist mit der Geistlichkeit angesehen.

In der traurigen Zeit des Interregnums wurde überhaupt die bisherige geringe Ordnung und Uebereinstimmung ganz hintangesetzt, und wie jeder Stand völlig that was ihm gut dünkte, so namentlich auch hinsichtlich der Münze. Der alte Reichsfuß, den Karl der Große eingeführt hatte, nach welchem sich das Gold zum Silber wie 1 : 12 verhalten sollte, ging verloren, die Landesherren betrachteten das Münzrecht falscher Münze als ein ihnen zustehendes Regal, und unterwarfen sich allmählig die ursprünglich vom Kaiser allein abhängigen Münzer und Hausgenossen als ihnen unterthänige Beamte. Juden und Cowertschen erlangten den Pacht der Münze und brachten dadurch das ganze Land in große Noth. Sehr häufig galt daher das elende von diesen geprägte Geld nur da wo es der Landesherr den Unterthanen aufdringen konnte, und die Städte nahmen sich wohl in Acht, sich in die allgemeine Zerrüttung hineinreißen zu lassen. In diesen war, wie gesagt, auch bei großer Verschiedenheit der Münze, doch ein allgemeines Bestreben, gutes, taugliches, reelles Geld zu prägen, und die damals schon entstandenen Wechsel nöthigten gegen-

seitig Treue und Rechtschaffenheit, als die sichersten Grundlagen des Handels, fest zu halten. Rudolf von Habsburg und sein zweiter Nachfolger, sein Sohn Albrecht, gab zwar Befehle, den alten Münzfuß, das alte Schrot und Korn, bei Ausprägung neuer Münzen zu beobachten, bei schwerer Strafe der Fälscher und bei Verlust des Münzrechts; allein die Unsicherheit der damaligen Zeit, die noch an gar viel andern Uebeln zugleich litt, ließ es nicht dazu kommen, daß diese Maaßregeln eine durchgreifende Wirkung gehabt hätten; es blieb im Grunde immer noch dasselbe Verhältniß, die Städte, die eigentlich kaiserlichen Münzstätten, prägten gute Münze, da es ihnen um des Handels willen um Aufrechthaltung ihres Credits zu thun war; die Fürsten prägten schlecht, weil sie die Münze nur als ein Mittel ihren stets schlechten Finanzzuständen zu helfen ansahen. Unter den nächsten Königen entstand in Deutschland ein solcher Mangel nicht blos an größeren Silber- und Goldmünzen, sondern auch an kleiner Scheidemünze, daß durch eigene Erlaubniß, dieselbe beliebig auszuprägen, geholfen werden mußte.

Dieser Geldmangel zeigte sich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Frankreich in eben so großem, wenn nicht noch größerem Grade, und es ist gewiß, daß Philipp der Schöne durch seine Finanzoperationen, d. h. Münzverschlechterungen denselben herbeiführte. Er war der erste der französischen Könige, der in dieser Hinsicht so häufige und so bedeutende Veränderungen machte, daß allgemeine Unzufriedenheit und großer Schaden im Handel daraus entstand. Da er selbst sich von der übeln Stimmung überzeugte, so erließ er (1295) eigne Patente, in denen er versprach alle diejenigen schadlos zu halten, welche seine zu leichte Münze annahmen, und verschrieb zu dem Ende als Unterpfand all sein und seiner Nachkommen Vermögen, insbesondere die Einkünfte seiner Domänen, und ließ das auch von seiner Gemahlin bekräftigen. Im Jahr 1301 galt ein alter Silbergroschen drei neue, und die Ungelegenheit, welche diese neue und schlechte Münze machte, war so groß, daß 1303 die Geistlichkeit dem König den doppelten zwanzigsten Theil ihrer jährlichen Einkünfte von den Beneficien unter der Bedingung darboten, daß weder er noch seine Nachfolger die Münze künftighin geringer machen sollten, wenn es nicht unumgänglich nöthig wäre, was aber durch die geheimen Räthe bescheinigt und durch die Versammlung der Pairs und der Prälaten bestätigt werden müßte, und daß, wenn die Noth aufhöre, die frühere gute Münze wieder eintreten solle. Allein Phi-

lipp nahm dieses Anerbieten nicht an. Nach dem unglücklichen Treffen von Courtray machten ihm mehrere Personen den Antrag, eine gewisse Anzahl Soldaten auf vier Monate unterhalten zu wollen, wenn er nur gute Münze prägen ließe. Das rührte den König, und er versprach, binnen einem Jahr vom nächsten Allerheiligenfest an gerechnet wolle er gute Münze, von demselben Schrot und Korn wie zu Zeiten des heiligen Ludwig's schlagen und auch die leichte umprägen und der alten gleichprägen lassen zu wollen. Dieser große Aufschub konnte aber dem dringenden Bedürfniß nicht abhelfen, und das Volk bat daher den König um unmittelbare Maaßregeln. Auch gab der König ihren Bitten nach und befahl, daß schon mit dem ersten December die Münze in den alten Stand gesetzt werden sollte, und er sich indessen mit keinem andern Schlagschatz als vorher begnügen wollte. Wer also schlechte Münze habe, solle sie binnen vierzehn Tagen in die Münze bringen und statt derselben gutes Geld erhalten: der König wolle den Verlust tragen. Um ihn aber dafür zu entschädigen, gab ihm der Papst die Einkünfte eines Jahres der im Reiche verstorbenen Beneficiarier, und den Zehenden auf zwei Jahre von allen Kirchenbeneficien. Dieser Bulle aber widersetzte sich die Geistlichkeit und berief sich auf die von dem Könige früher ausgestellte Versicherung, die Besitzer der schlechten Münze mit seinem eigenen Vermögen schadlos halten zu wollen. Dadurch ging Alles zurück, indem Philipp dieses Versprechen nicht halten wollte, vielleicht auch nicht konnte, und die Lage der Dinge wurde wieder so schlecht, als sie nur gewesen war, so daß (1306 Okt.) das Gewicht des guten Geldes die neue Münze um ein Drittel übertraf. Nun entschloß sich zwar der König die Münze auf eben den guten Fuß zu setzen, wie sie zu des heiligen Ludwig's Zeiten gewesen war, da er aber während neues Geld gemünzt wurde der bisherigen geringen Münze ihren Kurs ließ, ohne sie auf eigne Kosten oder doch mit eignen Opfern umzuprägen, so veranlaßte dies einen heftigen Aufstand. Denn die reichen Hausbesitzer, welche an Handwerker und andere Leute geringeren Standes ihre Häuser vermiethet hatten, wollten die schlechte Münze nicht an Zahlungsstatt für die Miethe nehmen und verlangten gewichtigere. Da stürmte das ergrimmte Volk das Haus des Münzmeisters Etienne Barbet, das in der Vorstadt St. Martin des Champs lag, plünderte und zertrümmerte Alles daselbst, und belagerte den König selbst, der gerade im Tempel war. Philipp war in großer Noth, da nichts zu ihm gebracht werden durfte, oder wenn es ver-

ſtattet wurde nur beſudelt und verunreinigt. Er ſchickte daher den Prevot von Paris nebſt einigen vom Hofe an die Aufrührer, ließ ihnen ſagen wenn ſie ſich irgendwie gekränkt glaubten, ſo ſey er der König, der ihnen helfen könnte, ſie ſollten nur ihre Wünſche ausſprechen, er wolle dafür ſorgen, daß ſie erfüllt würden; für jetzt aber ſollten ſie heimgehen. Dieſe ſchönen Worte nahm das Volk für ſeine wahre Geſinnung, zerſtreute ſich und ging heim; Philipp aber ließ ohne Säumen an achtundzwanzig Häupter dieſes Aufſtandes greifen und an vier Hauptthoren von Paris Galgen errichten und ſie dort aufhängen. Einige Ordnung ließ er nun zwar in der Münze vornehmen, aber die einmal begründete Verwirrung dauerte trotz der verſchiedenen Verordnungen bis an ſeinen Tod (1314) fort, und auf ſeinem Sterbebette ſoll er ſeinen älteſten Sohn Louis dringend gebeten haben, die von ihm durch Steuern und Auflagen und ſchlechte Münze ſeinem Volke zugefügten Leiden um ſeiner armen Seele willen nach Kräften wieder gut zu machen. Wie man ſich daran geſpiegelt, mag die folgende Zeit lehren.

Wenn nun auch Philipp die Mißgriffe in dem Münzweſen mit vielen andern Zeitgenoſſen und Nachlebenden theilte und ihn die Noth des ungeſchickt geleiteten Finanzweſens zu Maaßregeln leitete, die er am Ende ſelbſt erkannte und bereute, ſo iſt doch eine andere Handlung ganz ſein eigenes aus Habſucht und Haß hervorgegangenes Werk, der Sturz des Tempelordens. Dieſer Orden, der mit dem Gedanken der Kreuzzüge ſo innig verknüpft iſt, daß er nicht ohne dieſe, aber auch dieſe nicht ohne ihn gedacht werden können, über ganz Europa, nur Skandinavien und Rußland ausgenommen, verbreitet, reich, mächtig, dem Papſte allein untergeordnet, hatte ſchon oft noch während der Kreuzzüge die Unzufriedenheit der Fürſten, ſtets den Haß der Johanniterritter ſich zugezogen. Es wurde ihnen nicht ohne Grund Schuld gegeben, daß ſich hinter ihrem Ordensgeheimniß eine mit der wahren chriſtlichen Religion unverträgliche Religionsanſicht verberge, und ihr Stolz ſteigerte die allgemein gegen ſie gehegte Abneigung noch mehr. Durch ein Paar wegen ihrer Schlechtigkeit ins Gefängniß geworfene Templer wurde dem Könige Philipp eine Denunciation gemacht, welche ihn bewog den Orden auf dieſen Grund hin zu ſtürzen. Der damalige Ordensgroßmeiſter Jakob Bernhard von Molay wurde von der Inſel Cypern durch eine päpſtliche Aufforderung (1306 Juni 6.) unter dem Vorwande einer neuen Kreuzfahrt nach Frankreich berufen, und langte mit ſechzig Rittern

und bedeutenden Schätzen im Ordensgebäude, dem Tempel, zu Paris an. Hier wurde er (1307 Okt. 13.) an Einem Tage mit allen über Frankreich zerstreuten Ordensbrüdern verhaftet, und soll (15. Okt.) in einem Verhör im Beisein der Pariser Universität die von dem Dominikaner Wilhelm Imbret und dem bekannten Wilhelm Nogaret erhobenen Anklagen, auf Verleugnung und Verspottung der christlichen Religion und grobe Unsittlichkeit lautend, eingestanden haben. Nun wurde König Eduard von England eingeladen, als Mitkläger aufzutreten, und als Clemens (1307 Nov. 22.) die Einziehung der Templer befohlen hatte, so ließ auch er im December und Januar alle Templer in seinen sämmtlichen Reichen einziehen. Hierauf begann die Untersuchung, nicht vor dem eigentlichen Richter der Templer, dem Papste, sondern vor dem vom König beauftragten Imbert, der sich der Tortur bediente, um Geständnisse zu erpressen, und nur darauf ausging, die Schuld die man finden wollte darzuthun. Erst als Clemens nicht länger zögern durfte, zog er die Untersuchung (1308 Aug. 12.) vor sein Forum, die nun gleichzeitig in Frankreich, Spanien, Italien, England, Deutschland, bis 1312 von den dazu angewiesenen Bevollmächtigten geführt wurde. Viele hatten indessen ihre anfängliche Geständnisse widerrufen, und die Schuld des Ordens schien keineswegs erwiesen; aber Philipp hatte eigenmächtig schon während der Untersuchung (1310 Mai 12.) siebenundsechzig Templer, die ihre früheren Aussagen widerrufen und sich zur Vertheidigung erboten hatten, verbrennen lassen. Da hob Clemens durch die Bulle Ad providam Christi (1312 Mai 2.) den ganzen Orden auf. Der Großmeister hatte schon früher seine anfänglichen Geständnisse widerrufen, und wiederholte dieses, als ihm (1314 März 18.) der päpstliche ihn zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilende Spruch vorgelesen wurde. Da wurde auch er mit dem Großprior Guido von der Normandie, beide Männer ehedem Fürsten gleich geachtet, auf der Seineinsel (19. März) verbrannt, gleich seinem Gefährten unerschrockenen Muthes dem martervollen Tod entgegen gehend, und, der gemeinen Sage nach, die ungerechten Richter, den Papst und den König, binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht ladend, was wenigstens durch den Tod Beider (Philipp st. 1314 Nov. 29. Clemens st. April 20.) bestätigt wurde. Weniger hart verfuhr man in andern Ländern, am besten war das Schicksal der in den Johanniterorden aufgenommenen. Die Güter der Templer fielen ebenfalls diesen zum größten Theile anheim, doch soll auch König Philipp und

der Papſt anſehnliche Vortheile gezogen haben. In Portugal wurde aus den daſelbſt befindlichen Mitgliedern und Gütern (1318) der Chriſtusorden geſtiftet. Uebrigens wurde der Orden in allen Ländern gänzlich aufgehoben, und der Wahn, daß ſich ein heimlicher Orden erhalten habe, iſt wohl erſt in den geiſterſehenden und Geheimniß-krämereitreibenden Jahrzehenden des achtzehenten Jahrhunderts entſtanden und durch kluge Benützer menſchlicher Eitelkeit und Geckenhaftigkeit genährt worden. Der Orden, der ſo recht eigentlich nur im Element der Kreuzzüge entſtanden war und exiſtirt hatte, mußte vergehen, als ſein Lebensprincip nicht mehr vorhanden war; hätte nicht Philipp die Axt an dieſen Baum gelegt, ſo hätte es früher oder ſpäter ein anderer Fürſt thun müſſen; dieſer im Staate exiſtirende Staat ſprach jeder damals aufſtrebenden Bemühung, aus der wildromantiſchen Zeit heraus in geregelt-geſittete Ordnung zu treten, nur verachtenden Hohn; die Schuld, die ihn ſtürzte, war daß er über ſich ſelbſt, über ſeine urſprüngliche Beſtimmung hinausgewachſen war, und es verlohnt wahrlich nicht der Mühe ihn vor den im Ganzen genommen ſelbſt wenn ſie wahr ſind wenig bedeutenden Vorwürfen des Gnoſticismus oder anderer Sektirerei zu ſchützen; es bleibt aber dieſe Epoche ſeines Sturzes für den Umſchwung des Mittelalters, das der neuern Zeit entgegeneilt, und an der Stelle der ritterlich-mönchiſchen Korporationen bürgerliche Gemeinden hervorruft und begünſtigt, weſentlich bezeichnend.

bei Cutonmoor (22. Aug.) durch das falsche Gerücht er sey erschlagen sieglos ward. Noch wichtiger aber war er für Schottland durch seine reichen Stiftungen und Schenkungen zu Gunsten der Geistlichkeit, von denen Holyrood später die Residenz wurde. Er veranstaltete zuerst die nach den Anfangsbuchstaben benannte Gesetzsammlung Regiam Majestatem, in welcher mehrere eigenthümliche Bestimmungen vorkommen. Malcolm IV., sein Sohn, that erweislich dem englischen König Heinrich II. die Huldigung für Lothian, und sein Bruder Wilhelm der Löwe (1165—1214), der dem Prinzen Richard Löwenherz gegen seinen Vater beistand, wurde (1174) gefangen, und mußte für seine Freilassung sich als Heinrich's Lehnsmann für das ganze schottische Reich bekennen. Doch behauptete er die Unabhängigkeit der schottischen Kirche von der englischen, und als Richard zur Regierung kam, gab er dem König Wilhelm gegen eine Geldsumme die Lehenspflicht für Schottland zurück, so daß die schottischen Könige nach Malcolm's IV. Vorgang nur sich für die auf englischem Gebiet liegenden Besitzungen als Vasallen bekannten. Da die englischen Könige selbst Vasallen Frankreichs waren, ohne dadurch sich in ihrer Ehre gemindert zu sehen, konnten auch die Könige Schottlands sich als Vasallen für die Schlösser und Gegenden bekennen, welche auf englischem Boden lagen, ohne daß dadurch ihr Ansehen geschmälert war. Will man Vergleichungen anstellen, so bietet die deutsche Reichsgeschichte ebenfalls Beispiele dar, daß die polnischen und ungarischen Fürsten sich zu Zeiten als Lehnsmannen des Reiches bekannten; ihnen selbst war dadurch im zehnten und eilften Jahrhundert nicht wehe gethan; an eine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten wurde in der Regel nicht gedacht, und der Vortheil war blos die dem Reiche dadurch zufallende Ehre, solche Lehnsleute zu haben. Ueberdies bildete sich in diesen Ländern nie ein feststehendes Herkommen der damit verbundenen Rechte, und in dem einzigen Lande, wo es dauernd wurde, in Böhmen, gedieh dieses Vasallenverhältniß nie zur Erniedrigung des Königs oder Beschränkung seiner Rechte gegenüber den Unterthanen. Aber ganz anders gestalteten sich die Dinge in den Ansprüchen Eduard's I. Die Streitigkeiten über die Huldigung, ob sie wie die Schotten behaupteten nur wegen Lothian, Berwick u. s. w. geschehe, oder wie die Engländer wollten wegen Schottland selbst, waren auch unter Alexander II. angeregt worden; die nahe Verbindung der beiden Königshäuser durch Heirath ließ unter Alexander III. die alten Zwistigkeiten nicht aufkommen. Da

ſtarb (1286) Alexander, als letzter männlicher Sproſſe des Hauſes Kenneth, ſeine einzige Erbin war ſeine Enkelin Margaretha, Tochter des Königs Erik II. von Norwegen. Da Alexander die Schweſter Eduard's Margarethe zur Frau gehabt hatte, ſo fiel Eduard wohl ſehr natürlich auf den Gedanken, ſeinen Sohn mit der Erbin von Schottland zu verheirathen, in welchen Plan auch die einſtweilen zu Regenten ernannten Biſchöffe von St. Andreas und von Glasgow, die Grafen von Fife und von Buchan, und der Stuart Jakob, nebſt dem Parlament unter der Bedingung einwilligten, daß alle Rechte und Freiheiten Schottlands, als eines beſondern Reiches aufrecht gehalten werden, daß, im Fall Eduard und Margarethe, ſeine künftige Gemahlin, ohne Erben ſterben würden, die Krone wieder frei und unbeſchränkt an das ſchottiſche Volk zurückfallen, daß Niemand, der Leben von dem König von Schottland hätte, genöthigt ſeyn ſollte außer dem Reiche zu Recht zu ſtehen, daß alle Archive, Urkunden, und Privilegien, welche das Reich Schottland beträfen, in einen ſichern Ort, ohne ſie aus dem Reich zu entfernen, gebracht werden ſollten, bis die Königin käme und bis ſie Kinder hätte, daß ebenfalls bis dahin keine Veränderung in den Angelegenheiten des Reichs vorgenommen werden, und endlich kein Parlament außerhalb Schottland gehalten werden ſollte. An eine Abhängigkeit von England, oder vollends eine Einverleibung dachte Niemand, doch war man der Verbindung gar nicht abgeneigt, da ſie die alten Streitigkeiten am glücklichſten löſen zu können ſchien, und weil der anſehnliche Theil angelſächſiſcher Bevölkerung Schottlands, zu der auch viele Große von normänniſchem Stamme gekommen waren, ſich von ſelbſt dazu neigte. Allein zu großem Unglück ſtarb die Königin, das Mädchen von Norwegen, auf ihrer Reiſe (1290 Okt. 7.) auf einer der Orkneys Inſeln. Nun traten dreizehn Bewerber auf, die mit Ausnahme König Erich's von Norwegen, der als Erbe ſeiner Tochter angeſehen ſeyn wollte, ihre Anſprüche auf ihre eheliche oder uneheliche Abſtammung von der königlichen Familie ſtützten. Indeſſen konnte, da die Nachkommenſchaft Wilhelm des Löwen mit dem Mädchen von Norwegen erloſchen war, nur die ſeines Bruders David Grafen von Huntingdon in Betracht gezogen werden. Dieſer hatte drei Töchter gehabt, Margaretha, deren Enkel Johann Baliol, Lord von Galloway, Iſabella, deren Sohn Robert Bruce, Lord von Annandale, und Ada, deren Enkel Johann Haſtings, Lord von Abergavenny, unſtreitig das nächſte Recht hatten. Unter ihnen ſelbſt war

wiederum Haſtings, als Enkel der jüngſten Schweſter, der welcher ſo lange die Nachkommen der beiden ältern Schweſtern am Leben waren nur im Falle daß die Erbſchaft theilbar war einen Theil anſprechen konnte; es handelte ſich alſo nur um die Frage, ob der Enkel der ältern Tochter, oder der Sohn der jüngeren, ein näheres Recht hätte. Margaretha's Tochter Devorgoil (Dervorgild) lebte zwar noch, hatte aber ihre Rechte ihrem Sohne Baliol abgetreten; Robert Bruce behauptete als männlicher Nachkomme dem Rechte ſeiner Baſe vorzugehen. Beide Parteien waren durch ihre Güter und ihre Freunde ziemlich gleich mächtig, und es drohte ein blutiger Bürgerkrieg, als man ſich entſchloß, Eduard zum Schiedsrichter aufzufordern. Eduard nahm dieſe Aufforderung an, behauptete aber, die Entſcheidung gehöre ihm ohnedies zu, als oberſtem Lehnsherrn von Schottland. Zu Norham am Tweed an der Grenze beider Reiche fand (1291 Mai 10.) die Zuſammenkunft Eduard's mit den Schotten ſtatt, nach Eduard's Forderung binnen drei Wochen ihre etwaigen Einwendungen gegen ſein Oberlehnsrecht vorzubringen, verſtrich dieſe Friſt, ohne daß eine Einwendung gemacht wurde, und als (2. Juni) bei Wiedereröffnung der Verſammlung ſich kein Einſpruch erhob, und Robert Bruce nebſt den andern anweſenden Prätendenten befragt worden war, ob er das Recht Eduard's anerkenne, antwortete er wie die übrigen bejahend. Auch Baliol, der am nächſten Tage ſich einfand, gab dieſelbe Erklärung. Es wurde hierauf beſchloſſen, daß jeder Bewerber ſeine Anſprüche einem aus achtzig Schotten und vierundzwanzig Engländern zuſammengeſetzten Rathe vorlegen und dieſer am 2. Aug. ſeine erſte Sitzung halten ſollte. Mittlerweile übernahm Eduard den Schutz aller Schlöſſer und Burgen, und ließ ſich von allen Lehnsträgern den Lehenseid ſchwören. Die Verſammlung entſchied (1292 Nov. 6.) für das Recht Baliol's (nach achtzehnmonatlicher Prüfung), und ſo wurde die bisherige Regentſchaft aufgelöst, die königlichen Schlöſſer dem Johann Baliol übergeben, und dieſer ſchwur (Nov. 20.) in den beſtimmteſten und unterwürfigſten Ausdrücken Treue. Hierauf wurde er in Scone nach alter Sitte den Schottländern als König vorgeſtellt, und erhielt von ihnen, mit Ausnahme Robert Bruce's, den Eid der Treue. Fünf Wochen ſpäter wurde er zur perſönlichen Huldigung vor Eduard nach Newcaſtle beſchieden, wo er den Lehenseid leiſtete. So war nun Baliol ein Lehnsmann von England geworden und fand bald, welche ſchwierige und drückende Stellung er ſich bereitet hatte. Eduard war entſchloſſen, das Lehensverhältniß gegen

ihn mit aller Strenge aufrecht zu halten. Er verordnete mit Zuziehung seines Parlaments für alle Appellationsfälle: wenn der König von Schottland der zweiten Vorladung nicht Folge leiste, solle er das Recht verlieren, in der Sache zu urtheilen, und nach königlichem Ermessen gebüßt werden; würde er überwiesen, Jemanden ungerechter Weise aus dem Besitze seiner Ländereien gestoßen zu haben, so solle er gebüßt, die Ländereien aber den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben, und von diesen, so lange sie und so lange Eduard und Baliol lebten, von der englischen Krone zu Lehen getragen werde; für ungerechtes Urtheil und Gefängniß solle er gebüßt werden und verbunden seyn, Schadloshaltung zu zahlen. Es ist außer allem Zweifel, daß von einer solchen Wirkung des Lehensverhältnisses in Schottland keine Spur vorhanden gewesen war, und es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß Eduard die über diesen Druck nothwendig entstehenden Mißverhältnisse zu seinen Gunsten zu wenden hoffte. Das Verhältniß, in welchem Eduard wegen seiner französischen Lehen zu Frankreich stand, konnte billigerweise, da er in Frankreich nicht König, sondern nur Herzog oder Graf war, nicht als Muster für Schottland genommen werden; wollte man das Verhältniß nach einer Aehnlichkeit bestimmen, so konnte sie nicht dort, etwa nur im römischen Reiche gefunden werden; und es bedarf gar keiner weitern Beweisführung, um Eduard's Absicht, mit Schottland eben so zu verfahren, wie es ihm mit Wales gelungen war, deutlich zu erkennen. Noch ehe er Newcastle verließ, zeigte sich ihm eine Gelegenheit sein neues Recht auszuüben. Da ein Bürger von Berwick von dem Ausspruch eines schottischen Gerichtshofes an ihn appellirte, während doch Berwick als ein Theil Schottlands angesehen wurde, beschwerte sich Baliol über die Annahme dieser Appellation und erinnerte Eduard, daß ausdrücklich ausgemacht worden wäre, daß kein Schotte wegen einer in Schottland begangenen Handlung vor einen englischen Gerichtshof gezogen werden solle. Eduard entgegnete, daß dieses Versprechen den damaligen Umständen gemäß gegeben worden wäre, und daß solche Verpflichtungen ihn keineswegs abhalten würden, den König von Schottland selbst erforderlichen Falls vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Sein Vassal, sagte er, könne nicht sein Gewissensrichter seyn, um ihm Buße für gebrochenes Wort aufzulegen; auch würde er, um keines Versprechens willen, das er den Schotten gethan hätte während sein Sohn noch Hoffnung hatte die Prinzessin Margaretha zu heirathen, sich enthalten die Gerechtigkeit zu üben, die jeder Unterthan

von seinen Händen zu erwarten habe. Baliol mußte ihm noch ausdrücklich, urkundlich für sich und seine Nachfolger verzichten auf alle Versprechungen, Zugeständnisse, und Bestätigungen, die der König von England während der Thron Schottlands erledigt war ausgestellt hätte, und alle Handlungen Eduard's während dieser Zeit gut heißen. Als eine Schadloshaltung für diese Entsagung gab er ihm alle schottischen Festungen zurück, und erklärte urkundlich, daß er nur das Huldigungs- oder Oberlehnsrecht über Schottland habe, und daß im Fall der Minderjährigkeit des schottischen Thronerben der König von England nicht berechtigt sey, die Vormundschaft über ihn zu fordern oder ihn zu verheirathen.

Allein schon bald hierauf ließ ihn Eduard seine Gewalt fühlen. Da ein gaskonischer Kaufmann bei ihm eine Bittschrift einreichte, daß Alexander III. ihm schuldig gewesen und er trotz aller Vorstellungen nicht im Stande gewesen wäre, zu seinem Gelde zu kommen, und er sich an ihn als seinen Souverän wende, um sein Recht durch ihn zu erlangen, so ließ Eduard den schottischen König auf den Tag nach Himmelfahrt nach Westminster citiren, um hier persönlich über die Klage des Kaufmanns Rede zu stehen. Schon acht Tage darauf schickte er ihm eine zweite Vorladung zu. Diese betraf die Grafschaft Fife, von welcher Macduff, Oheim des minderjährigen Grafen, mit Eduard's während der Regentschaft gegebener Bewilligung einige Güter in Besitz genommen hatte. Nun war Macduff angeklagt worden, sich derselben ungerecht bemächtigt zu haben, und Baliol hatte ihn ins Gefängniß werfen lassen. So bald aber Macduff aus dem Gefängniß wieder frei war, klagte er bei Eduard, und dieser lud Baliol abermals auf den Tag nach Trinitatis vor. Eine gleiche auf vierzehn Tage nach Michälis lautende Vorladung wegen der Insel Man sich vor dem König wo er auch sich aufhalte persönlich zu stellen, und an demselben Tag sich auch wegen gewisser Ansprüche des Klosters St. Andreas zu verantworten, kamen dem schottischen König zu, und Johann Baliol sah sich gezwungen in Person vor den Schranken zu erscheinen, wo er zwar auf seine Bitte einen Aufschub erhielt, der den entscheidenden Spruch hinausschob, aber ihn, der sich nicht anders als wie jeder Engländer behandelt sah, mit Unmuth und dem Wunsche erfüllte, die schmähliche Abhängigkeit abzuwerfen. Um diese Zeit verwickelte sich Eduard auch in die Händel mit Frankreich und obgleich diese zunächst nicht in einen Krieg ausbrachen, so boten sie doch günstige Gelegenheit dar, die Plane der Freiheit zu

erreichen. Auch Wales empörte ſich und Eduard war in Streit mit ſeinen eigenen Großen verwickelt. Da ſchloß Baliol (1295 Okt. 23.) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, das durch die Vermählung von Baliol's Sohn Eduard mit Philipp's Nichte Johanna noch feſter gemacht werden ſollte. Dieſe Unterhandlungen konnten nicht ſo heimlich getrieben werden, daß Eduard nichts davon gemerkt hätte. Er verlangte daher von Baliol eine Kriegshülfe gegen Guyenne, und die Schlöſſer Barwick, Jedworth, und Roxborough für die Zeit ſeiner Abweſenheit, und zuletzt lud er ihn ſelbſt auf den März vor ſein Gericht zu Newcaſtle am Tyne. Baliol war nicht nur nicht willens zu gehorchen, ſondern hatte ſich auch außer Stand geſetzt, ſelbſt etwas zu unternehmen, indem die Leitung der Angelegenheiten einem Ausſchuß des Adels übergeben und er in einer Art ehrenvoller Gefangenſchaft ſeiner eigenen Landsleute gehalten wurde. Da indeſſen auch der Papſt ſich der ſchottiſchen Händel annahm, war man auch von dieſer Seite beruhigt. Schon (1292) als Eduard Nikolaus IV. von der Abhängigkeit Schottlands von England mit dem Anſuchen der Anerkennung hatte in Kenntniß ſetzen laſſen, hatte der Papſt zwar höflich aber geradezu ablehnend geantwortet, indem er zwar in allen Dingen wo es ſein Gewiſſen erlaubte dem König gerne gefällig ſeyn wolle, aber er nichts gut heißen könne, was dem Rechte von irgend Jemand, und insbeſondere dem Rechte, welches die römiſche Kirche ſelbſt in Schottland habe, Eintrag thue. Nun hatte Philipp von Frankreich dem König von Schottland eine völlige Diſpenſation von ſeinem Eid der Treue ausgewirkt. Sein Benehmen, ſeine Weigerung Eduard's Forderung zu erfüllen, ſprachen alſo laut genug ſeine Geſinnung aus, und Eduard wandte ſich mit ſeinem Kriegsheer (1296) gegen Schottland, von Robert Bruce und einigen andern, mit Baliol's Regierung unzufriedenen Herren begleitet. Zwar hatten die Schotten das Glück, eine Abtheilung Engländer von 1000 Mann, welche zur Einnahme des Schloſſes Werk abgeſendet war, zu überfallen und niederzuhauen, auch wurde die engliſche Flotte von den Schotten geſchlagen, aber unaufgehalten drang Eduard mit 30,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd, wozu noch Anton Beck, Biſchof von Durham, 1000 Mann zu Fuß und 700 Reiter führte, Waliſer und Iriänder ungerechnet, gegen Berwick, den Schlüſſel beider Reiche, vor. Schon am zweiten Tage wurde Berwick mit Liſt und Gewalt genommen (1296 März 30.), über 7000 Einwohner wurden erſchlagen, und die reiche Stadt gänzlich geplündert. Hier kam

(5. April) der Abt von Aberbrothock mit einem Brief Baliol's zu ihm, worin er dem König von England das Lehen aufſagte und ihm den Krieg erklärte. Der thörichte Verräther! rief Eduard, welcher Wahnſinn hat ihn befallen! da er aber nicht zu mir kommen will, wollen wir zu ihm kommen. Nun zog der Graf von Warenne, Eduard's Feldherr, weiter vor das Schloß Dunbar, welches die Gräfin von March, Baliol's Eide treu, während ihr Gemahl ſich im engliſchen Heere befand, zu vertheidigen ſuchte. Das herankommende ſchottiſche Heer wurde (27. April) geſchlagen, Dunbar, Roxburgh, und Jedburgh, und andere Städte ergaben ſich, und dem unglücklichen Baliol blieb nichts übrig, als im Aufzug eines Demüthigſtehenden, mit dem weißen Stabe in der Hand, ſich (24. Juni) zu Kinkardin vor Eduard einzufinden, und ihm die Krone zurückzugeben (2. Juli), was urkundlich von Baliol ſelbſt unterzeichnet und dadurch all ſein Recht auf den Oberlehnsherrn zurückgegeben wurde. Der ehemalige König erhielt den Tower als Staatsgefängniß zur Wohnung und durfte, nachdem er einen Eid (1298 April 1.) abgelegt, ſich nie mehr in die ſchottiſchen Angelegenheiten miſchen zu wollen, wofür Papſt Bonifacius Bürge wurde, ſich auf ſeine Güter in der Normandie zurückziehen, wo er nach einigen Jahren unbeachtet ſtarb. Sein Sohn blieb zunächſt in engliſcher Haft. Da auch Robert Bruce, der vergebens gehofft hatte, daß Baliol's Sturz ſeinen Anſprüchen Vorſchub thun möchte, um dieſe Zeit ſtarb, ſo war Niemand da, der ſich Schottlands angenommen hätte, Eduard fand daher in ſeinen Schritten keinen Widerſtand. Alle Denkmäler, die an Schottlands Unabhängigkeit erinnern ſollten, wurden vernichtet, oder verſtümmelt, ſogar der Stein von Scone, auf dem die ſchottiſchen Könige emporgehoben worden waren, nach England gebracht, und wenn auch mit ſcheinbarer Schonung dennoch die Selbſtſtändigkeit des Reiches an allen Punkten untergraben. Selbſt der Papſt wagte nur den unrechtmäßigen Beſitz zu mißbilligen, aber keineswegs als Vertheidiger der Unterdrückten aufzuſtehen.

Es iſt eine ſehr wohl in der Natur der Dinge begründete Bemerkung neuerer ſchottiſcher Geſchichtſchreiber, daß die ſeit Malcolm ſtattgefundene Einwanderung normänniſchen Geſchlechts, das an Land und Volk nur durch äußerliche Bande geknüpft war, die Haupturſache iſt, aus welcher die gänzliche Unterwerfung des ſchottiſchen Adels zu erklären iſt. Seit zwei oder drei Menſchenaltern waren Normänner noch nicht in Schotten umgewandelt worden, und die Lehnstreue,

mit welcher diese ausländischen Fremdlinge dem König, von dem sie Lehen hatten, verpflichtet waren, konnte nicht mit den Banden inniger Vaterlandsliebe verglichen werden. Schon die Abstammung dieses Adels wies auf den abentheuernden, von Land zu Land strebenden Sinn der Normannen hin, deren höchstes Ideal das des irrenden, auf Abentheuer ausgehenden Ritters in jedem Lande daheim war, wo er sich Ehre und Ruhm erwerben konnte, eigentlich also in keinem. Ebenso war aber auch das Lehensverhältniß nicht geeignet, vaterländischen Geist und Sinn zu nähren. Da ein Vassal mehrere Lehen in verschiedenen Reichen haben konnte, so befand er sich in einem getheilten Zustand, der eine andere als eine blos selbstsüchtige Theilnahme nicht aufkommen ließ, und die persönliche Theilnahme für den tapfern und ritterlichen Eduard überwog das patriotische Interesse, welches er für Baliol, der in diesen Vorzügen mit seinem Gegner keinen Vergleich aushalten konnte, hätte haben sollen. Wenn aber auch der Adel sich lau, gleichgültig, und schwankend benahm, so wurde die Erniedrigung des Vaterlands desto unmuthiger von dem geringeren Volke getragen, dessen Hauptstamm die alte celtische Bevölkerung ausmachte, zu der aber auch der ärmere Theil der eingewanderten Normänner gehörte. Sobald daher Eduard die Grenze wieder überschritten hatte, brachen an verschiedenen Punkten Aufstände aus, die anfangs ohne Zusammenhang waren, ihn aber bald in der Person William Wallace's fanden. Dieser Mann war von normännischem Geschlechte, aber der jüngste Sohn eines Grundbesitzers, und daher weder durch Reichthum noch Adel befähigt auf seine Landsleute zu wirken. Dies gelang ihm nur durch seine, von den Schotten sehr vortheilhaft geschilderte Persönlichkeit, seinen unerschrockenen Muth, und seine glühende Vaterlandsliebe. Er hatte sich wegen Ermordung eines Engländers in die Wälder geflüchtet, hier mit andern seines Gleichen vereinigt, und durch ein glückliches Gefecht (1297 Mai), in welchem der Sheriff von Lanarkshire, William Heslop, erschlagen wurde, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich gezogen. Gleichzeitig mit ihm hatte sich auch Sir William Douglas, der zu Berwick gefangen genommen aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, mit einigen Gleichgesinnten gegen die englische Unterdrückung erhoben, und verband sich nun mit Wallace. Nun beschlossen der Steward von Schottland und der Bischof Wisheart von Glasgow die einzelnen Haufen zu vereinigen und luden sämmtliche Parteiführer ein sich um sie zu versammeln. Wallace, Doug-

las, und einige andere gehorchten; der jüngere Bruce, Graf von Carrik, schwankte zwischen beiden Parteien hin und her. Eduard, damals in Frankreich beschäftigt, gebot dem Grafen von Sussex, Reichsverweser von Schottland, und dem Schatzmeister Cressingham, gegen die Anführer zu ziehen, und die Aufstellung eines Heeres wirkte so niederschlagend, daß Douglas, Bruce, der sich zuletzt für die schottische Sache erklärt hatte, der Steward, und der Bischof, (1297 Juli 9.) sich unterwarfen und versprachen ihren ganzen Einfluß zur Wiederherstellung der Ruhe anzuwenden. Nur Wallace und Sir Andreas Moray hatten die Capitulation nicht unterzeichnet, wurden also auch nicht in die Begnadigung begriffen; aber dafür blieb ihnen die dankbare Theilnahme des Volkes und die Anhänglichkeit des Heers, das ihnen zum größten Theil treu blieb. Mit diesem Heere brachte Wallace dem Reichsverweser bei Stirling (Sept. 10.) am Forth, den das Heer der Engländer zum Theil auf einer kaum für zwei Mann breiten Brücke passirt hatte, eine schwere Niederlage bei, der den Schotten besonders verhaßte Schatzmeister Cressingham kam dabei ums Leben, und die erbitterten Sieger zogen ihm die Haut ab und machten aus derselben Riemen für ihre Pferde. Dieser Schlag nöthigte den Reichsverweser sich so schnell als möglich nach England zurückzuziehen. Schottland war befreit; Wallace ging nun mit seinen Truppen, die er das Heer des Königs Johann von Schottland nannte, über die Grenze, verheerte das englische Gebiet von Newcastle bis Carlisle und verwandelte alles in Staub und Asche. Doch war er dem zarteren Gefühl des Mitleids nicht unzugänglich, und nahm die Geistlichen der Domkirche von Hexham unter seinen unmittelbaren Schutz gegen die Unbändigkeit seiner Soldaten. Nach seiner Heimkehr wurde er in einer Versammlung der Stände in der Waldkirche zu Selkirkshire zum Verweser des Königreichs Schottland erwählt. Doch waren aus Scheelsucht und aus Furcht nur Wenige des Adels zugegen. Wallace traf nun durch allgemeines Aufgebot des ganzen Reichs Anstalt sich gegen die drohende Gefahr zu rüsten.

Eduard war endlich durch den Papst Bonifacius mit Frankreich vertragen worden, er hatte sich aus den flandrischen Angelegenheiten herausgezogen, und eilte jetzt, nachdem er (1297) die Magna Charta, die Charta Forestarum, und andere Privilegien des englischen Volks bestätigt hatte, um die Unterwerfung Schottlands zu erneuern. Sein 80,000 Mann zu Fuß, 8000 zu Pferd starkes Heer, mit dem er sich

(1298 Juni 25.) zu Roxburgh ſammelte, war eines der trefflichſten, welches jene Zeit aufzubringen vermochte, und ungehindert drang er in Schottland ein. Wallace hatte jedoch der überlegenen Macht beſonnene Klugheit entgegengeſetzt, die Gegend zwiſchen Stirling und der Grenze verwüſtet, und ſich ins Innere zurückgezogen. Auch war ſein Plan wohl berechnet, Mangel und Seuchen fingen bereits unter den Engländern ſich zu zeigen an, und er ſah ſich zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt, als einige Schiffe ihm Proviant zuführten. Indeſſen war das wenig, und ein zwiſchen den Waliſern und Engländern ausbrechender blutiger Handel machte ihn ſchon zum Rückzug geneigt, als er zu Templeliſton durch die von der Sache des Vaterlands abtrünnigen Grafen von Dunbar und Angus erfuhr, Wallace ſey mit der ſchottiſchen Armee in den Wald von Falkirk vorgerückt, um von hier aus ſeinen Rückzug zu erſchweren. Sogleich beſchloß der König ſeinen Gegner zu einer Schlacht zu zwingen, er ging auf dem Wege den er gekommen war zurück bis zum Moor von Linlithgow, übernachtete hier auf der bloßen Haide, und erblickte am folgenden Morgen (Juli 22.) den Feind in Schlachtordnung. Die Schotten ſtanden in vier dichten Schaaren, die Piken über einander vorgehalten, hinter einem Moraſte, gleich einem ſtahlbewehrten Schloſſe. Auf dieſe Lanzenträger hatte Wallace ſein größtes Vertrauen geſetzt, ſie hingen durch eine Linie von Bogenſchützen aus dem Walde von Selkirk mit einander zuſammen. Hinter ihnen hatte er die ſchottiſche Reiterei geſtellt, und ſie ſo zum Kampfe gezwungen. Wallace befehligte ſelbſt und ſeine Rede beſtand in den wenigen Worten: Ich habe euch auf den Plan gebracht, tanzt jetzt ſo gut als ihr könnt. Als Eduard zu Pferde ſtieg, warf ihn ſein ſcheugewordener Schlachthengſt zu Boden und trat ihm ein Paar Rippen entzwei. Aber er bezwang den Schmerz, bändigte das Pferd, und zeigte ſich den Seinigen als wenn nichts vorgefallen wäre. Die engliſche Reiterei begann den Kampf. Der Lordmarſchall von England, der mit der erſten Schaar gerade auf die ſchottiſche Fronte losging, gerieth in den Sumpf, der kriegeriſche Biſchof von Durham, der die zweite kommandirte, umging denſelben und traf auf das aus Reiterei beſtehende Hintertreffen der Schotten, welches überſchätzend, da es nur tauſend Mann ſtark war, er Halt zu machen befahl. Aber Ralph Baſſet von Drayton rief: Zu deiner Meſſe, Biſchof! und machte mit der ganzen Schaar den Angriff. Ohne die Lanzen einzulegen ergriffen die Reiter die Flucht, auch die Bogenſchützen wurden ge-

worfen, und die sich tapfer wehrenden aber nun dem Angriff bloßgestellten Pikenträger durch die englischen Bogenschützen erschüttert und hierauf durch die Reiterei völlig zersprengt. Ueber zwanzigtausend, nach einigen Angaben sogar eine noch einmal so große Anzahl, blieben auf dem Schlachtfeld und in der Flucht, die erst in der Sicherheit der Wälder aufhörte. Es bedarf nicht des Verrathes, um den Verlust dieser Schlacht zu erklären, obgleich er bei dem Neid des schottischen Adels gegen den Ruhm des Emporkömmlings Wallace nicht unwahrscheinlich ist; die Ueberlegenheit der englischen Schützen und das Glück, das besonders im Krieg entscheidet, half den Ausschlag auf die englische Seite neigen. Der Glücksstern Wallace's war untergegangen und die Rettung des Vaterlandes schien von ihm nicht bewirkt werden zu können. Aber selbst nach dem Sieg bei Falkirk konnte Eduard mit dem großen Heere unmöglich in dem armen, noch dazu ausgesogenen Schottland verweilen, er kehrte (15. Sept.) wieder nach England zurück, nachdem er nur in den südlichen Schlössern die Besatzung verstärkt hatte. So viel hatte Wallace, der den Rang eines Verwesers des Reichs wieder niedergelegt hatte, doch bewirkt, daß nun in seinem Sinne fortgefahren wurde, und eine Regentschaft in Baliol's Namen zusammentrat, bestehend aus Wilhelm Cauderton, Bischof von St. Andrews, Robert Bruce Graf von Carrick, und John Comyn. Es gelang ihnen Stirling (1299 Nov.) in ihre Hand zu bekommen, und den Krieg, der auch von englischer Seite nicht nachdrücklich betrieben wurde, ferner aufrecht zu halten.

Sie fanden auf einer Seite, von der sie es wohl kaum erwartet hatten, Unterstützung. Da während Wallace's kurzer Regierung auch der Papst Bonifacius gebeten worden war, sich ihrer anzunehmen, so hatte dieser um so weniger Bedenken getragen das zu thun, als schon wie bereits erwähnt sein Vorfahr Nikolaus die Rechte des päpstlichen Stuhles auf Schottland aufrecht halten zu müssen geglaubt hatte, und er hatte daher noch vor der Schlacht bei Falkirk (1298 Juli 10.) den König gewarnt, den Eingebungen seines Ehrgeizes zu folgen. Nun aber überließen die neuen Regenten die ganze Entscheidung des Streites dem päpstlichen Ausspruch, eine Maaßregel, die wenn man andere gleichzeitige dagegenhält nichts im Mindesten Auffallendes darbietet. Was konnte natürlicher seyn, als den damals noch in unangetasteter Majestät thronenden Nachfolger Petri auch über alle weltliche Dinge zum Schiedsrichter aufzurufen? Bonifacius schrieb daher (1299 Juni 27.) an Eduard: Schottland sey

wie er wissen werde, seit alter Zeit und mit vollem Rechte ein Eigenthum des römischen Stuhls, daß es aber kein Lehen von England sey könne er aus den angegebenen Punkten (welche die Schotten in ihrer Bittschrift selbst bezeichnet hatten) deutlich ersehen; der Papst hoffe daher, der König werde von seinem ungerechten Angriff auf Schottland abstehen, die Gefangenen sofort in Freiheit setzen, und seine etwaigen Ansprüche vor dem Papste anbringen, indem er sich über alle zwischen England und Schottland obwaltenden Streitigkeiten zu entscheiden vornehme. Dieses Schreiben kam aber durch den Erzbischof Winchelsea von Canterbury erst nach Jahr und Tag (1300 Aug. 26.) zu Eduard's Kenntniß, der die Sache vor sein Parlament zu bringen versprach, den Schotten aber einstweilen einen Waffenstillstand bewilligte. Auch wurde wirklich einem nach Lincoln einberufenen Parlament die Sache vorgelegt, und dieses erklärte nach reiflicher Erwägung einstimmig (1301 Febr. 12.), daß die Könige von England wegen ihrer Ansprüche auf Schottland nie vor einem andern geistlichen oder weltlichen Richter zu erscheinen verbunden gewesen seyen, und daß sie, selbst wenn ihr Herr der König es wünschte, nicht dulden würden, daß er Agenten oder Sachwalter deßhalb an den päpstlichen Hof schickte und dem Rechte der englischen Krone etwas vergäbe. Nächst dieser Erklärung schrieb aber Eduard dem Papste freundschaftlich und suchte ihm in einem langen Schreiben zu beweisen, daß seine Ansprüche gegründet seyen. Die Sage hatte um jene Zeit angefangen, völlig das Recht der Geschichte zu usurpiren, und bei der Unwissenheit der Zeit war es nicht zu verargen, wenn Ansprüche der ernstesten Art durch bloße Sagen in allem Ernste begründet werden sollten. Man dachte dabei eben so wenig an muthwillige oder absichtliche Täuschung, als man sie bei dem Gegner voraussetzte. Wie die französische Ritterschaft schon zu Ludwig's IX. Zeiten sich auf das unleugbare Factum berief, daß Frankreich zu allererst zum Christenthum bekehrt worden sey, wie die Schenkung Constantins an den Papst Sylvester als eine unbestreitbare Thatsache hingestellt wurde, wie man die Einsetzung der deutschen Kurfürsten als eine von Gregor V. herrührende päpstliche Ordnung ansah, kurz wie eine Menge der sonderbarsten, ganz aus der Luft gegriffenen Behauptungen mit dem besten Gewissen, ohne die Absicht der Lüge und mit der sichern Gewißheit der Unwahrheit nicht überführt werden zu können, hingestellt wurden; so berief sich Eduard auf die Eroberung der Insel Großbritannien durch Brute den Trojaner, der sie unter seine drei

Söhne Locrine, Albanact, und Camber mit der Bedingung vertheilt habe, daß die jüngern Brüder ihre Antheile von dem ältern, Locrine, der ſeinen Sitz in Trinovant, ſpäter London geheißen, genommen habe, als Lehen hinnehmen ſollten, und auf die ſeitdem von allen Königen mit Güte oder Zwang geleiſtete Huldigung. Gegen eine ſolche Behauptung ließ ſich nur mit gleichen Waffen fechten und das thaten auch die Schotten. Sie ließen dem Papſt durch ihren Geſandten Baldred Baſſett eine Erwiederung übergeben, worin ſie ihre Abkunft von Scota, einer Tochter Pharaos, ableiteten, die in Irland ſich niedergelaſſen, und deren Nachkommen den Nachkommen Brute's die nördliche Hälfte der Inſel mit Gewalt der Waffen entriſſen hätten. Daher ſeyen ſie den Britten keinen Gehorſam ſchuldig. Hätten dieſen auch einige ſächſiſche Fürſten dann und wann auf einige Zeit erzwungen, ſo habe doch Eduard darauf keinen Anſpruch, der kein Sachſe, ſondern ein Normann ſey, und außer Wilhelm dem Löwen habe kein König von Schottland für die Krone gehuldigt, wie auch aus einem Schreiben Innocenz des IV. hervorgehe: Kurz es ſey, trotz des Widerſpruchs der Engländer, ganz gewiß, daß Schottland dem heiligen Stuhle eigenthümlich gehöre, daß die Einwohner dieſes auch jederzeit anerkannt hätten, daß dieſe Oberherrlichkeit durch Conſtantin den Großen beſtätigt worden ſey, als dieſer dem heiligen Stuhl alle Inſeln des weſtlichen Oceans ſchenkte, und daß ſie daher hofften, der Papſt werde ihnen, ſeinen getreuen Vaſallen, ſeinen mächtigen Schutz verleihen. Dieſer Schutz war aber damals nicht mehr mächtig genug. Hatte ſchon das engliſche Parlament ſich gegen die Einmiſchung des Papſtes in zeitlichen Sachen ernſtlich verwahrt, wie konnte man erwarten, daß eine ſolche Behauptung, die um hundert Jahre zu ſpät kam, Eingang finden und nicht vielmehr lächerlich gemacht werden würde. Die Zeiten wo Aragon, England ſelbſt, und andere Reiche ſich gern und gläubig unter die ſchützende Obmacht des Statthalters Chriſti geſtellt hatten, waren vorbei, die Ausdrücke und Redensarten waren noch vorhanden, aber man handhabte ſie nur als diplomatiſche Scheinwaffe, und Bonifacius, den eigene Verblendung bewog ſie für ſtichhaltig und nachdrucksvoll wie ſie einſt geweſen waren zu halten, fand in ſeinem zweiten nun ausbrechenden Zwiſt mit Frankreich, wie arg er ſich getäuſcht hatte. Der ſchottiſche Handel trug nicht zur Erſchütterung des päpſtlichen Anſehens bei, iſt aber immer nicht nur deßwegen eine intereſſante Erſcheinung, weil auch hier die Veralterung der päpſtlichen Anſprüche deutlich

ſichtbar iſt, ſondern weil er auch ein recht deutlicher Beleg für die charakteriſtiſche Vermengung von Dichtung und Geſchichte iſt, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters theils als natürliche Folge der Unwiſſenheit über hiſtoriſche Thatſachen, theils als Wirkung des romantiſchidealen, der Wirklichkeit entfremdeten Geiſtes überall hervortritt.

Der Krieg zwiſchen den beiden Ländern brach erſt im Frühjahr 1302 wieder aus. Eduard ließ unter John von Segrave ein Heer von 20,000 Mann gegen Edinburg vorrücken. Er wurde von den Schotten unter John Comyn und Simon Fraſer (24. Febr.) bei Roslin überfallen, er ſelbſt gefangen, und die beiden erſten Heereshaufen, die in weiten Zwiſchenräumen zogen, geſchlagen, erſt der dritte ſtellte das Gleichgewicht wieder her und befreite den gefangenen Feldherrn. Doch ſchrieben ſich die Schotten den Sieg zu. Als ſich aber Eduard ſelbſt mit einem großen Heere nahte, und den Forth ohne aufgehalten zu werden paſſirte, thaten ſich die Thore der Städte und Schlöſſer ſämmtlich vor ihm auf, Brechin mußte ſich (9. Aug.) nach einer Belagerung von zwanzig Tagen ergeben, der König überwinterte dann in Dumfermline, und mit dem Anfang des nächſten Jahres wurde auch das feſte Stirling belagert. Nun aber ſank der Muth der Regenten und Comyn ſchloß (1304 Febr. 9.) mit Eduard einen Vertrag, durch den alle gegenſeitigen Gefangene und Geißeln zurückgegeben werden ſollten, Comyn und ſeinen Anhängern ſollten gegen eine noch zu beſtimmende Geldſtrafe Leib und Leben, Freiheit und Vermögen geſichert werden; die andern Mitglieder der Regentſchaft und Häupter des Aufſtands ſich zum Theil außer Landes begeben, Wallace aber ſich der Gnade des Königs unbedingt überlaſſen. Es iſt zu vermuthen, daß ſich Wallace mit dieſer zu unbeſtimmten Sicherheit nicht begnügt und geſucht hat, beſtimmtere Garantie zu erhalten, daß aber Eduard darauf nicht eingegangen iſt: Wallace zog wenigſtens dieſer Ergebung auf Discretion das Leben eines Geächteten vor, das er ſchon vorher geführt hatte, und das ihm doch noch die Möglichkeit ließ, ſeinem Vaterlande ſeinen freien Arm zu bieten, während die Unterwerfung ihn wahrſcheinlich in Feſſeln würde geſchlagen haben. Eduard ließ daher einen Preis von 300 Mark auf ſeinen Kopf ſetzen. Noch immer hielt ſich die feſte Burg Stirling unter ihrem heldenmüthigen Befehlshaber Sir William Oliphant, bis endlich (24. Juli) Mangel an allen Dingen ſie zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwang. Nun war Schottlands letzte Burg

gefallen. Niemand blieb übrig als Wallace, der endlich ebenfalls durch einen falschen Freund, Sir John Menteith, dem er seinen Schlupfwinkel entdeckt hatte, verrathen und als Gefangener nach London gebracht wurde. Als man ihn vor das in Westminster Halle versammelte Gericht brachte, schmückte man sein Haupt mit einem Kranz von Eichenlaub, zum Zeichen, daß er ein Häuptling von Geächteten und Rebellen gewesen sey. Er wurde als Hochverräther gerichtet, und ihm Blutvergießen und die Einnahme von Städten und Burgen zur Last gelegt. Dieß gab er zu, den Verräthernamen wies er von sich, da er dem König von England niemals Treue geschworen habe. Sein Urtheil war Enthauptung, die (23. Aug. 1305) an ihm vollzogen, sein Haupt auf der Londner Brücke aufgesteckt, und seine Viertheile im Reiche vertheilt wurden. Er fiel als ein unglückliches Opfer für die Freiheit seines Vaterlandes, die er selbst zwar nicht mehr erlebte, die er aber mit seinem Eifer und seinem Leben vorbereitet und erkauft hatte. Er fiel als ein Opfer des Hasses des Adels, der lieber einem fremden König dienen, als einem einheimischen kleinen Bürger nachstehen wollte. Die Sage, welche dankbarer als die Geschichte die Schuld des Volkes und der Nachwelt abträgt, hat alle einen Helden zierenden Eigenschaften des Geistes und Leibes auf ihn gehäuft; die Geschichte vermag zwar nicht mit gleichen Farben zu mahlen, aber sie vermag auch nicht das Gegentheil nachzuweisen, und so muß wohl mit Recht der Name William Wallace in die Reihe der wenigen Uneigennützigen und Großherzigen gestellt werden, die ihr ganzes Thun und Denken, Leib und Leben, an die Verwirklichung einer Idee, der Freiheit ihres Vaterlandes, gesetzt haben.

Schottland wurde nun als ein an England gefallenes Land betrachtet. Eine Commission aus zehn Engländern und eben so viel Schotten bestimmte (23. Sept.) daß Eduard's Neffe, Johann von Bretagne, zum Reichsverweser ernannt werden, ihm zwei andere Engländer als Kämmerer und Kanzler beigegeben werden, Schottland um besserer Handhabung der Gerechtigkeit willen in vier Districte, Lothian, Galloway, das Niederland, und das Hochland, getheilt werden unter je zwei Richtern einem Eingebornen und einem Engländer, daß der Brauch der Schotten und Brets abgeschafft seyn, und die Statuten König Davids revidirt werden sollten. Dann folgte eine bedingte Amnestie (15. Okt.), welche nur Geldstrafen auflegte, und so schien Schottland völlig unterworfen. Da war es mit einmal wieder seiner Fesseln los. Robert Bruce, Enkel jenes Prätenden-

ten, der mit John Baliol zugleich gestritten hatte, hatte bisher unentschieden bald für sein Vaterland bald für Eduard gefochten; die Hoffnungen, welche seine Familie nach Baliol's Abdankung gehegt hatte, waren unerfüllt geblieben; Eduard schien nicht geneigt, einen dieser Prätendenten zu begünstigen, und das bisherige Benehmen des Bruce war auch keineswegs so, daß man eine große Meinung hätte von ihm fassen können. Doch hatte ihn Eduard bei der letzten Organisation Schottlands zu Rathe gezogen und ihn milde und schonend behandelt. Bruce hatte persönliche Feindschaft mit John Comyn, dem ehemaligen Reichsverweser, einem Neffen Baliol's, der die von den Schotten wegen der Bruce Uebertritt zu England eingezogenen Güter erhalten hatte. Indessen scheint Bruce dieses Interesse hier aus den Augen gesetzt und seine Absicht die englische Herrschaft zu stürzen, dem John Comyn, einem Manne, ohne dessen Mitwirkung die Ausführung eines solchen Planes kaum möglich schien, kund gethan zu haben. Es wird ferner berichtet, die Sache sey von Comyn gebilligt, das Recht Robert's auf den Thron anerkannt worden, und er habe sich mit dem Anerbieten, für seine Ansprüche Bruce's Güter als Ersatz zu nehmen, völlig einverstanden erklärt. Heimlich aber habe er nach London, wo sich Bruce als an seinen gewöhnlichen Aufenthalt zurückbegeben hatte, Nachricht von seinem Vorhaben geben lassen, und Bruce sey nur durch die sinnbildliche Warnung des Grafen von Gloucester, seines Verwandten, der ihm ein Paar Sporen und zwölf Pfenninge schickte, zur eiligen Flucht bewogen worden. Durch einen unterwegs getroffenen Boten Comyn's wurde er von dem Verrath völlig überzeugt. So kam er in fünf Tagen auf sein Schloß Lochmaben. Von hier begab er sich nach Dumfries, wo die neuen vom König eingesetzten Richter ihre Assisen hielten, und wo auch Comyn sich einfand. Bruce verlangte mit ihm eine Unterredung in der Franziskanerkirche, die ihm gewährt wurde. In den einsamen Hallen der Kirche trafen sich die beiden Gegner, ihr Gefolge war draußen wartend geblieben. Wie hier das Gespräch in Wortwechsel überging, das weiß Niemand; auf einmal stürzte Bruce verstört mit blutigem Dolch heraus. Was habt Ihr gethan? fragte sein Freund Thomas Kirkpatrik von Closeburne. Ich glaube, ich habe Comyn getödtet, war die Antwort. Ihr glaubt das nur? rief Kirkpatrik; ich will es sicher machen, — und eilte, dem von den Mönchen zum Altar gebrachten Comyn noch den Dolch ins Herz zu stoßen. Robert Comyn, der Oheim des Ermordeten, der zu Hülfe eilte, wurde

von Bruce's Schwager Christoph Seaton ermordet. Die rasche That hatte den Bruch mit England unvermeidlich gemacht. Comyn wurde als ein Opfer seiner Treue gegen England angesehen. Der Mord in der Kirche konnte nur durch einen Königsthron gut gemacht werden; Bruce mußte nach diesem Schritt auch den Zweiten thun. Er begab sich nach Glasgow und traf hier Anstalten sobald ihn der Papst vom Mord absolvirt hatte sich in Scone krönen zu lassen. Dieß geschah am 27. März 1306, freilich mit weniger Pracht als die ältere Zeit gesehen hatte, da die Königskrone Schottlands nach England entführt worden war; doch vollzog Isabella, Gräfin von Buchan, die ihrem Hause seit Malcolm Ceau Mohr's Zeit zugekommene Ehre dem König die Krone aufs Haupt zu setzen, da ihr Bruder, der Graf von Fife, sich nicht einfand. Schwer mußte sie für diesen Eifer von Eduard büßen. Aber gering waren die Hoffnungen selbst der nächsten Freunde, und Robert's eigene Gemahlin, die Tochter des Grafen von Ulster, sagte: sie wünsche nur, daß er der im Sommer König sey nicht im Winter ein Verbannter seyn möge. Und die ersten Ereignisse schienen auch wenig Glück zu verheißen.

Mit Unmuth hatte Eduard den Mord Comyn's vernommen; es schmerzte ihn, noch im Alter das Schwert ziehen zu müssen. Doch beschloß er den Frevler zu züchtigen und schwur bei dem Ritterschlag seines Sohns, nach der Weise der Zeit, bei Gott und zweien auf die Tafel gesetzten Schwänen, Comyn's Tod zu rächen und den Rebellen zu strafen; verlangte von den Anwesenden das Versprechen, ihn, wenn er über dem Unternehmen sterbe, so lange unbeerdigt zu lassen, bis sein Sohn im Stande sey das Gelübde zu erfüllen; auf ähnliche Weise schwur auch der Prinz von Wales und seine übrigen Waffengefährten. Man brach ungesäumt gegen Schottland auf, und auf Anfang Juli war den Lehensträgern angesagt, sich bei Carlisle einzufinden. Der Graf von Pembroke war mit einem Heere schon vorausgegangen. Nahe bei Perth, im Walde von Methven, traf er auf Bruce, der (19. Juni) schon in der Hand seiner Feinde nur durch Seaton gerettet wurde. Seine ganze Partei wurde zersprengt und es blieb ihm nichts übrig als Flucht. Begleitet von seiner Frau und andern Verwandten und Freunden irrte der neue König einige Monate in den Grampiangebirgen umher, bis er sich von den Frauen wegen der Härte der Jahreszeit trennen mußte. Da er in der Gegend von Argyle in das Gebiet des Macdougal, eines Verwandten des John Comyn, gerieth, wurde sein kleiner Haufen von den Hochländern mit ihren langen

Streitkräften angegriffen, und dem König blieb nichts als der Ruhm, mit großer Tapferkeit, die selbst der Feind bewunderte, den Rückzug der Seinigen gedeckt zu haben. Er ließ nun die Frauen unter seines Bruders Nigel Schutz nach einem Schloß in Aberdeenshire geleiten, er selbst suchte die westliche Küste zu gewinnen, um bei dem König der Inseln, Macdonald dem Grafen von Angus, Schutz zu finden. Dieser Fürst, der seit Alexander's III. Tod die Abhängigkeit von Schottland abgeschüttelt hatte, gewährte den Fliehenden auch Schutz und gastliche Aufnahme; da jedoch Bruce fürchtete, daß sein Aufenthalt nahe an dem Hauptland des schottischen Reiches den Zorn Eduard's auch auf seinen Beschützer herabziehen dürfte, begab er sich nach der Insel Rachrin an der Küste von Irland, die dem Clan der Macdonald's gehörte, wo er den ganzen Winter 1306 blieb. Eine schlimmere Lage hatte seine Frau und seine Tochter, die aus ihrer Zuflucht im Kloster von Saint Duthac genommen wurden und acht Jahre lang in englischer Gefangenschaft leben mußten. Auch die Gräfin von Buchan wurde für ihre heldenmüthige Aufopferung durch Gefängniß bestraft, nicht minder erlitten sein Bruder Nigel und seine anderen Freunde die in Eduard's Hände geriethen, eine harte, aber freilich durch die Umstände entschuldigte, Behandlung.

Mit dem Frühling des nächsten Jahrs (1307) erneuerten die Vertriebenen, von dem König und nun auch von der Kirche Verfolgten, ihre Versuche. Aber kam auch Bruce selbst glücklich ins Land und bemächtigte sich James Douglas seines von Engländern besetzten Schlosses wieder, so wurden auch Thomas und Alexander Bruce von Roland Macdougal gefangen genommen, nach England geschickt, und daselbst hingerichtet. Geraume Zeit mußte der König selbst mit List und Gewandtheit den Verfolgungen zu entgehen suchen, selbst Spürhunde wurden nach ihm ausgeschickt, und sein eigner Neffe, Thomas Randolph, der unter Englands Fahnen diente, erbeutete sein Banner. Da kam es endlich zwischen ihm und dem Grafen von Pembroke (1307 Mai 10.) zu einer nach ausdrücklicher Uebereinkunft gelieferten Schlacht bei Loudounhill. Pembroke wurde geschlagen, und floh in das Schloß von Ayr, das Bruce zwar belagerte, jedoch wieder davon abstand. Doch hatten diese glücklichen Erfolge genug gefruchtet, um das Vertrauen seiner Anhänger zu erhöhen, die sich nun immer zahlreicher um ihn sammelten. Mit schwerem Verdruß hörte Eduard, der den Winter über bei Carlisle an der Ruhr krank gelegen hatte, die Fortschritte seines Gegners, wenn sie auch noch un-

bedeutend waren, und glaubte sich im Juli so weit wieder hergestellt, um an die Erfüllung seines Gelübdes denken zu können. Er stieg zu Pferde und begab sich an die Spitze seines Heeres, kam aber in vier Tagen nicht weiter als sechs Meilen und starb am Abend des fünften im Dorfe Burgh on the Sands (Juli 7.) in einem Alter von 69 Jahren, nach einer thatenreichen und rühmlichen Regierung. Noch auf dem Sterbebette ließ er seinen Sohn schwören, den Krieg mit Schottland ohne Rast und Stillstand fortzuführen, man sollte das Fleisch von seinem Gebein ablösen, und dieses an der Spitze des Heers gegen die Rebellen führen und nicht eher zur Ruhe bestatten, bis das widerspenstige Volk ganz unterjocht wäre. Nur sein Herz sollte in das heilige Land gesendet werden, für dessen Vertheidigung er einst gefochten hatte.

Aber der Befehl des Vaters war von dem Sohne bald vergessen. Eduard II. eilte zwar sogleich von London nach der Grenze, ließ (29. Juli) sich in Carlisle von den englischen, in Dumfries von den schottischen Baronen huldigen, aber schon nach wenigen Wochen (21. Aug.) gab er den Krieg gegen Bruce auf und kehrte zur Krönung nach London zurück. Er beachtete eben so wenig seines Vaters Gebot in Betreff seiner Ueberreste, die er vielmehr feierlich in Westminster beisetzen ließ, als sein Verbot, den Piers Gaveston, den der Vater noch kurz vor seinem Tode aus England verbannt hatte, nie wieder zu sich kommen zu lassen, und die Führung des schottischen Kriegs überließ er zuerst dem Grafen von Pembroke, später seinem Vetter John von der Bretagne, Grafen von Richmond. Er selbst ging, nachdem er Gaveston an seiner Stelle in England zurückgelassen hatte, nach Frankreich, wo er in Boulogne dem König Philipp dem Schönen die Huldigung für Guyenne und Poitou leistete, und (1308 Jan. 25.) Philipp's Tochter Isabelle, die schönste Frau ihrer Zeit, heirathete. Hatte schon die dem Günstling verliehene Regentschaft die Großen erzürnt, so wurde ihr Unmuth durch des Königs Benehmen gegen Gaveston, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, noch gesteigert. Ohne Rücksicht auf sie eilte Eduard (7. Febr.) nur auf Gaveston zu, und umarmte ihn öffentlich, nannte ihn seinen Bruder und verlieh ihm bei der mit ungewöhnlicher Pracht (Febr. 24.) vollzogenen Krönung das vielbedeutende und vielbegehrte Ehrenamt, die Krone dem König vorzutragen. Schon wenige Tage nachher traten die unzufriedenen Großen zusammen, unter denen die Grafen von Hereford, Pembroke, Warenne, und andere Lords waren, vor allen

aber Thomas von Lancaſter, des Königs Vetter, und verlangten die Entlaſſung des Günſtlings. Der König verwies die Sache auf das um Oſtern zu haltende Parlament, ſuchte auch die Großen mittlerweile zu begütigen, da aber Gaveſton bei den um Faſtnacht gefeierten Ritterſpielen auch durch ſeine körperliche Ueberlegenheit die Eitelkeit derſelben noch mehr gekränkt hatte, ſo mußte auf dem Parlament (28. April) der König wirklich verſprechen, ſeinen Liebling entlaſſen zu wollen, Gaveſton mußte (18. Mai) Urfehde ſchwören, nie zurückkehren zu wollen, die Geiſtlichkeit ſprach, wenn er ſeinen Eid brechen würde, den Kirchenbann über ihn aus, und Gaveſton entfernte ſich, vom König (7. Juni) noch reich beſchenkt und bis Briſtol begleitet, (26. Juni) nach Irland, um hier durch die Statthalterſtelle über ſeinen Verluſt getröſtet und entſchädigt zu werden. Auch erwarb er ſich daſelbſt durch mehrere glückliche Gefechte gegen die Eingebornen kriegeriſchen Ruhm, arbeitete aber dennoch an ſeiner Zurückberufung an den Hof. Der König berief indeſſen ein zweites Parlament, um eine Steuer zu erhalten, aber die Gemeinen verlangten, daß vor der Bewilligung derſelben ihre zahlreichen Beſchwerden abgeſtellt werden müßten. Dieſe beſtanden hauptſächlich darin, daß die königlichen Einkäufer die Lebensmittel nähmen, ohne genügende Sicherheit für die Zahlung zu leiſten, daß der König die Abgabe von Wein, Tuch, und andern Einfuhrartikeln geſteigert, und dadurch den Preis um ein Drittel erhöht habe, daß durch die Münzverſchlechterung alle Bedürfniſſe theuer geworden ſeyen, daß die Richter des königlichen Hofes in Sachen richteten, die nicht vor ihr Forum gehörten, und ihre richterliche Gewalt auf weiter als die Berge (Bannmeile von zwölf Lieues um des Königs Perſon) ausdehnten, daß keine Schreiber da ſeyen um die Bittſchriften der im Parlament verſammelten Gemeinen in Empfang zu nehmen, daß in bürgerlichen Rechtshändeln Befehle unter dem königlichen Inſiegel (Cabinetsbefehle) zur Störung des Rechts erlaſſen würden, daß Verbrechern mit großer Leichtigkeit Begnadigung gegeben würde, daß die Beamten der königlichen Schlöſſer (Schloßvögte) ſich anmaßten Recht zu ſprechen, daß von den Fiskalen ſelbſt da, wo appellirt worden wäre, Confiskation vollzogen würde. Nach dreimonatlicher Vertagung des Parlaments ſtellte Eduard die in dieſen Beſchwerden gerügten Uebelſtände ab, mit Ausnahme des Eingangszolls, den er zwar für den Augenblick aufhob, aber ſchon im folgenden Jahr wieder erheben ließ.

Eduard war nur darauf bedacht Gaveſton zurückzurufen. Als er durch Bitten beim Papſte es dahin gebracht hatte, daß Clemens V. den Bannfluch, der auf Gaveſton's Rückkehr gelegt war, aufhob, rief er ihn eilig aus Irland zurück, begleitete ihn wie im Triumph nach Langley in Herefordſhire (16. Juli), und vermochte das in Stamford verſammelte Parlament (26. Juli) die Erlaubniß daß er in England bleibe zu ertheilen. Aber der Haß des Adels hatte ſich nicht gelegt und wurde durch Gaveſton ſelbſt noch mehr gereizt. Er gab dem Grafen von Lancaſter den Namen des alten Schweins, oder auch des Comödianten, nannte den Grafen von Pembroke Joſeph den Juden, den Grafen von Gloceſter den Hahnreivogel, und den Grafen von Warwick den wilden ardenniſchen Eber. In koſtbaren Feſten erſchöpfte Eduard den Schatz, und als er ein Parlament nach York (18. Okt.) berief, weigerten ſich die Großen zu erſcheinen, kamen aber, als ſie der König wiederholt einberief, bewaffnet nach Weſtminſter (1310 Febr. 28.), und Gaveſton entwich. Nun ſtellten ihm die Barone vor, daß der Staat und ſein eigenes Haus ſo ſchlecht verwaltet wären, daß man ſchlechterdings auf Mittel denken müßte, dieſem Uebel abzuhelfen. Es ſchiene ihnen das einzige, daß der König einem vom Parlament ernannten Ausſchuß das Geſchäft überlaſſe, eine Ordnung für das Regiment des Staates und des Hauſes zu machen. Dieſe Commiſſion (the Ordainers) von ſieben Prälaten, acht Grafen, und ſechs Baronen, wurde (16. und 20. März) niedergeſetzt, um, ohne dadurch einen den Rechten der Krone nachtheiligen Gebrauch herzuſtellen, binnen anderthalb Jahren den königlichen Hofſtaat zu ordnen und den Beſchwerden des Volks abzuhelfen. Während dieſe Herren ihr Geſchäft weiter verfolgen würden, hatte Eduard, froh darüber daß ihre erſten ſechs noch bei ſeiner Anweſenheit gegebenen und von ihm ſelbſt (2. Aug.) genehmigten Artikel nur eine Beſchränkung der königlichen aus den Domänen fließenden Einnahme, wovon ein Theil zur Abzahlung ſeiner Schulden gebraucht werden ſollte, der andere Theil zu ſeinem Unterhalt, eine Beſtätigung der Magna Charta, deren ſtreitige und zweifelhafte Punkte von dem Ausſchuß ausgelegt werden ſollten, die Aufrechthaltung der kirchlichen Rechte, und Aehnliches, aber Nichts gegen Gaveſton, enthielten, einen Zug gegen Schottland unternommen. Unterwegs kam Gaveſton wieder zu ihm (Okt. 1.), wurde wieder mit Gunſtbezeugungen beehrt, und nachdem weiter nichts als ein Zug bis an den Forth unternommen worden war, als Feldherr für das nächſte Jahr beſtimmt. Aber

Bruce's Vorsicht gab ihm keine Gelegenheit durch eine glänzende Waffenthat die Gunst der Nation zu gewinnen.

Als nun die andern von den Ordnern aufgestellten einundvierzig Artikel dem Könige (1311 Aug. 8.) übergeben wurden, welche den bisherigen Verwirrungen in der Besteuerung, in der Veräußerung der Domänen, in der Rechtspflege, u. s. w. Einhalt thun sollten und freilich auch wohl thaten, nur daß die Gewalt der Barone dadurch ungebührlich hoch über den König gehoben wurde, war auch die ewige Verbannung Gaveston's vom ersten November ausgesprochen und er wenn er sich wieder auf königlichem Gebiete treffen lasse für einen Feind der englischen Nation erklärt. So sehr auch die übrigen Punkte die königliche Gewalt beeinträchtigten, so war doch dieser für den König der empfindlichste, und erst nach langem Widerstreben gab er, da die Barone schlechterdings nicht nachgaben, seine Zustimmung zu diesen Artikeln und Gaveston's Entfernung. Doch erklärte er (5. Okt.), daß er dieß nur mit dem Vorbehalt thue, daß keiner dieser Punkte für die Rechte der Krone schimpflich sey und die Vollmacht der Ordner überschreite. Dann schied er (1. Nov.) in Thränen von Gaveston, der nach Frankreich und Flandern ging aber schon vor Weihnachten wieder mit Eduard zu York zusammentraf. Der König (1312 Jan. 18.) ließ bekannt machen, Gaveston sey auf Befehl des Königs zurückgekehrt und wolle als ein getreuer und rechtschaffener Unterthan seine Unschuld gegen seine Ankläger behaupten. Auch gab er ihm (24. Febr.) alle seine Ehren und Güter zurück. Dieser offenbare Bruch seines erst gegebenen Wortes gab den Baronen ein leichtes Spiel gegen ihn; sie konnten offen sagen, daß man allen seinen Versprechungen nicht mehr trauen könne; es sey leicht einzusehen, daß er nach einer despotischen Herrschaft trachte, und da das ganze Volk dabei interessirt sey, so müsse man gemeinschaftlich Maaßregeln zur Abhülfe treffen. Vergebens suchte der König den Sturm dadurch zu beschwören, daß er öffentlich bekannt machte, er wolle die einundvierzig Artikel halten. Selbst die Königin klagte gegen ihren Vater Philipp über Gaveston's nachtheiligen Einfluß auf ihren Gemahl.

Um aber nicht auf halben Wege stehen zu bleiben, verbanden sich auf Anrathen des Grafen von Lincoln, den körperliche Schwäche ans Lager fesselte, die Grafen von Lancaster, Warwick, Pembroke, Arundel, Hereford, Warenne, der Erzbischof von Canterbury, und viele andere Prälaten und Barone, zur Ergreifung der Waffen, unter

dem Vorwand Kirche und Staat zu ſchützen. Lancaſter, Enkel Heinrich's III., ſollte ihr Anführer ſeyn, ein anſehnliches Heer wurde unter dem Vorwand eines Turniers ſchnell zuſammengezogen, ohne daß Eduard, der ſich fortwährend zu York befand, etwas that ſie daran zu hindern. Vielmehr verletzte er gerade damals wieder einen der vierzig Artikel, indem er ohne Erlaubniß der Ordner dem Biſchof von Lichfield die Würde des Großſchatzmeiſters verlieh. Da rückten auf einmal die Truppen Lancaſter's (5. Mai) vor Newcaſtle, wohin er von York ausgegangen war, und nur um wenige Stunden früher gelang es ihm, mit Gaveſton über Tynmouth nach Scarborough zu fliehen, wo er im feſten Schloſſe ſeinen Günſtling ließ, hoffend ihn dort ſicher verwahrt zu haben, er ſelbſt eilte nach York zurück um hier ebenfalls die Waffen zu ergreifen. Lancaſter poſtirte ſich hierauf zwiſchen York und Scarborough, und ließ durch die Grafen von Surrey und Pembroke den letzten Ort belagern. Eduard's Befehle ſich zurückzuziehen wurden nicht geachtet, und da der Platz obgleich an ſich feſt mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen gar nicht verſehen war, ſo ergab ſich Gaveſton (17. Mai) unter der Bedingung, daß er, wenn bis zum erſten Auguſt kein Vergleich zu Stande komme, wieder in den Beſitz von Scarborough geſetzt werden ſollte; auf jeden Fall ſollten nur die Pairs ſeine Richter ſeyn. Der Graf von Pembroke und Lord Heinrich Percy verbürgten ſich dem Könige für ſein Leben, und Pembroke wollte ihn nach ſeinem, des Gefangenen, eigenen Schloſſe Wallingford bringen. Aber als er ihn unterwegs zu Dodington gelaſſen hatte, bemächtigte ſich ſeiner der Graf Guy von Warwick, ſein Todfeind, und brachte ihn nach dem Schloſſe Warwick. Hier wurde berathen, was man mit ihm thun ſolle; der Antrag ihn freizulaſſen verworfen, weil „man den Fuchs wieder jagen müſſe, wenn man ihn habe laufen laſſen„, und beſchloſſen ihn hinzurichten. Dieſes der Capitulation zuwiderlaufende Urtheil wurde, nachdem Gaveſton ſeine früher oft bewieſene Mannhaftigkeit durch verächtliches Bitten um Gnade zu den Füßen des Grafen von Lancaſter befleckt hatte, zu Blacklowhill im Gerichtsbezirk deſſelben Grafen (Juni 19.) vollzogen. Es iſt unleugbar, daß Gaveſton das Opfer des Haſſes der einheimiſchen hohen Barone wurde, welche es gewaltig entrüſtete, daß er, der Ausländer, der Dienſtadelige, zu den höchſten Ehren erhoben ſey, das Vertrauen des Königs genieße, und alle Angelegenheiten leite. Verſchwendung, Leichtſinn, und Hochmuth ſcheinen die einzigen erweislichen Fehler Gaveſton's

geweſen zu ſeyn; ſein geiſtiges Uebergewicht über die Barone, ſein durch körperliche und geiſtige Vorzüge bedingter Einfluß auf den König, der durch ihn zur Ueppigkeit und Verſchwendung mag verführt worden ſeyn, war ſeine ganze Schuld, und die einer liebenden Zärtlichkeit gleiche Freundſchaft, mit welcher Eduard an ſeinem Jugendgeſpielen hing, ſtürzte ihn in ſeinen Tod.

So entrüſtet aber auch Eduard über Gaveſton's Hinrichtung war, ſo fand er ſich doch ganz außer Stand, die übermüthigen Barone zu ſtrafen. Noch ehe er ein Heer zuſammenbrachte, rückten ſie ihm ſo nahe, und äußerten ſich mit ſolcher Feſtigkeit, daß er der Vermittlung des Papſtes und des Königs Philipp Gehör gab, vielleicht auch durch die Geburt (13. Nov.) eines Sohnes milder geſtimmt wurde, und gegen die Zurückgabe des in Newcaſtle geraubten Vermögens Gaveſton's, gegen Abbitte und Erklärung, daß ſie blos die Mißbräuche zu reformiren zuſammengetreten ſeyen, ihnen volle Amneſtie (20. Dec.) gewährte. Doch erſt im folgenden Jahre (1313 Febr. 7.) konnte er zur öffentlichen Erklärung hierüber in vollem Parlamente vermocht werden.

Jetzt erſt wurde der bisher zwar nicht aufgegebene aber doch nur matt betriebene Krieg gegen Schottland ernſtlich angegriffen. Bruce hatte ſtete Fortſchritte gemacht, von Douglas, von ſeinem Bruder Eduard, mit Kraft unterſtützt; er hatte an dem Macdougal, der ihn auf ſeiner Flucht angegriffen hatte, Rache genommen (Aug. 1308), die geiſtlichen Großen erkannten ihn, trotz der vom Erzbiſchof von St. Andreas ausgeſprochenen Bannflüche, für ihren Landesherrn, und die Stände erklärten einſtimmig, Eduard's I. zu Gunſten Baliol's geſchehener Ausſpruch ſey ungerecht geweſen, und der rechtmäſſige Erbe wäre Robert Bruce, der Großvater des Königs, geweſen. Der Einfall Eduard's II. und Gaveſton's hatte gar nichts ausgerichtet und was Schottland durch Verwüſtungen leiden mochte, wurde den Engländern durch Einfälle in die nördlichen Provinzen reichlich vergolten. Eine Feſtung nach der andern fiel in Robert's Hände. Ein Bauer, William Binnock, verbarg einige Bewaffnete in dem Heu, das er in das Thor von Linlithgow fuhr; dieſe überwältigten die Wache, hielten ſich ſo lange, bis ihre Freunde ihnen zu Hülfe kamen, und bemächtigten ſich ſo des Schloſſes. Vor Perth warf ſich Bruce ſelbſt, ging mit einer Leiter auf der Schulter durch den ihm bis ans Kinn gehenden Waſſergraben, und war der zweite auf der Mauer. Ein Franzoſe, der in der ſchottiſchen Armee war, erſtaunt

dem Marſchall Robert Keith mit einigen hundert Reitern dem feindlichen Fußvolk in die Flanke zu fallen gebot. Hierdurch begann die Verwirrung unter dieſen einzureißen, und Eduard vermochte nicht ſchnell genug friſche Schaaren herbeizuführen. Bruce aber benützte den günſtigen Augenblick, brach mit dem zweiten Treffen hervor, erſchütterte was bis jetzt noch Stand gehalten hatte, und da die Troßknechte in dieſem entſcheidenden Zeitpunkt auf den Hügel im Rücken des ſchottiſchen Heeres, aus Neugierde um den Gang der Schlacht zu ſehen, hinaufliefen, und wie ſie Tücher und Pferdedecken ſchwangen von den Feinden für ein neues mit fliegenden Fahnen anrückendes Heer angeſehen wurden, ſo ergriff ein paniſcher Schrecken das ganze Heer und die Schlacht war gewonnen. Der Bach von Bannockburn war faſt ausgefüllt und überbrückt von Erſchlagenen und Ertretenen, nicht minder wenige ertranken im Forth, und das Schlachtfeld ſah eine weite Reihe von Leichen. Nicht weniger als 27 Barone waren erſchlagen, unter denen der junge und tapfere Graf von Glouceſter, und der berühmte Ritter Robert Clifford oben anſtanden. Zweihundert Ritter und ſiebenhundert Adelige ohne Ritterſchlag, worunter die edelſten Namen waren, und an 30,000 Gemeine lagen erſchlagen. Eduard ſelbſt, der kein Feigherziger war, wurde nur mit Mühe von dem Grafen von Pembroke von dem Schlachtfelde fortgeriſſen, und entkam von Douglas verfolgt kaum in das Schloß Dunbar, wo ihn der Graf von March gaſtlich aufnahm, und in einem Fiſchernachen faſt allein nach Berwick führen ließ. Ein großer Reichthum an Geld und Geldeswerthe, Lebensmittel aller Art, Kriegsmaſchinen, u. a. fiel in die Hände der Sieger, deren Verluſt ſehr gering war. Bruce benützte dieſe Gelegenheit, um ſeine noch in engliſcher Gefangenſchaft ſchmachtenden Verwandten auszulöſen. Ein Verſuch auch wurde gemacht, Eduard's Anerkennung ſeiner Herrſchaft zu erhalten, und als dieſe fehlſchlug, begann der durch Stillſtand etwas eingehaltene Krieg abermals und wurde nun England von den Schotten angegriffen. Um aber Unfälle wie nach dem Abſterben Alexander's III. zu verhüten wurde (1315) die Erbfolge ſo feſtgeſetzt, daß auf König Robert, der damals noch keinen Sohn hatte, zuerſt ſein Bruder Eduard und deſſen Nachkommenſchaft, wenn aber dieſe erloſchen, Robert's Tochter Marjory (Margaretha) die an Walter den Stewart (Seneſchall, Haushofmeiſter der Könige) vermählt war, folgen ſollte. Dieß änderte ſich aber durch Eduard's in ſeinem Verſuch König von Irland zu werden, nachdem er auch wirklich

(1316 Mai 2.) gekrönt worden war, ihn ereilenden Heldentod (1318 Okt. 5.), wodurch die Herrschaft der Engländer obgleich keineswegs fest doch ohne Mitbewerber war. Der Krieg mit England, einigermaßen auch durch die fürchterliche Hungersnoth und Seuche, die fast in allen Ländern wütheten, unterbrochen, wurde von den Schotten, besonders durch Douglas und Randolph, in glücklichen Streifzügen fortgeführt. Die wichtigste Unternehmung war (1318 März 28.) die Ueberrumpelung und Einnahme der festen Stadt Berwick, die selbst Eduard II. sorgfältig zu hüten nicht unterlassen hatte. Robert Bruce setzte den feindlichen Schwertern einen eben so festen Sinn entgegen, als den päpstlichen Bullen, mit denen Johann XXII., durch englischen Einfluß bewogen, Stillstand und Bannfluch aussprach. Die päpstlichen Boten, schon vorher auf englischem Boden ausgeplündert, kamen endlich zu König Robert, dem sie offene und versiegelte Schreiben überbrachten. Er ließ die offenen Schreiben vorlesen, weigerte sich aber die versiegelten zu erbrechen, weil sie nicht an den König, sondern an den Herrn Robert Bruce Regenten in Schottland überschrieben waren. "Diese, sagte er, eröffne ich nicht. Ich habe Unterthanen von demselben Namen wie ich, und einer oder der andere mag Theil an der Regierung haben. An einen von ihnen mag des heiligen Vaters Schreiben gerichtet seyn, aber nicht an mich, der ich König von Schottland bin." Vergebens suchten die Nuncien alle möglichen Vorstellungen auf den König zu bewegen. Robert blieb unerschütterlich und es blieb den Nuncien nichts als die Rückkehr nach England übrig. Hier ließ sich aber der Minoriten Guardian zu Berwick, Adam Newton, bewegen, die Bullen nach Schottland zu bringen. Er ließ sich zuerst sicheres Geleite geben, kam unter demselben zwar vor Robert's Augen, konnte ihn aber eben so wenig vermögen, die Schreiben anzuhören. Er proklamirte dann im Namen des Papstes einen zweijährigen Waffenstillstand, fand aber bei den Kriegsleuten damit so wenig Gehör, daß er für sich besorgt zu werden anfing, und um eine Erlaubniß zur weitern Reise nach dem innern Schottland oder um sicheres Geleit zur Heimkehr anhielt. Beides wurde ihm versagt, und er mußte auf eigne Gefahr heimkehren. Auf diesem Wege wurde er von Räubern überfallen, welche ihm Alles nahmen, die Bullen zerrissen, und ihn so zwar beraubt doch unversehrt heimschickten. Der Mönch kehrte dennoch im stolzen Wahn, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben, nach Berwick zurück. Papst Johann war auch nicht so leicht abzuschrecken, er erneuerte

ſeine Bannſtüche gegen Bruce und ſeinen Anhang, und gebot (1319) den Biſchöffen von York und London ſie alle Sonn- und Feſttage mit üblichem Ceremoniel bekannt zu machen. Nun aber nahm es das Parlament auf ſich, dem Papſt (1320 April 6.) zu erklären, daß ihre Rechte von England ganz unabhängig wären. Sie begannen mit ihrer alten Abſtammung von Scota, der Tochter König Pharaos, mit der Bekehrung der Nation durch den Apoſtel Andreas, und mit den Namen ihrer alten, fabelhaften Könige. Nach dieſen hiſtoriſchen Behauptungen, gegen welche dem Papſt etwas aufzubringen kaum möglich ſeyn konnte, kamen ſie auf Eduard's Einmiſchung in ihre Angelegenheiten, verglichen dieſe Zeit mit der ägyptiſchen Knechtſchaft, und ihren Befreier aus derſelben mit einem Joſua und Macabäus, und erklärten, daß Bruce ihr König wäre durch das Recht des Blutes, durch das Verdienſt, und durch freie Anerkennung des Volkes, daß ſie aber ihm die Lehnspflicht verweigern würden, wenn er ſich England jemals fügen würde. Sie baten den Papſt, als Statthalter Gottes auf Erden, den König von England zu bewegen, ſie in Ruhe zu laſſen, da ſie weiter nichts wollten, erinnerten ihn an ſeine Pflicht die chriſtlichen Völker in Friede zu erhalten, damit ein allgemeiner Kreuzzug möchte unternommen werden, ſchloſſen, indem ſie alle Unfälle, die in dieſem Krieg ferner vorkommen möchten, ihm aufs Gewiſſen legten, verſicherten den Papſt endlich ihres geiſtlichen Gehorſams, und überließen die Vertheidigung ihrer Sache dem Gott der Wahrheit, der ihnen Kraft geben wolle, die Anſchläge ihrer Feinde zu nichte zu machen. Dieſe feſte und männliche Sprache muß auf den Papſt einen ſolchen Eindruck gemacht haben, daß er jetzt nur den Ausgang weltlicher Unternehmungen abwartete, um ſich zu entſcheiden. Eduard, den der Verluſt von Berwick ſchmerzte, hatte ſchon 1319 einen Verluſt gemacht es wieder zu erobern, aber der tapfere Widerſtand des Stewart's Walter, der den Ort vertheidigte, und eine Diverſion, die König Robert in York machte, wobei der Erzbiſchof von York (1319 Sept. 20.) in der ſogenannten weißen Schlacht geſchlagen wurde, hatte ihn genöthigt die Belagerung aufzuheben, und einen zweijährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. An der unterdeſſen von David von Brechin und William von Soulis zu Gunſten des letztern gemachten Verſchwörung, welche den König Bruce ſtürzen ſollte, war Eduard wohl eben ſo wenig unwiſſend, als Robert an dem Aufſtand des Grafen von Lancaſter, der dieſem (1322) das Leben koſtete. Eduard fiel daher (1322 Aug.) mit einer ſtattlichen

Armee in Schottland ein, konnte aber keinen Feind zu Geſicht bekommen, obgleich er bis Edinburg vordrang. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zur Heimkehr, und jetzt folgte ihm Robert, und ſchlug ihn bei Biland Abbey. Nun wurde zu Berwick ein dreizehnjähriger Waffenſtillſtand (1323 Juni 7.) geſchloſſen, in welchem Bruce den Titel König erhielt, und um dieſelbe Zeit ertheilte ihm auch Papſt Johann XXII. den Königstitel. Zugleich ſchloß ſein Geſandter Randolph ein Offenſiv- und Defenſivbündniß mit Frankreich ab, das für die folgende Geſchichte Schottlands höchſt folgenreich geweſen iſt.

Nun zuerſt nach langen Kriegszeiten genoß Schottland einige ruhige Jahre, in welchen durch die Geburt von Robert's Sohn David die Erbfolge näher beſtimmt wurde; auf dem deßhalb gehaltenen Parlament (1326 Juli) zu Cambuskenneth wurden zuerſt Abgeordnete von den königlichen Städten zugelaſſen: auf David Bruce und ſein oder ſeiner Kinder Abſterben ſollte nun Robert Stuart, der Sohn ſeiner Schweſter, folgen; dem König wurde eine beſtimmte Abgabe vom ganzen Lande geſichert. Die in England von der Königin Iſabella ausgeführte Revolution, wodurch ihr Gemahl entſetzt und ihr Sohn Eduard (1327) erſt als Regent, nach dem baldigen Tod des Vaters aber als König die Regierung übernahm, bewog Robert, den Waffenſtillſtand zu brechen, und ein Heer von 25,000 leichten Reitern unter Randolph und Douglas (1327 Juni) in England einfallen zu laſſen. Der junge König von England wollte mit einem 60,000 Mann ſtarken Heere ſie aufſuchen, konnte nur in den rauchenden Ruinen der Dörfer und Flecken ihre Spur finden, bot ihnen in ihrer feſten Stellung am Fluſſe Wear eine Schlacht, wäre (4. Aug.) von Douglas beinahe ſelbſt gefangen worden, und mußte endlich, da die Verfolgung des leichtberittenen Feindes ſeinem Heere unmöglich war, wieder heimkehren und ſein Heer (15. Aug.) entlaſſen. Nun vermittelte Mortimer einen Frieden, der (1328 März 17.) zu Edinburg abgeſchloſſen und vom engliſchen Parlament (4. Mai) zu Northampton beſtätigt, und durch die Verheirathung von Eduard's Schweſter Johanna mit Robert's Sohn David befeſtigt wurde. Alle Anſprüche Englands auf Schottland wurden aufgegeben, alle entführten Dokumente und Inſtrumente der königlichen Gewalt zurückgeſtellt, beide Könige verſprachen die Rebellen des andern Reiches nicht zu unterſtützen, der Stein von Scone ſollte wieder zurückgebracht, und die in Schottland begüterten engliſchen Großen ihre Leben

und Güter daſelbſt wieder erhalten. Nur die beiden letztern Punkte konnten nicht vollzogen werden, im Uebrigen trat Ruhe ein, und König Robert konnte ſich rühmen, noch vor ſeinem Ende (geſt. 1329 Juni 7.) rühmen, Schottland durch ſeine Kraft und Klugheit zu einem geachteten und furchtbaren Reiche gemacht, und das vorher ſchwache, und durch Unterſchied der Volksſtämme und der Stände gehinderte Nationalgefühl mächtig und warm hervorgerufen haben. Seine Regierung, bei weitem vor- und rückwärts in Schottland die bedeutendſte, hebt ſich auch im Vergleich mit andern Völkern zu ſeinem Vortheil hervor, und er wird einſtimmig unter die ausgezeichnetſten Männer ſeines Jahrhunderts gerechnet.

XXI. Heinrich VII. und Italien.

Italien. Mailand. Matthäus Visconti. Guido della Torre. Heinrich VII. Hoftag zu Speier. Johann König von Böhmen. Heinrich's Zug nach Italien. Aussöhnung zwischen Welfen und Gibellinen. Aufstand der Welfen. Sturz der della Torre. Matthäus Visconti wird Reichsvicar. Welfen und Gibellinen in Florenz. Schlacht am Arbia. Zunftwesen in Florenz. Friedenswerk des Cardinals Latino. Die Prioren in Florenz. Die Pisaner bei Meloria geschlagen. Ugolino in Pisa. Der Gonfaloniere der Gerechtigkeit. Giano della Bella vertrieben. Der Adel gegen das Volk. Blüthe der Stadt. Die Weißen und Schwarzen. Karl von Valois in Florenz. Verbannung der Weißen. Unruhen durch Messere Corso Donato. Messere Corso's Untergang. Verhältniß des Reichs zu Florenz. Heinrich's Zug von Pisa. Einzug in Rom. Heinrich im Lateran gekrönt. Heinrich verläßt Rom. Angriff auf Florenz. Verurtheilung König Robert's. Heinrich's VII. Tod.

Wie sich Schottland der Uebermacht Englands erwehrte, wie sich die flandrischen Städte den Franzosen kühn entgegenstemmten, wie die Eidgenossenschaft der Waldstätte sich der Usurpation der Landvögte erwehrte, — lauter gleichzeitige Ereignisse, — eben so zeigte sich in Italien, das dem Reiche angehörte, ein Bestreben, sich von der Willkühr loszureißen, die auf verschiedene Weise sichtbar wurde. Gegen den Kaiser selbst zu fechten, sich vom Reiche loszureißen, war eigentlich nicht mehr vonnöthen, denn dieser Zusammenhang war ohnedies nur noch dem Namen nach vorhanden; dagegen waren an die Stelle der kaiserlichen Macht andere Gewalthaber getreten, deren Ansprüche nun mit dem Aufstreben der bürgerlichen Gemeinden in verschiedener Weise in Konflikt traten. Aber der Ausgang war nicht überall von gleicher Art. Gemeinschaftlich blieb diesen Staaten nur der Kampf gegen das Ausland, das von ihnen, es mochte deutschen oder französischen Stammes seyn, auf gleiche Weise bekämpft wurde. Durch dieses gemeinsame Interesse bildete sich gegen das Ende des Mittelalters eine gewissermaßen natürliche Verbindung der außerdem unter sich stets uneinigen und eifersüchtigen Staaten.

Aus dem Reiche hervor ging hauptsächlich Mailand und Florenz, beide nach und nach die Häupter der Lombardei und Toskana's. Mailand war schon unter den alten Kaisern, den Salliern und den Hohenstaufen, die bedeutendste Stadt des Reiches der lombardischen Krone, und die beiden Friedriche hatten es zwar in Schlachten, aber niemals im Kriege besiegt. Nach der großen Niederlage von Cortenuova war die Macht Mailands dennoch nicht so weit gebrochen,

um eine Unterwerfung auf Gnade und Ungnade einzugehen, und die Ausdauer bewies sich heilsam. Der Kampf gegen den Gibellinenhäuptling Ezzelin da Romano wurde von Martin della Torre, Anzian und Herr von Mailand, durch seine Niederlage und Gefangennehmung an der Brücke über die Adda (1260) siegreich beendigt, und die Macht des Hauses della Torre mit Festigkeit und Klugheit gesichert. Aber als nach Martin's (st. 1263) und seines Bruders Philipp Tod (1265) Napoleone della Torre in seiner Gewaltherrschaft so weit ging, zur Rache für den Mord seines Bruders Paganino vierundfünfzig Adelige aus Mailand und Pavia hinrichten zu lassen, konnte der vertriebene Erzbischof Otto, Haupt des früher mächtigen Geschlechts der Visconti, seine gewaltsame Rückkehr mit Erfolg betreiben. In der Schlacht bei Desio wurden die Torrianen fast alle getödtet oder gefangen, Napoleon, der unter den letztern sich befand, in einen hölzernen Käfich auf der Burg Boradello (1277 Jan. 21.) eingesperrt, und nun von dem in Mailand gegen die torrianische Partei sich empörenden Volke die Visconti zur Rückkehr eingeladen. In feierlichem Einzug kehrte der Erzbischof Otto mit seinen Verwandten und vielem Adel (Jan. 22.) zurück, wurde zum Aeltesten (Herrn, Signore) gewählt, setzte den Podesta oder Blutrichter, der meistens ein Auswärtiger war, und den Volkshauptmann ein (capitano del popolo), welche Stelle des Erzbischofs Großneffe, Matthäus Visconti, (1285) erhielt, und bemühte sich die Stadt im Innern in guter Ordnung zu halten und gegen die draußen sich mit den Feinden Mailands verbindenden Torrianen zu schützen, aber auch die Macht seines Hauses zu erhalten und zu stärken. Die auf den St. Agnes- und St. Vincenztag fallenden Feste des Hauses Visconti wurden nun Feste der Stadt, und die Heiligen dieser Tage reihten sich neben den ehemals alleinigen Schutzpatron Mailands, den heiligen Ambrosius. Ja, Matthäus erhielt sogar von König Adolf (1294 Mai 3.) die Statthalterschaft über die ganze Lombardie, von den Mailändern selbst um die Uebernahme dieser Stelle gebeten. Da starb (1295 Aug.) der achtundachtzigjährige Erzbischof Otto, der mit Ausdauer, Klugheit, Entschlossenheit, und Mäßigung, die Größe seines Hauses geschaffen hatte, und Matthäus, von Albrecht (1298) als Reichsvicar bestätigt, rücksichtslos nur seinem Streben nach Größe Gehör gebend, reizte alle seine Nachbarn, Gibellinen und Welfen, so gegen sich auf, daß er (1302 Juni 16.) in die Rückkehr der Torrianen sich fügen und mit seinem ganzen Anhang aus der Stadt

entweichen mußte. Da wurde Guido della Torre, Enkel Napoleon's, Aelteſter des Geſchlechts, erſt (1307) auf Ein Jahr, dann auf Lebenszeit zum Volkshauptmann gewählt, mit unbeſchränkter Vollmacht, die Satzungen zu ordnen und neue zu entwerfen, ſo daß er faſt fürſtliche Gewalt beſaß. Matthäus zog ſich ins Ferrariſche zurück, wo er unter dem Schutz der Herren von Eſte, mit denen er durch Heirath ſeines Sohns Galeazzo verwandt war, ruhig auf die Zeit wartete, wo auch ſein Glückſtern wieder leuchten würde. Als ihn Guido höhniſch durch einen Diener des Hofes, dem er dafür einen Zelter und einen Pelzrock verſprochen hatte, fragen ließ: wie er ſich jetzt befinde, und wann er nach Mailand zurückzukehren gedenke? gab er ihm zur Antwort: er befinde ſich wohl, denn er wiſſe ſich in die Zeit zu ſchicken, und weiter: wann das Maaß von Guido's Sünden höher geſtiegen ſey als die ſeinigen, ſo werde er nach Mailand zurückkehren. Wohl erhielt der Bote ſeinen verheißenen Lohn, und Guido rühmte die Klugheit ſeines vertriebenen Feindes, aber dennoch nahm er ſich das Schickſal deſſelben nicht zum warnenden Vorbild.

Gerade um dieſe Zeit war auch jenſeit der Alpen der römiſche Königsthron mit Heinrich von Luxemburg neu beſetzt worden. Dieſer tapfere, und eben ſo den Welfen wie den Ghibellinen abholde Fürſt empfing auf ſeinem Tag zu Speier (1309) die lombardiſchen Großen, den Tebaldo de Bruſciato aus Breſcia und Matthäus Visconti's Abgeordneten, den als Rechtsgelehrten zu Padua lebenden Francesco di Garbagnate, die ihn zum Zug nach Italien und zur Herſtellung der kaiſerlichen Gewalt in dieſen Theilen des Reichs aufmunterten. Die Wahl Heinrich's war ein Werk heimlichen päpſtlichen Einfluſſes. Nach Albrecht's Ermordung hatte ſich bereits ſein Sohn Friedrich Hoffnung auf die Reichskrone gemacht, aber auch andere Fürſten, von Bayern, Brandenburg, Thüringen, Würtemberg, Anhalt, hatten ſich beworben, und Philipp der Schöne glaubte die früher für ſeinen Bruder Karl geſuchte Würde, jetzt, da er den Papſt in ſeiner Gewalt habe, gewiß zu erlangen. Clemens, der damals noch keinen feſten Ort des Aufenthalts hatte, ſtellte zu Poitiers, wo ihn Philipp aufſuchte, die Empfehlungsſchreiben an die Wahlfürſten aus, die aber nur bei Heinrich Erzbiſchof von Cöln und Johann Herzog von Sachſen Lauenburg günſtig aufgenommen wurden, während die andern Fürſten, die auch in den allgemein und unbeſtimmt gehaltenen Ausdrücken der Briefe die wahre Geſinnung des Papſtes er-

kannten, ſich dadurch nicht bewegen ließen, der Ehre des deutſchen Namens untreu zu werden. Auch ſandte Clemens den Fürſten heimliche Botſchaft, um ſie vor Philipp's Planen zu warnen, und rieth ihnen zur Wahl des tapfern und frommen Heinrich's, Grafen von Luxemburg (Lützelburg). Für denſelben wirkte auch ſchon längſt der von Clemens V. (1306) zum Erzbiſchof von Mainz ernannte Peter Aichſpalter, vorher Biſchof von Baſel, Diener und Freund des luxemburgiſchen Hauſes, der als er um für Heinrich's Bruder Balduin um dieſe Würde zu bitten nach Frankreich gereiſt war, bei dem Papſte, den er von einer Krankheit heilte, in ſolche Gunſt kam, daß er ihm ſelbſt ohne ſeine Bitte das Erzbisthum Mainz, dem jungen Balduin aber (1307 März) das Erzbisthum Trier verlieh. Nachdem nun der ganze Sommer ohne eine Zuſammenkunft der Fürſten verſtrichen war, kam es im Nov. 1308 zu einer Berathung der Wahlfürſten auf dem Königsſtuhl zu Renſe, wo nach dreitägiger vergeblicher Beſprechung (25. Nov.) die, mit Ausnahme Böhmens, ſämmtlichen anweſenden Fürſten den Stimmen von Mainz und Trier, die für Heinrich waren, beitraten und ihn hierauf (27. Nov.) zu Frankfurt feierlich wählten und in Aachen (1309 Jan. 6.) ihn und ſeine Gemahlin Margaretha von Brabant krönten. Der neue König war ein kräftig aber ſchlank geſtalteter Mann, von gutem Ausſehen, auſſer einem ſogenannten falſchen Blick auf dem linken Aug, bekannt als ein tüchtiger Turnierheld, als einer der Wenigen, die Sicherheit der Straßen zu erhalten wußten, weder den Welfen noch den Gibellinen zugethan, ein Freund der Kirche, und nicht ſo mächtig, daß er den andern Fürſten Furcht eingeflößt hätte. Er nahm ſich der Regierung ſofort mit Ernſt an, reiſte im Lande umher, ergriff wohl hauptſächlich um dem hochſtrebenden Haus Oeſterreich Abbruch zu thun die Gelegenheit den Waldſtätten (1309 Jun. 3.) zu Coſtnitz die Freiheitsbriefe, die ſie von ſeinen Vorfahren hätten, vorausgeſetzt, daß ſie ihm und dem Reich treu und gehorſam blieben, zu beſtätigen, und ihnen die Freiheit zu geben, daß ſie vor kein weltliches Gericht, ausgenommen vor das kaiſerliche Hofgericht, berufen werden dürften, wofern ſie nur innerhalb der Grenzen ihres Landes dem kaiſerlichen Landvogt zu Recht zu ſtehen bereit ſeyen. Auch beſtätigte er den Schwyzern den von Friedrich II. vor Faenza (1240) ihnen gegebenen Brief, der ſie für freie Männer des Reichs erklärte, von dem Rudolf von Habsburg hatte nie etwas wiſſen wollen. Von dieſer Zeit her ſchreibt ſich auch urkundlich gewiß die Freiheit der Eidge-

noſſen, die freilich von ihren Gegnern nur für eine Uſurpation angeſehen wurde.

An den Papſt aber ging eine aus den Biſchöffen von Baſel und Chur, den Grafen von Savoyen, Flandern, und Saarbrück, dem Daupbin von Vienne, und dem Schatzmeiſter von Metz, Simon de Marville, beſtehende Geſandtſchaft, ihm die Wahl der Kurfürſten und Heinrich's ehrerbietiges Geſuch um Erhebung zur Kaiſerwürde vorzulegen, und Clemens, der den Unmuth Philipp's theils mit dem allerdings ziemlich leeren Verſprechen, ſeinem Bruder Karl zur Krone von Conſtantinopel behülflich ſeyn zu wollen, theils mit der Verſicherung, Heinrich werde jederzeit ein Freund Frankreichs bleiben und über die Reiche Arles und Vienne nie zum Schaden des franzöſiſchen Hauſes verfügen, zu beſänftigen ſuchte, ertheilte (25. Juli) die Anerkennung Heinrich's als rechtmäßig gewählten Königs und künftigen Kaiſers, nachdem vorher die Geſandtſchaft den vom Cardinaldiakon Napoleone vorgeleſenen Schwur, der römiſche König wolle den heiligen Vater weder mit ſeinem Willen noch mit ſeiner Zuſtimmung und Ermahnung an Leib und Ehre kränken, in Rom gegen deſſen Willen nichts ändern, was von den Ländern der römiſchen Kirche an ihn gekommen ſey oder kommen werde ſchleunigſt zurückgeben, jeden nach der Lombardei und Tuſcien zu ſendenden Statthalter eidlich zur Vertheidigung des Landes des heiligen Peter und der römiſchen Kirche verpflichten, und dieſen Eid bei ſeiner Krönung perſönlich erneuern, geleiſtet hatte. Da den Papſt zunächſt das in Vienne zuſammenberufene Concil in Anſpruch nahm, ſo wurde die Krönung Heinrich's auf Lichtmeß 1312 (Febr. 2.) angeſetzt.

Heinrich hatte indeſſen im Reiche umherziehend Huldigung erhalten, Lehen ertheilt, und die Ordnung und Ruhe zu erhalten oder herzuſtellen geſucht. Die auf den Lehenhof nach Nürnberg vorgeladenen öſterreichiſchen Herzoge (Anf. Juli) erſchienen daſelbſt nicht, doch war die Hoffnung nicht verſchwunden, daß ſie in Speier ſich einfinden würden. Unterdeſſen that ſich die Ausſicht auf Böhmen zu erwerben. In dieſem Lande dauerte der anarchiſche Zuſtand noch fort, der nach Wenzel's V. Tod eingetreten war; Heinrich von Kärnthen war zwar von einer Partei gewählt und anerkannt, ſeine Vermählung mit des letzten Königs Schweſter Anna gab ihm ein gewiſſes Recht, aber der größere Theil des Landes weigerte ſich ihn anzuerkennen, wurde durch ſeine eigenmächtige und ungerechte Verfahrungsweiſe erbittert, und wandte ſich endlich durch den Erzbiſchof

Johann von Prag geleitet an den neuen König. Am meiſten Gewicht gab dieſem Geſuch die böhmiſche Prinzeſſin Eliſabeth, welche ihr Schwager Heinrich mit einem nicht ebenbürtigen Manne hatte vermählen wollen und, weil ſie ſich deſſen weigerte, ſie ins Gefängniß gelegt hatte; ihre Hand und die Königskrone boten die Abgeordneten zu Heilbronn (14. Aug.) dem König für ſeinen Sohn an. Heinrich benützte dieſes Anerbieten, um die öſterreichiſchen Herzoge, von denen Friedrich mit ſtattlichem Gefolge zu Speier einritt, nicht ſowohl zur Huldigung als vielmehr zum Verſprechen des Beiſtands gegen Heinrich von Kärnthen zu nöthigen, worauf (Sept. 13.) die feierliche Belehnung mit ihren Erblanden und (Sept. 18.) die Achtserklärung der Mörder Albrecht's erfolgte. Auch anderen Trotz wußte Heinrich in ſeine Schranken zu weiſen. Als die Stadt Straßburg durch Abgeordnete die Beſtätigung ihrer Rechte und Privilegien für die Herren von Straßburg nachſuchen ließ, erhielten ſie weder in Speier noch in Straßburg ſelbſt eine Antwort. Erſt wie ſie ihm nach Colmar gefolgt waren und auf eine Weiſung des königlichen Geheimſchreibers ſagten: Eure Bürger von Straßburg bitten um Beſtätigung; da gab ihnen der König, indem er ſcherzend ſagte, er habe vorher nicht verſtanden, weſſen Boten ſie ſeyen, da ſie von Herren von Straßburg geredet hätten, freundliches Gehör. Auch der übermüthige Graf Eberhard von Wirtemberg, der mit zweihundert Pferden nach Speier gekommen war, mußte ſich gefallen laſſen, daß die Klagen der Städte über ihn gehört und er aufgefordert wurde, ſich zu verantworten, und da er trotzigen Sinnes ohne zu Recht zu ſtehen wieder von dannen zog, traf ihn und ſeine in Franken Gewalt und Unrecht übenden Genoſſen der königliche Achtſpruch, den Konrad von Weinsberg mit großer Kraft ausführte.

Während nach dieſem Hoftage, der auch die Leichen der beiden Feinde Adolf und Albrecht gemeinſam (29. Aug.) in die Königsgruft zu Speier hinabſenken geſehen hatte, Heinrich ſeinem früheren Beginnen treu für Recht und Ordnung im Reiche ſorgte, wurde von der Partei der böhmiſchen Eliſabeth eine Commiſſion gewählt, welche zur Abſchließung des Heirathsvertrags bevollmächtigt wurde und hiezu auf einem Hoftage (15. Juli 1310) zu Frankfurt erſchien. Da das Recht der älteren Schweſter Anna, der Gemahlin Heinrich's, unſtreitig der jüngeren Eliſabeth vorgezogen hätte werden müſſen, ſo wurde Heinrich's bisheriges Ausbleiben auf den Lehenhöfen dem Rechte gemäß für Felonie erklärt, und durch den Mainzer

Erzbischof die Böhmen vom Eid der Treue gegen ihn (24. Juli) entbunden. Heinrich schlug wie er schon gethan hatte abermals seinen Bruder Walram zum Bräutigam vor, aber die Böhmen verlangten beharrlich seinen Sohn Johann, der erst vierzehn Jahre alt war. Die zwanzigjährige Prinzessin, groß, stark, von dunkeln Haaren, von Ansehen eher einer schon Vermählten gleich, wurde nach Speier geholt, die Hochzeit (1. Sept.) vollzogen, und Johann mit dem Königreich Böhmen belehnt. Von dem Erzbischof Peter und anderen Fürsten begleitet zog der junge König in sein neues Reich, bemächtigte sich Prags (5. Dec.), verdrängte den Kärntner Heinrich der noch bis an seinen Tod (1335) den böhmischen Königstitel fortführte, und erhielt (1311 Febr. 7.) die Krönung. Somit begann der Besitz der Luxemburger in Böhmen.

Heinrich aber hatte sich von den italienischen Großen sowohl gibellinischer als welfischer Partei geladen auf den Weg nach Italien gemacht. Die Zersplitterung der Verhältnisse daselbst schienen bei der scheinbar allgemeinen Sehnsucht nach einem geordneten Zustand der Dinge, ein leichtes Gelingen vorherzusagen. Außer der Parteiung in Welfen und Gibellinen waren es auch die Gegensätze des Adels und der Bürger, der Kaufleute und der Handwerker, und der Familien unter sich, welche in dem ganzen ehedem kaiserlichen Italien, das diesen Namen auch wohl jetzt noch führte, einen außerordentlich verwirrten Zustand herbeigeführt hatten. Heinrich glaubte im Stande zu seyn, zwischen diesen Parteien völlige Unparteilichkeit zu bewahren und sie zu vereinen. Hatte ja Guido della Torre ihm sagen lassen: er möge auch ganz ohne Mannschaft kommen; er sey stark genug, um ihn durch ganz Italien zu geleiten. Er bestellte daher sein Haus in Deutschland, indem er seinem Sohn Johann den Titel eines Reichsstatthalters hinterließ, und erwarten konnte, daß Erzbischof Peter, der treue Freund des luxemburgischen Hauses, sich des noch unerfahrnen Jünglings nach Kräften annehmen würde, schloß mit König Philipp ein Bündniß, wodurch er sich nur Sicherheit ohne weitere Vortheile von dieser Seite verschaffen wollte, und schrieb auch an den Papst, er möchte ihm zwei Legaten zusenden, um durch diese, sowohl in deutschen als in italienischen Landen, sein Ansehen zu unterstützen. Zu Hagenau nahm er hierauf (21. Sept.) von seinem Sohn Abschied, und ging dann unter andern von seinem Bruder Balduin, Erzbischof von Trier, begleitet, über Solothurn und Bern nach Lausanne (5. Okt.), wo er die übrigen Fürsten hinbeschieden

hatte. Aber nur Wenige hatten ſich eingefunden, außer ſeinen Brüdern Balduin und Walram waren nur Rudolf Pfalzgraf am Rhein, Leopold Herzog von Oeſterreich, die Biſchöffe von Baſel und Lüttich, und die Grafen von Savoyen und Flandern, nebſt einigen Söldnern der Reichsſtädte zugegen. Als daher Heinrich, hauptſächlich auf ſeiner Gemahlin Margaretha Dringen, in einer Verſammlung ſie ermunterte, im Vertrauen auf Gott den Zug zu beginnen, und ihnen die größten Vortheile und Ehren verſprach, da erhuben ſich laut abmahnende Stimmen, es ſey noch zu frühe zu einem ſolchen Unternehmen, die deutſchen Völker ſeyen noch nicht bereit, beſſer ſey es noch den Winter abzuwarten, und erſt mit Anfang März des kommenden Jahres den Zug zu unternehmen. Allein Heinrich hierdurch nicht abgeſchreckt wandte ſich zu ſeiner Gemahlin, umarmte ſie, und ſagte: ſie werde ihn gewiß nicht verlaſſen, ſie werde auf alle Fälle ihn begleiten. Und ſo laſſet denn, fuhr er fort, die Adler fliegen, nach Italien gehe ihr Flug, und mit Gottes Hülfe wird es uns auch an Glück nicht fehlen. So brach er denn mit ohngefähr dreihundert Rittern und eben ſo viel Fußvolk, den beſchwerlichen Weg über die Alpen, den er gewählt hatte, weil ihm die Päſſe durch Tyrol und Kärnthen von dem Herzog Heinrich verlegt waren, nach Italien auf, und kam noch vor Ende Oktobers nach Suſa. Er wurde zwar hier, wie auch in Turin (30. Okt.) freundlich empfangen, aber Guido della Torre ſchien nun erſt Willens zu werden, ſich ſeinen Fortſchritten zu widerſetzen, indem er die Herren von Pavia, Lodi, Cremona, und Vercelli, zu einer Verſammlung berief, zu gemeinſchaftlichem Widerſtand gegen die Deutſchen aufforderte, und die heimlichen Einwirkungen der franzöſiſchen Partei ebenfalls erſichtlich waren; indeſſen eilten nun doch von allen Seiten die alten Reichsvaſallen herbei, die entlegeneren Städte ſchickten Geſandte, und die Römer luden ihn im Namen ihres Senats zur Kaiſerkrönung ein. Von Piſa, dieſer immer den Gibellinen treuen Stadt, erhielt er ein Geſchenk von 60,000 Goldſtücken, das ihm in ſeiner Lage von größtem Werthe war; die aus Florenz vertriebenen Uberti ſammelten ſich um ihn, die von Guido vergebens zum Abfall bewogenen Herren der obengenannten Städte eilten, ihm ihre Dienſte zur Erwerbung der Lombardei anzubieten, entſagten auf ſein Verlangen ihren Herrſchaften, wurden aber von ihm königlich belohnt und entſchädigt; und die mächtigen Herren della Scala in Verona, Alboin und Cane, die ſich als Verwalter des Reiches betrachteten, ließen ihm Verona zum Wohnſitz anbieten.

Nun rückte Heinrich gegen Asti vor, wo ihn Matteo Visconti und Cassone della Torre, nebst Vielen des mailändischen Adels, als ihren König und Herrn begrüßten, und Heinrich nun mit zahlreichem Heere ging von Asti (12. Dec.) über den Po gen Vercelli und Novara, und forderte den Guido della Torre zur Unterwerfung auf. Guido's anfängliche Weigerung, dem König den Palast der Gemeine zur Wohnung einzuräumen, konnte gegen die allgemeine von Heinrich's Glück gewonnene Stimme nicht aushalten, der wiederholten Aufforderung ihm unbewaffnet entgegenzugehen, konnte er, da Adel und Volk dem ankommenden König entgegenströmten, nicht allein widerstehen, und so kam er ganz zuletzt, schon in den Vorstädten von Mailand, ihm entgegen. Heinrich empfing ihn jedoch mit gnädigen Worten, und hielt (23. Dec.) wie im Triumphe seinen Einzug. Doch nahm er seine Wohnung im erzbischöflichen Palaste, und Guido konnte erst nach einigen Tagen bewogen werden ihm den Volkspalast abzutreten. Mit Mailands Unterwerfung war die ganze Lombardei auf der Seite des Königs, nur in Alessandria hielt noch der König Robert von Neapel seine welfische Besatzung.

Nun beschloß Heinrich das große und wichtige Werk der Aussöhnung zwischen den Welfen und Gibellinen zu Stande zu bringen und stiftete (28. Dec.) zwischen dem Erzbischof von Mailand und dem Visconti einerseits und den della Torre's andererseits eine Versöhnung, die von beiden Parteien durch die besten Zeichen der Freundschaft besiegelt wurde. Einige Tage nachher ließ er öffentlich vor St. Ambrosius Kirche, wohin alle Bürger berufen waren, während er selbst auf königlichem Throne festlich geschmückt saß, von einem Rechtsgelehrten öffentlich erklären, aus welchen Gründen er gekommen wäre, und wie es seine Absicht wäre, allenthalben Frieden zu stiften und alle Vertriebenen zurückzuführen, so daß mit Thränen der Rührung ihn alle anhörten, und über den Anblick, die Todfeinde Guido und Matthäus sich bei den Händen halten, und freundschaftlich benehmen zu sehen, alle voll Freude waren. Da trat auch Guido den Palast ab, den nun Heinrich bezog, die Königin jedoch blieb im erzbischöflichen Gebäude.

Hierauf folgte die Krönung zum König von Italien, die, obgleich die Einwohner von Monza den König dorthin einluden, dennoch in Mailand (Jan. 6. 1311) vorgenommen wurde, da Heinrich den Mailändern diese Kränkung nicht anthun wollte, ihnen die Ehre der Krönungsstadt zu entziehen. Da die alte eiserne, angeblich aus des Lon-

gobarden Alboin Schwert verfertigte Krone von den Torrianen auf die Seite geschafft worden war, mußte in der Eile eine neue gemacht werden; übrigens aber ging der Krönungsakt in aller Ordnung vor sich. Der König schlug hundertundsechzig zu Rittern, meist Gibellinen, nur zwei oder drei waren Welfen, Guibert de Corrigia von Parma und Ponsino de Ponsonis aus Cremona. Die Städte hatten den Tag durch Abgeordnete beschickt, und schwuren Treue, mit Ausnahme Genuas und Venedigs, die zwar den Tag beschickten, auch ihn als ihren Herrn anerkannten, aber den Eid verweigerten. Nun sollte nach des Königs Gebot (10. Dec.) die allgemeine Aussöhnung verwirklicht werden, alle Städte sollten königliche Statthalter anstatt der von den Bürgern selbst erwählten Stadtvögte annehmen, und alle Vertriebenen möchten es Welfen oder Gibellinen seyn sollten zurückgerufen werden. Allein diese Maaßregel kam nicht zur Ausführung.

Die welfische Partei konnte die Gleichstellung mit ihren ganz zu Boden geschlagenen Feinden nicht ertragen. Die Abneigung gegen die Deutschen, jederzeit ein Charakterzug der Italiener, veranlaßte allgemeine Unzufriedenheit. Da geschah es, daß es für gut erachtet wurde, dem König eine Verehrung zu thun, und eine Versammlung, der sowohl Matthäus als Guido beiwohnte, gehalten wurde. Alle waren einverstanden, daß etwas gegeben werden sollte, und Wilhelm von Posterla schlug vierzigtausend Gulden vor, wozu Matthäus einstimmte und meinte, es sey billig daß man auch der Königin um ihren Hof zu halten etwa zehntausend Gulden gebe. Auch das gefiel der Mehrzahl. Da sprach Guido della Torre, wohl nicht in guter Absicht: Die Stadt ist mächtig und reich, und ist die Summe zu wenig für das Bedürfniß des Königs. Nicht weniger als hunderttausend Gulden soll man ihm geben. Das wurde auch angenommen, und die Hälfte sogleich bezahlt, die andere auf die Stadt und Umgegend gelegt, so daß großer Unmuth entstand und der Bischof Nikolaus von Botronto, ein Deutscher, kaum von seiner Herberge im Dominikanerkloster zum Palast zu gehen wagte, wegen der Schmähungen und Schimpfreden der Mailänder auf die Deutschen, die sie zum Zahlen zwangen. Ueberdieß verlangte der König, daß ihn auf seinem Zuge fünfzig Vornehme, zur Hälfte Gibellinen, zur Hälfte Welfen, begleiten sollten, Matthäus und Guido vor allen Dingen. Vergeblich suchte Guido sich durch Entschuldigung der Kränklichkeit zu entziehen.

Da traten die Welfen unter Guido's Sohn, Franz della Torre, zuſammen, und beſchloſſen die Ausländer zu überfallen. In den Häuſern der Torrianen wurden Bewaffnete geſammelt und dem Verbot, daß keine Wehren ſich zeigen ſollten, geradezu entgegengehandelt. Wie nun Nikolaus de Bonſignori, den Heinrich über Mailand geſetzt hatte, im Gerichtshof (20. März) darauf beſtand, daß eine Auflage um das noch rückſtändige Geld zuſammenzubringen erhoben werden ſollte, entſtand plötzlich der Ruf: zu den Waffen! und Alles entfloh nach ſeinen Häuſern. Der König aber, von den heimlichen Anſtalten benachrichtigt, ließ raſch entſchloſſen von ſeinen Getreuen, ſeinem Bruder Walram, dem Herzog Leopold von Oeſterreich, dem Marſchall Heinrich Grafen von Flandern, dem Grafen Amadeus von Savoyen, die Häuſer der Torrianen durchſuchen, und in dem Hauſe Guido's wurde eine Schaar Bewaffneter getroffen, die unter Franz della Torre auf die Deutſchen einhieb und ſie anfangs davonjagte, dann aber, als mehr Franken und Deutſche zu Hülfe kamen, und den Sieg davon trugen, entfloh. Der Schlachtruf: Tod den Deutſchen, Friede iſt zwiſchen Guido und Matthäus, durchtönte die Straßen. Alle Bürger traten unter die Waffen. Da gebot der König, es ſollte Matthäus mit ſeinen Söhnen gefangen werden, es ergab ſich jedoch, daß ſie dieſem Aufſtand fremd geblieben ſeyen. Aber die königliche Partei gewann überall die Oberhand, Guido's Haus wurde erſtürmt, und hier außer großen Schätzen hauptſächlich Kriegsvorräthe, griechiſches Feuer, große Wurfmaſchinen, als deutlicher Beweis ſeiner Verrätherei gefunden. Guido ſelbſt flüchtete ſich, die Famile della Torre wurde auf ewig verbannt, die Visconti, gegen die doch nicht aller Verdacht geſchwunden war, zuerſt verwieſen, doch Matthäus ſchon nach wenigen Tagen (7. April) wieder zurückgerufen. Die Aufſtände der Städte Cremona, Crema, Bergamo, Breſcia, Lodi, brachen ebenfalls aus, und Heinrich ſah nun wohl, daß ſeine beabſichtigte Neutralität zwiſchen den beiden Parteien eine Unmöglichkeit wäre. Die Städte Bologna und Florenz ſuchten die Welfen auf alle Weiſe zu unterſtützen, und es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls die Gibellinen zu fördern.

Zuerſt wurde nun Cremona ſchwer geſtraft, der Stadt eine Geldbuße von hunderttauſend Goldgulden aufgelegt, ihre Mauern und Thürme niedergeriſſen, alle ihre Rechte und Freiheiten ihr entzogen. Dann ging der Zug vor Breſcia, wo ſich Tebaldo von Bruſciato ſeiner Verſprechungen uneingedenk gegen den König empört hatte,

und es wurde mit großer Erbitterung (19. Mai bis 24. Sept.) belagert. Tebaldo Brusciato wurde bei einem Ausfall gefangen genommen (14. Aug.), in eine Kuhhaut gehüllt, an den Schweif wilder Esel gebunden, um die Stadt geschleift, dann halbtodt von vier Rindern geviertheilt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Aber auch der tapfere Walram (26. Aug.) wurde durch einen Pfeil erschossen. Selbst ein Sturm (20. Aug.) richtete nichts aus, und Heinrich, der sich nachgerade in der größten Verlegenheit befand, um nicht mit Schanden abzuziehen, ließ sich endlich eine von den päpstlichen Legaten, den Bischöfen von Sabina und von Albano, vermittelte Unterwerfung der Bürger gefallen, durch welche sie ihr Leben und Vermögen behielten, dagegen ihre Mauern schleifsten, über welche Heinrich mit den Vertriebenen in die Stadt einzog, und siebzigtausend Gulden zahlen mußten. Nach diesem Verfahren blieb ihm keine Neutralität mehr möglich. Dagegen waren auch die Welfen über Cremona's und Brescia's hartes Schicksal höchst erbittert. Da verlieh Heinrich dem **Matthäus Visconti** (18. Juli) die Grafschaft in Mailand und das **Reichsvicariat**, obgleich nur persönlich, nicht als Erbamt, indessen ward damit das Uebergewicht dieses ohnehin schon mächtigen Hauses befestigt, und Mailands Uebergang aus der Freiheit des Reichs in die Gewalt eines Fürsten, der sich allmählig auch jedes Einflusses des Reichs auf ihn recht wohl zu entäußern wußte, macht damit ihren Anfang. Heinrich selbst ging nun über Pavia nach Genua, wo er seine Gemahlin (13. Dec.) verlor, und obwohl die Aufstände lombardischer Städte sich erneuerten, bis im nächsten Frühling verweilte, wo er (1312 Febr. 16.) von den Pisanern nach ihrer Stadt abgeholt wurde, um von hier aus den Zug nach Rom zu unternehmen.

Diesen Zug zu Lande zu machen verhinderte die in diesen Gegenden besonders mächtige Welfenpartei, deren bedeutendste Stadt Florenz war. Während in den lombardischen Städten meistens die Feldherrngewalt auch zur fürstlichen Macht verhalf, war in Toskana Reichthum der gewöhnliche Weg zu derselben. Dieß ist besonders in Florenz sichtbar. Hier waren zuerst gleich dem trojanischen Kriege die Parteiungen der **Welfen und Ghibellinen** durch die Schönheit einer Frau zu fortwährenden blutigen Händeln geworden. Als (1215) Messere Gherardo Orlando in Florenz Podesta war, da geschah es, daß Messere Buondelmonte de' Buondelmonti, ein edler Bürger von Florenz, der eine Tochter aus dem Hause der Amidei zum Weibe zu nehmen versprochen hatte, an einem Hause der Do-

nati vorbeiritt. Und unter der Thüre deſſelben ſtand eine Frau dieſes Hauſes, die ihn herbeirief und tadelte wegen ſeiner Wahl, indem die Braut ſeiner nicht würdig und entſprechend wäre, und ſagte: ich hatte Euch dieſe meine Tochter hier zugedacht, und ſchlug dieſer, die neben ihr ſtand, den Schleier zurück. Da wurde denn Meſſere Buondelmonte ſo ergriffen, daß er auf der Stelle ſich mit ihr verlobte und ſie heirathete. Darüber entrüſtet gingen die Verwandten des beleidigten Mädchens zu Rathe wie ſie ſich rächen wollten, ob durch öffentlichen Mord oder meuchlings; und Moſca Lamberti gab der bedächtigen Berathung den Ausſchlag durch das Wort: Ende gut, Alles gut. Wie nun am Montag nach Oſtern Herr Buondelmonte in einem prächtigen weißen Kleid auf einem weißen Zelter reitend über die alte Arnobrücke herüberritt, überfielen ihn die Amidei mit ihren Freunden am andern Ufer an der alten Bildſäule des Mars, riſſen ihn vom Pferd, und ermordeten ihn. Und dieſer Mord theilte die adeligen Geſchlechter von Florenz in zwei Theile, indem die einen es mit den Buondelmonti hielten und Gibellinen wurden, die andern mit den Uberti und Guelfen wurden. Dieſe Parteiung wurde erſt bedeutend, als auch Kaiſer Friedrich II. mit dem Papſte zerfiel, und es nun von Wichtigkeit war, ob Kaiſer oder Papſt ſiegte. Friedrich, der zwar ſelbſt nicht nach Florenz kam, wußte die Uberti von den übrigen Welfen ab und auf ſeine Seite zu ziehen, und nach heftigen Kämpfen, die Friedrich mit einer Schaar von 1600 Reitern unterſtützte, wurden die Welfen genöthigt Florenz zu räumen (1248 Febr. 1.), ihre Häuſer wurden zum großen Theil niedergeriſſen, und großer Uebermuth von den Gibellinen gegen ſie verübt. Die Welfen begaben ſich nun auf ihre Burgen in der Umgegend, und führten von hier aus den Krieg fort, brachten auch (Sept. 1250) den Gibellinen eine große Niederlage bei. Da nun das gemeine Volk (populo minuto) unter dieſen Parteiungen, die ihm in ihrer Urſache und ihrem Zweck fremd waren, viel zu leiden hatte, ſo erhub es ſich in Maſſe, ſtellte (1250 Okt. 20.) einen Hauptmann (Capitan) an ſeine Spitze nebſt zwölf Anzianen (Aelteſten oder Vorſtehern), die dem Hauptmann als Rath beigegeben waren, zwei aus jedem Quartier. Wie nun bald darauf die Zeitung von Friedrich's Tod (13. Dec.) anlangte, rief das Volk die ausgetriebenen Welfen zurück und nöthigte die Gibellinen (1251 Jan.) mit ihnen Friede zu machen. Aber nach kurzer Friſt wurden die Gibellinen (1251 Juli) wieder verdrängt, die Welfen behielten die Herrſchaft, und ſtatt der weißen

Lilie im rothen Feld trug man nun im Banner die rothe Lilie im weißen Feld. Doch auch sie kehrten von dem Grafen Guido Novello unterstützt wieder zurück, und Florenz befand sich trotz dieser Parteiungen damals in Macht und Wohlstand, kämpfte glücklich mit seinen benachbarten Feinden, führte prächtige und gemeinnützige Gebäude auf, und schlug (1252) die Goldmünze des Fiorino zu 20 Solidi (Schillinge), mit der Lilie auf der einen, und dem Bilde St. Johann des Täufers auf der andern Seite. Weil aber die Gibellinen nicht abließen, die ihnen entzogene Gewalt wieder an sich zu ziehen, wurden sie (1258) durch einen Beschluß des Volkes verbannt, ihre Häuser niedergerissen, und selbst der Abt von Valombrosa als Verräther gefoltert und enthauptet. Die Ausgewichenen gingen nach Siena. Die Niederlage Ezzelino's (1260) war auf der einen Seite für sie ein Schlag, zugleich aber hob sich damals Manfred, der ihnen auf ihre Bitte achthundert deutsche Ritter schickte, und mit diesen und den Sienesen brachten sie bei Monte aperto am Arbia (1260 Sept. 4.) den Welfen eine schwere Niederlage bei, in welcher viele von den Welfen blieben, ihr Fahnenwagen (Carrocium) weggenommen wurde, und die Besiegten, unfähig sich zu halten, von selbst (13. Sept.) aus Florenz sich entfernten. Da zogen am folgenden Sonntag (16. Sept.) die Gibellinen mit dem Grafen Giordano, den deutschen Söldnern, und andern ihrer Partei, ohne allen Widerstand in die Stadt ein, und machten den Grafen Guido Novello von Casentino zum Podesta in Florenz, der das ganze Volk dem König Manfred Treue schwören ließ, und den Grafen Giordano als Kriegshauptman im Solde der Florentiner behielt. Auf gleiche Weise wurden auch die übrigen Städte von den Welfen verlassen, und Lucca von ihnen aufgesucht. Die Häupter der Gibellinen gingen nun sogar damit um, Florenz seiner Mauern und Thürme zu berauben, und es zu einem ganz unbedeutenden Flecken zu machen, was besonders den Pisanern und Sienesen, aber auch vielen Florentinern selbst, die Besitzungen in der Gegend von Florenz hatten, genehm gewesen wäre. Nur Messer Farinata degli Uberti der in einer Rede voll Unmuth sie auf die Schmach hinwies, eine Stadt wie Florenz zerstören zu wollen, ward hier gewissermaßen ein zweiter Camillus für seine Vaterstadt, und brachte sie von diesem Gedanken zurück.

Nun behaupteten sich die Gibellinen so lange die Krone Manfred's fest auf seinem Haupte stand; als aber auch er Karln von Anjou zum Gegner erhielt, hatten die Bemühungen der vertriebenen

Welfen besseren Erfolg. Sie hatten Modena und Reggio den Gegnern weggenommen, und zogen dem neuen König, als er aus der Provence gegen Rom und Neapel zog, über vierhundert stattliche Ritter stark, nur mit dem päpstlichen Wappen, dem rothen Adler auf einer grünen Schlange im weißen Feld, das fortan ihr Parteizeichen blieb, zu Hülfe. Sobald die Nachricht von Manfred's Niederlage bei Benevent anlangte, sank den Gibellinen und Deutschen daselbst der Muth, und der Graf Guido glaubte sich so helfen zu können, wenn er Leuten, die weder dieser noch jener Partei zugethan wären, die Einrichtung der Stadt übergäbe. Es war damals ein Ritterorden der heiligen Maria entstanden, die lustigen Brüder genannt, welche es zur Ordenspflicht machten, Wittwen und Waisen zu beschützen, zwischen Feinden Aussöhnung und gutes Vernehmen herzustellen, mit einer eigenen Ordenstracht, weißem Kleid, grauem Mantel mit rothem Kreuz und zwei Sternen drüber; der Stifter desselben, ein Bologneser von Adel, Lodringo di Liandolo, ein sehr geachteter Mann, wurde nebst Catalino de Malavolti nach Florenz berufen, und ihnen die Stelle des Podesta gegeben, weil der Eine den Welfen der Andere den Gibellinen angehörte. Diese ernannten nun einen Rath von sechsunddreißig aus den reichsten und besten Kaufleuten und Handwerkern, der den beiden Podesta's zur Seite stehen und über die Finanzen wachen sollte; unter diesen waren sowohl Gibellinen als auch solche zum Volk gehörige Welfen, die man als unverdächtig in der Stadt gelassen hatte; diese ordneten unter andern Dingen auch an, daß die sieben größeren Zünfte, 1) Richter und Notare, 2) Tuchhändler mit französischen Tüchern, 3) Wechsler, 4) Tuchmacher und Wollweber, 5) Aerzte und Apotheker, 6) Seidenhändler und Specereihändler, 7) Kürschner, jede ihren Consul, ihren Hauptmann, und ihre eigene Fahne haben sollte. Hiedurch stieg das Volk aus niedergedrückter Stellung auf einmal zu großer Gewalt empor und die mächtigen der Gibellinen betrachteten die Sache nicht anders, als daß ihnen die Herrschaft aus den Händen gewunden wäre. Sie stellten das dem Grafen Guido vor, und dieser wohl erkennend, daß es die höchste Zeit sey, wenn er nicht vertrieben werden wollte, ließ aus der Umgegend Mannschaft kommen, so daß er an 1500 Reiter bei sich hatte. Da es sich nun um die Zahlung des Soldes handelte, und die neuen Sechsunddreißig nicht so schnell als der Graf wünschte, Mittel zur Zahlung schaffen, begonnen die Lamberti zuerst einen Angriff auf sie, aber das Volk waffnete sich schnell, auf dem Platze St.

Giovanni ſtanden die beiden Parteien einander entgegen, und der Graf, der es wohl als vergeblich anſah ſich gegen die ganze Stadt halten zu wollen, verließ (1266 Nov. 11.) mit allen ſeinen Leuten die Stadt und ging nach Prato. Hier es bereuend ohne Schwerdtſtreich, ohne Blutvergießen das Feld geräumt zu haben, wollte er am nächſten Morgen wieder in die Stadt, aber das Volk machte ihm als er es verlangte die Thore nicht auf, entſchloß ſich hinter den dicken Mauern und breiten Waſſergräben zu wehren, und nöthigte durch Geſchoſſe die Angreifenden wieder abzuziehen. Nun beſchloß das Volk eine Reform, die beiden Podeſta's, die luſtigen Brüder (frati godenti) von Bologna, wurden fortgeſchickt, es wurde von Orbivieto ein Podeſta geholt, eben daher auch ein Capitan des Volks, und im nächſten Januar (1267) beriefen ſie die Welfen und Gibellinen zurück, unter denen viele Heirathen zur Ausſöhnung der alten Feindſchaft geſchloſſen wurden. Aber die Welfen ſchickten heimlich an König Karl, der ihnen an Oſtern den Grafen Guido von Montfort mit 800 franzöſiſchen Rittern ſchickte, worauf die Gibellinen in der Nacht zuvor ohne Kampf von ſelbſt ſämmtlich aus der Stadt entwichen und theils ſich nach Siena, theils nach Piſa, theils an andere Orte begaben. Nun übertrug man dem König Karl das Regiment, der es anfangs ablehnte, dann aber doch von Jahr zu Jahr ſeinen Vikar hinſandte und zwölf gute Männer ernannte, die mit dieſem gemeinſchaftlich die Stadt regieren ſollten. Da man ſich bei dem Papſt und dem König Raths erholte, was man mit den Gütern der Gibellinen anfangen ſollte, ſo antworteten dieſe: man ſolle drei Theile daraus machen, einen als Schadenerſatz für die Welfen die das Ihrige verloren hätten, einen zweiten, um ihn der Kammer der Gemeine einzuverleiben, den dritten ſollte der Magiſtrat von welfiſcher Seite verwalten. So wurde eine eigene zum Schutz der Welfen und zur Verfolgung der Gibellinen beſtimmte Obrigkeit geſchaffen, aus drei welfiſchen Parteihäuptern (capitani da parte) beſtehend. Ihnen ſtand ein kleiner Rath von vierzehn, und ein gröſſerer von 60 Mitgliedern zur Seite, durch welche die Hauptleute und die andern Beamten, drei vom Adel und drei vom Volk als Münzaufſeher, ein Siegelbewahrer, und ein beſtändiger Ankläger gegen die Gibellinen, gewählt wurden. Dieſes Mittel mußte natürlich die Erbitterung der Parteien nur noch ſteigern.

Vergebens ſuchte Papſt Gregor X. (1272) eine Ausſöhnung zu bewerkſtelligen; die Welfen blieben zwar herrſchend in Florenz, aber

in den andern Städten schwankte das Glück, und der Uebermuth der Welfen selbst stieg in der Stadt so hoch, daß sie unter sich, ohne zu bedenken, daß draußen der Feind lauerte, in eben so heftige Parteikämpfe geriethen. Es standen die Adimari den Donati, die Tosinghi und Pazzi wieder den Adimari feindlich entgegen. Da sandten die Parteihauptleute und die Gemeinde selbst an den Papst Nikolaus, er möchte unter ihnen schlichten und sühnen, wo nicht, werde das welfische Wesen unter sich selbst ganz zerfallen. Nikolaus sandte den Cardinallegaten Latino Fregapano, einen Dominikaner, einen weisen und frommen Mann, der wie im Triumph von dreihundert Rittern des Kirchenstaats begleitet (1278 Okt. 8.) zu Florenz einzog, und hierauf an St. Lukastag, nachdem er den Grundstein der Kirche St. Maria Novella gelegt hatte, über eine Sühne zwischen Welfen und Welfen, und zwischen Welfen und Gibellinen zu handeln anfing. Erst brachte er eine Sühne zwischen den Uberti und den Buondelmonti zu Stande, in welche jedoch die Söhne des Messer Rinieri Zingane de Buondelmonti nicht willigten und dafür von dem Legaten excommunicirt wurden. Das ließ er sich jedoch nicht abschrecken sondern im nächsten Februar (1279) hielt er eine Beredung (parlamento) des ganzen Volks vor der Kirche St. Maria Novella, wo er eine feierliche Rede hielt und die Aussöhnung völlig zu Stande brachte; alle Gibellinen sollten zurückkommen dürfen, nur ihre bedeutendsten Häupter sollten etwas länger noch entfernt bleiben, ihre Güter ihnen wieder zurückfallen; hierauf wurde zwischen den welfischen Familien die Eintracht hergestellt und durch Heirathen befestigt; die Regierung in die Hände vierzehn rechtlicher Männer gelegt, zur Hälfte Gibellinen, zur Hälfte Welfen, die sich je zwei Monate im Amte befinden sollten. Auf diese Weise wurde der traurige Zwist nach vierundsechzig Jahren geschlichtet, es bedurfte aber noch mehrerer Jahre, bis die Stadt der Wohlthat des Friedens genießen sollte. Man blickt mit Wohlgefallen auf die geistliche Herrschaft, die dann und wann in einzelnen Häuptern rein und parteilos nur das Gute zu befördern strebt, und die Sühne des Cardinals Latino ist gewiß eines der schönsten Werke. Darum ist es nur zu bedauern, daß die menschliche Unbändigkeit sich auch durch solche ächt geistige Gewalt nur auf eine kurze Zeit von bösen Werken und Uebermuth zurückhalten läßt, und die fromme Ergebenheit, die in jenen Momenten sichtbar ist, nicht mehr bedeuten will, als jede andere von einem äußern Eindruck herrührende leidenschaftliche Erregung.

Aber auch die vom Cardinal Latino hergestellte Ordnung hatte nicht langen Bestand. Daß König Rudolf (1281) sich in Toskana den Lehenseid wollte schwören lassen, obgleich nur Pisa und San Miniato den Bischof von Gurk und Rudolf von Hohenek, die mit dreihundert Rittern hinkamen, aufnahmen, daß auf Sicilien die gibellinische Partei der Franzosenherrschaft (1282) ein Ende machte, daß der Graf von Montefeltro in der Romagna die Sache der Gibellinen wieder emporbringen wollte, das Alles machte die Welfen argwöhnisch und sie hoben das Regiment der Vierzehn wieder auf, und setzten dafür ein neues Amt der Zunftoberſten (Priori dell' Arti), ein, woran hauptsächlich die großen Tuchhändler Schuld waren. Derselben waren zuerst drei, von Tuchhändlern, Wechslern, und Wollenwebern, die ihr Amt von der Mitte Juni bis Mitte August verwalteten und während dieser Zeit ihre Wohnung und ihren Unterhalt in demselben Hause bekamen, wo vorher die Vierzehn und früher die Anziane waren. Sie bekamen sechs Diener und sechs Boten, und hatten mit dem Volkshauptmann alle großen und wichtigen Sachen der Stadt zu verwalten. Und weil man sah, daß die Einrichtung zweckmäßig war, so wurden sofort für die nächsten Monate sechs Prioren ernannt, indem nun auch die Zünfte der Aerzte, Kürschner, und Notare eintraten. Zu den früheren großen sieben Zünften wurden noch fünf hinzugefügt, 1) Händler mit Tuch im Ausschnitt und kurzer Waare, 2) Metzger, 3) Schuhmacher, 4) Steinmetzen und Zimmerleute, 5) Schlosser und Schmidte. Diese hießen das Popolo grasso, die übrigen erst allmählig in Zünfte sich ordnenden Handwerker Popolo minuto. Die Herrschaft der Stadt war durch diese Einrichtungen ganz in die Hände des Volks gelegt, das nun dem Adel anfing entgegenzutreten. So bildete sich Florenz durch weise Einrichtungen zur künftigen Herrschaft über Toskana bereits vor, während das damals in höchster Blüthe stehende Pisa (1282) in einen, theils im Morgenland in Akka, theils über Sardinien ausbrechenden Krieg mit Genua sich verwickelte, der es von seiner Höhe ganz herabstürzte.

Dieser Einrichtung verdankte Florenz einige recht ruhige und glückliche Jahre. War auch das Jahr 1282 durch eine Ueberschwemmung betrübend und stieg der Getreidepreis auf das Doppelte, so war doch das folgende durch eine heitere Lustbarkeit, die ihren Glanz weit hin über Stadt und Land verbreitete, bezeichnet. Ein Hof der Liebe von edlen Herren und Frauen, alle in weißen Kleidern, that

sich zwei Monate lang in Florenz auf. In festlichem Schmuck, mit Trompeten und andern musikalischen Instrumenten, zogen die Ritter und Damen der Liebe umher; heitere Tänze, muntere Gelage, vereinten die Mitglieder; von fern her kamen Jongleurs und Sänger, durch ihre Witze und ihre Lieder das Fest zu zieren und die Freigebigkeit der edlen Florentiner zu erproben; und jeder edle und angesehene Fremde wurde von ihnen durch Stadt und Land wie im Triumphe begleitet.

Gerade damals erlitten die Pisaner an ihrem Haven, Meloria genannt, die größte Niederlage (16. Juni 1284), die ihnen an 16,000 Todte und Gefangene, und über 40 Galeeren kostete. Da benützte die welfische Partei diesen Schlag der alten Ghibellinenfreundin; Florenz, Lucca, Siena, Pistoja, Prato, Volterra, und andere Städte, verbanden sich zum Sturz Pisa's, der unausbleiblich schien. Da wurde der Graf Ugolino de' Gherardeschi, der erste Bürger von Pisa, der Retter seiner Stadt, indem er mit den andern Toskanern, Lucca ausgenommen, auch wohl durch Geschenke an die Einflußreichsten, es dahin vermittelte, daß sie von dem Angriff auf Pisa abstanden, er aber die Ghibellinen aus der Stadt jagte, und als Herr der Welfen nun der mächtigste Mann wurde. Der Krieg zwischen Pisa und Genua dauerte aber fort.

Aber auch die Ghibellinen waren nicht ganz zu Boden geschlagen. Als (1287) Papst Nikolaus IV., vorher ein Minorit, zum höchsten geistlichen Regiment gelangte, begünstigte er offenbar die Ghibellinen, hob die Colonnas und unterdrückte die Orsinis, und suchte den französischen Einfluß zu schwächen. Da geschah es, daß Florenz mit andern Welfen von Toskana im Sommer 1288 gegen das ghibellinische Arezzo zu Felde zog; am 1. Juni zogen 2600 Ritter und 12,000 Fußgänger aus den Thoren von Florenz, das größte Heer, seit die Welfen wieder heimgekehrt waren. Als sie schon über drei Wochen im Gebiet von Arezzo gestreift und verwüstet hatten, belagerten sie das Castell Laterina, das Lupo degli Uberti schon nach acht Tagen ergab. Nun stießen noch die Sanesen, 400 Ritter und 3000 zu Fuß, zu ihnen, und man lagerte sich nun dicht vor die Mauern von Arezzo. Da kehrten die Florentiner am 25. Juni auf einmal ohne die mindeste vernünftige Ursache wieder um, und die Sanesen, um deren willen der Zug gethan worden war, wurden von den aus Arezzo herausfallenden Ghibellinen übel mitgenommen, so daß die

welfische Partei durch dieses mißlungene Unternehmen sehr herabgestimmt ward.

Noch mehr aber hob die Gibellinen der Sturz des Grafen Ugolino in Pisa. Dieser hatte seinen eignen Enkel Nino, mit dem er die Herrschaft über die welfische Partei theilte, der gibellinischen Partei des Erzbischofs Ruggieri degli Ubaldini Preis gegeben; Nino hatte sich, um nicht gewaltsam verjagt oder gefangen zu werden, selbst aus Pisa entfernt und mit den Florentinern und Lucchesen zum Krieg gegen Pisa verbündet. Ugolino wurde nun von den Pisanern mit großem Jubel zu ihrem Herrn (Signor) gemacht, was ihm aber nicht von langer Dauer war. Die Untreue, die er gegen seinen Enkel bewiesen hatte, der Giftmord, womit er seinen Schwestersohn, den Grafen Anselm von Capraja, aus Neid aus dem Wege geschafft hatte, rächte sich an ihm selbst. Und so soll ihm ein weiser und verständiger Mann, Marco Lombardo, geweissagt haben; als nämlich der Graf die Würde des Signors erhalten hatte, ließ er im Taumel seines Glücks an seinem Geburtstag ein prächtiges Fest halten, an welchem er seine Söhne, Enkel, und alle Verwandte, Männer und Weiber, zu sich lud, und Alles prächtig und stattlich war; da nahm der Graf mit Freundlichkeit den Marco bei der Hand, zeigte ihm all seine Größe und Macht, und fragte ihn: "Marco, was deucht dir davon?" Dieser aber antwortete rasch und sagte: "Ihr seyd besser auf den Empfang des Unglücks eingerichtet, als irgend ein großer Herr in Italien." Dem Grafen fiel die Rede auf und er fragte: "Wie so?" Worauf Marco entgegnete: "Weil Euch weiter nichts fehlt als der Zorn Gottes." Und der Zorn Gottes blieb nicht aus. Denn so wie er sich des Erzbischofs bedient hatte, um seinen Enkel zu stürzen, so benützte der Erzbischof das Kriegsglück der Florentiner und Lucchesen, um den Grafen beim Volke als einen Verräther zu verleumden, der mit den Feinden in geheimem Einverständniß stehe. Die wüthende Menge stürmte (1288 Juli 1.) seinen Palast, erschlug einen Bastardsohn von ihm und einen Enkel, nahm ihn selbst gefangen, und sperrte ihn mit zwei Söhnen und drei Enkeln in den Thurm der Gualandi. Seine ganze Familie und alle welfische Häuser wurden aus Pisa verjagt, und so kam auch hier die Sache der Gibellinen wieder in Aufnahme, während auch die glücklichen Kämpfe der Aragonesen auf Sicilien gegen die Angiovinen in Neapel ihren Muth hoben. Die Pisaner aber erwählten (1288) den Grafen Guido von Montefeltro zu ihrem Kriegshauptmann, der trotz

des päpſtlichen Banns, der auf ihn, ſeine ganze Familie, und die Gemeine von Piſa geſchleudert wurde, nach Piſa kam, verſchloſſen dann die Thür des Thurms, wo der Graf Ugolino gefangen lag, warfen die Schlüſſel in den Arno, und ließen ihn mit den Seinigen, ohne auch nur auf ſein jämmerliches Schreien ihm einen Prieſter oder Mönch der ihm Beicht hörte zu gewähren, des gräßlichſten Hungertodes ſterben. Nicht einmal die Leichen der Verhungerten wurden anſtändig begraben, und der Thurm, in welchem der Graf geſtorben war, hieß fortan der Hungerthurm.

Während nun die Kriege von Florenz mit den Ghibellinen in Arezzo und Piſa immer fortdauerten, die mehr zu einer luſtigen Uebung dienten, als der Stadt beſchwerlich und läſtig fielen, die im Gegentheil nur kräftiger und ſtärker im Innern wurde, geſchah es, daß die reichen Bürger und Kaufleute der vielen von den Adeligen verübten Gewaltthaten überdrüſſig einen reichen und mächtigen Adeligen von den Popolanen, Giano della Bella, zum Hauptmann machten, und beſtimmte, ſtrenge Geſetze gegen die von den ſogenannten großen Adeligen gegen das Volk begangenen Frevel gaben, welche die Verordnungen der Gerechtigkeit genannt wurden. Dieſe zu handhaben und zu vollziehen, ſollte außer den ſechs Prioren auch noch ein Gonfaloniere der Gerechtigkeit ſeyn, der wie die Prioren alle zwei Monate aus einem andern Quartier genommen werden, und dem, wenn mit dem Schlag der großen Glocke der Prioren das Volk ſich in der Kirche St. Piero Scheragio verſammelt hätte, daſelbſt die Fahne übergeben werden ſollte. Auch ſollte unter die Prioren Niemand mehr aus den ſogenannten großen Adeligen genommen werden. Als Fahne des Gonfaloniere wurde das rothe Kreuz im weißen Feld genommen, und tauſend Bürger, ſpäter zwei, zuletzt viertauſend ſollten in allen Quartieren in Schaaren von je fünfzig Mann dem Gebot des Gonfaloniere gegen die Adeligen zu Dienſten ſtehen. Durch dieſe neue (1292 Febr. 15.) Einrichtung wurde das Volk förmlich dem Adel gegenübergeſtellt und die wichtigen ſpäter eingetretenen Veränderungen der Stadt Florenz vorbereitet. Sie würde durch den Adel leicht verhindert worden ſeyn, wäre dieſer nicht unter ſich ſelbſt in die ärgſten Parteiungen zerſplittert geweſen. Aber zwiſchen den Adimari und Toſinghi, Roſſi und Tornaquinci, Bardi und Mozi, Gherardini und Manieri, Cavalcanti und Buondelmonti, wieder andern Buondelmonti und Giandonati, Bisdomini und Falconieri, Boſtichi und Foraboſchi, Foraboſchi und Maleſpini,

Frescobaldi und Donati, und andern Geschlechtern herrschte die heftigste Fehde. Ein Friede mit Pisa, das wie Florenz des Kriegs müde war, folgte dieser merkwürdigen Einrichtung.

Es war aber begreiflich, daß der Adel keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, wenn er auch das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen konnte, doch sich an dem Haupturheber der neuen Ordnung der Dinge, an Giano della Bella, zu rächen. Wie nun in einem Rechtshandel Messer Corso Donati angeklagt wurde einen Diener Messer Simon Galastrone's erschlagen zu haben, und ganz der allgemeinen Erwartung entgegen der Podesta den Messer Corso lossprach, da brach (1294 Jan.) das Volk in Wuth aus, das Geschrei: Es sterbe der Podesta! zu den Waffen, es lebe das Volk! durchtönte die Stadt, und zumal das geringe Volk (popolo minuto) war schnell unter den Waffen und zog vor seines Hauptmanns Giano della Bella Haus, der sie zum Palast der Prioren gesendet haben soll; dem folgten sie aber nicht, sondern zogen vor den Palast des Podesta, legten Feuer an die Thüren, drangen ein, raubten und plünderten, und mißhandelten den Podesta und seine Leute. Messer Corso entging jedoch den Wüthenden, indem er über die Dächer entfloh. Gern hätten die Prioren den Unfug gestillt, aber das Volk war zu wüthend. Wie sich jedoch der Tumult gelegt hatte, fielen einige Tage darauf die großen Adeligen, welche wußte daß Giano den welfischen Parteihauptleuten das Siegel und das Vermögen der Partei nehmen und letzteres zum Gut der Gemeinde schlagen wollte, auf den Gedanken, sich mit der Zunft der Richter und Notare, die sich von ihm beleidigt glaubten, und mit andern mit ihm mißvergnügten und auf ihn neidischen Popolanen zu verbinden, um ihn zu stürzen. Sie ließen Prioren wählen, die ihrer Ansicht waren, verbanden sich dann mit dem Volkshauptmann, und erhuben hierauf eine Klage gegen Giano della Bella, daß er und seine Genossen den Landfrieden gebrochen und den Podesta angegriffen hätten. Das geringe Volk erzürnte sich wohl gar sehr darüber, erbot sich für ihn die Waffen zu ergreifen und mit seinen Feinden zu kämpfen. Aber Giano della Bella, der sich von seinen eigenen Parteigenossen verlassen sah und einsah, daß die Gewalt seiner Gegner ihm doch zu mächtig werden würde, wollte nicht der Anlaß zu Blutvergießen unter Bürgern werden, und entwich freiwillig (5. März) aus Florenz, in der Hoffnung, daß das Volk ihn wieder zurückführen werde. Aber er wurde in seiner Abwesenheit verurtheilt, verbannt, seine Güter eingezogen, und er starb

in der Verbannung, der rechtlichſte und dem Vaterland ergebenſte Bürger.

Nun verſuchte aber der Adel, weil ihm die neuen Verordnungen zu bedenklich vorkamen, insbeſondere die, daß jeder für ſeinen Genoſſen einſtehen müſſe, und daß durch zwei Zeugniſſe ein vollgültiger Beweis eines öffentlichen Gerüchts hergeſtellt werden könne, die Gewalt des Volkes zu brechen. Die Geſchlechter ſöhnten ſich daher aus und gingen vor die ihnen gerade befreundeten Prioren und baten ſie, dieſe Artikel abzuſtellen. Dadurch kam die ganze Stadt in Aufruhr und die Adeligen zu Pferde mit ihrem Gefolge aus der Gegend und vielen andern Söldnern ſtellten ſich an drei Punkten auf, an St. Giovanni's Platz unter einem Adimari, auf dem Brückenplatz unter einem Mozi, auf dem neuen Markt unter einem Spini. Dagegen rüſteten ſich auch die Popolanen (1295 Juli 6.) unter ihren Hauptleuten und Bannern, verſchloſſen die meiſten Straſſen, damit die Reiter nicht durch dieſe ſprengen ſollten, und ordneten ſich am Palaſt des Podeſta und am Haus der Prioren, denen man nicht traute. Und wie nun die Parteien ſo einander entgegenſtanden, würde die Ueberzahl des Volks ſicherlich geſiegt haben; aber um Bürgerblut zu ſchonen, kam es zum Vergleich, indem das Volk nachgab, daß ſtatt zwei Zeugen deren drei erforderlich ſeyn ſollten, was aber nach kurzer Friſt wieder aufgehoben wurde. Von dieſer Zeit an gab es bald offenen bald heimlichen Kampf des Adels gegen das Volk, während die Hauptleute des letzteren den Adel auf alle Weiſe zu beſchränken und die Verordnungen der Gerechtigkeit zu ſtärken ſuchten. So mußte der Adel ſeine großen Wurfmaſchinen der Commune käuflich abtreten und viele Geſchlechter, die nicht eben reich noch mächtig waren, gingen in die Reihen des Volkes über.

Der beſte Beweis für die fortdauernde ja ſteigende Blüthe der Stadt trotz dieſer inneren Wirren ſind die großartigen in dieſer Zeit vollendeten oder begonnenen Bauten. So wurde, weil die bisherige Hauptkirche unanſehnlich und der Stadt nicht mehr entſprechend erſchien, eine größere, ganz von Marmor, mit künſtlichen Bildwerken zu bauen beſchloſſen, die am Marientag 8. Sept. 1294 unter großen Feſtlichkeiten gegründet und St. Maria di Fiore, gewöhnlich aber Sta Reparata geheißen wurde. Um aber die Macht des Adels auf dem Lande zu beſchränken, wurden (1296) im Arnothal zwei ſtattliche Burgen, das Kaſtell San Giovanni und das Kaſtell Franco erbaut, und den dazu gehörigen Burgmannen und Landleuten große

Freiheiten verliehen. Da ließen sich viele Lehensleute des Adels in diese Schlösser aufnehmen. Weil die Prioren keine sichere Wohnung zu haben schienen, wurde ihnen (1298) ein eigener Palast auf Grundstücken erbaut, die ausgetriebenen Gibellinengeschlechtern gehört hatten; endlich wurde (1299) eine neue Mauer, die dritte, aufzuführen angefangen. Auch der Bau der öffentlichen Gefängnisse begann damals.

Da kam, nachdem die Parteiung zwischen Welfen und Gibellinen der zwischen Adel und Volk hatte weichen müssen, ein neuer Anstoß aus der Stadt Pistoja hinzu. Hier war in der Familie der Cancellieri zwischen zwei jungen Leuten, Lore, Messer Guglielmo's, und Geri, Messer Bertaccio's Sohn, beim Spiel Wortwechsel entstanden und Geri von Lore leicht verwundet worden. Messer Guglielmo wollte den weitern Folgen dieses Vorfalls vorbeugen, machte die Sache aber nur schlimmer. Er gebot nämlich seinem Sohn ins Haus des Verwundeten zu gehen und den Vater um Verzeihung zu bitten. Lore gehorchte, aber Messer Bertaccio war mit dieser Demüthigung nicht zufrieden, er ließ Lore ergreifen, und ihm von seinen Dienern auf einem Eßtisch die Hand abhauen mit den Worten: kehre heim zu deinem Vater und sag ihm, daß Wunden nicht mit Worten, sondern mit dem Eisen geheilt werden. Ueber diese grausame That kam es zwischen beiden Familien zur Fehde, in die bald ganz Pistoja verwickelt wurde. Da nun diese streitenden Familien von einem Vater, der zwei Frauen gehabt hatte, abstammten und die weißen, vielleicht nach dem Namen Bianca, und die schwarzen genannt wurden, so kam der neue Parteiname der Weißen und Schwarzen auf. Da nun dadurch große Verwirrung entstand, viele Mordthaten geschahen, viele Häuser zerstört wurden, so fürchteten die Florentiner, es möchte dadurch der welfischen Sache Eintrag geschehen, und führten die beiden Familien nach Florenz, wo die Schwarzen mit den Frescobaldi's, die Weißen mit den Cerchi's verwandt waren. Allein nun theilte sich das Uebel der ganzen Stadt Florenz selbst mit.

In diesem Zeitpunkt, wo Florenz, die erste Stadt von Toskana, in seinen Mauern 30,000 waffenfähige Bürger, und 70,000 in der Umgegend hatte, einen mächtigen und ritterlichen Adel, reiche und unternehmende Kaufleute und Handwerker, kam die Zwietracht abermals zum Ausbruch. An der Spitze des Hauses Cerchi stand Messer Veri, ein reicher, kluger, und einflußreicher Kaufmann, stolz und

hochmüthig, wie alle in kurzer Zeit zu Reichthum und Macht gekommenen geringen Leute. Haupt der Donati war Messer Corso, er wie alle seines Geschlechts ein adeliger ritterlicher Herr, nicht eben von großem Reichthum, aber bekannt wegen ihres entschlossenen und trotzigen Sinnes. Beide waren in Florenz und im Lande Nachbarn, und der Neid des Adels auf die Reichthümer der Cerchi, die Rohheit des Emporkömmlings auf der andern Seite, machte sie zu Feinden. Hiezu kam noch die Parteiung der Weißen und Schwarzen. Die Cerchi waren Haupt der Weißen, und unter den vielen und mächtigen Familien, sowohl vom Adel als von Popolanen, waren alle Ghibellinen, so daß die Donati als Haupt der Schwarzen, in Furcht geriethen, die welfische Sache möchte darunter leiden und sich deßhalb an Papst Bonifacius wendeten. Aber vergebens ließ dieser den Messer Veri selbst nach Rom kommen, und bat ihn, sich mit Messer Corso zu vertragen; Veri antwortete trotzig, er hätte mit Niemand Krieg, und kehrte, ohne daß der Papst etwas ausgerichtet hätte, nach Florenz zurück. Wie nun am Abend des ersten Mais 1300, welcher Tag in der ganzen Stadt mit Tanz und Spiel und Lustbarkeit begangen wurde, einige junge Leute von den Donati, Pazzi und andern, zu Pferde, und ebenfalls mehr als dreißig von den Cerchi, Tosinghi, Adimari, Gherardini, und anderen, einem Tanz von Damen auf dem Platz vor St. Trinidad zusahen, kamen sie zu Händeln, mehrere wurden verwundet, und einem von der Partei der Cerchi die Nase abgehauen. Das war der Anfang des Sturzes der welfischen Partei in Florenz und einer lange fortdauernden Verwirrung.

Nun sandten die welfischen Parteihauptleute an den Papst, er möchte um der Stadt und der Kirche willen als Vermittler auftreten. Da kam der Cardinallegat Matthäo d' Acquasparta, der, um das offenbare Uebergewicht der Weißen wodurch sie die Wahlen ganz in ihrer Hand hatten zu brechen, die Prioren durch das Loos zu wählen vorschlug; allein die Weißen weigerten sich darauf einzugehen, und zornig verließ der Legat die Stadt, nachdem er Bann und Interdikt auf sie gelegt hatte. Da kam es im December bei einem Leichenbegängniß einer Dame aus der Familie Frescobaldi zwischen den beiden Parteien wieder zum Handgemenge, worin die Donati siegten. Beide Parteien wurden von der Gemeinde zu Geldbußen verurtheilt. Auch auf dem Lande kamen sie bereits an einander. Die welfische Partei aber wurde mit den Schwarzen eins, daß man sich

vom Papst einen Prinzen vom französischen Geblüt ausbitten sollte, der sowohl die Weißen als auch die Volkspartei unterdrücke, und dabei wollten sie ihre besten Kräfte anwenden. Das wurde jedoch ruchbar, und weil dieß als ein Angriff auf die Freiheit der Stadt angesehen wurde, so ließen die Prioren auf den Rath Dante Alighieri's, der unter ihnen war, das Volk und die Landbewohner zu den Waffen greifen, zwangen beide Parteien die Waffen niederzulegen, und verbannten Messer Corso Donati nebst vielen Schwarzen, zum Schein auch einige von den Weißen, die jedoch bald zurückgerufen wurden.

Die andern Verwiesenen aber, unter denen Messer Geri Spini der Bankier des Papsts sich befand, stellten dem Papst die Lage der Dinge vor, so daß Bonifacius sich entschloß, den Bruder Philipp's von Frankreich, Karl von Valois, nach Italien zu berufen, um ihm wenn auch nicht die Kaiserkrone aber doch das Reichsvikariat und die Friedensvermittlung in Toskana zu übertragen. Karl begab sich ohne in Florenz einzureiten geradezu mit seinen 500 französischen Rittern von Lucca nach Anagni, wo er (1301 Sept.) von dem Papst und den Cardinälen freudig empfangen und sogleich zum Grafen von der Romagna gemacht wurde. Ein Zug gegen Sicilien mit Karl II. von Neapel, eigentlich die Hauptursache seiner Ankunft, wurde auf das nächste Frühjahr verschoben, weil aber dem Papst die Zustände in Florenz am Herzen lagen, sandte er ihn sofort nach Florenz. Als die damaligen Machthaber von der Ankunft des Prinzen, an den sich viele Welfen und Schwarze angeschlossen hatten, vernahmen, beriethen sie sich ob sie ihn einlassen sollten und schickten Gesandte an ihn, und da er sagte, er komme in der besten Absicht, öffneten sie die Thore, und ließen ihn (1301 Nov. 1.) mit seinen Leuten, die ihre Waffen abgelegt hatten, einziehen, gingen ihm auch in stattlicher Processsion entgegen. Als er nach einigen Tagen (Nov. 5.) in der Kirche St. Maria Novella die Gemeinde aufforderte, ihm die Signoria zu übertragen, damit er die Welfen unter sich versöhnen könne, wurde ihm auch darin willfahrt, er bekam die Signoria und die Obhut der Stadt, und schwur, die Stadt in gutem Stande erhalten zu wollen. Allein sogleich gab er den Beweis vom Gegentheil, er ließ nämlich seine Leute sich rüsten, und versetzte dadurch die Bürger, die sich für verrathen hielten, in den größten Schrecken. Die Stadt war ganz ohne Oberhaupt, und diesen günstigen Augenblick benützte Messer Corso Donati, um mit Erbrechung einer kleinen Pforte, ohne daß die Cerchi es verwehrten, wieder in die Stadt zu

dringen, auf dem Platz St. Piero ſchaarten ſich ſeine alten Freunde und Anhänger um ihn, man rief: es lebe der Baron! und wie er ſo ſein Unternehmen gelingen ſah, war das erſte was er that, die Gefängniſſe zu eröffnen und alle Gefangene zu befreien, die Prioren aber aus ihrem Palaſt zu verjagen. Karl von Valois that dem von Corſo und ſeiner Partei nun fünf Tage hindurch mit Raub, Gewaltthat und Mord gegen die Weißen verübten Unfug keinen Einhalt, und wie in der Stadt ſo wurde auch auf dem Lande gehauſ't. Vielmehr wurden nun die Prioren blos aus Popolanen der ſchwarzen Partei genommen. Nun wandten ſich die Weißen an den Papſt, und der Cardinallegat Mattheo kam abermals, fand aber nun die Schwarzen eben ſo hartnäckig wie früher die Weißen, und verließ die Stadt wieder unter dem Interdikt. Bald darauf kam es zu einer neuen Erregung, indem Meſſer Nikola de' Cerchi von ſeinem Enkel Meſſer Simon Donati, dem Sohn Meſſer Corſo's, ohne alle Urſache angegriffen und erſchlagen wurde, Simon jedoch an einer erhaltenen Wunde in der folgenden Nacht ſtarb, zum großen Leid ſeines Vaters und ſeiner ganzen Partei. Da ſtiftete ein Franzoſe Meſſere Piero Ferrante von Langued'oc eine Verſchwörung mit mehreren Cerchi und anderen Weißen, verſprach er wolle ihnen den Prinzen verrathen und ihnen helfen ſie wieder in ihren vorigen Zuſtand einzuſetzen; wie er aber hinreichende Beweiſe durch ihre Siegel und Handſchrift in Händen hatte, machte er dem Prinzen davon die Anzeige, und ſo wurden (1302 April 4.) alle Hauptleute der Weißen aus Florenz verbannt, ohne daß ſie ſelbſt vor Gericht erſchienen wären, weil ſie der Vorladung nicht folgten entweder aus Bewußtſeyn ihrer Schuld oder in der Ueberzeugung, daß ſie ſchon im Voraus verurtheilt wären; ihre Paläſte wurden geſchleift, ihre Güter in Stadt und Land zerſplittert, und ſie ſelbſt genöthigt, ſich mit den Gibellinen in Piſa, Arezzo, Piſtoja, und andern Orten, zu verbinden. Doch blieben noch immer viele Familien der Weißen in Florenz zurück, und die Furcht der Schwarzen, ſie möchten mit den Verbannten gemeinſchaftlich etwas unternehmen, veranlaßte den Podeſta Fulcieri da Calvoli aus der Romagna (1302) mehrere Weiße und Gibellinen greifen, als Hochverräther verurtheilen und hinrichten zu laſſen, was allgemein als eine grauſame und ungerechte Handlung angeſehen wurde. Ein Verſuch den die Ausgewanderten in Verbindung mit den Bologneſen und andern Gibellinen im Mai gegen Florenz machten, mißlang gänzlich.

Die Ehrsucht Messere Corso's, der sich von seiner Partei nicht so hoch geachtet sah wie er es zu verdienen glaubte, erregte schon bald (1303 Febr.) neue Unruhen. Er verband sich mit dem Bischof Lottieri, der zu den Weißen gehörte, verlangte die Rechnungen der Gemeinde zu sehen, und da die Prioren sich dagegen sträubten, kam es in der Stadt (1303 Febr.) wieder zu Kämpfen, die erst dann aufhörten, als die Lucchesen auf Verlangen der Gemeinde ihr zu Hülfe kamen, und über zwei Wochen lang die Herren in der Stadt spielten. Das erzürnte die Bürger, die Lucchesen wurden entfernt, und neue Prioren gewählt, welche die Ruhe einigermaßen wiederherstellten. Da aber der Papst den Cardinallegaten Nikolaus da Prato hinschickte, um Ordnung zu machen, und dieser ein gescheiter und verständiger Mann, aber ein heimlicher Gibelline, durch die Wiederherstellung der alten Volkscompagnien sich die Gunst des Volkes verschaffen wollte, so entstand hierüber eine große Verwirrung, die Welfen fürchteten die Rückkehr der Gibellinen, und vereitelten daher die Bemühungen des Cardinals, der am Ende zornig, den Bannfluch aussprechend, die Stadt verließ, die jetzt nur noch mehr den Parteikämpfen preisgegeben war. Dazu kam der Einsturz der Arnobrücke am 1. Mai 1304, als sie mit Menschen ganz angefüllt war, und eine ungeheure Feuersbrunst (Juni), die 1700 Gebäude wegraffte. Auch unterließ der Cardinal nicht, die Florentiner dem Papste von der schlimmsten Seite zu schildern, so daß dieser zwölf der vornehmsten Häupter der welfischen und schwarzen Partei, worunter Messere Corso Donati, Messere Rosso della Tosa, Messere Pazzino de' Pazzi, Messere Geri Spini, Messere Betto Brunelleschi waren, zu sich entbot, um sich persönlich vor ihm zu verantworten. Zugleich aber ließ er den Gibellinen und Weißen in Pisa, Bologna, Arezzo, und andern Orten, entbieten, es sey Wille des Papstes, daß sie Florenz einnähmen und die Schwarzen daraus vertrieben. Sie kamen auch wirklich, 1600 Reiter, 9000 zu Fuß, an die Stadt, die erst den Abend zuvor von ihrem Anzug Kunde erhalten hatte, und in großer Angst war. Aber Ungeschicktheit in der Wahl eines Lagerplatzes, der gar kein Wasser hatte, tapferer Widerstand der in der Stadt befindlichen Welfen, und Mangel an Uebereinstimmung, indem die Bolognesen, unter denen sich viele Welfen befanden, noch ehe sie der Stadt nahe waren, den Rückzug antraten, ließ die Unternehmung mißlingen.

Da beriefen die Florentiner den Sohn König Karl's II. von Neapel, den Prinzen Robert von Kalabrien, der auch mit 300 Rei-

tern und vielem Fußvolk (1305 April) ankam, und (26. Mai) mit ihnen und den andern toskaniſchen Welfen gegen Piſtoja auszog. Dieſer Stadt nahmen ſich Meſſer Napoleone degli Orſini und der Cardinal von Prato an, und Papſt Clemens ſchickte im September ein Paar Legaten, welche bei Strafe des Banns Aufhebung der Belagerung befahlen. Aber nur der Herzog Robert gehorchte und zog ab, die Florentiner und Lucheſen ſetzten die Belagerung fort, und ließen ſich auch von dem einfallenden Winter nicht abſchrecken, bis endlich großer Hunger die Städte zwang ſich (1306 April 10.) zu ergeben und nur das Leben ſich auszubedingen. Piſtoja blieb ein gemeinſchaftliches Eigenthum von Florenz und Lucca; die eine Stadt ſchickte den Podeſta, die andere den Capitano.

Nachdem ſo Florenz nicht nur mit Glück äußere Angriffe abgewehrt ſondern auch Eroberungen gemacht hatte, ſah es ſich wieder durch den Ehrgeiz Meſſere Corſo's in Gefahr gebracht. Dieſer ſtand fortwährend mit einer aus Adeligen und aus Popolanen beſtehenden Partei dem größern und mächtigeren Theil der Welfen entgegen, und man behauptete, er trachte nach der Signoria. Dieſer ſeinem Character ohnedieß nicht ungleiche Verdacht wurde beſtärkt durch ſeine Verbindung mit dem Ghibellinen Uguccione della Fagiuola, dem Feinde der Stadt. Da erhub ſich auf einmal großer Aufruhr, die ganze Stadt war unter Waffen zu Roß und zu Fuß, die Prioren ließen die Sturmglocke läuten, und dem Podeſta, Meſſer Piero della Branca von Agobio, wurde eine Klage eingereicht über Meſſere Corſo, der das Volk verrathen und die Stadt dem Ghibellinen Uguccione überliefern wolle. In Zeit von nicht ganz einer Stunde war der Prozeß abgehalten, das Urtheil über ihn als Empörer und Verräther gefällt, und ſogleich brach vom Hauſe der Prioren der Gonfoloniere der Gerechtigkeit mit dem Podeſta, dem Volkshauptmann, mit den Fahnen der Compagnien des bewaffneten Volkes und mit den Söldnern zu Pferd gegen die Wohnung Meſſere Corſo's auf. Dieſer hatte ſich eines Angriffs gewärtig verbarrikadirt und erwartete auch wirklich den Uguccione mit ſeinen Leuten. Es kam nun zum Kampfe, und Meſſere Corſo wehrte ſich lange und tapfer, ſo daß, wäre Uguccione zur rechten Zeit gekommen und hätten ſeine Freunde treulich Stand gehalten, das Volk, deſſen Häupter unter ſich uneinig und mit dieſem Verfahren nicht durchaus einverſtanden waren, einen ſchweren Stand gehabt hätte. Aber die Leute Uguccione's entflohen auf die Nachricht, Meſſere Corſo ſey angegriffen, ſeine

eigenen Leute zerſtreuten ſich, und er mußte (1308 Sept. 15.) der endlich die Gartenmauer, die ihm zum Bollwerk diente, durchbrechenden Menge entweichen, wurde ganz allein ſchon außerhalb der Stadt von katalonischen Reitern, die im Dienſte der Signoria ſtanden, gefangen, und da ſie ihn gegen großes Löſegeld dennoch nicht entkommen ließen, warf er ſich vom Pferd und wurde von ihnen getödtet. Er war der klügſte und tapferſte Ritter, der beſte Redner, der gewandteſte Mann ſeiner Zeit in Italien, aber der unmäßige Ehrgeiz bereitete ihm ſeinen Untergang.

Zu dieſer Zeit war die politiſche Richtung der Florentiner bereits ſo beſtimmt, daß Heinrich's Unternehmungen ſie wieder mit dem Reiche zu vereinigen nur durch Gewalt gelingen konnten. Seit Jahrzehenten, ſeit länger als einem halben Jahrhundert war kein Kaiſer nach Italien gekommen, die Verſuche Rudolf's, Adolf's, und Albrecht's, ihre Rechte durch Vikarien zu erhalten, bewieſen mehr ihre Schwäche als ihre Kraft, und da man den Kaiſer nicht fürchtete, konnte man auch wenig Vortheile von ihm erwarten. Indeſſen würde der Ruf der Unparteilichkeit, der vor Heinrich von Luxemburg herging, vielleicht doch die Städte Florenz, Siena, und die übrigen welfiſchen Städte bewogen haben, Abgeordnete nach Lauſanne zu ſchicken, wie Rom, Piſa, und die gibelliniſchen Städte thaten, aber das Mißtrauen der Welfen, die von dem Deutſchen nichts Gutes hofften, ließ es nicht zu. Wie hätten ſie auch bei der innigen Verbindung mit Robert von Neapel, der ſeit dem Tode ſeines Vaters (1309) König geworden war, an eine Anerkennung der Rechte des Reichs denken können! Florenz blieb daher feindlich geſinnt, ſammelte Mannſchaft, verbündete ſich enger mit König Robert und mit den welfiſchen Städten in der Lombardei und Toſkana, und ſuchte den Zug und die Krönung des Kaiſers zu verhindern. Piſa dagegen hatte dem Kaiſer 60,000 Gulden um ſeinen Zug anzutreten geſchenkt und eben ſo viel verſprochen wenn er in Piſa ſeyn würde.

Selbſt aber in Piſa dieſer ſo treu gibelliniſchen Stadt fand Heinrich einen ſehr aufgeregten Geiſt, weil er ihr nichts von ihren Rechten laſſen wollte, ſich ſelbſt ihre Vorſteher zu wählen, ſondern ihr einen Statthalter, einen Ubaldini, ſetzte. Nachdem er den März und April 1312 in Piſa zugebracht und während dieſer Zeit hauptſächlich ſeine weitere Fahrt nach Rom vorbereitet hatte, welche durch eine Verbindung mit Robert von Neapel erleichtert werden ſollte, kam er am 1. Mai mit Sonnenuntergang nach Viterbo, wo er ehr-

erbietige Aufnahme fand. Aber der Einzug in Rom ſchien nicht leicht. Schon die Colonna und Ludwig von Savoyen, Senator von Rom, erklärten, diejenigen welche er als Wächter des Capitols aufgeſtellt hatte, würden trotz des geleiſteten Eides es nicht übergeben, wenn er ihnen nicht 4000 Gulden für ihre gehabten Koſten erſetzen würde. Als das beſeitigt war, kam die Nachricht, daß Don Johann, Bruder König Robert's, mit einer großen Mannſchaft auf Ponte Molle lagere und den Weg verſperre. Heinrich ſchickte eine Geſandtſchaft, unter der Nikolaus Biſchof von Botronto war, an den Prinzen, der ſie erſt unter allerlei Vorwänden hinhielt und ihnen endlich durch Gentili Urſino und den Biſchof von Caſerta antworten ließ, daß er nach den neueſten Befehlen ſeines Bruders dem König Heinrich den Einzug in Rom verſperren und ſeine Krönung auf alle Weiſe verhindern ſolle, weßhalb er den König und alle ſeine Diener und Freunde als Feinde betrachte. Die Boten brachten dieſe unerwartete Botſchaft an den ganz unbeſorgt und von wenig Bewaffneten begleitet einherziehenden König. Heinrich, der vorher von Robert ein Schreiben erhalten hatte, worin auf die Anträge zu einer Verbindung ihrer Kinder eingegangen und geſagt war, daß er ſeinen Bruder Johann nach Rom ſchicke um der Krönung Heinrich's beizuwohnen, konnte die Falſchheit der Neapolitaner kaum glauben. Indeſſen die Wahrheit lag am Tage.

In der Stadt waren die gibelliniſchen Colonna's Meiſter des Laterans und des Coloſſeums, während die Orſini und die Neapolitaner die Peterskirche, den Vatikan, das Capitol, behaupteten. Der Einzug geſchah jedoch trotz der von den Neapolitanern aus einem Thurm auf die Milviſche Brücke geſchoſſenen Pfeile (7. Mai) ohne Verluſt, nur einige Pferde wurden getödtet. Heinrich hatte ohngefähr 700 deutſche und flandriſche Ritter bei ſich, 300 toſkaniſche Weiße und Gibellinen, 150 vom Grafen de San Fiore, 100 von den Colonnas unter dem Grafen von Anguillar, und 50 unter Konrad von Antiochia. Um die Schmach beim Einzug zu rächen wurde der Thurm angegriffen und am Abend vor Pfingſten genommen. In der Stadt Rom kam es nun zu wiederholten Gefechten. Das Capitol mußte ſich (20. Mai) ergeben. Dagegen erlitt Heinrich bei einem Angriff auf die leoniniſche Stadt (25. Mai) einen ziemlichen Verluſt, unter den Todten waren der Biſchof Theobald von Lüttich, Peter Graf von Savoyen, Robert von Flandern, und mehrere andere Herren, königliche, ſavoyiſche, und flandriſche Fahnen wurden erbeutet

und nach Florenz, dem Sitz des Welfenbundes geschickt. Auch von Pisa liefen verdrießliche Neuigkeiten ein; eine kleine Flotte von sieben Galeeren auf welchen der Admiral Vanni Musca 500 Armbrustschützen dem König zuführen wollte, war von Rainer Grimaldi, dem Admiral König Robert's, aufgefangen und weggenommen worden. Da sah Heinrich, daß er seinen ersten Plan, sich der ganzen Stadt zu bemächtigen und dann erst sich krönen zu lassen, aufgeben und nur die Krönung zu erhalten suchen müsse. Da diese dem Herkommen gemäß nur in St. Peterskirche verrichtet werden konnte, diese aber so wie die ganze leoninische Stadt in den Händen der Feinde war, so wandte er sich an den Prinzen Johann und die Orsini, sie möchten ihm die Kirche zur Krönung überlassen, aber die Antwort war, nur König Robert könne hierüber entscheiden. Auch an diesen gingen deßhalb geistliche wie weltliche Gesandte, erwirkten jedoch keine bestimmte Antwort, obwohl Robert durch seine, übrigens durch die Unzuverlässigkeit der Neapolitaner und die Nähe der Aragonesen in Sicilien wohl erklärliche, Unbestimmtheit auch den Welfen lächerlich, ja selbst verdächtig wurde. Da nun Heinrich diesen Gedanken aufgeben mußte, verlangte er von den Cardinälen, die Clemens V. um für ihn die Krönung zu vollziehen abgeschickt hatte, sie sollten ihn im Lateran krönen. Diese weigerten sich: es sey gegen das Herkommen, gegen ihren Auftrag, wenn man hin und her erst berichten wolle, vergehe zu viel Zeit; der König wandte ein, Noth habe kein Gebot, seine Schuld sey es nicht, er sey da um die Krone zu empfangen, man müsse auf Wahrheit und Billigkeit sehen; wenn auch ein Mangel bei diesem Verfahren vorkomme, könne nachher der Papst durch seine Machtvollkommenheit Alles ausgleichen. Da die Cardinäle in ihrer Weigerung beharrten, berief der König das römische Volk, und es wurde beschlossen, die Cardinäle müßten gutwillig der Republik zu Liebe die Krone ertheilen, wo nicht, so seyen sie durch die Tribunen und das Volk zu zwingen. Nun suchten die Cardinäle den König dadurch hinzuhalten, daß sie ihm sagten, sie hätten nach Avignon gesendet, es werde noch vor dem ersten Juli eine Antwort einlaufen. Geduldig beschloß der König zu warten, aber nun fehlte es an Geld die Soldaten zu bezahlen. Es blieb nichts übrig als eine Steuer auf die Römer zu legen, die dadurch noch mehr zur Wuth gereizt wurden, und sich nichts um den Befehl kümmerten, nur die im Ghetto an der Tiber wohnenden Juden zahlten. Wie nun das Fest der Apostelfürsten herankam, da zog Heinrich begleitet vom Volk und

von ſeinen Großen in den Lateran, hier wurde die Meſſe geleſen, und nach abgelegter Proteſtation der Cardinäle, nämlich des Legaten Lucas von Fieſco, daß er es nicht von freien Stücken, ſondern auf Befehl des Königs und des Volks thue, endlich (1312 Juni 29.) dem König die Kaiſerkrone aufs Haupt geſetzt. Aber auch nicht einmal dieſer Tag blieb von den feindlichen Angriffen ungeſtört. Auf dem Aventin wurde das kaiſerliche Mahl gefeiert, und ſelbſt bis in den Ort des Gelages verfolgten und beunruhigten den neuen Kaiſer die Schleuderwürfe und Baliſtenſchüſſe der Feinde. Doch hatte er endlich das Ziel und den Zweck ſeines Zuges erreicht.

Aber es war hohe Zeit geweſen. Schon erklärten ſich auch die Savelli und die Annibaldi, die Heinrich gehofft hatte bei einem Ehrengelage durch freundliche und ehrende Behandlung für ſich zu gewinnen, aber ſchon damals nur bedingte und auf Schrauben geſetzte Verſprechungen erhalten hatte, offen gegen ihn, entwichen aus der Stadt auf ihre Schlöſſer, und nahmen hier Soldaten von König Robert auf, mit denen ſie bis an die Thore von Rom alle möglichen Feindſeligkeiten verübten, das Waſſer den kaiſerlichen Soldaten zu entziehen ſuchten, und den Kaiſer in die größte Noth brachten. Auch waren viele der Großen, namentlich der Herzog Rudolf von Bayern, der Meinung ihrer Pflicht Genüge geleiſtet zu haben, und ſchickten ſich zur Heimkehr an. Es bot ſich daher um den nothwendigen Entſchluß, Rom zu verlaſſen, noch einigermaßen zu beſchönigen, der Vorwand dar, die treuloſen römiſchen Großen in ihren Schlöſſern anzugreifen. Da aber flehten die Römer den Kaiſer an, er wolle doch nur noch ſo lange bei ihnen bleiben, bis der Prinz Johann mit ſeinen Leuten abgezogen wäre: ſie ſeyen alle in höchſter Gefahr des Leibes und des Lebens. Allein Heinrich entſchuldigte ſich mit der Gewohnheit der alten Kaiſer, die auch nach erhaltener Krone abgezogen wären, mit der offenbaren Stimmung der ſelbſt wenn er bliebe doch fortzugehen geſonnenen Vaſallen, endlich auch mit der heißen und ungeſunden Jahrszeit, ließ in Rom eine Beſatzung von 300 Mann, welche die Häuſer der Colonna's ſchützen ſollten, ſchleifte die Paläſte des Annibaldo und des Savello, und ging mit Sonnenaufgang am 20. Juli nach dem der kaiſerlichen Sache und dem Hauſe Colonna treuergebenen Tibur. Schon nach vier Tagen ging auch der Herzog von Bayern, der Dauphin von Vienne und ſein Bruder, Ludwig Graf von Savoyen, und andere Herren, mit Urlaub des Kaiſers von dannen, mit vierhundert Mann, und gern hatte ihnen auch Prinz

Johann freies Geleit gegeben. Nur gegen neunhundert Mann blieben noch am Hofe zu Tibur. Dagegen strömten von allen Seiten die Welfen zu Prinz Johann, der bald an 3000 Ritter hatte, das Fußvolk nicht zu zählen. Heinrich mußte gelassen zusehen, wie die Savelli und Annibaldi höhnend und spottend gegen die Thore Tiburs heranrannten. Da kamen gegen Ende Juli Briefe von Papst Clemens, welcher dem Kaiser wie den Neapolitanern sich von Rom zu entfernen befahl, da er selbst kommen und das Regiment von Rom übernehmen würde. Ueber diesen Bescheid, der ihn dem König von Neapel gleichstellte, berieth sich Heinrich mit seinen Räthen und erklärte, daß weder im kirchlichen noch im bürgerlichen Recht geboten sey, daß der Papst zwischen dem Kaiser und einem päpstlichen Vasallen Stillstand ansagen könne; ferner sey der Kaiser und der König nicht auf gleiche Weise der Kirche unterthan, weil der eine der Vertheidiger und Vogt der Kirche sey, der von der Kirche in zeitlichen Dingen nichts habe; der andere ihr Unterthan und Vassall, der sein Reich von der Kirche habe. Lasse der Kaiser sich auch als Vassallen der Kirche in zeitlichen Dingen von dem Papste leiten, so sey er wortbrüchig, weil er die Rechte des Reichs mindere, die er nicht zu mindern sondern zu vermehren geschworen hätte. Uebrigens habe der König den vom Papste vorher gebotenen Stillstand auch nicht gehalten, sondern durch die gegen Gott und Recht übernommene Signorie so vieler Städte, Schlösser, und Orte in der Lombardei und Toskana offenbar gebrochen. Heinrich stellte daher eine förmliche Erklärung aus, wenn er auch nicht beabsichtige, den König Robert, seinen Rebellen, und Feind des Reichs, anzugreifen, so könne er doch schlechterdings nicht zugeben, daß das in Folge des vom Papste gebotenen Waffenstillstands geschehe. Einen neuen ihm vom Papst zugemutheten Eid wieß er von sich.

Da bot sich ihm von Neuem der Gedanke dar, nach Toskana, dieser kräftigen Provinz, dieser blühenden Mitte Italiens, wo seine bloße Erscheinung den Gibellinen und Weißen neuen Muth einflößen würde, den Sitz seiner italienischen Herrschaft zu legen. Richard Huguet wurde von den Weißen, dem Messere Geri Spini und Piso de Tosa an ihn gesendet, und verkehrte mehrere Tage insgeheim mit ihm. Wohl mochte der Kaiser die Anerbietungen oder Einladungen, die ihm dieser Botschafter brachte, für zuverlässig und gewiß gehalten haben, die Folge zeigte das Gegentheil. So zog denn Heinrich von Tibur, nachdem er noch ungeachtet der Abrathungen seiner

Freunde ſich wieder über die Milviſche Brücke auf einige Tage (im Aug.) nach Rom, und ging dann über Sutri, Viterbo, Todi, die Grafſchaft Perugia, Cortona, Arezzo, wo gegen König Robert und die ungehorſamen Herren und Städte Italiens Vorladungen erlaſſen wurden, (16. Sept.) in die Grafſchaft von Florenz, und nahm ſchon am nächſten Tage das Caſtell St. Giovanni im Arnothal ein. Hierauf gingen ihm die Florentiner bis Anciſa mit 1800 Mann zu Pferd und vielem Fußvolk entgegen, wurden aber von den Grafen von Savoyen und Flandern, die den Vortrab des Kaiſers machten, ganz geworfen, obgleich nur etwa 125 blieben, die übrigen nach Anciſa entkamen. Zum Glücke dieſer hier ganz Eingeſchloſſenen lagerte ſich Heinrich geradezu (19. Sept.) bei der Abtei von San Salvi mit ohngefähr tauſend Reitern, die andern waren noch im Arnothal, noch andere zogen erſt durch die Grafſchaft Perugia heran. Der Schrecken in der Stadt über ſeine plötzliche Ankunft war ſo groß, daß wäre er geradezu auf die Thore losgegangen er ſie offen und ſchlecht bewacht gefunden haben und nach dem Glauben der Meiſten die Stadt eingenommen haben würde. Wie nun die Bürger den Rauch der brennenden Häuſer ſahen, der den Weg der Feinde bezeichnete, da wurde die Sturmglocke gezogen, das Volk ſtrömte unter den Fahnen ſeiner Kompagnien auf den Platz der Prioren, der Biſchof von Florenz mit den Reitern der geiſtlichen Herren waffnete ſich und zog zur Vertheidigung des Thors St. Ambroſio und der Gräben daſelbſt, und alles Volk zu Fuß mit ihm; es wurde die in der Mauer befindliche Lücke durch Palliſaden gedeckt, und ſo warteten und wachten ſie voll Sorgen zwei Tage lang, bis ihre Leute aus Anciſa auf verſchiedenen Wegen wieder zu ihnen kamen. Da hub ſich ihr Muth, und kamen auch Hülfstruppen von Lucca, Siena, Piſtoja, Prato, Colle, San Miniato, San Gimignano, aus der Romagna, ſo daß ſie acht Tage nach der Ankunft des Kaiſers 4000 gute Ritter und Fußvolk ungezählt hatten. Der Kaiſer hatte nur 800 deutſche und 1000 italieniſche Reiter, Fußvolk jedoch hatte er ziemlich viel. So fand er ſich nicht ſtark genug einen Angriff zu machen, lag auch mehrere Tage krank, und hegte immer noch die Hoffnung, Florenz in gutem Frieden zu bekommen, zu welcher ihn die abermalige Ankunft jenes Richard Huguet geſtärkt haben mag. In Florenz war jedoch weder ein Gedanke an Unterwerfung, noch Furcht vor dem Feinde, man ging in der Stadt unbewaffnet ſeinen Geſchäften nach, die Thore auf der andern Seite waren geöffnet, man ging

aus und ein wie im Frieden. Nur zu einer Schlacht entschlossen sich die Welfen nicht, es fehlte ihrer viermal größern Macht als sie Heinrich hatte ein guter Führer, und die Entziehung und Vernichtung aller Zufuhr mußte den Kaiser doch endlich zum Abzug nöthigen. Dieser fand als er von seinem Fieber wieder hergestellt war (2. Nov.) über den gerade sehr stark angeschwollenen Arno statt mit großer Verwegenheit passirte das Heer in einzelnen Haufen nach S. Cassiano, wo er (20. Nov.) Unterstützung aus Pisa und Genua bekam. Hier setzte er die Verheerungen des Landes fort (bis 6. Jan. 1313), während auch die Florentiner sich nur auf kleine Streifzüge und Ausfälle einließen. In Folge der Jahrszeit riß unter dem Heere eine Seuche ein, die ihn zum Abzug nach Poggibonizzi nöthigte, wo er auf den Ruinen des alten Schlosses ein neues erbaute, das Kaisersberg (Castello Imperiale) genannt wurde. Hier ertheilte er seinen Getreuen Lehen und andere Belohnungen ihrer Dienste, that fünfhundert und dreizehn Florentiner in die Acht, lud den König Robert zum andern und zum dritten Mal vor, und da Mangel an Lebensmitteln auch hier ihn bedrängte, kehrte er (9. März) in schlechter Lage der Gesundheit nach Pisa zurück.

So viel mißlungene Unternehmungen konnten Heinrich's Muth dennoch nicht brechen. In Rom, in der Lombardei, in Toskana, griff die welfische oder neapolitanische Partei immer weiter um sich, und es lag klar am Tage, daß sogar seine Milde, mit der er gegen den Rath der Gibellinen die gefangenen Weiber und Kinder losgelassen und vor Mißhandlung in Schutz genommen hatte, seine Feinde eben so wenig gewinnen konnte, als sein ritterlich edles Wesen oder die Würde der römischen Kaiserkrone. Die Italiener wollten keinen Ausländer im eignen Lande. Was die Hülfe der Gibellinen und Weißen gewähren konnte, war wenig und am Ende auch unzuverlässig, nur von Deutschland konnte der Kaiser Hülfe erwarten. Bis diese jedoch, langsam wie immer, zusammenkam, blieb er in Pisa, entschlossen nun sein Recht als Kaiser zu üben, fügte (2. April) zu dem römischen Kaiserrechtsbuche die zwei letzten Titel über das Verfahren bei dem Verbrechen der beleidigten Majestät, ließ sich von den Juristen zu Bologna ein Gutachten über seinen Prozeß gegen den König Robert ertheilen, und fällte hierauf (25. April) das Urtheil über Robert, der obgleich er früher ihm erklärt hätte seiner Krönung nichts in den Weg legen zu wollen, ohne im mindesten beleidigt oder gereizt worden zu seyn, auf alle und jede Weise sich

ihm feindlich und hinderlich bewiesen habe, dem Reich vielfältig Abbruch und Schaden zugefügt und davon nicht abgelassen habe, und daher als ein Verletzer der kaiserlichen Majestät aller seiner Würden, Ehren, Lehen, Freiheiten, und Rechte entsetzt, aus dem ganzen Reiche verbannt, wo man ihn betreffe, für vogelfrei, seine Unterthanen aller Pflichten los und ledig, und alle seine Lehen und Güter für heimgefallen erklärt wurde. Zum Angriff gegen Robert hatte er sich schon vorher mit König Friedrich von Sicilien, dessen Sohn seine Tochter heirathen sollte, aufs engste verbündet, und genuesische und pisanische Galeeren sollten gemeinschaftlich mit sicilianischen Schiffen Neapel angreifen. Gegen die welfischen Städte, deren Glück und Uebermuth in gleichem Grade wuchs, ergingen ähnliche Urtheile, besonders über Florenz, Pavia, Padua, und Asti. Aber ungeschreckt dadurch übergab (Juni) Florenz die Herrschaft dem König Robert, und die meisten andern Städte fingen an sich der welfischen Partei mit mehr Entschiedenheit zuzuwenden, selbst der Visconti in Mailand gerieth in Gefahr.

Da schrieb König Philipp (12. Mai 1313) einen dringenden Brief an den Papst, worin er ihm des Kaisers Absicht, seinen Blutsfreund Robert aus seinem Erbe zu verdrängen, den allgemeinen Frieden der Christenheit zu stören, das nothwendige Werk eines Kreuzzugs zu verhindern, und der römischen Kirche zu schaden, anzeigte und aufforderte diesen Gefahren zu begegnen. Clemens erließ nun von Avignon (2. Juni und eingereicht am 9. Juni) eine Bulle, worin er allen und jeden Klerikern und Laien, von welchem Stand, Rang, und Würden sie seyn möchten, ob von päpstlicher, kaiserlicher, königlicher, oder sonst einer, bei Strafe des Banns jeden Angriff auf das Reich Neapel untersagte. Heinrich, der an des Papstes guter Gesinnung gegen ihn nicht zweifelte, in diesem Verfahren aber den Einfluß der französischen Partei erkannte, legte vor einer Versammlung aller Fürsten und vor einer Menge Volks im Dominikanerkloster zu Pisa eine förmliche Protestation nieder und ließ dem Papst durch eine ansehnliche Gesandtschaft sagen, daß er gar nicht gesonnen sey, die Rechte und die Ehre der Kirche zu kränken, sondern er wolle nur die des römischen Reichs aufrecht halten. Zugleich blieb er in Pisa nicht müßig, um die Gibellinen Toskanas zu ermuthigen und aufrecht zu halten, und einen Angriff auf Neapel zu bereiten. Diesem schien der vereinigte Beistand Genuas, Pisas, und Siciliens, einen besseren Ausgang zu verheißen, als dem verunglückten Versuch auf

die Stadt Rom und dem Angriff auf die Welfenstadt Florenz. Wäre nur Heinrich's körperliche Kraft nicht noch von dem Winterfeldzug in Toskana geschwächt und leidend gewesen! Mit 1500 Deutschen und Italienern brach er (7. Aug.) von Pisa auf, und stand (15. Aug.) unvermuthet vor Siena, wo aber dennoch die welfische Partei trotz ihres Schreckens sich unerschüttert behauptete, und der Kaiser gegen den Fluß Orgia, zwölf Miglien von Siena, zog. Hier lagerte er sich, erfrischte sich noch vor dem Schlafengehen durch die Kühle des Flusses, brachte aber eine schlaflose, unruhige Nacht zu. Von hier begab er sich nach dem nahen Ort Buonconvento, ebenfalls zwölf Miglien von Siena, wo er stärker erkrankte und am 24. Aug. 1313 starb. Der Verdacht, daß ihn der Dominikaner Bernardino aus dem Kloster Montepulciano im Abendmahl vergiftet habe, entweder er durch die Hostie, oder ein ungenannter Mönch durch den Spülkelch, war noch bei seinem Leben entstanden, und man hatte ihn zu einem Brechmittel bewegen wollen, das er aber von sich wies, um nicht mit dem etwa genossenen Gift den Leib des Herrn wieder von sich geben zu müssen. In vielen Liedern und Berichten wurde dieser Verdacht selbst von denen ausgesprochen, die der Anhänglichkeit an die Kirche untreu geworden zu seyn nicht im mindesten bezüchtigt werden konnten, und der Orden des heiligen Dominikus fand sich noch nach Jahren durch die fortdauernde üble Nachrede so gekränkt, daß sie sich dreiunddreißig Jahre nachher (1346) von Heinrich's Sohn Johann, der damals in Deutschland war, ein lossprechendes Zeugniß ausstellen ließen, welches jedoch, da der Leichnam, wohl vielleicht durch die große Hitze, so schnell in Fäulniß überging, daß man ihn verbrannte und nur die Gebeine (2. Sept.) in Pisa beisetzte, nicht viel bedeuten kann. Wenigstens blieb der Verdacht ungeachtet des Zeugnisses fortwährend bestehen und es würde wenigstens dem Geiste Wälschlands nicht fremd gewesen seyn, wenn es einen Mann, der mit beharrlicher Festigkeit nach seinem Ziele strebte und vor dem König Robert so voll Furcht gewesen seyn soll, daß er schon Schiffe zur Flucht nach Frankreich in Bereitschaft hielt, durch ein landübliches Mittel aus dem Wege geschafft hätte. Auf jeden Fall wichtiger als die den Dominikanern ertheilte Lossprechung sind die von andern Schriftstellern aus Bluthusten, Harnbeschwerden, und einem Blutschwären (Anthrax), zusammengestellten Ursachen seines Todes.

Heinrich wurde übrigens zur rechten Zeit für seinen Ruhm auf seiner Laufbahn dahingerafft. Die kaiserliche Gewalt in Italien war

dahin; wer sie noch anerkannte, hatte keine andere als selbstsüchtige Zwecke, und so wie er diese erreicht hatte, trat er als Gegner des Kaisers auf. Der edle Abentheurer Heinrich hatte seinen Plan als unparteiischer Vermittler aufzutreten bei seiner ersten Ankunft aufgeben müssen; er hatte die Kaiserkrone empfangen, aber nicht in der eigentlichen Krönungskirche, und ohne im Besitz Roms zu seyn oder in denselben zu gelangen; seine Versuche auf Toskana mißlangen durch unhinreichende Mittel von seiner Seite, und bei seinem Versuch auf Neapel würde er in die allertraurigste Lage, in den Kirchenbann, gerathen seyn, der ihn dem Verrath auf allen Seiten blosgestellt hätte. Unter diesen Umständen war der Tod, der ihn, während er allgemein geachtet, von den Seinen geliebt, von den Feinden gefürchtet wurde, dahin raffte, ein Glück und eine Wohlthat. Sein Zug bewies, daß die Herrschaft des Kaisers in Italien faktisch zu Ende war, und daß hier ein Selbstgefühl erwacht war, welches sich im Stande glaubte, selbst auch ohne das Reich über das eigene Wohl und Wehe wachen zu können. An Mailand und Florenz ließ sich das deutlich erkennen. Die Selbsttäuschung derjenigen Kaiser, welche späterhin noch an eine Aufrichtung des kaiserlichen Namens in Italien dachten, mußte bittere Strafe zahlen.

XXII. Venedig. — Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Papst Johann XXII. Der Kurverein von Rense.

Venedig's Anfang. Der erste Doge. Rialto wird der Sitz des Doge. Kämpfe mit Saracenen und Narentanern. Herrschaft über Istrien und Dalmatien. Sturz der Orseoli. Stellung im Kirchlichen. Krieg gegen die Normänner. Krieg mit Griechenland. Verfassungsänderung. Venedig bekommt griechische Provinzen. Ausbildung der innern Verhältnisse. Der Schluß des großen Rathes. Verschwörung des Tiepolo. Das Reich. Die Luxemburger und die Habsburger. Wahl Ludwig's und Friedrich's. Leopold gegen die Waldstätte. Schlacht bei Morgarten. Herstellung des Landfriedens in Franken. Papst Johann XXII. Friedrich und Ludwig. Rüstung zur Hauptschlacht. Schlacht bei Ampfing. König Friedrich gefangen. Ludwig schickt den Mailändern Hülfe. Erster Prozeß P. Johann's gegen Ludwig. Ludwig appellirt an ein Concil. Oesterreichische Umtriebe. Zweiter Prozeß des Papsts. Dritter Prozeß. Streit des Papsts mit den Franziskanern. Ludwig's zweite Appellation. Ludwig förmlich gebannt. Abneigung der Deutschen gegen den Papst. Ludwig's bedrängte Lage. Friedrich wird freigelassen. Friedrich's Rückkehr in die Haft. Gemeinschaftliche Regierung. Leopold stirbt. Ludwig's Römerzug. Bewegung der Gibellinen Fünfter Prozeß des Papsts. Ludwig's Zug von Mailand nach Rom. Ludwig zum Kaiser gekrönt. Absetzung des Papstes. Wahl eines Gegenpapstes. Ludwig zieht von Rom ab. Hausvertrag von Pavia. Ludwig will die Krone niederlegen. Tod des Papstes Johann. Der erste Kurverein.

Um dieselbe Zeit, als sich im übrigen dem Reiche zugehörigen Italien eine freie und selbstständige Entwicklung zeigte, die sich vom Reiche loszureißen kaum nöthig hatte und ihren Kampf vielmehr mit den schon vorhandenen Gegensätzen des Adels und der Gemeinde, der Geschlechtsaristokratie und der Geldaristokratie, durchfocht, bildete sich auch das bisher weder zu dem einen noch zu dem andern Reiche gehörige Venedig höchst eigenthümlich aus. Dieser aus kaum nachweisbaren Anfängen erwachsene Freistaat hatte sich schon zu Zeiten Theodorich's des Ostgothen in einer gewissen Blüthe befunden, die Seemacht dieser auf den vielen Inseln an der Mündung der Brenta, der Etsch, des Po, des Isonzo, wohnenden theils aus Illyrien theils aus dem festen Lande von Italien gekommen und durch den gemeinsamen Namen der Veneter oder Venetianer verbundenen Insulaner war für die Schifffahrt auf dem adriatischen Meere, für den Ver-

[illegible] während der arianische [illegible] seinen Sitz in Aquileja nahm und so lange behielt, bis der Arianismus ganz vertilgt war. Aber natürlich auch nachher behauptete jeder die Rechtmäßigkeit seines Titels und Ranges. In bürgerlicher Einrichtung war ursprünglich eine jede Insel unter einem Tribun, die unter sich unabhängig waren, aber zuweilen zu gemeinsamer Berathung zusammen traten; da man aber theils den Rangstreitigkeiten dieser Tribunen vorbeugen wollte, theils eine monarchische Form auch zur Abwehr der Gefahr von Slaven und Longobarden für zweckmäßiger hielt, so wurde (697) in einer Volksversammlung auf Heraklea mit Genehmigung des Papstes ein Herzog oder Doge gewählt, Paulucius Anafestus, der in einem Vergleich mit dem Longobardenkönig Luitprand (713) die Integrität der Republik und ihres Gebiets feststellte. Da der Papst der eigentliche Beschützer der römischen Herrschaft in Italien war, so wandte sich auch Gregor II. (728) an seinen lieben Sohn Ursus, den (dritten) Herzog von Venedig, mit der Bitte der damals von den Longobarden weggenommenen Stadt Ravenna, deren Exarch entflohen war, zu Hülfe zu ziehen. Das geschah auch, Luitprand wurde aus Ravenna verjagt und der Exarch Eutychius wieder eingesetzt. Weil aber später (737) gegen den Dogen Ursus der Verdacht entstand, er strebe nach zu großer Gewalt, so wurde er von

einer Partei ermordet und die Würde des Dogen abgeschafft, an dessen Stelle ein Magister Militum auf ein Jahr gewählt wurde. Doch kehrte man schon nach fünf Jahren wieder zur Wahl der Dogen zurück.

Als sich nun die fränkische Herrschaft Karl's des Großen erhob, so war seine Eroberung Italiens für Venedigs Freiheit sehr bedenklich, und es war ganz natürlich, daß sich Venedig an das byzantinische Reich anschloß und in dem Vertrag zu Selz (803) mit einbegriffen war. Da aber ein vornehmer Venetianer, Othelerio, zu den Franken entfloh und ihnen die Möglichkeit zeigte, Venedig ebenfalls zu erobern, so griff Pipin, Karl's Sohn, die Inseln an, eroberte Heraklea, Albiola, Palestrina, und Chiozza, und bedrohte Malamocco, wo damals der Sitz des Doge war. Da zogen sich die Venetianer mit Weib und Kind, Hab und Gut, nach dem Rialto zurück, griffen von hier den fränkischen König an, und brachten ihm (809) eine große Niederlage bei. Rialto wurde und blieb nun der Sitz des Doge, und Angiolo Participatio, dessen Geschlecht den Namen Badoer annahm, war der erste Doge auf dem Rialto. Der Friede, den Karl der Große (813) mit dem griechischen Kaiser Michael Rhangabe schloß, sicherte die Stellung Venedigs. Die Inseln welche den Rialto umgeben wurden durch Brücken verbunden, und so entstand erst die eigentliche Stadt Venedig, um deren Entstehung Angelo Participatio (809—827) das größte Verdienst hat. Unter seinem Sohn, dem Dogen Giustiniano, kam der Leichnam des heiligen Markus von Alexandria nach Venedig.

Hierauf hatte Venedig, das mit den fränkischen Königen und den Kaisern des Abendlands vortheilhafte Verträge schloß, vom Morgenlande aber gar nichts zu fürchten hatte, mit den sich auch Italien nähernden Saracenen und den auf der dalmatischen Küste unabhängig gewordenen Städten, besonders Narenta, um die Herrschaft des adriatischen Meeres zu kämpfen. Von dem saracenischen Feldherrn Sabbak erlitten (840) die sechzig Schiffe, mit welchen sie dem griechischen Kaiser Theodosius zu Hülfe zogen, im Haven von Tarent eine gänzliche Niederlage und die Mauren bedrohten damals sogar Rom und plünderten die Paulskirche. Auch im Innern Venedigs gährte die Feindschaft der mächtigen Familien unter einander, und der sonst um den Flor Venedigs wohl verdiente Doge Pietro Tradenigo wurde (864) ermordet. Erst der Doge Orso Participatio (864—881) schlug die Saracenen zurück, die zuletzt (875) bis gegen

Venedig selbst vorgedrungen waren. Dagegen blieb der Doge Pietro Candiano (887) in einer Schlacht gegen die Narentaner, und diese Seeräuber entführten sogar (920) die Bräute, welche sich in der Peterskirche auf der Insel Olivolo befanden. Der Doge Pietro Candiano II. eilte den Räubern sogleich nach, nahm ihnen ihre Beute wieder ab, und züchtigte sie für ihre Frechheit. Ein bis auf den genuesischen Krieg aufrecht erhaltenes Fest wurde zum Andenken dieses Sieges jährlich gefeiert. Aber erst als die übrigen dalmatischen und istrischen Städte die Venetianer um Schutz gegen die Narentaner unter dem Versprechen angingen, daß ihre Behörden Venedig huldigen und ihre Kriegsleute unter der Anführung Venedigs fechten sollten, wurde dem Seeräuberwesen der Narentaner ein Ende gemacht. Der Doge Pietro Urseolo II. segelte (997) mit der ansehnlichsten Flotte, die Venedig bisher aufgestellt hatte, nach Istrien und Dalmatien, ließ sich von allen Republiken huldigen, vernichtete die Seeherrschaft der Narentaner, und nahm den Titel eines Herzogs von Venetien und Dalmatien an. Die kleinen Städte behielten noch einige Zeit ihre eigene Obrigkeit, bekamen aber bald dafür venetianische Prioren oder Podestas, und wurden aus Bundesgenossen förmliche Unterthanen. Wie aber Venedig selbst, so stieg auch das Haus Urseolo, das bald über die gewöhnliche Stellung eines Bürgers hinaustrat, und sich sogar mit dem griechischen Kaiserhause verschwägerte.

Bisher hatte die Eifersucht anderer Geschlechter, die durch Reichthum oder Kriegsruhm sich auszeichneten, noch immer verhindert, daß ein einzelnes zu mächtig werden möchte, die Morosini und Coloprini hatten mehrere Jahre lang unter einander förmlich Fehde geführt, bis endlich (990) die Ermordung dreier Coloprini die Wagschale auf die Seite der Morosini zog; der Glanz der Urseoli aber regte billig die Eifersucht aller anderer an. Dem Sohn jenes Pietro Urseolo II. gab Otto III. als Taufpathe seinen eigenen Namen, und bewies dem Vater alle Zeichen der Achtung und Ehre. Schon als wäre es Erbrecht folgte Otto Urseolo (1006) seinem Vater, führte auch glücklich mit dalmatischen und illyrischen Völkern Krieg, wurde aber (1026) durch eine von Domenico Flabenigo gebildete Verschwörung verbannt und an seine Stelle Pietro Centranigo gewählt. Noch war aber das Haus Urseolo so mächtig, daß auch Centranigo (1031) ins Exil gehen mußte, Otto zurückgerufen werden sollte, und sein Bruder, der Patriarch Orso, einstweilen als Vicedoge die Regierung

führte, Flabenigo aber aus dem Lande gehen mußte. Da kam (1032) die Nachricht, Otto sey im Exil zu Constantinopel gestorben. Nun wollte Domenigo Urseolo das Herzogthum als eine Erbschaft in Besitz nehmen, gegen den sich aber das Volk in Masse erhob und ihn schon am nächsten Tag nach Ravenna zu entweichen zwang. Flabenigo aber, der nun zurückgerufen und zur Herzogswürde, dem Ducat, erhoben wurde, ließ das Gesetz geben, daß die Familie der Orseoli auf immer verbannt seyn und keinem Doge erlaubt seyn sollte, sich selbst bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger oder Mitregenten zu bestimmen. Noch mehr beschränkte er seine eigene Gewalt durch den von ihm zuerst einberufenen Rath der Pregadi oder Erbetenen, welche aus den angesehensten Bürgern genommen und zur Theilnahme an den wichtigsten Berathungen gezogen wurden.

So war Venedig bereits so mächtig in sich und so abgesondert von dem Reiche, daß die Bewegungen desselben damals fast gar keinen Einfluß mehr auf die Republik ausübten. Auch die kirchlichen Angelegenheiten gestalteten sich bereits in der Art, wie sie späterhin noch weiter sich ausbildeten. Die Ansprüche des Patriarchen Pepo von Aquileja, der sich mit Kaiser Konrad's II. Willen den Sprengel von Grado sogar mit Gewalt zu unterwerfen suchte, und auch von Papst Benedikt IX. in seinem Recht anerkannt worden war, wurden (1049) durch Leo IX. für ungültig und die Kirche von Grado für unabhängig erklärt. Die nachfolgenden Patriarchen nahmen aber ihren Sitz nicht mehr in dem verheerten Grado, sondern in Venedig, und sowohl dieser Umstand als auch die (1074) dem Patriarchen ausgeworfene regelmäßige Einnahme oder Besoldung stellte das Oberhaupt der venetianischen Geistlichkeit in den Bereich des ganzen Staates selbst, so daß sie an allen Pflichten und Rechten eines Unterthans ihren Theil hatten, und in Venedig nicht wie anderwärts außerhalb der bürgerlichen Gemeinde standen.

Die gänzliche Schwäche des griechischen Reiches unter den letzten Macedoniern und die Verwirrung bis auf Alexius Comnenus ließ die höchst unbedeutende Verbindung, welche zwischen Venedig und dem griechischen Reiche gewesen war, fast ganz in Vergessenheit gerathen und als beide Reiche sich einander näherten, war es ihr gegenseitiges Interesse, das sie verband. Wie die Normänner die Besitzungen der Griechen in Italien wegnahmen und die in Griechenland selbst bedrohten, eben so gefährdeten sie auch die Herrschaft der Venetianer auf dem adriatischen Meere. Deßhalb

traten die Venetianer auf die Seite des Kaisers Alexius, und unterstützten mit ihrer Flotte seinen Vertheidigungskampf, doch der Tod Robert Guiscard's, nach welchem die Normänner ihre Plane einstellten, half am erfolgreichsten. Für diese geleistete Hülfe trat Alexius die Provinzen Dalmatien und Istrien gänzlich ab. Unter dem Dogen Vital Faliero (1084—1096) wurde auch das Verhältniß zum abendländischen Reiche, dessen Kaiser Heinrich IV. Feind der Normänner war, sehr günstig, und die große Begebenheit, die zu Venedigs Reichthum und Macht besonders beitrug, trat gerade damals ein.

Den größten und dauerndsten Vortheil von den nämlich Kreuzzügen zogen überhaupt die italienischen Seestädte, unter diesen aber wiederum vorzüglich Venedig. Zwar zogen auch Pisa und Genua bedeutenden Nutzen, doch war Venedig ihnen weit überlegen. Aber während sich hier der Reichthum Venedigs hob, entstanden wesentliche Streitigkeiten über den Besitz Dalmatiens sowohl mit Ungarn als auch mit dem unter den Comnenen wieder zu Kräften kommenden morgenländischen Reich. Der Doge Ordelafo Falieri nahm den Ungarn das von Kalmany eroberte Zara wieder ab und blieb selbst (1117) auf dem Schlachtfelde. Da sich Johannes Comnenus mit den Ungarn verband, und der König Stephan II. mit griechischer Hülfe in Dalmatien einfiel, so rächte sich der Doge Domenico Michieli (1126 und 1127) durch Plünderung griechischer Inseln, vertrieb die Ungarn und zwang die Griechen, die von Alexius Comnenus gegebenen Freiheiten noch zu erweitern. Dafür leistete nun auch die Republik den Griechen gegen den Normannen Roger II. Hülfe, immer noch das seit Heinrich IV. mit dem abendländischen Reiche bestehende gute Verhältniß aufrecht haltend. Als aber hier Friedrich Barbarossa, dort Manuel Comnenus Kaiser waren, sah sich auch Venedig noch mehr als bisher in die politischen Verwirrungen des Festlandes hineingezogen, es schlug sich auf die Seite der Lombarden und des Papstes Alexander III., war bei der Stiftung des Lombardenbundes thätig, und suchte das Uebergewicht der Hohenstaufen in Italien auf alle Weise zu verhindern. Doch war die Aufmerksamkeit noch mehr auf Manuel Comnenus gerichtet, dessen ganze List und Thätigkeit auf die Wiedererwerbung Dalmatiens ging, und der, als ihm die Venetianer das erbetene Bündniß gegen den Normannenkönig Wilhelm abschlugen, an Einem Tag (1171 März 12.) alle in den Häven und Städten seines Reichs befindlichen Venetianer gefangen nehmen und ihre Schiffe und Güter mit Beschlag belegen ließ. Das treulose

Verfahren entrüstete die Republik und in möglichster Eile wurde eine Flotte von hundert Galeeren und zwanzig Transportschiffen ausgerüstet, mit welcher der Doge Vital Michieli II. in See ging, Dalmatien wieder unterwarf, hierauf aus Istrien Verstärkung an sich zog, und gegen Euböa schiffte, dessen Statthalter ihn durch Unterhandlungen hinhielt, während deren er sich ohne etwas anders als die Wegnahme von Chios auszuführen in Peloponnes aufhielt. Da griff eine furchtbare Pest, welche freilich der Haß der Venetianer dem von Manuel vergifteten Wasser der Flüsse zuschrieb, im Heere so um sich, daß von der über hundert Schiffe starken Flotte, die Michieli nach Griechenland geführt hatte, nur ein erbärmlicher Ueberrest von siebenzehn Schiffen im nächsten Frühling (1172) von ihm nach Venedig zurückgeführt wurde und die Pest auch dorthin brachte. Die Wuth des ergrimmten Volkes, das ihn einen Verräther nannte und in dem was Unglück oder Ungeschick war heimliche Tücke zu erkennen wähnte, überdieß auch durch die zum Behufe des Krieges ausgeschriebene Vermögenssteuer höchst erbittert war, brach in einen furchtbaren Aufstand aus, der Doge entfloh aus seinem Palast tödtlich verwundet in das Kloster St. Zacharias, wo er (1172 Mai 27.) starb. Dieser Todesfall hatte eine für die Verfassung Venedigs sehr bedeutende Folge. Die bisher dem Volk noch überlassen gebliebene Wahl des Doge wurde einem Ausschuß von zehn oder eilf Männern übergeben, welche den nächsten Doge wählen durften, doch ging man späterhin von dieser Zahl auf eine größere von einundvierzig über. Auch wurde der große Rath (consiglio maggiore) aus 480 jährlich am ersten September wechselnden Mitgliedern bestehend, dem alle wichtigen Angelegenheiten zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, und der nur alte Bürger und Adel, zwischen denen bald kein Unterschied mehr bestand, in sich begriff, ferner der kleine Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, die dem Doge zur Seite standen, die sogenannte Signoria, damals errichtet oder näher bestimmt. Um diese Zeit entstand auch die Quarantia, ein aus vierzig Mitgliedern zusammengesetzter Gerichtshof, an dessen Spitze drei Männer (Capi) standen, welche im folgenden Jahrhundert Mitglieder der Signoria wurden. Der Doge selbst mußte den Eid schwören, nach den Gesetzen zu regieren, wogegen ihm Treue geschworen und eine Fahne, als Sinnbild seiner Fürstengewalt, überreicht wurde. So war die Verfassung von der demokratischen Ursprünglichkeit bereits durch die Einrichtung des großen Raths, in den zwar der Zutritt an und für

ſich nicht unmöglich, aber durch Reichthum, Verdienſte, Verwandtſchaft, Beliebtheit, bedingt wurde, und durch die dem Volke entzogene und einer Kommiſſion übergebene Dogenwahl einer ariſtokratiſchen ganz nahe getreten, während die monarchiſche Gewalt des Herzogs theils eben durch dieſen großen Rath, theils durch die Signoren, theils durch die ihm jedoch zu berufen noch anheimgeſtellten Pregadi, beſchränkt worden war.

Der nun gewählte Doge, Sebaſtiano Ziani, der die Rialtobrücke baute, gab ſich vergebliche Mühe, die Verhältniſſe mit den Griechen auszugleichen, im Gegentheil reizte Manuel die Venetianer, deren Geſandten, Heinrich Dandolo, er mit glühendem Eiſen blenden ließ, nur noch mehr. Dagegen ſah Venedig den Papſt Alexander damals bei ſich, der ſich hier (1177) mit Friedrich Barbaroſſa ausſöhnte. Die ſpäter am Himmelfahrtsfeſte alljährlich gefeierte ſinnbildliche Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere, in das er auf dem Bucentaur von dem Senat und allem Volke begleitet hinausfuhr, wurde als eine Erinnerung an dieſe für Venedig, das ſich gleichſam neutral benommen hatte, ruhmvolle Begebenheit angeſehen, und mehrere von dem Dogen ausgeübte Befugniſſe davon hergeleitet. Unter Ziani's (geſt. 1178) Nachfolger, Orio Maſtroperio fiel Zara (Jadera) ab, deſſen Unterwerfung unter Heinrich Dandolo (1192—1206) endlich durch die Eroberung Conſtantinopels, welche ſich daran anſchloß, für Venedig ſo höchſt folgenreich wurde. Ueberdieß wurde ein Venetianer, Thomas Moroſini, Patriarch. **Venedig bekam ein und ein halb Viertel des ganzen griechiſchen Reiches**, und wählte dieſen Antheil ſo glücklich aus, daß es den ganzen Handel der Levante in ſeine Hände bekam; Corfu, St. Maura, Zephalonia, Zante, Durazzo, faſt ganz Albanien, die Küſte von Epirus, ein großer Theil von Morea, Lakonien, Miſitra, Patras, Modon, Lepanto, die Inſeln Aegina, Salamis, Candia (Creta), und mehrere kleinere Inſeln, Theile von Euböa, Hadrianopel mit Zubehör, und viele andere Orte, waren Eigenthum der Republik, die ſie entweder ſelbſt unter Duca's, oder Podeſta's, oder Baili's, denen ein großer und kleiner Rath zur Seite ſtand, wie denn überhaupt die Verwaltung des Mutterlandes als Muſter und Vorbild gebraucht wurde, verwaltete, oder ſie an Adelige lehensweiſe übergab. Es leuchtet ein, daß durch dieſe glückliche Unternehmung Venedig ſeine Nebenbuhlerinnen Piſa und Genua unendlich weit überflügelt hatte, und es iſt begreiflich, wenn ſich nun der Neid beſonders der aus Conſtantinopel ausgeſchloſſenen Genueſer

zeigte. Diese unterstützten den Grafen Heinrich von Malta in seinem Versuche Candia, das den Lateinern überhaupt feind war, zu erobern, der jedoch am Ende mißlang, störten die Schifffahrt, und schlossen sich nun hauptsächlich an die griechischen Kaiser Nicäa's an, denen sie wiederum zur Eroberung Constantinopel's verhalfen. In Candia hatten die Venetianer die Versuche der nach Freiheit strebenden Griechen fortwährend niederzuhalten.

Während dieser äußern Thätigkeit ging auch die Ausbildung der innern Verhältnisse ihren Weg. War der Doge durch die Colonien in vielen Dingen in den Stand gesetzt worden, durch seine Befugniß über diese zu verfügen auch größeren Einfluß daheim sich zu erwerben, so wurde seine Gewalt besonders durch mehrere unter und von dem Doge Jakob Tiepolo gegebene Gesetze beschränkt; er verlor (1230) das Recht die Pregadi zu ernennen, es wurden die fünf Verbesserer der herzoglichen Versprechung (Correttori della ducale promissione) eingesetzt, welche vor jeder Herzogswahl die Capitulation, welche er beschwören mußte, zu revidiren hatten, es wurde ihm das Recht Aemter zu besetzen fast ganz entzogen, in den übrigen Aemtern kaum mehr als der Vorsitz gelassen, seine persönliche Freiheit endlich so sehr beschränkt, daß er kaum mehr als ein glänzender Staatsgefangener war. Die äußeren Vorzüge und Zierden seines Amtes wurden ihm wo möglich noch erweitert, hingegen die eigentliche Gewalt kam immer mehr in die Hände der Signorie, zu der jedoch der Doge auch gehörte. Die Dogewahl selbst, die noch bei Jakob Tiepolo durch Einfluß des Volkes bestimmt worden war, wurde bei seinem Nachfolger Marino Morosini (1248), um jeden Unterschleif vorher unmöglich zu machen, auf eine höchst künstliche Weise eingerichtet. Wenn nämlich durch drei Inquisitoren das Leben des verstorbenen Doge untersucht, und tadelfrei befunden worden war, im entgegengesetzten Falle aber sein Vermögen deßhalb in Anspruch genommen und fehlerhafte Anordnungen umgestoßen worden waren, wurde erst das Begräbniß gehalten und dann eine Wahlversammlung aus allen Rathsfähigen, die dreißig Jahre vorbei waren, angesagt. Nun werden nach der Anzahl der Anwesenden silberne Kugeln in eine Urne gelegt, unter welchen sich dreißig goldene befinden; ein Kind zieht die Kugel für einen Jeden heraus und für wen er eine goldene zieht, der begiebt sich in ein Seitengemach, bis hier alle dreißig versammelt sind, aus diesen werden ebenfalls durch Kugelung neun gewählt. Diese wählen durch Abstimmung vierzig

Personen, aus denen wieder zwölf durch Kugelung gezogen das Recht haben fünfundzwanzig durch Abstimmung zu wählen. Von diesen werden wieder neun durch Kugelung bestimmt, denen wieder die Stimmenwahl von fünfundvierzigen zukommt. Aus diesen losen wieder eilf, und diese bestimmen erst die einundvierzig eigentlichen Wähler. Aus diesen werden drei Prioren ernannt, die das Wahlgeschäft leiten, und bei denen die übrigen ihre Stimmen abgeben. Zur Stimmenmehrheit wird eine Zahl von fünfundzwanzig Stimmen erfordert.

Unter dem Nachfolger Morosini's brach der furchtbare Krieg Venedigs mit Genua aus, der seinen letzten Grund in dem Streit über den Besitz der St. Sabbaskirche in Akka hatte, im innersten Grund aber aus der Eifersucht beider Städte auf einander hervorging. Der Sturz des lateinischen Kaiserthums (1261) war ein großer Schlag für Venedig, und es bedurfte alle Klugheit, um den auch im Innern bewegten Staat glücklich durchzusteuern. Die Last des Krieges, die durch schwere Steuern bestritten werden sollte, erzeugte einen Aufstand, der das Leben des Doge Rainer Zeno (1266) selbst bedrohte, und Kriege mit Bologna, Ancona, Istrien, das abzufallen suchte, beschäftigten den Staat auf alle Weise, wenn auch mit Genua dann und wann ein Stillstand eintrat. Da wurde (1289) als der Doge Giovanni Dandolo gestorben war, an seinem Begräbnißtage vom Volk Jakob Tiepolo, der Enkel des oben genannten Doge, zum Herzog ausgerufen, aber die Unregelmäßigkeit dieses Verfahrens anerkennend, entfernte er sich heimlich aus Venedig nach der Trevisanermark, wo er bis zu einer neuen Wahl blieb. Diese fiel, nachdem die Einundvierziger zehn Tage lang gezögert hatten, (25. Nov.) auf Pietro Gradenigo, der die wichtige Maßregel vornahm, wodurch die Aristokratie Venedigs abgeschlossen wurde. Es war nämlich in den letzten Jahrzehenten ein offenbarer Kampf der ältern Rathsfähigen Geschlechter gegen die aufstrebenden neueren hervorgetreten, und die außerdem zweckmäßige Einrichtung des großen Rathes schien durch die jährlichen Wahltage, in welchen er constituirt wurde, den demagogischen Umtrieben zuviel Spielraum zu geben. Man suchte daher die bisherige jährliche Erneuerung desselben aufzuheben, und das Recht, denselben zu besetzen, zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Familien zu machen. Es wurde daher (1297 Febr. 28.) ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen Familien, aus welchen in den letzten vier Jahren Mitglieder in dem großen Rath gesessen hätten, auch fortan in demselben zu sitzen berechtigt seyn, die andern alle

aber ausgeschlossen seyn sollten. Es wurde somit der große Rath geschlossen, die Erbaristokratie der in das sogenannte goldene Buch eingeschriebenen Familien befestigt, und alle Familien, die durch irgend einen Zufall in dieser bezeichneten Zeit den großen Rath nicht besetzt hatten oder die sich eben erst im Aufschwung ihres Vermögens und ihrer Blüthe befanden, für immer von der Theilnahme an Staatsgeschäften zurückgewiesen. Namentlich war auch die Familie Tiepolo, welche mehrere Dogen gezählt hatte, unter diesen ausgeschlossenen Geschlechtern. Zwar sollte die Fortdauer dieses Gesetzes von dem Willen des Rathes abhängen, aber die Stimmenmehrheit war so hoch angesetzt, daß sie schwer zu erreichen schien.

Gegen diese in einem Staate der auf rein republikanischer Grundlage ruhte besonders entrüstende Maßregel erhub sich zuerst (1304) die Verschwörung des Marino Boeconio, der den Doge und den Senat ermorden wollte, aber verrathen, gefangen, und mit seinen Genossen durch den Strang hingerichtet wurde. Gefährlicher war die von Bajamonte Tiepolo, dem Bruder Jakob's, in Verbindung mit mehreren Patriciern, aus den Häusern Badoer und Quirini, zum gänzlichen Umsturz der neuen Verfassung gestiftete. Die Lage der Dinge war dem Unternehmen günstig; auf der Republik lag wegen der Wegnahme der Stadt Ferrara der Bannfluch des Papsts Clemens V., und Ferrara war obendrein ihrer Gewalt wieder entrissen worden, das Volk war erzürnt und einer Veränderung sehr geneigt. Es war beschlossen vom Palaste Tiepolo (1310 Juni 15.) den Markusplatz zu besetzen, den Doge zu ermorden, und den großen Rath wieder nach der früheren Art zu besetzen. Aber noch kurz vorher erhielt Gradenigo Anzeige, traf durch Berufung der Behörden alle Vorkehrungsmaßregeln, und besetzte den Markusplatz. Mit der Morgendämmerung brach der Aufstand aus und es kam auf dem Markusplatz zu einem heftigen Kampfe, in welchem Marko Quirini und sein Sohn fielen, Bajamonte sich durch die Rialtostraße zurückzog, wo der Fahnenträger der Verschworenen von einem Stein, den ein Weib von einem Dache warf, getödtet wurde, und die Verwirrung der Weichenden noch zunahm, die sich nun hinter der von ihnen abgebrochenen Rialtobrücke befestigten. Da der Podesta von Chioggia Ugolino Giustiniani mit Verstärkung für den Senat herbeikam, hingegen Badoerio Badoer, der den Verschwornen Mannschaft aus Padua zuführte, dem Doge in die Hände fiel, blieb dem Rest der Verschwörung nichts als eine Capitulation übrig, die ihnen freien Abzug ge-

währte. Da sie von den Oertern aus wohin sie sich begaben noch fortfuhren die Republik zu bedrohen, wurde ein eigner Rath von zehen Männern, später Inquisitoren genannt, schon am nächsten Tage niedergesetzt, welcher Vollmacht zur Untersuchung und Bestrafung aller derjenigen bekam, welche etwas gegen das Wohl und die Sicherheit der Republik unternehmen würden. So schloß sich Venedig gegen die Möglichkeit einer Umwälzung starr und schroff ab, und bildete einen auch von Außen immer weniger angreifbaren Staat; seine einzigen Gegner hätten das griechische Reich und die Osmanen seyn können, aber jenes war im Sinken und Absterben, diese pflanzten erst ihre drohende Fahne in Prusa auf.

Vom römischen Reiche aber war nichts zu befürchten. Heinrich's gegen die Welfen gerichteter abentheuerlicher Zug nahm das Ende einer gaukelnden Seifenblase und in Deutschland trat nun die Frage hervor, wer seine Stelle einnehmen würde. Daß derjenige Fürst, welchen nach dieser Ehre gelüsten würde, auf die Vortheile, unter denen Heinrich nach Italien gezogen war, gleich von Anfang verzichten müßte, ging aus dem Benehmen des Papsts ganz deutlich hervor, indem Clemens erstlich in der Constitution Pastoralis cura solicitudinis die gegen König Robert erlassene Achtserklärung für null und nichtig erklärte, weil dadurch den päpstlichen Rechten über Neapel wäre zu nahe getreten worden, überhaupt aber sich dahin aussprach, daß ihm die Oberherrschaft über das erledigte Kaiserthum ohne allen Zweifel zustehe und er bei erledigtem Reiche an des Kaisers Stelle trete, sodann in einer andern Constitution den römischen Krönungseid des Kaisers für einen Eid der Treue erklärte, weßhalb die Kaiser als Vasallen des päpstlichen Stuhles müßten angesehen werden. Ganz konsequent handelte er, indem er den König Robert noch kurz vor seinem Tode (st. 1314 April 20.) durch eine Bulle (März 14.) zum Generalvikar aller Reichsländer in Italien und zum Senator von Rom ernannte, wohl in der Hoffnung die durch Heinrich's Erscheinung neu erstarkte gibellinische, gegenpäpstliche, Partei gänzlich zu stürzen. Aber der kräftigste Gegensatz gegen die Gibellinen war die Nationalität Italiens, welche von den Welfen im eigentlichen Hintergrunde vertheidigt und um derenwillen besonders die Deutschen angefeindet wurden, es war das Gefühl der Freiheit, welches die republikanischen Städte gegen die gibellinischen Häuptlinge zum Kampfe ermunterte. Diese beiden Momente, Freiheit und Vaterlandsliebe, belebten eigentlich die Welfen und sicherte ihrem

Kampfe das endliche Gelingen. Da nun zu dieſen noch der Wille des Papſtes hinzukam, ſo war eine feſte Stellung in Italien zu gewinnen für Heinrich's Nachfolger noch weit ſchwerer, als für ihn.

In Deutſchland war die Ausſicht ebenfalls nicht ſehr lockend. Die beiden Parteien des luxemburgiſchen Hauſes und der Habsburger ſtanden einander mit ziemlich gleichen Kräften entgegen. Hatte Friedrich von Oeſterreich ſchon nach ſeines Vaters Tod die Hoffnung gehegt, daß die Wahl der Fürſten ihn treffen werde, ſo rechnete er jetzt, in voller Eintracht mit ſeinen vier Brüdern, deren älteſter, Leopold, die Blume der Ritterſchaft, Alles für ihn aufbot, um ſo gewiſſer auf die Krone, da ſeine Gegner keinen Fürſten den ſie ihm vergleichen konnten in ihren Reihen zählten. Auch fühlte der König Johann von Böhmen ungeachtet der unruhigen Thätigkeit, die ihn zeitlebens beſeelte, doch ſelbſt daß er zur Wahl nicht geeignet ſey, und war, um nicht in ſeinem erſt erworbenen Reiche geſtört zu werden, nur darauf bedacht, den Habsburgern die Krone des römiſchen Reichs zu entziehen und einem andern Fürſten zu verſchaffen. Zu ihm hielten die Erzbiſchöffe Balduin von Trier, ſein Oheim, und Peter von Mainz, den Luxemburgern eben ſo treu wie den Habsburgern feind. Aber es dauerte lange, bis ſich ein paſſender Fürſt fand, und dem Mainzer Erzbiſchof blieb nichts übrig, als den Wahlconvent immer weiter hinauszuſchieben. Die Fürſten von Brandenburg, Anhalt, Savoyen, auf die man verfiel, waren zu unbedeutend und ohnmächtig. Noch ſchien der Herzog Ludwig von Bayern, deſſen Mutter eine Tochter König Rudolf's geweſen war, am erſten geeignet, weil er in der Schlacht bei Gammelsdorf (1313 Nov. 9.) die öſterreichiſche Macht unter Friedrich dem Schönen geſchlagen und ſich des ihm von Herzog Otto im Tode (1312) anvertrauten Amtes, Obervormund über Niederbayern zu ſeyn, würdig bewieſen hatte, weil ſeine noch jugendlich-kräftigen Jahre erwarten ließen, daß er ſich auch einem größern Amte tüchtig unterziehen würde, und weil der allgemeine Ruf nur Gutes von ihm ſagte. Freilich beſaß er nur die Hälfte von Oberbayern, deſſen anderer Theil ſeinem älteren Bruder Rudolf gehörte, der ſich ſchon bei Lebzeiten Heinrich's gegen eine große Geldſumme verbindlich gemacht hatte, im Falle der Erledigung des Reiches nur dem Herzog Friedrich oder ſeinem Bruder Leopold ſeine Stimme zu geben, und dieſes (1314 März 17.) in einer förmlichen Urkunde bekräftigte. So wenig waren auch Ludwig's Gedanken damals auf Erlangung der Kaiſerkrone gerichtet.

daß er bei seiner Zusammenkunft mit Friedrich in Salzburg, wie Friedrich selbst ihm zuredete sich um dieselbe zu bewerben, sich dahin erklärte, daß er wegen seiner Dürftigkeit nicht unter die Bewerber treten könne, ihm hingegen seine Dienste dazu anbot, und ihm (April 14.) das Versprechen gab, er wolle ihm bei der Bewerbung nicht hinderlich seyn. Der Erzbischof Heinrich von Köln, der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg, der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, und der Herzog Heinrich von Kärnthen als König von Böhmen, hatten dem Herzog Friedrich ihre bestimmte Zusage gegeben. Da Friedrich's Schwester Katharina den Sohn König Robert's von Neapel geheirathet hatte, so war auch von der welfischen und päpstlichen Seite kein Hinderniß zu befürchten. Um desto hartnäckiger war das Bestreben der Luxemburger, diese Aussichten zu vereiteln. Auf zwei im Mai und Juni zu Rense gehaltenen Vorberathungen konnten sie mit dem Antrag, den König Johann zu wählen, nicht durchdringen, und beschlossen nun den Herzog Ludwig als Gegner aufzustellen. Dieser war über das Anerbieten anfangs keineswegs erfreut, ließ sich jedoch zu einer im Kloster Lorch am Rheine im September gehaltenen Unterredung bewegen, in welcher Ludwig endlich, nachdem auch seine Zweifel wegen des seinem Vetter Friedrich bereits gegebenen Versprechens durch Verweisung auf die größere dem gemeinen Wohle gebührende Verpflichtung beschwichtigt wurden, seine Einwilligung gab. Aber selbst für diese Stimmen der Fürsten mußte Ludwig denselben bedeutende Belohnungen, theils baares Geld als Entschädigung ihrer Auslagen, theils Privilegien, gewähren. Dann wurden auch die Markgrafen von Brandenburg gewonnen, und so durch die Stimmen von Mainz, Trier, Böhmen, Brandenburg, und Sachsen, eine Mehrheit gesichert, welcher die Gegner nur Köln, Pfalz, Böhmen, und Sachsen, entgegensetzen konnten, indem der für Ludwig gegebenen Stimme des Herzogs Johann von Sachsen-Lauenburg die seines Vetters Rudolf von Wittenberg entgegentrat, im Uebrigen aber nur Köln und Pfalz volle, ungetheilte Stimmen, der Herzog Heinrich als König von Böhmen aber ganz unbedeutend war. Die Wahl war vom Erzbischof Peter auf den 19. Okt. nach Frankfurt angesagt, bei Verlust des Stimmrechts. Die Luxemburger kamen zuerst an und besetzten die Vorstädte am rechten Mainufer, die Pfälzer und Oesterreicher kamen später und lagerten sich in Sachsenhausen. Als nun der Wahltag kam, luden die auf dem rechten Ufer gelagerten Fürsten, nachdem

sie bis nach Mittag gewartet hatten, die andern ein zu ihnen herüberzukommen, sie wollten die Wahl am nächsten Tage gemeinschaftlich vornehmen. Allein statt dieses zu thun, trafen die österreichisch Gesinnten gleich nachher; eine einseitige Wahl und riefen Friedrich als König aus. Ihrem Beispiele folgend wählten am andern Tage (20. Okt.) die Luxemburger den Herzog Ludwig, Frankfurt öffnete seine bisher verschlossenen Thore, Ludwig wurde in St. Bartholomäus-Kirche auf den Altar gehoben und dem Volke als König gezeigt. Nachdem beide Könige noch einige Tage vor Frankfurt liegen geblieben waren, zogen sie den Rhein hinab, Friedrich voran nach Bonn, wo ihn der Erzbischof von Köln (25. Nov.) krönte, während Ludwig am eigentlichen Krönungsorte Aachen durch den Mainzer Erzbischof (26. Nov.) gekrönt wurde. Die kräftigste Entscheidung der Rechtmäßigkeit der Wahl hätte nun der Papst gegeben, aber Clemens V. war seit mehreren Monaten nicht mehr am Leben, und die Cardinäle konnten sich lange zu keiner neuen Wahl entscheiden. Auch das Recht der Waffen gab keinen Ausschlag, denn das im Januar 1315 zu Speier erfolgende Zusammentreffen beider Parteien hatte, obgleich die öffentliche Stimme die Oesterreicher für besiegt erklärte, kein eigentliches Resultat. Entscheidender würde die öffentliche Stimme gewesen seyn, indem der größere Theil der Fürsten und fast alle Reichsstädte auf Ludwig's Seite waren, dagegen war der den Städten abgeneigte Adel den Habsburgern zugethan und die Macht des habsburgischen Hauses dem bayrischen bei weitem überlegen, um so mehr, da Rudolf, Ludwig's eigener Bruder, aus Scheelsucht gegen ihn Partei nahm.

Es begann nun ein wüstes Ringen begleitet von Verheerung und Plünderung des Landes, indem Leopold, das Haupt der österreichischen Kriegsmacht, stolz auf ritterliche Tüchtigkeit, den Gegenkönig in seinem Land anzugreifen, vielleicht gar gefangen zu nehmen gedachte, Ludwig aber zu schwach im offenen Felde ihm zu begegnen hinter die festen Orte Augsburg und Donauwörd sich zurückzog, an denen Leopold's ungeordnete und rohe Angriffe scheiterten. Da wandte er sich gegen die übermüthigen Waldstätte Schwyz, Uri, und Unterwalden, welche für ihren frevelhaften Abfall von der österreichischen Obervogtschaft noch nicht gezüchtigt worden waren, ja sogar von Heinrich VII. Bestätigung ihrer Privilegien sich ausgewirkt hatten. Ludwig hatte ihnen auch geschrieben (1315 März 17.): "sie sollten sich durch der Schwätzer bösen Mund nicht abhalten

ihm feindlich und hinderlich bewiesen habe, dem Reich vielfältig Abbruch und Schaden zugefügt und davon nicht abgelassen habe, und daher als ein Verletzer der kaiserlichen Majestät aller seiner Würden, Ehren, Lehen, Freiheiten, und Rechte entsetzt, aus dem ganzen Reiche verbannt, wo man ihn betreffe, für vogelfrei, seine Unterthanen aller Pflichten los und ledig, und alle seine Lehen und Güter für heimgefallen erklärt wurde. Zum Angriff gegen Robert hatte er sich schon vorher mit König Friedrich von Sicilien, dessen Sohn seine Tochter heirathen sollte, aufs engste verbündet, und genuesische und pisanische Galeeren sollten gemeinschaftlich mit sicilianischen Schiffen Neapel angreifen. Gegen die welfischen Städte, deren Glück und Uebermuth in gleichem Grade wuchs, ergingen ähnliche Urtheile, besonders über Florenz, Pavia, Padua, und Asti. Aber ungeschreckt dadurch übergab (Juni) Florenz die Herrschaft dem König Robert, und die meisten andern Städte fingen an sich der welfischen Partei mit mehr Entschiedenheit zuzuwenden, selbst der Visconti in Mailand gerieth in Gefahr.

Da schrieb König Philipp (12. Mai 1313) einen dringenden Brief an den Papst, worin er ihm des Kaisers Absicht, seinen Blutsfreund Robert aus seinem Erbe zu verdrängen, den allgemeinen Frieden der Christenheit zu stören, das nothwendige Werk eines Kreuzzugs zu verhindern, und der römischen Kirche zu schaden, anzeigte und aufforderte diesen Gefahren zu begegnen. Clemens erließ nun von Avignon (2. Juni und eingereicht am 9. Juni) eine Bulle, worin er allen und jeden Klerikern und Laien, von welchem Stand, Rang, und Würden sie seyn möchten, ob von päpstlicher, kaiserlicher, königlicher, oder sonst einer, bei Strafe des Banns jeden Angriff auf das Reich Neapel untersagte. Heinrich, der an des Papstes guter Gesinnung gegen ihn nicht zweifelte, in diesem Verfahren aber den Einfluß der französischen Partei erkannte, legte vor einer Versammlung aller Fürsten und vor einer Menge Volks im Dominikanerkloster zu Pisa eine förmliche Protestation nieder und ließ dem Papst durch eine ansehnliche Gesandtschaft sagen, daß er gar nicht gesonnen sey, die Rechte und die Ehre der Kirche zu kränken, sondern er wolle nur die des römischen Reichs aufrecht halten. Zugleich blieb er in Pisa nicht müßig, um die Gibellinen Toskanas zu ermuthigen und aufrecht zu halten, und einen Angriff auf Neapel zu bereiten. Diesem schien der vereinigte Beistand Genuas, Pisas, und Siciliens, einen besseren Ausgang zu verheißen, als dem verunglückten Versuch auf

die Stadt Rom und dem Angriff auf die Welfenstadt Florenz. Wäre nur Heinrich's körperliche Kraft nicht noch von dem Winterfeldzug in Toskana geschwächt und leidend gewesen! Mit 1500 Deutschen und Italienern brach er (7. Aug.) von Pisa auf, und stand (15. Aug.) unvermuthet vor Siena, wo aber dennoch die welfische Partei trotz ihres Schreckens sich unerschüttert behauptete, und der Kaiser gegen den Fluß Orgia, zwölf Miglien von Siena, zog. Hier lagerte er sich, erfrischte sich noch vor dem Schlafengehen durch die Kühle des Flusses, brachte aber eine schlaflose, unruhige Nacht zu. Von hier begab er sich nach dem nahen Ort Buonconvento, ebenfalls zwölf Miglien von Siena, wo er stärker erkrankte und am 24. Aug. 1313 starb. Der Verdacht, daß ihn der Dominikaner Bernardino aus dem Kloster Montepulciano im Abendmahl vergiftet habe, entweder er durch die Hostie, oder ein ungenannter Mönch durch den Spülkelch, war noch bei seinem Leben entstanden, und man hatte ihn zu einem Brechmittel bewegen wollen, das er aber von sich wies, um nicht mit dem etwa genossenen Gift den Leib des Herrn wieder von sich geben zu müssen. In vielen Liedern und Berichten wurde dieser Verdacht selbst von denen ausgesprochen, die der Anhänglichkeit an die Kirche untreu geworden zu seyn nicht im mindesten bezüchtigt werden konnten, und der Orden des heiligen Dominikus fand sich noch nach Jahren durch die fortdauernde üble Nachrede so gekränkt, daß sie sich dreiunddreißig Jahre nachher (1346) von Heinrich's Sohn Johann, der damals in Deutschland war, ein lossprechendes Zeugniß ausstellen ließen, welches jedoch, da der Leichnam, wohl vielleicht durch die große Hitze, so schnell in Fäulniß überging, daß man ihn verbrannte und nur die Gebeine (2. Sept.) in Pisa beisetzte, nicht viel bedeuten kann. Wenigstens blieb der Verdacht ungeachtet des Zeugnisses fortwährend bestehen und es würde wenigstens dem Geiste Wälschlands nicht fremd gewesen seyn, wenn es einen Mann, der mit beharrlicher Festigkeit nach seinem Ziele strebte und vor dem König Robert so voll Furcht gewesen seyn soll, daß er schon Schiffe zur Flucht nach Frankreich in Bereitschaft hielt, durch ein landübliches Mittel aus dem Wege geschafft hätte. Auf jeden Fall wichtiger als die den Dominikanern ertheilte Lossprechung sind die von andern Schriftstellern aus Bluthusten, Harnbeschwerden, und einem Blutschwären (Anthrax), zusammengestellten Ursachen seines Todes.

Heinrich wurde übrigens zur rechten Zeit für seinen Ruhm auf seiner Laufbahn dahingerafft. Die kaiserliche Gewalt in Italien war

dahin; wer ſie noch anerkannte, hatte keine andere als ſelbſtſuchtige Zwecke, und ſo wie er dieſe erreicht hatte, trat er als Gegner des Kaiſers auf. Der edle Abentheurer Heinrich hatte ſeinen Plan als unparteiiſcher Vermittler aufzutreten bei ſeiner erſten Ankunft aufgeben müſſen; er hatte die Kaiſerkrone empfangen, aber nicht in der eigentlichen Krönungskirche, und ohne im Beſitz Roms zu ſeyn oder in denſelben zu gelangen; ſeine Verſuche auf Toskana mißlangen durch unhinreichende Mittel von ſeiner Seite, und bei ſeinem Verſuch auf Neapel würde er in die allertraurigſte Lage, in den Kirchenbann, gerathen ſeyn, der ihn dem Verrath auf allen Seiten bloßgeſtellt hätte. Unter dieſen Umſtänden war der Tod, der ihn, während er allgemein geachtet, von den Seinen geliebt, von den Feinden gefürchtet wurde, dahin raffte, ein Glück und eine Wohlthat. Sein Zug bewies, daß die Herrſchaft des Kaiſers in Italien faktiſch zu Ende war, und daß hier ein Selbſtgefühl erwacht war, welches ſich im Stande glaubte, ſelbſt auch ohne das Reich über das eigene Wohl und Wehe wachen zu können. An Mailand und Florenz ließ ſich das deutlich erkennen. Die Selbſttäuſchung derjenigen Kaiſer, welche ſpäterhin noch an eine Aufrichtung des kaiſerlichen Namens in Italien dachten, mußte bittere Strafe zahlen.

XXII. Venedig. — Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Papst Johann XXII. Der Kurverein von Rense.

Venedig's Anfang. Der erste Doge. Rialto wird der Sitz des Doge. Kämpfe mit Saracenen und Narentanern. Herrschaft über Istrien und Dalmatien. Sturz der Orseoli. Stellung im Kirchlichen. Krieg gegen die Normänner. Krieg mit Griechenland. Verfassungsänderung. Venedig bekommt griechische Provinzen. Ausbildung der innern Verhältnisse. Der Schluß des großen Raths. Verschwörung des Tiepolo. Das Reich. Die Luxemburger und die Habsburger. Wahl Ludwig's und Friedrich's. Leopold gegen die Waldstätte. Schlacht bei Morgarten. Herstellung des Landfriedens in Franken. Papst Johann XXII. Friedrich und Ludwig. Rüstung zur Hauptschlacht. Schlacht bei Ampfing. König Friedrich gefangen. Ludwig schickt den Mailändern Hülfe. Erster Prozeß P. Johann's gegen Ludwig. Ludwig appellirt an ein Concil. Oesterreichische Umtriebe. Zweiter Prozeß des Papsts. Dritter Prozeß. Streit des Papsts mit den Franziskanern. Ludwig's zweite Appellation. Ludwig förmlich gebannt. Abneigung der Deutschen gegen den Papst. Ludwig's bedrängte Lage. Friedrich wird freigelassen. Friedrich's Rückkehr in die Haft. Gemeinschaftliche Regierung. Leopold stirbt. Ludwig's Römerzug. Bewegung der Gibellinen Fünfter Prozeß des Papsts. Ludwig's Zug von Mailand nach Rom. Ludwig zum Kaiser gekrönt. Absetzung des Papstes. Wahl eines Gegenpapstes. Ludwig zieht von Rom ab. Hausvertrag von Pavia. Ludwig will die Krone niederlegen. Tod des Papstes Johann. Der erste Kurverein.

Um dieselbe Zeit, als sich im übrigen dem Reiche zugehörigen Italien eine freie und selbstständige Entwicklung zeigte, die sich vom Reiche loszureißen kaum nöthig hatte und ihren Kampf vielmehr mit den schon vorhandenen Gegensätzen des Adels und der Gemeinde, der Geschlechtsaristokratie und der Geldaristokratie, durchfocht, bildete sich auch das bisher weder zu dem einen noch zu dem andern Reiche gehörige Venedig höchst eigenthümlich aus. Dieser aus kaum nachweisbaren Anfängen erwachsene Freistaat hatte sich schon zu Zeiten Theodorich's des Ostgothen in einer gewissen Blüthe befunden, die Seemacht dieser auf den vielen Inseln an der Mündung der Brenta, der Etsch, des Po, des Isonzo, wohnenden theils aus Illyrien theils aus dem festen Lande von Italien gekommen und durch den gemeinsamen Namen der Veneter oder Venetianer verbundenen Insulaner war für die Schifffahrt auf dem adriatischen Meere, für den Ver-

kehr mit Dalmatien und Illyrien höchſt wichtig und unentbehrlich, und die große Einfachheit der Sitten machte ſie unabhängig und frei. Will man freilich auf die älteſte Zeit zurückgehen, ſo wird ſich allerdings zeigen, daß dieſe Gegenden unter der Herrſchaft des abendländiſchen Kaiſerthums ſtanden, daß hierauf die Oſtgothen in die Stelle deſſelben eintraten, und nach der Eroberung Italiens unter Juſtinian das griechiſche Kaiſerthum einen vollgültigen Anſpruch auf Unterwürfigkeit hatte; allein das Reich der Oſtgothen war zu vorübergehend, um deutliche Spuren zu hinterlaſſen, und die griechiſche Herrſchaft des Exarchats erlitt ſchon bald nach ihrer Begründung einen heftigen Stoß durch die Longobarden. So konnte ſich das auf den Lagunen wohnende Volk, das auch im Allgemeinen nicht reich geweſen ſeyn kann, wenn ſchon einzelne begüterte Familien ſeit der Zeit des Kaiſers Honorius dort ihre Zuflucht genommen haben mögen, gar bald als völlig unabhängig ausbilden, und die kirchliche Abſonderung der katholiſchen Inſulaner von den das Feſtland beſetzenden Longobarden hob jede Berührung mit dem Longobardenreiche auf. Der katholiſche Patriarch von Aquileja hatte ſich nach Grado begeben, während ein arianiſcher Patriarch ſeinen Sitz in Aquileja nahm, und ſo lange behielt, bis der Arianismus ganz vertilgt war. Aber natürlich auch nachher behauptete jeder die Rechtmäßigkeit ſeines Titels und Rangs. In bürgerlicher Einrichtung war urſprünglich eine jede Inſel unter einem Tribun, die unter ſich unabhängig waren, aber zuweilen zu gemeinſamer Berathung zuſammen traten; da man aber theils den Rangſtreitigkeiten dieſer Tribunen vorbeugen wollte, theils eine monarchiſche Form auch zur Abwehr der Gefahr von Slaven und Longobarden für zweckmäßiger hielt, ſo wurde (697) in einer Volksverſammlung auf Heraklea mit Genehmigung des Papſtes ein Herzog oder Doge gewählt, Paulucius Anafeſtus, der in einem Vergleich mit dem Longobardenkönig Luitprand (713 c.) die Integrität der Republik und ihres Gebiets feſtſtellte. Da der Papſt der eigentliche Beſchützer der römiſchen Herrſchaft in Italien war, ſo wandte ſich auch Gregor II. (728) an ſeinen lieben Sohn Urſus, den (dritten) Herzog von Venedig, mit der Bitte der damals von den Longobarden weggenommenen Stadt Ravenna, deren Exarch entflohen war, zu Hülfe zu ziehen. Das geſchah auch, Luitprand wurde aus Ravenna verjagt und der Exarch Eutychius wieder eingeſetzt. Weil aber ſpäter (737) gegen den Dogen Urſus der Verdacht entſtand, er ſtrebe nach zu großer Gewalt, ſo wurde er von

führte, Gradenigo aber aus dem Lande gehen mußte. Da kam (1032) die Nachricht, Otto sey im Exil zu Constantinopel gestorben. Nun wollte Domenigo Urseolo das Herzogthum als eine Erbschaft in Besitz nehmen, gegen den sich aber das Volk in Masse erhob und ihn schon am nächsten Tag nach Ravenna zu entweichen zwang. Gradenigo aber, der nun zurückgerufen und zur Herzogswürde, dem Ducat, erhoben wurde, ließ das Gesetz geben, daß die Familie der Orseoli auf immer verbannt seyn und keinem Doge erlaubt seyn sollte, sich selbst bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger oder Mitregenten zu bestimmen. Noch mehr beschränkte er seine eigene Gewalt durch den von ihm zuerst einberufenen Rath der Pregadi oder Erbetenen, welche aus den angesehensten Bürgern genommen und zur Theilnahme an den wichtigsten Berathungen gezogen wurden.

So war Venedig bereits so mächtig in sich und so abgesondert von dem Reiche, daß die Bewegungen desselben damals fast gar keinen Einfluß mehr auf die Republik ausübten. Auch die kirchlichen Angelegenheiten gestalteten sich bereits in der Art, wie sie späterhin noch weiter sich ausbildeten. Die Ansprüche des Patriarchen Pepo von Aquileja, der sich mit Kaiser Konrad's II. Willen den Sprengel von Grado sogar mit Gewalt zu unterwerfen suchte, und auch von Papst Benedikt IX. in seinem Recht anerkannt worden war, wurden (1049) durch Leo IX. für ungültig und die Kirche von Grado für unabhängig erklärt. Die nachfolgenden Patriarchen nahmen aber ihren Sitz nicht mehr in dem verheerten Grado, sondern in Venedig, und sowohl dieser Umstand als auch die (1074) dem Patriarchen ausgeworfene regelmäßige Einnahme oder Besoldung stellte das Oberhaupt der venetianischen Geistlichkeit in den Bereich des ganzen Staates selbst, so daß sie an allen Pflichten und Rechten eines Unterthans ihren Theil hatten, und in Venedig nicht wie anderwärts außerhalb der bürgerlichen Gemeinde standen.

Die gänzliche Schwäche des griechischen Reiches unter den letzten Macedoniern und die Verwirrung bis auf Alexius Comnenus ließ die höchst unbedeutende Verbindung, welche zwischen Venedig und dem griechischen Reiche gewesen war, fast ganz in Vergessenheit gerathen und als beide Reiche sich einander näherten, war es ihr gegenseitiges Interesse, das sie verband. Wie die Normänner die Besitzungen der Griechen in Italien wegnahmen und die in Griechenland selbst bedrohten, eben so gefährdeten sie auch die Herrschaft der Venetianer auf dem adriatischen Meere. Deßhalb

traten die Venetianer auf die Seite des Kaisers Alexius, und unterstützten mit ihrer Flotte seinen Vertheidigungskampf, doch der Tod Robert Guiscard's, nach welchem die Normänner ihre Plane einstellten, half am erfolgreichsten. Für diese geleistete Hülfe trat Alexius die Provinzen Dalmatien und Istrien gänzlich ab. Unter dem Dogen Vital Faliero (1084—1096) wurde auch das Verhältniß zum abendländischen Reiche, dessen Kaiser Heinrich IV. Feind der Normänner war, sehr günstig, und die große Begebenheit, die zu Venedigs Reichthum und Macht besonders beitrug, trat gerade damals ein.

Den größten und dauerndsten Vortheil von den nämlich Kreuzzügen zogen überhaupt die italienischen Seestädte, unter diesen aber wiederum vorzüglich Venedig. Zwar zogen auch Pisa und Genua bedeutenden Nutzen, doch war Venedig ihnen weit überlegen. Aber während sich hier der Reichthum Venedigs hob, entstanden wesentliche Streitigkeiten über den Besitz Dalmatiens sowohl mit Ungarn als auch mit dem unter den Comnenen wieder zu Kräften kommenden morgenländischen Reich. Der Doge Ordelafo Falieri nahm den Ungarn das von Kalmany eroberte Zara wieder ab und blieb selbst (1117) auf dem Schlachtfelde. Da sich Johannes Comnenus mit den Ungarn verband, und der König Stephan II. mit griechischer Hülfe in Dalmatien einfiel, so rächte sich der Doge Domenico Michieli (1125 und 1127) durch Plünderung griechischer Inseln, vertrieb die Ungarn und zwang die Griechen, die von Alexius Comnenus gegebenen Freiheiten noch zu erweitern. Dafür leistete nun auch die Republik den Griechen gegen den Normannen Roger II. Hülfe, immer noch das seit Heinrich IV. mit dem abendländischen Reiche bestehende gute Verhältniß aufrecht haltend. Als aber hier Friedrich Barbarossa, dort Manuel Comnenus Kaiser waren, sah sich auch Venedig noch mehr als bisher in die politischen Verwirrungen des Festlandes hineingezogen, es schlug sich auf die Seite der Lombarden und des Papstes Alexander III., war bei der Stiftung des Lombardenbundes thätig, und suchte das Uebergewicht der Hohenstaufen in Italien auf alle Weise zu verhindern. Doch war die Aufmerksamkeit noch mehr auf Manuel Comnenus gerichtet, dessen ganze List und Thätigkeit auf die Wiedererwerbung Dalmatiens ging, und der, als ihm die Venetianer das erbetene Bündniß gegen den Normannenkönig Wilhelm abschlugen, an Einem Tag (1171 März 12.) alle in den Häven und Städten seines Reichs befindlichen Venetianer gefangen nehmen und ihre Schiffe und Güter mit Beschlag belegen ließ. Das treulose

Verfahren entrüstete die Republik und in möglichster Eile wurde eine Flotte von hundert Galeeren und zwanzig Transportschiffen ausgerüstet, mit welcher der Doge Vital Michieli II. in See ging, Dalmatien wieder unterwarf, hierauf aus Istrien Verstärkung an sich zog, und gegen Euböa schiffte, dessen Statthalter ihn durch Unterhandlungen hinhielt, während deren er sich ohne etwas anders als die Wegnahme von Chios auszuführen in Peloponnes aufhielt. Da griff eine furchtbare Pest, welche freilich der Haß der Venetianer dem von Manuel vergifteten Wasser der Flüsse zuschrieb, im Heere so um sich, daß von der über hundert Schiffe starken Flotte, die Michieli nach Griechenland geführt hatte, nur ein erbärmlicher Ueberrest von siebenzehn Schiffen im nächsten Frühling (1172) von ihm nach Venedig zurückgeführt wurde und die Pest auch dorthin brachte. Die Wuth des ergrimmten Volkes, das ihn einen Verräther nannte und in dem was Unglück oder Ungeschick war heimliche Tücke zu erkennen wähnte, überdieß auch durch die zum Behufe des Krieges ausgeschriebene Vermögenssteuer höchst erbittert war, brach in einen furchtbaren Aufstand aus, der Doge entfloh aus seinem Palast tödtlich verwundet in das Kloster St. Zacharias, wo er (1172 Mai 27.) starb. Dieser Todesfall hatte eine für die Verfassung Venedigs sehr bedeutende Folge. Die bisher dem Volk noch überlassen gebliebene Wahl des Doge wurde einem Ausschuß von zehn oder eilf Männern übergeben, welche den nächsten Doge wählen durften, doch ging man späterhin von dieser Zahl auf eine größere von einundvierzig über. Auch wurde der große Rath (consiglio maggiore) aus 480 jährlich am ersten September wechselnden Mitgliedern bestehend, dem alle wichtigen Angelegenheiten zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, und der nur alte Bürger und Adel, zwischen denen bald kein Unterschied mehr bestand, in sich begriff, ferner der kleine Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, die dem Doge zur Seite standen, die sogenannte Signoria, damals errichtet oder näher bestimmt. Um diese Zeit entstand auch die Quarantia, ein aus vierzig Mitgliedern zusammengesetzter Gerichtshof, an dessen Spitze drei Männer (Capi) standen, welche im folgenden Jahrhundert Mitglieder der Signoria wurden. Der Doge selbst mußte den Eid schwören, nach den Gesetzen zu regieren, wogegen ihm Treue geschworen und eine Fahne als Sinnbild seiner Fürstengewalt, überreicht wurde. So war die Verfassung von der demokratischen Ursprünglichkeit bereits durch die Einrichtung des großen Raths, in den zwar der Zutritt an und für

ſich nicht unmöglich, aber durch Reichthum, Verdienſte, Verwandtſchaft, Beliebtheit, bedingt wurde, und durch die dem Volke entzogene und einer Kommiſſion übergebene Dogenwahl einer ariſtokratiſchen ganz nahe getreten, während die monarchiſche Gewalt des Herzogs theils eben durch dieſen großen Rath, theils durch die Signoren, theils durch die ihm jedoch zu berufen noch anheimgeſtellten Pregadi, beſchränkt worden war.

Der nun gewählte Doge, Sebaſtiano Ziani, der die Rialtobrücke baute, gab ſich vergebliche Mühe, die Verhältniſſe mit den Griechen auszugleichen, im Gegentheil reizte Manuel die Venetianer, deren Geſandten, Heinrich Dandolo, er mit glühendem Eiſen blenden ließ, nur noch mehr. Dagegen ſah Venedig den Papſt Alexander damals bei ſich, der ſich hier (1177) mit Friedrich Barbaroſſa ausſöhnte. Die ſpäter am Himmelfahrtsfeſte alljährlich gefeierte ſinnbildliche Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere, in das er auf dem Bucentaur von dem Senat und allem Volke begleitet hinausfuhr, wurde als eine Erinnerung an dieſe für Venedig, das ſich gleichſam neutral benommen hatte, ruhmvolle Begebenheit angeſehen, und mehrere von dem Dogen ausgeübte Befugniſſe davon hergeleitet. Unter Ziani's (geſt. 1178) Nachfolger, Orio Maſtroperio fiel Zara (Jadera) ab, deſſen Unterwerfung unter Heinrich Dandolo (1192—1206) endlich durch die Eroberung Conſtantinopels, welche ſich daran anſchloß, für Venedig ſo höchſt folgenreich wurde. Ueberdieß wurde ein Venetianer, Thomas Moroſini, Patriarch. **Venedig bekam ein und ein halb Viertel des ganzen griechiſchen Reiches**, und wählte dieſen Antheil ſo glücklich aus, daß es den ganzen Handel der Levante in ſeine Hände bekam; Corfu, St. Maura, Zephalonia, Zante, Durazzo, faſt ganz Albanien, die Küſte von Epirus, ein großer Theil von Morea, Lakonien, Miſitra, Patras, Modon, Lepanto, die Inſeln Aegina, Salamis, Candia (Creta), und mehrere kleinere Inſeln, Theile von Euböa, Hadrianopel mit Zubehör, und viele andere Orte, waren Eigenthum der Republik, die ſie entweder ſelbſt unter Duca's, oder Podeſta's, oder Baili's, denen ein großer und kleiner Rath zur Seite ſtand, wie denn überhaupt die Verwaltung des Mutterlandes als Muſter und Vorbild gebraucht wurde, verwaltete, oder ſie an Adelige lehensweiſe übergab. Es leuchtet ein, daß durch dieſe glückliche Unternehmung Venedig ſeine Nebenbuhlerinnen Piſa und Genua unendlich weit überflügelt hatte, und es iſt begreiflich, wenn ſich nun der Neid beſonders der aus Conſtantinopel ausgeſchloſſenen Genueſer

zeigte. Diese unterstützten den Grafen Heinrich von Malta in seinem Versuche Candia, das den Lateinern überhaupt feind war, zu erobern, der jedoch am Ende mißlang, störten die Schifffahrt, und schlossen sich nun hauptsächlich an die griechischen Kaiser Nicäa's an, denen sie wiederum zur Eroberung Constantinopel's verhalfen. In Candia hatten die Venetianer die Versuche der nach Freiheit strebenden Griechen fortwährend niederzuhalten.

Während dieser äußern Thätigkeit ging auch die Ausbildung der innern Verhältnisse ihren Weg. War der Doge durch die Colonien in vielen Dingen in den Stand gesetzt worden, durch seine Befugniß über diese zu verfügen auch größeren Einfluß daheim sich zu erwerben, so wurde seine Gewalt besonders durch mehrere unter und von dem Doge Jakob Tiepolo gegebene Gesetze beschränkt; er verlor (1230) das Recht die Pregadi zu ernennen, es wurden die fünf Verbesserer der herzoglichen Versprechung (Correttori della ducale promissione) eingesetzt, welche vor jeder Herzogswahl die Capitulation, welche er beschwören mußte, zu revidiren hatten, es wurde ihm das Recht Aemter zu besetzen fast ganz entzogen, in den übrigen Aemtern kaum mehr als der Vorsitz gelassen, seine persönliche Freiheit endlich so sehr beschränkt, daß er kaum mehr als ein glänzender Staatsgefangener war. Die äußeren Vorzüge und Zierden seines Amtes wurden ihm wo möglich noch erweitert, hingegen die eigentliche Gewalt kam immer mehr in die Hände der Signorie, zu der jedoch der Doge auch gehörte. Die Dogewahl selbst, die noch bei Jakob Tiepolo durch Einfluß des Volkes bestimmt worden war, wurde bei seinem Nachfolger Marino Morosini (1248), um jeden Unterschleif vorher unmöglich zu machen, auf eine höchst künstliche Weise eingerichtet. Wenn nämlich durch drei Inquisitoren das Leben des verstorbenen Doge untersucht, und tadelfrei befunden worden war, im entgegengesetzten Falle aber sein Vermögen deßhalb in Anspruch genommen und fehlerhafte Anordnungen umgestoßen worden waren, wurde erst das Begräbniß gehalten und dann eine Wahlversammlung aus allen Rathsfähigen, die dreißig Jahre vorbei waren, angesagt. Nun werden nach der Anzahl der Anwesenden silberne Kugeln in eine Urne gelegt, unter welchen sich dreißig goldene befinden; ein Kind zieht die Kugel für einen Jeden heraus und für wen er eine goldene zieht, der begiebt sich in ein Seitengemach, bis hier alle dreißig versammelt sind, aus diesen werden ebenfalls durch Kugelung neun gewählt. Diese wählen durch Abstimmung vierzig

Personen, aus denen wieder zwölf durch Kugelung gezogen das Recht haben fünfundzwanzig durch Abstimmung zu wählen. Von diesen werden wieder neun durch Kugelung bestimmt, denen wieder die Stimmenwahl von fünfundvierzigen zukommt. Aus diesen losen wieder eilf, und diese bestimmen erst die einundvierzig eigentlichen Wähler. Aus diesen werden drei Priorn ernannt, die das Wahlgeschäft leiten, und bei denen die übrigen ihre Stimmen abgeben. Zur Stimmenmehrheit wird eine Zahl von fünfundzwanzig Stimmen erfordert.

Unter dem Nachfolger Morosini's brach der furchtbare Krieg Venedigs mit Genua aus, der seinen letzten Grund in dem Streit über den Besitz der St. Sabbaskirche in Akka hatte, im innersten Grund aber aus der Eifersucht beider Städte auf einander hervorging. Der Sturz des lateinischen Kaiserthums (1261) war ein großer Schlag für Venedig, und es bedurfte alle Klugheit, um den auch im Innern bewegten Staat glücklich durchzusteuern. Die Last des Krieges, die durch schwere Steuern bestritten werden sollte, erzeugte einen Aufstand, der das Leben des Doge Rainer Zeno (1266) selbst bedrohte, und Kriege mit Bologna, Ancona, Istrien, das abzufallen suchte, beschäftigten den Staat auf alle Weise, wenn auch mit Genua dann und wann ein Stillstand eintrat. Da wurde (1289) als der Doge Giovanni Dandolo gestorben war, an seinem Begräbnißtage vom Volk Jakob Tiepolo, der Enkel des oben genannten Doge, zum Herzog ausgerufen, aber die Unregelmäßigkeit dieses Verfahrens anerkennend, entfernte er sich heimlich aus Venedig nach der Trevisanermark, wo er bis zu einer neuen Wahl blieb. Diese fiel, nachdem die Einundvierziger zehn Tage lang gezögert hatten, (25. Nov.) auf Pietro Gradenigo, der die wichtige Maßregel vornahm, wodurch die Aristokratie Venedigs abgeschlossen wurde. Es war nämlich in den letzten Jahrzehenten ein offenbarer Kampf der ältern Rathsfähigen Geschlechter gegen die aufstrebenden neueren hervorgetreten, und die außerdem zweckmäßige Einrichtung des großen Rathes schien durch die jährlichen Wahltage, in welchen er constituirt wurde, den demagogischen Umtrieben zuviel Spielraum zu geben. Man suchte daher die bisherige jährliche Erneuerung desselben aufzuheben, und das Recht, denselben zu besetzen, zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Familien zu machen. Es wurde daher (1297 Febr. 28.) ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen Familien, aus welchen in den letzten vier Jahren Mitglieder in dem großen Rath gesessen hätten, auch fortan in demselben zu sitzen berechtigt seyn, die andern alle

aber ausgeschlossen seyn sollten. Es wurde somit der große Rath geschlossen, die Erbaristokratie der in das sogenannte goldene Buch eingeschriebenen Familien befestigt, und alle Familien, die durch irgend einen Zufall in dieser bezeichneten Zeit den großen Rath nicht besetzt hatten oder die sich eben erst im Aufschwung ihres Vermögens und ihrer Blüthe befanden, für immer von der Theilnahme an Staatsgeschäften zurückgewiesen. Namentlich war auch die Familie Tiepolo, welche mehrere Dogen gezählt hatte, unter diesen ausgeschlossenen Geschlechtern. Zwar sollte die Fortdauer dieses Gesetzes von dem Willen des Rathes abhängen, aber die Stimmenmehrheit war so hoch angesetzt, daß sie schwer zu erreichen schien.

Gegen diese in einem Staate der auf rein republikanischer Grundlage ruhte besonders entrüstende Maßregel erhub sich zuerst (1304) die Verschwörung des Marino Bocconio, der den Doge und den Senat ermorden wollte, aber verrathen, gefangen, und mit seinen Genossen durch den Strang hingerichtet wurde. Gefährlicher war die von Bajamonte Tiepolo, dem Bruder Jakob's, in Verbindung mit mehreren Patriciern, aus den Häusern Badoer und Quirini, zum gänzlichen Umsturz der neuen Verfassung gestiftete. Die Lage der Dinge war dem Unternehmen günstig; auf der Republik lag wegen der Wegnahme der Stadt Ferrara der Bannfluch des Papsts Clemens V., und Ferrara war obendrein ihrer Gewalt wieder entrissen worden, das Volk war erzürnt und einer Veränderung sehr geneigt. Es war beschlossen vom Palaste Tiepolo (1310 Juni 15.) den Markusplatz zu besetzen, den Doge zu ermorden, und den großen Rath wieder nach der früheren Art zu besetzen. Aber noch kurz vorher erhielt Gradenigo Anzeige, traf durch Berufung der Behörden alle Vorkehrungsmaßregeln, und besetzte den Markusplatz. Mit der Morgendämmerung brach der Aufstand aus und es kam auf dem Markusplatz zu einem heftigen Kampfe, in welchem Marko Quirini und sein Sohn fielen, Bajamonte sich durch die Rialtostraße zurückzog, wo der Fahnenträger der Verschworenen von einem Stein, den ein Weib von einem Dache warf, getödtet wurde, und die Verwirrung der Weichenden noch zunahm, die sich nun hinter der von ihnen abgebrochenen Rialtobrücke befestigten. Da der Podesta von Chioggia Ugolino Giustiniani mit Verstärkung für den Senat herbeikam, hingegen Badoerio Badoer, der den Verschwornen Mannschaft aus Padua zuführte, dem Doge in die Hände fiel, blieb dem Rest der Verschwörung nichts als eine Capitulation übrig, die ihnen freien Abzug ge-

währte. Da sie von den Oertern aus wohin sie sich begaben noch fortfuhren die Republik zu bedrohen, wurde ein eigner Rath von zehen Männern, später Inquisitoren genannt, schon am nächsten Tage niedergesetzt, welcher Vollmacht zur Untersuchung und Bestrafung aller derjenigen bekam, welche etwas gegen das Wohl und die Sicherheit der Republik unternehmen würden. So schloß sich Venedig gegen die Möglichkeit einer Umwälzung starr und schroff ab, und bildete einen auch von Außen immer weniger angreifbaren Staat; seine einzigen Gegner hätten das griechische Reich und die Osmanen seyn können, aber jenes war im Sinken und Absterben, diese pflanzten erst ihre drohende Fahne in Prusa auf.

Vom römischen Reiche aber war nichts zu befürchten. Heinrich's gegen die Welfen gerichteter abentheuerlicher Zug nahm das Ende einer gaukelnden Seifenblase und in Deutschland trat nun die Frage hervor, wer seine Stelle einnehmen würde. Daß derjenige Fürst, welchen nach dieser Ehre gelüsten würde, auf die Vortheile, unter denen Heinrich nach Italien gezogen war, gleich von Anfang verzichten müßte, ging aus dem Benehmen des Papsts ganz deutlich hervor, indem Clemens erstlich in der Constitution Pastoralis cura solicitudinis die gegen König Robert erlassene Achtserklärung für null und nichtig erklärte, weil dadurch den päpstlichen Rechten über Neapel wäre zu nahe getreten worden, überhaupt aber sich dahin aussprach, daß ihm die Oberherrschaft über das erledigte Kaiserthum ohne allen Zweifel zustehe und er bei erledigtem Reiche an des Kaisers Stelle trete, sodann in einer andern Constitution den römischen Krönungseid des Kaisers für einen Eid der Treue erklärte, weßhalb die Kaiser als Vasallen des päpstlichen Stuhles müßten angesehen werden. Ganz konsequent handelte er, indem er den König Robert noch kurz vor seinem Tode (st. 1314 April 20.) durch eine Bulle (März 14.) zum Generalvikar aller Reichsländer in Italien und zum Senator von Rom ernannte, wohl in der Hoffnung die durch Heinrich's Erscheinung neu erstarkte ghibellinische, gegenpäpstliche Partei gänzlich zu stürzen. Aber der kräftigste Gegensatz gegen die Ghibellinen war die Nationalität Italiens, welche von den Welfen im eigentlichen Hintergrunde vertheidigt und um derenwillen besonders die Deutschen angefeindet wurden, es war das Gefühl der Freiheit, welches die republikanischen Städte gegen die ghibellinischen Häuptlinge zum Kampfe ermunterte. Diese beiden Momente, Freiheit und Vaterlandsliebe, belebten eigentlich die Welfen und sicherte ihrem

sie bis nach Mittag gewartet hatten, die andern ein zu ihnen herüberzukommen, sie wollten die Wahl am nächsten Tage gemeinschaftlich vornehmen. Allein statt dieses zu thun, trafen die österreichisch Gesinnten gleich nachher; eine einseitige Wahl und riefen Friedrich als König aus. Ihrem Beispiele folgend wählten am andern Tage (20. Okt.) die Luxemburger den Herzog Ludwig, Frankfurt öffnete seine bisher verschlossenen Thore, Ludwig wurde in St. Bartholomäus-Kirche auf den Altar gehoben und dem Volke als König gezeigt. Nachdem beide Könige noch einige Tage vor Frankfurt liegen geblieben waren, zogen sie den Rhein hinab, Friedrich voran nach Bonn, wo ihn der Erzbischof von Köln (25. Nov.) krönte, während Ludwig am eigentlichen Krönungsorte Aachen durch den Mainzer Erzbischof (26. Nov.) gekrönt wurde. Die kräftigste Entscheidung der Rechtmäßigkeit der Wahl hätte nun der Papst gegeben, aber Clemens V. war seit mehreren Monaten nicht mehr am Leben, und die Cardinäle konnten sich lange zu keiner neuen Wahl entscheiden. Auch das Recht der Waffen gab keinen Ausschlag, denn das im Januar 1315 zu Speier erfolgende Zusammentreffen beider Parteien hatte, obgleich die öffentliche Stimme die Oesterreicher für besiegt erklärte, kein eigentliches Resultat. Entscheidender würde die öffentliche Stimme gewesen seyn, indem der größere Theil der Fürsten und fast alle Reichsstädte auf Ludwig's Seite waren, dagegen war der den Städten abgeneigte Adel den Habsburgern zugethan und die Macht des habsburgischen Hauses dem bayrischen bei weitem überlegen, um so mehr, da Rudolf, Ludwig's eigener Bruder, aus Scheelsucht gegen ihn Partei nahm.

Es begann nun ein wüstes Ringen begleitet von Verheerung und Plünderung des Landes, indem Leopold, das Haupt der österreichischen Kriegsmacht, stolz auf ritterliche Tüchtigkeit, den Gegenkönig in seinem Land anzugreifen, vielleicht gar gefangen zu nehmen gedachte, Ludwig aber zu schwach im offenen Felde ihm zu begegnen hinter die festen Orte Augsburg und Donauwörd sich zurückzog, an denen Leopold's ungeordnete und rohe Angriffe scheiterten. Da wandte er sich gegen die übermüthigen Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden, welche für ihren frevelhaften Abfall von der österreichischen Obervogtschaft noch nicht gezüchtigt worden waren, ja sogar von Heinrich VII. Bestätigung ihrer Privilegien sich ausgewirkt hatten. Ludwig hatte ihnen auch geschrieben (1315 März 17.): "sie sollten sich durch der Schwätzer bösen Mund nicht abhalten

laſſen, ihm treu zu ſeyn. Er wolle mit Gottes Hülfe und der Fürſten und Städte Boten Alles thun, was zu Ruhe und Heil des Reiches ſey gegen die ungeſtüme Hoffart Oeſterreichs. Und da ſie auf Friedrich's Begehren von dem Reichsgericht zu Rotweil in die Acht und vom Biſchof zu Conſtanz in den Bann gethan worden waren, ſo hatte er ſie (25. Mai zu Nürnberg) in ſeinen Schutz genommen und von aller Verpönung losgeſprochen. Nun aber zog Leopold mit einem ſtattlichen Heer auf den Stein zu Baden, von hier aus gegen die Waldſtätte zu gehen. Er wolle, ſagte er, dieſe Bauern mit dem Fuße zertreten: ſie hätten es verdient, ſie mit der Wurzel auszurotten. Um ihre Anführer hinzurichten führte er Stricke bei ſich. Der Graf von Toggenburg verſuchte noch, ehe es zum Aeußerſten käme, ſie zur gütlichen Unterwerfung zu bewegen. Eingedenk der von Oeſterreich erlittenen Bedrängniß wieſen die Eidgenoſſen den Antrag zurück; ſie wollten mit Gottes Hülfe des Herzogs gewärtig ſeyn. Da ſchrieben ſie (13. Nov.) dieſes dem König Ludwig und erwarteten den Angriff des Herzogs, der über Zug herankam. Dem Rathe des alten Rudolf Reding von Biberegg zu folge lagerten ſie ſich an den Berg Sattel ob dem Morgarten, der ſich an dem Aegeriſee hindehnt. Es waren ſechshundert Schwyzer, vierhundert aus Uri, dreihundert aus Unterwalden. An fünfzig Verbannte kamen ihre Dienſte anzubieten, ſie wurden abgewieſen, und da ſie nicht in die Landmark durften, legten ſie ſich vor dieſelbe auf die Figlerfluh, unten am Sattel, wo ſie Felsblöcke und Hölzer bereit hielten. An St. Ottmar's Abend, einem Samſtag (15. Nov.), zog am Ufer des Aegeriſees der Haufen der Ritter, Heinrich Graf von Montfort Tettnang an ihrer Spitze, dabei der Herzog, der ganze Adel von Habsburg, Lenzburg, Kyburg, Rapertswyl, Hallwyl, Bonſtetten, Toggenburg, Homburg, Hünenberg, fünfzig Züricher, eben ſo viel von Zug, der Abt von Einſiedlen mit ſeinen Waldleuten, gegen den Thaleingang dahin. Langſamer folgte das Fußvolk. Wie nun, wo ſich der Weg zwiſchen dem Morgarten und dem See zu engen anfängt, die Ritter in einzelnen Paaren hinter einander herzogen, da begannen die Verbannten Steine und Blöcke herabzurollen, andere zu werfen, ſo daß die Pferde ſcheu wurden und die Verwirrung, nun durch den Angriff des Haupthaufens der Eidgenoſſen vermehrt, die mit ihren ſchweren Hellebarten durch Stahl und Eiſen hindurch hieben, ſich bald dem ganzen Heer mittheilte. Vorn der Feind, zur Seite der See, im Rücken die nachfolgenden, den Rückzug ſperrenden

Freunde, gab es eine greuliche Unordnung. An fünfzehnhundert, darunter der Kern des Adels, alle Züricher und die meisten Zuger, blieben auf dem Platz. Mit Mühe entkam der Herzog selbst, todtenbleich erreichte er Winterthur. Der Verlust der Waldstätte war gering, ihr Sieg ob auch nicht der Anzahl nach aber dem Verhältniß nach gleich groß wie der flandrische von Courtray und der schottische von Bannockburn. Es war erst neun Uhr Morgens, als der Sieg gewonnen war; sie dankten alle Gott für denselben und blieben nach alter Sitte den Tag über auf der Wahlstatt, dann zogen sie heim. Ihrem Freunde dem König gaben sie Nachricht, und Ludwig wünschte ihnen (24. Nov.) Glück und verhieß Hülfe und Vergeltung. Die Erinnerung dieses Tages sollte ewig heilig gehalten werden. Die Verbannten wurden wieder aufgenommen. Am Dienstag nach St. Niklas aber (9. Dec.) erneuerten die Eidgenossen ihre ewigen Bünde. Vor den Angriffen Oesterreichs hatten sie nun auf längere Zeit Ruhe.

Auch Ludwig fühlte sich durch diesen den Habsburgern versetzten Schlag etwas erleichtert. Er hatte von Heinrich's VII. Zeit her eine Aufgabe zu lösen, den in Franken gestörten Landfrieden wieder herzustellen. In Verbindung mit dem Grafen Eberhard von Wirtemberg, den Heinrich wie schon gesagt, mit der Acht belegt hatte, und den Konrad von Weinsberg in die Enge trieb, beunruhigten Konrad Graf von Oettingen und sein Schwager Kraft von Hohenlohe in altem Streit mit dem Bisthum Eichstädt, das öttingische Besitzungen als ihm gehörig ansprach und von den Königen hierin anerkannt worden war, von den festen Orten Schillingsfürst, Herrieden, Wahrberg, die Sicherheit der Straßen und hatten sich, während alle ringsum hausenden Fürsten, Herren, und Städte, Ludwig's Partei ergriffen, ganz allein an den österreichischen Friedrich angeschlossen. Am meisten tätt der Handel der Stadt Nürnberg, die nach einem mit dem Burggrafen Friedrich von ihrem Schultheißen Konrad Eseler (1313) noch während des Interregnums geschlossenen Vergleich gemeinschaftlich den König Ludwig anerkannt hatte und von ihm schon besonders begnadigt worden war. Um nun diesem straßenräuberischen Unfug ein Ende zu machen, zog Ludwig (1316) mit fränkischer Ritterschaft und nahmhafter Hülfe der Stadt Nürnberg (April) gegen diese Orte, eroberte sie nach und nach, brach Herrieden und Wahrberg gänzlich, und nöthigte den Kraft von Hohenlohe, da Konrad von Oettingen schon vor Anfang des Krieges

im Elend verſtorben war, die andern Oettinger Grafen aber auf des Königs Seite waren, ſich in ſichere Orte zu flüchten und ſpäter ſeine Gnade nachzuſuchen. Die Stadt Nürnberg aber, die ſich beſonders angeſtrengt hatte und deren Bedeutung der in ihr oft ſeinen Wohnſitz nehmende Ludwig wohl zu würdigen wußte, wurde durch einen beſondern Brief (19. Mai) gegen jede Verantwortung für die Zerſtörung des Raubneſtes Herrieden ſicher geſtellt. Es war die erſte Thätigkeit Ludwig's, wodurch er zeigte, daß es ihm um die Erhaltung der innern Ordnung zu thun ſey, und ſie trug ihm durch die Anhänglichkeit, mit welcher Nürnberg ihm und ſeinem Hauſe zugethan blieb und beſonders ſeinen häufigen Geldverlegenheiten abhalf, gute Früchte. Nun erſt konnte er ſich gegen ſeinen Bruder Rudolf und deſſen Anhänger wenden, die ebenfalls feindlich gegen ihn aufgetreten waren, und hierauf gegen die öſterreichiſchen Fürſten ziehen, die nun wieder ein Heer geſammelt und ſich mit dieſem vor die bayeriſch geſinnte Stadt Eßlingen am Neckar gelagert hatten. Es kam jedoch nur (Sept. 19.) zu einem planloſen unentſchiedenen Treffen, nach welchem beide Könige wieder heim zogen.

Um dieſe Zeit war endlich auch die lange Sedisvacanz beendigt worden. Die gaskoniſchen Cardinäle hatten ſich mit den italieniſchen, die nach Italien zurückkehren wollten und dies nur durch die Wahl eines Italieners erreichen zu können hofften, völlig verfeindet und es ſah einer Kirchenſpaltung nicht ungleich, als Philipp, Graf von Poitiers, Bruder König Ludwig's X., ſie wieder bewog ſich in Lyon zu verſammeln und eine Wahl vorzunehmen. Man gab nach vierzigtägigem Conclave dem Jakob von Oſſa aus Cahors, erſt Biſchof von Frejus, dann von Avignon, zuletzt von Porto, die Stimmen, der (7. Aug.) gewählt und als Johann XXII. zu Lyon (5. Sept.) gekrönt wurde. Wenn er auch nicht wie von einigen ſeiner Gegner behauptet wird der Sohn eines Schuhflickers war, ſondern von ſchöffenbarem, ritterbürtigem Geſchlechte, ſo mag doch ſeine Familie dürftig und heruntergekommen und er nur ſeinem eigenen Verdienſt ſeine Größe ſchuldig geweſen ſeyn. Allerdings wohnte auch in dem kleinen und unanſehnlichen Leibe des Papſtes Johann eine feurige, ſtrebende Seele, große Gelehrſamkeit, und hohes Gefühl für die päpſtlichen Rechte. Dabei aber war er dem franzöſiſchen Intereſſe außerordentlich ergeben, unnachgiebig gegen ſeine Feinde, ſchonungslos gegen die beſiegten Gegner, und rückſichtslos in den Mitteln Geld zuſammenzuſcharren. Die Doppelzüngigkeit ſeines Verfahrens konnte

man gleich anfangs ſehen, da er beiden Königen (5. Sept. 1316) ſeine Wahl und Krönung anzeigte, beiden den Titel erwählter römiſcher Könige gab, und die Hoffnung ausſprach, daß ſie ihren Streit friedlich ſchlichten würden. Dennoch gab er, als beide Könige im nächſten Jahre ihre Geſandten an ihn ſchickten und um Beſtätigung baten, den bayeriſchen Abgeordneten gar keine Antwort, und der Biſchof von Gurk, Friedrich's Abgeordneter, der ſich auf Rudolf und Albrecht berufend ſagte: wo der Baum gut, ſeyen auch die Zweige gut, mußte die kränkende Antwort hören: Salomo ſey weiſe und fromm geweſen, Roboam aber dennoch ſein Sohn. Beſtätigung aber erhielt er ebenfalls nicht. Johann wollte um ſich ſicher zu ſtellen warten bis ſich das Kriegsglück für den Einen von ihnen entſchieden hätte. Dabei ſuchte er die kaiſerlichen Rechte in Italien für ſich zu erwerben, ermahnte die Städte und Staaten Italiens (29. Jan.) zur Einigkeit, und behauptete (31. März), daß alle Verwaltung des Kaiſerthums, bei Erledigung deſſelben, ihm zuſtehe. Die Rechte der von Heinrich VII. eingeſetzten Reichsvikare und Vögte erklärte er für nichtig und bedrohte den mit dem Bann, der es wagen würde, einen ſolchen Titel zu führen. Alle Gibellinenhäuptlinge ſollten ihres bisherigen Anſehens für verluſtig, der König Robert aber von Allen als gemeinſchaftlicher Reichsvikar angeſehen werden. Hier gelang ihm aber ſeine Abſicht am wenigſten. Die Häupter der Gibellinen, Uguccione della Fagiuola in Piſa, Caſtruccio in Lucca, Cane della Scala in Verona, Bonacoſſa in Mantua, kümmerten ſich nichts um ſein Gebot, und der alte Mattheus Viſconti legte zwar die Würde eines Reichsvikars nieder, ließ ſich aber vom Volk zu Mailand zum Oberſten Hauptmann erwählen, wodurch ſeine Gewalt auf einem einheimiſchen, alſo feſteren, Fundament ruhte als vorher. Die meiſten andern lombardiſchen Städte kamen in ſeine Gewalt, Pavia, Placentia, Novara, Aleſſandria, Tortona, Como, Lodi, Bergamo, und andere, erkannten ſeine Gewalt an, und die drohende Uebergewalt der welfiſchen Partei in Genua, wo König Robert ebenfalls zum Herrn gemacht wurde, vereinigte alle Gibellinen, um ihn hier nicht feſten Fuß faſſen zu laſſen, der Viſconti griff es vom Lande an, die Aragoneſiſchen Sicilianer von der See, und ſelbſt der griechiſche Kaiſer, beſorgt um der Anſprüche der Franzoſen auf ſein eigenes Reich, half durch Geldſubſidien. Nicht minder verhaßt, als die Deutſchen waren, begannen die Franzoſen zu werden.

Da ſich Friedrich mit der welfiſchen Partei bereits in einige Verbindung ſetzte, indem er den Städten Padua und Treviſo gegen die Angriffe des Gran Cane von Verona Hülfe geſchickt hatte, ſo ſchien dieſer König auch dem Papſt den Vorzug zu verdienen, obgleich er ihn noch nicht geradezu anerkannte. Er verſprach ſeinem Bruder Albrecht das durch Peter Aichſpalter's Ableben erledigte Erzbisthum Mainz, unterſtützte ihn ſelbſt mit hunderttauſend Goldgulden, und brachte ihn wirklich dazu, daß er einige Truppen unter ſeinem Bruder Heinrich gegen die Visconti abſchickte. Doch dieſe wußten ſich ihn durch Geld vom Halſe zu halten, und da Johann das Erzbisthum dem Matthias von Bucheck verlieh, das Reichsvikariat aber dem franzöſiſchen Prinzen Philipp von Valois, konnte Friedrich wohl ſehen, weſſen er ſich eigentlich zu ihm zu verſehen habe. Er ſetzte daher ſeine Hoffnung fortan weniger auf den Papſt, mit dem er jedoch nicht brach, als vielmehr auf ſein gutes Schwerdt, den Beiſtand ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen. Und wohl ſchien auch das Glück ihn zu begünſtigen. Ludwig's Partei hatte durch den Tod des Mainzer Erzbiſchofs und des Markgrafen Waldemar von Brandenburg zwei Hauptſtützen verloren, und ſowohl Balduin von Trier als auch Johann von Böhmen waren in eigene Angelegenheiten verwickelt, als Friedrich (1319) den zweijährigen Waffenſtillſtand brach. Es war ein Glück für Ludwig, daß er wenigſtens in Oberbayern frei verfügen konnte. Sein Bruder Rudolf hatte ſich (1317) von der Weltlichkeit in ein öſterreichiſches Kloſter zurückgezogen, wo er (1319) ſtarb, und da ſeine drei Söhne noch minderjährig waren, ſo ſtand Oberbayern und die Pfalz zunächſt blos unter Ludwig's Gebot. Dennoch war er dem öſterreichiſchen Hauſe allein gar nicht gewachſen, und durch die bisherigen Unfälle, zu denen (1321) noch der Tod ſeiner Gemahlin Beatrix kam, wurde er ſo gebeugt, daß er ſchon daran dachte die Krone ganz niederzulegen. Doch ſprachen ihm ſeine Freunde neuen Muth ein und es ſammelte ſich (1320) ein anſehnliches Heer um ihn, mit dem er gegen Leopold zog, der Speyer belagerte. Die Annäherung des Königs nöthigte die Schwaben die Belagerung aufzuheben, und ſie zogen ſich bis hinter den Bruſchbach bei Straßburg zurück. Ludwig folgte ihnen, erzwang wohl den Einzug in Straßburg ſelbſt, konnte ſich aber daſelbſt, weil hier die biſchöfliche Partei gegen ihn war, nicht halten, und mußte, als auch Friedrich mit einem großen Heer ankam, ſich wieder über die Bruſch zurückziehen. Mit Eintritt des Herbſtes hörte der

Feldzug ganz auf und diplomatiſche Unternehmungen beſchäftigten ihn zunächſt. Auch Friedrich raſtete in dem nächſten Jahre vom deutſchen Kriege, und ſuchte ſeine ſchon erwähnten fruchtlos abgelaufenen Unternehmungen in Italien durchzuſetzen.

Erſt im Jahre 1322 rüſteten ſich beide Könige, um in einer Hauptſchlacht endlich eine Entſcheidung herbeizuführen. Ludwig hatte ſich des Beiſtands des fränkiſchen und nordgauiſchen Adels verſichert, der Burggraf Friedrich hatte ihm ſeine Dienſte zugeſagt, der Graf Berthold von Henneberg, die Herren von Hohenlohe, zwei Grafen von Oettingen, die Schlüſſelberge, der Graf von Montfort, und andere waren im Anzuge. Von den Städten war München, deſſen Sauerbäcker ihm nachzogen, Ingolſtadt, Regensburg, Landshut, Landsberg, am thätigſten. Sonſt war von Oberbayern viel Adel zurückgeblieben. Gegen Ende Auguſts kamen auch die Böhmen unter König Johann, die Rheinländer und Trierer des Erzbiſchofs Balduin. Es waren an 30,000 zu Fuß und 1500 Reiter. Mit dieſen zog Ludwig von Regensburg über die Iſar gegen den Inn, welchen Friedrich mit ſeinem Heer ſchon überſchritten hatte. Gleich ſtark an Fußvolk aber überlegen an Reitern war das öſterreichiſche Heer, dem der Ungarnkönig Karl Robert auch kumaniſche Heiden zu Hülfe geſchickt hatte, dieſe ein rohes, zuchtloſes, barbariſches Volk, das verheerend und plündernd, alle mögliche Greuel begehend, an der Donau heraufgezogen war. Bei Mühldorf ging Friedrich über den Inn. Hätte er ſeinen am Lech ſtehenden Bruder erwartet, Ludwig's Heer würde von beiden in die Mitte genommen und vernichtet worden ſeyn. Aber Leopold's Boten wurden von den Fürſtenfelder Mönchen unter freundlichen Vorwänden aufgehalten. Da verlangte Friedrich, überdrüſſig des Wartens, die Schlacht. Die Bayern ließen ihm am 27. Sept. die Schlacht auf morgen anſagen.

Ludwig übergab die Leitung des Treffens dem alten Ritter Sepfried Schweppermann von Kaſtel im Nordgau, einem unanſehnlichen aber kriegserfahrenen Mann, der ſchon bei Gammelsdorf das Beſte gethan hatte. Er ſtellte das Heer auf das Wahlfeld, zwiſchen Iſen und Inn, von Erharding ſich mit dem rechten Flügel bis über Ampfing verlängernd. Den linken Flügel hatten die Böhmen unter ihrem König, hinter ihnen der Herzog Heinrich von Niederbayern, in der Mitte waren die Ritter aus dem Nordgau und Oberbayern, nebſt den Städtern, auf dem rechten Flügel unter Konrad (Kurt) von Bayerbrunn die Hülfe aus dem Reich und ebenfalls Bayern.

Könige ſich zu ganz gleichen Rechten und gegenſeitigen Pflichten bekannten, und auf die beſtimmteſte Weiſe ihre Eintracht verſicherten und bekräftigten. Weil aber ein ſolcher Vertrag ohne die Zuſtimmung nicht blos der Kurfürſten, ſondern des ganzen Reiches noch keine Gültigkeit haben konnte, wurde er mit der größten Stille behandelt, und obgleich Friedrich ſofort und bis an ſeinen Tod ſich des königlichen Titels und der königlichen Rechte bediente, ward doch Jahrhunderte lang gezweifelt, ob er in Wahrheit wäre abgeſchloſſen worden. So ſehr lag eine ſolche Handlung außer dem Bereich des Gewöhnlichen.

Was auch die weiteren Plane Ludwig's ſeyn mochten, ob er das Kaiſerthum in Italien, Friedrich hingegen das Königreich in Deutſchland behalten ſolle, dieſe alle ſo wie die Beantwortung der ſchwierigen Frage, wie man die Fürſten zur Einwilligung in den Vertrag der gemeinſchaftlichen Regierung werde bewegen können, erhielten durch ein plötzliches Ereigniß eine ganz andere Wendung. Friedrich's Bruder und rechter Arm, Herzog Leopold, ſtarb an einem hitzigen Fieber (1326 Febr. 27.) zu Straßburg, eben über neuen Fehden begriffen, und nun ging Friedrich in ſein Herzogthum zurück, fuhr zwar fort, den königlichen Titel zu führen, miſchte ſich aber nicht mehr in die gemeinſame Regierung des Reichs, die vielmehr von Ludwig ganz allein, als hätte es nie einen Münchner Vertrag vom 5. Sept. gegeben, geführt wurde. Er hielt daher ganz allein einen Reichstag (März) zu Speier, auf dem er einen Zug nach Italien um die Kaiſerkrone zu erlangen den Fürſten vorſchlug, von denen die geiſtlichen ihn auf die Unwahrſcheinlichkeit den Papſt zur Erlaubniß der Krönung zu vermögen aufmerkſam machten, aber des Königs Ueberzeugung, daß Johann gar nicht der ächte Papſt ſey, daß die Italiener der Ankunft der Deutſchen mit Sehnſucht entgegenſchauten, daß die greulichen Verheerungen, welche die vom Papſt aufgehetzten Polen und Littauer in Norddeutſchland verübt hätten, laut gegen den Papſt ſprächen, dann die Stimme der weltlichen Fürſten, ſelbſt König Johann's von Böhmen, behielt das Uebergewicht, und der Römerzug wurde auf das nächſte Jahr angeſagt: doch um den Papſt wenigſtens deßhalb zu begrüßen, wurde noch einmal eine Geſandtſchaft nach Avignon geſchickt, die aber von Johann eben ſo übel als die früheren empfangen worden ſeyn ſoll. Die Verwaltung des Reichs übergab der König für die Rhein- und Niederländer ſeinem Schwiegervater, dem Grafen Wilhelm von Holland, die von

Norddeutschland dem König Johann von Böhmen, für Bayern und Schwaben dem Grafen Berthold von Neuffen, der auch die Grafschaft Graisbach erhalten hatte. Von Friedrich war keine Rede; wohl sahen die beiden Könige einander noch zu Innsbruck, ehe Ludwig den Boden Italiens betrat, aber der Münchner Vertrag war aus Ludwig's Gedächtniß entschwunden, und mißvergnügt schied Friedrich von ihm. Zu Ludwig's Rechtfertigung oder Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß sich Friedrich wieder mit dem Papste in Verbindung gesetzt hatte, und er daher wohl Ursache hatte, auf Oesterreich mißtrauisch zu seyn. Freilich suchte er auch damals dem Heinrich von Kärnthen das Erbfolgerecht in weiblicher Linie in allen seinen Ländern zu ertheilen, was wiederum für die Oesterreicher sehr kränkend war.

Mit den ersten Tagen des nächsten Jahrs (1327) zog Ludwig von Innsbruck aus, von seinem Sohn dem Markgrafen von Brandenburg, seinem Neffen Rudolf und Ruprecht, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Landgrafen Ulrich von Elsaß, dem Grafen Ludwig von Teck, dem Grafen Berthold von Henneberg seinem Sekretär, und einigen andern Grafen und Rittern begleitet, mit nicht mehr als hundert Reisigen nach Italien und traf in Trident (12. Febr.) die Gibellinenhäupter, den Cane della Scala von Verona, Passarin de Bonacosis von Mantua, Rainald und Obizzo die Markgrafen von Este, die beiden Visconti Azzo und Marko von Mailand, Guido Bischof von Arezzo; die Bischöffe von Venedig und Castella nebst einigen andern Bischöffen und Prälaten, den Großmeister der deutschen Ritter, Gesandte von dem sicilischen König Friedrich und von Castruccio, Herrn von Lucca und Reichsverweser in Toskana. Hier wurde (16. Febr.) eine Art Parlament oder Concil gehalten, in welchem erstlich Ludwig versprach nach Rom zu ziehen, wofür ihm die Gibellinen, so wie er in Mailand wäre, 150,000 Goldgulden verhießen, die pisanischen Gesandten aber ihm Geld versprachen, wenn er nicht in Pisa einziehen würde. Darauf wurde durch sechzehn Artikel dargethan, daß Johann XXII. kein rechtmäßiger Papst sey, was die vielen anwesenden Geistlichen, sämmtlich der Ansicht, daß Christus kein Eigenthum gehabt habe, zugethan, auf alle Weise unterstützten, vielmehr wurde der Papst nur mit Spott der Priester Johann genannt, der Bannfluch über ihn ausgesprochen, und hierauf (13. März) der Zug mit großen Hoffnungen, aber ge-

Kampfe. Er beſchutz die Herren von Eſte mit Ferrara, welche Stadt die Päpſte als ihr Eigenthum betrachteten, und ſchickte den Mailändern Hülfe. Hier war (1322 Juni 21.) Matthäus Visconti geſtorben, Galeazzo ſeinem Vater gefolgt, und dieſer im Kampfe mit den Welfen, denen der Papſt einen Legaten mit einer Armee zu Hülfe geſchickt hatte, welche Mailand belagerte, wandte ſich an Ludwig als oberſten Herrn des Reichs und natürlichen Beſchützer der Gibellinen. Noch vom Nürnberger Reichstag aus hatte Ludwig den Grafen Berthold von Graisbach, den von Reuſſen, und den Herrn von Truhendingen, mit einigen hundert Reiſigen nach Italien geſendet, die bei ihrer Ankunft (April 1324) die päpſtlichen Truppen unter dem Cardinal Pojet überall als Sieger fanden, und ſie nach vorausgegangener Aufforderung von Mailand abzuziehen, die natürlich zurückgewieſen wurde, zur Aufhebung der Belagerung zwangen. Um aber den Vorwurf einen Ketzer zu begünſtigen, denn als einen ſolchen hatten die Päpſtlichen den Galeazzo bezeichnet, nicht auf ſich kommen zu laſſen, entſetzte Ludwig den Galeazzo ſeines Amtes, machte den Grafen von Reuſſen zum Statthalter von Mailand, gab auch dem Papſt hievon in der Erwartung, daß er ſeine Schritte billigen werde, Nachricht, und ſetzte ihm auseinander, daß er eine Stadt des Reichs nicht unter die Botmäßigkeit des Königs von Neapel dürfe kommen laſſen.

Aber das Verfahren der päpſtlichen Kurie mußte dem König Ludwig ganz unbekannt ſeyn, wenn er glauben konnte, durch ſolche Rechtfertigungen und Beweiſe laſſe ſich Etwas gewinnen. Galeazzo war nicht weil er glaubte oder nicht glaubte ein Häretiker, ſondern weil er nicht that wie der Papſt wollte; die Rechtgläubigkeit war blos ein Parteizeichen, das die päpſtlich Geſinnten mit nicht viel anderm Rechte ſich beilegten, als die verſchiedenen Nationen im dritten großen Kreuzzuge die verſchiedenfarbigen Kreuze. Daher machte auch der Bannſtrahl bei dem der Sache ſelbſt naheſtehenden Italiener keineswegs den Eindruck, wie dem entfernteren, tiefer und ernſterfaſſenden Deutſchen. Jenem war es blos eine andere Manier den Krieg anzuſagen, dieſem ein wahrer Angriff auf ſeine zeitliche und ewige Seligkeit. Zwar hatte der Bannfluch ſeit Heinrich's IV. Zeiten allerdings auch viel an ſeiner Bedeutung und Furchtbarkeit verloren, aber doch galt er den deutſchen Völkern immer noch als die höchſte irdiſche Strafe. Freilich glaubte Ludwig keineswegs ihn durch ſein Verfahren verwirkt zu haben, am allerwenigſten aber,

jetzt nicht blos ſeine königliche Würde, ſondern auch ſeine Erbländer, ſeine ſämmtlichen Lehen, abſprach, und ihm abermals einen peremptoriſchen Termin bis zum nächſten Oktober ſetzte, um ſich vor dem Papſte zu ſtellen und ſein weiteres Urtheil zu vernehmen. Auch die Anhänger des Königs, beſonders Marſilius und Jandunus, wurden mit dem Banne belegt, und allen Gläubigen der Verkehr mit ihnen bei gleicher Strafe unterſagt. Dann aber ſuchte auch König Robert ſich Roms zu bemächtigen, ſchickte ſeinen Sohn Johann Prinz von Morea mit einigem Kriegsvolk dorthin, weil aber, während dieſer zu Viterbo lag, fünf genueſiſche Galeeren auf Befehl Robert's die Tiber ſperrten, ſo daß kein Getreide nach Rom kommen konnte, wurde das Volk ganz wüthend und ſelbſt der (30. Aug.) von Florenz hineilende päpſtliche Legat konnte die Stimmung des Volks gegen die Neapolitaner und die vertriebenen Adeligen nicht umändern. Da bemächtigte ſich der Cardinallegat Orſini und Meſſere Napoleone Orſini, indem ſie in der Nacht (28. Sept.) die Mauer des Gartens von St. Peter in der leoniniſchen Stadt einreißen ließen, und mit 500 Reitern und eben ſo viel Fußvolk hineinzogen, dieſes Theils der Stadt und verbarrikadirten ſich gegen das Schloß St. Angelo. Aber in der Stadt wurde nicht wie ſie erwartet hatten ein Aufſtand zu ihren Gunſten gemacht; vielmehr wurde die Sturmglocke auf dem Capitol geläutet und nun die Barrikaden mit ſolcher Heftigkeit geſtürmt, daß die Neapolitaner nach einem ziemlichen Verluſt weichen mußten, das Quartier der Stadt um ihren Rückzug zu decken anzündeten, und an demſelben Tage mit Schmach und Verluſt wieder abzogen. Ein Verſuch den der Herzog von Calabrien machte die Stadt Lucca durch heimlichen Verrath der mächtigen Familie Quartigiani dem Caſtruccio zu entziehen, wurde ebenfalls vereitelt, Caſtruccio ließ (12. Juni) mehrere der Verräther hängen, jagte die andern aus der Stadt, und hielt auch einen von den Florentinern mit dem Herzog auf ihn gemachten Angriff in Lucca aus.

Indeſſen war auch der König Ludwig von Mailand (12. Aug.) weiter gegangen, nachdem er noch vorher die Hoffart, Verrätherei und Tücke des Galeazzo, der ihm die Auszahlung der zu Trident verſprochenen Summe verweigerte, und gegen den ſich viele Klagen erhoben, mit Entſetzung von ſeiner Würde und mit Gefangennehmung (6. Juli) geſtraft hatte, worüber er auf einem allgemeinen Parlament in dem Schloſſe Orzi im Gebiet von Breſcia ſich vor den übrigen Ghibellinen gerechtfertigt hatte; er hatte bei Cremona (23. Aug.)

ließen, ſo ſchloß er ſich nun enger an den Papſt an und unterſtützte den Plan, dem franzöſiſchen König auch die römiſche Kaiſerwürde zu übertragen. In dieſer ganz unvaterländiſchen Unternehmung ward Berthold Graf von Buchеck, Comthur des deutſchen Ordenshauſes in Coblenz, Bruder des Mainzer Erzbiſchofs, Retter der Ehre Deutſchlands, indem er auf dem zu Renſe mit den geiſtlichen Fürſten, den päpſtlichen Abgeordneten, dem Herzog Leopold, und den franzöſiſchen Geſandten, gehaltenen Convent gegen das Unwürdige dieſer Sache mit Feſtigkeit auftrat, was ihm ſpäter vom Papſt nicht unvergolten blieb. Daher kam zu der mit dem franzöſiſchen Könige verabredeten Unterredung zu Bar für Aube (1324 Juli) nur der Herzog Leopold, keiner aber der Fürſten. Da aber der Papſt in ſeinem Verfahren immer weiter gegangen war, ſo würde in den Augen Leopold's eine Ausſöhnung mit dem jetzt gerade wirklich mit dem Bann belegten Ludwig die ärgſte Sünde geweſen ſeyn. Ludwig's Proteſtation oder Appellation hatte nämlich, wie zu erwarten war, auf den Papſt gar keinen Eindruck gemacht; als ſeine Botſchafter ſie (1324 Jan. 2.) zu Avignon in der Audienz vorgeleſen und ſich eine ſechsmonatliche Friſt zur weitern Verantwortung ausgebeten hatten, erhielten ſie ſchon am 7. Januar die Antwort: es müſſe ſich der Papſt wundern, wie der Herzog Ludwig welcher früher ihm bisweilen unter andern Dingen auch verſprechen habe laſſen, daß er ihm gegen die der Kirche rebelliſchen Lombarden helfen wolle, ſo plötzlich ein anderer geworden ſey, indem er ſich zum Spott und Hohn der Kirche und des Papſtes einen römiſchen König nenne, da er doch nur ein Erwählter ſey, der erſt ſeine Beſtätigung vom Papſte zu erwarten habe, indem er dem Galeazzo Beiſtand geleiſtet und den Söhnen des Markgrafen von Eſte, Rainald und Obizzo, die Belehnung über Ferrara ertheilt, kurz ſich der Rechte des Reichs bedient habe, welche bei Erledigung deſſelben wie Recht und Gewohnheit beweiſe nur dem Papſte zuſtünden; wie denn Clemens IV. den König Karl und ſpäter Clemens V. den König Robert zu Reichsverweſern in Toſkana gemacht hätten. Eigentlich ſollte daher der Papſt den Geſandten gar keine Antwort geben; angeſehen jedoch Ludwig's früheren Gehorſam werde er zwar an dem ganz in der Ordnung gefaßten Prozeß nichts zurücknehmen, im Gegentheil ſolle Alles noch in ſeiner Kraft und Gültigkeit bleiben, jedoch wolle er ihm noch einen Termin von zwei Monaten ſetzen von heutigem Dato an, ohne ſich aber die Hände zu binden, nicht auch noch während dieſer Friſt wenn es zum Beſten

der Kirche ſey gegen ihn zu verfahren. Dieſe faſt höhniſche Antwort ſetzte Ludwig in nicht geringe Verlegenheit. Die Treue des Böhmenkönigs, der durch ſeine Verſchwägerung mit Frankreich auf dieſe Seite gezogen wurde, fing an verdächtig zu werden, Leopold's Thätigkeit und Kraft war furchtbar, und ohne eine weitere Vertheidigung zu führen, ließ Ludwig auch die dritte Bulle (23. März) über ſich ergehen. In dieſer wurde über Ludwig der Bann ausgeſprochen, dieſes allen Gläubigen angezeigt, und ihnen verboten mit ihm umzugehen. Wenn er jedoch binnen drei Monaten ſich aller Ausübung der königlichen Rechte enthalte und ſeine uſurpirten Rechte aufgebe, ſo werde er dadurch größeren Strafen entgehen. Hievon wurden alle Fürſten des Reiches ſowie alle chriſtlichen Häupter Europa's in Kenntniß geſetzt, dem König von Dänemark Chriſtoph insbeſondere aber gerathen, ſeine Tochter nicht mit Ludwig's Sohn zu verheirathen, indem derſelbe keine gültige Ehe mehr ſchließen könne. Wie die Viſconti ſo wurden nach drei Wochen auch die Grafen von Neuffen und Graisbach und Friedrich von Truhendingen gebannt, und alle ihre in der Lombardei vorgenommenen Handlungen für nichtig erklärt.

Ludwig befand ſich bei Empfang dieſer Bulle zu Frankfurt. Er hatte ſich (1324 Febr. 26.) zu Cöln mit Margaretha von Holland vermählt, und durch dieſe Verbindung ſeinem Hauſe große Vortheile für die Zukunft erworben. Es blieb ihm nun nichts übrig, als der Heftigkeit des Papſts auf gleiche Weiſe zu antworten. Hier kam ihm der Streit, in welchem Papſt Johann mit einer großen Gegenpartei über religiöſe Gegenſtände begriffen war, gut zu Statten. Schon bei Lebzeiten des Franziskus von Aſſiſi war über die Auslegung der Armuthsregel ein Streit entſtanden, der den Franziskaner-Orden in zwei Theile, der ſtrengeren Minoriten und der mildergeſinnten, theilte, jene hatten geradezu geleugnet, daß Chriſtus und die Apoſtel Eigenthum beſeſſen hätten, und indem ſie ihre vollſtändigen Nachahmer ſeyn wollten, geriethen ſie mit der von der Kirche ſelbſt unterſtützten größeren Anzahl in immer heftigeren Streit. Clemens V. hatte (1312) durch eine neue Auslegung der Regel helfen wollen, Johann XXII. trat nun mit Strafen und Verfolgungen gegen die ſeine Autorität hierin Zurückweiſenden auf. Er erließ eine eigene Verdammungsbulle, und entrüſtete den größeren Theil der Geiſtlichkeit; ſelbſt die Univerſitäten Paris und Bologna erklärten ſich gegen ihn. Die Grauſamkeit mit welcher Andersdenkende, ſowohl Mönche

ein stattlicher, kräftig blickender Mann, in blauen Augen und röthlich-blonden Haaren seinen deutschen Charakter sichtbar aussprechend, zum römischen Kaiser gekrönt, und fing nun an die ihm dadurch gewordenen Rechte auszuüben. Sein bisheriges Glück hatte allenthalben solchen Eindruck gemacht, daß er selbst das Königreich Neapel ohne großen Widerstand würde bezwungen haben.

Aber Ludwig hielt es für nothwendiger einen andern Gegner anzugreifen. Der Papst Johann ließ natürlich nicht nach, mit immer heftigeren Bullen gegen den neuen Kaiser, dessen glückliche Fortschritte in den Augen des Papstes eben so viel Verbrechen waren, loszudonnern und sowohl in Italien als auch in Deutschland Alles gegen ihn aufzureizen. Auch hatte wirklich sein Bemühen hie und da in Deutschland Anklang gefunden, und nur an der Festigkeit der Luxemburger Balduin und Johann, die treu an Ludwig hingen, war der Plan ein neues Reichsoberhaupt zu wählen gescheitert. Friedrich von Oesterreich aber war der Welthändel zu müde, als daß er Lust gehabt hätte, wieder auf den Kampfplatz zu treten. Indessen wenn auch keine augenblickliche Gefahr vorhanden war, so ließ sich doch nicht bürgen, daß nicht später doch noch einmal die Bemühungen des Papstes besseren Eingang finden möchten. Er beschloß ihn daher mit seinen eigenen Waffen anzugreifen. Weil dieses aber vorsichtig eingeleitet werden mußte, so ließ er zuerst (14. April) eine Satzung über die Verbrecher des Lasters der beleidigten kaiserlichen Majestät ablesen, hierauf (18. April) in einer noch feierlicheren Versammlung auf dem Platze vor der Peterskirche, während er selbst mit Scepter und Reichsapfel auf dem Throne saß und eine Menge Adel und Geistlichkeit ihn umgab, zwei Syndici von Rom, deren einer die Geistlichkeit, der andere das Volk vertrat, als Kläger gegen Johann XXII. wegen Ketzerei auftreten, und durch den Abt von Fulda den Antrag zu Absetzung des Jakob von Cahors, der sich Johann XXII. nenne, stellen. Da Niemand zu seiner Vertheidigung erschien, ließ der Kaiser das Absetzungsdekret verlesen, in welchem er nach Angabe der schon oben erwähnten Beschwerden für einen Ketzer erklärt und jedem verboten wurde ihn fernerhin als Papst anzuerkennen. Dann folgte (23. April) ein Gesetz, daß die Päpste sich forthin ohne Erlaubniß des Volks nicht über zwei Tagreisen weit von Rom entfernen dürften, widrigenfalls sie zurückzurufen und wenn sie nach dreimaliger Vorladung nicht erschienen, abzusetzen und an ihre Stelle ein anderer zu erwählen sey. Mit be-

Zwang gab zu vielen Aergernissen Anlaß. Der gleichzeitige Mönch Johann von Winterthur sagt: die Pfarrer, verblendet in ihrer Bosheit, unbekannt mit der Schrift, die Worte der Dekretale nicht verstehend, oder wenn sie sie verstanden, aus Neid und Bosheit den Sinn der Worte absichtlich verdrehend, donnerten alle Sonntage mit allen möglichen Schreckmissen und Drohungen, mit Bann und Interdikt, in den Kirchen, so daß gewissermaßen die Worte Jeremiä erfüllt wurden: Eine Stimme ist gehört worden in Rama, Weinen und Klagen; weil die Frauen laut über die an ihnen begangene Ungerechtigkeit klagten. Denn die Constitution redet nur von den Beghinen, die sich keiner Regel unterwerfen und über Trinität, göttliches Wesen, die kirchlichen Sakramente, verderbliche Irrthümer hegen. Aber auf diese Frauen die Dekretale anzuwenden, war ganz verkehrt. Auch kam nach einiger Zeit ein Befehl Johann's, der dieser Verfolgung ein Ende machte. Aber die Nachwirkung blieb, und manches Andere was von diesem Papst verlautete, wie er z. B. einen Bischof wegen fälschlichen Verdachts ihm nach dem Leben getrachtet zu haben hingerichtet hätte, wendete die allgemeine Stimme, wenigstens in Deutschland, entschieden gegen ihn.

Aber Ludwig war dennoch nicht im Stande diese Stimmung zu benützen. Mit dem Spätherbst (1324) lagerte er sich vor das österreichische Schloß Burgau, aber ohne wie die in seinem Heere befindlichen Augsburger riethen ernsthafte Maaßregeln zu gebrauchen, weder einen Sturm anzuordnen noch Feuer einzuwerfen, so daß die Städter um Weihnachten in ihre Heimath zogen, und der König nun mit weniger Mannschaft noch ausharrte, als auf einmal Leopold mit seinem Bruder Albrecht vom Bodensee herankam, und Ludwig nur durch eiligen Abzug (1325 Jan. 10.) einem Ueberfall und der Gefangenschaft entging. Bei diesem Unternehmen hatte er viel Geld und viele Leute eingebüßt, und befand sich nun überhaupt in einer sehr bedrängten Lage. Die eigenen Mittel des Landes waren erschöpft, Schulden bereits in Menge gemacht, die Reichseinkünfte schon auf Jahre hinaus verbraucht oder angewiesen, und der Beistand der Böhmen, der Luxemburger, der andern Fürsten, unzuverlässig und unbedeutend. Die Erwerbung Brandenburgs, das er seinem Sohn (1324) feierlich verliehen hatte, trug zunächst noch gar nicht zum Nutzen Bayerns bei, ja der Papst hetzte sogar den Polenkönig Wladislaw Loktiek, dem er dafür (1325) den Königstitel verlieh, gegen Brandenburg auf, und die wilden zum Theil heidnischen Völker dieses

Königs fielen auch wirklich in den nächſten Jahren in die Mark ein. Auch war Ludwig zwar ein tüchtiger, ehrenwerther Mann, aber fern von jenem unerſchütterlichen Muthe, der die Hohenſtaufen ausgezeichnet, fern von jenem hochfahrenden Streben, das ihn perſönlich groß und ehrfurchterregend gemacht hätte. So wie er nicht ſelbſt nach der Krone geſtrebt hatte, ſondern das Werkzeug der luxemburgiſchen Partei geweſen war, die ihn undankbar genug gerade jetzt im Stiche ließ, ſo war er auch in ſeinem Kampfe gegen ſeinen Gegner und gegen den Papſt nicht von einem ſteten gleichbleibenden Plan ſondern von den Einflüſſen des Augenblicks und von ſeiner Umgebung geleitet, und ſo ergriff er auch jetzt einen Ausweg, der mehr von ſeiner Herzensgüte als von ſeinem klaren Blick und feſten Charakter Zeugniß giebt.

Man hatte ihm gerathen, ſeinen gefangenen Gegner auf immer entweder durch Hinrichtung oder durch ewiges Gefängniß unſchädlich zu machen. Aber dieſen Ausweg verwarf er mit Unwillen und ließ mit Friedrich's Beichtvater dem Karthäuſer Prior Gottfried durch ſeinen Beichtvater Konrad Tattendorfer, Prior des Münchner Auguſtinerkloſters, unterhandeln, und ihm namentlich die Rathſchläge ihn umzubringen mitzutheilen. Friedrich, den ohnedies die lange Gefangenſchaft ſehr nachgiebig geſtimmt hatte, willigte ſogleich ein dem Reiche zu entſagen. Hierauf begab ſich Ludwig ſelbſt zu dem Gefangenen, der nicht wenig erſtaunt war, ſtatt des Todesboten den er erwartete ſeinen Vetter mit freundlicher Miene eintreten zu ſehen. Sie umarmten ſich, ſöhnten ſich aus, und beſprachen nun die Mittel der Ausgleichung. Gegen Entſagung der Königswürde und Anerkennung ſeiner Oberlehnsherrſchaft verſprach Ludwig ihn ſogleich in Freiheit zu ſetzen; Friedrich aber ſchwur ihm zu, gegen Jedermann, ſelbſt gegen den Papſt, ihm Beiſtand zu leiſten, und könne er ſein Wort nicht halten, wolle er bis künftigen Sonnenwendetag ſelbſt wieder in ſeine Haft zurückkehren. Dieſen Frieden beſchwuren die beiden Feinde (1325 März 13.) indem ſie in der Kapelle des Schloſſes Traußnitz die Meſſe anhörten und dann die Hoſtie miteinander theilten. Dann kehrte Friedrich in die Welt zurück, er ſelbſt gealtert und erblaßt, und nur noch ein Schatten des ſchönen Friedrich's der bei Ampfing um das Reich gefochten hatte.

Aber falſch hatte Ludwig gerechnet, wenn er glaubte, dadurch Friede mit dem Papſt zu bekommen. Zwar erfüllte Friedrich alle Punkte des Vertrages gewiſſenhaft, ſandte ſeine Tochter Eliſabeth

nach München um hier als die künftige Gemahlin Stephan's erzogen zu werden, und schrieb selbst an den Papst, um ihn von seiner Aussöhnung zu benachrichtigen und ihn günstig für Ludwig zu stimmen. Aber Johann's Absicht war gar nicht mit Ludwig je Frieden zu schließen; was ihm in Ludwig's zweitem Schreiben Schuld gegeben wurde, war die lautere Wahrheit. Eilig warnte er den Herzog Leopold, ja nicht mit Ludwig sich zu vertragen, und schrieb (4. Mai) an Friedrich selbst, ihm nicht nur alle gegen Ludwig eingegangene Verbindlichkeit abzunehmen, sondern ihm selbst bei Strafe des Banns zu verbieten sein gegebenes Wort zu halten und in die Haft des widerspenstigen und aus der Kirche gestoßenen Ludwig's zurückzukehren. Friedrich bewies aber in diesem Fall eine für jene Zeit ganz ungewöhnliche Rechtlichkeit. Sich seines Eides entbinden zu lassen war etwas so Gewöhnliches, daß Niemand auch nur daran gedacht haben würde, den Vorwurf der Wortbrüchigkeit darauf zu begründen. Und nun noch sogar die Drohung des Banns! Friedrich's Rechtlichkeit aber überwand all das; er kehrte schon nach einem kurzen Aufenthalt von Wien zurück und stellte sich noch vor Ablauf der Frist (Ende Juni) wieder in seine Haft. Tief gerührt empfing ihn Ludwig, und bot ihm an das Reich mit ihm zu theilen. Es war allgemein bekannt, daß die beiden Könige mit einander aßen, tranken, schliefen, und wirklich ein Herz und eine Seele waren. Lange wollte Papst Johann es nicht glauben, und erstaunte, ja entsetzte sich nicht wenig vor einer Treue, von der man in wälschen Landen keinen Begriff hatte. Die beiden Fürsten waren die drei Monate Juli, August, September, in München zusammen, und als Ludwig gegen die damals in die Mark einfallenden wilden Polen und Litthauer zu Felde ziehen wollte, hatte er vor, seinem Vetter Friedrich die Obhut Bayerns zu hinterlassen. Doch der schnelle Abzug dieser Barbaren hinderte daran.

Nun wurde eines der denkwürdigsten Werke vollendet. Es war den Oesterreichern endlich klar geworden, daß der Papst es mit ihnen eben so wenig als mit Friedrich redlich meine, auf die von Friedrich's Partei an ihn ergangene Aufforderung, das Recht Friedrich's zu bestätigen, hatte er sich ausweichend erklärt, und man sah mit ziemlicher Klarheit, daß er im Sinne habe, die Kaiserkrone auf Frankreich zu übertragen. Das brachte nun auch Friedrich's Brüder zum Nachgeben und so kam der merkwürdige Vertrag zur gemeinschaftlichen Regierung (1325 Sept. 5.) zu Stande, in welchem beide

Könige ſich zu ganz gleichen Rechten und gegenſeitigen Pflichten bekannten, und auf die beſtimmteſte Weiſe ihre Eintracht verſicherten und bekräftigten. Weil aber ein ſolcher Vertrag ohne die Zuſtimmung nicht blos der Kurfürſten, ſondern des ganzen Reiches noch keine Gültigkeit haben konnte, wurde er mit der größten Stille behandelt, und obgleich Friedrich ſofort und bis an ſeinen Tod ſich des königlichen Titels und der königlichen Rechte bediente, ward doch Jahrhundertlang gezweifelt, ob er in Wahrheit wäre abgeſchloſſen worden. So ſehr lag eine ſolche Handlung außer dem Bereich des Gewöhnlichen.

Was auch die weiteren Plane Ludwig's ſeyn mochten, ob er das Kaiſerthum in Italien, Friedrich hingegen das Königreich in Deutſchland behalten ſolle, dieſe alle ſo wie die Beantwortung der ſchwierigen Frage, wie man die Fürſten zur Einwilligung in den Vertrag der gemeinſchaftlichen Regierung werde bewegen können, erhielten durch ein plötzliches Ereigniß eine ganz andere Wendung. Friedrich's Bruder und rechter Arm, Herzog Leopold, ſtarb an einem hitzigen Fieber (1326 Febr. 27.) zu Straßburg, eben über neuen Fehden begriffen, und nun ging Friedrich in ſein Herzogthum zurück, fuhr zwar fort, den königlichen Titel zu führen, miſchte ſich aber nicht mehr in die gemeinſame Regierung des Reichs, die vielmehr von Ludwig ganz allein, als hätte es nie einen Münchner Vertrag vom 5. Sept. gegeben, geführt wurde. Er hielt daher ganz allein einen Reichstag (März) zu Speier, auf dem er einen Zug nach Italien um die Kaiſerkrone zu erlangen den Fürſten vorſchlug, von denen die geiſtlichen ihn auf die Unwahrſcheinlichkeit den Papſt zur Erlaubniß der Krönung zu vermögen aufmerkſam machten, aber des Königs Ueberzeugung, daß Johann gar nicht der ächte Papſt ſey, daß die Italiener der Ankunft der Deutſchen mit Sehnſucht entgegenſchauten, daß die greulichen Verheerungen, welche die vom Papſt aufgehetzten Polen und Littauer in Norddeutſchland verübt hätten, laut gegen den Papſt ſprächen, dann die Stimme der weltlichen Fürſten, ſelbſt König Johann's von Böhmen, behielt das Uebergewicht, und der Römerzug wurde auf das nächſte Jahr angeſagt: doch um den Papſt wenigſtens deßhalb zu begrüßen, wurde noch einmal eine Geſandtſchaft nach Avignon geſchickt, die aber von Johann eben ſo übel als die früheren empfangen worden ſeyn ſoll. Die Verwaltung des Reichs übergab der König für die Rhein- und Niederländer ſeinem Schwiegervater, dem Grafen Wilhelm von Holland, die von

Norddeutschland dem König Johann von Böhmen, für Bayern und Schwaben dem Grafen Berthold von Neuffen, der auch die Grafschaft Graisbach erhalten hatte. Von Friedrich war keine Rede; wohl sahen die beiden Könige einander noch zu Innsbruck, ehe Ludwig den Boden Italiens betrat, aber der Münchner Vertrag war aus Ludwig's Gedächtniß entschwunden, und mißvergnügt schied Friedrich von ihm. Zu Ludwig's Rechtfertigung oder Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß sich Friedrich wieder mit dem Papste in Verbindung gesetzt hatte, und er daher wohl Ursache hatte, auf Oesterreich mißtrauisch zu seyn. Freilich suchte er auch damals dem Heinrich von Kärnthen das Erbfolgerecht in weiblicher Linie in allen seinen Ländern zu ertheilen, was wiederum für die Oesterreicher sehr kränkend war.

Mit den ersten Tagen des nächsten Jahrs (1327) zog Ludwig von Innsbruck aus, von seinem Sohn dem Markgrafen von Brandenburg, seinem Neffen Rudolf und Ruprecht, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Landgrafen Ulrich von Elsaß, dem Grafen Ludwig von Teck, dem Grafen Berthold von Henneberg seinem Sekretär, und einigen andern Grafen und Rittern begleitet, mit nicht mehr als hundert Reisigen nach Italien und traf in Trident (12. Febr.) die Gibellinenhäupter, den Cane della Scala von Verona, Passarin de Bonacosis von Mantua, Rainald und Obizzo die Markgrafen von Este, die beiden Visconti Azzo und Marko von Mailand, Guido Bischof von Arezzo, die Bischöffe von Venedig und Castella nebst einigen andern Bischöffen und Prälaten, den Großmeister der deutschen Ritter, Gesandte von dem sicilischen König Friedrich und von Castruccio, Herrn von Lucca und Reichsverweser in Toskana. Hier wurde (16. Febr.) eine Art Parlament oder Concil gehalten, in welchem erstlich Ludwig versprach nach Rom zu ziehen, wofür ihm die Gibellinen, so wie er in Mailand wäre, 150,000 Goldgulden verhießen, die pisanischen Gesandten aber ihm Geld versprachen, wenn er nicht in Pisa einziehen würde. Darauf wurde durch sechzehn Artikel dargethan, daß Johann XXII. kein rechtmäßiger Papst sey, was die vielen anwesenden Geistlichen, sämmtlich der Ansicht, daß Christus kein Eigenthum gehabt habe, zugethan, auf alle Weise unterstützten, vielmehr wurde der Papst nur mit Spott der Priester Johann genannt, der Bannfluch über ihn ausgesprochen, und hierauf (13. März) der Zug mit großen Hoffnungen, aber ge-

stehen, daß er so handeln müsse, weil Philipp ihm habe drohen lassen, daß er ihn ärger als sein Vorfahr den Bonifacius VIII. behandeln werde. Als diese Botschaft nach Deutschland kam, ward Allen klar, was die Schuld an der bisherigen Verwirrung sey. Ludwig schrieb sofort einen Reichstag erst nach Köln dann nach Frankfurt (1338 Sommer) aus, auf dem er selbst den Fürsten alle seine Bemühungen darlegte, zum Beweis seiner Rechtgläubigkeit das Vaterunser, den englischen Gruß, und den Glauben, hersagte, und sie zu einer Erklärung aufforderte, wie die päpstlichen Verbote und Interdikte gegen ihn ferner anzusehen seyen. Die Stände antworteten einmüthig: der Kaiser habe allen Forderungen ein Genüge gethan; alle gegen ihn erlassenen Prozesse seyen ungültig; widerspenstige Geistliche seyen als öffentliche Ruhestörer zu behandeln; den Kurfürsten aber sey anheim zu stellen, was sie in Betreff der päpstlichen Behauptung, ohne päpstliche Bestätigung sey keine Wahl gültig, zu thun für gut befänden. Da begaben sich sämmtliche Kurfürsten, nur Johann von Böhmen der nicht zugegen war ausgenommen, nach Rense, und faßten hier, nachdem sie sich (15. Juli) untereinander eidlich verbunden hatten, dem römischen Reiche, als dem Regiment und Schutz der ganzen Christenheit, stets und gegen Jedermann, ohne Ausnahme, beizustehen, den Beschluß, daß derjenige, welcher bei Erledigung des Reichs von den Kurfürsten einstimmig oder von der Mehrheit gewählt würde, als römischer König von allen gehalten werden sollte; und daß er weder die Benennung noch die Genehmigung, Bestätigung, oder das Ansehen des apostolischen Stuhls zur Verwaltung des Reichs und Annahme des königlichen Titels nöthig habe, sondern von Rechts und Gerechtigkeits wegen auch ohne die Gunst des Papsts zur Regierung befugt sey. Dieser unter dem Namen des ersten Kurvereins gefaßte Beschluß wurde dann (8. Aug. 1338) von dem Kaiser und den übrigen Fürsten zu einem eigenen Reichsgesetz erhoben und diese Befreiung des römischen Reichs von der päpstlichen Abhängigkeit durch einen würdigen und mannhaften Entschluß der Fürsten ist das wichtige aus dem Streit Ludwig's mit dem Papste hervorgegangene Resultat.

XXIII. Städtebewegungen. Karl IV. Die goldene Bulle.

Spaltung im Reiche. Die Gewerbe gegen die Geschlechter. 1) Augsburg. 2) Speier. 3) Straßburg. 4) Regensburg. 5) Zürich. Bern gegen den Adel. Adel und Bürger in Florenz. Herzog Walter von Athen. Vernichtung des Adels in Florenz. Ludwig und die Kirche. Wahl Karl's von Mähren. Cola Rienzi, Tribun von Rom. Kaiser Ludwig stirbt. Karl von Böhmen. Versuche des bayrischen Hauses. Der falsche Waldemar. Aufruhr in Nürnberg. Günther von Schwarzburg. Ende des Aufruhrs in Nürnberg. Pest, Flagellanten, Judenmord. Reichskrieg gegen Zürich. Karl's Römerzug. Die goldene Bulle.

In der Erklärung des Kurvereins von Rense lag ein wichtiger Gedanke, der auf alle menschliche Dinge Einfluß zu haben nicht unterlassen konnte; es war ziemlich unverhüllt ausgesprochen, daß weltliche Dinge auf weltliche Weise geordnet werden müssen, und daß die bisher vom Papst ausgeübte Usurpation ihr Ende erreicht habe. Das Reich hatte sich von seiner Abhängigkeit losgerissen und wollte nun seinen eigenen Weg gehen. Wie das geschah wird die Folge lehren; daß aber ein ähnliches Streben nach unabhängiger, selbstständiger Individualisirung im Reiche selbst hervortrat, zieht nun zunächst die Betrachtung auf sich. Das Reich, dieses Gemisch römischen Kaiserthums und germanischen Lehenstaats, hatte in seinem Schooße die auf der Grundlage merkantilischer und technischer Interessen großgewordenen Städte aufgenommen, die dem kriegerischen Lehensadel sowohl als den nach landesherrlicher Gewalt trachtenden Fürsten theils im Wege standen, theils eine erwünschte Beute schienen und die nun ein wesentliches Moment des Reiches, man möchte fast sagen das Reich selbst, wurden. In keinem andern Lande als im Reiche deutscher Nation konnten die Städte eine so eigenthümliche Stellung erlangen; denn die italienischen Städte arbeiteten sich zu rein republikanischer Selbstständigkeit durch, wie Venedig, Genua, obgleich mit stärkerer oder schwächerer Festhaltung aristokratischer Verfassung, oder fielen einem Herrn anheim, wie Mailand den Visconti, Florenz endlich den Medici; in Frankreich und England blieben die Städte, wie ansehnlich auch ihre Privilegien seyn mochten,

ein stattlicher, kräftig blickender Mann, in blauen Augen und röthlich-blonden Haaren seinen deutschen Charakter sichtbar aussprechend, zum römischen Kaiser gekrönt, und fing nun an die ihm dadurch gewordenen Rechte auszuüben. Sein bisheriges Glück hatte allenthalben solchen Eindruck gemacht, daß er selbst das Königreich Neapel ohne großen Widerstand würde bezwungen haben.

Aber Ludwig hielt es für nothwendiger einen andern Gegner anzugreifen. Der Papst Johann ließ natürlich nicht nach, mit immer heftigeren Bullen gegen den neuen Kaiser, dessen glückliche Fortschritte in den Augen des Papstes eben so viel Verbrechen waren, loszudonnern und sowohl in Italien als auch in Deutschland Alles gegen ihn aufzureizen. Auch hatte wirklich sein Bemühen hie und da in Deutschland Anklang gefunden, und nur an der Festigkeit der Luxemburger Balduin und Johann, die treu an Ludwig hingen, war der Plan ein neues Reichsoberhaupt zu wählen gescheitert. Friedrich von Oesterreich aber war der Welthändel zu müde, als daß er Lust gehabt hätte, wieder auf den Kampfplatz zu treten. Indessen wenn auch keine augenblickliche Gefahr vorhanden war, so ließ sich doch nicht bürgen, daß nicht später doch noch einmal die Bemühungen des Papstes besseren Eingang finden möchten. Er beschloß ihn daher mit seinen eigenen Waffen anzugreifen. Weil dieses aber vorsichtig eingeleitet werden mußte, so ließ er zuerst (14. April) eine Satzung über die Verbrecher des Lasters der beleidigten kaiserlichen Majestät ablesen, hierauf (18. April) in einer noch feierlicheren Versammlung auf dem Platze vor der Peterskirche, während er selbst mit Scepter und Reichsapfel auf dem Throne saß und eine Menge Adel und Geistlichkeit ihn umgab, zwei Syndici von Rom, deren einer die Geistlichkeit, der andere das Volk vertrat, als Kläger gegen Johann XXII. wegen Ketzerei auftreten, und durch den Abt von Fulda den Antrag zu Absetzung des Jakob von Cahors, der sich Johann XXII. nenne, stellen. Da Niemand zu seiner Vertheidigung erschien, ließ der Kaiser das Absetzungsdekret verlesen, in welchem er nach Angabe der schon oben erwähnten Beschwerden für einen Ketzer erklärt und jedem verboten wurde ihn fernerhin als Papst anzuerkennen. Dann folgte (23. April) ein Gesetz, daß die Päpste sich forthin ohne Erlaubniß des Volks nicht über zwei Tagreisen weit von Rom entfernen dürften, widrigenfalls sie zurückzurufen und wenn sie nach dreimaliger Vorladung nicht erschienen, abzusetzen und an ihre Stelle ein anderer zu erwählen sey. Mit be-

angehörenden Sibot Stolzhirsch aus egoistischen Absichten der Versuch gemacht worden, die Alleinherrschaft der Geschlechter zu stürzen und dafür ein zünftisches Regiment einzuführen; der Rath hatte aber rechtzeitig davon Nachricht bekommen und den Versuch im ersten Entstehen unterdrückt, so daß erst später (1368) eine Regimentsänderung zu Stande kam. In Speier traf (1304) der Adel und die Geschlechter, welche zusammen die alten Bürger bildeten, auch häufig Münzer und Hausgenossen genannt werden, mit den ihnen entgegenstehenden Zünften, die ihre Freibürgerschaft bis auf das von Heinrich V. (1111) ihnen ertheilte Privilegium zurückführten, über die künftige Besetzung des Raths einen gütlichen Vergleich, so daß der Rath von nun an durch dreizehn Handwerker, eilf Hausgenossen und sonstige ehrbare Bürger, besetzt werden sollte. Allein diese Ordnung wurde nicht gehalten, die Geschlechter hatten über die Zünfte eben so gut Klagen zu führen, als diese über jene, und wollten sich endlich des Uebermuths derselben durch einen Gewaltstreich entledigen, und (1327 Okt. 23.) mit Hülfe des benachbarten Adels die Stadt überfallen, was aber mißlang. Hierauf entschied ein aus den Städten Mainz, Straßburg, Worms, Frankfurt, Oppenheim, aufgerufenes Schiedsgericht die Sache zu gütlicher Beilegung und zu Besetzung des Raths zu gleichen Theilen, worauf endlich die Hausgenossen (1349) ihr Recht, den halben Rath zu besetzen, aufgaben und als fünfzehnte Zunft sich den übrigen vierzehn Zünften anschlossen. Hier hatten die Zünfte einen völligen Sieg erfochten. In Straßburg begann die erste Opposition der Handwerker gegen die Geschlechter, als sie (1308) gegen den Schultheißen Klaus Zorn, der ihnen nach ihrer Meinung viel Verdruß gethan hatte, auszogen, aber geschlagen und ihre Hauptanführer in die Acht verurtheilt wurden. Nun bestand die Gewalt der Edeln so unerschüttert, daß kein Handwerker, der einem Edlen etwas gearbeitet hatte, anders zu seinem Gelde gelangen konnte, als indem er sich in den Dienst eines andern Edlen begab, dem er dann diente, wie der Bauer auf dem Dorfe seinem Herrn. Nur ausnahmsweise gab es auch einige, die ordentlich bezahlten und Keinem Gewalt anthaten. Da geschah es, daß — ganz wie in Florenz — die von Mülnheim und die Zorne, zwei Geschlechter, bei einem Tanz (1332) hart aneinander geriethen, von jenen zwei, von diesen sieben erschlagen wurden, worauf sich, da beide Parteien sich durch ihren Anhang auf dem Lande zu stärken suchten, Alles zu einem höchst bedenklichen Bürgerkrieg anließ. Da gingen

tei wurden immer lauter, Jakob Colonna, Stefano's Sohn, verkündigte laut das den meisten Einwohnern noch unbekannte Bannedikt und schlug es öffentlich an den Kirchthürrn an. Da beschloß Ludwig ohne längeren Aufschub so bald als möglich abzureisen. Dieß geschah (4. Aug.) unter dem Vorwand einer Jagd, aber der Abzug des ganzen kaiserlichen Hofes, aller Kriegsleute, endlich auch des Papstes Nikolaus, der sich in Rom nicht mehr sicher wußte, und seiner Cardinäle, sagte den Römern wohl wie sie es zu nehmen hätten. Laute Verwünschungen, Schimpfreden, sogar Steinwürfe verfolgten die Abziehenden, und schon vier Tage nachher zog der Cardinallegat mit den Neapolitanern in Rom ein. Alle Erinnerung an Ludwig's Aufenthalt wurde vernichtet und sogar die Leichen der in Rom gestorbenen Deutschen aus ihren Gräbern gerissen und in die Tiber geschleift.

Des Kaisers längerer Aufenthalt in Italien ist nun, da er rathlos nur nach jedem Mittel greift sich zu erhalten, ein trauriger Anblick. Gegen die Familie des seitdem (3. Sept.) verstorbenen Castruccio, der mit Verrath umgegangen war, oder vielmehr, der von der Kaiserschaft des deutschen Fremdlings nur zu seinem eigenen Besten Vortheil zu ziehen gesucht hatte, verfuhr er mit Strenge, zog ihr Vermögen ein, setzte Pisa wieder in Freiheit, wollte hier wo er den Winter zubrachte das Possenspiel mit seinem Papst Nikolaus weiter treiben, war nicht im Stande sein Kriegsvolk zu bezahlen, konnte daher keine Ordnung mehr unter ihnen halten, und verließ endlich (1329 März) Pisa wie Rom, nur daß er den Pisanern den Papst hinterließ. Nun ging es auf Mailand, welches Azzo Visconti ihm nicht öffnete und auch den Bürgern von Monza den Rath gab, ein Gleiches zu thun. Ludwig belagerte Mailand einige Wochen, stand aber gegen eine Summe Geld davon ab und ging (19. Juni) nach Pavia. Hier blieb er bis zu seiner Rückkehr nach Bayern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem nicht allmählig sondern plötzlich eintretenden Mißgeschick, das wenn man nicht andere Beweise hätte, beinahe das Resultat von gänzlicher Unfähigkeit und Untauglichkeit scheinen würde, nicht nur die Widerspenstigkeit der schlecht besoldeten Truppen, sondern auch Untreue und böser Wille in des Kaisers nächster Umgebung Schuld gewesen sey. Ludwig's eigener Neffe, der Pfalzgraf Ruprecht, fiel von ihm ab und ließ sich mit dem Papst in Unterhandlungen ein. Der Grund der Unzufriedenheit lag wohl darin, daß Ludwig immer noch das Erbe seines Bruders ver-

Konrad des Prunhofers eines angesehenen Bürgers, der damals im Rathe war, ein gewaltiger Auflauf von Seiten der Bürger und insbesondere der Handelsleute. Nun verbanden sich eine große Anzahl der angesehensten Bürger, an ihrer Spitze das reiche und mächtige Geschlecht der Auer, die seit einigen Jahren mit der Stadt nicht in gutem Vernehmen standen, um des gemeinen Besten willen vom Rath eine Rechnung zu fordern über der Stadt Gut, und verschrieben und verbanden sich mit allen Handwerken, es gehe wie es wolle bei einander zu bleiben und einander gegenseitig zu schirmen. Bald darauf als noch mehr Bürger dem Bund beigetreten waren, wurde außer andern die Einigkeit des Bunds zu erhalten bestimmten Artikeln namentlich auch ein von fünf Männern jährlich aus ihrer Mitte zu ernennendes Gericht festgesetzt, welchem sich alle Bundesgenossen unterwerfen und im nöthigen Fall von den übrigen Verbündeten mit Gewalt dazu angehalten werden sollten. Und es währte nicht lange, so wurde beschlossen, daß dieses Fünfergericht alle Feindschaft und allen Auflauf in der Stadt niederlegen sollte. Hiermit war der alte Rath völlig gestürzt, der Burgermeister Perthold Ergolspeck mußte Friedrich dem Auer von Prennberg weichen, und die Familie der Auer, die Kaufleute, und die Handwerker befanden sich nun im Besitze aller Gewalt. Die anfangs nur auf kurze Zeit beschlossene Verbindung wurde (1331) erneuert, man wirkte die kaiserliche Genehmigung der neuen Ordnung aus, und die bisherigen Gegner unter den Rathsmitgliedern und Edlen wurden so eingeschüchtert, daß sie sich alle der neuen Ordnung anschlossen, Friedrich Auer aber auch in den nächsten Jahren in seiner Burgermeisterwürde bestätigt wurde und mit immer größerer Gewalt herrschte. Nun, aber zu spät, sah die Gemeine, daß sie nur dem Ehrgeiz eines Einzigen zum Werkzeug gedient habe, und die Unzufriedenheit der Kaufleute und Handwerker, genährt von der Geistlichkeit, sprach sich immer lauter aus. Zwar ergriff der Rath kräftige Maaßregeln, um die Ruhe zu erhalten, während er zugleich den Unzufriedenen Zugeständnisse machte, so daß Gleichheit der Rechtspflege zugesichert, der Antrag auf Beschränkung des Burgermeisteramtes auf drei Jahre gemacht, über die Schatzsteuer (oder Losung) und deren Verwaltung Rechnung abgelegt wurde; allein der Unwille des Volkes ließ sich durch nichts mehr begütigen, die Auer entwichen (1334), um nicht ein Opfer der Volkswuth zu werden, aus der Stadt auf ihre ansehnlichen Besitzungen im Nordgau, von wo aus sie der Stadt noch lange fort Leides ge-

stehen, daß er so handeln müsse, weil Philipp ihm habe drohen lassen, daß er ihn ärger als sein Vorfahr den Bonifacius VIII. behandeln werde. Als diese Botschaft nach Deutschland kam, ward Allen klar, was die Schuld an der bisherigen Verwirrung sey. Ludwig schrieb sofort einen Reichstag erst nach Köln dann nach Frankfurt (1338 Sommer) aus, auf dem er selbst den Fürsten alle seine Bemühungen darlegte, zum Beweis seiner Rechtgläubigkeit das Vaterunser, den englischen Gruß, und den Glauben, hersagte, und sie zu einer Erklärung aufforderte, wie die päpstlichen Verbote und Interdikte gegen ihn ferner anzusehen seyen. Die Stände antworteten einmüthig: der Kaiser habe allen Forderungen ein Genüge gethan; alle gegen ihn erlassenen Prozesse seyen ungültig; widerspenstige Geistliche seyen als öffentliche Ruhestörer zu behandeln; den Kurfürsten aber sey anheim zu stellen, was sie in Betreff der päpstlichen Behauptung, ohne päpstliche Bestätigung sey keine Wahl gültig, zu thun für gut befänden. Da begaben sich sämmtliche Kurfürsten, nur Johann von Böhmen der nicht zugegen war ausgenommen, nach Rense, und faßten hier, nachdem sie sich (15. Juli) untereinander eidlich verbunden hatten, dem römischen Reiche, als dem Regiment und Schutz der ganzen Christenheit, stets und gegen Jedermann, ohne Ausnahme, beizustehen, den Beschluß, daß derjenige, welcher bei Erledigung des Reichs von den Kurfürsten einstimmig oder von der Mehrheit gewählt würde, als römischer König von allen gehalten werden sollte; und daß er weder die Benennung noch die Genehmigung, Bestätigung, oder das Ansehen des apostolischen Stuhls zur Verwaltung des Reichs und Annahme des königlichen Titels nöthig habe, sondern von Rechts und Gerechtigkeits wegen auch ohne die Gunst des Papsts zur Regierung befugt sey. Dieser unter dem Namen des ersten Kurvereins gefaßte Beschluß wurde dann (8. Aug. 1338) von dem Kaiser und den übrigen Fürsten zu einem eigenen Reichsgesetz erhoben und diese Befreiung des römischen Reichs von der päpstlichen Abhängigkeit durch einen würdigen und mannhaften Entschluß der Fürsten ist das wichtige aus dem Streit Ludwig's mit dem Papste hervorgegangene Resultat.

ſtellte, hatte nur dann Gültigkeit, wenn es von denen, die es betraf, anerkannt und befolgt wurde; eigenes Gewicht beſaß das Gebot des Kaiſers eben ſo wenig mehr als das des Papſtes. Als die Stadt Bern im Uechtland, welche ſich ebenfalls durch Ankauf von Reichspfandſchaften (Laupen, Hasli, und in der Stadt ſelbſt Zoll und Kowertſchenſteuer) im Innern und nach Außen unabhängig gemacht hatte, mit dem Kaiſer, theils weil er im Bann war, theils weil ſie die ſchlechte vom Grafen von Kiburg in des Kaiſers Namen geſchlagene Münze nicht nehmen wollte, zerfallen war; da ſammelte ſich der Adel von ganz Burgund, der kaiſerliche Vogt Graf Gerhard von Valangin an der Spitze, zum Zuge gegen Bern. An ſiebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert vollrüſtige Ritter, bei dreitauſend Mann zu Pferd, und über fünfzehntauſend Mann zu Fuß ſammelten ſich gegen Bern, das nur von den Waldſtätten neunhundert und von Solothurn achtzig Mann zu Hülfe erhielt. Dennoch erfocht mit dem nur gegen ſechstauſend Mann ſtarken berniſchen Heer Rudolf von Erlach, dem das Vertrauen der Berner den Oberbefehl gegeben hatte, den großen Sieg bei Laupen (1339 Juni 21.), durch den Bern gegen den Adel geſichert ward. Seine und der Städte Zug und Glarus geſchloſſene Verbindung mit den Eidgenoſſen erzeugte den erſten Krieg, durch welchen das Reich ſolch gefährliches Aufkommen demokratiſcher Gewalt dämpfen wollte.

Am deutlichſten war dieſer Zwieſpalt des Adels und des Bürgerthums in Florenz zum Vorſchein gekommen. Nachdem Heinrich's VII. und Ludwig's des Bayern Römerzüge ohne Nachtheil für die Welfen vorübergegangen waren, war, da auch die Macht des Caſtruccio mit ſeinem Tode vorüber war, in Italien einige Jahre lang Ruhe, außer in der Lombardei und wegen Lucca. In dieſe Zeit fällt auch die Errichtung mehrerer Gebäude in Florenz, z. B. des Thurms an St. Reparata, nach der Angabe des Giotto. Die einem Bardi und einem Frescobaldi aber aufgelegten ſchweren Geldbußen, überhaupt das willkürliche und von dem Zeitgenoſſen Villani ſelbſt als ſchlecht bezeichnete Regiment, das der Bürgerſtand ausübte, veranlaßte die beiden Familien zu einer Verſchwörung um (1340 Nov. 2.) die Häupter der Regierung zu morden und den Staat anders einzurichten. Aber der Schwager des Meſſere Andrea de' Bardi, dem dieſer den Plan mitgetheilt hatte, verrieth die Sache an die Prioren, welche ſogleich Sturm läuten und das Volk unter die Waffen rufen ließen. Die Verſchwornen, welche nun ſich verloren glaubten, waren

doch dem Willen des Königs in einer weit größern Ausdehnung unterthan als die deutſchen dem Kaiſer; auch in der Halbinſel konnten die den caſtiliſchen und aragoneſiſchen Städten gewährten Rechte nur als ein tranſitoriſcher Zuſtand angeſehen werden, zu dem noch die Noth auswärtiger Kriege zwang; aber die von den Städten in dem Mittelalter erworbene Stellung erhielt ſich weit über daſſelbe hinaus, und ſelbſt die Gegenwart der neueſten Zeit ſieht, wenn man auch nicht einmal nach der vom Mutterlande losgeriſſenen Eidgenoſſenſchaft hinüberblicken will, noch einige Reſte jenes wunderbaren, aus allen Elementen zuſammengeſetzten Gebäudes, in welchem Kaiſer, Fürſten weltlichen und geiſtlichen Standes, Adel, Ritterorden und Mönchsorden, endlich Städte, und hie und da ſelbſt einzelne freie Landleute, zu einem den Domen jener Zeit gleichen Ganzen vereinigt waren.

Nachdem in dem Interregnum ſich die ſtädtiſche Verfaſſung entwickelt hatte und im Ganzen darauf hinauslief, daß die innere Verwaltung einem von gewiſſen bevorzugten **Geſchlechtern** ausſchließlich gewählten Rath überlaſſen blieb, die eigentliche Rechtspflege von einem kaiſerlichen Beamten, der hie und da Schultheiß genannt und gewöhnlich aus den Miniſterialen, dem Reichsdienſtadel, genommen wurde, beſorgt, die übrigen kaiſerlichen Rechte, Münze, Zoll, u. ſ. w. aber an einzelne Geſchlechter oder die Stadt ſelbſt pfandweiſe übergegangen waren, ſo daß ſich der König oder Kaiſer mit der ihm jährlich insgeſammt gezahlten Steuer begnügte, welche zu beſtreiten der Rath den Bürgern wiederum eine Steuer, hie und da Loſung genannt, auflegte, ſo trat mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auch das Element des niedern Volkes, der **Handwerker**, mit ſeinen Anſprüchen auf Vertretung bei der Verwaltung der Stadt hervor und veranlaßte in allen bedeutenden Städten heftige Kämpfe, die nicht ohne Wirkung auf die geſammte Lage des Reichs blieben. Der Ausgang derſelben war natürlich ſehr verſchieden, doch erlangte im Allgemeinen das demokratiſche Element des Handwerkerſtandes einen größern Sieg als die ariſtokratiſche Partei. Die letztere, beſtehend aus Adel und ſchöffenbaren, ritterbürtigen Freien, wie in Zürich, in Straßburg, oder blos aus letzteren, wie in Nürnberg, ſuchte die alleinige Verwaltung der Städte zu behaupten, die Handwerker, welche in Zünfte vereinigt ebenfalls ihrer Kraft bewußt waren, ſie ihnen entweder ganz zu entreißen oder doch zur Theilung zu zwingen. So war in **Augsburg** ſchon 1368 durch den ſelbſt den Geſchlechtern

reichen Erfindungen die Bürger zu quälen, und Cerretieri Visdomini, um an ihnen Gerechtigkeit zu üben, ausgeliefert würden. Der Herzog aber wollte nichts davon hören. Da sammelten sich endlich die im Palast eingeschlossenen Burgunder und erklärten dem Herzog, ehe sie vor Hunger oder durch Martern umkommen möchten, würden sie lieber ihn selbst, geschweige denn die drei dem Volke ausliefern, und wie der Herzog diesen Ernst sah, gab er nach und so stießen denn Freitags den 1. August die Burgunder den sogenannten Conservator der Tyrannei und seinen Sohn aus dem Palast hinaus in die Hände des wüthenden Volkes, das erst den Sohn, dann ihn selbst in Stücke zerriß, diese auf Spießen und Schwerdtern in der Stadt herumtrug, ja einige zerfleischten in ihrer Wuth den Leichnam mit ihren Zähnen. Doch hatte man sich dabei so ersättigt, daß es dem Cerretieri, der nicht besser war, gelang, unverletzt davon und aus der Stadt zu kommen. Darauf ergab sich am nächsten Sonntag den 3. August der Herzog selbst, lieferte den Palast dem Bischof, den Vierzehn, den Sieneser, und dem Grafen Simon aus, ohne sich irgend etwas als persönliche Sicherheit für sich und seine Leute auszubedingen, die voll Angst sogleich die Stadt verließen. Allen seinen Rechten auf die Stadt, Grafschaft, u. s. w. entsagte er förmlich, begab sich jeder Rache, und versprach, so wie er in Freiheit wäre, Genugthuung und Ausgleichung. Aus Furcht vor der Wuth des Volkes hielt er sich mit seiner Dienerschaft noch ein Paar Tage bei Freunden versteckt und zog dann am Mittwoch in der Nacht vom sechsten August durch das Thor von St. Nikolo aus der Stadt, und begab sich über Bologna, Ferrara, und Venedig, zur See nach Apulien. So war Florenz dieser französischen Zwiegherrschaft losgeworden, deren Andenken nur durch einen an St. Anna hinfort hochgehaltenen Festtag erhalten wurde. Denn alle von dem Herzog Walter gegebenen Gesetze und Ordnungen, außer die Sühnen zwischen einzelnen Bürgern, wurden aufgehoben, und ein ruhiger Zustand der Dinge trat auf wenige Wochen ein.

Dieser Kampf gegen den Tyrannen war nur ein Zwischenspiel gewesen, das die streitenden Parteien zwar zur augenblicklichen Einstellung ihres Streits vermocht, aber den tiefer wurzelnden Haß gar nicht geschwächt hatte. Denn nun trat die alte Frage wieder hervor, welchen Antheil sollte der Adel an den Aemtern und Würden der Stadt bekommen. Durch den Einfluß des Bischofs und der übrigen, welche bisher am meisten zu sagen gehabt hatten, wurde es zu-

nun die ehrbaren Bürger und die Handwerksleute zu dem damaligen Städtemeister, und zu den andern, an welchen die Gewalt stund, sagten ihnen ihre Besorgniß und baten sie, einstweilen bis sie wieder mit einander versöhnet wären, ihnen die Schlüssel, Siegel, und Banner zu geben. Nun setzten die Bürger und Handwerksleute einen neuen Rath ein, in welchen, abweichend von der bisherigen Weise, Rathmannen aus ehrbaren Bürgern ohne Unterschied gewählt wurden. An der Spitze des neuen Rathes standen wie beim alten Rath vier Meister und ein Handwerkmeister, dieser als Haupt der Gewerke, und sein Eid sollte allen andern Eiden vorangehen. Durch mehrere zweckmäßige Einrichtungen, zu welchen besonders gehört, daß die vorher nicht zünftigen Gewerbe der Schiffleute, Kornkäufer, Seiler, Wagner, Kürschner u. a. zünftig, d. h. zu Handwerkern, gemacht wurden, erhielten sie die Ruhe der Stadt, untersuchten demnächst die Streitigkeiten der beiden Parteien, von denen viele der Stadt verwiesen wurden, und befestigten durch den Brief, nach dem alle Jahr geschworen werden sollte, im folgenden Jahr die neue Ordnung. Die Zahl der Meister wurde zwar wiederholt geändert, und einzelne gewaltige Tumulte brachen trotz aller wohlgemeinten Maaßregeln selbst unter der Volkspartei aus, doch neigte sich im Allgemeinen der größere Einfluß auf die Handwerker, die den Rath mit achtundzwanzig Mitgliedern besetzten, während die ehrbaren Bürger siebzehn, der Adel eilf Rathmannen stellte. Das Resultat war, daß nach vielen verübten Gewaltthätigkeiten, für welche nach Gebühr zu Recht zu stehen er sich weigerte, der Adel (1419) förmlich aus der Stadt entwich, und nun auf eine günstige Gelegenheit lauerte, seinen Haß gegen die Stadt zu kühlen. Eine solche schien sich bei dem Einfall der Armagnaken darzubieten. — Auch in Regensburg fiel eine Regimentsveränderung vor, die in ihrem ersten Anfang und letzten Ausgang zwar nicht vollkommen klar, übrigens aber ein recht deutlicher Beweis ist, welch ganz verschiedene Motive bei diesen in ihrem Resultat scheinbar so gleichen Ereignissen zum Grunde lagen. Hier waren die Einwohner ebenfalls theils Adel, theils dem Adel zunächststehende, schöffenbar freie Bürger, theils Handwerker, deren vornehmste Zunft die Kaufleute waren. Der jährlich gewählte Rath bestand aus sechzehn Rathmannen, denen ein ebenfalls auf Jahresfrist gewählter und wieder wählbarer Bürgermeister vorstand, einer der Rathmannen war Hausgraf oder Vorsteher der Kaufleute. Im Februar 1330 erhub sich es ist unbekannt wodurch gegen die Familie

zu den Adimari gehörten mit Pfeilen und Steinen an, und diese, von den andern abgeschnitten, ergaben sich, bekielten ihr Leben und ihre Häuser, rissen ihre Schlagbäume nieder, und pflanzten die Banner des Volkes auf ihre Häuser. Nach diesem Kampfe, bei dem es nur einige Verwundete gegeben hatte, ging es gegen die weniger bedeutenden Donati und Cavalcanti, die ohne Widerstand dem Beispiel ihrer Freunde folgten, so daß in kurzer Zeit in den ältern fünf Distrikten (Sesti) oder den Vierteln Santa Croce, Santa Maria Novella, und San Giovanni, alle Adeligen die Waffen niedergelegt hatten. Aber jenseit des Arno im Quartier Santo Spirito lagen die Häuser der Bardi, Rossi, Frescobaldi, Mannelli, Nerli, die wohl befestigt waren, und hier waren alle Brücken besetzt. Am Ponte Vecchio und Rubaconte war der Uebergang nicht zu erzwingen, dagegen vertrieben die Popolanen von Santo Spirito selbst die Nerli, denen die Hut des Ponte alla Carraja oblag, und herüberströmte nun die Masse des Volkes und warf sich auf die Frescobaldi, die bisher mit dem Volk glücklich gekämpft hatten, nun aber von der Menge überwältigt in ihre Häuser flohen, die Arme kreuzweise über einander legten, und um Gnade flehten, die ihnen auch gewährt wurde. Wie das die Rossi sahen, ergaben sie sich gleichfalls. Nur die Bardi ließen sich durch diese Beispiele noch nicht niederschlagen, sondern setzten, da sie zahlreich, wohl bewaffnet, und vortheilhaft gestellt waren, den Kampf herzhaft fort, bis sie durch einen Anfall im Rücken zum Weichen gebracht wurden, und da es nun dem Volke auch gelang, über den Ponte Vecchio zu dringen, so wurden sie ganz zersprengt, und zur Flucht in den Borgo San Niccolo genöthigt, wo sie von den Popolanen in Schutz genommen wurden. So retteten sie ihr Leben, aber ihre Häuser und Paläste von Santa Lucia bis an den Platz des Ponte Vecchio wurden erst geplündert und dann, gegen zweiundzwanzig an der Zahl, angezündet. So endete der Kampf des Volks gegen den Adel am Mittwoch den 24. September. Es waren wohl viele verwundet worden, doch Niemand von Bedeutung dabei umgekommen. Nachdem hierauf die Verfassung wieder geordnet worden war und nun das ganze Regiment unbestreitbar den einundzwanzig Zünften gehörte, wurde von den Gesandten von Siena und Perugia und dem Grafen Simon an das Volk zwei Bitten gestellt, die hatten Verordnungen, daß die Verwandten die Schuld des Uebelthäters mittragen müßten, aufzuheben, und gewisse adelige Geschlechter unter das Volk aufzunehmen. Diese wurden am 25. Oct. dahin gewährt, daß das Gesetz wodurch außer der

persönlichen Strafe des Adeligen, der sich an einem Popolanen vergriffen hätte, auch noch seine Verwandtschaft bis ins vierte Glied 3000 Lire, bis sie ihn der Gemeinde ausgeliefert hätten, bezahlen sollten, abgeschafft sey, die Manieri, Spini, Scali, Brunellecchi, Giandonati, Guidi, und andere Familien, gänzlich, andere nur zum Theil, viele sehr heruntergekommene, besonders von dem Landadel, in die Popolanen aufgenommen seyn sollten. Im Ganzen betrug ihre Zahl fünfhundert und dreißig, die aus den Reihen des Adels in die des Volks übertraten. Vielen Geschlechtern, die für das Wohl des Volks und die Freiheit der Stadt große Opfer gebracht hatten, wurde aus gewöhnlichem republikanischen Undank die Aufnahme versagt. Den andern war sie zwar gewährt, doch sollten sie für die ersten fünf Jahre von den Aemtern der Prioren, des Raths der Zwölf, der Bannerhauptleute, und der Hauptleute auf dem Lande, ausgeschlossen seyn, und wer in den ersten zehn Jahren an einem Popolanen sich absichtlich thätlich vergriffe, sollte auf immer unter die Adeligen verwiesen werden. So war die Adelskaste, einst die erste, nun die letzte geworden, sie standen an politischen Rechten einem römischen Proletarier gleich, und man darf wohl annehmen, daß auch nur ganz verrottete Geschlechter sich eine solche Stellung haben gefallen lassen.

Während nun hier ganz und gar die alte Ordnung der Dinge aufgelöst und umgestürzt wurde, hier an ein Einschreiten des Kaisers gar nicht mehr zu denken war, wurde auch der Bruch Ludwig's mit der Kirche immer unheilbarer. Durch den Renseer Kurverein war ein so wichtiger Schritt gethan worden, daß auf diese Grundlage weiter bauend schon damals das Reich sich von der Vormundschaft in der es stand losmachen konnte, wenn Ludwig nicht selbst fehlerhafte Schritte that. Aber das war sein Fall. Er hatte sich bereits durch die Leichtigkeit geschadet, mit der er vom Bündniß mit König Eduard abgegangen, sich sogar (1341) mit Frankreich gänzlich ausgesöhnt und verbündet hatte, und so als unzuverlässig und wankelmüthig gezeigt hatte. Seine Sucht sich zu bereichern hatte ihn auch veranlaßt nach dem Absterben seiner niederbayerischen Vettern (1341) ihr Land, auf das doch seine Neffen, die Fürsten von der Pfalz, gleiche Ansprüche hatten, für sich allein zu behalten, und diese dadurch schwer zu beleidigen. Am meisten aber fehlte er, als er ein Recht der Kirche, das seit Jahrhunderten nur von ihr ausgeübt worden war, für sich in Anspruch nahm, und dadurch auch der großen Menge es wahrscheinlich machte, daß er vom Papst mit

Recht als ein Häretiker gebannt sey. Margaretha, mit dem Beinamen Maultasch Gräfin von Tyrol lebte mit Johann Heinrich Sohn König Johann's von Böhmen in unbefriedigter Ehe und wollte geschieden seyn. Da ließ sich Ludwig überreden, der Kaiser besitze das Dispensationsrecht so gut als der Papst, und sprach die Scheidung und die Erlaubniß zu einer neuen Ehe aus, welche Margaretha sofort (1342 Febr.) mit des Kaisers ältestem Sohn Ludwig schloß. Unglücklicherweise starb bald darauf der Papst Benedikt XII., welcher doch immer noch möglichst glimpflich gegen den Kaiser gehandelt hatte, und als sein Nachfolger wurde (7. Mai) Clemens VI. gewählt, der schon früher dem luxemburgischen Hause sehr ergeben und gegen Ludwig mit Verachtung erfüllt gewesen war. Dieser gab den Gesandten Ludwig's, welche er ihn zu begrüßen und um Lossprechung anzugehen mit Ausgang des Jahrs abgeschickt hatte, nach dreimonatlichem Warten die unerwünschte Antwort, erst nach Niederlegung der Kaiserkrone und nach Herausgabe Tyrols sey an Unterhandlungen zu denken; in einer Bulle aber (12. April) wurde über Ludwig abermals und wegen der neuen begangenen Verbrechen nur desto heftiger der Bann ausgesprochen, und ihm eine Frist von drei Monaten gesetzt, wenn er nicht in noch größere Strafen verfallen wolle. Zugleich forderte Clemens die Kurfürsten auf, sie sollten Ludwig nicht mehr für einen Kaiser halten, sondern zu einer neuen Wahl schreiten, und da der Mainzer Erzbischof Heinrich ebenfalls mit der Kirche zerfallen war, so solle Balduin von Trier die Ausschreibung eines Wahltages bestimmen. Ludwig hierüber nicht weniger erzürnt als betroffen wandte sich an Philipp von Frankreich, um durch ihn einen Zugang beim Papste zu erhalten, und es gelang ihm auch auf diesem Wege vom Papste die Form zu erhalten, unter welcher er losgesprochen werden könnte. In diesem Formular bekannte er alle ihm Schuld gegebenen Irrgläubigkeiten und Vergehungen, entschuldigte sich und bereute, was ihm vorgehalten wurde, und erklärte sich zur Buße und Strafe bereit. Er wolle den kaiserlichen Titel, welchen er auf nichtige Weise empfangen, ablegen, Kirchengüter, wenn er sie widerrechtlich besitze, zurückgeben, frühere Verfügungen als ungerecht widerrufen, Italien nicht wieder betreten. Der heilige Vater möge ihn in den Stand vor Johann's XXII. ersten Prozeß versetzen und ihm die Bestätigung als römischem König ertheilen. Endlich unterwerfe er sich mit seiner Person ganz dem Willen des Papstes. Diese Artikel unterzeichnete er am 18. Sept. 1343.

nächſt dahin entſchieden, daß, nachdem ſtatt der bisherigen Eintheilung der Stadt in ſechs Sechſtel ſie in Viertel getheilt worden, aus jedem Viertel drei Prioren, und von dieſen immer einer aus dem Adel, gewählt, und dieſen ein Rath aus achten, zur Hälfte Popolanen, zur Hälfte Adel, beigegeben werden ſollten. Aber der Uebermuth der Großen und der Hochmuth der Popolanen, die keinen Vornehmeren neben ſich dulden wollten, vertrug ſich nicht lange, und das Volk ließ durch den Biſchof dem Adel den Vorſchlag machen, von dem Priorat, der Signoria, freiwillig zurückzutreten, allein dieſe wollten nichts davon hören und die Bardi insbeſondere riefen: Wir wollen ſehen, wer uns unſern Theil an der Signoria nehmen, und uns aus der Stadt verjagen will, die wir dem Herzog aus den Händen geriſſen haben. Die ſchlechte Rolle, die der Biſchof erſt als Verräther der Stadt an den Herzog, dann des Herzogs wieder an die Stadt, geſpielt hatte, empfahl ihn nicht ſonderlich zum Unterhändler. Allein das Volk griff zu den Waffen, und die adeligen Prioren mußten Montags am 22. September ſofort den Palaſt verlaſſen und ſich in ihre Wohnungen zurückziehen. Auch die vier adeligen Räthe mußten abdanken, und dieſen Rath conſtituirte das Volk nun aus zwölf Popolanen, und ſtellte auch die Bannerhauptleute des Volks vier von jedem Quartier wieder her. Natürlich ſtieg nun der Zorn des Adels aufs höchſte, während auch das Volk ſich eines Kampfes gewärtig hielt. Da erhub ſchon frühe am 24. September Meſſere Andrea delli Strozzi einen Aufſtand, um ſich mit Hülfe des Popolo minuto der Signoria zu bemächtigen. Allein die Entſchloſſenheit des Podeſta zerſprengte den Haufen des zuſammengelaufenen Geſindels in kurzer Zeit, Andrea ſelbſt wurde von ſeinen Verwandten und Freunden aus der Stadt geſchafft, und ſpäter als Rebell und Ruheſtörer an ſeinem Vermögen geſtraft und verbannt. Der Adel hatte den Tumult mit Freuden geſehen, hatte von ſeinen feſten Orten aus ebenfalls in den Ruf eingeſtimmt: es lebe das geringe Volk, nieder mit den Reichen und mit den Steuern! und hatte den Zuzug der Saneſen, welche der Gemeinde zu Hülfe zogen, zu hintertreiben geſucht, während auch ſie aus Piſa, aus der Lombardei und Romagna, bedeutende Hülfe erwarteten, mit der ſie am Donnerſtag den Kampf beginnen wollten, der für ſie, die im Beſitz aller Brücken waren, günſtig ausſah. Da brachen aber noch Nachmittags am 24. die Medici, Rondinelli, und andere Popolanen vom Quartier St. Giovanni los, und griffen die Paläſte und Thürme der Cavicciuli die

rischen Prinzen verpflanzten den wittelsbachischen Stamm in die Niederlande.

Um diese Zeit ließ (1345 Aug. 25.) Königin Johanna von Neapel, die ihrem Vater Robert auf dem Thron gefolgt war und sich mit ihrem Vetter Andreas von Ungarn, Sohn des Königs Karl Martell, vermählt hatte, ihren Gemahl durch einen ihrer Liebhaber erdrosseln, und König Ludwig von Ungarn, Bruder des Ermordeten, forderte den Papst auf, der Mörderin den Thron abzusprechen, und schickte sich an, als der Papst nicht gleich auf dieses Verlangen einging, selbst nach Italien zu gehen und die Königin zu stürzen. Zu dieser Unternehmung lud er den Kaiser ein. Ludwig ging sogleich auf dieses Anerbieten ein und ein zweiter Römerzug ward projectirt. Nun glaubte der Papst nicht länger säumen zu dürfen, und Ludwig's Absetzung auf alle Weise betreiben zu müssen. Das Uebergewicht im Reiche hatte Ludwig in der letzten Zeit hauptsächlich dem Mainzer Erzbischof Heinrich verdankt, der über seine Bestätigung noch mit dem Papst im Streit lag; dieser wurde nun für ungültig gewählt erklärt und Gerlach Graf von Nassau an seine Stelle ernannt. Auch der Erzbischof von Köln und Herzog Rudolf von Sachsen wurde durch große Geldsummen gewonnen. Darauf erschien am grünen Donnerstage (1346 April 13.) ein neuer ganz unerhörter Bannfluch, der mit wahrhaft Vernichtung schnaubender Wuth alles Unheil, was Himmel und Erde zu erzeugen vermögen, auf einen Mann herabrief, der nichts sehnlicher wünschte, als sich Bedingungen vorgelegt zu sehen, die was ihn anbetraf alles Mögliche enthalten mochten; er würde sie alle, ohne Rücksicht auf Ehre oder Schande, eingegangen haben. An die Fürsten aber erging die Aufforderung, nun ungesäumt zur Wahl zu schreiten, sonst würde der päpstliche Stuhl selbst eine Fürsorge treffen.

Nun begann der Papst mit Johann und Karl zu unterhandeln. Er legte ihnen alle die Punkte vor, die Ludwig in Folge des Frankfurter Beschlusses verworfen hatte; daß er auf die bisher angesprochene Herrschaft der Kaiser über den Kirchenstaat, die Legationen, Sicilien, Sardinien, Corsika, deren Oberherr der Papst sey, verzichten müsse; nach der Lombardei und Toskana nicht eher kommen wolle, als bis es der Papst erlaube; Rom nur am Krönungstage betreten und nach dem Vollzug der Krönung sogleich wieder abziehen; Heinrich's VII. Schenkungen und Versprechungen halten, aber seine und Ludwig's Verordnungen für nichtig erklären, endlich mit Ludwig

ganz brechen, ihn auf eigene Koſten bekriegen, und vom Papſte nie Erſatz dafür fordern wolle. Als Karl und ſein Vater das alles beſchworen, wurden durch eigene Schreiben (28. April) die Fürſten noch einmal zur Wahl, das ganze Reich aber zum Abfall von Ludwig aufgefordert. Jene ſchrieb auch der Erzbiſchof Gerlach auf den 11. Juli nach Renſe aus, und hier wurde durch die Stimmen von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, und Sachſen, weil das Reich erledigt ſey, Karl von Mähren zum römiſchen König gewählt, und auf den Königsſtuhl von Renſe, der den Altar des Frankfurter Doms vertreten mußte, gehoben. Das Reichspanier fiel dabei ins Waſſer und konnte nicht wieder herausgeholt werden. Alles weisſagte von dieſer neuen Regierung des Pfaffenkönigs Karl nichts als Unheil. Auch waren ſeine erſten Zeiten von anderm häuslichen Unglück begleitet. Von dem Rhein aus zog er mit ſeinem Vater dem franzöſiſchen König Philipp gegen England zu Hülfe, aber in der Niederlage von Creſſy (26. Aug.) wurde der blinde König Johann erſchlagen, Karl ſelbſt verwundet, und weder in Frankreich noch in Deutſchland ſchien ihm ein Stern des Glücks aufzugehen. Ludwig war in den Augen aller Deutſchen der rechtmäßigſte König.

Während ſo die Bemühungen des Papſtes nur ſchlechten Fortgang hatten, ſchien ſich in ſeiner eigenen von ihm freilich nur wenig beachteten Hauptſtadt ein aus der Erinnerung an die alte Römerfreiheit hervorgehender Sturm zu erheben, der die bedenklichſten Folgen haben konnte. Hier war Petrarca, der Freund der gibelliniſchen Colonna's, mit feierlichem Gepränge auf dem Capitol von Stephan Colonna zum Dichter gekrönt worden, und hier glaubte es Nikolaus Rienzi möglich die alte Zeit wieder zu erwecken. Dieſer Mann von geringer Geburt, aber großen Anlagen und einer guten auf die Schriften der Alten gegründeten Erziehung, war von der größten Begeiſterung für die alten Zeiten durchdrungen, lebte im Geiſte nur in der römiſchen Republik, und ſuchte bei ſeinen Landsleuten eine gleiche Geſinnung lebhaft hervorzurufen. Er war einer der dreizehn Abgeordneten, durch welche die Stadt Rom dem Papſt Clemens (1342) zu ſeiner Wahl Glück wünſchen und ihn bitten ließ wieder ſeinen Sitz in ihren Mauern zu nehmen. Das hervorſtechende Talent des Mannes bewog den Papſt, ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen und ihm die Stelle eines apoſtoliſchen Notars zu ertheilen, wodurch er einen täglichen Gehalt von fünf Goldgulden bezog und aus ſeiner vorher bedrängten Lage herausgeriſſen wurde. Nun noch

mehr so gestellt, daß er gewissermaßen ein Recht hatte an den Ereignissen des Staats Theil zu nehmen, verglich er die Verwirrung und Rechtlosigkeit der Gegenwart mit seinen Träumen, suchte durch Worte und Sinnbilder die Römer mit seinen Gedanken vertraut zu machen, belehrte sie in eigenen Vorlesungen über die frühere Größe der Stadt, und durfte selbst im Palaste der mächtigen Colonna's die Gesellschaft gleichsam zum Scherz mit seinen Vorträgen belustigen. Aber er hatte den Gedanken an die Herstellung eines sogenannten guten Zustands so fest erfaßt, daß er in ihm nicht eine bloße Chimäre war, sondern er darauf dachte, ihn zu verwirklichen. So berief er denn, nachdem er durch eine nächtliche Versammlung auf dem Aventin sich eines begeisterten Anhangs versichert hatte, gerade als Stephan Colonna und die meisten Adeligen sich außerhalb der Stadt befanden, durch Trompetenschall eine allgemeine Volksversammlung auf den andern Tag (19. Mai 1347) vor die St. Angelokirche, um den guten Zustand einzuführen. Am Morgen ließ er dreißig Messen lesen, ging dann in voller Rüstung aber mit bloßem Haupt, der päpstliche Vikar, Raimond Bischof von Orvieto, ihm zur Seite, begleitet von hundert Anhängern, unter dem Vortrag dreier großen mit Sinnbildern verzierten Fahnen, aus der Kirche hervor und in feierlicher Prozession auf das Capitol. Hier hielt er an das Volk eine Anrede, und trug demselben seine Vorschläge vor, durch welche hauptsächlich die Macht und Gewaltthat des Adels gebrochen werden sollte. Die Zustimmung zu Maaßregeln, die nur zweckmäßig waren, war allgemein, die wenigen in der Stadt anwesenden Edlen wußten nicht was sie thun sollten, so wurde ihm denn alle Gewalt zur Ausführung seiner Beschlüsse übertragen. Stephan Colonna kam eilig zurück, zerriß die von Rienzi ihm überschickte Weisung sich aus der Stadt zu entfernen, ward aber von der Volksmenge, die durch die Sturmglocke zusammengerufen wurde, genöthigt sein Heil in eiliger Flucht zu suchen; ihm folgten die übrigen Adeligen. Rienzi selbst und der Bischof Raimund wurden zu Tribunen ernannt, mit welchem Titel er die Vertheidigung des Volks, aber auch die höchste Gewalt verbunden glaubte. Die großen Barone, die Colonna, Ursini, Savelli, Frangipani, wurden für die Sicherheit der Landstraßen verantwortlich gemacht, für den Schutz der öffentlichen Ordnung wurde in den dreizehn Quartieren der Stadt eine stehende Armee gebildet, die Getreidezufuhr durch regelmäßige Havenschiffe gesichert, und die Einkünfte der päpstlichen Kammer zur Erhaltung dieser Einrichtungen

verwendet. Mit wirklich bewundernswürdigem Glück hatte Rienzi gleichsam in einem Nu eine Räuberhöhle in eine geordnete Stadt verwandelt, der geringste Frevel, er mochte begangen seyn von wem er wollte, ward unerbittlich gestraft, die besondern Freiheiten einzelner Häuser aufgehoben, und sogar ein Ursini wegen Räuberei gehängt. Dieses glückliche Fortschreiten auf seinem Wege, dem sich kein Kaiser kein Papst widersetzte, steigerte Rienzi's Phantasie noch weiter zu der Idee, Rom wie es vor Alters gewesen sey zur Hauptstadt eines großen Staats zu machen, und Boten wurden daher von ihm an alle Städte und Fürsten ausgesendet, die ganze Welt zur Anerkennung des guten Zustandes zu bewegen. Auch empfing er wirklich von Venedig, Florenz, Siena, Perugia, und andern kleinern Staaten, völlige Anerkennung, ja selbst Ludwig von Ungarn brachte den Mord seines Bruders durch die Königin Johanna vor seinen Richterstuhl. In Avignon war Alles in Verwunderung und Erstaunen, und Petrarca schmeichelte sich alles Ernstes, daß durch Rienzi das alte Rom in seiner Würde möchte wieder hergestellt und das abendländische Babac (Babel) vernichtet werden. Aber der Tribun, von seinem Glücke betäubt, verlor die Besonnenheit und Nüchternheit, die ihm ohnedieß nur in geringem Grad eigen war. Er legte sich die Titel eines Vertheidigers von Rom, Befreiers von Italien, Freunds der Menschheit, der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des Tribunus Augustus, bei, nahm äußeren Prunk an, ließ sich (1. Aug.) zum Ritter schlagen, lud den Papst und die beiden Könige Ludwig und Karl vor sich, nebst allen Kurfürsten, erklärte alle Städte Italiens für frei und gab ihnen Antheil an der nächstens zu haltenden Kaiserwahl. Sich selbst ließ er um die sieben Gaben des heiligen Geistes vorzustellen mit sieben Kronen von verschiedenem Metall krönen, und sein früher einfaches Privatleben nahm nun alle Ueppigkeit eines fürstlichen an, so wie er auch seine Familie aus ihrem Dunkel und ihrer Bedeutungslosigkeit herauszog und mit fürstlicher Huld überhäufte.

Aber zu empörend war den edlen Römern der Gedanke, daß ein Mann, dessen Träumereien ihnen vorher zur Belustigung und zum Spott gedient hatten, eine Herrschaft erlangt hatte, der sie selbst sich unterwerfen mußten, und rachebrütend verbanden sich die feindlichen Geschlechter Orsini und Colonna zum Sturz des Tribuns. Meuchelmord ward zuerst versucht, aber der Mörder ward ergriffen, auf der Folter zum Geständniß gezwungen, und den Großen nun eine neue Demüthigung bereitet. Rienzi ließ fünf von den Orsini und drei

Colonna unter verschiedenen Vorwänden auf das Capitol laden, hier aber sofort verhaften, das Volk durch die große Glocke berufen, und nun über die Verhafteten einen Hochverrathsprozeß eröffnen. Keine Hand, keine Stimme erhob sich zu ihrer Vertheidigung; sie wurden in einsame Kerker, daselbst die Nacht zuzubringen, abgeführt, und der hochgeachtete Freund Petrarka's, Stephan Colonna, bat dringend seine Wächter, ihn durch den Tod von dieser schmählichen Knechtschaft zu befreien. Am nächsten Tag schien ihr Ende beschlossen; ein Geistlicher nahm ihnen das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und auf dem Capitol war Alles zu ihrer Hinrichtung bereit. Da aber trat Rienzi selbst als ihr Anwalt auf, und in einer künstlichen Rede bat er das souveräne Volk ihnen zu verzeihen und verbürgte sich selbst für ihr künftiges gutes Benehmen. Die Gefangenen mußten versprechen mit allen ihren Kräften den guten Zustand fördern zu wollen, mußten einen Eid der Lehenstreue schwören, hierauf mit Rienzi das Abendmahl nehmen, und wurden zuletzt nicht nur in alle ihre Rechte und Würden wieder eingesetzt, sondern noch mit neuen Ehrentiteln besonders begnadigt. Allein der Grimm der Geschlechter war dadurch nur gesteigert. Nach einigen Wochen entwichen die Orsini und die Colonna aus Rom, und jene begannen nun aus Marino offenen Krieg gegen die Stadt. Schon waren auch die von Rienzi gegen sie geführten Schaaren von Marino zurückgeschlagen worden, und Rienzi's Ungeschicklichkeit als Feldherr lag am Tage, als die Colonna einen Angriff auf Rom selbst versuchten, in der Hoffnung mittelst geheimen Einverständnisses sich der Stadt zu bemächtigen, aber in einem heftigen Kampfe (November) von der Masse des römischen Volks besiegt, und viele von den Edlen, unter denen der ältere und jüngere Stephan Colonna war, erschlagen wurden. Das feige und rachsüchtige Benehmen Rienzi's, der die gefallenen Edlen mit verächtlichem Hohn behandelte, empörte selbst die Römer, und sein Untergang würde jetzt auch ohne die Bemühung des Adels nicht mehr fern gewesen seyn. In der Stadt selbst bildete sich eine Opposition gegen ihn, seine Kriegs- und Salzsteuer erbitterte das Volk, und nun trat auch die geistliche Macht gegen ihn auf. Clemens hatte einen Legaten, Bertrand de Deux, nach Italien geschickt, der anfangs mit Rienzi unterhandelt hatte, nun aber den Bann gegen ihn aussprach, ihn seines Tribunenamtes entsetzte, und als Rebellen, Kirchenräuber, und Häretiker erklärte. Der neapolitanische Graf Giovanni Pepino da Minorbini warf sich mit hundertundfünfzig Rei-

tern nach Rom, verbarrikadirte das Quartier der Colonna, und Rienzi nicht im Stande das Volk zu seiner Vertheidigung zu bewaffnen sah ein seine Macht sey zu Ende, legte weinend über die Undankbarkeit der Menschen seine Würde (15. Dec.) nieder, verließ den Palast, zog sich in die Engelsburg zurück, und entfloh von hier als Pilger verkleidet der Rache seiner Feinde. Die Lage Roms, das nun von dem Legaten nebst einem Colonna und Orsini, als Senatoren, verwaltet wurde, war zunächst nur verschlimmert, die alten Parteikämpfe der edlen Geschlechter brachen aufs neue aus, und die Römer sehnten sich nach dem guten Zustand des Tribunen zurück, der nun in abentheuerlicher Irrfahrt, geächtet und doch gefürchtet, einen Zufluchtsort suchte.

Um diese Zeit hatte auch Kaiser Ludwig, ohne von seinem Gegner Karl verdrängt worden zu seyn, ohne die Folgen des päpstlichen Fluches empfunden zu haben, ein plötzliches Ende gefunden, das die Weise der Zeit nicht ermangelte einer Vergiftung zuzuschreiben. Als er 1347 Okt. 11. nach dem Mittagessen von München aus sich auf die Jagd begeben hatte, sank er vom Schlage gerührt in der Nähe des Klosters Fürstenfeld vom Pferde und verschied in den Armen der Seinigen. Er war dreiundsechzig Jahre alt geworden, und hatte dreiunddreißig Jahre lang gegen die päpstliche Herrschaft nicht aus eignem Willen sondern durch die Hierarchie selbst gezwungen einen harten Kampf bestanden. Seine Regierung von Fehlern freizusprechen, wäre Thorheit; daß er gleich seinen Vorfahren und Zeitgenossen begierig war, die Macht seines Hauses zu vermehren, daß er ein ungeschickter Finanzmann war, und daß seine steten Geldnöthe ihn in eine Verlegenheit nach der andern führten, kann gar nicht geleugnet aber ihm auch nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden; am meisten fällt ihm die ungerechte Erwerbung Tyrols und die schmähliche Demüthigung, durch welche er in Avignon Ruhe zu erkaufen hoffte, zu Last; aber auch hier handelte er nur im Geiste seiner Zeit, der er freilich nicht gleich den Hohenstaufen vorausgeeilt war. Aber eben deßhalb war seine Regierung eine wirklich volksthümliche, d. h. Ludwig war, weil das Volk seinen Stand gegen den Papst recht wohl begriff und alle seine Leiden als eine Parteisache mit durchmachte, bei dem Volke beliebt, und die nun in Deutschland ausbrechenden Unruhen zeigten das deutlich. Am meisten hatte er für sein Land gethan, und das Haus Wittelsbach, das außer Bayern und Pfalz auch Brandenburg, Tyrol, und die Niederlande besaß,

Colonna unter verschiedenen Vorwänden auf das Capitol laden, hier aber sofort verhaften, das Volk durch die große Glocke berufen, und nun über die Verhafteten einen Hochverrathsprozeß eröffnen. Keine Hand, keine Stimme erhob sich zu ihrer Vertheidigung; sie wurden in einsame Kerker, daselbst die Nacht zuzubringen, abgeführt, und der hochgeachtete Freund Petrarka's, Stephan Colonna, bat dringend seine Wächter, ihn durch den Tod von dieser schmählichen Knechtschaft zu befreien. Am nächsten Tag schien ihr Ende beschlossen; ein Geistlicher nahm ihnen das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und auf dem Capitol war Alles zu ihrer Hinrichtung bereit. Da aber trat Rienzi selbst als ihr Anwalt auf, und in einer künstlichen Rede bat er das souveräne Volk ihnen zu verzeihen und verbürgte sich selbst für ihr künftiges gutes Benehmen. Die Gefangenen mußten versprechen mit allen ihren Kräften den guten Zustand fördern zu wollen, mußten einen Eid der Lehenstreue schwören, hierauf mit Rienzi das Abendmahl nehmen, und wurden zuletzt nicht nur in alle ihre Rechte und Würden wieder eingesetzt, sondern noch mit neuen Ehrentiteln besonders begnadigt. Allein der Grimm der Geschlechter war dadurch nur gesteigert. Nach einigen Wochen entwichen die Orsini und die Colonna aus Rom, und jene begannen nun aus Marino offenen Krieg gegen die Stadt. Schon waren auch die von Rienzi gegen sie geführten Schaaren von Marino zurückgeschlagen worden, und Rienzi's Ungeschicklichkeit als Feldherr lag am Tage, als die Colonna einen Angriff auf Rom selbst versuchten, in der Hoffnung mittelst geheimen Einverständnisses sich der Stadt zu bemächtigen, aber in einem heftigen Kampfe (November) von der Masse des römischen Volks besiegt, und viele von den Edlen, unter denen der ältere und jüngere Stephan Colonna war, erschlagen wurden. Das feige und rachsüchtige Benehmen Rienzi's, der die gefallenen Edlen mit verächtlichem Hohn behandelte, empörte selbst die Römer, und sein Untergang würde jetzt auch ohne die Bemühung des Adels nicht mehr fern gewesen seyn. In der Stadt selbst bildete sich eine Opposition gegen ihn, seine Kriegs- und Salzsteuer erbitterte das Volk, und nun trat auch die geistliche Macht gegen ihn auf. Clemens hatte einen Legaten, Bertrand de Deux, nach Italien geschickt, der anfangs mit Rienzi unterhandelt hatte, nun aber den Bann gegen ihn aussprach, ihn seines Tribunenamtes entsetzte, und als Rebellen, Kirchenräuber, und Häretiker erklärte. Der neapolitanische Graf Giovanni Pepino da Minorbini warf sich mit hunderstundfünfzig Rei-

tern nach Rom, verbarrikadirte das Quartier der Colonna, und Rienzi nicht im Stande das Volk zu seiner Vertheidigung zu bewaffnen sah ein seine Macht sey zu Ende, legte weinend über die Undankbarkeit der Menschen seine Würde (15. Dec.) nieder, verließ den Palast, zog sich in die Engelsburg zurück, und entfloh von hier als Pilger verkleidet der Rache seiner Feinde. Die Lage Roms, das nun von dem Legaten nebst einem Colonna und Orsini, als Senatoren, verwaltet wurde, war zunächst nur verschlimmert, die alten Parteikämpfe der edlen Geschlechter brachen aufs neue aus, und die Römer sehnten sich nach dem guten Zustand des Tribunen zurück, der nun in abentheuerlicher Irrfahrt, geächtet und doch gefürchtet, einen Zufluchtsort suchte.

Um diese Zeit hatte auch Kaiser Ludwig, ohne von seinem Gegner Karl verdrängt worden zu seyn, ohne die Folgen des päpstlichen Fluches empfunden zu haben, ein plötzliches Ende gefunden, das die Weise der Zeit nicht ermangelte einer Vergiftung zuzuschreiben. Als er 1347 Okt. 11. nach dem Mittagessen von München aus sich auf die Jagd begeben hatte, sank er vom Schlage gerührt in der Nähe des Klosters Fürstenfeld vom Pferde und verschied in den Armen der Seinigen. Er war dreiundsechzig Jahre alt geworden, und hatte dreiunddreißig Jahre lang gegen die päpstliche Herrschaft nicht aus eignem Willen sondern durch die Hierarchie selbst gezwungen einen harten Kampf bestanden. Seine Regierung von Fehlern freizusprechen, wäre Thorheit; daß er gleich seinen Vorfahren und Zeitgenossen begierig war, die Macht seines Hauses zu vermehren, daß er ein ungeschickter Finanzmann war, und daß seine steten Geldnöthe ihn in eine Verlegenheit nach der andern führten, kann gar nicht geleugnet aber ihm auch nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden; am meisten fällt ihm die ungerechte Erwerbung Tyrols und die schmähliche Demüthigung, durch welche er in Avignon Ruhe zu erkaufen hoffte, zu Last; aber auch hier handelte er nur im Geiste seiner Zeit, der er freilich nicht gleich den Hohenstaufen vorausgeeilt war. Aber eben deßhalb war seine Regierung eine wirklich volksthümliche, d. h. Ludwig war, weil das Volk seinen Stand gegen den Papst recht wohl begriff und alle seine Leiden als eine Parteisache mit durchmachte, bei dem Volke beliebt, und die nun in Deutschland ausbrechenden Unruhen zeigten das deutlich. Am meisten hatte er für sein Land gethan, und das Haus Wittelsbach, das außer Bayern und Pfalz auch Brandenburg, Tyrol, und die Niederlande besaß,

Speier kam und sich dem König zu Füßen warf. Vom Rhein kehrte Karl durch Schwaben und Franken, wo er zu Rothenburg einem Turnier unerkannt beiwohnte und vom Pferde geworfen wurde, nachdem er in Ulm die Huldigung von 24 Städten erhalten hatte, nach Böhmen zurück.

Indessen hatte die bayrische Partei, nachdem die mit den Pfälzern obwaltenden und die zwischen der Kaiserin Wittwe und ihren Söhnen bestandenen Zwistigkeiten beigelegt worden waren, gesucht, einen König gegen Karl aufzustellen. Von den Söhnen des Kaisers war keiner geeignet und geneigt, die schwierige Stelle zu übernehmen, man wandte sich daher nach Außen. Der bedeutendste Fürst der damaligen Zeit, um den die Siegskrone von Cressy schwebte, war König Eduard von England, an Ritterlichkeit und hohem Sinn keiner ihm zu vergleichen. Diesen hatte wirklich mit Anfang Jan. 1348 zu Oberlahnstein eine Anzahl Fürsten, theils persönlich, theils durch Abgeordnete erscheinend, gewählt, der Akt der Wahl wurde durch ein Schreiben, das mit den Siegeln von Mainz, Pfalz, Sachsen, und Brandenburg, versehen war, ihm zugeschickt, und eine förmliche Gesandtschaft, um seinen Willen einzuholen, an ihn abgeordnet. Auch war sowohl Eduard als auch sein tapferer Sohn der schwarze Prinz wirklich nicht abgeneigt, die noch immer höchste Würde der Christenheit auf England zu übertragen, allein nicht nur die Großen waren ganz und gar nicht damit zufrieden, sondern auch der eben in Frankreich neu ausbrechende Krieg ließ dem König keine Zeit, sich diesen seinem eigenen Volke unangenehmen Ideen hinzugeben, und da Karl ihm mit dem Anerbieten zu einem Bündniß entgegenkam, so ging er darauf ein, und sandte die an ihn gekommenen Wahlbriefe durch eine Gesandtschaft mit Dank für die Ehre wieder nach Deutschland zurück. Nun fiel der Gedanke der bayrischen Fürsten auf Ludwig's Schwiegersohn den Markgrafen Friedrich von Meißen, der aber in seiner eigenen Kränklichkeit genug Grund fand, die Wahl abzulehnen, wiewohl auch Karl ihn durch Geldsummen davon abgebracht hat.

Die Unzuverlässigkeit des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, des Haupts der bayrischen Partei, machte ihn zwar zu keinem sehr furchtbaren, aber doch zu einem sehr lästigen Gegner. War er auch zu bewegen, sich zu einer Vergleichshandlung (1348 Aug.) zu Passau einzufinden, so verließ er doch, durch Nachrichten über Karl's hinterlistiges Verfahren bewogen, eben so leicht wieder den Ort der Zusammenkunft, und gab durch die den böhmischen Fahnen zugefügte

rad von Berenwels mit dem Rathe der Stadt vor dem König und den Bischöffen erschien und also sprach und im Namen der Bürger zu Protokoll gab: Herr Bischof von Bamberg, wisset daß wir weder bekennen noch glauben wollen, daß unser Herr Ludwig weiland römischer Kaiser jemals ein Ketzer gewesen. Wen immer uns die Kurfürsten oder der mehrer Theil von ihnen zum römischen König oder Kaiser geben, den werden wir auch als solchen betrachten, obgleich er auch gar nicht nach dem Papst frage: auch werden wir nie etwas thun, was irgend wie gegen die Rechte des Reichs ist. Habt ihr aber Vollmacht vom Herrn Papst, daß ihr uns unsere Sünden erlassen wollt, so ist es uns recht. Drauf wandte er sich ans Volk und fragte: Gebt ihr mir und dem Konrad Mönch Vollmacht zu begehren, daß ihr von euren Sünden losgesprochen werdet? Als dieses geantwortet hatte, es sey ihnen recht, gingen sie zu dem päpstlichen Sekretär Johann de Pistorio und schwuren, wie verlangt war. So wurde durch eine geschickte Umgebung des Gebotes der kirchliche Friede wieder hergestellt, und die Stadt schwur nun auch dem König. Karl's Benehmen, weder wie er mit den Basler Frauen beim Tanz sich läppisch geberdete noch wie er an Weihnachten selbst mit entblößtem Schwerdt auf dem Altar das Evangelium las: und ein Befehl ging aus von Kaiser Augustus, trug hier so wenig als anderwärts zu seiner Beliebtheit bei; er hatte theils zu viel slavisches Blut, theils zu viel französische Manieren, um den Deutschen recht lieb wie ihrer Einer zu werden. In Speier und noch mehr in Worms sprach sich die Unzufriedenheit mit der päpstlichen Bulle noch stärker aus. Als sich die Geistlichkeit von dem Bamberger Bischof hatte lossprechen lassen, die Gemeinde aber noch zögerte, so geschah es, daß am andern Tag der Klerus den Gottesdienst zu halten sich weigerte. Da geschah ein gewaltiger Aufstand, und das Volk stürmte vor die königliche Herberge, wo der Bischof war; dieser aber voll Furcht sprach alle ohne Bedingung und ohne Eid los. Als aber Karl nach Mainz kam, erfuhr er daselbst, daß die bayrische Partei den König Eduard von England gewählt hätte, und mit großer Angst kehrte er über Worms nach Speier zurück. Da begegnete es ihm, daß ein Fleischer aus Worms den König, weil die Rechnung nicht bezahlt war, nicht wollte ziehen lassen, und Karl erst nachdem sich Bürgen für ihn gestellt hatten nach Speier abgehen konnte. Von hier aus that er den dreisten Menschen, der sich an der königlichen Majestät vergriffen hatte, in die Acht, verzieh ihm jedoch, als er selbst auch

beim Volke beliebt und der Böhme Karl als Ausländer und als Pfaffenkönig gehaßt. Als Karl zuerst im Spätjahr 1347 nach Nürnberg kam, hatte er durch Bestätigung der Privilegien sich sofort Einlaß verschafft; unzufrieden hiemit betrachteten die Handwerker die Politik der Geschlechter als Verrath und Falschheit, und diese Unzufriedenheit wurde durch die Abgeschlossenheit des Raths, der ganz ausschließlich durch die schöffenbaren Geschlechter besetzt ward, noch mehr gesteigert. Dem aus sechsundzwanzig Mitgliedern, die in Consules und Scabini getheilt wurden, jährlich an Ostern wechselnden Rath stand ein großer Rath von Genannten (Nominati) zu Seite, der aber ebenfalls zur größern Zahl aus den Geschlechtern genommen wurde, so daß die Handwerker gar keinen Theil an der Verwaltung hatten. Die kaiserlichen Rechte des Gerichts, des Zolls, und der Münze, so wie auch einige benachbarte Reichsdomänen, waren im Pfandbesitz des Konrad Groß, der Schultheiß war, die Rechte über den südlich und nördlich von der Stadt liegenden Wald besaß als erbliches Reichslehen die Familie der Waldstromer. Der Burggraf ließ die Bürger in ihrem Innern gewähren, gewisse Rechte, die ihm gebührten, erregten keinen Streit, die Stadt war zu ansehnlich, als daß sie von ihm hätte bewältigt werden können, und gegen Verpfändung war sie durch bestimmte Urkunden gesichert. Ob zur wirklichen Beschwerde des geringen Volkes ein wahrer Grund vorhanden gewesen, läßt sich gar nicht sagen; es liegt mit Gewißheit auch gar nichts vor, das uns berechtigte, dem Rath eine schlechte Verwaltung, nachlässige Rechtspflege, Veruntreuung des anvertrauten Gutes zu eigenem Vortheil, vorzuwerfen; Unzufriedene mag es wie in aller Welt gegeben haben, vielleicht auch hier und da einen wirklich ungerecht Behandelten, denn wer kann es allen Leuten zu Danke machen? und wer irrt nicht selbst mit dem besten Vorsatz? aber die von dem späten Berichterstatter Meisterlin nach mehr als hundert Jahren gegebene Erzählung kann gar keine historische Gültigkeit außer in den Punkten haben, wo sie mit andern besseren Zeugnissen zusammenstimmt. Ob die Handwerker von Ludwig noch in Zünfte, die ihre eigenen Trinkstuben hatten, seyen vereinigt worden, um sie dadurch für die Klosteuer willig zu stimmen, dabei findet sich eben so wenig etwas Gewisses, als darüber, ob die Geschlechter durch ihre Bereitwilligkeit den Böhmen Karl aufzunehmen einen Befehl auswirkten, durch den die eben entstandenen Trinkstuben seyen sofort wieder unterdrückt worden; es muß daher diese sowohl von Meisterlin als auch von

Johann Müllner dem verdienten Nürnberger Rathschreiber und Historiker angenommene Tradition ganz dahin gestellt bleiben. Dagegen dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, daß der Markgraf Ludwig die Stadt für sein Interesse bearbeiten ließ, daß, besonders wie einmal die Sache im Gange war, die Burggrafen nicht unterließen Oel ins Feuer zu gießen, um vielleicht im Trüben zu fischen, und daß der überall gährende Haß der Gewerke gegen die Geschlechter den lange ruhig erhaltenen Zustand der Stadt mit einemmal in die größte Verwirrung brachte. Schon in der ersten Woche des Junius müssen unruhige Bewegungen statt gefunden haben, die von Leuten der niedrigsten Klasse geleitet wurden, unter denen keiner als Person besonders bekannt ist und hervorleuchtet, und die Namen Geißbart, Haubenschmidt, Ungesalzen, Migkenmokel, Habersack, Pfannenschmidt u. s. w. die in dem Verhör, das mit dem Ofenwisch, der als Aufwiegler umherging, abgehalten wurde, und in dem Verzeichniß der im Okt. 1349 auf ewige Zeit dreißig Meilen weit bei dem Hals Verurtheilten vorkommen, so wie auch die Namen des Raths, die unter andern in einer Urkunde vom 21. Sept. 1349 enthalten sind, lassen nichts Bedeutendes ahnen. Ohngefähr um Sonnenwenden (24. Juni) scheint der Aufstand ausgebrochen zu seyn, indem die Verschwornen, hauptsächlich Schmiede, Schlosser, Schuster, aber auch einzelne von andern Handwerkern, unter Vortragung eines Banners durch die Stadt zogen und sich wahrscheinlich des neuerbauten, seit 1340 vollendeten Rathhauses bemächtigten. Von den Geschlechtern entfloh der größere Theil, nur einige jüngere Männer blieben in der Stadt, und wurden in den neuen Rath aufgenommen, wie Albrecht Ebner und Ulmann Stromer; andere von guten aber bisher nicht in den Rath gewählten Geschlechtern schlossen sich ihnen an, wie die Namen Schürstab, Maurer, Gärtner, vermuthen lassen, auch Franz Ungestüm gehörte einem achtbaren aber nicht rathsfähigen Geschlechte an. Der Schultheiß Konrad Groß entfloh und ein Edler, aus dem nahe begüterten Geschlecht der von Perg, trat an seine Stelle; überhaupt aber suchte man wie es scheint schon bald wieder einen geordneten Zustand herzustellen. Aber die Aufreizung der großen Menge, die sich nun goldene Tage träumte, mußte das Regiment im Innern sehr schwer machen; das auf die Stadt gelegte Interdikt vermehrte die innere Bedrängniß; und die auf ihre Güter oder zu dem befreundeten Adel auf dem Lande geflüchteten Geschlechter betrachteten die Stadt als eine feindliche und übten gegen die nach oder von Nürnberg Kommenden alle Re-

preſſalien. Um ihren Schritt zu rechtfertigen ſchrieben nun die neuen Rathsglieder ſchon am 30. Juli 1348 an die beiden Burggrafen Johann und Albrecht, ihnen vorſtellend, daß nur die äußerſte Noth ſie getrieben habe, die Waffen zu ergreifen, daß ſich der alte Rath, im Bewußtſeyn ſeiner Frevelthaten, ſelbſt aus der Stadt entfernt habe, daß ſie bäten, ſie einem wahren Kaiſer zu empfehlen und vor dem böhmiſchen Tyrannen zu bewahren. Die Noth, in welche ſie nun bald durch die Angriffe des Landadels, beſonders des Konrad von Heideck, verſetzt wurden, mag allerdings auf Handel und Gewerbe den nachtheiligſten Einfluß ausgeübt haben, und wahrſcheinlich war es die Wuth des Volkes über die verlaſſene Lage, die den Judenmord veranlaßte. Die ſeit der früheſten Zeit in Nürnberg anſäſſigen Juden beſaßen anſehnliche Reichthümer, Ludwig hatte ſie beſonders getreulich geſchützt, und es war ganz im Geiſte der Zeit, wenn nun am 5. Dec. 1348 die Juden überfallen und verbrannt wurden. Ganz ſo, obgleich nicht mit politiſchen Wirren zuſammenhängend, wurden auch in Augsburg am 21. Nov. und in Straßburg im folgenden Jahr am 9. Febr. die Juden verbrannt.

War auch die Hoffnung der Nürnberger, es werde der Markgraf Ludwig ſich ſelbſt zum König machen, nur ſchwach begründet, ſo mochten die Bayern doch noch einen Verſuch, dem Böhmen Karl die Krone zu entreißen. Unter den treuſten Anhängern Ludwig's war der Graf Günther von Schwarzburg, der erſt kürzlich für den Markgrafen tapfer gefochten hatte. Dieſer ließ ſich bereden, als Thronbewerber aufzutreten, wenn man vorher das Reich würde für erledigt erklären und ihm die Mehrzahl der Stimmen geben. So ſchrieb denn der ebenfalls nur erwählte Heinrich von Virneburg Erzbiſchof von Mainz einen Wahltag nach Frankfurt aus, der außer ihm noch von Pfalz, Brandenburg, und Sachſen Lauenburg beſucht wurde. Hier wurde das Reich für erledigt, die vier Kurfürſten für die rechtmäßigen erklärt, und Günther (30. Jan. 1349) zum römiſchen König gewählt. Die Frankfurter ließen ſich bereden, ihren alten Gebrauch dem neugewählten König ſechs Wochen und drei Tage lang ihre Stadt zu verſperren abzukürzen, und Günther wurde (6. Febr.) in der Bartholomäuskirche auf den Altar gehoben. Nun eilte Karl an den Rhein, um ihm mit ſeines Oheims Balduin Hülfe den Zug nach Aachen zu verſperren, und ſchrieb eine Verſammlung nach Caſſel, Mainz gegenüber, aus. Eben dorthin ſchrieb aber Günther ein Turnier aus, ſeinem Gegner zum Hohn. Im offenen Felde würde

Karl dem Kriegsmann wohl haben weichen müſſen, deßhalb ſchlug er einen friedlicheren Weg ein, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er war damals (ſeit 1348) Wittwer von Blanka von Frankreich, und hielt nun um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf an, die ihm (2. März) zugeſagt und dadurch die ganze pfälziſche Partei von Günther's Sache getrennt wurde. Freilich war der brandenburgiſche Ludwig immer noch ſein Gegner, aber dieſen ſchwankenden Menſchen hatte er wenig zu fürchten. Günther ſelbſt, von dem ſich die meiſten ſeiner bisherigen Freunde losmachten, ſchien zwar entſchloſſen nicht zu weichen, aber das ihm durch den Arzt Freidank zu Frankfurt beigebrachte Gift ſchwächte ſeine Kraft ſo, daß er ſelbſt ſeinen nahen Tod verherſah. Dennoch zog er gegen Karl, und ſiegte bei Eltvill in mehreren kleinen Gefechten über ihn. Immer hinfälliger aber werdend erkannte er die Unmöglichkeit eines fortgeſetzten Kampfes, und als auch Ludwig der Brandenburger anſtatt mit Truppen mit Friedensbedingungen bei ihm anlangte, da entſagte er (26. Mai) in einem Vertrage mit Karl gegen eine Abſtandsſumme von 20,000 Mark Silber der Krone, zog ſich nach Frankfurt zurück, legte dann (12. Juni) förmlich den königlichen Titel ab, und ſtarb ein Paar Tage nachher (14. Juni). Karl ließ ihm ein königliches Begräbniß halten und zog dann ſelbſt noch einmal nach Aachen, um ſich hier (25. Juli) krönen zu laſſen. Er war jetzt alleiniger König, auch Ludwig von Brandenburg hatte ſich mit ihm vertragen, die Reichsinſignien auszuliefern und den Weg durch Tyrol zum Römerzug zu eröffnen verſprochen. Dagegen zog Karl ſeine Hand von dem falſchen Waldemar ab, belehnte den Markgrafen Ludwig (1350 Febr. 16.) mit der Mark, der Pſeudo-Waldemar wurde förmlich für einen Betrüger erklärt, und die Märker aufgefordert ſich ihrem rechtmäßigen Herrn Ludwig und ſeinen Brüdern Ludwig und Otto zu unterwerfen. Der ältere Ludwig trat (1351) die Mark gänzlich an dieſe ab, worauf endlich (1355) auch Waldemar, nachdem er ſich bisher immer noch gehalten hatte, den Kampf aufgab, und bei ſeinen angeblichen Vettern, den anhaltiſchen Fürſten, bis an ſeinen Tod (1356) noch das Schauſpiel eines reſignirenden Fürſten fortſpielte. Ob er ein Betrüger geweſen, kann, obgleich die größere Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, doch nicht mit unumſtößlicher Gewißheit geſagt werden; wenigſtens iſt es höchſt auffallend, daß ein Mann ſchon vorgerückten Alters zu einer ſo ſchwierigen und geſchickt durchgeführten Rolle ſich vermocht hätte;

war er aber ein Betrüger, so dürfte wohl Karl von Theilnahme an diesem Unternehmen freigesprochen werden, und eher die anhaltischen Fürsten, welche sich des Waldemar's bis an sein Ende annahmen, um durch die Mitbelehnung in den Besitz des Landes zu kommen, der Verdacht treffen.

Wie mit dem Tode Günther's der ganze Kampf zu Ende war, so hörte auch in Nürnberg der Aufstand sofort auf. Die entflohenen Bürger waren zu Karl geeilt, und hatten sich seines Beistandes versichert, den er ihnen auch (26. Juni) zusagte, und alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Diener seines Reichs gegen die zu Nürnberg befindlichen Frevler aufbot. Ludwig der Brandenburger hatte sich der Stadt doch auch angenommen, und Karl erklärte (13. Juli), daß auf seine Fürbitte denen von Nürnberg sollte verziehen seyn, alle Vertriebenen wieder in ihre Rechte und Würden eingesetzt werden, und keine Zunft bleiben sollte, die nicht vor dem Tag an welchem sie dem Reich sey entfremdet worden schon gewesen wäre. Von Aachen und dem Rhein aus zog dann Karl mit starker Begleitung, die einem Heere gleich kam, gegen die Stadt und lagerte sich eine Stunde ostwärts bei Mögeldorf, während im Innern der Stadt die größte Verzweiflung herrschte. Von dem König sowohl als von den mit ihm zurückkehrenden Vertriebenen durften die Aufrührer keine Gnade erwarten, an Widerstand war nicht zu denken; da borgten sie von einem Schlosser Konrad dem Lodner die kleine Summe von vierzig Pfd., um sie dem König zu schenken, und stellten ihm (21. Sept.) einen weitläuftigen von allen Burgermeistern unterschriebenen Schuldschein aus. Mit diesem Geschenk und demüthiger Unterwerfung hofften sie Gnade zu erkaufen; die schwerer Betheiligten von ihnen entwichen aber freiwillig aus der Stadt und erwarteten nicht ihr Urtheil. Als aber Karl den alten Rath wieder hergestellt, und (2. Okt.) Alles was die Aufrührer gethan für ungültig erklärt, den Bürgern aber volle Macht gegeben hatte, die Theilnehmer des Auflaufs an Leib und Leben zu strafen, wurde schon am nächsten Tage von Konrad Stromer und Georg Vorchtel mit Verurtheilung zu lebenslänglicher Verbannung bei Todesstrafe der Anfang gemacht, und über hundert noch im Oktober so theils in Abwesenheit verurtheilt, theils auch hingerichtet; und noch bis weit in das folgende Jahr währten diese Verurtheilungen, wozu Strafen von geringerer Härte und Maaßregeln kamen, die das Tragen der Waffen und das Ausgeben nach der Feuerglocke den Handwerksleuten

oder denen, die nicht Bürgerrecht hatten, bei Geld- oder Gefängnißſtrafe unterſagten. Die von den Burggrafen auf die Stadt gerichtete Spekulation wurde durch Karl's ausdrückliche Erklärung vereitelt, und ſo war in Nürnberg die Ariſtokratie der Geſchlechter wieder völlig hergeſtellt worden. Der erſt ſpäter an acht Zünfte gegebene Antheil an der Regierung durch Erwählung von ſogenannten Alten Genannten, war ganz unweſentlich und diente mehr zur Befeſtigung der Geſchlechterherrſchaft als zur Beförderung demokratiſcher Richtung.

Als Karl nach Aachen zur Krönung zog, war die Stadt ſo erfüllt von den Flagellanten oder Geißlern, daß er in der Vorſtadt verziehen mußte, bis Raum geworden war. Dieſe zuerſt in den fürchterlichen Bürgerkriegen Italiens (1261) zum Vorſchein gekommene Bußübung, zu der ſich ein Jeder der dazu trat auf dreiunddreißig Tage verpflichten mußte, hatte ihren Grund in der furchtbaren Peſt, die aus dem Morgenlande kommend ſich von Italien, wo ſie beſonders in Florenz eine große Verwüſtung anrichtete, auch gegen Norden wendete und nur wenige Länder verſchont ließ. Da alle göttliche und menſchliche Mittel gar nichts halfen, betrachtete man dieſe Seuche als einen von Gott geſendeten Aufruf zu ungewöhnlicher Buße der Sünden, und ſo entſtand die ſonderbare Sekte der Flagellanten oder Geißelbrüder, die anfangs einen großen Zulauf hatten, dann aber, als ſie nicht ſowohl den guten Sitten als vielmehr der Rechtgläubigkeit gefährlich zu werden anfingen, durch Papſt Clemens VI. (1349 Okt. 20.) als ketzeriſch verboten und durch die Obrigkeit überall gewaltſam unterdrückt wurden. Andere ſahen in dieſer Seuche ein Werk der jüdiſchen Bosheit, der man Schuld gab, die Brunnen vergiftet zu haben, und ſo brach auch eine furchtbare ſchonungsloſe Judenverfolgung aus, bei der ſich Fanatismus und Raubſucht auf das Innigſte vermählten. Zu dieſen Schreckniſſen des Lebens kam noch ein gewaltiges Erdbeben, das über einen großen Theil Europa's ging, und ungeheure die Luft verfinſternde und Felder und Wieſen zerfreſſende Heuſchreckenſchwärme. Als aber die Geißelfahrt und die 1350 zum Jubiläum nach Rom gerichtete Wallfahrt, das große Sterben, und die Judenſchlacht ein Ende hatte, da fing die Welt an wieder zu grünen, zu leben, und fröhlich zu werden. Gleich als wäre nichts geſchehen, ergab man ſich einem heiteren, luſtigen Daſeyn, und die damaligen Erzähler berichten von einem ſo häufigen, raſchen, und koſtſpieligen Modewechſel, daß nach den

Worten der Limburger Chronik wer gestern noch ein Schneider war, heute nicht eine Fliege mehr taugte.

Karl's erste öffentliche Aufgabe war das im Großen zu bekämpfen, was im Kleinen in Nürnberg ihm gelungen war. Da die Züricher durch die Züchtigung der Habsburger Grafen den Zorn des Hauses Oesterreich auf sich geladen hatten, waren sie zur Eidgenossenschaft getreten; bald darauf hatte auch Glarus, das von Oesterreich zum Krieg gegen Zürich aufgeboten worden war und über die Behandlung von dem österreichischen Landvogt zu Näfels und andere Unbilden zu klagen hatte, sich (1352) denselben angeschlossen. Zug, bisher auch österreichisch, hatte ein Gleiches gethan, so daß der Herzog Albrecht, obgleich ihm seine Rechte vorbehalten worden waren, doch beschloß, sie zu züchtigen, und deßhalb den wichtigsten Ort Zürich belagerte, aber bald durch des Markgrafen Ludwig Vermittlung gegen das Versprechen wieder abzog, die Eidgenossen wollten keine österreichischen Leute mehr in ihren Bund aufnehmen. Da trat auch Bern (1353) in den Bund. Der Herzog aber war nun der Meinung, Zug und Glarus solle von den Eidgenossen lassen, und als diese sich weigerten, so brachte er die Sache an den Kaiser. Der befahl ihnen erst den Rücktritt, insbesondere den Zürichern, weil ihnen ohne seine Erlaubniß nicht zustehe sich zu verbinden, und da sie erklärten, ihren Schwur halten zu wollen, ließ er ihnen (1354 Juli) Reichskrieg ansagen. Der Zug, von Oesterreich mit großer Macht und vielen Freunden unternommen, auch vom Kaiser mit vielem Volke, ging gegen Zürich. An 40,000 Knechte zu Roß und Fuß, an 4000 Ritter lagerten vor der Stadt; ein großes Heer, aber nicht einig unter sich und besonders durch Abneigung gegen Oesterreich unkräftig. Da erhob sich auf einmal auf einem hohen Thurm der Stadt der Adler des Reichs im goldnen Felde, als Zeichen, daß Zürich nicht daran gedacht hatte von seiner Treue am Reiche zu weichen. Bei diesem Anblick wurde die ohnedies den Zürichern und den Eidgenossen gewogene Stimmung der Meisten laut, und Karl erklärte, es sey nicht recht, gegen den Willen der meisten Stände eine Stadt des Reichs mit Krieg zu überziehen; da die Meisten den Vorbehalt der ewigen Bünde gut zu heißen schienen, so bleibe ihm nichts übrig, als dieses auszusprechen. Das gab die Losung zum Abzug. Das Reichsheer entritte, gleichsam in Flucht, die Oesterreicher setzten die Fehde matt und schläfrig fort. Karls Versuche, die Eidgenossenschaft durch

List zu trennen, mißlangen. Die noch jugendliche Eidgenossenschaft hatte ohne Schlacht einen großen Sieg gewonnen.

Dennoch gedachte Karl den Plan, das Reich in Einheit zu erhalten, auf einem andern Wege durchzusetzen. Vorerst schien es ihm nothwendig sich des römischen Kaisertitels zu versichern. Clemens VI. hatte bis an seinen Tod (1352 Dec. 6.) die Erlaubniß zum Römerzuge, die ohnedies sehr beschränkt war, zu geben verweigert; erst Innocenz VI. gab sie, schickte aber auch den gewandten Spanier Egidio Albornoz als Cardinallegaten nach Rom, um hier die päpstliche Herrschaft wieder herzustellen. Im Gefolge des Cardinals war auch Rienzi, der nach mancherlei Abentheuern endlich nach Avignon gekommen war, und den Innocenz für eine geeignete Person hielt, um das päpstliche Ansehen zu befestigen. Rienzi erhielt den Rang eines Senators, machte sich aber so verächtlich und verhaßt, daß er (1354) in einem Aufstande erschlagen wurde. Um dieselbe Zeit machte sich Karl mit einem blos friedlichen Gefolge, weder mit Ludwig noch mit Heinrich zu vergleichen, nach Italien auf, zog, von den Visconti's ehrfurchtsvoll und mit Geschenken empfangen, in Mailand ein, wo er (6. Jan.) die lombardische Krone empfing, ging dann über Pisa und Siena nach Rom, besuchte am grünen Donnerstag (2. April) als Pilger die heiligen Oerter und die alten Denkmale, verweilte bis zum Osterabend, hielt dann am Ostertag seinen feierlichen Einzug (5. April), wurde durch den Cardinal Bertrand von Ostia nebst seiner Gemahlin gekrönt, und verließ noch an demselben Tage die Stadt, trotz der Bitten der Römer, die Herrschaft über die Stadt zu übernehmen oder ihnen ihre alte Freiheit wiederzugeben. Ruhmlos und ungeehrt eilte er durch Toscana und die Lombardei zurück, nur Geld, einen Titel, und noch größere Verachtung der Italiener gegen die Deutschen mit nach Hause bringend.

Hier sollte nun Hand an das große Werk gelegt werden, das in sich zerrissene Reich durch ein künstliches Mittel wieder zu vereinigen, oder seinen gegenwärtigen Bestand zu befestigen. Es war allerdings viel zu thun; die Städte, der Adel, die Fürsten, alle standen einander feindlich und mißtrauisch entgegen und es fehlte nur, daß man auch noch gegen den Kaiser Mißtrauen faßte und sich förmlich ihm widersetzte. Das Münzwesen war in greulicher Unordnung; die Pflege des Rechts war verwildert, und auf Straßen und Wegen keine Sicherheit. Ob der Kaiser der päpstlichen Bestätigung bedürfe, war

zwar schon zu Rense besprochen worden, doch bedurfte es noch mancher genauer Bestimmungen. Endlich war auch zwar seit ohngefähr hundert Jahren das Wahlrecht ein Vorzug von sieben Fürsten geworden, da sich aber die weltlichen Kurfürsten in mehrere Linien theilten, so hatte die Verwirrung, wie bei den letzten Wahlen gesehen worden war, nur eine andere Gestalt bekommen, war aber nicht aufgehoben worden. Daß Karl den guten Willen hatte, durchgreifend zu helfen, soll nicht bestritten werden, daß aber die (1356 Jan. 10.) zu Nürnberg endlich in 23 Capiteln publicirte, zu Metz (Dec.) mit 7. Capiteln vollendete goldene Bulle, das erste Reichsgrundgesetz, nur der Unordnung über das Wahlrecht vorbeugte, und durch die den Kurfürsten gegebenen Rechte zu dem alten Unheil neues hinzufügte, ist gewiß nicht zu leugnen. Die Kurfürsten, Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen-Wittenberg, Brandenburg, wurden aus einer bisher nur vorübergehend zusammentretenden Commission, die außer dem Wahlrecht keine Vorzüge genoß, ein neuer über den andern Fürsten erhöhter Stand, der gewissermaßen einen dem Kaiser zur Seite stehenden höchsten Reichsrath bildete, und dessen Vorrechte, besonders das des territorii clausi (geschlossenen Gebiets) wodurch aller Adel und alle Städte innerhalb desselben dem Kurfürsten als Landesherrn zu gehorchen haben sollten, von den andern Fürsten mit Neid angesehen und mit Begierde an sich gerissen wurden. Die Städte hörten mit Unmuth daß sie ihr Verbindungsrecht, das einzige Mittel sich vor den Mächtigen zu schützen, aufgeben sollten; allen andern Beschwerden, zumal der des Münzwesens, war gar nicht abgeholfen, und so war dies neue Gesetz eigentlich das Samenkorn, aus dem alles nachher wuchernde Unkraut emporwuchs.

XXIV. Die Verhältnisse Frankreichs und Englands. Spanische und portugiesische Geschichten.

Das Reich im Gegenſatz gegen die andern Länder. Zuſammenhang Spaniens, Frankreichs, und Englands. Eduard III. Philipp von Valois. Flandriſche Bürgerkriege. Die Bürger gegen den Adel. Mordtag in Courtray. Der Graf Louis gefangen. Die Stadt Brügge gegen Gent. Die Brüggelingen geſchlagen. Friede von Arques. Unſicherer Zuſtand Flanderns. König Philipp gegen Flandern. Schlacht bei Caſſel. Herſtellung der Ordnung. Eduard III. gegen Philipp von Valois. Jakob Artevelde in Gent. Schlacht von Sluys. Der Erbfolgeſtreit in Bretagne. Der Ritterorden vom Hoſenband. Fortſetzung des Kriegs. Sturz des Jakob Artevelde. Eduard fällt in Frankreich ein. Schlacht von Crecy. Walter Mauny. Schlacht von Nevilscroß. Einnahme von Calais. Der ſchwarze Tod. Tod Philipp's von Valois. Gährung in Frankreich. Zweikampf in der Bretagne. Die drei Stände. Wiederausbruch des Kriegs. Schlacht von Maupertuis. Der Herzog Karl und die Stände. Bewegungen in Paris. Herſtellung der Ordnung in Paris. Die Jacquerie. Friede von Bretigny. Karl der Weiſe. Caſtilien. Pedro der Grauſame. Bertrand du Guesclin vor Avignon. Graf Henrique wird König. Pedro wird ermordet. Portugal.

Wenn man blos nach den äußern Erſcheinungen urtheilt, ſo macht freilich das damalige Reich deutſcher Nation, vergleiche man es nun mit der Zeit der Heinriche und Friedriche aus ſaliſchem und hohenſtaufiſchem Geſchlecht, oder mit den gleichzeitigen Reichen Frankreich und England, keinen impoſanten Eindruck; Ludwig's des Bayern, Karl's des Böhmen Perſönlichkeit tritt hinter der ritterlichen Pracht Eduard's von Windſor, Philipp's von Valois, und Alfonſen's XI. von Caſtilien, in einen ziemlich unſcheinbaren Hintergrund; was iſt Seifrid Schweppermann gegen einen Schotten Douglas oder Randolf oder vollends gegen den Bretagner Bertrand du Guesclin; was bedeutet die Schlacht von Ampfing gegen die Felder von Tarifa, Halidon Hill, Nevilscroß, Creſſy, Maupertuis! Wie bedeutungslos erſcheint der Kampf der Städte und des Adels, wenn man die dabei aufgebotenen Kräfte würdigt und die verrichteten Thaten betrachtet, gegen den gleich einem ungeheuren Buhurd durchgefochtenen Kampf Englands und Frankreichs! Allerdings nimmt in dieſer Betrachtung das deutſche Reich von nun an eine untergeordnete Stelle ein, und die Augen der Zuſchauer wenden ſich lieber zu den reich- und buntge-

stalteten Gemälden, die in jenen Ländern sich darbieten. Richtet man hingegen von diesen allerdings glänzenden Erscheinungen seinen Blick auf die zwei Hauptpunkte des Mittelalters, die Kirche und das Reich, so sieht man, daß trotz jener Unscheinbarkeit des äußern Auftretens dennoch in diesen Gestalten eine tiefe Bedeutung lag, daß auf dem deutschen Boden die wichtigen Fragen der Zeit in ihrer weitern Entwicklung die Gemüther bewegten, daß auf kirchlichem Felde die Forderung eines Concils, das allein die Wirren lösen zu können schien, war aufgestellt worden, daß auf politischem die Verhältnisse der Stände unter sich und zum Ganzen zur Sprache gebracht worden waren, daß insbesondere die Stellung des demokratischen Elements zum aristokratischen eine wichtige Frage war, kurz, daß sich hier das Leben durch Streite über Principien, über Ideen, bewegt und angeregt fand, während diese ersten und wichtigsten Fragen in den andern Ländern nur nebenher zur Sprache kamen, und die ganze, großartig-scheinende Lebendigkeit nicht von geistigen, sondern nur von rein materiellen Interessen hervorgebracht worden war. Darum bleibt denn auch das deutsche Reich der weltliche, wie die römische Kirche der geistige Kern des Mittelalters, und alle andern großartigen Erfindungen und Entdeckungen müssen gegen das endlich auf dem deutschen Boden erfochtene Resultat der Reformation dennoch zurückstehen; sie ist die eigentliche Grenzscheide des Mittelalters.

Aber wiederum ist nicht zu bestreiten, daß an äußerem Eindruck die Geschichten Spaniens, Frankreichs, und Englands, weit reicher, weit — so zu sagen — malerischer sind. Auch sind sie unter sich, und besonders Frankreich und England so innig mit einander verflochten, daß sie eigentlich nur ein Ganzes ausmachen. Hat doch auch der Herodot Frankreichs, der liebenswürdig geschwätzige Johann Froissart, in der Geschichte seiner Zeit sich nicht blos auf das französische Gebiet beschränkt, sondern führt uns, wie es eben der natürliche Zusammenhang seiner Erzählung erfordert, über den Canal und über die Pyrenäen, und trifft auf den Fluren seines schönen Frankreichs immer wieder rechtzeitig ein! Die Politik der Gegenwart, die diese drei Länder zu innigem Antheil an jeder in den Grenzen des Andern vorgehenden Bewegung verpflichtet, war damals in ihrem Entstehen, und die dringendsten Gründe riefen die gegenseitige Beobachtung hervor. Das war aber zunächst der englisch-französische Erbfolgekrieg.

Eduard II., der Gemahl Isabella's, der schönen Tochter Phi-

lipp's des Schönen, war nach seinem unglücklichen Treffen bei Bannockburn mit Wissen und Willen der englischen Großen in die Leitung eines andern Günstlings, Hugh le Despenser, gerathen, der mit seinem gleichnamigen Vater bald eine noch größere Gewalt als früher Gaveston über den schwachen König ausübte. Die Folge davon war Unzufriedenheit der Großen und insbesondere der Königin, obgleich ihr ein Anlaß feindlich gegen ihren Gemahl aufzutreten erwünscht gewesen zu seyn scheint, um sich mit dem Lord Roger Mortimer Graf de la Marche näher verbinden zu können. So kehrte sie endlich von einer Abwesenheit in Frankreich mit einem Heere zurück, die Spenser wurden gefangen und hingerichtet, Eduard, den Niemand in Schutz nahm, woraus wohl am gewissesten die Schwäche und Unfähigkeit dieses Königs erhellt, gefangen, abgesetzt, und heimlich ermordet, sein und Isabella's Sohn Eduard aber zum König erhoben, der noch jung und unerfahren die Zügel der Regierung zunächst in der Hand seiner Mutter und ihres Günstlings Mortimer ließ, so daß England nun die dritte Günstlingsherrschaft erlebte. Die Unzufriedenheit der Nation und der Großen wurde durch die Anerkennung Schottlands und die Hinrichtung des Grafen von Kent, eines Oheims des Königs, immer höher gesteigert, die Anmaßung Mortimer's wurde immer unerträglicher, und als Eduard endlich in seinem achtzehnten Jahr den Entschluß faßte selbst zu regieren, durfte er es wagen den Günstling (1330 Okt. 19.) verhaften und wegen Notorietät seiner Verbrechen ohne langen Prozeß (Nov. 29.) hinrichten zu lassen. Seine Mutter wurde von allen Regierungsangelegenheiten entfernt und auf einen Wittwensitz gebracht, wo sie noch siebenundzwanzig Jahre lebte.

Eduard III. hatte anfangs nicht daran gedacht auf die französische Krone Ansprüche zu machen. Auf Philipp den Schönen waren nämlich nacheinander seine drei Söhne gefolgt, Louis X. Hütin (1314—1316), Philippe le Long (1317—1322), und Charles le Bel (1322—1328) welche nur weibliche Nachkommenschaft hinterlassen hatten. Nun hatte schon Philipp der Lange Johanna die Tochter seines Bruders durch eine Berufung auf das salische Gesetz verdrängt, nach welchem Frauen nicht der Thronfolge fähig seyn sollten, wiewohl diese Anwendung hier nur ein plausibler Vorwand war, um Philipp's Herrschsucht zu befriedigen, und das durch den Zufall der bisher nie mangelnden männlichen Erbfolge begründete Recht wenigstens in der Ansicht der großen Menge weit mehr Nachdruck besaß;

sein Beispiel bahnte seinem Bruder Karl, der nun ohne alle Einrede ihm folgte, den Weg, und im Laufe weniger Jahre hatte sich so eine rechtliche Ansicht gegründet und befestigt, die besonders gegen die Ansprüche eines Ausländers mit der größten Bestimmtheit auftrat. Philipp von Valois, der Sohn von Philipp's des Schönen Bruder Karl, den die Italiener Carlo Senzaterra nannten, hatte sich (1328) ohne Widerrede von Seite der Stände des Throns bemächtigt und von Eduard sogar die Huldigung für Guyenne und Poitou erhalten. Beide Könige hatten im Anfange ihrer Regierung ganz andere Richtungen. Eduard war mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt, indem nach Bruce's Tod (1329) während der Minderjährigkeit seines Sohns David diejenigen Großen in Nordengland, welche ihre Ansprüche auf die früher in Schottland besessenen Lehen nicht befriedigt sahen, dem in der Normandie lebenden Eduard Baliol, Sohn des früheren Königs Johann Baliol, den Anlaß gaben, als Prätendent aufzutreten. Ihm gelang es auch mit wunderbarem Glück sich in wenigen Wochen fast des ganzen Landes zu bemächtigen, die Krönung zu Scone (1332 Sept. 24.) zu erlangen, dann mit Eduard's Hülfe, dessen Oberhoheit er anerkannt hatte, den Reichsverweser Archimbald Douglas (1333 Juli 19.) bei Halidonhill zu schlagen und den jungen David Bruce zur Flucht nach Frankreich zu nöthigen. Indessen wurde Baliol, obgleich auch ein Parlament zu Edinburg ihn (1334 Febr. 12.) als König anerkannte und die englische Oberlehnsherrlichkeit bestätigte, von den Lords im nördlichen Schottland doch fortwährend bekriegt, konnte sich nur mit Eduard's Hülfe halten, und mußte, da dieser seine Plane auf Frankreich zu verwirklichen strebte, endlich vor dem aus Frankreich (1341) zurückgekehrten David Bruce wieder entweichen.

Indessen hatte Philipp von Valois die flandrischen Kriege wieder aufgenommen. Hier war gerade so wie in den übrigen Ländern aus der kräftigen Entwicklung der Städte ein so heftiger Gegensatz gegen die Aristokratie, den Fürsten und den Adel, entstanden, daß der letztere sah es handle sich um nichts Geringeres als um seine ganze Existenz. Als nach dem Tode des Grafen Robert (1322 Sept. 17.) sein Enkel Louis von Nevers mit der Grafschaft belehnt wurde, erhielt des neuen Grafen Großoheim Johann von Namur das Amt eines Watergrafen, und glaubte als solcher in Sluys einem eigenen Stapelplatz errichten zu dürfen, ließ einen Krahnen bauen, und verletzte so die Privilegien der nur drei Meilen entfernten Stadt

Brügge. Die trotzigen Brüggelingen, die nebst Gent und Ypern an der Spitze von ganz Flandern standen, wollten sich das nicht gefallen lassen, machten zuerst Vorstellungen, dann ergriffen sie die Waffen. Vergebens eilte Louis selbst von Courtray nach Brügge; ohne durch ihn aufgehalten zu werden, nahmen ihn die Brüggelingen, um ihrer Sache einen rechtlichen Schein zu geben, selbst mit gegen Sluys. Johann von Namur verlor, als er den Grafen auf der Seite seiner Gegner sah, die Besonnenheit, ergriff halbe Maaßregeln, schlug zwar den ersten Haufen der Brüggelingen zurück, mußte aber der Uebermacht weichen, wurde eingeschlossen, gefangen, und nach Brügge in den Grafenstein gebracht. Nur die dringendsten Bitten des Grafen Louis erretteten ihn von der Wuth des Volkes, das ihn in Stücke reißen wollte und nun an Sluys seinen Muth kühlte das gänzlich zerstört wurde. Nun hielt sich Louis selbst nicht mehr für sicher, begab sich nach Paris, und bat den König um Hülfe. Zuerst aber wünschte man den Johann von Namur zu befreien, aber dazu wollten sich die Brüggelingen nur verstehen, wenn das Amt des Watergrafen ihm wieder genommen und ihnen für die im Krieg begangenen Gewaltthat, Ermordung vieler Edeln, und Zerstörung von Sluys, Verzeihung zugesichert würde. Dessen weigerte sich der Gefangene und der Adel, und man unterhandelte hin und her, als auf einmal (1323 Okt. 1.) Johann durch Vermittlung Johann's von Doren in dessen nebenanstoßendes Haus und von da über Boulogne nach Frankreich entfloh, und nun beim König Karl gegen die Brüggelingen klagend auftrat. Von diesem wurde er auch in seinem Recht als Watergraf bestätigt, und die Brüggelingen, die nun zu sehen glaubten, daß sie es nicht nur mit dem Grafen Johann, sondern mit dem ganzen Adel, den Fürsten, und dem Könige von Frankreich zu thun hätten, wurden nun ängstlich, schickten an den Grafen Louis, der nach Gent zurückgekehrt war, und baten um Verzeihung, die sie auch gegen 66,000 Pfd. die sie dem Grafen zahlten, außerdem was die Unterhändler bezogen, erlangten, und so ward die Ruhe zunächst wieder hergestellt. Allein das war von kurzer Dauer. Louis in Frankreich erzogen zog sich nach Nevers zurück, und gab einem Herrn von Aspremont einem sogar der flämischen Sprache unkundigen Franzosen die Verwaltung. Erzeugte nun schon dieser Umstand bei dem immer und ohnedies unruhigen flandrischen Volke eine Menge Unruhen, die durch des Grafen Louis von Zeit zu Zeit erfolgende Rückkehr und nachgiebige Maaßregeln nur durch Palliativkuren beigelegt wurden, so kam noch der Haß des

Adels und der Bürger als eine unversiegbare Quelle bürgerlicher Verwirrungen dazu. Die Bürger beschlossen förmlich die Burgen des Adels zu brechen, und (1325) der Bürgerkrieg brach aus. Lambert Boonen, Siger Janſſon, und Nikolaus Zannekin, waren die Anführer des Volkes. Besonders übte der letztere selbst in seiner Heimath Beurne (Furnes) aus der er vertrieben war noch abwesend einen großen Einfluß aus. Janſſon und Zannekin zogen sogleich gegen Nieupoort, wo sie eben so wie in Furnes, mit offenen Armen aufgenommen wurden. Da sie nun auch Bergen bedrohten, so konnte der Oheim des Grafen Louis, Graf Robert, der sich auf seinem Schlosse Wal im Walde von Nieppe aufzuhalten und um die öffentlichen Dinge nicht viel zu kümmern pflegte, dem Nieupoort gehörte, auch deßwegen nicht länger gleichgültig bleiben, weil der Adel gegen ihn Verdacht, als begünstige er die Bürger, zu hegen anfing. So zog er denn gegen die in drei Haufen, von denen Janſſon den ersten führte, der aus Leuten von dem Ostquartier bestand, den zweiten die Leute aus Beurne unter Zannekin, den dritten die Nieupoorter bildeten, herankommenden Aufrührer. Robert war mit seinen Leuten, die wenig guten Willen hatten, bis Dünkirchen gekommen und hatte sich schon aus der Stadt begeben, um die an der Küste, den Dünen, daherziehenden Bürger anzugreifen, als es den Adeligen, die er bei sich hatte, schimpflich vorkam, sich mit solchem Bürgervolk zu schlagen; er selbst wurde von einem aus ihnen, der das Pferd des Grafen beim Zügel ergriff, gezwungen in die Stadt umzukehren, der übrige Adel ergriff die Flucht, die Gemeinen gingen alle zu den Aufrührern über. Als dieser blutlose Sieg ruchbar wurde, trat Bergen, Cassel, Bailleul, Thorout, Rousselaere, Courtray, mit allen ihren Landgütern und Lehensleuten zu Zannekin über, der nun wie wenn er König oder Graf wäre überall Amtleute und Obersten einsetzte, die die Angriffe des Adels abwehren sollten. Er selbst brach gegen Ypern auf, das noch treu am Grafen hing. Alle Burgen und festen Häuser des Adels wurden indessen gebrochen, selbst des Grafen Robert's Häuser zu Cassel und Dünkirchen, um für den Mord von sechs Bürgern zu büßen, die als Unterhändler um dem Kampf vorzubeugen zu ihm gesendet worden waren und die er bei Sanicote vor seinen Augen hatte niederhauen lassen. Als nun Walter Ratger, der Ardenburg belagerte, bis in die vier Ambachten drang, kam es unter den Bürgern selbst zum Bruch. Denn die Genter zogen ihm entgegen, schlugen ihn, und jagten ihn bis Ardenburg zurück, weil sie sich als die Schutzherren der vier Am-

dachten betrachteten. Zu ihnen war auch der Graf Louis gekommen, der nun einen Stillstand (24. März) dahin zu Stande brachte, daß Leib und Leben und Heimat Jedem gesichert, die ganze Sache aber nach dem Urtheil der Genter, der Yperlingen, und des Grafen Robert, geschlichtet werden sollte. Allein die hiezu ernannten Schiedsrichter konnten sich vor der ihnen überall folgenden Menge nirgends sicher versammeln, und als sie sich (11. Juni) in das Kloster St. Maria von Dupnen begeben hatten, wurden sie von Janssen und Zannekin und ihrem bewaffneten Haufen auch dorthin verfolgt und so geängstigt, daß sie sich ihres Auftrages begaben. Nun brach das Volk von Beurne und Courtray aufs neue los. Louis wollte jetzt ernstliche Mittel gebrauchen, ließ in Ypern, wo er sich aufhielt, einige von den Ostlenten Nachts aufgreifen und hinrichten, und ging mit 400 Adeligen nach Courtray, um hier Ruhe zu erhalten. Dorthin hatten die Brüggetingen sechs Gesandte geschickt, welche Louis fest nehmen und die Stadt wieder Treue schwören ließ. Als aber die Nachricht davon nach Brügge kam, gerieth Alles in Wuth, und sogleich wurden fünftausend auserlesene Leute abgeschickt, um ihre wie sie versicherten in friedlicher Absicht gekommenen Landsleute im Guten oder im Bösen von dem Grafen zurückzubegehren. Louis wollte jedoch diesem Trotz schlechterdings nicht weichen, er griff zur Wehr, und um sie von der Stadt abzuhalten, ließ er die auf der Seite nach Brügge gelegenen Vorstädte anzünden. Aber dieser Entschluß war sein Unglück. Ein eben entstehender heftiger Nordwind trug an dem heißen Tag des 21. Juni in einem sehr trocken Sommer die Flamme über die Mauer und den Fluß Lys (Leye) herüber in die Stadt und bald stand ein großer Theil derselben in Brand. War nun schon vorher die Bürgerschaft dem Grafen und dem Adel gar nicht hold, und nur aus Ehrgefühl und Furcht nicht aber aus Neigung ihrem Eide treu gewesen, so brach jetzt, als sie die Flamme ihre Wohnungen ergreifen sahen, der kaum unterdrückte Haß doppelt heftig hervor. Wie Louis die Gewalt des Brandes sah, wollte er mit den gefangenen Brüggelingen eilig nach Lille entfliehen. Aber das Volk sperrte die Thore, und fiel nun mit jeder Waffe, die der Zufall in die Hand gab, mit Schwerdtern, Keulen, Hämmern, über die Fremden her, und der Adel wie die Gemeinen wurde schonungslos erschlagen. Auch die Weiber eilten wie wüthende Bestien herbei, mit furchtbarem Rachegeheul, weder der Häuser noch der Habe Untergang achtend, wenn sie sich nur an dem Adel rächen könnten. Vierundzwanzig Ritter

wurden erschlagen, unter denen der Vornehmste war Jean Dampierre von Nesle, dessen mütterlicher Großvater der Connetable Raoul de Nesle in der Sporenschlacht bei Courtray gefallen war. Von den Leichen der durch das Feuer und das Schwerdt Umgekommenen war der Markt angefüllt. Mitten im Kampf war auch der Graf ohne eine Wunde gefangen und mit sechs Edlen in sichern Gewahrsam gebracht worden. Johann von Namur entkam leicht verwundet mit einigen andern Edlen durch das Thor von Lille. Am andern Morgen machte man den Brüggelingen die Thore auf und übergab ihnen den Grafen als Gefangenen. Mit Thränen bat dieser seinen sechs Mitgefangenen das Leben zu schenken und gleich ihm sie als Gefangene zu behalten, aber vor seinen Augen wurden sie, weil sie ihm den Rath gegeben haben sollten die in Ypern Nachts Ergriffenen hinzurichten, niedergehauen und in Stücken zerrissen, er selbst auf einen Klepper gesetzt, von den Aufrührern nach Brügge gebracht, und hier vierundzwanzig Wochen in den Falen, einem öffentlichen Gebäude, gefangen gehalten.

Während dieser Vorfälle verhielt sich der Graf Robert ganz ruhig in seinem Waldschloß. In der Stadt Ypern aber machte sich Zannekin zum völligen Herrn, der Rath und die ansehnlichen Einwohner entwichen, und ein tolles Pöbelregiment begann auch hier. Einer Botschaft des Königs Karl von Frankreich, sie sollten den Grafen freilassen, entgegneten die Brüggelingen, nur unter der Bedingung, daß die Genter und Oudenaarder ihnen ihre Lehnsleute zurückgäben, würden sie es thun, und sie forderten nun den Grafen Robert auf, als Regent von Flandern an ihre Spitze zu treten. Diese Aufforderung, an welche sich die Hoffnung der flandrischen Grafschaft selbst anschloß, bewog den Grafen, seine Zurückgezogenheit zu verlassen und die Regentschaft zu übernehmen. Sofort kam es zur Fehde zwischen Brügge und Gent und Oudenaarde. Die Brüggelingen zogen mit einem großen Heer gegen Gent, und lagerten sich bei Donsa; von hier zog Robert mit einer Abtheilung gen Oudenaarde, die andern wollten, wenn noch mehr Leute zusammengekommen seyn würden, die Stadt Gent belagern. Da beschlossen die Genter sie unversehens zu überfallen, und zogen unter dem riesiggroßen und starken Wilhelm Wennemar am 12. Juli aus, um von Nivelle aus am nächsten Morgen über die Brüggelingen, die sie meineidige Verräther schimpften, herzufallen. Diesen wurde aber der Anschlag durch ein Weib verrathen, eilig zogen sie von Oudenaarde Verstärkung und

erwarteten in der Dämmerung des 15. Juli in guter Ordnung die heranziehenden Genter. An der Brücke von Nekel kam es zu einem blutigen Gefecht, das beiden Theilen viel kostete, doch entschied der Fall Wennemars endlich die Niederlage der Genter. Robert gab nun die Belagerung von Oudenaarde auf und das ganze Heer lagerte sich vor Gent. Friedensunterhandlungen, die auf Antrag Frankreichs angeknüpft worden waren, zersplitterten wieder an der Unverträglichkeit der Städte Gent und Brügge, und wie hier Robert, so stellte sich Johann von Namur, der Todfeind der Brüggelingen, an die Spitze von Gent, und führte ebenfalls den Namen eines Regenten von Flandern. Er besetzte Oudenaarde, Courtray, und alle Orte zwischen Schelde und Lys, wie er aber nach Geerdsbergen Besatzung legen wollte, um den Verkehr mit Brabant und Hennegau zu sichern, ließen die Bürger ihn anfangs einziehen, so daß schon einige hundert in der Stadt waren, mit diesen der Herr von Gaure, den sie wegen seiner prächtigen Rüstung für Johann hielten. Nun schlossen sie rasch die Thore, schlugen den Herrn von Gaure mit ohngefähr dreihunderten todt, nur wenige entrannen theils in St. Adrians Münster, theils wehrlos über die Mauern aus der Stadt. Johann aber kehrte schwer ergrimmt nach Gent zurück, und rächte sich dafür an den seiner Meinung nach hieran schuldigen Webern, von denen an dreitausend erschlagen oder verjagt wurden. Die Vertriebenen schlossen sich an die Brügger an. Diese aber, welche nicht mit Unrecht die Stadt Gent wegen innerer Zwietracht für geschwächt hielten, zogen an die lange Brücke vor Gent, verwüsteten von hier aus die ganze Umgebung, und Robert nahm Courtray wieder ein, vertrieb auch alle andere Besatzungen des Johann von Namur, und griff Oudenaarde wieder an. Da kam (im Sept. 1325) ein Schreiben König Karl's an den Schultheiß von Amiens, der dem Grafen Robert und den Brüggelingen gebieten sollte, den gefangenen Grafen Louis, als Lehnsmann und Pair von Frankreich ohneweiters freizulassen und nach Paris zu geleiten, wo er vor des Königs Gericht zu Recht stehen solle, und daselbst sollten auch sie (am 8. Dec.) erscheinen und ihre Klage über den Grafen erheben. Allein die Flämminger erschienen weder, noch sandten sie Jemand in ihrem Namen. Da wandte sich der König an die Kirche; es kam ein Cardinallegat, der mit den Bischöffen Johann von Tournay und Engerrand von Terouenne über ganz Flandern, mit Ausnahme von Gent und Oudenaarde, das Interdikt aussprach. Indessen kümmerte das die

Fläminger nicht, sie blieben den ganzen Winter vor Gent und Oudenaarde liegen, ohne daß Johann von Namur, Hektor Villain, Siger von Courtray, und andere Adelige, die als Freunde des Grafen in Gent eingeschlossen waren, einen Ausfall wagten, erst als die Kälte immer heftiger wurde, zogen sie ab. Robert hob die Belagerung von Oudenaarde völlig auf und ging nach Brügge; Ratger aber, der vor Gent lag, zog sich nur bis Eecloo zurück. Nun rückten die Genter unter Villain und Courtray heraus und trafen zwischen der Stadt Courtray und Oudenaarde auf eine Schaar von achthundert Feinden, die ihnen den Weg versperren wollten. Da schickten sie zwei Barfüßermönche an sie, ob sie für den Grafen schwören oder mit den Gentern kämpfen wollten. Die Antwort war: sie wollten unverzüglich und herzlich gern mit den Biersäufern aus Gent zusammentreffen, und tapfer hielten sie auch den Angriff aus. Aber die Tapferkeit und Kämpfergewandtheit Villain's brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, aus der nur wenige entkamen. Dieses siegreiche Gefecht brachte das ganze Land zwischen Schelde und Leye, so wie auch die vier Ambachten wieder unter die Herrschaft der Genter, die besonders wegen Villain's und Courtray's Tapferkeit wieder großes Ansehen bekamen. Ratger zog zwar von Eecloo mit überlegener Anzahl gegen Assenede, zündete den Ort an, und schickte sich zu einem Treffen an. Aber schon die Nachricht, daß Villain und Courtray ihnen gegenüberstehe, stimmte den Muth herab, und als ein Hase zwischen den beiden Heeren hindurchlief, betrachteten die Brüggelingen das als ein schlimmes Zeichen. Der Kampf war trotz der Ungleichheit der Anzahl rasch entschieden, gleich beim ersten Angriff warfen die Brüggelingen die Waffen weg und ergriffen die Flucht, doch wurden an siebenhundert, worunter Ratger selbst und Balduin Boclam, die Häupter der Aufrührer, erschlagen; viele wurden gefangen und nach Gent gebracht. Siger Janssen und Lambert Boovin entkamen.

Dieser Verlust schlug den Stolz der Brügger zu Boden. Von allen Seiten aufgefordert den Grafen frei zu lassen, sahen sie daß sie am Ende ganz Flandern gegen sich haben würden, da gingen sie kurz vor Weihnachten zum Grafen ins Gefängniß, warfen sich ihm zu Füßen, und baten um seine Verzeihung und Vergebung für das Geschehene. Louis gewährte alles, ging sofort nach Gent und von da nach Frankreich. Die allgemeine Sehnsucht nach Aufhebung des Interdikts und Herstellung des freien Verkehrs beschleunigte einen

XXIV. Die Verhältnisse Frankreichs und Englands. Spanische und portugiesische Geschichten.

Das Reich im Gegensatz gegen die andern Länder. Zusammenhang Spaniens, Frankreichs, und Englands. Eduard III. Philipp von Valois. Flandrische Bürgerkriege. Die Bürger gegen den Adel. Mordtag in Courtray. Der Graf Louis gefangen. Die Stadt Brügge gegen Gent. Die Brüggelingen geschlagen. Friede von Arques. Unsicherer Zustand Flanderns. König Philipp gegen Flandern. Schlacht bei Cassel. Herstellung der Ordnung. Eduard III. gegen Philipp von Valois. Jakob Artevelde in Gent. Schlacht von Sluys. Der Erbfolgestreit in Bretagne. Der Ritterorden vom Hosenband. Fortsetzung des Kriegs. Sturz des Jakob Artevelde. Eduard fällt in Frankreich ein. Schlacht von Crecy. Walter Maunny. Schlacht von Nevilscroß. Einnahme von Calais. Der schwarze Tod. Tod Philipp's von Valois. Gährung in Frankreich. Zweikampf in der Bretagne. Die drei Stände. Wiederausbruch des Kriegs. Schlacht von Maupertuis. Der Herzog Karl und die Stände. Bewegungen in Paris. Herstellung der Ordnung in Paris. Die Jacquerie. Friede von Bretigny. Karl der Weise. Castilien. Pedro der Grausame. Bertrand du Guesclin vor Avignon. Graf Henrique wird König. Pedro wird ermordet. Portugal.

Wenn man blos nach den äußern Erscheinungen urtheilt, so macht freilich das damalige Reich deutscher Nation, vergleiche man es nun mit der Zeit der Heinriche und Friedriche aus salischem und hohenstaufischem Geschlecht, oder mit den gleichzeitigen Reichen Frankreich und England, keinen imposanten Eindruck; Ludwig's des Bayern, Karl's des Böhmen Persönlichkeit tritt hinter der ritterlichen Pracht Eduard's von Windsor, Philipp's von Valois, und Alfonsen's XI. von Castilien, in einen ziemlich unscheinbaren Hintergrund; was ist Seifrid Schweppermann gegen einen Schotten Douglas oder Randolf oder vollends gegen den Bretagner Bertrand du Guesclin; was bedeutet die Schlacht von Ampfing gegen die Felder von Tarifa, Halidon Hill, Nevilscroß, Cressy, Maupertuis! Wie bedeutungslos erscheint der Kampf der Städte und des Adels, wenn man die dabei aufgebotenen Kräfte würdigt und die verrichteten Thaten betrachtet, gegen den gleich einem ungeheuren Buhurd durchgefochtenen Kampf Englands und Frankreichs! Allerdings nimmt in dieser Betrachtung das deutsche Reich von nun an eine untergeordnete Stelle ein, und die Augen der Zuschauer wenden sich lieber zu den reich- und buntge-

gen ihn zwar die Leute von Veurne, er wurde aber durch einen andern, der an seine Stelle trat, völlig ersetzt, und zwei Jahre lang dauerte noch eine Tyrannei, daß alle rechtliche Leute ihres Lebens satt waren. In Brügge erzeugte sein Tod eine ernstliche Rache an seinen Mördern, und Lambert Booven nebst Siger Janssen wurden wieder als Volkshauptleute aufgestellt. Dieser rechtlose Zustand wurde noch ärger als Karl von Frankreich (1328) starb. Aller Handel und Wandel stockte, die Kaufleute waren ausgewandert, der Gottesdienst war eingestellt, Raub und Mord verfolgte die Rentbeamten des Königs und des Grafen, der Adel war nirgends mehr sicher und war entweder nach Gent oder nach Frankreich zu Louis entwichen.

Da bat der Graf den König Philipp, von dem er am Tag vor der Krönung den Ritterschlag empfangen hatte, und dem er am Krönungsfest am Trinitatistag (29. Mai 1328) nach dem Herkommen das Schwerdt vorgetragen und mit sechsundachtzig flandrischen Rittern, alle in eine Farbe gekleidet, gedient hatte, ihm zum ruhigen Besitz seiner Grafschaft zu verhelfen, und Philipp, der besorgte, es möchte der Aufruhr sich auch nach Artois, Vermandois, Nevers verbreiten, gebot dem französischen Heer sich (29. Juli) zu Arras zu sammeln. Nach Tournay, Lille, und St. Omer legte er sichere Leute, ließ sich von Robert von Flandern den Lehenseid schwören und schickte ihn mit zweihundert Geharnischten nach St. Omer, den Grafen Ludwig von Namur nach Lille, er selbst führte das Heer über Blaringhem und Hazebroek über den neuen Graben und lagerte sich am Rutholter Walde. Sein Heer bestand aus zehn Schaaren, im Ganzen 170 Fähnlein, eine gewaltige, den Flämingern weitüberlegene Anzahl. Diese rückten aus Cassel hervor auf einen Berg, wo ihr Lager aus der Ferne sichtbar war. Dem Bürgeraufstand that die Spaltung mit Gent und Oudenaarde großen Schaden. Diese unterwarfen indessen unter Hektor Villain die ganze Seeküste bis gen Brügge. Die Fläminger mußten sich überdies theilen. Zannekin mit den Leuten von Veurne, Nieupoort, Poperinghen, und Cassel blieb gegen den König, die Brüggelingen und Freien gingen unter Janssen gegen Tournay, die von Ypern und Courtray gegen Lille, um den Streifereien zu steuern. Winnoch Fier, der Nachfolger des Jakob Peyt, zog mit den Leuten aus Bergues zu Zannekin. Die geringe Anzahl der Fläminger achtete der Feinde Uebermacht nicht, und der außerordentliche Haß gegen den Adel, dessen Gelderpressungen seit mehr als zwanzig Jahren sie schwer heimgesucht hatte, machte.

daß ſie ſich dieſer Gelegenheit ihre Rache zu ſättigen nur erfreuten. Ihrem feſten Lager vertrauend, welches Philipp nicht anzugreifen wagte, malten ſie einen Hahn auf eine Fahne mit der Unterſchrift: Wenn dieſer Hahn kräben werde, dann werde Philipp Caſſel einnehmen. Da ſchickte morgens (am 23. Aug.) Philipp Reiterſchaaren in die Gegend von Bergues, um Alles aufs ärgſte zu verheeren; weil aber alle Leute ſchon entflohen waren, kümmerte die Flämiger das Feuer der leeren Häuſer nicht, und ein Angriff, den Philipp indeſſen auf Caſſel machte, wurde tapfer zurückgewieſen. Eben ſo wenig lockte ſie die Verheerung der Niederung um Caſſel. Sie warteten auf ihre Zeit. Dieſe kam, als die ausgeſendeten Reiter zurückgekehrt waren, und im franzöſiſchen Lager, als nun die Arbeit und Gefahr des Tags vorüber, Alles ſorglos der Ruhe und dem Genuß ſich überließ. Da beſchloß Zannekin, obgleich einige riethen, den Angriff auf die Nacht zu verſchieben, jetzt im günſtigſten Augenblick, da die Feinde matt und erſchöpft ſeyen, über ſie herzufallen. Es war die dritte Stunde nach Mittag.

Da eilten die Flamänder ſo unbemerkt von der Anhöhe herab ans franzöſiſche Lager, daß ſie nicht eher bemerkt wurden, als bis ſie ſchon völlig da waren, und ganze Haufen von Franzoſen, die ſchon Alles für verloren hielten, ergriffen die Flucht, und erfüllten mit dem Geſchrei: Alles ſey aus, den ganzen Weg von Caſſel bis St. Omer. Der Plan der Bürger war den König todt oder lebendig zu bekommen, und ſchon waren ſie auch bis dicht an ſein Zelt gedrungen, als ſich der Graf Robert, hier ſeine Treue ganz unleugbar bewährend, ihnen entgegenwarf und hier mit ſeinen noch kaum recht gerüſteten Leuten, da ſelbſt die Leibwache Philipp's ſich aus dem Staub gemacht hatte, ſo lange Stand hielt, bis ihm der Graf von Hennegau zu Hülfe kam und nun der übrige Theil des Heers ſich waffnen und von ſeiner blinden Furcht ſich erholen konnte. Nun kamen die Leibwächter mit der Oriflamme zurück, es eilte die Ritterſchaft in Menge herbei, und in einem zweiſtündigen blutigen Kampfe wurde das Glück Frankreichs völlig wieder hergeſtellt. Vom Fußvolk der Holländer und Hennegauer wurde Zannekin, nach heldenmüthigem Widerſtande, der einer beſſern Sache und eines beſſern Ausgangs werth war, überwältigt und erſchlagen; ſein Tod ſchlug jedoch die Seinen nicht nieder, und wüthend ſetzten ſie den Kampf fort, bis der Feind ihnen ſelbſt eine Bahn zur Flucht aufthat. Nun ergriff Alles die Flucht, und die verfolgenden Franzoſen richteten noch ein

Ludwig in Verhältniß und knüpfte besonders durch des Grafen Robert's Bekanntschaft in den Niederlanden unterstützt mit den flandrischen Städten eine nahe Verbindung. Zu Gent war Jakob von Artevelde, ein reicher Methbrauer, an die Spitze der Bürgerschaft getreten (1337), die über des Grafen, der im französischen Interesse war, gegen die Engländer genommenen feindseligen Maaßregeln, unter denen der Handel litt, sehr unzufrieden war. Auch Brügge und Ypern wurden von ihm aufgeregt, und er besaß bald eine Macht, wie sie weder Pieter de Kouing noch Zannekin besessen hatte. Der Graf und der Adel mußte nach Frankreich flüchten, Artevelde stets von sechzig oder achtzig Dienern umgeben, die sogleich seine Befehle vollzogen, bemächtigte sich der öffentlichen Kassen, zog die Güter der Entflohenen ein, besetzte die Aemter, und lud den König Eduard durch den Bischof von Lincoln, den Eduard mit einer ansehnlichen Begleitung von Rittern, unter denen die Jüngeren schon mit Begierde auf den Ausbruch des Kriegs und eine Gelegenheit sich auszuzeichnen warteten, nach Hennegau zum Grafen Wilhelm geschickt hatte, ein, seine Ansprüche geltend zu machen. Eduard schloß mit Kaiser Ludwig (1337 Aug. 26.) ein Bündniß und erhielt (1338 Sept. 3.) das Reichsvikariat auf der linken Rheinseite. Indessen hatte Philipp wegen des dem Prätendenten Robert von Artois gegebenen Schutzes dem König von England (1337) die französischen Lehen abgesprochen, worauf Eduard (7. Okt.) den Titel eines Königs von Frankreich annahm und an Philipp den Absagebrief schickte. Indessen brach der Krieg doch noch nicht aus. Der Beistand Kaiser Ludwig's erwies sich als ganz unbrauchbar, dieser machte vielmehr nur seine Aussöhnung mit dem Papste vor Augen habend mit Philipp Friede, und auch von den flandrischen Städten ließ sich zunächst kein thätiger Beistand erwarten. Der Krieg war übrigens den Engländern erwünscht, sowohl die Barone gaben ihre Beistimmung als auch die Gemeinen ihren Wunsch zu erkennen, und die eigenen Hülfsmittel Englands waren auch mächtig genug sich dem Krieg zu unterziehen. So konnte dieser endlich (1339 Sept. 20.) von Cambray aus eröffnet werden, beschränkte sich aber auf Plünderung in der Champagne und Picardie, da Philipp, der mit einem zahlreichen Heere bei Vironfosse an der Maas gelagert war, auf das Zureden seiner Räthe die ihm (Okt. 22.) angebotene Schlacht nicht annahm sondern sich in seinem Lager befestigte, und Eduard ging bei Einbruch der schlechteren Jahrszeit (Nov.) ohne etwas ausgerichtet zu haben, nachdem er

Aber hiezu kam es in Verbindung mit einer größern Bewegung. Als König Eduard III. den Tod seines Oheims Karl von Frankreich erfuhr, hatte er zwar auf Navarra und Frankreich Ansprüche gemacht, war aber bald zurückgetreten, und hatte sich auch in dem Streit über die Art der Belehnung mit Guyenne keineswegs hartnäckig gezeigt; daß er auf die französische Krone Ansprüche machte, war das Werk eines Privathasses. An dem französischen Hofe hatte Graf Robert von Artois, mit Philipp's Schwester vermählt, den größten Einfluß besessen, der es nicht vergessen konnte, daß die Grafschaft Artois nach seines in der Schlacht von Courtray getödteten Großvaters Ableben nicht an ihn, sondern nach den in Artois üblichen Rechten an seines Vaters Schwester Mathilde Gräfin von Burgund gefallen war, und seine früheren Bemühungen, die er erst mit Gewalt dann mit Beweisen und Gründen durchzufechten versuchte, alle fruchtlos blieben. Als Philipp den Thron bestieg, hatte Robert den Prozeß erneuert und gehofft, theils durch den plötzlichen Tod seiner Tante (1329 Okt. 27.), deren Ansprüche nun auf ihre Enkelin Johanna, Gemahlin Herzogs Eudo von Burgund, übergingen, theils durch die vorgezeigten, angeblich erst aufgefundenen Urkunden, ein günstigeres Urtheil zu erlangen. Allein diese Urkunden wurden für falsch erkannt, die Verfertigerin derselben, Jeanne Divion, eine übelberüchtigte Person, auf der Folter zum Geständniß gezwungen und durch das Parlament (1331 März 23.) die Urkunden für falsch erklärt, die Divion (6. Okt.) verbrannt, und Robert, den der König vergeblich hatte bewegen wollen, von seinem Verlangen selbst abzustehen, endlich (1332 April 8.) geächtet. Wenn es nun Recht war, daß die Töchter den Enkeln von den Söhnen vorgingen, so war die Anwendung auf die Verhältnisse Eduard's nicht schwer. Robert sah sich, den Sohn des Sohns, aus dem großväterlichen Erbe verdrängt um der Tochter zu weichen; es war also ziemlich analog, wenn auch Eduard der Enkel Philipp's des Schönen vor dem Enkel Philipp's des Kühnen den Vorzug ansprach. Daher begab sich der geflüchtete Graf Robert (1334) nach England, bat Eduard um Schutz und munterte ihn auf seine Ansprüche auf den französischen Thron geltend zu machen. Mit König Philipp bestand ohnedies ein sehr unsicheres Verhältniß, Unterhandlungen hielten von beiden Seiten den äußerlichen Frieden noch aufrecht, bis (Anf. 1336) die Franzosen einen Einfall in Guyenne machten und Philipp die Genugthuung dafür verweigerte. Da setzte sich Eduard erstlich mit dem Kaiser

Ludwig in Verhältniß und knüpfte besonders durch des Grafen Robert's Bekanntschaft in den Niederlanden unterstützt mit den flandrischen Städten eine nahe Verbindung. Zu Gent war Jakob von Artevelde, ein reicher Methbrauer, an die Spitze der Bürgerschaft getreten (1337), die über des Grafen, der im französischen Interesse war, gegen die Engländer genommenen feindseligen Maaßregeln, unter denen der Handel litt, sehr unzufrieden war. Auch Brügge und Ypern wurden von ihm aufgeregt, und er besaß bald eine Macht, wie sie weder Pieter de Koning noch Zannekin besessen hatte. Der Graf und der Adel mußte nach Frankreich flüchten, Artevelde stets von sechzig oder achtzig Dienern umgeben, die sogleich seine Befehle vollzogen, bemächtigte sich der öffentlichen Kassen, zog die Güter der Entflohenen ein, besetzte die Aemter, und lud den König Eduard durch den Bischof von Lincoln, den Eduard mit einer ansehnlichen Begleitung von Rittern, unter denen die Jüngeren schon mit Begierde auf den Ausbruch des Kriegs und eine Gelegenheit sich auszuzeichnen warteten, nach Hennegau zum Grafen Wilhelm geschickt hatte, ein, seine Ansprüche geltend zu machen. Eduard schloß mit Kaiser Ludwig (1337 Aug. 26.) ein Bündniß und erhielt (1338 Sept. 3.) das Reichsvikariat auf der linken Rheinseite. Indessen hatte Philipp wegen des dem Prätendenten Robert von Artois gegebenen Schutzes dem König von England (1337) die französischen Lehen abgesprochen, worauf Eduard (7. Okt.) den Titel eines Königs von Frankreich annahm und an Philipp den Absagebrief schickte. Indessen brach der Krieg doch noch nicht aus. Der Beistand Kaiser Ludwig's erwies sich als ganz unbrauchbar, dieser machte vielmehr nur seine Aussöhnung mit dem Papste vor Augen habend mit Philipp Friede, und auch von den flandrischen Städten ließ sich zunächst kein thätiger Beistand erwarten. Der Krieg war übrigens den Engländern erwünscht, sowohl die Barone gaben ihre Beistimmung als auch die Gemeinen ihren Wunsch zu erkennen, und die eigenen Hülfsmittel Englands waren auch mächtig genug sich dem Krieg zu unterziehen. So konnte dieser endlich (1339 Sept. 20.) von Cambray aus eröffnet werden, beschränkte sich aber auf Plünderung in der Champagne und Picardie, da Philipp, der mit einem zahlreichen Heere bei Vironfosse an der Maas gelagert war, auf das Zureden seiner Räthe die ihm (Okt 22.) angebotene Schlacht nicht annahm sondern sich in seinem Lager befestigte, und Eduard ging bei Einbruch der schlechteren Jahrszeit (Nov.) ohne etwas ausgerichtet zu haben, nachdem er

den unermeßlichen aus England gezogenen Schatz ausgegeben und außerdem noch 300,000 Pfd. Schulden gemacht hatte, wieder nach Brüssel zurück. Hier gewann er die Flandrer zu thätigem Beistand, indem er ihnen versprach Lille, Douay, und Bethüne ihnen wieder zu verschaffen, und indem er auf Arkevelde's Rath das Wappen eines Königs von Frankreichs annahm, und dadurch die gegen Philipp bestehenden Verbindlichkeiten und Rücksichten auf sich übertrug. Nun als er sich auch (1340 Febr. 8.) als König von Frankreich hatte ausrufen lassen und die französischen Lilien zu dem englischen Löwen ins Wappen aufgenommen hatte, konnte er auf den Beistand der Flamänder rechnen, und so schickte er sich zu einem neuen Feldzug an, nachdem er von dem Parlament eine bisher nicht vorgekommene Unterstützung erhalten hatte. Mit dem Uebergang nach dem Festlande beschäftigt erhielt er Nachricht, daß Philipp mit Hülfe der Genueser und Normänner eine große Flotte zusammengebracht und den Hafen von Sluys damit besetzt habe, um ihm die Ueberfahrt zu verwehren. Sogleich sammelte Eduard alle in den südlichen Häfen befindlichen Schiffe und fuhr, alles Abrathens seiner Freunde ungeachtet, von Orewell (22. Juni 1340) ab. Mit 120 großen Schiffen und einer verhältnißmäßig großen Anzahl kleiner hielten da zwischen Blankenberg und Sluys auf der hohen See die Franzosen, Normänner, Genueser, und Picarder, unter Hüe Kervel, Pierre Bahüchet, und dem Genueser Barbanera, eine Zahl von 40,000 Mann, so daß die Masten in der Ferne dem König Eduard wie ein Wald erschienen. Mit Freuden ersah er die Feinde und traf nun Anstalten zur Schlacht, obgleich er nur den vierten Theil seiner Feinde stark war. Er ordnete die Schiffe in zwei Reihen, die stärksten voran, immer zwischen zwei mit Bogenschützen bemannte Schiffe ein mit Gensdarmen besetztes, die zweite Reihe bestand blos aus Schützen; die vielen Damen, welche die zu Gent gebliebene Königin besuchen wollten, wurden in die Obhut von 300 Hommes d'Armes und 500 Schützen gegeben. Dann fuhren die Engländer so, daß sie den Feinden die Sonne abgewannen, und sowohl Sonne als Wind im Rücken hatten, was den Normannen anfangs den Wahn verursachte, sie wollten entfliehen, bis sie Eduard's eignes Banner sahen und nun wohl einen anderen Gedanken faßten. Da fuhren auch sie auf die Engländer los, und es erhub sich ein heftiges Gefecht, in welchem die englischen Schützen ihre oft gerühmte Furchtbarkeit bewiesen, die feindlichen Verdecke säuberten, und nach einem blutigen und langen

gelöst worden war, nach Paris locken und hier mit andern ohne gerichtliche Untersuchung hinrichten ließ, gab der Zwietracht neue Nahrung, indem diese Familien nun auf die englische Seite traten.

Während dieser Kriegsereignisse beschloß König Eduard das Schloß Windsor, wo der Sage zufolge König Artus seinen Hof der runden Tafel gehalten hatte, wieder aufzubauen, und eine Verbindung von vierzig der tapfersten Ritter zu errichten, die jährlich zu Windsor das Georgenfest feiern sollten, und sie sollten die Ritter vom blauen Hosenbande heißen. Hiezu sollten durch Herolde die tapfersten Ritter eingeladen werden, und sollten noch vierzehn Tage nach dem Fest frei Geleit haben. Auch die Königin sollte von dreihundert reichgeschmückten Damen begleitet das Fest verherrlichen. Ob das Symbol des neuen Ordens, das blaue Band, zur Erinnerung an das dem Strumpf der schönen Gräfin von Salisbury entschlüpfte und von Eduard mit den Worten Hony soit qui mal y pense (Hohn dem der Uebles davon denkt) erhaschte Band gewählt worden sey, kann die Geschichte nicht bestimmen, dem romantischen Geiste der Zeit, der in Eduard am lebendigsten hervortritt, ist wenigstens eine solche Galanterie nicht fremd. Vierzehen Tage lang beging man das Fest mit aller Pracht, und viele Ritter aus Flandern, Hennegau, und Brabant hatten sich auch eingefunden, nur aus Frankreich selbst Niemand.

Mit großer Entrüstung vernahm Eduard um diese Zeit die Hinrichtung Clisson's und der andern Herren, und im ersten Zorn gedachte er schon an Henri de Leon Vergeltung zu üben, als der Graf von Derby ihn auf das Unedle, einen Unschuldigen büßen zu lassen, aufmerksam machte, und ihm vielmehr rieth, denselben gegen Lösegeld zu entlassen. Dies geschah und Eduard ließ durch ihn zugleich dem König Philipp erklären, daß er den Waffenstillstand für gebrochen erachte. Noch vor St. Georgentag (1344) kehrte Henri de Leon in die Heimath zurück, wo er bald darauf starb.

Als um diese Zeit auch Johann von Montfort unter einer Verkleidung aus dem Louvre entwischt und nach England gekommen war, beschloß Eduard den Krieg wieder ernstlich zu ergreifen. Der Graf von Derby mußte nach der Guyenne gehen, Montfort kehrte nach der Bretagne zurück, wo er (1345 Sept. 26.) starb, Eduard selbst ging mit seinem Sohn nach den Niederlanden, wurde in Sluys ehrfurchtsvoll empfangen, gab aber durch seine Forderung, die Fläminger sollten seinem Sohn als ihrem Grafen huldigen, wenn nicht

ermuthigend unter ihre Diener und Freunde, ließ es an Verſprechungen und Geſchenken nicht fehlen, ſchickte dann ihren Sohn nach England, und behauptete ſich in Hennebon, als Karl von Blois dieſes belagerte, ſo lange bis der wackere engliſche Ritter Walter Mauny zum Entſatz angelangt war. Da Karl von Blois ſich vor einen andern Ort gelegt hatte, ſo leitete die Belagerung der caſtiliſche Prinz Ludwig de la Cerda, der von Walter Mauny zwar geſchlagen und zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurde; allein das Uebergewicht der Franzoſen, die eine Stadt nach der andern wegnahmen, nöthigte ſie nach England zu gehen und um nachdrücklichere Hülfe zu bitten. Eduard damals in ſeine Liebe zu der ſchönen Gräfin Aliſa von Salisbury verwickelt, gab gerade ein prächtiges Feſt mit Turnier und Tanz, das vierzehen Tage lang dauerte, und alle Blüthe der Ritterſchaft vereinigte. Kaum war das Feſt vorüber, als außer andern dringenden Angelegenheiten die Bitte der Gräfin Johanna in Erwägung gezogen und Robert von Artois mit fünfundvierzig Segeln in die See geſchickt wurde. An der Inſel Guerneſey warteten ſein die Franzoſen, zweiunddreißig große Schiffe, dreitauſend Genueſer, tauſend Hommes d'Armes, unter dem Prinzen Ludwig von Caſtilien. War die Anzahl der franzöſiſchen Schiffe geringer, ſo waren dagegen die Schiffe ſelbſt größer, beſonders waren neun, und unter dieſen wieder drei, von ganz ausnehmender Größe. Das Gefecht das gegen Abend begann wurde mit Heftigkeit bis in die Nacht fortgeſetzt; die Gräfin Johanna hatte wie ein Mann mitgekämpft; da nöthigte die Dunkelheit beide Theile zum Rückzug und ein um Mitternacht ausbrechender Sturm trennte ſie völlig. Robert war ſo glücklich mit dem größten Theil ſeiner Schiffe bei Vannes zu landen, während der Prinz Ludwig gegen die Küſte von Biscaya hin verſchlagen wurde. Robert belagerte und eroberte Vannes mit Sturm, wurde aber ſchon nach wenigen Tagen durch Henri de Leon, Olivier Cliſſon, Robert Beaumanoir wieder (Nov.) daraus vertrieben, entkam mit ſchweren Wunden, wurde nach England gebracht und ſtarb. Das bewog den König ſelbſt herüberzukommen, er belagerte Vannes, nahm die beiden Herren Olivier Cliſſon und Henri de Leon gefangen, aber die Entſcheidung des Krieges wurde immer weiter hinausgeſchoben, indem durch päpſtliche Vermittlung (1343) ein Waffenſtillſtand bis in das dritte Jahr zu Stande kam. Die Strenge mit welcher Philipp gegen diejenigen verfuhr, die er für treulos hielt, indem er den gefangen genommenen Olivier Cliſſon, der eben erſt aus-

velde das hörte, faltete er seine Hände und fieng an — gewiß mehr von dem ganz unwahren von seinen Feinden aufgebrachten Vorwurf als von dem Gedanken des Todes bewegt — herzlich zu weinen und sprach: Ihr Herren, alles was ich bin, dazu habt ihr mich gemacht: ihr habt mir ehedem geschworen, daß ihr mich gegen alle Menschen vertheidigen wolltet, und nun wollt ihr mich ermorden. Thun könnt ihr es, wenn ihr wollt. Denn ich bin nur ein einziger Mensch unter euch allen. Bedenkt euch doch, um Gott, geht in die vergangene Zeit zurück, und erwägt die Dienste und Gefälligkeiten, die ich euch ehedem gethan habe. Ihr wollt mir schlechten Lohn für meine Dienste geben. Wisset ihr nicht, wie der Handel heruntergekommen war in diesem Lande, und wie ich ihn gehoben habe. Dann habe ich euch in solchem Frieden regiert, daß ihr unter meiner Verwaltung alle Dinge nach Wunsch gehabt habt, Getreide, Haber, kurz alle Lebensmittel; so daß ihr euch erholt habt und wohl befindet. Da fingen sie wieder Alle an zu schreien: Herunter und nicht mehr so da oben gepredigt: denn Rechenschaft wollen wir haben für den großen Schatz von Flandern, den du nur zu lang in deinen Händen gehabt hast. Damit es hinfort keinem Beamten mehr einfalle, die Güter eines Landesfürsten oder eines Landes einzunehmen, ohne Rechenschaft davon zu geben. Als er nun sah, daß nichts auf sie Eindruck machte, schloß er das Fenster und wollte durch sein Hintergebäude in eine anstoßende Kirche entkommen, aber die wüthende Menge war schon in das Haus gedrungen, er wurde übermannt, und von einem gemeinen Mann, Thomas Denis, einem Sattler, dessen Vater Artevelde einst hatte umbringen lassen, erschlagen. So kam Jakob Artevelde ums Leben. Arme Leute hatten ihn gehoben, schlechte Leute hatten ihn gestürzt.

Dieses Ereigniß machte natürlich auf Eduard einen großen Eindruck, die Hoffnung auf Flandern mußte aufgegeben werden, und er kehrte eilig (Juli 26.) nach Sandwich zurück, doch erklärten die übrigen flandrischen Städte, indem sie die That der Genter für eine strafbare erklärten, daß sie an ihrem Bündniß mit England halten wollten; der junge Prinz von Wales werde ja auch ohne die flämischen Grafen zu beerben ohnedies einmal ein großer Herr werden, und man könne ja eine Tochter des Königs mit dem jungen Grafen von Flandern vermählen. So wurde Eduard's Zorn wieder beschwichtigt und der Gedanke eines Zugs gegen Frankreich wieder aufgenommen. Am St. Johannistag 1346 sammelte Eduard ein statt-

der Graf Louis selbst ihm zu huldigen vorziehe, großes Aergerniß. Die Lage der Dinge in Flandern war so, daß Artevelde zwar eine größere Gewalt besaß als je der Graf, daß er aber eben deswegen gehaßt und geneidet wurde. An die Stelle der alten Streitigkeiten waren die Gegensätze der großen Fabrikherren und der kleinen Städte, der Weber und der Tuchwalker, die in Gent einander ein blutiges Treffen lieferten, getreten, und das Verlangen Eduard's gab einen neuen Anstoß. Mit Erstaunen, ja Entsetzen vernahmen die auf des Königs Schiff Katharina versammelten Fläminger die Zumuthung, doch gaben sie ihm zur Antwort: es sey das eine wichtige Sache, über welche sie allein nicht entscheiden könnten; es müsse das der Gemeinschaft aller flandrischen Städte vorgelegt werden; in einem Monat wollten sie ihm Bescheid geben. Mit dieser Antwort gingen sie von dannen, und als sie in Gent ankamen, erzeugte es hier, wo man immer am Grafen gehangen hatte, in dem Gedanken, man solle das angestammte Fürstenhaus verstoßen, einen allgemeinen Unmuth. Wie er nun selbst später als seine Genossen, da er sich noch bei Eduard verweilt hatte, nach Gent (17. Juli 1345) zurückkam, konnte er schon aus dem Empfang der Bürger, die ihm den Gruß verweigerten, während sie sich sonst vor ihm gebeugt hatten, ersehen, daß etwas gegen ihn im Werke sey. Er ließ daher sogleich sein Haus verbarrikadiren, aber noch während seine Diener damit beschäftigt waren, strömte schon die empörte Menge auf sein Haus zu, fast drei Viertel der ganzen Stadt, das geringe Volk alles. Wohl wehrte sich das Gesinde, allein wie konnte es in die Länge widerstehen? Da trat Artevelde selbst an ein Fenster und suchte mit demüthigen Worten das Volk zu beschwichtigen: Gute Leute, was wollt ihr? was bewegt euch so? warum seyd ihr so erzürnt auf mich? was kann ich euch gethan haben? sagt es mir, und ich will euch völlig nach eurem Willen büßen? Da gaben sie einstimmig zur Antwort: Rechenschaft wollen wir haben von dem großen Schatz von Flandern, den du ohne Recht unterschlagen hast! Ganz sanft entgegnete Artevelde: Gewiß, ihr Herren, an dem Schatz von Flandern habe ich nie etwas genommen. Begebt euch nur ruhig in eure Häuser, ich bitt' euch drum, und kommt morgen früh wieder, dann will ich euch so vollkommene Rechnung ablegen, daß sie euch völlig genügen muß. Nein, schrieen sie einhellig, nein! wir wollen sie gleich! Du sollst uns nicht so entkommen! Wir wissen schon, daß du ihn ausgeleert und ohne unser Wissen nach England geschickt hast; dafür mußt du sterben. Als Arte-

Nutzen ſchaffen können. Unter dieſen Vorbereitungen fiel ein plötzlicher Gewitterregen, den jedoch bald der heitere Tag ablöste, ſo daß die Sonne den Franzoſen ins Geſicht ſchien. Als nun die Genueſer ihren Angriff begannen, erhuben ſie ein dreimaliges Geſchrei, welches die Engländer nicht beantworteten, ſondern erſt beim dritten Mal, als ſie auf Schußweite herangekommen waren, ihre Pfeile auf ſie abſchoſſen und ſo trefflich trafen, daß die Genueſer theils die Sehnen ihrer Armbrüſte zerbieben, theils ſie wegwarfen, und den Rücken kehrten. Da ſagte König Philipp: Haut dieſes Geſindel zu Boden, ſonſt verſperrt es uns den Weg. Nun ritten die Gensd'armes ſie nieder, während die engliſchen Schützen in das dichte Gewühl fortwährend ihre Pfeile richteten. Da entſtand eine wilde Verwirrung, die durch das planloſe Herbeieilen der andern Heereshaufen und das Krachen der damals zuerſt gebrauchten Donnerbüchſen nur noch geſteigert wurde. Als König Johann von Böhmen den Schlachtruf hörte, ſagte er zu ſeinen Leuten: Ihr Herren, ich bitte euch, führet mich ſo weit, daß ich einen Hieb mit dem Schwerdte thun kann. Das geſchah und um ihn nicht zu verlieren, banden ſie die Zügel ihrer Pferde zuſammen, und ſo fand man ſie des andern Tages bei einander erſchlagen. Wie ſein Sohn Karl ſah, daß es ſchlimm gehe für die Franzoſen, begab er ſich weg. Außer dem Böhmenkönig kam auch Karl von Alençon, der Graf von Harcourt, der Graf Louis von Blois, die Grafen von Aumale, von Auxerre, von Saint-Paul, Rudolf Herzog von Lothringen, Ludwig Graf von Flandern, und viele andere Herren um. Einige Franzoſen, Deutſche, und Savoyarden durchbrachen die Bogenſchützenreihe des erſten Treffens und drangen bis zu den Hommes d'Armes, und wie das von der zweiten Linie bemerkt wurde, ſandte der Graf von Warwick und die andern Herren einen Ritter an den König ihm anzuſagen, daß ſein Sohn in großer Gefahr ſey. Eduard fragte: Iſt mein Sohn todt, oder zur Erde geworfen, oder ſo verwundet, daß er ſich nicht helfen kann? Nein, Sire, entgegnete der Ritter, das iſt er nicht, Gott ſey Dank: nur iſt er in hartem Waffenwerk, und thäte ihm Hülfe von Euch ſehr noth. Kehret zurück zu dem und zu denen, ſprach der König, die euch geſandt haben, und ſagt ihnen, ſie ſollen mich nicht mehr fragen und bitten, ſo lange mein Sohn am Leben iſt: ſie ſollen den Knaben ſeine Sporen verdienen laſſen; und ich will daß mit der Gnade Gottes der Tag der ſeinige ſey, und daß die Ehre ihm bleibe, und denen die ihm zur Obhut geſetzt ſind. Da bereuten jene Her-

ren es gesagt zu haben. So blieb die Ehre des Tages den Engländern; König Philipp selbst ergriff bei bereits einbrechender Dunkelheit die Flucht, und eilte die Nacht hindurch bis nach Amiens. Da zündeten die Sieger große Wachtfeuer an, und nun erst stieg auch König Eduard vom Pferde und ging durch die ganze Schlachtreihe bis zu seinem Sohn, den er umarmte und küßte und sagte: Lieber Sohn, Gott gebe euch gut Gedeihen: Ihr seyd mein Sohn. Denn ehrenhaft habt ihr euch an diesem Tag gehalten, ihr seyd werth, Krone zu tragen. Der Prinz aber beugte sich demüthig vor seinem Vater. Die Engländer alle priesen in der Nacht den Herrn für ihren Sieg und bewiesen auch in ihrer Haltung, daß sie einen solchen Sieg erfochten zu haben würdig waren. Noch am folgenden Tage wurden einzelne Haufen, die dem König hatten zuziehen wollen, aufgerieben oder zersprengt, und es hieß, die Anzahl der Todten wäre größer als am eigentlichen Schlachttag. Die Zahl der Erschlagenen, da man kein Quartier gegeben hatte, betrug, als Eduard eine Zählung vornehmen ließ, eilf fürstliche Herren, 80 Bannerherren, 1200 Ritter, und gegen 30,000 geringe Leute. Eduard traf Anstalten die Todten zu begraben, vergönnte dazu einen dreitägigen Stillstand, rückte dann weiter und kam am Donnerstag vor die Stadt Calais.

Wie bei aller Erbitterung von beiden Seiten doch die Ehre, das unverbrüchliche Manneswort, gehalten wurde, möge ein Beispiel zeigen. Während der König Philipp in der Pikardie stand, hatte sein Sohn Johann Herzog von der Normandie die feste Stadt Aiguillon belagert, in der Walter Mauny der tapferste englische Ritter mit Besatzung lag. Johann hatte durch Boten seines Vaters gemahnt die Belagerung aufgegeben und hatte sich nach Paris gewendet. Nun hatte Walter Mauny einen vornehmen normännischen Edlen gefangen genommen, der dreitausend Thaler für sein Lösegeld geben wollte. Da schlug ihm Walter vor, er wolle ihn auf sein bloßes Wort unentgeltlich freilassen, wenn er für ihn von dem Herzog seinem Herrn einen freien Geleitsbrief bis nach Calais auswirke, damit er selbzwanzigst durch Frankreich bis zu seinem König reiten könne; in keiner Stadt wolle er länger als eine Nacht bleiben und alles bezahlen was er verzehre. Könne er ihm aber den Geleitsbrief nicht auswirken, so solle er binnen Monatsfrist sich wieder in Gefangenschaft stellen. Das geschah, und der Herzog Johann gab wirklich das freie Geleit, worauf Herr Walter den normännischen Herrn seines Lösegeldes ledig sagte und sich nun mit zwanzig Pferden auf den Weg machte,

durch Auvergne zog, und überall wo man ihn auch aufhielt, wenn er seinen Paß vorwies, weiter gelassen wurde. Nur in Orleans nahm man darauf keine Rücksicht, verhaftete ihn, und brachte ihn als Gefangenen nach Paris ins Chastelet. Wie aber das der Herzog Johann erfuhr, ging er gleich zu seinem Vater und stellte ihm vor, daß Mauny das freie Geleit von ihm erhalten habe: man möge ihn also in Freiheit setzen, sonst würde es heißen, er habe ihn verrathen. Philipp erklärte, daß er ihn vielmehr für seinen größten Feind halte und hinrichten lassen wolle. Darauf entgegnete der Herzog, wenn das geschähe, werde er sich nie mehr gegen den König von England waffnen, auch jeden andern davon abwendig machen, und schied mit der Drohung, nie mehr in seines Vaters Heer eintreten zu wollen. Dieser Zwist des Vaters und des Sohnes dauerte eine ganze Zeit, bis endlich der König bewogen wurde, Herrn Walter der Haft zu entlassen, ihm alle seine Unkosten zu vergüten, und ihn selbst an seinen Tisch zu ziehen, wo er ihm Geschenke und Juwelen, wohl tausend Gulden an Werth, anbot. Aber Messire Walter nahm sie nur unter der Bedingung, daß sein Herr und König ihm die Annahme derselben gestatte, im Verweigerungsfalle aber er sie zurückschicken dürfe. Das heiße, meinten Philipp und sein Sohn, wie ein getreuer und redlicher Ritter gesprochen. Darauf nahm Mauny Urlaub und ritt durch Hennegau nach Calais, wo er seinen König traf, ihm sehr willkommen. Als er diesem von den Geschenken sagte, sprach Eduard: Herr Walter, ihr habt uns bis zu dieser Stunde immer treu gedient und werdet es auch ferner thun, wie wir hoffen; schickt dem König Philpp seine Geschenke zurück; ihr braucht sie nicht zu behalten; wir haben genug, Gott sey Dank, für euch und für uns, und sind auch sehr geneigt euch für den guten Dienst so ihr uns gethan habt wohl zu lohnen. So schickte denn Walter Mauny die Geschenke durch seinen Vetter dem König Philipp zurück, der sie ebenfalls nicht mehr annahm, sondern dem Ueberbringer schenkte.

Indessen hatte König Eduard die Belagerung der Stadt Calais eifrig betrieben, und König Philipp, um ihr Luft zu machen, den Schottenkönig David zu einem Einfall in England bewogen. Die Gelegenheit konnte, da die englische Ritterschaft fast alle außer Lands war, kaum günstiger seyn. Die Schotten ihrerseits hatten schon längst durch Streifzüge und Ueberfälle an der Grenze ihre Luft zum Kriege zu erkennen gegeben. Mit einem Heere von 3000 Geharnischten und 30,000 leichten Reitern rückte David von Perth aus

nach Cumberland gegen das Bisthum Durham. In England war die Königin Philippa als Regentin zurückgeblieben, die sich in dieser Zeit der Noth ihres Gemahls und ihrer hohen Stellung vollkommen würdig zeigte. Sie hatte das Land aufgeboten, und ein Heer von 1200 Geharnischten, dreitausend Bogenschützen, und siebentausend Mann zu Fuß sammelte sich zu Auklandpark, welches sie selbst durch die Reihen reitend zum Kampfe für den König und die Ehre Englands ermunterte. Bei Nevilscroß kam es zur Schlacht (1346 Okt. 17.), in der die ungeschickt postirte schottische Reiterei von den englischen Bogenschützen schweren Verlust erlitt, und der König selbst, der die Flucht zu ergreifen sich geschämt hatte, gefangen wurde. Gegen 15,000 Todte ließen die Schotten auf dem Schlachtfelde. Von Schottland war zunächst keine Gefahr zu befürchten.

Mittlerweile hatte Eduard Calais aufs engste eingeschlossen, fest entschlossen, nicht eher zu weichen, als bis er die Stadt in seiner Gewalt hätte. Weder zur See, wo eine zahlreiche Flotte den Hafen sperrte, noch zu Land, wo sich das Heer in hölzernen Hütten rings umher gelagert hatte, war ein Entkommen möglich. Als der Statthalter Jean de Vienne die Maaßregeln des Feindes sah, entfernte er (13. Sept.) siebzehnhundert Personen, die nicht mit Lebensmitteln gehörig versehen waren, aus der Stadt, Eduard aber ließ die Unglücklichen gespeist und beschenkt durch seine Linien ziehen. Aber als bei länger dauernder Belagerung der Hunger fürchterlich zu wüthen anfing, schickte der Statthalter zwar wieder fünfhundert Personen aus der Stadt, aber sie wurden im englischen Lager eben so wenig wie in der Stadt wieder aufgenommen, und kamen erbärmlich ums Leben. Philipp hatte zweimal durch eine Flotte die Stadt zu verproviantiren gesucht, aber nur die eine derselben kam in den Hafen, die andere fiel den Engländern in die Hände. Endlich, nachdem alles was eßbar war aufgezehrt war, machte er sich mit einem stattlichen Heere von hundertfünfzigtausend Mann auf den Weg. Aber das englische Heer anzugreifen würde mit großer Schwierigkeit verknüpft gewesen seyn, Philipp ließ daher, nachdem eine Zeitlang vergebens unterhandelt worden war, den Engländern eine Schlacht anbieten, gewissermaßen einen Zweikampf im Großen. Als aber Eduard sie angenommen hatte, zog sich Philipp vor dem bestimmten Tage zurück. Nun erst, da alle Hoffnung verloren war, pflanzte (3. Aug. 1347) Jean de Vienne das englische Banner mit den Löwen und Lilien auf, allein die Forderung des Königs lautete auf

gänzliche Ergebung in seinen Willen, und da ihm Herr Walter Mauny vorstellte, daß eine solche Härte gegen Leute die nur ihre Schuldigkeit gethan hatte und den Engländern selbst nachtheilige Repressalien zu Folge haben würde, beschränkte er seine Forderung darauf, daß sechs der angesehensten Bürger, barhaupt und barfuß, Stricke um den Hals und die Schlüssel der Stadt und des Schlosses in den Händen, sich ihm ergeben sollten, damit er mit ihnen thue wie er wolle. Als diese traurige Botschaft in die Stadt kam, erhob sich (4. Aug.) einer der reichsten Bürger der Stadt, Eustach von St. Pierre, und erklärte sich bereit, um das ganze übrige Volk vom Tode zu retten, seinen Kopf dem Beil des Henkers darzubieten. Seinem von der Menge mit Thränen des Dankes aufgenommenen Beispiel folgten fünf andere, und diese Sechs, so angethan wie es der König gesagt hatte, wurden von dem Statthalter zum Thor hinaus geführt und mit der Bitte sie nicht hinzurichten dem Walter Mauny übergeben. Dieser führte sie vor den König, vor dem sie niederfielen, ihm die Schlüssel der Stadt überreichten, und mit gefalteten Händen für sich und die Stadt um Gnade flehten. Eduard wollte sie hinrichten lassen, so ergrimmt war er auf die ganze Stadt, und die Fürbitte seiner Herren und Ritter, vor Allem Herrn Mauny's, der ihn an die Schmach, welche ihm daraus erwüchse, erinnerte, schien vergeblich zu seyn, schon hatte er den Henker zu rufen befohlen, als seine Gemahlin, die Siegerin der Schotten, gesegneten Leibes, weinend, vor ihn niederkniete, und ihn bat, um Maria's Sohn und aus Liebe zu ihr diesen sechs Männern Gnade zu schenken. Da sah sie Eduard an und schwieg eine Weile, dann sprach er: Ha, Dame, ich wollte ihr wäret wo anders gewesen als hier, aber ihr bittet mich so, daß ich es euch nicht weigern kann, und gebe sie euch zu eurem Gefallen. Da nahm sie die Königin in ihr Gemach, ließ ihnen die Stricke abnehmen, und entsendete sie gekleidet, gespeist, und beschenkt in Sicherheit. Eduard aber gebot (29. Aug.) den Einwohnern aus Calais auszuziehen, und siedelte lauter Engländer daselbst an.

Nach dieser Waffenthat trat durch päpstliche Vermittlung ein beiden Theilen genehmer Waffenstillstand ein, der zwar erst (28. Sept.) nur auf ein Jahr, dann aber bis auf sechs Jahre verlängert wurde. Philipp bedurfte des Friedens, um seine gesunkenen Kräfte wieder herzustellen, Eduard konnte sich ruhig den ritterlichen Lustbarkeiten und Genüssen hingeben. Aber wohl noch wichtiger als diese Rücksichten der Ergötzung waren die nothwendigen Sorgen für die Fi-

manzen, die auch bei einem siegreichen Kriege gelitten hatten, und die ungeheuren in Florenz schon früher unter den mit dem König Eduard in Verbindung stehenden Häusern ausgebrochenen Bankerotte zeigen die mißliche Lage am besten. Auch traf die aus Italien kommende Pest, der schwarze Tod, die britannische Insel mit aller ihrer Gewalt. Als ein heftiges Erdbeben im Anfang des Jahrs 1348 das Continent von Calabrien bis gegen Polen hin erschüttert hatte, hierauf ein regnerischer Sommer ungesunde und schwere Dünste erzeugt hatte, brach im August auch im Süden von England die Pest aus und rückte allmählig auch gegen den sich anfangs für befreit haltenden Norden vor. Die meisten starben binnen sechs, manche schon nach zwei bis drei Tagen. Die Thiere wurden nicht minder davon ergriffen als die Menschen; Schafe, Pferde, Ochsen, lagen verwesend und von den Raubvögeln nicht verzehrt auf dem Felde. Alle bürgerlichen Verrichtungen standen still, Jeder sorgte nur für sich, und die gemeinste Gesinnung schien ein Recht zu haben, sich geltend zu machen. In London waren in kurzer Zeit alle Kirchhöfe voll, und nach einer gewöhnlichen Annahme wurde die Hälfte oder doch das Drittel durch diese Seuche weggerafft. Indem man aber den Ursachen eines so unbegreiflichen Uebels nachgrübelte, glaubte man sie in dem göttlichen Zorn über die Ueppigkeit des Lebens, über die Sittenlosigkeit der Männer und Frauen, über die tolle und unvernünftige Modesucht, gefunden zu haben. Diese zu sühnen kamen die Flagellanten auch nach England, machten aber daselbst keinen einzigen Proselyten, in Frankreich hielt sie König Philipp sogar von den Grenzen ab.

Der Krieg gegen England war aber so sehr eine Nationalsache Frankreichs, daß Philipp in seinem Vorhaben den Kampf fortzusetzen den Willen seines Volkes ganz auf seiner Seite hatte. In der Bretagne war ohnedies der Stillstand nicht angenommen worden, und die beiden Johannen, die hier, nach dem Tode des Prätendenten Montfort, wie nach der Gefangennehmung Karl's von Blois, der (1347) in die Hände der Engländer fiel, einander gegenüber standen, ließen das Kriegesfeuer nicht einschlummern. Doch brach es erst nach dem Tode Philipp's von Valois, dem sein Volk trotz der Verluste gegen die Engländer, den Namen des Glücklichen gab, mit größerer Heftigkeit aus.

Nach Philipp's Tod (1350 Aug. 22.) war Frankreich in einer dumpfen Gährung, welche die Regierung seines Sohnes Johann,

bisherigen Herzogs von der Normandie, in vollen Sturm ausbrechen sah. Die Leiden des Kriegs hatten am schwersten, ja ganz unerträglich, auf dem Landmann gelastet, auch der fleißige und betriebsame Bürger in den Städten fühlte nur die Bürde des immer neue Steuern, neue Hülfen verlangenden Krieges, ihm mußte daran gelegen seyn, aus dem rechtlosen Zustand, der nur für den abentheuernden Ritter Reize haben konnte, in einen geordneten zu gelangen, in welchem seine Pflichten wie seine Rechte genau bestimmt waren. Schon unter Philipp von Valois hatte die Münzveränderung eben soviel Ungemach und Unmuth verursacht wie unter Philipp dem Schönen, aber der dem Franzosen eigene patriotische Stolz hatte die Beschwerden darüber unterdrückt. Nun kam ein König auf den Thron, der man weiß kaum warum den Namen des Guten führt, wenn nicht dieses Prädikat oft nur ein mildernder Ausdruck für leidenschaftlich und schwach ist. Zugleich verursachte eine unstreitig offenkundige Ungerechtigkeit Zwist in der königlichen Familie selbst, der die Gelegenheit der äußeren Kämpfe benützte, um Privatinteressen zu verfolgen.

Ging doch mit diesem leidenschaftlich egoistischen Treiben der König selbst als schlimmes Beispiel voran! Kaum hatte sich Johann zu Rheims (22. Sept.) krönen lassen und hier sowohl als auch nachher in Paris prächtige Feste gefeiert, als er den ebenerst aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrten Grafen Robert von Eu und Guines, Connetable von Frankreich, wegen angeblicher Verrätherei, ohne ihm nur den Prozeß zu machen, hinrichten ließ. Auf ganz gleiche Weise ward der Krieg selbst geführt. So grandios er in seinen einzelnen Erscheinungen ist, so wenig leuchtet eine gemeinschaftliche nach einer Idee handelnde Richtung vor, alles zersplittert sich in egoistische Einzelnheiten. So ist es ein schönes Schauspiel, wie in der Bretagne die Franzosen und Bretagner unter dem Herrn von Beaumanoir mit Engländern, Deutschen, und Bretagnern unter Richard Pembroke am vierten Sonntag in der Fasten zwischen Josselin und Ploermel, je dreißig Mann auf jeder Seite, einen förmlichen Zweikampf im Großen hielten, der mit der Niederlage der Engländer endigte. Der Sieg blieb nachdem Pembroke gefallen war den Franzosen, aber damit war nicht entschieden; der Krieg dauerte fort wie bisher, der Preis der Tapferkeit gehörte den Gefallenen nicht minder als den Siegern. Denn bald darauf (1352 Aug. 14.) erfochten die Engländer einen ansehnlichen Sieg, der das Gewicht wieder völlig auf ihre Seite zog.

Nun geſchah, daß die frühere Verdrängung der Prinzeſſin Johanna, Ludwig's X. Tochter, aus dem ihr gebührenden Erbe die ſchlimmen Früchte trug. Man hatte ſie mit dem Königreich Navarra abgefunden, und ſie wegen Champagne und Brienne Verträge eingeben laſſen, wodurch ſie Angoulesme bekam, das aber in den Kriegen ſehr verwüſtet worden war. Nach ihrem Tode (1349) trat nun ihr etwa achtzehnjähriger Sohn Karl die Erbſchaft an, heirathete des Königs Schweſter Johanna, und vertauſchte die Grafſchaft Angoulesme gegen Ländereien in der Normandie, wo er ohnedies ſehr begütert war. Nun ließ er auf einmal den neuen Connestable, Karl von Spanien, dem der König Angoulesme gegeben hatte (1353) ermorden, erklärte dieſe That als eine im Intereſſe des Staats und des Königs begangene für verdienſtlich, und ſuchte ſich durch Freunde und Verbündete gegen die möglichen Folgen ſicher zu ſtellen. Allerdings auch gedachte der König ihn dafür zu ſtrafen. Aber die Unſicherheit der Zeit, die Gährung des ganzen Landes, bewog den König, Friedensvorſchlägen Gehör zu geben, durch welche der König Karl ſeine Forderungen einer Entſchädigung wegen Champagne ſich bewilligen ließ, und dagegen (1354 März 4.) im Parlament um Vergebung bat, dieſe auch abgeredetermaßen erhielt. Indeſſen war dieſe Ausſöhnung nur zum Schein, und es bedurfte nach wenigen Monaten eine neue, um dem förmlichen Ausbruch eines Krieges zwiſchen Frankreich und Navarra zuvorzukommen, der den traurigen Zuſtand des von dem engliſchen Krieg ſo verheerten Lands noch erbärmlicher gemacht haben würde. Bei dieſen Ausſichten wagte Johann nicht eine neue Auflage aus eigner Machtvollkommenheit auszuſchreiben, ſondern er berief zum erſten Mal die drei Stände (1355 Nov. 30.), wobei ausdrücklich nicht blos der hohe Adel, die Geiſtlichkeit, ſondern auch Abgeordnete der vornehmſten Städte zu einer Reichsverſammlung geladen wurden. Nach vorgelegter Bitte des Königs, ihn zur Fortführung des Kriegs zu unterſtützen, gaben der Erzbiſchof Johann von Rheims, als Sprecher der Geiſtlichkeit, Walter von Brienne, Herzog von Athen, im Namen des Adels, und Stephan Marcel, Prevôt der Kaufleute zu Paris, als Sprecher des Bürgerſtandes, die Erklärung, daß ſie bereit wären den König mit ihren beſten Kräften zu unterſtützen, und ihm auf ein Jahr ein Heer von 30,000 Geharniſchten halten. Die Mittel hiezu wollte man in einer Abgabe von acht Deniers vom Livre von jeder Waare finden, doch vertagte man ſich deßhalb, um zu ſehen ob ſie genügen würde,

bis zum nächsten März. Da wurde um das Fehlende zu ersetzen eine Kopfsteuer beschlossen und dem Könige die Hülfe bestimmt zugesagt.

Aber die neue Steuer war beim Volke so wenig beliebt, daß es dem König von Navarra nicht eben viele Mühe kostete, in der Normandie und Picardie förmliche Widersetzlichkeit gegen ihre Erhebung bei den Städten zu veranlassen. Ja er war sogar so weit gegangen, daß er den Dauphin Karl auf seine Seite zu ziehen suchte, um sich seiner Hülfe gegen den König zu bedienen, diesen vielleicht sogar abzusetzen. Johann merkte die gegen ihn gerichteten Umtriebe noch zur rechten Zeit, gewann seinen Sohn durch die Ertheilung des Herzogthums der Normandie und beschloß nun sich vor dem unruhigen Navarresen endlich zu sichern. Er ließ ihn (1356 April 5.) zu Rouen, wo er sich mit dem jungen Herzog der Normandie befand, nebst andern Herren, die ebenfalls für Feinde des Königs gehalten würden, gefangen nehmen, einigen von diesen sogleich den Kopf abschlagen, ihn aber nach dem Chastelet in Paris bringen. Nun brach der Bürgerkrieg aus, des König Karl's Bruder Philipp und Gottfried von Harcourt ergriffen die Waffen.

Indessen hatten auch die Engländer den Krieg mit mehr Eifer eröffnet. Zwar konnte der König selbst um der inneren, besonders der schottischen Händel willen, England nicht verlassen, aber sein Sohn, der schwarze Prinz, war von der Gascogne aus mit 2000 Geharnischten und 6000 Schützen unter Verheerung des ganzen Landes bis gegen Bourges vorgedrungen, während das zu Compiegne zusammengezogene königliche Heer sich gegen die Normandie gewendet hatte. Aber auf die Nachricht von diesem überdies mit so geringen Kräften unternommenen Zug eilte König Johann dem Prinzen den Weg abzuschneiden. Durch das Verweilen des Prinzen bei der Belagerung und Einnahme des Schlosses Remorantin gelang es ihm auch wirklich ihn bei Maupertuis nicht weit von Poitiers einzuholen. Der Prinz, der keinen Ausweg mehr sah, nahm seinen Standpunkt zwischen Hecken, Weinbergen, und Gebüsch, wo die Reiterei wenig ausrichten konnte. Er hatte nicht mehr als 12,000 Mann während das französische Heer um das Vierfache stärker war. Der Angriff der Franzosen war für die Engländer in ihrer festen Stellung noch ein Glück, da sie selbst im Fall einer Niederlage doch dem schmählichen Schicksal sich aus Mangel ergeben zu müssen entgangen wären. Im Kriegsrath König Johann's beschloß man den An-

griff, als auf einmal der Cardinal Talleyrand Perigord, der wegen einer Ausgleichung zwiſchen Frankreich und England ſchon länger ſich bemühte, herangeſprengt kam, und den König bewog, unnützes Blutvergießen, da die Engländer ja doch verloren wären, zu ſparen, und ſie auf glimpfliche Bedingungen zur Ergebung zu bringen. Auch gab ihm Johann wirklich dazu die Vollmacht, und der ganze Sonntag (18. Sept.) verſtrich in Unterhandlungen, die endlich darauf hinausliefen, daß der Prinz ſich erbot, wenn man ihn ziehen laſſe, alle in dieſem Jahre eroberten Plätze und alle Gefangenen zurückzugeben und ſich verbindlich zu machen, ſieben Jahre lang nicht gegen ihn zu dienen. Johann dagegen verlangte, wenn er das Heer ſolle frei ziehen laſſen, müſſe ſich der Prinz und hundert engliſche Ritter ihm als Kriegsgefangene ergeben. Dagegen gab der Prinz zur Antwort: wenn er ſich je ergebe, ſo müſſe das mit dem Schwerdt in der Fauſt geſchehen, und eher wolle er umkommen, als ſolche Bedingungen eingehen. Hiemit war die Unterhandlung abgebrochen, der Tag verſtrichen, und man ſchickte ſich nun des andern Morgens (19. Sept.) zur Schlacht an. Noch einmal verſuchte der Cardinal den König zurückzuhalten, aber vergebens.

Das engliſche Lager war nur durch einen Hohlweg zugänglich, den nun auf Rath des Herrn von Ribaumont dreihundert Geharniſchte zu Pferd erzwingen und durch die entgegenſtehende Linie der engliſchen Schützen gewiſſermaßen eine Gaſſe machen ſollten. Allein dieſe wurden mit einem ſolchen Pfeilhagel empfangen, daß ſie gleich im Anfang in die größte Verwirrung geriethen, und durch die aus der Oeffnung der Schützen hervorbrechenden engliſchen Reiter theils niedergehauen und niedergeritten, theils gefangen wurden. Da aber hinter ihnen her das übrige franzöſiſche Heer zog, ſo theilte ſich die Verwirrung den nächſten Reihen mit und wurde durch die Pfeile der Engländer, die hinter ihren Hecken ein leichtes Spiel hatten, noch vermehrt. Zwei Drittheile des franzöſiſchen Heeres, welche der Dauphin und der Herzog von Orleans anführten, zogen ſich zurück, oder löſten ſich vielmehr in ungeordnete Flucht auf. Nur der König ſelbſt mit Herzog Walter von Athen und vielen Baronen hielt noch mit wohl eben ſo viel Mannſchaft als die Engländer überhaupt hatten das Feld, aber dieſe rückten jetzt auf den Rath des erfahrnen John Chandos aus ihren Hecken heraus, um den Sieg gänzlich zu erfechten. Hier erhob ſich aber ein blutiger Kampf, in welchem ſowohl der Prinz als auch der König tapfere Thaten verrichteten, der Her-

zog Walter von Athen, Connestable von Frankreich, und andere Herren getödtet wurden, der König selbst von zwei Wunden im Gesichte blutend aber sich endlich an einen Ritter aus Artois ergeben mußte. Die Schlacht war aus, der Prinz von Wales hatte sich auf den Rath des Jean Chandos zur Rast begeben, sein Banner hoch auf ein Gebüsch aufpflanzen lassen, seine Leute hatten ihm rasch ein Zelt aufgeschlagen, und hieher strömten nun von allen Seiten die Engländer zusammen, vom Verfolgen müde, und Gefangene einbringend. Hieher sah man auch ganz langsam eine Schaar zu Fuß kommen. Es war der König von Frankreich, den eine Schaar Engländer und Gascogner dem Ritter aus Artois abgenommen hatten und nun unter sich so heftig über die Ehre, ihn gefangen genommen zu haben, stritten, daß zur hohen Zeit der Graf von Warwick und Herr Regnaut de Gobeghen ankamen, um ihn dem Prinzen zuzuführen. Hatte nun der Prinz an diesem Tage als Feldherr und tapferer Ritter das Beste gethan, so schmückte er sein kriegerisches Verdienst durch die feine Sitte und achtungsvolle Schonung, mit der er dem Gefangenen begegnete. Er selbst bediente ihn bei Tisch, erlaubte sich nicht in seiner Gegenwart zu sitzen, und betrachtete ihn nicht anders als einen gebietenden König, der auch in der Gefangenschaft noch ehrerbietig behandelt werden muß. Schon am folgenden Tage jedoch brach das englische Heer, durch Beute und Gefangene so beladen, daß sie nicht daran denken konnten, Poitiers wohin sich der Dauphin geflüchtet hatte anzugreifen, nach Bordeaux auf, nun bis in die Gascogne durch keinen Feind mehr belästigt.

Die Gefangennehmung des Königs brachte in Frankreich gewaltige Regung hervor. Der Herzog Karl, damals etwa zwanzig Jahre alt, eilte sobald es sich thun ließ nach Paris, um die in dieser Lage nöthigen Maaßregeln zu treffen. Er berief hiezu die Stände, mußte aber noch ehe er seine Anträge stellen konnte, von denselben die Forderung hören, daß eine Commission von zwölf Mitgliedern aus jedem Stande niedergesetzt werden sollte, welche die wichtigsten Angelegenheiten untersuchen, über sie berichten, und mit diesem Amt sowohl während der Reichsversammlung als auch außer derselben beauftragt seyn solle; eben dieselben sollten Rechenschaft über den königlichen Schatz fordern, und auf ihren deßhalb gemachten Bericht wurde gegen die bisher mit dem Finanzwesen beauftragten Männer ein Prozeß eingeleitet, endlich sollte der König von Navarra seiner Haft entlassen werden. Dann erst versprachen die Stände 30,000

Mann zur Befreiung des Königs zu unterhalten. Dagegen erwiederte der Prinz Karl, nun als Regent, daß er zwar den neuen ihm zur Seite geſetzten Rath bewillige, in die Freilaſſung des Königs Karl aber nicht eingehen könne, weil dieſer von ſeinem Vater gefangen geſetzt worden ſey. Die bedrohten Finanzbeamten hatten ſich bereits heimlich aus dem Staube gemacht. Einſtweilen aber entließ Karl die Stände, bis er von Metz, wohin er ſich zu Karl's IV. großem Hoffeſt begab, um dort irgendwie Hülfe oder Rath zu erhalten, zurückgekehrt ſeyn würde.

Aber während Karl ſich in Metz befand, wo er nichts erlangte, als die Belehnung mit dem Delphinat (Dauphiné) von Vienne, welches der kinderloſe Graf Humbert der franzöſiſchen Krone geſchenkt hatte, entſtanden in Paris bereits heftige Bewegungen. Karl hatte ſeinen Bruder Louis von Anjou daſelbſt als Statthalter zurückgelaſſen, der eine Münzordnung gab. Hierdurch glaubten die Stände ihre Rechte beeinträchtigt, Stephan Marcel mit den übrigen der Sechsunddreißig erzwang von ihm die Zurücknahme der Verordnung bis zu ſeines Bruders Wiederkunft, und als Karl ſelbſt (1357 Jan. 25.) nach Paris zurückkam, zeigte ſich die allgemeine Entrüſtung über das neue Geſetz ſo laut und drohend, daß Karl ſelbſt die neue Münze unterdrücken mußte, und auf das Verlangen der Stände wurde auch gegen die bisherigen Finanzbeamten der Prozeß eingeleitet und gleich der Anfang gemacht, ihre Güter einzuziehen. Die Partei des gefangenen Königs von Navarra war hier beſonders thätig, und es blieb dem Dauphin nichts übrig, als in der That die Angeklagten abzuſetzen, und ſich dem Willen der Stände zu fügen. Ja er konnte nicht einmal ſie dazu bringen wieder auseinanderzugeben, und es dauerte nicht lange, ſo ſtieg das Mißtrauen der Bürger gegen den guten Willen und die Redlichkeit des Prinzen und des Adels ſo weit, daß die ganze Bürgerſchaft ſich waffnete, und in der Stadt ſelbſt ein Kriegszuſtand war, während trotz des mit dem Prinzen von Wales, der den gefangenen König (April 11.) nach England abgeführt hatte, geſchloſſenen zweijährigen Stillſtandes durch die nun unbeſchäftigten, des Raubens und Plünderns gewohnten, und unbezahlten Kriegshaufen oder Compagnien auf dem ganzen Lande die größte Unſicherheit herrſchte. Die Brutalität des Soldaten hielt ſich in Ermanglung eines Feindes an dem armen Manne, dem Landmann, ſchadlos.

Da wurde auf einmal der in Arteux, einem Schloſſe in Artois, gefangene König Karl (1357 Nov. 9.) durch Jean de Pecuigny,

einen Adeligen aus der Picardie, gewaltsam seiner Haft befreit, und nach Amiens geführt, wo das Volk ihn als einen ungerecht Verfolgten mit Jubel empfing. Der Herzog Karl konnte nichts thun, als in das bereits Geschehene einwilligen, und dem König Karl frei Geleit nach Paris geben. Hier zog Karl (29. Nov.) unter dem lautesten Jubel ein, hielt (30. Nov.) bei der Abtei St. Germain des Pres an das versammelte Volk eine Art Predigt, indem er eine Bibelstelle zum Grunde legte, und an dieselbe die Darlegung der ihm widerfahrenen ungerechten Behandlung anknüpfte. Er nebst dem Prevot Stephan Marcel und Robert le Coq dem Bischof von Laon war das Haupt der Bewegungspartei, welche dem Dauphin geradezu entgegenwirkte. Er begann den Krieg in der Normandie aufs neue, und ließ die Stadt Paris in den Händen des Prevots Marcel, welcher sich dem Verlangen des Dauphins dem Unfug der Compagnien auf dem Lande ein Ende zu machen widersetzte, die Stadt Paris abschloß, die Nationalmütze halb roth halb blau als Parteizeichen einführte, und (1358 Febr. 22.) in des Dauphins oder Generalstatthalters Karl Gegenwart die beiden Marschälle Robert de Clermont von Normandie und de Conflans von Bretagne niederhauen ließ, dem Dauphin selbst um ihn zu sichern die Nationalmütze aufsetzte und zur Genehmigung dieser That nöthigte. Indessen gerade diese Gewaltthätigkeiten waren ihm selbst nachtheilig. Der Adel fing an sich von den Versammlungen zurückzuziehen, und der Dauphin, welcher (14. März) den Titel eines Regenten von der Versammlung erhalten hatte, faßte festeren Fuß, um sich vor der Anarchie zu sichern. Unter dem Vorwand, als wolle er den Adel bewegen sich wieder mit den Ständen zu vereinigen, verließ er Paris, gewann die andern Städte, und durfte es nun wagen, die Versammlung nach Compiegne zu verlegen (Mai), und dadurch sich von den Parisern ganz los zu sagen. Nun suchte Marcel sich theils durch den Beistand des Königs von Navarra, der als nächster Prinz von Geblüt sich wohl auch mit der Hoffnung schmeichelte, in diesem greulichen Gewirre die Krone Frankreichs für sich zu gewinnen, theils durch Sicherheitsmaßregeln in der Stadt, indem er den Louvre besetzte u. s. w., zu halten. Allein der König Karl, der die allgemeine Abneigung der Geistlichkeit und des Adels gegen den dritten Stand wohl erkannte, und auf ihn seine Hoffnung zu setzen nicht traute, verglich sich (Juli 19.) mit dem Regenten, der Paris immer enger einschloß, hatte indessen immer noch heimlichen Verkehr mit Marcel, bis dieser,

der ihm ſogar Paris übertiefern wollte, gerade als er (31. Juli) das Thor von St. Denys öffnete, von dem Schöffen Jean Maillard, ſeinem Nebenbuhler in der Volksgunſt, nebſt andern niedergehauen, ſeine Anhänger verhaftet, die Nationalmütze ins Feuer geworfen, und der Regent zur eiligen Rückkehr eingeladen wurde. Karl hielt (3. Aug.) einen feierlichen Einzug unter dem Jubel des Volks, das der demagogiſchen Umtriebe müde war, und verglich ſich endlich (1359 Aug. 21.) auch mit ſeinem nächſten Blutsfreund dem König Karl, obgleich nur auf kurze Zeit.

Unabhängig von dieſen aus politiſch egoiſtiſchen Abſichten hervorgegangenen Bewegungen war auch ein furchtbarer Bauernaufſtand, die Jacquerie genannt, in der Picardie und in Beauvoiſis (1358 Mai) ausgebrochen. Hier herrſchte die Leibeigenſchaft in der härteſten Geſtalt, und es war kein Wunder, wenn nun, da der Adel in der Schlacht von Maupertuis ſich ſo wenig Ruhm erworben hatte, der fürchterliche Druck endlich ſeine eigenen Feſſeln ſprengte. Es geſchahen die greulichſten, planloſeſten, nur Rache für den Augenblick, ſonſt nichts erzielenden Thaten; die Edelleute wurden ermordet, ihre Weiber und Töchter noch außerdem auf das brutalſte mißhandelt, die Schlöſſer in Aſche gelegt. Ein Menſch aus Clermont in Beauvoiſis, der ſich Jacques Bonhomme nannte, ſtand an der Spitze des Aufſtands, wie er ſich gehoben, wodurch er ſich ausgezeichnet, was er am Ende gewollt, iſt unbekannt. Uebrigens kam der Name des Aufſtandes nicht von ihm her, ſondern von dem bei dem Landvolke weit verbreiteten Namen Jacques und dem höhnenden Spott des Adels, der den Bauern vorzugsweiſe Jacques Bonhomme nannte, von dem mit Schlägen und Mißhandlungen Alles, mit guten Worten und Vorſtellungen aber nichts zu erwirken ſey. So wenig aber ſtanden dieſe Greuel mit dem demagogiſchen Beſtreben Stephan Marcel's und den ehrſüchtigen Abſichten Karl's von Navarra in Verbindung, daß beide gegen die Bauern auszogen, und dieſen endlich, als ſie das Schloß von Meaux bedrohten, wo ſich eine große Menge geflüchteter Edelfrauen befand, durch den Grafen von Foix und den Captal von Buch, die ſich auf der Heimkehr von einer Kreuzfahrt gegen die Littbauer befanden, ein gänzliches Ende gemacht wurde. Die Stadt Meaux, deren Einwohner ſich mit den Bauern verbunden hatten, wurde niedergebrannt, und nachdem der in Meaux befindliche Haupthaufe der Bauern vernichtet worden war, die übrigen kleineren zerſtreuten Schaaren ohne Gnade niedergehauen und die Ein-

zeinen aufgeknüpft. Wie die Jacquerie ohne Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen Frankreichs entstanden war, so verschwand sie auch wieder ohne auf diese einen Einfluß auszuüben, nur gibt sie ein Zeugniß für die erbärmliche Lage des Landvolks, das sich nur durch solche Greuelthaten Luft machen zu können glaubte, und dessen Zustand der schreiendste Kontrast gegen die feine und höfische Sitte der Fürsten und des Adels ist.

So sehr man auch in England dem ritterlichen König Johann seine Gefangenschaft zu versüßen suchte, so sehnte er sich doch nach seinem Frankreich zurück, und schloß deßhalb einen Frieden ab, durch welchen England freien und unabhängigen Besitz von Normandie, Guyenne, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, und den dazu gehörigen Afterlehen, so zwar erhielt, daß selbst die Bretagne in Zukunft von dem Herrn der Normandie als oberstem Lehnsherrn abhing. Außer dem sollte noch für die Freilassung des Königs ein Lösegeld von vier Millionen Goldthalern gezahlt werden. Dieser ebenso drückende als schmähliche Friede aber wurde (1359 Mai 28.) von den Ständen und dem Regenten verworfen und der Krieg brach aufs neue aus. König Eduard ging über Calais in die Champagne und Bourgogne, drang sogar bis in die Nähe von Paris vor, brachte seinen Gegner aber dennoch zu keinem Treffen, und ließ sich endlich angeblich durch ein bei einem fürchterlichen Sturm und Unwetter, das ihn bei Chartres überfiel, gethanes Gelübde bewegen, mildere Bedingungen einzugehen, durch welche der Friede zu Bretigny (1360 Mai 1., 8., 19.) abgeschlossen wurde. Eduard entsagte der französischen Krone, bekam aber außer Guyenne mit Gascogne noch Poitou, Saintonge, Aunis, Agenois, Perigord, Limousin, Quercy, Tarbe, Bigorre, Gaure, Angoumais, Rodes, Rovergue, Calais, Ponthieu, Guines, und Montreuil, mit völligem Souverainetätsrechte, und ein Lösegeld für den König von drei Millionen Goldthaler, welche in bestimmten Fristen zu zahlen waren. Da wurde Johann aus England herübergeführet, beschwur zu Calais mit Eduard (24. Oct.) den Frieden, ward hierauf in Freiheit gesetzt, und kehrte wieder (13. Dec.) nach seiner Hauptstadt zurück. Der Krieg war vorüber, die Wehen blieben zurück.

Diese waren unter den letzten Jahren des Königs Johann besonders durch die beschäftigungslos umherziehenden Cameradschaften sehr empfindlich für das Land. Sie setzten sich selbst Anführer, fielen in die Champagne und in Burgund ein, selbst einzelne burgundische Edle gesellten sich dazu, und bald zogen siebzehn verschiedene größere

und kleinere Compagnien durch das Land, das durch ſie nicht weniger litt als vorher durch den Krieg. König Johann ließ daher ein Aufgebot an den Adel ergehen, und es ſammelte ſich ein Heer von zehn- bis zwölftauſend Mann, das unter Jakob von Bourbon gegen Lyon zog, aber in der Nähe dieſer Stadt am Freitag nach Oſtern (1362 April 2.) eine große Niederlage erlitt, in der viele Gefangene gemacht, viele getödtet, Jakob von Bourbon und ſein Sohn tödtlich verwundet wurden, ſo daß ſie nur um wenige Tage ihre Niederlage überlebten. Nun noch trotziger wandte ſich ein Theil gegen Avignon, und bedrohte den Papſt Innocenz VI. Dieſer ſchrieb einen Kreuzzug gegen ſie aus; da er aber die Leute, welche ihn unternehmen wollten, ſtatt mit Geld mit Ablaß bezahlte, hatte die Sache ſchlechten Fortgang, und es war wirkſamer, daß der Markgraf von Montferrat, welcher mit den Visconti in Mailand Krieg führte, ſie in ſeine Dienſte einzutreten einlud, was ſie auch nachdem ihnen der Papſt für ihre begangenen Frevel Ablaß gegeben hatte annahmen. So wurde Frankreich zunächſt dieſer Plage los.

Die Erfüllung des Friedens von Bretigny war aber ſo ſchwierig, daß die als Geißeln in England befindlichen vier franzöſiſchen Prinzen um zurückkehren zu können ihre Apanagen für ſich verpfändeten, und deßwegen, bis der König Johann dieſen Vertrag genehmigt haben würde, nach Calais entlaſſen wurden. Allein der Rath des Königs mißbilligte dieſes Auskunftsmittel, wodurch ein großer Theil Frankreichs in engliſche Hände gerathen ſeyn würde, und da Louis von Anjou dennoch nach Frankreich entwiſchte, ſo ward das ritterliche Ehrgefühl Johann's dadurch ſo gekränkt, daß er (1363 Dec.) ſelbſt nach England ging, ſey es nun wirklich mit ſeiner Perſon die Befreiung der Prinzen zu erwirken, für den Frieden zu bürgen, und die noch obwaltenden Irrungen perſönlich beizulegen, ſey es daß ihn die Liebe zur ſchönen Gräfin von Salisbury zu dieſem Schritte bewog. Dort erkrankte er und ſtarb (1364 April 8.). Zu den ſpätern großen Streitigkeiten mit Burgund hatte er dadurch den Grund gelegt, daß er nach dem Ausſterben (1361) der ältern burgundiſchen Herzoge ſeinem Sohn Philipp, der mit ihm bei Maupertuis gefangen worden war, das Herzogthum Burgund verlieh, welches ſeitdem auf dem Wege der Heirath und des Erbes ſo vergrößert wurde, daß es ein mächtiges, für Frankreich gefährliches Reich wurde.

Unter Johann's Sohn Karl dem Weiſen, der allerdings die Zeit ſeiner Regentſchaft benützt hatte, um wirkliche Regentenklugheit

samkeit machte den König seinen Unterthanen verhaßt, und obgleich er sich auf Zureden seines Oheims Alfonso von Portugal mit seinen Halbbrüdern aussöhnte, so war doch dieß nur Schein und durch seine (1352) mit Maria de Padilla heimlich geschlossene Heirath trat er immer mehr mit allem Recht und aller Pflicht in Widerstreit. Die ihm öffentlich angetraute französische Prinzessin Blanca von Bourbon, Schwester der französischen Königin Johanna, behandelte er wie eine Gefangene, ließ durch dienstfertige Bischöffe die Ehe mit ihr für ungültig erklären, um die schöne Juanna de Castro, eine Wittwe, zwingen zu können, ihm die Hand zu reichen, verstieß aber auch diese gleich darauf, und zerfiel so mit einem immer größern Theil Spaniens. Vorstellungen sein Leben zu ändern, die Padilla zu entlassen, fruchteten gar nichts, und gegen die päpstlichen Drohungen setzte er entweder gänzliche Gleichgültigkeit oder, als (1355) der Bannfluch wirklich ausgesprochen wurde, die schamloseste Heuchelei. Durch Einmischung in die Angelegenheiten Aragons zerfiel er (1357) auch mit diesem Reiche, ließ (1358) seinen Halbbruder Fadrique, Großmeister von St. Jago, dem verbotener Umgang mit Blanka Schuld gegeben wurde, den Infanten Juan von Aragon, und mehrere castilianische Große, hinrichten. Da der Angriff einer castilischen Flotte auf Barcelona und auf die Balearen unglücklich ablief, wurde Pedro immer wüthender, ließ seine Tante ermorden, mehrere Große hinrichten, einen Priester, der ihn vor dem Grafen Henrique warnte, weil er sein Leben durch dessen Hand verlieren werde, lebendig verbrennen, den Juden Samuel Levi in Toledo, der bisher seine Geldgeschäfte betrieben hatte, unter dem Vorwand, er habe die Kroneinkünfte auf die Seite geschafft, foltern, bis er den Geist aufgab, und sein ganzes ungeheures Vermögen einziehen, endlich auch die zuletzt in Xerez als Gefangene gehaltene Königin Blanka (1361) ermorden. Bald darauf starb auch Maria Padilla. Mit Aragon wurde (1361) Friede geschlossen, aber nachdem Pedro den Usurpator von Granada Abu Said unter Zusage sicheres Geleits nach Sevilla gelockt, ermordet, sich seiner mitgebrachten Schätze bemächtigt, und den abgesetzten König Mohammed Ben Jussuf wieder eingesetzt hatte, ließ er seine Truppen (1362) wieder in Aragon einfallen, nahm Calatayud (1362 Sept. 7.) weg, und brachte den aragonesischen König dadurch aufs Aeußerste. Zwar suchte der Papst Frieden zu vermitteln, der auch zu Stande kam, aber von kurzer Dauer war, indem Pedro von Aragon nur dann für sich Sicherheit sah, wenn Pedro von Castilien

(1312—1350) hob ſich die caſtiliſche Herrſchaft wieder zu ihrer früheren Größe. Anfangs beſtand eine vormundſchaftliche Regierung, bis (1324) der fünfzehnjährige König ſelbſt die Regierung übernahm, den granadiſchen König Muhammed Tribut zu verſprechen zwang, und die noch obſchwebenden innern Zwiſte glücklich und kräftig beilegte. Die ſittlichen Verhältniſſe des Landes boten aber den unerfreulichſten Anblick dar, ſo daß ſelbſt die Ungläubigen über die Ausſchweifungen der Chriſten laut ſpotteten, und Raub und Mord, Ehebruch und Blutſchande an der Tagesordnung waren. Alfonſo ſelbſt war zwar mit Maria von Portugal (1328) vermählt, zog dieſer rechtmäßigen Gemahlin aber ſeine Beiſchläferin Leonore de Guzman, aus einer edlen ſpaniſchen Familie, ſichtbar vor, erkannte die mit ihr erzeugten Söhne öffentlich an, und gab dadurch ſogar dem Papſte Benedikt XII. Anlaß (1338), ihm wegen dieſes ärgerlichen Beiſpiels ernſte Vorſtellungen zu machen, die aber nichts halfen. Das Glück der Waffen blieb dem König getreu, er ſchlug in Gemeinſchaft mit dem König von Portugal die Marokkaner und Granadenſer in einer ſo großen Schlacht (1340 Okt. 30.) bei Tariſa, daß dieſer Sieg von den Chriſten für ein Wunder geachtet wurde und man endlich die Feſte Algeſiras eroberte und (1344) einen Waffenſtillſtand mit Marokko erzwang. Da der Krieg auch zur See geführt wurde, ſo geſchah es, daß vom Sturm verſchlagene Schiffer damals ſchon (zwiſchen 1326 und 1334) die canariſchen Inſeln entdeckten. Um die großen Koſten dieſes Kriegs zu beſtreiten, wurde (1342) eine Steuer des Zehnten von allen verkäuflichen Sachen, die ſogenannte Alcavala, erhoben, die anfangs nur auf Burgos beſchränkt war, ſpäter aber (1349) indem man mehr Städteabgeordnete als vorher auf den Reichstag nach Alcala geladen und dadurch den dritten Stand gewonnen hatte, über das ganze Reich ausgedehnt und ſo ſchon frühzeitig Spanien's gewerbliche Thätigkeit gebrochen wurde. Als Alfonſo an der Peſt bei der Belagerung von Gibraltar (1350 März 26.) geſtorben war, übernahm ſein ſechzehnjähriger Sohn Pedro der Grauſame die Regierung, den der unverſöhnlichſte Haß gegen ſeine Baſtardbrüder Henrique Grafen von Trastamara, Fadrique, Tello, Sancho, und ihre Mutter, beſeelte. Hiervon nicht unbekannt war Leonore Guzman in ihre feſte Stadt Medina Sidonia entwichen, ließ ſich aber aus dem ſichern Zufluchtsort bewegen an den Hof zurückzukehren, und wurde (1351) ermordet. Henrique der älteſte Halbbruder entfloh nach Portugal. Die auch gegen andere Spanier bewieſene Grau-

ſamkeit machte den König ſeinen Unterthanen verhaßt, und obgleich er ſich auf Zureden ſeines Oheims Alfonſo von Portugal mit ſeinen Halbbrüdern ausſöhnte, ſo war doch dieß nur Schein und durch ſeine (1352) mit Maria de Padilla heimlich geſchloſſene Heirath trat er immer mehr mit allem Recht und aller Pflicht in Widerſtreit. Die ihm öffentlich angetraute franzöſiſche Prinzeſſin Blanca von Bourbon, Schweſter der franzöſiſchen Königin Johanna, behandelte er wie eine Gefangene, ließ durch dienſtfertige Biſchöffe die Ehe mit ihr für ungültig erklären, um die ſchöne Juanna de Caſtro, eine Wittwe, zwingen zu können, ihm die Hand zu reichen, verſtieß aber auch dieſe gleich darauf, und zerfiel ſo mit einem immer größern Theil Spaniens. Vorſtellungen ſein Leben zu ändern, die Padilla zu entlaſſen, fruchteten gar nichts, und gegen die päpſtlichen Drohungen ſetzte er entweder gänzliche Gleichgültigkeit oder, als (1355) der Bannfluch wirklich ausgeſprochen wurde, die ſchamloſeſte Heuchelei. Durch Einmiſchung in die Angelegenheiten Aragons zerfiel er (1357) auch mit dieſem Reiche, ließ (1358) ſeinen Halbbruder Fadrique, Großmeiſter von St. Jago, dem verbotener Umgang mit Blanka Schuld gegeben wurde, den Infanten Juan von Aragon, und mehrere caſtilianiſche Große, hinrichten. Da der Angriff einer caſtiliſchen Flotte auf Barcelona und auf die Balearen unglücklich ablief, wurde Pedro immer wüthender, ließ ſeine Tante ermorden, mehrere Große hinrichten, einen Prieſter, der ihn vor dem Grafen Henrique warnte, weil er ſein Leben durch deſſen Hand verlieren werde, lebendig verbrennen, den Juden Samuel Levi in Toledo, der bisher ſeine Geldgeſchäfte betrieben hatte, unter dem Vorwand, er habe die Kroneinkünfte auf die Seite geſchafft, foltern, bis er den Geiſt aufgab, und ſein ganzes ungeheures Vermögen einziehen, endlich auch die zuletzt in Xerez als Gefangene gehaltene Königin Blanka (1361) ermorden. Bald darauf ſtarb auch Maria Padilla. Mit Aragon wurde (1361) Friede geſchloſſen, aber nachdem Pedro den Uſurpator von Granada Abu Said unter Zuſage ſicheres Geleits nach Sevilla gelockt, ermordet, ſich ſeiner mitgebrachten Schätze bemächtigt, und den abgeſetzten König Mohammed Ben Juſſuf wieder eingeſetzt hatte, ließ er ſeine Truppen (1362) wieder in Aragon einfallen, nahm Calatayud (1362 Sept. 7.) weg, und brachte den aragoneſiſchen König dadurch aufs Aeußerſte. Zwar ſuchte der Papſt Frieden zu vermitteln, der auch zu Stande kam, aber von kurzer Dauer war, indem Pedro von Aragon nur dann für ſich Sicherheit ſah, wenn Pedro von Caſtilien

seines Throns verlustig seyn würde. Er verabredete daher mit dem seit Jahren aus Castilien entwichenen Grafen Henrique (Heinrich) von Trastamara und mit Karl von Navarra eine Theilung der castilianischen Staaten, und Henrique that nun seinerseits die entscheidenden Schritte, indem er die in Frankreich umherirrenden Cameradschaften unter Bertrand du Guesclin in seine Dienste nahm.

Sobald dieser den Vertrag mit den Compagnien abgeschlossen hatte, versammelte er, dessen Name auch sehr viele französische und bretagnische Ritter anzog, die Banden bei Chalons für Saone, und nahm dann zum großen Verdruß Papst Urban's V: den Weg gegen Avignon. Er schickte den Ankommenden einen Cardinal entgegen, der gleich mit der Frage empfangen wurde, ob er Geld mitbringe? Diese Leute zögen zur Buße ihrer Sünden gegen die Mauren von Granada und wollten deßhalb vom heiligen Vater, dem Statthalter Gottes, vor allen Dingen Absolution und 200,000 Franken Reisegeld. Für die Absolution, entgegnete der Cardinal, könne er ihnen stehen, aber nicht für das Geld. Nun nahm du Guesclin wieder das Wort: die Leute hier könnten sich im Nothfall wohl der Absolution entschlagen aber nicht des Geldes; ohne Geld seyen sie nicht auf den Weg ordentlicher Menschen zu bringen, und der heilige Vater müsse auch dazu behülflich seyn. Nun versprach der Cardinal die Sache vorzulegen; das müsse aber schnell geschehen, meinte du Guesclin, sonst ginge es je länger desto schlimmer. Er nahm sein Nachtlager in Villeneuve, gegenüber von Avignon, am andern Rhoneufer. Nun traf Urban zwar Vertheidigungsanstalten, da er aber von den Fenstern seines Palastes sehen konnte, wie die Leute plünderten und das Land verheerten, ließ er die städtischen Behörden berufen und die Bürger nach ihrem Vermögen schätzen, so daß man 100,000 Franken zusammenbrachte und nach Villeneuve hinüberschickte. Allein Bertrand erklärte, das Geld könne er schlechterdings nicht annehmen, er wisse wohl, daß es den armen Leuten abgezwungen sey, das wolle er nicht; der Papst und sein reicher Clerus müßten das ganz allein tragen. Uebrigens sey sein Wille, daß dieses Geld denen, welchen es abgenommen wäre, pünktlich zurückgegeben würde, und wenn er darüber nicht die bestimmteste Gewißheit hätte, so würde er, selbst wenn er schon das Meer passirt hätte, zurückkommen und dafür sorgen. Da mußte sich denn der Papst und die Cardinäle fügen, 200,000 Franken wurden bezahlt, die Absolution vom Papst mit Siegel und Un-

ließ er den portugieſiſchen St. Jagoorden ſich einen eigenen Großmeiſter wählen. Er ſtiftete auch die portugieſiſche erſt in Liſſabon errichtete, dann (1308) nach Coimbra verlegte Landesuniverſität. Dieſem trefflichen Regenten folgte ſein Sohn Alfonſo IV., der die letzten Jahre ſeines Vaters durch Empörung verbittert hatte, und in deſſen Regierung der Sieg von Tarifa, an dem er nicht weniger Antheil hat als ſein Schwiegerſohn Alfonſo XI. von Caſtilien, der einzige Glanzpunkt iſt. Denn ſo wie er ſeines Vaters letzte Tage getrübt hatte, ſo reizte er auch ſeinen Sohn Pedro durch eine grauſame That ſich gegen ihn zu empören Dieſer hatte ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtanze (1345) mit Ignez de Caſtro aus einem edlen caſtiliſchen Geſchlechte heimlich verbunden und reizte durch die ihren Brüdern, die vor Pedro dem Grauſamen nach Portugal entflohen, zugewendete Gunſt die Mißgunſt und den Neid der Großen, welche den König die Ignez zu ermorden bewogen. Alfonſo von den üblen Rathgebern begleitet begab ſich nach dem Clarakloſter zu Coimbra, wo Ignez mit ihren drei Kindern in ruhiger Einſamkeit lebte. Der Infant Pedro war, wie der König wußte, auf die Jagd. Als Ignez die Ankunft des Königs mit Bewaffneten erfuhr, ahndete ſie was ihr bevorſtehe und jeder Flucht, jedes andern Rettungsmittels beraubt, warf ſie ſich mit zwei ihrer Kinder dem König zu Füßen und flehte ihn für ſie und ihre Kinder um Gnade. Auch ergriff der rührende Anblick wirklich das Herz des Königs ſo, daß er wankend in ſeinem Entſchluß das Gemach verließ, und nur die wiederholten Reden ſeiner Räthe, durch dieſe Frau gehe Portugal zu Grunde, bewogen ihn endlich zu den Worten: Thut was ihr wollt. Dieſe Worte waren (1355) das Todesurtheil der Unſchuldigen. Diego Lopez Pacheco, Alvaro Gonzalves, und Pedro Coelho, vollbrachten den Mord. Nun ergriff zwar der Infant Pedro die Waffen gegen den Vater, ließ ſich aber, da doch nichts mehr gewonnen, nur andere Unſchuldige gezüchtigt werden konnten, zu einem Frieden mit demſelben bewegen, und ſparte ſeine Rache bis auf gelegnere Zeit auf. Dieſe kam, als er (1357) ſelbſt den Thron beſtieg. Er ſchloß mit Pedro dem Grauſamen eine enge Verbindung, verlobte ſeine zwei Söhne von der Ignez mit Pedro's Töchtern von der Maria de Padilla, und erhielt gegen die Auslieferung geflohener Caſtilianer zwei von den Mördern, die mit unmenſchlichen Martern (1360) hingerichtet wurden, der dritte, Pacheco, entkam nach Frankreich und wurde ſpäter für unſchuldig erklärt und begnadigt. Darauf aber als

nungen ſchienen ganz vernichtet. Allein ſchneller als man es erwarten konnte bot ſich ihm wieder die günſtige Ausſicht dar. Pedro zerfiel nämlich mit dem ſchwarzen Prinzen, dem er Biscaya einzuräumen ſich weigerte und den verſprochenen Sold zu zahlen nicht vermochte, und bat ihn endlich die Compagnien wieder über die Pyrenäen zurückzuführen. Mit dieſer Bitte ſtimmte der Wunſch der Engländer die von Seuchen arg mitgenommen waren, überein, und Eduard führte ſein Heer und die bis auf 6000 geſchmolzenen Compagnien wieder nach Guyenne zurück. Hierdurch bekam Henrique Muth, er kehrte nach Aragon zurück, und da Pedro mit verdoppelter Grauſamkeit wüthete, ſo wurde die Stimmung aufs neue für den Grafen von Trastamara günſtig. Auch du Guesclin wurde für 100,000 Goldſtücke aus ſeiner Haft in Bordeaux entlaſſen und zog ſogleich (1366 Frühjahr) dem Grafen Henrique zu Hülfe. Bei Montiel kam es (14. März) mit Don Pedro, der Portugieſen und Mauren zu Bundesgenoſſen hatte, zur Schlacht, die dieſer verlor und einige Zeit darauf aus dem Schloſſe Montiel wortbrüchigerweiſe, als zu einer Unterredung, herausgelockt und von ſeinem Stiefbruder Henrique (23. März) ermordet wurde. So kam die Linie des Grafen von Trastamara auf den Thron Caſtilien und Henrique II. der Unächte erhielt ſich auch ſowohl gegen Aragon und Portugal, als auch gegen Eduard's III. Sohn Johann von Gent, Herzog von Lancaſter, der ſeinen Anſpruch auf ſeine Heirath von Conſtanze, einer Tochter Pedro's und der Maria de Padilla gründete.

Wie in Caſtilien ſo erhub ſich nach ein Paar Jahrzehnten in Portugal eine unächte Linie auf den Thron. Hier hatte König Diniz (Dionyſius) der Gerechte (1279—1325) für Schifffahrt und Seeweſen, Bergbau und Handel, Anbau und Bevölkerung des Landes, Befeſtigung und Verſchönerung der Städte, Anlegung oder Wiederherſtellung kleinerer Ortſchaften und Burgen zu einer Zeit Sorge getragen, in welcher bei keinem andern Fürſten ſolche und ſo umfaſſende Beſtrebungen zu finden waren. Bereits damals ſchloß (1308) Portugal einen Handelsvertrag mit England. Wie er den Tempelorden in den Chriſtusorden umwandelte iſt ſchon erwähnt. Seine Streitigkeiten mit der Kirche hatten den ehrenvollen Urſprung, daß er durch beſtimmte Verordnungen, Amortiſationsgeſetze, den zu groſſen Erwerbungen von Gütern und Beſitzungen der Geiſtlichkeit Schranken ſetzte. Dagegen nahm er ſie gegen die Bedrückungen der Weltlichen in Schutz. Um ſich von Caſtilien ganz unabhängig zu erhalten,

XXV. Anfänge landständischer Volksvertretung. Skandinavische und slavische Geschichten. Der deutsche Orden in Preussen. Die Anjou's in Neapel und Ungarn.

Stände. Der Norden. Dänemark. Erich Mendved. Christoph I. Graf Gerhard von Holstein. Niels Ebbeson. König Waldemar Atterdag. Eroberung Schonen's. Margaretha von Dänemark. Schweden. Norwegen. Die Union von Kalmar. Der Osten. Polen. König Kasimir. Bestätigung der polnischen Nationalfreiheit. Preußen. Winrich von Kniprode. Schlacht von Rudau. Jagal (Jagello) Großfürst von Litthauen. Winrich's Tod. Anjou in Neapel. Aragon in Sicilien. Anjou in Ungarn. König Karl Robert. Felician Zach. Blüthe Neapel's unter Robert. Königin Johanna. Mord des ungarischen Andreas. Ludwig von Anjou in Ungarn und Polen. Ludwig's Töchter Maria und Hedwig. Hedwig Königin von Polen. Jagello vermählt sich mit Hedwig. Taufe der Litthauer. Verwirrung in Neapel und Ungarn. Maria Rex Ungariae. Karl von Durazzo ermordet.

Neben den wilden Kämpfen um Mein und Dein, welche in den Staaten außer dem römischen Reiche durch die Wechselfälle des Glückes und die großartigen darin auftretenden Persönlichkeiten am meisten das Auge des Betrachtenden an sich ziehen, ist aber auch ein Bestreben der verschiedenen Stände zu bemerken, unter sich selbst und gegen das Oberhaupt des Reiches eine bestimmte Stellung zu gewinnen und seine allmählig erworbenen Rechte zu sichern. Hierin war England durch den ruhigsten und gemessensten Gang allen andern Reichen weit voraus, seit Heinrich's I. große Charte durch Johann auf der Wiese von Staines (1215) erweitert und besiegelt worden war, hierauf Heinrich's III. Kämpfe mit den Baronen zur wiederholten Bestätigung der zugesicherten Rechte geführt, unter Eduard I. aber die flandrischen, französischen, und schottischen Kriege den König zur ausdrücklichen Erklärung vermocht hatten, daß keine Steuer ohne Genehmigung des Parlaments erworben werden dürfe; es war dadurch dem Parlament, der Zusammenkunft der Geistlichkeit, des Adels, der Ritterschaft, und der Städte, das wichtigste Recht, und zwar eben so der Verweigerung als der Genehmigung eingeräumt worden; beide bilden nur Eines; wer das Recht zu erlauben,

zu bewilligen hat, darf eben ſo auch verweigern, verſagen; das Eine kann nicht ohne das Andere gedacht werden; es wäre böswillige Myſtification, nur das eine Recht anerkennen zu wollen, das andere aber abzuſprechen. Nun ging im engliſchen Parlament (1343) eine ſehr wichtige Einrichtung dadurch vor, daß der geringere Adel, die ritterbürtigen Freien, welche ihre Gauen, Grafſchaften, vertraten, ſich mit den Gemeinden der Städte zu einem Ganzen bildeten, welches den Geiſtlichen und Edelfreien, Baronen, dem ſogenannten Oberhaus, als Unterhaus entgegenſtand, mit ihm gemeinſchaftlich das ganze Land vertrat und dem König das Gleichgewicht hielt. Für England brachte dieſe Einrichtung noch den beſondern Vortheil, daß der in Deutſchland und andern Ländern ſichtbare Gegenſatz des Adels gegen die Städte gar nicht hervortrat, nnd von den heftigen Kämpfen derſelben gar nichts zu bemerken war. Dagegen war in Frankreich, wo die Städte erſt unter Philipp dem Schönen und dann unter Johann zu den Parlamenten gezogen wurden, die einmal angenommene und beibehaltene Eintheilung des Volks in die drei Stände, Klerus, Adel, Bürger, die nothwendige Urſache der Zurückſetzung des dritten Standes, gegen den die beiden andern durch ſehr natürliche Bande verknüpft als ein Ganzes daſtanden. Dieß zeigte ſich bei den Pariſer Unruhen nach der Schlacht von Maupertuis zu voller Genüge. Wenn in Spanien die Städte Aragon's zu früher bedeutender Theilnahme an den Reichsverſammlungen, den Cortes, gelangten, ſo hatte dieß wohl ſeinen Grund in der Wichtigkeit derſelben bei dem Kampf mit den Arabern, während deſſen die Könige um ſich ihrer Treue zu verſichern ihnen große Vorrechte gewährten. Auch hier zerfiel die Landesvertretung in vier Stände, Geiſtlichkeit, hoher Adel, niederer Adel, und königliche Städte oder Gemeine (universales), welche die vier Arme (brazos) oder Stände (estamientos) ausmachten. Außer den Verſammlungen war ein permanenter Ausſchuß zur Führung der von den Ständen ausgehenden Geſchäfte vorhanden. Von Geldhülfen oder Steuern wußte man vor 1376 nichts, der dem König geleiſtete Beiſtand war perſönlich. Adel und Städte ſchloſſen ſeit Peter II. Unionen um ſich gegen Steuern und zur Erhaltung des Landfriedens gegenſeitig beizuſtehen, dieſes Unionsrecht wurde von Alfons III. in der Art anerkannt, daß im Fall der König ein Mitglied der Union kränken ſollte, ihnen erlaubt ſey, ſich einen andern Herrn zu wählen. Der Freiheitsgeiſt der Aragoneſen wurde von den Königen ſelbſt anerkannt. Der Sohn Jayme's II., desjenigen der (1319) die ewige

Verbindung der Reiche Aragon, Valenzia, und Catalonien zu einem Reichsgrundgesetz erhob, Alfons IV. (1327—1336) bedeutete seine castilische Gemahlin Leonore: Unser Volk ist frei, und Freiheit ihm recht angeboren; die können wir ihm nicht nehmen, noch verwehren. Es duldet keine Knechtschaft wie andere Völker, und also ehren uns unsere Unterthanen als ihren Herrn, und wir achten sie als treue Leute und Gefährten. Sein Sohn Pedro IV. der Strenge, der in die castilischen Händel unter Pedro dem Grausamen verwickelt war, und durch die Eroberung Mallorkas (1343) dem seit 1229 dort bestandenen besondern Reiche einer jüngeren Linie ein Ende machte, hob zwar (1348) nachdem er die von seinem Bruder dem Infanten Don Jayme gegen ihn angeregte und von den Aragonesen wegen Verletzung ihrer Privilegien geschlossene Union aller Stände, in welcher nur vier Städte auf der Seite des Königs blieben, gesprengt hatte, das Recht sich gegen den König selbst zu verbünden auf, erhob aber den bisherigen seit 1265 und schon früher bestandenen Hofrichter oder Justitia zum eigentlichen Schiedsrichter zwischen dem König und den Ständen, zum Erhalter der allgemeinen Freiheit. Er durfte nur aus dem niedern Adel genommen werden, die unmittelbare Berufung auf ihn hob sofort jedes andere Verfahren auf, später (1412) wurde er nur durch das Urtheil der Stände für absetzbar erklärt; der König hatte keine Gewalt über ihn. Weder in Castilien noch in Portugal bildete sich die ständische Freiheit bis zu diesem Grad aus, wiewohl auch hier Abgeordnete der Städte, in Castilien siebenzehn, auf die Reichstage gezogen wurden. Die in den maurischen Kriegen ausgebildete Aristokratie des in einen Stand vereinigten Adels bildete gegen die Städte einen schroffen Gegensatz, und da unter den Ständen selbst wenig Einigkeit vorhanden war so konnten die Könige leicht mit ihnen einzeln unterhandeln und sie dadurch schwächen. Doch bedurfte es zu neuen Gesetzen und Steuern ebenfalls der Genehmigung der Cortes, und eine aus den Zeiten Alfonso's X. herrührende zum Schutz gegen den Adel geschlossene Verbrüderung, die Hermandad, wurde später erneuert und als heilige Brüderschaft (santa hermandad) zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Verfolgung der Häretiker bestimmt. Noch weniger war in Portugal eine eigentliche umfassende Vertretung des Volks zu finden, obgleich auch hier schon seit den Cortes von Lamego solche Gemeinden, die durch ein besonderes Privilegium oder ihren Foral Sitz und Stimme hatten, neben dem Klerus und dem Adel einberufen wurden.

Die Zusammenberufung der Cortes hing in der früheren Zeit gänzlich von dem Willen des Königs ab.

Eben so ging auch im Norden den furchtbarsten Verwirrungen eine unverkennbare Bestrebung zur Seite, den einzelnen Ständen eine feste geordnete Stellung zu geben. Nur ist diese Bestrebung so zu sagen bewußtlos, nicht von richtiger Erkenntniß geleitet, und nur aus der egoistischen Absicht entsprungen, sich selbst möglichst viel, ja Alles, anzumaßen, dem Andern dagegen so viel als möglich zu entreißen. In den skandinavischen Staaten sind daher die Kriege der drei von gleichem Stamm mit fast gleicher Speache bewohnten Reiche, die sie unter sich führen, in stetem Zusammenhang mit den Verfassungskämpfen, und die Angriffe auf die Selbstständigkeit des Andern sind um so empfindlicher, als keiner der drei Bruderstämme dem andern ein Vorrecht einräumen will. Als in Dänemark nach Erich's VII. Ermordung sein zwölfjähriger Sohn Erich Mendved (1286 Nov. 22.) folgte, entstand durch die über die Mörder verhängte Untersuchung eine langjährige Verwirrung, da die Angeschuldigten nach Norwegen entflohen, hier nicht nur Schutz fanden, sondern der norwegische König Erich II. kündigte ihretwegen den Dänen sogar den Krieg an, belagerte Kopenhagen, und setzte diese Angriffe, in der Hoffnung Dänemark zu unterjochen, einige Jahre fort. Erich verheirathete sich mit des schwedischen Königs Birger Schwester Ingeborg, der wiederum Erich's Schwester Margaretha zum Weibe nahm. Die Folgen dieser Verbindung waren aber für Dänemark nutzlos, und die Verbindung der Mörder blieb auch dann noch gefährlich, als der Marschall Stigo (1293) gestorben, Ranno Joensson aber (1294) in Roeskild gefangen und mit dem Rade gerichtet worden war. Da, nach der Verheirathung der Königin Wittwe Agnes mit dem Grafen Gerhard von Holstein-Stormarn, der Oheim des Königs, Herzog Waldemar von Schleswig, offen auf die Seite der Mißvergnügten trat, so mußte der König nachgeben und wenigstens einstweilen den Mördern den Aufenthalt im Reiche verstatten, wenn auch nicht am Hofe. Während dieser verdrießlichen Händel gerieth Erich auch in Streit mit der Kirche, indem er den gegen seinen Willen gewählten Erzbischof von Lund Jens (Johann) Grand durch seinen Bruder Christoph, den er zum Herzog von Halland gemacht hatte, gefangen nehmen ließ, das Kapitel zwang vielen seiner Vorrechte zu entsagen, und darüber nach Rom zu berichten verbot. Papst Bonifacius VIII. erfuhr die Sache aber doch, und gebot (1295) bei Androhung des

Banns die Freilassung des Bischofs. Erich suchte die Bulle geheim zu halten, Grand entkam aber (12. Dec.) seiner Haft, ging nach Rom, und führte gegen den König Klage. Nun wurde der Legat Isarnus (1298) ins Land geschickt, der das Interdikt aussprach und den König in den Bann that. Zwar wurde das Interdikt nicht sonderlich beachtet, dennoch war es unmöglich es ganz abzuweisen, und Erich mußte nach fünfjähriger Widersetzlichkeit sich zur Abbitte bequemen, und Isarnus, der an Grand's Stelle Erzbischof wurde, mußte eine namhafte Entschädigung für den seinem Stifte zugefügten Schaden erhalten. Grand wurde erst nach Riga, dann nach Bremen versetzt. Außer diesen Zwistigkeiten gerieth Erich auch mit seinem Bruder Christoph, einem Menschen von undankbarem und treulosem Charakter, in Streit, verlor die Hoheit über Rostock, welches Heinrich der Löwe Herzog von Mecklenburg behauptete, hatte Empörungen der Bauern und des Adels, welche von den zu auswärtigen Unternehmungen benützten schweren Steuern überaus gedrückt wurden, zu dämpfen, und starb kinderlos (1319 Nov. 13.), da keines seiner vierzehn Kinder von Ingeborg am Leben geblieben war. Durch den Einfluß des Grafen Johann von Holstein, Agnes und Gerhard's Sohns, wurde des verstorbenen Königs Bruder Herzog Christoph (1320 Jan. 25.) gewählt, obgleich sein Vetter Erich von Schleswig von Einigen genannt wurde. Christoph mußte eine Capitulation eingehen, in welcher die Haandfestning seines Vaters von 1282 durchaus bestätigt, der Geistlichkeit Freiheit für alle ihre Güter, Freiheit der Gerichtsbarkeit und der Wahlen, dem Adel Befreiung von jedem Kriegsdienst außer dem Reiche und im Falle der Gefangenschaft Auslösung durch den König binnen Jahresfrist, den Bürgern Sicherheit vor andern als durch den Reichsrath für nöthig erachteten Zöllen und vor jeder gezwungenen Befriedigung der Bedürfnisse der königlichen Diener, den Bauern Sicherheit vor neuen Schatzungen und vor Spanndiensten außerhalb ihres Ortes, verheißen wurde: alljährlich sollte ein Danehof in Nyborg zusammen kommen, als oberster Reichsrath und Gerichtshof; kein Deutscher sollte in den Reichsrath aufgenommen oder zum Befehlshaber eines Schlosses ernannt werden; alle seit Waldemar's II. Zeiten aufgekommene Steuern sind abgeschafft; das Gesetzbuch dieses Königs ist das alleingültige; der Danehof richtet als höchste Instanz; Niemand darf ohne den Spruch des ihm zuständigen Gerichts verhaftet oder gar gestraft werden; Strandrecht gilt hinfort wie Seeräuberei; der König soll den Ver-

bannten die Rückkehr erlauben und ihre eingezogenen Güter erstatten, die Schulden seines Bruders bezahlen, und andere Beschwerden abstellen. Christoph hielt aber nur das wenigste, suchte sich durch Verbindungen mit dem Auslande zu helfen, veranlaßte dadurch eine allgemeine Empörung, indem (1326) die Stände ihm einen Absagebrief schickten, den ältesten Prinzen Erich, der bereits seit 1322 Mitregent war, gefangen nahmen und in Ketten legten, Christoph aber entfloh mit seinen beiden andern Söhnen Otto und Waldemar nach Rostock, und suchte mit Beistand von Mecklenburg wieder sein Reich zu erobern. Während nun die Stände den Herzog Waldemar von Schleswig, des obengenannten Herzog Waldemar's Enkel, zum König und dessen Oheim den Grafen Gerhard den Großen von Holstein zum Reichsvorsteher und Vormund des jungen Königs ernannten, schloß Christoph mit seinem Halbbruder Johann von Holstein ein Bündniß, kam durch diesen zwar wieder nach Dänemark, mußte aber so viel von seinem Reiche abtreten, daß er (1332) nur Laaland behielt, die beiden Grafen Johann und Gerhard aber, welche unter sich Friede schlossen, das übrige Dänemark theilten, doch ließ sich Johann mit 34,000 Mark abfinden. Christoph starb (1333 Juli 15.) nach einer durch seine eigene Schuld ganz und gar verächtlichen Regierung. Da nun der älteste Sohn Erich schon (1331) gestorben war, der zweite, Otto, mit einem Heer von Deutschen das ihm sein Schwager Ludwig von Bayern Markgraf von Brandenburg gegeben hatte, einen unglücklichen Einfall (1334) in Jütland machte und von dem Grafen Gerhard geschlagen und gefangen wurde, der jüngste, Waldemar, sich am Hofe Ludwig's des Bayern aufhielt, so war für die eigensüchtigen Plane des Grafen Gerhard gute Zeit. Er legte sich (1337) den Titel Herzog von Jütland bei, verfuhr mit den verpfändeten Provinzen ganz nach Belieben, legte große Schatzungen auf, und rief so eine Erbitterung hervor, die dadurch, daß er seinem Neffen Waldemar von Schleswig, der schon einmal den Königstitel geführt hatte aber so klug gewesen war ihn wieder niederzulegen, wieder den Königtitel gab, und mit ihm einen Vertrag über die Erbfolge in Schleswig schloß, in einen offenbaren Aufstand ausbrach. Der Adel und das Volk in Nordjütland, welche an den Herzog Waldemar fallen sollten, machten den Anfang damit, daß sie dem Grafen Gerhard die gewöhnlichen Abgaben und Dienste verweigerten und seine festen Oerter und Schlösser belagerten. Gerhard ließ sogleich im Bremischen, in Westphalen, und am Rheine Truppen werben.

und drang (1340) mit einem über 10,000 Mann ſtarken Heer, begleitet von ſeinen Söhnen Heinrich und Nikolaus in Nordjütland ein. Seine Söhne mit dem größern Theil des Heers ſollten das übrige Land unterwerfen, er ſelbſt mit viertauſend Mann legte ſich nach Randers. Nirgends war kräftiger und nachhaltiger Widerſtand, und es war nahe daran, daß Gerhard ſich des ganzen Landes, ja der Krone ſelbſt bemächtigte. Dieſen Plan vereitelte ein tapferer Ehrenmann, Niels Ebbeſon, Herr auf Norre-Riis, von gutem Adel, der von Graf Gerhard auf eine empfindliche Art perſönlich gekränkt worden war. Er ſagte dem Grafen den Gehorſam auf, um ſeine Ehre zu wahren, und ging mit einigen und ſechzig Gefährten in der Nacht des 18. März 1340 nach Randers, ging in der erſten Dämmerung über die Brücke, drang mit einigen ſeiner Leute in das Schlafgemach des Grafen und tödtete ihn und ſeinen Kaplan Heinrich von Vietingshoff. Niels hatte die Glocken läuten, die Pauken ſchlagen, Feuer einlegen laſſen, um durch dieſen plötzlichen Schrecken der überlegenen Anzahl der Feinde einen großen Begriff von ſich beizubringen und Schrecken einzujagen, was ihm auch ſo gut gelang, daß er ſich mit den Seinen ohne mehr als Einen Mann verloren zu haben, über die Brücke, deren Nägel er vorher hatte ausziehen laſſen und die ſofort abgeworfen wurde, glücklich zurückzog. Das Kriegsvolk des Grafen lief ſofort auseinander. Dänemark war von der Fremdlingsherrſchaft befreit. Für die wahre Würdigung von Niels Ebbeſon's That iſt es eben ſo gleichgültig, daß er Privatrache an dem Grafen geübt haben ſoll, als die Ehre ſeines Nachruhms durch die von den Söhnen des Grafen Gerhard ausgeſprengte unwahre Sage, er ſey in ihre Hände gefallen und zur Strafe ſeines Verrathes durch das Rad (1342) hingerichtet worden, nicht im Mindeſten befleckt wird. Wenn es möglich wäre die Beweggründe der Handlungen jederzeit ganz rein zu entwirren, wo würde ſich einer finden, den nicht mehr oder minder ſelbſtiſche Motive in Bewegung ſetzen? Iſt nicht ſchon das Bewußtſeyn einer edlen That ein Genuß, vielleicht der edelſte von allen? War Wilhelm Tell, oder abgeſehen von dieſem Namen, den die neuere Kritik dem Mythus vindiciren will, Arnold von Melchthal deßhalb weniger edel, weniger ein Erretter ſeines Vaterlands, weil er die Mißhandlung ſeines alten Vaters rächte? Und wie thöricht wäre es einen unverdienten ſchmählichen Ausgang, ſelbſt wenn er wahr wäre, dem Helden anrechnen zu wollen! War Wilhelm Wallace weniger der Vertheidiger von Schottlands Unab-

hängigkeit, weil ihn Eduard, unedel genug, auf dem Schaffot sterben ließ? Nein, so lange es eine Ehre seyn wird, für die Selbstständigkeit seines Landes, gegen das Joch eingedrungener Fremdlinge, in die Schranken getreten zu seyn, sey es siegreich oder besiegt, so lange wird Niels Ebbeson mit Recht der Nationalheld Dänemarks heißen, er wird es bleiben, ohne eines Denkmals zu bedürfen, das nicht der Dank, nein, nur die Eitelkeit der Nachwelt ihm errichten könnte, und nur die verblendetste Nationalfeindschaft könnte daran denken, den tyrannischen Unterdrückungsversuch Gerhard's seinem Ruhme an die Seite stellen zu wollen.

Nun endlich konnte Waldemar, Christoph's jüngster Sohn, der bisher bei Kaiser Ludwig sich aufhielt, daran denken sein väterliches Reich in Besitz zu nehmen. Mit den Grafen von Holstein und dem Herzog von Schleswig wurden Verträge geschlossen, des Letztern Schwester Helwig wurde Waldemar's Gemahlin, dann wurde er (1340 Juni 24.) zu Wiborg als König ausgerufen, erließ (1341 Jan. 6.) zu Roeskild eine allgemeine Amnestie und bestätigte die Haandfesining. Sein Bruder Otto begab sich seiner Ansprüche und trat in den Orden der deutschen Herren. Da sich der König Magnus von Schweden während des Zwischenreichs der Provinzen Schonen, Halland, und Blekingen bemächtigt hatte, so trat Waldemar, der sich vor der Hand nicht im Stande sah sie ihm zu entreißen, dieselben gegen 8000 Mark und die Rückgabe des Schlosses Kopenhagen ab. Dieses wurde mit Stadtrecht beschenkt und so der Grund zur dänischen Hauptstadt gelegt. Gab indessen der König Waldemar auch (1341 und 1343) die bestimmtesten Versicherungen, daß er diese Provinzen selbst unter Androhung des Bannes nicht zurückfordern wolle, so hatte er sich doch im Innern niemals seiner Ansprüche begeben, rechnete darauf, daß morgen wieder ein Tag seyn werde, weßhalb er Atterdag genannt wurde, und benützte die spätern Verlegenheiten Schwedens, um das Verlorene wieder zu erwerben. Eben so verhielt es sich mit den holsteinischen Grafen, die natürlich noch vor der Hand im Besitz mancher Rechte gelassen worden waren, welche Waldemar der Krone wieder zu erwerben für seine Pflicht hielt. Diese Bemühungen, die verlorenen Rechte und Besitzungen wieder zu erwerben, ziehen sich durch seine ganze vielbewegte Regierung hindurch. Nur das Herzogthum Esthland, wo (seit 1343) furchtbare Bauernaufstände ausgebrochen waren, verkaufte er (1347) für 19,000 Mark an den deutschen Orden und benützte dieses Geld

um Fünen und die meiſten verpfändeten Schlöſſer wieder einzulöſen. Dabei machte er um der Sitte der Zeit ſeinen Tribut zu entrichten, eine Wallfahrt nach Jeruſalem (1345), weßhalb ihn da er nicht um päpſtliche Erlaubniß eingekommen war der Papſt in den Bann that. Seine Mitwirkung in Deutſchland zur Ueberführung des falſchen Waldemar's, den er im Intereſſe der bayriſchen Partei für falſch erklärte, gab den Ausſchlag, und er ſchien nach dem erſten Decennium ſeiner Regierung ſo mächtig, daß er es wagen zu können glaubte, die abgetretenen ſchwediſchen Provinzen zurückzufordern. Er bediente ſich hiezu eines Mittels, das nichts weniger als königlich war. Als er (1349) mit König Magnus eine Zuſammenkunft hielt, verlangte er die Kaufbriefe über Schonen zu ſehen, und da ihm dieſes Verlangen unbedenklich gewährt wurde, ſo erweichte er die Siegel und vernichtete dadurch ihre Beweiskraft. Schon damals forderte er die Rückgabe, wurde jedoch zunächſt durch die deutſchen Angelegenheiten beſchäftigt, und glaubte bei der verwickelten Lage Schwedens (1351) dieß mit großer Sicherheit thun zu können. Die Sache wurde jedoch ſowohl damals als auch ſpäter (1354) durch einen Ausſchuß von je drei ſchwediſchen und däniſchen Biſchöffen für richtig erklärt, und Waldemar abgewieſen. Um dieſe Zeit aber fingen die Nordjütländer an, ſich über Waldemar's Wortbrüchigkeit und Habſucht zu empören, und die alten Fehden mit den Grafen von Holſtein brachen wieder aus. War nun auch Waldemar im Kriege glücklich, ſchlug er (1357 Nov. 11.) bei Gamburg die Jüten und Holſteiner, ſo ſah er ſich doch genöthigt, auf einem Reichstag zu Kallundborg (1360 Mai 24.) die Aufrechthaltung der Geſetze und Rechte in den däniſchen Reichslanden, regelmäßige Einhaltung des Reichstags, und andere Punkte genau und ausführlich zu verſprechen. Nun konnte er von innen geſichert an die Eroberung Schonen's denken, und führte ſie, da König Magnus ſelbſt ihm die Urkunden auslieferte, mit großem Glück (1360) aus. Er ging ſogar nach Oeland über, eroberte (1361 Juli) die ganze Inſel, dann nach Gothland, eroberte (28. Juli) Wisby, und nahm den Titel eines Königs der Gothen an.

Aber dieſe Eroberung zog ihm einen neuen Feind auf den Hals. Der Hanſebund hatte bei der Einnahme von Wisby großen Verluſt erlitten und ergriff nun die Waffen gegen ihn. Die Schweden aber entrüſtet über König Magnus ſetzten dieſen ab und erhuben ſeinen Sohn Hakon auf den Thron. Waldemar beſiegte zwar in einer See-

hängigkeit, weil ihn Eduard, unedel genug, auf dem Schaffot sterben ließ? Nein, so lange es eine Ehre seyn wird, für die Selbstständigkeit seines Landes, gegen das Joch eingedrungener Fremdlinge, in die Schranken getreten zu seyn, sey es siegreich oder besiegt, so lange wird Niels Ebbeson mit Recht der Nationalheld Dänemarks heißen, er wird es bleiben, ohne eines Denkmals zu bedürfen, das nicht der Dank, nein, nur die Eitelkeit der Nachwelt ihm errichten könnte, und nur die verblendetste Nationalfeindschaft könnte daran denken, den tyrannischen Unterdrückungsversuch Gerhard's seinem Ruhme an die Seite stellen zu wollen.

Nun endlich konnte Waldemar, Christoph's jüngster Sohn, der bisher bei Kaiser Ludwig sich aufhielt, daran denken sein väterliches Reich in Besitz zu nehmen. Mit den Grafen von Holstein und dem Herzog von Schleswig wurden Verträge geschlossen, des Letztern Schwester Hedwig wurde Waldemar's Gemahlin, dann wurde er (1340 Juni 24.) zu Wiborg als König ausgerufen, erließ (1341 Jan. 6.) zu Roeskild eine allgemeine Amnestie und bestätigte die Handfestning. Sein Bruder Otto begab sich seiner Ansprüche und trat in den Orden der deutschen Herren. Da sich der König Magnus von Schweden während des Zwischenreichs der Provinzen Schonen, Halland, und Blekingen bemächtigt hatte, so trat Waldemar, der sich vor der Hand nicht im Stande sah sie ihm zu entreißen, dieselben gegen 8000 Mark und die Rückgabe des Schlosses Kopenhagen ab. Dieses wurde mit Stadtrecht beschenkt und so der Grund zur dänischen Hauptstadt gelegt. Gab indessen der König Waldemar auch (1341 und 1343) die bestimmtesten Versicherungen, daß er diese Provinzen selbst unter Androhung des Bannes nicht zurückfordern wolle, so hatte er sich doch im Innern niemals seiner Ansprüche begeben, rechnete darauf, daß morgen wieder ein Tag seyn werde, weßhalb er Atterdag genannt wurde, und benützte die spätern Verlegenheiten Schwedens, um das Verlorene wieder zu erwerben. Eben so verhielt es sich mit den holsteinischen Grafen, die natürlich noch vor der Hand im Besitz mancher Rechte gelassen worden waren, welche Waldemar der Krone wieder zu erwerben für seine Pflicht hielt. Diese Bemühungen, die verlorenen Rechte und Besitzungen wieder zu erwerben, ziehen sich durch seine ganze vielbewegte Regierung hindurch. Nur das Herzogthum Esthland, wo (seit 1343) furchtbare Bauernaufstände ausgebrochen waren, verkaufte er (1347) für 19,000 Mark an den deutschen Orden und benützte dieses Geld

Schweden vertriebenen Prinzen, der auch König in Norwegen war, wußte die Wahl ihres fünfjährigen Sohnes Olav (1376 April) zu bewirken, übernahm die vormundschaftliche Regierung für ihn in Dänemark und nach ihres Gemahls Tod (1380) auch in Norwegen, vereinigte Schonen wieder (1385) mit Dänemark, belehnte den Grafen Gerhard den Jüngern von Holstein (1386) mit Schleswig, und ließ sich dann nach ihres Sohns Tod (1387 Aug. 3.), den sie einige Tage verheimlichte, zur Frau Fürstin und Vormünderin von Dänemark erwählen, und ihren Schwester Enkel, Heinrich von Pommern, der den Namen Erich annahm, als Thronfolger in Norwegen (1388) anerkennen. Da gerieth sie in Krieg mit Schweden.

In diesem Reiche war der Folkunger Mannesstamm nach ungeheuern Familiengräueln erloschen. König Birger, der Sohn des wohlverdienten Magnus Ladulas, stand anfangs unter der weisen Vormundschaft des Reichsmarschalls Torkel Knutson, so daß die ersten dreizehn Jahre (von 1290) durch die Unterwerfung und Bekehrung Finnlands, wobei es zu Kriegen mit Rußland kam, und durch die Aufzeichnung des Uplandgesetzes (1295) löblich und rühmlich waren. Kaum aber (1303) mündig geworden, gerieth Birger mit seinen Brüdern Waldemar und Erich in Streit, der verdiente Marschall wurde als Opfer einer Aussöhnung von kurzer Dauer (1306) enthauptet, der König dann von seinen Brüdern (1306 Aug.) gefangen gesetzt, durch die Verwendung seines Schwagers Erich Mendved (1308) freigelassen, mußte das Reich mit ihnen theilen, und regierte nun gegen zehen Jahre mit ihnen über Schweden, trotz der Gewaltthat und Besteuerung seiner Brüder doch noch weniger geliebt als sie. Da suchte er sich endlich für die erlittene Schmach zu rächen, lud (1318 Dec.) seine Brüder gastlich zu sich, ließ sie im Schlosse von Nyköping in der Nacht gefangen nehmen, in den Thurm führen, an Ketten schmieden, mit Schlägen mißhandeln, und gab sie, als er aus Nyköping fliehen mußte und die Kerkerschlüssel in den Strom warf, dem Hungertode preis, dem sie, Erich nach drei, Waldemar nach eilf Tagen (1319 Mai) erlagen. Birger mußte entfliehen, sein Sohn Magnus wurde gefangen genommen, die Urheber des Raths zum Hungertod bei Stockholm gerädert, auch der Prinz Magnus (1320) enthauptet. Birger selbst starb vor Gram (1321). Die Stände bei denen damals zuerst der Städte erwähnt wird und vier Bauern aus jedem Gerichtsbezirk wählten (1319 Juni 24.) den dreijährigen Sohn des ermordeten Herzog Erich, Magnus Smek, der

ſchlacht vor Helſingborg (1362) ſeine Feinde, aber ſein einziger Sohn Chriſtoph erhielt eine tödtliche Wunde, und die Inſeln Gothland und Oeland gingen ebenfalls verloren. Nun zog er zwar den jungen König Hakon, der mit der holſteiniſchen Gräfin Eliſabeth verlobt war, auf ſeine Seite, indem er dieſe (1362 Dec.) auf der Brautfahrt nach Schweden, als ſie der Sturm nach Dänemark verſchlagen hatte, zurückhielt, und den Bräutigam mit ſeiner Tochter Margaretha (1363 April 9.) vermählte, aber dieſe Treuloſigkeit brachte ihm ſelbſt wie ſeinem Verbündeten nur Nachtheil, indem die Schweden auch den König Hakon der Krone verluſtig erklärten, und ſie auf den Sohn von Euphemia, der Schweſter des Königs Magnus, Albrecht Herzog von Mecklenburg, übertrugen. Magnus und Hakon wollten zwar ihr Reich wieder erobern, wurden aber (1365 März 3.) von Albrecht bei Enköping geſchlagen, Magnus gefangen, Hakon entkam mit genauer Noth nach Norwegen, und obgleich ein Friede zu Alholm (1366 Juli 28.) unterhandelt wurde, ſo verſchob doch Albrecht, der den König Waldemar als die innerſte Triebfeder aller dieſer Verwirrung erkannte, die Unterzeichnung deſſelben, ſchloß vielmehr (1368 Jan. 25.) zu Wismar mit dem jütiſchen Adel, mit Schleswig, Holſtein, Dänemark, und den Hanſeſtädten ein Bündniß zur Theilung Dänemarks. In dieſer Noth hielt es Waldemar fürs Beſte, dem Sturm aus dem Wege zu gehen, und entfernte ſich aus ſeinem Reiche.

Indeſſen der Beiſtand, den ihm der brandenburgiſche Markgraf Otto geben konnte, war ganz unbedeutend, und eben ſo wenig war Karl's IV. (1370 Juli 27.) Achtserklärung ſeiner Feinde im Stande und geeignet, den Bedrängniſſen Waldemar's zu helfen. Die Hanſeſtädte hatten ſich mittlerweile einer Menge Städte und Inſeln bemächtigt, und die zurückgelaſſenen Räthe des Königs, welche in ſeiner Abweſenheit die Regierung führten, ſchloſſen (1370 Mai 24.) zu Stralſund mit ihnen Frieden, durch welchen ſie faſt ganz Schonen auf fünfzehn Jahre bekamen, und Waldemar ſah ſich genöthigt dieß (1371 Okt. 28.) zu beſtätigen. Nun konnte er, da weder Albrecht noch die Grafen von Schleswig und Holſtein den Krieg mit Glück und Nachdruck führten, in ſein Reich (1371 Ende oder 1372) zurückkehren, vertrug ſich auch mit ſeinen andern Gegnern, und ſtarb (1375 Okt. 25.) auf ſeinem Lieblingsaufenthalt, dem Schloſſe Gurre in Seeland, als letzter männlicher Sproſſe des Königs Sven Eſtrithſon. Seine Tochter Margaretha, Gemahlin Hakon's, des aus

Vitalianer, Seeräuber aus Rostock und Wismar, die Küsten plünderten, erhielten sie ihre Freiheit gegen ein hohes Lösegeld. Erich von Pommern aber, seit 1389 König von Norwegen, wurde nun auch (1396 Jan. 23.) zu Wiborg als König von Dänemark, und (1397 Juli 11.) auf dem Moraſtein bei Upſala als König von Schweden anerkannt. Albrecht ſetzte von Mecklenburg aus ſeine Anſprüche zwar noch einige Zeit lang fort, entſagte ihnen aber (1405) endlich gänzlich und ſtarb (1412) in Mecklenburg. Um das wichtige Werk, die Vereinigung der drei Länder, dauernd zu machen, gab Margaretha (1397 Juli 13.) den Beſchluß oder die Union von Kalmar, wodurch die drei ſkandinaviſchen Königreiche unter einem gemeinſchaftlich, jedoch mit Vorzug der Königsſöhne, zu wählenden Herrſcher auf ewige Zeiten vereinigt werden, jedoch nach eigenen Geſetzen und nach dem Rath der Reichsräthe regiert werden ſollten. Der große Gedanke, welcher dieſer Union zum Grunde lag, ermangelte jedoch einer zweckmäßigen Ausführung und ſtatt der beabſichtigten Einheit war die Folge die zwiſchen Dänen und Schweden ausbrechende blutige Nationalfeindſchaft.

Wie in den ſkandinaviſchen Reichen gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſich eine künſtliche Vereinigung der ſchon durch Natur, Volksſtamm, und Sprache zur Einheit beſtimmten Länder geſtaltete, ſo näherte ſich auch der Oſten der ſlaviſchen Reiche, ſo weit er der chriſtkatholiſchen Kirche angehörte, einer ſolchen, obgleich viel fehlte, daß ſie zu Stande kam, ein Werk, das erſt ſpätern Jahrhunderten vorbehalten blieb. Als hier Wladislav Lokiek nach früheren vergeblichen Bemühungen endlich die Herrſchaft über Polen erlangt hatte, gerieth er über den Beſitz von Pommerellen in einen langwierigen Krieg mit dem deutſchen Orden, deſſen Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen ſeit 1309 in Marienburg ſeinen Sitz genommen hatte. Dieſer hatte nämlich (1310) dem brandenburgiſchen Markgrafen Waldemar Pommerellen d. h. das Land zwiſchen Oder, Netze, und Weichſel, mit den Städten Danzig, Dirſchau, und Schwez, abgekauft, und Verrath und rohe Grauſamkeit hatte dem Orden den Beſitz verſchafft, ehe Wladislav ſeine auf Erbrecht gegründeten Anſprüche geltend machen konnte. Neben dieſen mit Polen entſtehenden Streitigkeiten hatte der Orden mit dem Erzbiſchof von Riga und mit dem Großfürſten des noch heidniſchen Litthauens zu kämpfen. Während mit dem Großfürſten Witen der tapfere Comthur Heinrich von Plotzke ſich herumſchlug, wurde der Pole Wladislav

der Erzbiſchof, und die polniſchen Biſchöffe zu Avignon die Ankläger des Ordens. Der Hochmeiſter Karl Beſſart von Trier (1311—1324) erſchien ſelbſt vor Clemens V., mußte daſelbſt eidlich verſprechen, der Kirche in Liefland nichts zu Leide zu thun, und die Bürger von Riga nicht beeinträchtigen, insbeſondere die Düna nicht ſperren zu wollen; gegen die Forderung des Zehntens, den die polniſchen Biſchöffe anſprachen, wurden ſie auf Pommerellen beſchränkt; aber Pommerellen ſelbſt und Pommern blieb dem Orden. Nun blieb dem ſeit 1320 mit Erlaubniß des Papſtes Johann XXII. auch als König gekrönten Wladislav nur der Krieg übrig, um zu ſeinen Anſprüchen zu gelangen, und er fand in dem Litthauer Großfürſten Gedemin einen kräftigen Gehülfen. Dieſer hatte vielleicht mehr aus Klugheit als aus Frömmigkeit erklärt die chriſtliche Religion annehmen zu wollen, gab aber dieſen Entſchluß, obgleich päpſtliche Legaten nach Litthauen kamen, wieder auf, und verband ſich mit Wladislav (1325) zum Krieg gegen den Orden; ſeine Tochter Aldona wurde, nachdem ſie Anna getauft worden war, mit Wladislav's Sohn Kaſimir vermählt. Wie, als nun Ludwig's des Bayern Zwiſt mit dem Papſt ausbrach, während der Orden die Sache Ludwig's ergriff, die Banden der Polen und Litthauer unter David dem Caſtellan von Grodno ins Brandenburgiſche eindrangen und daſelbſt fürchterlich hausten, iſt bei Ludwig's Geſchichte um ſo weniger zu vergeſſen, als er im Sinn hatte, damals ſeinen eben freigelaſſenen und zur Mitherrſchaft aufgenommenen Gegner Friedrich während er ſelbſt nach der Mark ziehen würde in Bayern zurückzulaſſen; doch verließen die barbariſchen Horden Brandenburg, und die nächſten Jahre (1328, 1329, 1330) hatte der Orden das ganze Gewicht des Kriegs mit Polen und Litthauen zu tragen. Der Tod des Großfürſten Gedemin (1328) brachte, da ſeine Söhne Olgierd und Kynſtutte ganz in dem Geiſt des Vaters handelten, dem Orden eben ſo wenig Vortheil, als die aus Bayern und Böhmen gekommenen Hülfsvölker unter dem Herzog Heinrich und dem König Johann den heidniſchen Feinden weſentlichen Schaden brachten. Freilich wurde Litthauen weit und breit verheert, aber Preußen litt nicht minder, und der Waffenſtillſtand wurde mit ziemlichen Opfern erkauft. Noch vor ſeinem Ablauf ſtarb (1333) König Wladislav. Unter ſeinem Sohn Kaſimir, der dem Kriege überhaupt weniger als friedlichen Thätigkeiten zugethan war, wurde der Krieg wieder erneuert und durch einen dem Orden vortheilhaften Frieden zu Kaliſch (1343 Juli 8.) beendigt, durch den

Kasimir allen Ansprüchen auf Pommerellen, Kulm, und Michelau entsagte, und dagegen (Juli 25.) Cujavien, Dobrzin, und Bromberg zurückerhielt. Unter seiner Regierung trat für den Orden von dieser Seite gänzliche Ruhe ein, indem Kasimir wie schon gesagt sich mehr mit den Mitteln beschäftigte, der sittlichen Rohheit seines Landes zu steuern. Er gab zu diesem Ende (1347) die erste Sammlung geschriebener Gesetze, wobei er hauptsächlich der traurigen Lage der Bauern, die von dem Adel eben so wie in Dänemark immer mehr in Knechtschaft hinabgestoßen wurden, abzuhelfen suchte, ihnen das Recht gab Eigenthum zu erwerben und ihren Verwandten zu hinterlassen, bei harter Mißhandlung die Höfe zu verlassen, verwehrte sie als Geißel oder Bürgen einem andern zu übergeben, endlich sie selbst auf das Recht des Stärkeren hinwies, durch welches sie sich vor übermüthiger Gewaltthat sichern könnten. Von dieser Begünstigung der Bauern (Kmiezi) bekam er selbst den Ehrennamen Bauernkönig. Er begünstigte die Einwanderung der Deutschen, indem er anerkannte, wie weit sie seinen Polen an Fertigkeit in Künsten und Gewerben voraus wären, schaffte hingegen die bisherige Berufung an den Schöffenstuhl zu Magdeburg ab, und errichtete ein eigenes höchstes Landesgericht zu Krakau. Ebenfalls war er bedacht, die Städte mit Wall und Graben zu versehen, Schlösser zu erbauen, öffentliche Gebäude, Hospitäler, Kirchen, Schulen zu errichten, und seinem Volke die Vortheile gesitteter Nationen zuzuwenden. Weniger vortheilhaft für sein Land obgleich sich die Nachtheile erst viel später mögen gezeigt haben war seine Begünstigung der Juden, die ihren Grund in seiner Liebe zu der schönen Jüdin Esther gehabt haben soll. Den vielen guten Eigenschaften Kasimir's stand eine große Schwäche zur Seite, ein unmäßiger Hang zur Wollust, welche er gleich einem orientalischen Sultan befriedigte. Von der litthauischen Anna ohne männliche Erben und ohne Hoffnung Kinder von ihr zu erhalten, wandte er sich zu andern Frauen und gab dadurch großes Aergerniß. Aber auch nach dem Tode Anna's als er (1341) Adelheid von Hessen geheirathet hatte lebte er nicht mäßiger. Ein Glück für Polen war es, daß er keines dieser Bastardkinder legitimirte und ihm Anlaß zur Prätention des Thrones gab, wie es in Spanien der Fall war, sondern daß er schon frühzeitig, in seinem neunundzwanzigsten Jahre, (1339) an einen Nachfolger dachte. Er wählte hierzu seinen Schwester-Sohn Ludwig, den Sohn König Karl Robert's von Ungarn. Diese Wahl wurde obgleich nicht ohne einigen Widerspruch von den

Ständen angenommen, indessen gab Kasimir die Hoffnung einen ehelichen Sohn zu bekommen keineswegs auf, und ließ in der Urkunde, durch welche er seinen Neffen zum Nachfolger erklärte, ausdrücklich aussprechen, daß wenn er selbst noch männliche Erben zeugen würde, Ludwig kein Recht mehr auf Polen haben sondern diesen Prinzen nachstehen sollte. Weil aber auch die pommerischen Herzoge Kasimir und Boguslav, als Kasimir's Tochtersöhne, und ihre Schwester Elisabeth, die (1363) den Kaiser Karl IV. heirathete, und die Herzoge von Masovien und Schlesien, beide aus piastischem Mannsstamme, von denen aber die letztern sich an Böhmen angeschlossen hatten, ihre etwaigen Rechte hätten geltend machen können, so stellte Ludwig, um sich einerseits die Stimme der polnischen Großen zu sichern, andererseits um sie vor der Gefahr eine ungarische Provinz zu werden sicher zu stellen, die erste schriftliche Versicherung der Nationalfreiheit (1355 Juni 24.) aus. Er versprach in derselben, daß er sie von dem Augenblick an, wo er ihr Herr seyn würde, von allen Steuern und Schatzungen befreien, daß er ihnen nie, unter keinem Vorwande, eine Hülfssteuer auflegen, und daß er selbst auf seinen Reisen, an den Orten wo er durchkomme, nirgends etwas zum Unterhalt seines Hofes verlangen wolle: die Kosten, welche sie in seinen Kriegen auf sich laden würden, wolle er ihnen ersetzen; und dieses Versprechen solle für ihn selbst, aber auch für seine Nachfolger gelten. Kasimir war mit dieser ohne sein Zuthun gemachten Urkunde, welche Ludwig's Nachfolge von seiner Einwilligung unabhängig zu machen schien, nicht ganz zufrieden, aber die einzige und noch dazu fruchtlose Rache war, daß er nach dem gerade damals erfolgten Tode seiner hessischen Gemahlin eine Tochter des Herzogs von Glogau heirathete. Dieser Vertrag, die eigentliche Grundlage der polnischen Freiheit, gab hier dem aristokratischen Element Polens eine solche Stellung, daß fortan die Freiheit des Adels, der in der Urkunde ganz allein bedacht worden war, eben so den König in Schranken setzte, als dem Bürgerstand und Bauernstand hemmend entgegentrat. Die pacta conventa des sechzehnten Jahrhunderts haben in ihr ihren Ursprung, und von dieser Zeit an beginnt Polens Schicksal immer mehr auf republikanische Formen gestützt und durch häufige Erneuerung des Wahlrechts gefördert seine eigenthümliche Wendung zu nehmen. Gewiß aber war auch das besondere Schicksal, das sowohl diesem König als seinem Nachfolger Söhne versagte, dem Gang der Dinge wesentlich behülflich.

Denn auch das benachbarte Preußen hatte diese Indolenz Kasimir's vortheilhaft zu genießen. Schwerlich würde der Orden den Litthauern und Polen gemeinschaftlich haben widerstehen können, und der ohnmächtige Beistand des Kaisers würde durch den avignonensischen Bannfluch wohl aufgewogen worden seyn. Wenn Polen ein eignes selbstständiges Reich seyn wollte, mußte es seine Herrschaft bis an die Meeresküste erstrecken, und die einst von Konrad von Masovien gemachte Schenkung würde wohl von einsichtsvolleren Fürsten längst für ungültig erklärt worden seyn. So aber gelang es dem Orden, nachdem er selbst den von Wladislav Loktiek gemachten Angriffen glücklich Widerstand geleistet hatte, in einer langjährigen glücklichen Meisterschaft eines trefflichen Mannes sich im Innern als Staat auszubilden und durch die fortdauernden Kriege mit Litthauen seinen kriegerischen Geist zu erhalten. Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382), der eine seltene Reihe von Jahren den Orden leitete, erhub sich dieser Staat von Mönchsrittern, dem Reich zwar angehörig, aber doch nur durch sehr allgemeine Beziehungen mit ihm verbunden, der völlige Gegensatz der im Südwesten entstandenen Eidgenossenschaft aus Bürgern und Landleuten, zu seiner größten Bedeutung nach Außen und seinem schönsten Glanze im Innern. Als der ein Paar Jahre schlummernde Krieg mit Litthauen, dessen Fürsten Olgjerd und Kynstutte durch einen geheuchelten Antrag Christen werden zu wollen sich Ruhe verschafft hatten, endlich (1360) wieder eröffnet wurde, wurde unter der Leitung des tapfern Ordensmarschalls Henning Schindekopf der Kampf meistens mit Glück fortgesetzt, Kynstutte selbst (1361) gefangen, doch entkam er heimlich aus seiner Haft, die Burg Kauen (1362) erobert und fast die ganze Besatzung verbrannt, Litthauen selbst wiederholt durchstreift, und Winrich bei der ganzen Christenheit in den Ruf des ersten Helden seines Ordens und eines der um den christlichen Glauben verdientesten Fürsten erhoben. Papst und Kaiser vereinigten sich in der Anerkennung der Verdienstlichkeit eines Kampfes gegen die letzten und einzigen Ueberreste uralten Heidenthums, das auf allen Seiten vom Christenthum umgeben den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Dennoch ist es allerdings befremdend, wie nach so vielen Siegen der Orden in seiner Bezwingung Litthauens sich immer auf keinen Fuß breit weiter gebracht sah und nach Verheerungen und Streifzügen bis selbst vor die Hauptstadt Wilna doch sich wieder in seine Grenzen zurückziehen mußte. Der Großfürst Kyn-

ſtutte war aber auch ſeinem Gegner an heldenmüthiger Entſchloſſenheit gewiß gleich und gewachſen, und der Gedanke für die Heimath zu fechten muthigte ihn zu beharrlicher Ausdauer auf. Unterſtützt aus den entlegenen Gegenden Rußlands und von dem Tatarenchan Mamai zog er 1370 mit einem an 70,000 Mann ſtarken Heer in Samland ein, und nöthigte durch die plötzliche Nachricht dieſes Einfalls den Hochmeiſter am 17. Febr. von Königsberg gegen Rudau zu ziehen, wo das Heer der Feinde eine feſte Stellung genommen hatte, auf dem linken Flügel die Ruſſen und Tataren unter Olgierd, auf dem rechten die Litthauer und Samaiten unter Kynſtutte. Winrich dieſem, der Marſchall dem linken Flügel gegenüber, griffen die überlegenen Feinde unverzagt an; bis gegen Mittag wurde unentſchieden mit großer Heftigkeit und großem Blutvergießen gefochten. Da gab ein von Winrich verſtärkter Angriff gegen die Ruſſen und Tataren dem Ordensmarſchall auf ſeinem Flügel den Sieg, worauf der Meiſter auch den tapfern Kynſtutte zur Flucht drängte. Auf dem noch hier fortgeſetzten Kampf fiel der tapfere Marſchall, mit ihm hatten 26 Ordensritter und über 200 edle Reiſige, und eine anſehnliche Zahl des gemeinen Kriegsvolks und der fremden Kriegsgäſte das Leben gelaſſen. Doch weit größer war der feindliche auf mindeſtens fünf- bis ſechstauſend angegebene Verluſt, wozu noch viele auf der Flucht im Eis der Flüſſe oder vor Hunger und Froſt in den Wäldern Umgekommene gezählt werden müſſen. Dieſer durch Denkmale und Seelmeſſen gefeierte Sieg war ſeit langer Zeit der bedeutendſte, den die chriſtlichen Waffen erfochten hatten, dennoch trat kein Stillſtand ein, ſondern andere Beſchäftigungen veranlaßten den Hochmeiſter die Führung des Kriegs, den man ohnedies auch durch die Bemühung des Papſtes mit der Bekehrung der Großfürſten zu enden hoffte, nur den an der Grenze hauſenden Komthuren zu überlaſſen, während die Großfürſten ſelbſt in ruſſiſche Händel verwickelt waren. Erſt mit dem Jahre 1374 wurde der Krieg wieder ernſtlicher geführet, unterſtützt auch von dem ſeit 1370 über Polen herrſchenden König Ludwig, und durch auswärtige Kriegsgäſte, unter denen Herzog Albrecht III. von Oeſterreich beſonders hervorleuchtete und mit hohen Ehren empfangen wurde. Schon in Thorn wo er das Ordensland zuerſt betrat, ward ihm zu Ehren ein ſtattliches Feſt gegeben; Frauen und Jungfrauen der Stadt hatten ſich bei einem fröhlichen Tanze mit Perlen, Borten, und Spangen aufs herrlichſte geſchmückt; dann wurde der Herzog mit ſeinen Rittern im Ordens-

hauſe Marienburg mit zwei Gaſtmählern gefeiert; hierauf folgte in Königsberg ein Gaſtgebot auf das andere. Hier erwiederte der Herzog die ihm angethane Ehre auch durch ein herrliches Mahl auf dem Ordenshauſe, wo die ausgeſuchteſten Gerichte, welſcher und griechiſcher Wein, klarer Rheinfall in goldenen und ſilbernen, mit Edelſteinen gezierten Bechern, Muſik mit Pfeifen und Poſaunenſchall Alles zur Heiterkeit und Freude einlud, und noch vor dem Ende des Mahls der Herzog goldene und ſilberne Ehrengeſchenke herbeibringen ließ, um ſie an die tapferſten und tadelloſeſten Ritter des Heers zu vertheilen. Dann folgte am zehnten Tage auf der Burg zu Königsberg das Hochmahl am Ehrentiſche des Ordens. Nach dem Brauche der Zeit waren an dem Ehrentiſche nur zehn bis zwölf Sitze bereitet, und die, welche man der Ehre an ihm zu ſitzen für würdig achtete, durch Herolde laut aufgerufen. Ein Oeſterreicher, Herr Konrad von Krey, der ſich ſchon in vielen Landen als Ritter hervorgethan hatte, erhielt den erſten Ehrenſitz an der Ehrentafel, an welcher alle mögliche Pracht in goldenen und ſilbernen Gefäßen entfaltet war. Jeder Gaſt leerte ſeinen Becher nur einmal und behielt ihn ſofort als Eigenthum, ſo daß ihm ſo viele Becher gehörten, als er leerte. Auch an andern Ehrengaben gebrach es nicht. Die übrigen Gäſte ſchmauſten an andern Tafeln vertheilt. Durch Muſik, Liedſprecher und Jubelgeſang wurde das Feſt mehrere Stunden lang erheitert. So bereitete man ſich zum Krieg mit den Heiden vor, der jedoch nur in einem fruchtloſen Brennen und Verheeren in Feindesland beſtand, und eher einer Jagd zu vergleichen wäre, die man dem fremden Gaſt zu Ehren anſtellte. In demſelben Jahre ſtarb der Großfürſt Olgierd, und die Würde des oberſten Herzogs von Litthauen ging auf ſeinen Lieblingsſohn Jagal (Jagiello oder Jagello) über, durch welche Regierungsveränderung auch die ganze Politik Litthauens ſich änderte, indem ſchon (1379) im nächſten Jahre ein Vertrag mit Jagal und ſeinem Oheim Kynſtutte auf zehn Jahre jedoch ſo zu Stande kam, daß nur gewiſſe genau bezeichnete Gebiete als gefriedet angeſehen wurden, in den übrigen aber der Kriegsſtand fortdauerte. Hierauf folgte (1380) ein Friede Jagal's mit dem Orden, wodurch deſſen ganze Gewalt auf Kynſtutte gelenkt wurde; Jagal legte ſich auch den Titel eines Königs von Litthauen bei, trat ziemlich deutlich auf die Seite des Ordens gegen ſeinen Oheim, und bewog dadurch ſeinen Oheim ſich des verrätheriſchen Neffen mit Gewalt entledigen zu wollen. Er eroberte Wilna, wurde aber von dem nun ſich offen

mit dem Orden, der durch das Versprechen er wolle ein Christ werden gewonnen wurde, verbündenden Jagal bedrängt, und (1382) bei einer verabredeten friedlichen Besprechung mit seinem Sohn Witowd verrätherisch gefangen genommen. Er starb oder wurde ermordet im Gefängnisse, und Jagal war nun was er gewollt hatte alleiniger Herr von Litthauen. In derselben Zeit starb auch der Hochmeister Winrich, da der Krieg mit Litthauen nur zum Scheine beendigt war, dagegen für den Orden in dreiundvierzigjähriger Verwaltung alles geschehen war, was von einem wohlmeinenden und strebenden Fürsten erwartet werden konnte. Dem Orden selbst suchte er die Gunst des Kaisers und des Papstes zu erhalten, suchte in den Ordensrittern selbst eine höhere Bildung hervorzurufen, indem er sich über jeden Ordensconvent in ganz Preußen genaue Berichte machen ließ und Anstalt traf, daß jedes Ordenshaus wenigstens zwei gelehrte Brüder haben müßte, wovon der eine in der Theologie, der andere im Rechte erfahren sey, und beide die übrigen Brüder unterrichten sollten; Pflanzschule für diese höhere Bildung sollte das Haupthaus Marienburg seyn, wohin er besonders ausgezeichnete Rechtsgelehrte berief, und er brachte den Orden wirklich in solchen Ruf der Weisheit, daß man in Deutschland sprüchwörtlich sagte: Wenn du klug bist, so täusche die Brüder in Preußen. Für die Bildung des übrigen Landes sorgte er nicht minder, indem er sich die Ordnung der schon bestehenden und die Errichtung neuer Schulen im Lande und in den Städten angelegen seyn ließ, die Städte aber überhaupt durch zweckmäßige Einrichtungen (Vogelschießen, Kleiderordnung ꝛc.) zu heben suchte. Insterburg, Mühlhausen, Barten, Altenstein, Rein, wurden neuerbaut, andere Städte vergrößert. Besonders blühten Danzig, Thorn, Elbing, welche zum hanseatischen Bunde gehörten. Die Unfälle welche Danzig verschiedene Male trafen können am besten für die Ausdehnung des Handels, die Bevölkerung, und den Wohlstand dieser Stadt zeugen. Durch einen Sturmwind wurden (1351) sechzig Kauffahrerschiffe in ihrem Haven zertrümmert, und siebenunddreißig Thürme von den Kirchen hinabgeworfen, und die Pest raffte (1352) 13,000 Menschen aus ihren Mauern hinweg; dennoch erholte sich Danzig schon in kurzer Zeit von solchen Unfällen. Den Anmaßungen der Geistlichkeit wußte Winrich, so freigebig er sich durch die Stiftung mehrerer Klöster gegen sie bewies, doch nicht minder fest und entschlossen zu begegnen. Mit dem Bischof von Ermeland gerieth er über die durch Anlage neuer Städte demselben entzogenen

Dörfer, Wälder, und Seen in einen langwierigen Prozeß vor dem Hofe zu Avignon, der endlich (1375) mehr zu Gunsten des Ordens, als des Bischofs entschieden wurde. Als (1374) Gregor XI. einen einjährigen Zehnten auch von allen Ordensgütern zu einem Türkenkrieg forderte, verweigerte der Hochmeister die Erhebung, verfiel deßhalb in den Bann, den aber Niemand außer dem Bischof Wicbold von Kulm bekannt zu machen wagte, der darüber gefangen genommen und nicht eher freigelassen wurde als bis er den Bann zurückgenommen hatte. So hatte Winrich für seinen Orden alles gethan, was man von einem eifrigen und gerechten Regenten verlangen konnte, allerdings aber war ihm auch das Glück von Seite Polens günstig gewesen, und so wie hier ein König auftrat, der das Interesse seines Landes besser als Kasimir berücksichtigte, mußte auch das bisherige Glück des Ordens eine Abnahme leiden. Das aber geschah durch Jagal, der die eine Erbin des großen Reiches, das Ludwig von Anjou beherrscht hatte, heirathete und mit ihrer Hand Polen erwarb.

Karl von Anjou hatte wie schon erzählt durch die Eroberung Neapels und die Hinrichtung Konradin's sich das schöne normannische Reich erworben, war aber durch die sogenannte sicilianische Vesper oder den von Palermo (1282 März 30.) am Ostermontage zur Vesperzeit durch die Zügellosigkeit der Franzosen beschleunigten Ausbruch der schon gährenden Entrüstung Siciliens beraubt worden, das sich dem aragonesischen König Peter III. Gemahl von Manfred's Tochter Constanze in die Arme warf. Ueber diesen Besitz erhub sich ein Krieg zwischen Aragon und Neapel, das seinerseits durch die geistlichen Waffen des Papstes und durch den König Philipp III. von Frankreich unterstützt wurde, aber weder zu Lande, wo Philipp zwar über die Pyrenäen einfiel aber nichts ausrichtete, noch zur See, wo (1284) Karl's gleichnamiger Sohn gefangen genommen wurde, über die Aragonesen das Uebergewicht erhalten konnte. Papst Martin hatte dem Sohne Philipp's Karl von Valois zwar das Königreich Aragon geschenkt, aber es gelang nicht überall, als Geber und Nehmer von Reichen und Ländern aufzutreten, Karl von Valois blieb Karl ohne Land (Senzaterra), und wollte der gefangene Karl, Herzog von Calabrien, nach seines Vaters Tod, der im gleichen Jahr mit Peter (1285) starb, sein angeerbtes Reich das indessen Robert von Artois verwaltete übernehmen, so mußte er einen Vertrag (1288) eingehen, der den Aragonesen im Besitz Siciliens ließ. So kam er endlich (1288) wieder in sein Reich. Da nach Peter's Tod Si-

cilien nicht mit Aragon vereinigt geblieben war, sondern Alfons der ältere Sohn Aragon, der jüngere Jakob Sicilien erhalten hatte, so brachte das getheilte Interesse der beiden Brüder eine für Sicilien gefährliche Politik hervor, die als Alfons (1291) ohne Leibeserben starb, und Jakob nun König von Aragon wurde, diesen bewog, um von Frankreich, Neapel, und dem Papst Frieden zu erkaufen, Sicilien abzutreten. Aber die Sicilianer wollten sich dem Hause Anjou schlechterdings nicht unterwerfen, und Jakob's jüngerer Bruder Friedrich (Fadrique), den er als Statthalter auf der Insel zurückgelassen hatte, wurde (1296) auf einem Parlament zu Catania von den Prälaten, Baronen, und drei Abgeordneten aus jeder Stadt zum König ausgerufen, in Palermo gekrönt, und behauptete sich, obgleich selbst sein Bruder Jakob zu seinen Gegnern übertrat, gegen alle feindliche Angriffe, und hinterließ (st. 1337) das Reich seinem Sohn Peter II. Unter ihm brachen die von Friedrich's Kraft und Gerechtigkeitsliebe, die er unerbittlich gegen jeden ohne Unterschied gezeigt und sich dadurch die Liebe seiner Unterthanen gesichert hatte, in Schranken gehaltenen Parteiungen des Adels aus, wodurch auch der vorher immer nur durch Stillstände unterbrochene Krieg mit Neapel neues Leben bekam. Peter's beide Söhne, Ludwig (1342 — 1355) und Friedrich III. (— 1377) waren die letzten des aragonesischen Stammes auf Sicilien, indem die Tochter Friedrich's, Maria, nach Aragon geführt, und hier mit Martin dem Jüngern vermählt (1387), diesem ihre Ansprüche als Mitgift zubrachte. So wurde Sicilien mit Aragon auf einige Zeit wieder vereinigt.

Das Haus Anjou hatte sich durch Heirath eng mit Ungarn verbunden. Karl's II. Sohn, Karl Martell (st. 1301) hatte Stephan's V. Tochter Maria, Stephan's Sohn Ladislav IV. hatte Karl's II. Schwester Isabella (Elisabeth) zum Weibe; schon als Ladislav gestorben war (1290) hatten die Neapolitaner Ansprüche gemacht, die vom Papst zwar anerkannt wurden, aber der letzte Arpade Andreas der Venetianer hatte die Krone erhalten, und selbst nach seinem Tode (1301) hatte es dem Prinzen Karl Robert von Neapel, der nun in die Ansprüche seines Vaters Karl Martell eintrat, nicht sogleich gelingen wollen, die Krone zu erhalten. Denn die herrschende Partei in Ungarn, verstärkt durch mißvergnügte Anhänger Karl Robert's, boten dem Böhmenkönig Wenzel die Krone an, als einem Urenkel Bela's IV. durch seine Mutter Kunigunde, der sie aber nur für seinen Sohn, der mit des letzten Arpaden Toch-

ter Elisabeth verlobt war, annahm und diesen auch nach Ungarn sendete und krönen ließ. Allein nun gewann die neapolitanische Partei immer mehr Raum, die päpstlichen Bemühungen, von Bonifacius VIII., Benedikt XI., und Clemens V. ganz auf gleiche Weise gefördert, machten unter der Geistlichkeit immer größere Fortschritte, und Böhmen, das den Magyaren eben so antinational war als den Deutschen, und von den Oesterreichern zugleich in Böhmen selbst angegriffen wurde, that am besten, indem nach Wenzel's Tode (1305) sein Sohn seine Ansprüche auf Ungarn an den Herzog Otto von Niederbayern, einen Sohn von Bela's Tochter Elisabeth, abtrat und sich selbst aus dem Kampf zog. Otto gelangte mit den Reichsinsignien und geringem Gefolge glücklich von Prag über Brünn nach Oedenburg, wo er von den Ungarn empfangen, nach Stuhlweißenburg geführt und daselbst (1305 Dec. 6.) gekrönt wurde. Nun begann aber König Albrecht und König Karl Robert und der Papst gemeinschaftlich alle Waffen aufzubieten, um den neuen König zu vertreiben, und Otto würde, ob er gleich tapfer kämpfte, doch für die Länge seinen Gegnern nicht gewachsen gewesen seyn. Da wurde ihm gerathen, sich durch eine Heirath mit einer Eingebornen zu verbinden, und der Woiwode Ladislaus von Siebenbürgen lud ihn selbst ein zu ihm zu kommen, und seine Tochter zu heirathen. Otto kam mit seiner Krone, an deren Besitz den Ungarn die Legitimität des Herrschers geknüpft schien, die er deßhalb stets bei und mit sich führte, einmal schon mit sammt dem künstlichen Gefäß, in dem man sie den Augen der Feinde versteckte, in einem Sumpfe vom Pferde herab verloren aber am andern Tage glücklich wiedergefunden hatte, und wurde anfangs von dem Woiwoden anständig empfangen. Als dieser aber die Krone sah und wie leicht es wäre, durch den Besitz derselben auch in den Besitz des Reiches zu kommen, nahm er den König Otto gefangen (1306 Ende) und setzte sich selbst die Krone auf. Nach vielen Nöthen entkam Otto endlich mit Hülfe des Grafen Emmerich Sereny aus seinem Kerker, kam weitum durch Reußen und Preußen wandernd nach Schlesien, zu Herzog Heinrich von Glogau, heirathete dessen Tochter Agnes, und kehrte mit ihr (1308 Mai) nach Bayern zurück, wo er bis an seinen Tod (1312) den leeren Königstitel fortführte. Seine Geldverlegenheiten nöthigten ihn (1311 St. Vitus) den Ständen von Niederbayern in der sogenannten ottonianischen Handfeste die niedere Gerichtsbarkeit zu verkaufen.

Nun herrschte in Ungarn eine Zeitlang die größte Verwirrung,

die ſich erſt dadurch hob, daß Karl Robert (1308 Nov.) auf einem Reichstag zu Ofen neugewählt, und hierauf vom Papſte beſtätigt, und durch den päpſtlichen Legaten Gentilis erſt (1309 Juni 15.) mit einer neuen, dann als der Siebenbürge ſeinen Raub herausgegeben hatte, mit der alten ächten Krone (1310) auf dem Felde von Rakos gekrönt wurde. Die Prätention des bayeriſchen Otto brauchte nicht beachtet zu werden, und der im Innern gefährlichſte Große, der mächtige Graf Matthäus von Trenczin, wurde von Karl Robert (1312) in einem blutigen Treffen geſchlagen, und ſtarb (1318) ohne ſeine Partei fortgeführt zu haben. Indeſſen war doch der Zuſtand des Reichs noch keineswegs befeſtigt, Venedig erwarb ſich Dalmatien, und ein Angriff auf die Walachen endigte (1330) mit einer ſchmählichen Niederlage. Ueberhaupt trat Karl Robert nicht als Krieger auf, ließ ſich daher auch gefallen, daß ſein Oheim Robert (1309) in Neapel den Thron beſtieg, vertrug ſich während der deutſchen Gegenkönige Ludwig und Friedrich Streit auf päpſtliche Ermahnung mit Oeſterreich, ſuchte mit Polen und Böhmen Friede zu halten, und verband ſich auch durch ſeine dritte (1320) Gemahlin Eliſabeth, Wladislav Lokticl's Tochter, enger mit Polen, ohne wohl noch die ſeinem Sohn Ludwig (geb. 1339) aus dieſer Verbindung entſpringenden Vortheile zu ahnden. Aber eben ſo wenig ahnete er wohl die Gefahr, in welche ſeines Schwagers Kaſimir wollüſtige Begehrlichkeit ihn ſtürzen würde. Es ſollte ſich das ſchon unter Andreas und ſeiner Gemahlin Gertrud gegebene Schauſpiel wiederholen. Am Hofe Karl Robert's befand ſich ein gewiſſer Felician Zach, ehedem ein Diener des Grafen von Trenczin, Vater eines überaus ſchönen Mädchens, Namens Klara. Da Kaſimir ſich (1330) auf Beſuch bei ſeiner Schweſter befand, wurde er von dem Wunſch erfüllt, ihrer Schönheit zu genießen, und theilte, als ihm an der Sittenreinheit des Mädchens jede Hoffnung ſcheiterte, ſeiner Schweſter ſeine Abſicht mit, die ihm zur Erreichung ſeines Wunſches verhalf. Die entehrte Klara klagte ihrem Vater was ihr geſchehen war. Felician beſchloß blutige Rache, und überfiel (19. April 1330) an der Tafel, zu welcher ſein Stand und ſein Rang ihm Zutritt gab, den König und ſeine Gemahlin, verwundete den König am Arm, hieb der Königin vier Finger der rechten Hand ab, wurde aber von dem Grafen Johann Potocki, Vicetruchſeß der Königin, mit dem ungariſchen Streithammer oder Csacan niedergeſchlagen, von der Dienerſchaft dann vollends getödtet, ihm der Kopf abgeſchlagen, der Rumpf geviertheilt, und

die Theile in verschiedenen Städten des Reichs zur Schau ausgestellt. Die unschuldige Tochter wurde an Nase, Lippen, und Händen verstümmelt, zu Pferd durch Städte und Dörfer geführt und gezwungen auszurufen: so wird Hochverrath und Mordversuch am König gestraft. Ein Sohn Felician's der entfliehen wollte wurde mit seinem treuen Diener gefangen, beide an Pferdeschweife gebunden und zu Tod geschleift, die Leichname den Thieren zum Fraß liegen gelassen. Eine andere Tochter, Sebe genannt, bereits vermählt, wurde enthauptet, ihr Mann ins Gefängniß geworfen, wo er des Hungertodes starb, ihre Kinder nach Rhodos in ewige Verbannung geschafft. Alle anderen Anverwandte und Freunde wurden hingerichtet. Ein (14. Mai) nach Wissegrad berufener großer Reichstag aller Prälaten, Baronen, und Adeligen bestätigte die Blutgesetze gegen die Abkömmlinge und Verwandten Felician's Zach bis in das dritte Glied. Die Thatsache des Mordversuchs und der Strafe bleibt, die Ursache, ob Rache für die Entehrung Klara's, deren Möglichkeit in dem Charakter Kasimir's schon allein liegt, ob eine Verschwörung eines Restes der Partei des Grafen Trenczin, läßt sich heut zu Tage nicht mehr mit Gewißheit entscheiden. Daß Karl Robert nicht nur als Ausländer sondern auch als ein die Freiheiten der Nation nicht achtender Fürst nicht geliebt war, läßt sich nicht bezweifeln. Er hielt nur Reichstage, wenn er Königsmord zu strafen, das Aufgebot zu versammeln, eine außerordentliche Steuer zu erheben gedachte. Er führte eine neue Steuer ein, eine Abgabe von achtzehn Silberdenarien von jedem Thor, durch welches ein Fracht- oder Heuwagen einfahren konnte, wovon nur Klerus, Adel, privilegirte Städte, die dafür eine Aversionalsumme zahlten, und ganz arme Bauern befreit waren. Auch dem Klerus war wegen der wiederholten Eingriffe in seine Privilegien der König nicht angenehm, aber seine enge Verbindung mit dem Papste, dem er das Recht der Thronbesetzung, die Annaten, oder die Einkünfte des ersten Jahrs von jeder erledigten Prälatur, gestattete, wofür ihm der Papst selbst den dritten Theil derselben einräumte, machte alle Beschwerden fruchtlos. Karl Robert erhielt sich ruhig auf seinem Thron, sah noch seinem Sohn Ludwig die Nachfolge in Polen (1339) zusichern, und starb als ein gefürchteter und mächtiger Fürst (1342 Juli 16.). Sein Sohn Ludwig folgte.

Während dieser Regierung hatte Neapel unter König Robert, Karl's II. jüngerm Sohne, seine glänzendste Zeit gehabt. Er hatte sich zum Oberhaupte aller Welfen erhoben, war zwar durch Hein-

rich VII. und ſpäter durch Ludwig den Bayern, nicht ſowohl weil die eigenthümlichen Mittel dieſer Fürſten ſo groß geweſen wären, ſondern weil ſich die zerſplitterten Gibellinen an ſie anſchloſſen, in vorübergehende Verlegenheit gerathen, aber durch ſein gutes Glück davon wieder befreit worden. Wenn er aber als Haupt der Welfen eine allerdings bedeutende Rolle geſpielt hatte, ſo wär ſeine Regierung noch weit ausgezeichneter durch die unter ihm nach Neapel gezogenen ſchönen Wiſſenſchaften uud Künſte. Die Florentiner Villani, Petrarka, uud Boccaccio ſind, und gewiß nicht blos weil er der Gönner von Florenz war, voll ſeines Lobes. Die ernſte Gelehrſamkeit der Theologie und der Philoſophie wurde unter ihm ganz beſonders gepflegt, der Mönch Barlaam, Lehrer des Boccaccio, Geſandter zwiſchen Neapel und Conſtantinopel zur Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche, machte ſich durch ſeine theologiſchen Streitſchriften eben ſo berühmt wie durch ſeine Gelehrſamkeit im Griechiſchen und Lateiniſchen. In dem Kloſter zu Otranto, das bei dem Einfall der Türken (1480) zerſtört wurde, befand ſich eine ſehr berühmte und thätige Schule, nebſt einer für jene Zeit anſehnlichen Bibliothek. Die hohe Schule zu Neapel, welche Friedrich II. (1224) geſtiftet hatte, wurde von dem König in ihren Vorrechten geſchützt, und auch Sorge getroffen, daß ſich keine andere neben ihr erheben möchte. Hier wurde die Philoſophie nach dem Ariſtoteles, die Medicin nach dem Galenus gelehrt. Robert ließ durch den damals berühmten Arzt und Philoſophen Nikolaus Robert beider Werke aus dem Griechiſchen in das Lateiniſche überſetzen. Ganz beſonders aber kam die Rechtswiſſenſchaft damals empor. Während Bartolus von Saſſoferrato, Baldus von Perugia, und andere in andern Städten Italiens eine neue Periode der Jurisprudenz begannen, indem ſtatt der Gloſſen das Recht nun durch vollſtändige Commentarien erläutert zu werden anfing, war in Neapel Bartholomäus von Capua, den Robert zum Reichsprotonotarius und ſeinem Geheimenrath machte und ihm ſogar die Grafſchaft Altavilla ſchenkte, Nikolaus von Alife, der ſich endlich zum Großkanzler des Reichs erhob (ſt. 1367) beſonders aber Andreas von Iſernia, ein Gegner des Baldus, von Robert wenig begünſtigt, ſo daß ſich die gemeine Seele des großen Rechtsgelehrten durch Herunterſetzung der königlichen Rechte in den Commentarien zu den von Robert gegebenen Reichsconſtitutionen zu rächen ſuchte, darauf aber von Johanna zu ihrem Rath ernannt (ſt. 1353), außer dieſen auch Lukas von Penna, Nikolaus von Nea-

pel, und andere, ausgezeichnete Rechtslehrer. Von der Pflege der Dichtkunst giebt insbesondere Petrarka Zeugniß, den Robert aufforderte, sein lateinisches Epos, Afrika, ihm zu widmen, und dessen Krönungsfeier auf dem Kapitol er durch einen eigenen Gesandten beschickte. Er selbst fing noch in seinem Alter Verse zu machen an.

War nun also der Hof König Robert's durch viele an der Universität und in Aemtern befindliche Gelehrte ausgezeichnet und erhielten geistige Bestrebungen ihren verdienten Lohn, so blieb auch die mit den Künsten des Friedens stets verbundene Weichlichkeit und Sinnlichkeit nicht aus, die ohnedies in dem üppigen Clima Neapels zu Hause ist. Robert hatte seinen Thronerben, Karl von Calabrien, vor sich (1328 Nov. 1.) sterben sehen, und vielleicht Gewissensbisse seinem Neffen die Krone entzogen zu haben, bewogen ihn, seine älteste Enkelin Johanna schon als siebenjähriges Kind mit Karl Robert's von Ungarn zweitem Sohn Andreas (1333 Sept. 26.) einstweilen zu verloben, und sicherte so diesem Prinzen die Thronfolge; weil aber Andreas die rohen ungarischen Sitten die er mitgebracht hatte nicht ablegte, so traf er auf einer kurz vor seinem Tode (1343 Jan. 16.) gehaltenen Reichsversammlung die Einrichtung, daß nur Johanna den Titel Königin führen, ihr Mann aber nur den Titel eines Gemahls der Königin bekommen sollte. Das junge wenig für einander geeignete Ehepaar übernahm die Regierung zu einer sehr bedenklichen Zeit. In den letzten Zeiten König Robert's hatte sich durch den allmählig erblich gewordenen Besitz der höheren Aemter eine sehr drückende Beamtenaristokratie gebildet, welche gemeinschaftliches Interesse mit den übrigen Edlen zur Schmälerung der Rechte des Königs und zur Unterdrückung des Volkes verband. Eine Menge unbeschäftigte Kriegsleute dienten den mächtigen Burgherren, um sie in Sold zu nehmen, und mit ihrem Beistand sowohl die Privatfehden auszufechten, als auch den Verboten des Königs und des Papstes Trotz entgegenzusetzen. Robert war mit dem Gefühl dieses verworrenen Zustandes gestorben, und zu diesem bereits aufkeimenden Unkraut kam nun das Mißverhältniß zwischen den beiden jungen Gatten, von denen die siebzehnjährige Johanna den Titel Königin führen, ihr einundzwanzigjähriger Gemahl aber, den die von seinem Vater ihm beigegebenen Magyaren, an deren Spitze ein Mönch Robert stand, nie verließen, nur Herzog von Calabrien heißen, und ein Regentschaftsrath bis zum fünfundzwanzigsten Jahre Johanna's in Wirksamkeit bleiben sollte. Andreas versuchte nun, seiner untergeordneten

Rolle überdrüssig, sich ebenfalls den königlichen Rang und Namen zu verschaffen, wandte sich erst an seinen Bruder Ludwig, dann an den Papst, der bereits die Königin Johanna (1344 Aug. 31.) anerkannt hatte, und veranlaßte eine allgemeine Parteiung in der königlichen Familie, indem sich die Prinzen von Durazzo an ihn, hingegen die französische Gemahlin des verstorbenen Titularkaisers von Constantinopel, Catharine von Valois und ihre Söhne die Prinzen von Tarent, sich an die den Ungarn entgegengesetzten Partei anschloß. Nun wurde von beiden Seiten Anhang geworben und die Absicht des andern sich zu entledigen ziemlich deutlich an den Tag gelegt, wenigstens gab Andreas, der neben dem königlichen Wappen einen Block und ein Beil in seine Fahne aufnahm, unverholen zu verstehen, wie er einst mit seinen Gegnern verfahren wolle. Man glaubte daher nicht länger zögern zu dürfen, er wurde unter dem Vorwande einer Jagd in die Gegend von Aversa gelockt, auf ein abgelegenes Schloß geführt, Nachts (1345 Aug. 20.) unter einem Vorwand aus dem Zimmer seiner Gemahlin gerufen, festgepackt und trotz seines Widerstandes auf den Balkon geschleift, daselbst erdrosselt und sein Leichnam hinabgestürzt. Johanna war von der ganzen Sache höchst wahrscheinlich unterrichtet, eilte aber weder herbei um sich seiner anzunehmen, noch würde sie im Stande gewesen seyn, in diesem Augenblick das was einmal beschlossen war rückgängig zu machen. Sie eilte mit ihrem Gefolge nach Neapel zurück, ohne sich um die Leiche ihres Gemahls anzunehmen, die einige Tage in der Kirche ohne Beerdigung liegen blieb, bis ihn der Canonikus Ursillo Minutolo auf eigene Kosten bestattete. Als nun die Prinzen von Durazzo und andere Anhänger des Gemordeten Rache verlangten, übertrug die Königin dem Großrichter Balzi die Untersuchung, der zwar durch die Folter einigen Verdächtigen Geständnisse erpreßte und einige Personen hinrichten ließ, aber den eigentlichen Urhebern der That dadurch nicht näher kam, indem die Bezeichneten auf ihre festen Schlösser entflohen und hier der Verfolgung trotzten. Johanna schrieb auch an Ludwig von Ungarn, um sich zu entschuldigen, erhielt aber von ihm eine Antwort, aus der sie nicht nur seine Ueberzeugung, daß sie die eigentliche Mörderin sey, sondern auch seine Ansicht, daß das Reich Neapel eigentlich ihm gebühre, entnehmen konnte, und sich also zu einem Schritte der sie eines männlichen Beistands versicherte genöthigt sah. Von ihren beiden Vettern Karl von Durazzo und

Ludwig von Tarent hatte jener, weil er ihre Schweſter Maria, die dem Ungarnkönig beſtimmt geweſene Braut, (1343) ohne ihren Willen geheirathet hatte, ſchon früher ſich aufs äußerſte mit ihr verfeindet, nun trat er auch als Rächer des Ermordeten auf, und verlangte für ſich Calabrien, auf das auch Ludwig von Tarent Anſprüche machte. Indeſſen wurde Johanna (1345 Ende) von einem Prinzen Karl entbunden, für den der Ungarkönig die Krone verlangte, Johanna aber von der Regierung entfernt wiſſen wollte. Das fand der Papſt Clemens VI. nicht genehm, und Johanna vertrug ſich indeſſen zum Schein mit dem Prinzen Karl, ſprach ihm Calabrien zu, nahm aber dieſe Zuſage gleich wieder zurück, vermählte ſich (1347 Aug. 26.) mit Ludwig von Tarent, erkannte die Aragoneſen in Beſitz von Sicilien an und entfloh, als Ludwig von Ungarn auf Italien gelandet und die gegen ihn geſendeten Truppen geſchlagen hatte, mit ihrem Gemahl (1348 Jan. 15.) nach der Provence.

Mit Ludwig von Anjou hatte ein wirklich großer König den Thron Ungarns beſtiegen. Sein Zug nach Italien hatte zwar anfängliches Glück, indem Johanna durch ihre Flucht allem Widerſtand ein Ende gemacht hatte, und die Prinzen von Tarent und von Durazzo auf ihre nahe Verwandtſchaft zu ihm bauend ſich ihm unterwarfen, auch anfangs gütig empfangen wurden, bis plötzlich Karl von Durazzo wegen des Raubes der Braut gefangen genommen, und (1348 Jan. 24.) auf demſelben Balkon wo früher Andreas getödtet worden war enthauptet, die andern Prinzen nach Ungarn geſchickt, auch der kleine Sohn Johannes von Andreas dorthin gebracht wurde, wo er bald darauf ſtarb. So nahm Ludwig faſt ohne Schwerdtſtreich Neapel in Beſitz und kehrte ſchon bald (Mai) wieder nach Ungarn zurück. Allein die Neapolitaner waren der Ungarn bald überdrüſſig, der Papſt erklärte die Königin für unſchuldig, ſie wurde zurückgerufen, und ergriff eifrig jedes Mittel um Geld zur Rückkehr und Fortſetzung des Kriegs zu gewinnen, verkaufte unter andern damals Avignon an den Papſt um 80,000 Goldgulden, und ſchon nach wenigen Wochen (Aug.) war ſie wieder in Neapel. Der Krieg wurde nun mit Söldnerhaufen, Condottieri, eine Zeitlang unentſchieden geführt, bis Ludwig (1350) wieder herüber kam und das Waffenglück auf ſeine Seite wendete. Nun vermittelte aber der Papſt einen Waffenſtillſtand (1350 Okt. — 1351 April 1.), die Unſchuld Johanna's wurde abermals erhärtet, ihr Gemahl Ludwig von Tarent wurde (1352) vom Papſte zum Könige erklärt, und der Ungarn-

König mußte seinen Ansprüchen auf Neapel gegen eine Geldsumme, die nicht einmal bezahlt wurde, entsagen und Frieden schließen.

Indessen waren durch diese beiden Züge nach Italien die beiden ohnedies seit fünfzig Jahren miteinander nahe verbundenen Länder in solche Berührung gekommen, daß besonders Ungarn wesentliche Vortheile durch einige Funken geistiger Bildung, die daselbst ausgestreut wurden, empfing. Noch mehr wurde diese Bekanntschaft geknüpft durch Kriege mit Venedig, welche mit Unterbrechungen bis 1381 fortdauerten und durch den gleichzeitigen Krieg Venedigs mit Genua zu einem für Ungarn vortheilhaften Frieden führten, durch den Ungarn Dalmatien und eine ansehnliche Geldsumme als Kriegskostenersatz bekam. Ludwig's Züge gegen die im Süden seines Reiches wohnenden Bosnier und Rascier, gegen Walachen und Tataren, waren siegreich, seine Verbindungen mit dem luxemburgischen Hause sehr innig, und mit Polen wie schon gesagt so beschaffen daß er als Thronfolger angesehen wurde und auch nach Kasimir's Tod (1370 Nov. 5.) den Thron von Polen bestieg. Kein Monarch war an Macht damals mit Ludwig zu vergleichen, er kriegslustig und kriegserfahren würde allein im Stande gewesen seyn, der damals sich immer mehr ausbreitenden Macht der Osmanen ein Ziel zu setzen; auf ihn hoffte der Papst und der geängstigte Kaiser Griechenlands. Aber vergeblich; Ludwig zögerte und bedachte sich bis ihn der Tod übereilte. Dagegen ist die Bekehrung der noch heidnischen Kumanen in seinem Lande sein Werk. Für sein Land that er sehr viel, regierte keineswegs so eigenmächtig wie sein Vater, sondern bestätigte auf einem großen von Prälaten, Baronen, und Adeligen (1351) gebildeten Reichstag die Bulle des Königs Andreas von 1220, mit Ausnahme der Veräußerung der Leben bei Lebzeiten, stellte alle Adeligen einander gleich, so daß die Klasse der Udvarnici ganz aufgehoben und alle zur Führung des Titels Nobiles, den bisher blos die großen Barone geführt hatten, berechtigt wurden, hob die früher auch auf die Verwandten übergegangene Straffälligkeit des Schuldigen auf, und beschränkte sie auf diesen allein, gab dem Klerus und dem Adel die Patrimonialgerichtsbarkeit über seine Bauern, und untersagte die freie Wanderung der Bauern von der Besitzung eines Herrn zu der eines andern. Die Abgabe von jedem Bauern, auch von denen der Adeligen, das sogenannte lucrum camerae, wurde auf achtzehn Denare oder drei Groschen von jeder Thüre bestimmt, und alle Zölle, mit Ausnahme der Brücken- und Ueberfahrtsgelder aufgehoben. Hier-

durch entstand eine größere Abhängigkeit des Bauern von dem Grundherrn, während die große Masse von sogenannten adeligen Einhäuslern (nobiles unius sessionis) entstand. Die Städte erhielten zwar keine landständischen Rechte, doch wurden die königlichen Städte einigermaßen begünstigt und durch den nur wenig gehinderten Handel mittelbar gehoben. Der Handel war großentheils noch Speditionshandel, indem zwar aus Günz und Oedenburg schon Wein nach Deutschland ausgeführt wurde, aber dieses Hauptprodukt Ungarns damals eben erst in Aufnahme kam. Man fing erst an die Reben von Tokay zu pflanzen. Sachsen und Siebenbürgen besuchten mit ihren Waaren die Märkte von Krakau, Prag, Wien, Venedig, Zara und Bucharest. Die Holz- und Hanfwaaren der Kronstädter wurden besonders im Morgenlande gesucht. Die Juden verwies Ludwig aus seinem Reiche, indem er sie gleich andern Fürsten seiner Zeit für gemeinschädlich hielt. In Fünfkirchen errichtete er (1367) eine Universität, in Großwardein bestand eine hohe Schule, und Ungarn schien aus seiner primitiven Roheit hervorzugehen. Auch einige wissenschaftliche Thätigkeit begann sich zu regen und Johann von Küllo zeichnete Ludwig's Thaten auf.

Weniger priesen die Polen seine Regierung. Als er nach Kasimir's Tod sich nach Polen begeben hatte, und das feierliche Begräbniß seines Oheims abhielt, blieb ihm unverborgen, daß die Thränen, die dem Abgeschiedenen zu Ehren flossen, aus dem Gedanken entsprangen, daß er kinderlos gestorben sey. Darum ließ Ludwig die Töchter Kasimir's für unfähig erklären, die Krone zu erhalten, und das zu Gunsten seiner natürlichen Söhne gemachte Testament, worin diesen beträchtliche Besitzungen bestimmt waren, umstoßen, wurde (10. Nov.) in Krakau gekrönt, worüber er mit dem Erzbischof von Gnesen in Streit gerieth, und eilte schon bald wieder nach Ungarn zurück, indem er seiner Mutter Elisabeth die Regentschaft überließ. Dieser Schritt erzeugte große Unzufriedenheit, und Elisabeth legte, nachdem es zwischen ihren ungarischen Heiducken und den Polen in Krakau zu blutigen Händeln gekommen war, die Regierung (1376) nieder und ging nach Ungarn wo sie (1380) starb. Unruhen die Wladislav der Weiße ein Enkel von Wladislav Lokietek's älterem Bruder anfing, obgleich er sein Land früher an Kasimir verkauft hatte und Mönch geworden war, blieben unter diesen Umständen, obgleich er (1376) gegen Zahlung einer Geldsumme auf seine Ansprüche Verzicht leistete und (1377) außer Landes ging, dennoch

bis an seinen Tod bedenklich (1388). Ludwig zog hierauf selbst nach Polen, um gegen die Litthauer, welche in Rothrußland eingefallen waren, zu ziehen. Er wurde auch mit leichter Mühe Herr, sowohl die Litthauer als die Russen mußten sich unterwerfen, aber die Vereinigung Rothrußlands mit Ungarn vermehrte die Unzufriedenheit, die sogar auf einem Reichstag bis zu einer förmlichen Empörung und der Ermordung mehrerer der ungarischen Partei zugethanen Senatoren ausgebrochen seyn soll. Noch höher stieg der Unmuth, als er die Polen sogar auf die Reichstage (1381) nach Ungarn und Kaschau berief, und es erwies sich die Vereinigung der beiden Nachbarreiche so unzweckmäßig, daß Ludwig für Polen gerade zur rechten Zeit, für Ungarn freilich viel zu frühe, erst 56 Jahre alt, (1382 Sept. 14.) zu Tyrnau starb. Unstreitig war er ein großer, durch keine Laster befleckter Fürst, aber wie die nordischen Staaten nur durch eine augenblickliche Täuschung zu einer Vereinigung, die außerdem ihnen sehr heilbringend hätte seyn können, bewogen wurden, so erkannten die slavischen und magyarischen Völker, daß bei gleichen Kräften eine Vereinigung etwas Unnatürliches sey, und traten nach dieser kurzen Einheit wieder in die frühere natürliche Geschiedenheit.

Ludwig hinterließ nur zwei Töchter, Maria und Hedwig, deren ältere Maria er eben erst mit dem vierzehnjährigen Sjegmund, Kaiser Karl's IV. Sohn, verlobt hatte und gesonnen war, ihm die beiden Reiche zuzuwenden. Polen sollte Maria's Mitgift seyn. Schon hatten (1382 Juli 25.) zu Zwolen in Ungarn die polnischen Großen gehuldigt, Siegmund war von einem ungarischen Heer begleitet in Polen eingerückt, hatte einige widerspenstige Städte bezwungen, als er den Tod seines Schwiegervaters erfuhr. Er empfing in Posen den Eid der Treue von den Bürgern, und wurde zu Gnesen ehrenvoll empfangen. Weil er aber auf dem Weg nach Krakau zu Breseзie von den Prälaten und Baronen Großpolens gebeten wurde, den Statthalter Domarat abzusetzen und zu versprechen, daß er und seine Gemahlin ihren Sitz im Lande nehmen würde, was er geradezu abschlug, sogar den Polen drohte, hielt der Adel Großpolens und Kleinpolens eine gemeinschaftliche Versammlung zu Radomskie, worin sie beschlossen, der andern von Ludwig's Töchtern zu huldigen und einen weisen Fürsten, der seinen Aufenthalt für immer in Polen nehmen und sie heirathen würde, als König anzuerkennen. Vergebens berief sich der Erzbischof Bodzanta von Gnesen und der Castellan Domarat von Gnesen und Feldherr von Großpolen auf ihren schon geleisteten Eid,

zwischen dieser ungarischen Partei, den Anhängern des masovischen Herzogs Zemovit von Plotzk, und denen welche Ludwig's andere Tochter zur Königin wollten, kam es zu heftigen Zwistigkeiten. Auf einem andern Tag (6. Dec.) zu Wislicie war zwar Siegmund gegenwärtig, aber die Königin Wittwe Elisabeth schickte aus Ungarn zwei Bischöffe und zwei Barone als Abgeordnete, um die Versammlung zu bitten, Keinem, auch Siegmund nicht, zu huldigen, bis sie über ihre beiden Töchter würde bestimmter verfügt haben. Nun wurde der zu Radomskie gefaßte Beschluß bestätigt, Bodzanta und Domarat mußten beitreten, und Siegmund mußte auf seiner Heimkehr nach Ungarn den Verdruß erfahren, daß ihn der Castellan von Krakau nicht in die Stadt einließ.

Nun wurde die Königin Elisabeth von den Polen bestürmt, ihre Tochter mit einem ihnen genehmen Fürsten zu verheirathen, und sie hielt deßhalb (1383 Febr. 26.) zu Sirad einen Generalconvent, wohin sie den Bischof Nikolaus von Vesprim und zwei Barone schickte, welche Alle polnische Großen von dem Eid der Treue an Maria und Siegmund lossprachen und erklärten, Elisabeth wolle ihre mit Wilhelm von Oesterreich bereits verlobte Tochter Hedwig an nächster Ostern schicken, wenn man ihr eidlich versprechen wolle, Hedwig zu krönen und wegen ihrer Jugend noch drei Jahre zur Erziehung der Mutter zurückzugeben. Da man nicht einig wurde, so schob man die Entscheidung auf den 28. März hinaus, wo eine Partei zwar anfangs den Zemovit von Masovien zum König haben wollte, am Ende aber doch den Gesandten Elisabeth's die Antwort gegeben wurde, wenn Hedwig bis Pfingsten zur Krönung kommen, im Lande bleiben, und sich verpflichten wolle, die entfremdeten Provinzen wieder mit Polen zu vereinigen, so solle sie ihre Herrin und Königin seyn. Allein Elisabeth kam an Pfingsten (10. Mai) nicht, und versprach, sie würde an Martini (11. Nov.) kommen. Das begünstigte die Partei des masovischen Herzogs, der an St. Vitus (15. Juni) zum König ausgerufen wurde, worüber in Großpolen der Bürgerkrieg ausbrach. Endlich wurde Waffenstillstand bis Ende September festgesetzt. Da aber Siegmund während dieser Zeit mit einem Heer von 12,000 Ungarn gegen Zemovit zog, so betrachtete man den Stillstand als gebrochen, bis es endlich dem Herzog Wladislav von Oppeln gelang, wieder einen Stillstand bis Ostern zu vermitteln, worauf Siegmund mit den Ungarn die furchtbar gehaust hatten wieder abzog. Aber Elisabeth hielt ihr Wort wieder nicht und schien immer nur Aus-

flüchte zu suchen, so daß ihr durch eine neue Gesandtschaft erklärt wurde, wenn Hedwig nicht am Stanislausfeste (8. Mai 1384) in Krakau wäre, würden die Polen selbst für sich sorgen. Auch jetzt noch verfiel sie auf den Ausweg, ihren Schwiegersohn Siegmund als Statthalter schicken zu wollen, aber die polnischen Großen, bei denen sich Siegmund unter andern Dingen auch durch seine Begünstigung der Böhmen verhaßt gemacht hatte, gingen ihm mit einem Heer bis an die Grenze entgegen und ließen ihm sagen, sie würden ihm den Eingang wie einem Feinde wehren. Siegmund erhielt nichts als eine Verlängerung der Frist, und Elisabeth die nun mit Recht fürchtete, die Polen möchten ihrer Ausflüchte überdrüssig sich an ein anderes Haus anschließen, sandte ihre dreizehnjährige Tochter mit großem und prächtigem Gefolge nach Polen und am St. Hedwigstag (1384 Okt. 16.) wurde sie zu Krakau gesalbt und gekrönt. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit der noch kindlichen Jungfrau gewann ihr Aller Herzen.

Aber nun wurde die wichtige Frage angeregt, wem die schöne Königin ihre Hand und mit derselben auch die Krone von Polen reichen sollte. Der junge Herzog Wilhelm von Oesterreich würde obgleich ein Deutscher doch vielleicht Hedwig's Hand erhalten haben, die ihm schon längst zugesagt war, hätte sie selbst ihrem Herzen folgen dürfen. Beide waren im Alter einander nahe, Wilhelm hatte lange an dem ungarischen Hofe sich aufgehalten, und eine gegenseitige Neigung schien beide einander gleich theuer zu machen. Aber Hedwig wurde ein Opfer der Staatsgründe. Der Großfürst Litthauens Jagal trat als Bewerber auf, und versprach immerwährenden Frieden, Vereinigung Litthauens mit Polen, Bekehrung seiner Unterthanen zum Christenthum, und Eroberung aller von Polen getrennten Länder. Vergebens eilte Wilhelm von Oesterreich selbst nach Krakau, vergebens berief sich Hedwig auf Jagello's Grausamkeit und Tücke, die er gegen seinen Oheim Kynstutte und dessen Sohn Witowd (Witold) bewiesen, und darauf, daß er kein Christ sey und barbarische Sitten habe, die von ihm in die Wagschale gelegten Fürstenthümer und Länder, gegen die der österreichische Prinz nichts bieten konnte, und seine übrigen Verheißungen überwogen, und Wilhelm durfte in Krakau nicht einmal in das Schloß zu seiner Braut. Aber in heimlicher Zusammenkunft sahen sie sich im Kloster der Franziskaner, und die Sage erzählt, daß die Liebenden hier auch ohne die Hand des Priesters ihren Bund besiegelt hätten. Um so mehr dran-

gen die Polen auf ſchleunige Vermählung; Jagello, der ſeinerſeits alle an ihn geſtellten Forderungen gewährte, zog mit einem mächtigen Gefolge gegen Krakau heran, und Wilhelm mußte entfliehen. Das Haus Oeſterreich war ſchimpflich zurückgewieſen worden; Leopold's damals auf die Eidgenoſſenſchaften gerichteten Blicke machten ihn gleichgültig gegen dieſe Zurückſetzung ſeines Bruders hinter einem halbwilden Barbaren. Es war noch menſchlich von den Polen, den Mord Kynſtutte's und den Vorwurf der Mißbildung von dem Bräutigam vor der Heirath möglichſt abzuwälzen. Jenes that der Fürſt Witowd ſelbſt, der beſchwur, nicht Jagello, ſondern ein Großer, der Bojar Proxa, habe ſeinen Vater ermordet, dieſes geſchah, indem ein vornehmer Pole mit dem Großfürſten badete und ſich durch eigenen Augenſchein überzeugte, er ſey wie ein anderer Menſch gebaut, nicht wie ein Ungeheuer. Ob die Behauptung, er ſey der ſchönſte Mann in Litthauen geweſen, und Hedwig ſobald ſie ihn ſah von brünſtiger Liebe für ihn ergriffen worden, gegründet ſey, muß dahingeſtellt bleiben. Endlich (1385 Febr. 12.) hielt Jagello ſeinen feierlichen Einzug in der Hauptſtadt, umgeben von ſeinem Bruder Skirgello, dem er Litthauen als abhängiges Fürſtenthum übergeben hatte, von ſeinem Vetter Witowd, und anderen ſeiner Verwandten und Großen begleitet. Er begab ſich ſogleich auf das Schloß, wo ihn die Königin von einem zahlreichen und glänzenden Hofſtaate umgeben, empfing. Am folgenden Tage ſandte er ihr reiche Geſchenke, und am 14. Febr. wurde er vom Erzbiſchof von Gneſen getauft und empfing den Namen Wladislaus. Die Vermählung fand einige Tage nachher (17. Febr.) ſtatt, und Jagello vereinigte nun den letzten Reſt alten Heidenthums mit dem übrigen chriſtlichen Europa. Die Form der Sache mußte hier für das Weſen gelten, und die Taufe der Litthauer gibt einen merkwürdigen Beweis von dem was Jagello ſelbſt für Chriſtenthum erachtete. Er ſelbſt begab ſich mit Hedwig nach Litthauen, ließ auf einem Landtag zu Wilna die Vernichtung des Heidenthums erklären, gab ſich übrigens nach ſeinen Kräften ſelbſt alle Mühe, ſeine Unterthanen zu überzeugen, daß die Verehrung Chriſti ihrem Schlangendienſt und rohem Naturkultus vorzuziehen ſey, und wo ſeine Ueberredung nicht ausreichte, da halfen Geſchenke und Liebkoſungen. Das Volk, das bisher nur Kittel aus Viehhaaren gewoben und Schuhe von Baſt getragen hatte, erhielt ordentlich zugeſchnittene wollene Röcke und Schuhe von Leder, und fügte ſich endlich dem Willen ſeines Fürſten. Da wurde die Taufe in Maſſe vollzogen.

ganze Schaaren Männer und wiederum Weiber wurden, indem man einige Tropfen Waſſer über ſie alle ausſprengte, zuſammen getauft, und auch zuſammen Peter oder Johann, Catharina oder Margaretha genannt. So war Litthauen (1387) chriſtlich geworden, in Wilna wurde eine Kirche gebaut, und was noch fehlte, der Unterricht, kam nun nachträglich. Ein Verſprechen hatte Jagello erfüllt, die Unterwerfung Preußens blieb noch übrig, und was ihm nicht gelang, vollendete ſein Sohn. Hedwig aber blieb bis an ihren Tod (1399) den Polen theuer, und verewigte ihr Andenken durch die von ihr beabſichtigte, wenn auch erſt nach ihrem Tode ausgeführte Stiftung der Univerſität Krakau.

An eine Verbindung mit Ungarn war zunächſt nicht mehr zu denken. Dieſes Reich gerieth ohnedies nach Ludwig's Tod in greuliche Verwirrungen hinein, die mit der neapolitaniſchen Geſchichte eng zuſammenhängen. Hier war nach dem zwiſchen Johanna und Ludwig geſchloſſenen Frieden eine greuliche Unordnung eingetreten, indem die Prinzen von Tarent die der Hof begünſtigte mit den Prinzen von Durazzo in Streit geriethen, ſodann nach dem Tode des Königs Ludwig (1362) die Königin den König Jakob von Mallorka heirathete, der aber nicht als König anerkannt wurde, gar keinen Antheil und Einfluß auf die Regierung hatte, und völlig unbeachtet (1374) ſtarb. Da Johanna bisher kinderlos war, ſo hatte ſie dem Prinzen Karl dem Kleinen von Durazzo (1368) die Hand ihrer Nichte Margaretha und die Nachfolge verſprochen. Da dieſer aber nach ſeiner Vermälung wieder nach Ungarn, wo er ſich vorher aufgehalten hatte, zurückgekehrt war, ſo vermählte ſich Johanna zum vierten Mal (1376) mit einem Prinzen Otto von Braunſchweig, und erzeugte dadurch großen Verdruß, der durch ihre Theilnahme an der bald erfolgenden Kirchenſpaltung noch größer wurde. Als nämlich (1378) gegen den Papſt Urban VI. die zu Anagni verſammelten Cardinäle Clemens VII. gewählt hatten, nahm Johanna ihn ehrenvoll auf, und bewog dadurch den Papſt Urban über ſie den Bann zu ſprechen, ihr Königreich ihr abzuſprechen, und es dem Prinzen Karl von Durazzo zuzuſprechen, gegen den nun Johanna (1380) den franzöſiſchen Prinzen Louis von Anjou zum Erben einſetzte. Karl kam nun aus Ungarn herüber, nahm (1381) den Prinzen Otto (25. Aug.) gefangen, zwang ſie ebenfalls ſich zu ergeben (26. Aug.), behandelte ſie anfangs ehrenvoll, ließ ſie dann aber weil er ihr nicht traute (1382 Mai 22.) erdroſſeln oder erſticken Die Anſprüche der

Anjou's, deren erſter Louis (1384) in Italien eingedrungen war aber ohne etwas ausgerichtet zu haben in faſt elenden Umſtänden ſtarb, beunruhigten nun fortwährend das Haus Durazzo. Karl aber wenig vor dieſen Anſprüchen beſorgt ſuchte, da Ludwig von Ungarn im Todesjahr Johanna's ebenfalls ſtarb, ſeine frühern Verbindungen in Ungarn geltend zu machen um ſich die Krone auch dieſes Reiches zu erwerben. Zwar hatten die Ungarn die Prinzeſſin Maria als Rex Hungariae (1382 Sept. 16.) und ihren Verlobten Siegmund als tutor regni Hungariae anerkannt, aber der Haß der Familie Gara. deren älteſter Nikolaus Palatinus von Ungarn, gegen die Brüder Horwathi, von denen Johann Ban von Kroatien, Paul Biſchof von Agram war, veranlaßte eine innere Spaltung, die ſeinen Entwürfen günſtig war. Die Horwathi, mit andern Großen verbunden, beriefen den König Karl von Neapel, der ſich auch weder von ſeinem dem König Ludwig gegebenen Verſprechen, ſeine Töchter nicht in ihrem Erbe ſtören zu wollen, noch durch die Gefahr einer Parteiung ſchrecken ließ, und (1385 Sept. 8.) nach Ungarn kam. Er trat anfangs nur unter dem Vorwand auf, den Streit der Ungarn mit den Königinnen ſchlichten zu wollen, und Maria, die eilig nun mit Siegmund vermählt worden war, ſuchte auf einem Reichstag zu Ofen (1385 Nov. 16.) die Gemüther der Ungarn durch Beſtätigung der goldenen Bulle des Königs Andreas zu gewinnen. Aber ſchon wie Karl in Ofen, nebſt den Königinnen, die ihm entgegengekommen waren, einzog, zeigte ſich in den Stimmen des bezahlten Pöbels: Wozu das Gaukelſpiel eines Königs dienen ſolle, der Weib ſey? Man ſolle Karl von Durazzo krönen, der zur Rettung des Landes geſendet ſey! daß die Demuth und Beſcheidenheit, mit welcher Karl auftrat, nur eine ſchlechte Maske ſey, indem er ſich bald zum Gubernator von Ungarn ausrufen ließ, in das Schloß gemeinſchaftlich mit den Königinnen einzog, und ſich durch eine ſtürmiſche Verſammlung die Krone antragen ließ. Maria erklärte daß ſie nur der Gewalt weichen werde, ihre Mutter Eliſabeth aber verbarg ihre Geſinnung, und bat, nachdem ſie einige Zeit ſich bedacht hatte, den König Karl das für weibliche Hände zu ſchwere Scepter zu ergreifen. Auf einem Reichstag zu Stuhlweißenburg wurde Karl (31. Dec.) unter dumpfem nicht freudigem Zuruf der anweſenden Menge gekrönt. Aber Eliſabeth und Gara dachten auf Rache. Sie auszuführen erbot ſich der Mundſchenk Blaſius Forgacz. Als (1386 Febr. 7.) der König Karl der Königin Eliſabeth eine Zuſammenkunft gewährte, um in

ihren Gemächern einen Brief Siegmund's mit ihr zu lesen, war zu verabredeter Stunde auch der Palatin mit starkem Gefolge unter dem Vorwand eines Abschiedsbesuches angelangt, er selbst war mit heimlich verborgener Waffe in das Schloß gegangen, draußen am Thor wartete sein Gefolge. Wie nun die Königin und Gara zur Seite des Königs saßen und, da die Unterhaltung lange hinausgezogen wurde, die italienischen Begleiter Karl's sich zum abendlichen Spaziergang Paarweise entfernt hatten, gab Gara dem Forgacz das Zeichen, und dieser versetzte mit dem Csakan dem König mehrere Hiebe auf den Kopf, und bahnte sich durch die auf das Geschrei herbeigeeilten Italiener hindurch einen Weg zu den Leuten Gara's. Der König besaß noch so viel Kraft um in sein Gemach zu entrinnen, aber Gara vollendete nun, was er begonnen, indem er mit seinen Leuten die Burg besetzte, und den König in seine Gewalt brachte. Die Italiener entflohen, Horwathi eilte nach Kroatien. Karl wurde nach Wissegrad gebracht, und starb dort nach mehreren Tagen, es ist ungewiß ob an den Wunden oder an Gift, das man unter dem Vorwand der Heilung in sie geträufelt hatte. So wurde das Recht Maria's gesichert, aber die blutigen Thaten des Hauses Anjou, der Nachkommen des Mörders Conradin's, waren noch nicht zu Ende.

XXVI. Zerfall des Reiches. Spaltung der Kirche. Geordnete Zustände Westeuropa's.

Das Reich. Rudolf Erzherzog zu Oesterreich. Streben der Burggrafen zu Nürnberg. Der Burggraf gegen die Stadt. Adel und Städte in Schwaben. Hanse. Westphälischer Landfriede. Vehmgerichte. Karl's Bestrebungen. Wenzel gewählt. Die Kirchenspaltung. Gregor XI. stirbt zu Rom. Wahl Urban's VI. Wahl Clemens' VII. König Wenzel. Großer Städtekrieg. a. Oesterreich gegen die Eidgenossen. Schlacht bei Sempach. Arnold Winkelried. b. Die Fürsten gegen die Städte. Die Döffinger Schlacht. Friede zu Eger. Tilgung der Judenschulden. Politische Zustände: a. in Spanien. b. In Frankreich. Ausgang der flandrischen Kriege. Philipp Artevelde. Einnahme und Mordnacht von Brügge. Schlacht von Roosbeke. Karl heirathet Isabeau von Bayern. Erkrankung des Königs. Kreuzzug der Franzosen gegen die Türken. c. In England. Wat Tyler. John Wycliffe. d. In Italien. Mailand. Venedig. Florenz. Neapel.

Man wendet gern seinen Blick von den wüsten verworrenen Kämpfen dieser Völker, um bei dem Reiche ein von bestimmteren Ideen geleitetes zwar nicht minder buntes aber doch im Ganzen von weniger Abscheulichkeiten begleitetes Ringen geistiger Potenzen zu betrachten. Wie die goldene Bulle statt den Frieden zu befestigen erst recht viel Unkraut unter den Waizen gesäet hatte, ist schon bemerkt worden. Es war eine schwere Kränkung für andere Fürsten, diesen sieben Erzfürsten nachzustehen. Am wenigsten konnte das der hochgesinnte Schwiegersohn Karl's IV. ertragen, Rudolf IV. von Oesterreich, der Sohn Albrecht's des Lahmen, dem er (1358) mit seinen Brüdern Friedrich, Albrecht, und Leopold gefolgt war. Wie sollte Oesterreich, das einst Friedrich Barbarossa so hoch erhoben hatte, geringer seyn als Brandenburg und Sachsen und Pfalz! Rudolf trat in den von ihm ausgestellten Urkunden mit aller Majestät auf, die einem Souverän zusteht, er nannte sich Erzherzog zu Oesterreich, Steyer, Kärnthen, und Krain, Herr auf der Windischmark und Portenau, Graf zu Habspurg, Tyrol, Pfirt, Kyburg, Markgraf zu Burgau, und Landgraf zu Elsaß; wie der Kaiser seine Großen den Urkunden ihre Namen beisetzen ließ, so Rudolf seinen Kanzler den Bischof von Brixen, seinen Landmarschall Leutold von Stadeck, dann seine obersten Schenken, Kämmerer, Kuchenmeister und sämmt-

liche Herren des Hofes; wie der Kaiser nach seinen Regierungsjahren und Indiktionen außer der christlichen Jahrszahl datirte, so Rudolf, ohne von den Regierungsjahren des Kaisers Notiz zu nehmen, nach seinen Lebensjahren und den Jahren seiner Gewalt; Siegel und Wappen in nichts geringer als ein königliches, und, eine große Seltenheit, Rudolf stärkte den Inhalt des Briefs meist mit der Unterschrift von seiner eigenen kräftigen und deutlichen Hand. Ein solcher strebender Fürst that dem Reiche noth, aber er starb erst sechsundzwanzig Jahre alt (1365), nachdem er auf Karl's ausdrückliches Verlangen des Titels Erzherzog (Palatinus Archidux) sich begeben hatte. Das Streben seiner Brüder, von denen nur Albrecht und Leopold ihn überlebten, hatte eine andere Richtung.

Auch die bayrischen Herzoge waren höchlichst erbittert. Weil die pfälzischen Fürsten, die ältere wittelsbachische Linie, und die Markgrafen von Brandenburg unter die wenigen Auserwählten aufgenommen worden waren, hatte es Karl wagen dürfen, dem bayrischen Stamme, der von je unter die Hauptstämme des deutschen Volkes gehört und das Wahlrecht jederzeit ausgeübt hatte, dieses zu entziehen und zugleich die erst vor siebenundzwanzig Jahren vom Kaiser Ludwig zu Pavia gegebene Hausurkunde in einem wichtigen Punkte zu vernichten. Da kam ihm die Theilung der Söhne des Kaisers, die theils in Bayern, theils in Brandenburg, theils in den Niederlanden ganz abgesonderte Interessen verfolgten, und der noch vom Vater her auf ihnen ruhende Bannfluch wohl zu Statten. So blieb die Opposition der bayrischen Herzoge kraftlos und kam nicht zu völliger That.

Andere Herren aber benützten die Zeitumstände um sich von Karl einen gleichen Rang oder was einerlei ist gleiche Rechte mit den grossen fürstlichen Häusern schriftlich zusichern zu lassen. Das thaten namentlich die Nürnberger Burggrafen, welche mit strebendem Sinne sich den Häusern Habsburg, Wittelsbach, Luxemburg, wie eines nach dem andern zur höchsten Gewalt im Reiche kam, angeschlossen und auch ansehnliche Besitzungen durch Kauf und Erbschaft sich erworben hatten. Daß ihnen die Gedanken auch nach der Stadt Nürnberg selbst standen, war bereits bei dem Aufruhr sichtbar gewesen; daß aber der Kaiser sich einer Stadt, die für ihn wegen der Nähe Böhmens so wichtig war, dessen Gebiet durch neue Erwerbungen bis nahe vor ihr Weichbild ging, würde entäußern lassen, daran war so leicht nicht zu denken. Er hatte sie vielmehr gleich anfangs

1347 und dann besonders als er zu Rom gekrönt ward durch Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien an sich zu ketten gesucht; an dem heiligen Ostertag da er unter der Messe in Sanct Peter's Münster zu dem Kaiserthum gekrönet wurde, bekam Nürnberg nicht weniger als fünfzehn Urkunden, worunter acht unter goldener Bulle. Zu diesen letztern kamen noch zwei, vom 27. Okt. 1358 und vom 24. Febr. 1378, so daß gewiß die Stadt eine stattlich gefreiete zu nennen war. Rechnet man nun noch Karl's häufigen Aufenthalt daselbst, seinen steten Verkehr mit den Bürgern in Geldsachen, wenn sie ihm die Stadtsteuer von 2000 Pfd. Heller, die 1370 in jährliche 2000 Goldgulden umgewandelt wurden, etwa vorher zahlten, oder ein Geldgeschenk machten, zu dem sie eigentlich nicht verpflichtet waren, wie sie ihm mehrere Jahre lang 500 Gulden auf die Burg gezahlt hatten, wovon er sie 1366 förmlich lossprach; rechnet man noch wie Schultheißenamt, Zoll, Münze, Wald, selbst an dem Judengeld, als diese wieder in die Stadt (schon seit 1352) aufgenommen worden waren, der dritte Theil (1360) in den Besitz der Bürger gekommen war, so läßt sich wohl abnehmen, daß er diese wichtige und reiche Stadt mit dem Besitz so bedeutender Regalia nicht in die Hände eines Fürsten kommen lassen wollte. Gab es nun aber innerhalb der Mauern keinen Anhaltspunkt mehr für die Burggrafen sich der Stadt zu bemächtigen, so erzeugten dagegen zwei Dinge, das Geleitsrecht und das Waldrecht schon gleich nach dem Jahr 1356 Mißhelligkeiten. Karl hatte das Geleit nach Farrnbach auf der Frankfurter Straße den beiden Burggrafen Johann und Albrecht verliehen, nahm es aber (1357) weil er erfuhr, daß es der Stadt Nürnberg nachtheilig sey, wieder zurück. Da nun Johann noch in demselben Jahre, sein Bruder Albrecht ein Paar Jahre darauf (1361) mit Tod abging, so wurde erst von Johann's Sohn Friedrich, der das Burggrafthum allein bekam, der Streit mit der Stadt neu begonnen. Mittlerweile aber hatte Karl seine Gemahlin Anna nach Nürnberg geführt um sie hier auf ächtdeutschem Boden ihre Entbindung abwarten zu lassen, und als die Kaiserin am Freitag vor Oculi um die dritte Stunde (1361 Febr. 26.) einen Sohn gebar, war die Freude der Eltern überaus groß. Gleich am andern Tag zeigte es die Kaiserin unter andern der Stadt Straßburg an, und am Sonntag Lätare (7. März) erließ Karl um der Freude willen, daß ihm Gott aus Gnaden in der Stadt Nürnberg von seiner lieben ehelichen Wirthin Annen, römischer Kaiserin, einen Erben Mannes Geschlechts

gegeben habe, der Stadt Nürnberg die Steuer auf ein Jahr. Daß er vier Wochen früher die von Albrecht und Heinrich der Stadt gegebenen Urkunden neu bestätigt hatte, dürfte wohl auch als ein besonderer Beweis seiner Vorliebe für Nürnberg erwähnt werden, so wie auch das im April zu Wenzel's Taufe (11. April) acht Tage lang mit aller geistlichen und weltlichen Pracht gehaltene Fest wohl deutlich zeigt, daß ihm die Stadt lieb war und diese wiederum schon damals einen ansehnlichen Rang unter den deutschen Städten einnahm, ja in Mitteldeutschland wohl die erste war. Da trat Burggraf Friedrich, der seine Tochter dem erst jährigen Wenzel verlobt hatte, gegen die Stadt wegen seiner Rechte auf Gericht und Zoll, auf freie Einfahrt in seine Burg, auf Wald, und auf Abgabe und Frohndienst aus St. Lorenzen Pfarr, klagbar auf, berief sich hiebei auf Rudolf und Albrecht's Briefe, die aber seitdem durch Heinrich's und Ludwig's Bestätigungen in vielen und wichtigen Punkten anders geworden waren, und der Entscheid der Kurfürsten (19. März 1362), denen Karl die Sache überwiesen hatte, fiel zwar scheinbar gerecht aus, aber die Bürger mußten stillschweigend hinnehmen, daß ihr Recht, die Burg zu beschützen, welches ihnen die drei letzten Kaiser ausdrücklich übergeben hatten, zwar anerkannt aber in dem Urtheilsspruch übergangen wurde, eben so daß der Burggraf auf den Wald hinter der Burg in St. Sebald's Pfarr kein anderes Recht habe als daß er Forstmeister darüber wäre. Karl, im Gedränge zwischen der Rücksicht auf einen strebenden Fürsten der seinem Hause für die Zukunft von großem Nutzen seyn konnte und dem der Stadt gebührenden Recht, gab offenbar diese preis, weil er wohl sah, daß ihr doch nichts anders übrig bliebe als sich nur desto fester an ihn anzuschliessen und vielleicht auch gar gänzlich ihm anheimzufallen. Nun ging aber der Burggraf noch einen Schritt weiter und ließ sich (1363 März 17.) ein eigenes Diploma ausstellen, wodurch ihm die fürstlichen Rechte, die sein Geschlecht vor Alters gleich andern Fürsten besessen, weil einige ihrer Vorfahren sie hätten außer Acht kommen lassen, ausdrücklich zugesprochen werden, daß sie erstlich des heiligen Reichs Fürsten Recht, Würde, Freiheit, und Ehre, und namentlich das Recht mit andern Fürsten zu Gericht zu sitzen haben sollen, ferner daß ihre Leute dieselben Rechte wie anderer Fürsten Leute haben und namentlich daß sie nur vor ihrem eigenen Gericht belangt werden sollen, endlich daß alle Metallgruben in ihren Landen und Herrschaften von ihnen zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen dürfen

gebraucht werden, unangesehen der namentlich in der goldenen Bulle nur den Kurfürsten zugesprochenen Vergünstigung der Bergwerke. Unter der Regierung Karl's war gerade dieser Rangunterschied sehr schroff hervorgetreten, die großen Fürsten, Herzoge und Markgrafen, wurden Illustres, die kleineren, als Burggrafen, Grafen, Landgrafen, wurden Spectabiles titulirt. So hatte nun der Burggraf einestheils erreicht was er wollte, der Handel mit der Stadt war mit einer Palliativkur vor der Hand beigelegt, das Mißtrauen aber blieb, es dauerte nur zwei Jahre, so sprach sich bei dem Einfalle der Engländer oder Cameradschaften im Elsaß der Argwohn, Karl habe diese Banden gegen die Städte eingeladen, geradezu aus, obgleich ihm vielleicht damit Unrecht geschah, und weil man auch anderer Orten bereits über den Uebermuth der Fürsten zu klagen hatte und sah, daß Karl es mit ihnen weit weniger als mit den Städten verderben würde, so trieb die Noth zu eigener Vertheidigung. Die Stadt Nürnberg fing an sich von den Bürgern, welche feste Häuser auf dem Lande besaßen, das Oeffnungsrecht in denselben, d. h. das Recht im Falle der Noth sich diese öffnen zu lassen und Besatzung hineinzulegen, verschreiben zu lassen. Leupold Groß war der erste, der die Oeffnung seines Steinhauses zu Lauffamholz im Weiher gelegen (1363) verschrieb. Andere folgten.

Weit heftiger standen aber in Schwaben bereits die Städte, der Adel, und der Graf von Würtemberg einander entgegen. Karl hatte (1360) dem Grafen Eberhard die Landvogtei über die Reichsstädte in Schwaben gegeben, aber wegen der harten Behandlung, die den Städten widerfuhr, noch in demselben Jahr wieder genommen. Die Neckereien der Grafen gegen die Städte, die von allen Seiten von den würtembergischen Landen umgeben, mochten sie ihre Wälder bewirthschaften, durch den Wildbann den die Grafen behaupteten, mochten sie ihrem Geschäft und Handel nachgehen, durch Weg und Stege, die von diesen versperrt wurden, sich gehindert sahen, dauerten fort. Die Grafen Eberhard und Ulrich verbanden sich um auf alle Fälle sicher zu seyn mit dem Erzherzog Rudolf von Oesterreich, und wohl mehr diese Verbindung als die Absicht den Städten zum Rechte zu helfen bewog den Kaiser zu einem Reichskrieg gegen Würtemberg, die Grafen wurden geschlagen, erhielten aber gegen Entsagung ihres Bündnisses mit Oesterreich einen sehr günstigen Frieden. Graf Eberhard kam bei dem Kaiser in große Gunst und die Städte, besonders Eßlingen, das in stetem Hader mit den Grafen lag, durften nun zu-

ſehen wie ſie ſich vor Unterdrückung zu wahren hätten. Indeſſen war auch der Landadel mit den Grafen nicht zufrieden. Die Grafen Wolf von Eberſtein und Wolf von Wunnenſtein, dieſer von ſeiner Rüſtung der gleißende Wolf genannt, ſtanden an der Spitze der Unzufriedenen, jener war das Haupt eines Ritterbundes, welche die Schlegler oder auch die Martinsbrüder genannt wurden. Als ſich (1387) Graf Eberhard im Wildbad befand, machten die Verbündeten einen Verſuch ihn durch plötzlichen Ueberfall gefangenzunehmen. Nur die Treue eines Hirten, der den Grafen auf geheimen Wegen, die kein Menſch betrat, in Sicherheit brachte, rettete ihn. Wiederum rächte ſich der Graf, indem er die in Heimſen verſammelten Schlegler (1388) einſchloß, ringsum Feuer anlegte, und ſie nöthigte ſich ihm ſämmtlich zu ergeben. Darauf demüthigte er den Adel, brach ihre Burgen, ließ ſich Löſegeld für die Freilaſſung aus der Haft bezahlen, und ſtärkte ſich ſo um den Kampf mit den Reichsſtädten wieder aufzunehmen.

Ebenſo wie in Schwaben war überall ein ganz aufgelöster Zuſtand der Dinge. Der Kaiſer gebrauchte der Landfrieden ſo oft, daß ſie eben deßhalb ihre Wirkung verfagten, am beſten halfen noch Bündniſſe, die von den Ständen ſelbſt geſchloſſen und von ihm genehmigt wurden. Solche Eidgenoſſenſchaften hatte man früher ſchon am Rhein gehabt, die Eidgenoſſenſchaft der Schweizer beſtand im ſchönſten Flor, und die im Norden zum Schutz des Handels gebildete Hanſe hob ſich eben damals zu großer Bedeutung, unterſtützt durch die Schwäche Dänemarks und Schweden. Das Verbindungsrecht war anerkannt. So war theils durch die Vereine deutſcher Kaufleute zu beſſerm Betrieb ihres Handels im Auslande theils durch den Zuſammentritt nordbeutſcher Städte zum Schutz des Landfriedens in ihrem deutſchen Handelsbereiche die ſogenannte Hanſe entſtanden, die zwar im dreizehnten Jahrhundert ſchon nachzuweiſen iſt, aber ihre eigentliche Ausbildung erſt erhalten zu haben ſcheint, als in dem Krieg zur Wiedereroberung Schonens der König Waldemar Atterdag die Inſel Gothland mit Gewalt genommen und Wisby, wo die älteſte Faktorei deutſcher Kaufleute beſtand, erobert, geplündert, und geſchleift hatte. Da der anfangs nur von einem Theil der handelnden Städte, den wendiſchen Städten von Lübeck bis Colberg, geführte Krieg von Unfällen für die Hanſe begleitet geweſen war, und der König Waldemar ſich mit Kaiſer und Papſt verband, ſo verbanden

sich (1367) die Hanseſtädte auf einem Tage zu Cöln zu gemeinſchaftlicher Führung des Kriegs und nöthigten in Vereinigung mit Mecklenburg und Holſtein den Dänenkönig aus ſeinem Lande ſich zu entfernen. Die von Karl IV. gegen die Städte ausgeſprochene Acht wurde nicht geachtet, und es blieb dem in Dänemark zurückgebliebenen Reichshauptmann Henning von Podebusk nichts übrig als der Abſchluß eines für die Städte ſehr vortheilhaften (1370) Friedens, den Waldemar ſelbſt beſtätigen mußte, um wieder in ſein Land heimkehren zu können. Durch dieſen Krieg gewann die Hanſe die Herrſchaft auf der Oſtſee, Lübeck wurde Haupt des Bundes, der in vier Quartiere zerfiel, ein weſtphäliſches mit dem Hauptort Cöln, ein preußiſches mit dem Hauptort Danzig, ein wendiſches mit dem Hauptort Lübeck, ein ſächſiſches mit dem Hauptort Braunſchweig. Die höchſte Gewalt beſaßen die Bundesverſammlungen oder Tagfahrten, auf denen Lübeck den Vorſitz und die Leitung der Geſchäfte hatte. Es liegt übrigens am Tage, daß die Wichtigkeit der Hanſe auf die Verhältniſſe des Reichs und der Kirche nur untergeordnet iſt, und daß dieſer Bund ſchon durch ſeine geographiſchen Verhältniſſe mehr auf die Geſtaltung der nordiſchen Angelegenheiten Einfluß haben konnte, als auf die eigentlich deutſchen.

Um dieſelbe Zeit geſchah es, daß ein von Karl beſtätigter Landfriede, der urſprünglich rein lokal war, eine merkwürdige Ausdehnung über einen großen Theil ja faſt das Ganze von Deutſchland erhielt und durch ſeine eigenthümlichen Folgen der romantiſchen Geſtalt des Mittelalters noch mehr ſeine eigene Färbung gegeben hat, nämlich der weſtphäliſche Landfriede. Friedrich Erzbiſchof von Cöln, die Biſchöffe Florenz zu Münſter, Heinrich zu Paderborn, Balthaſar zu Osnabrück, und der Graf Engelbrecht von der Mark hatten an den Kaiſer wegen des gänzlich unſichern und rechtloſen Zuſtandes des Landes Weſtphalen berichtet, und Karl gab ihnen und ihren Erben deßhalb ein ewiges Recht (zu Bauzen 1371 Nov. 25.), "daß von dieſem Datum an alle Kirchen, alle Kirchhöfe, alle Hausleute, und alle in Leib und Gut darauf ſicher ſeyn ſollen; deßgleichen ſoll der Pflug mit ſeinen Pferden und Knechten auf dem Felde, die Kaufleute, Pilgrime und geiſtliche Leute auf den Straßen mit Leib und Gut ſicher ſeyn, und wolle Jemand des andern Feind werden, ſo ſoll er ihm abſagen drei Tage vorher und ſeine Ehre bewahren; auch mögen die oben beſchriebenen Herren von den Städten die bei ihnen ſind in den Bund aufnehmen und dieſes Recht mitbeſchwören laſſen;

thäte aber Jemand so übel das Recht zu brechen, so soll man ihn zur Stund mit der That in des Reiches und Landes wo das geschieht Acht und Feme thun, und er soll rechtlos und aller Rechte verlustig seyn, sowohl heimlich als öffentlich, und man darf ihn kühnlich angreifen in allen Städten und Straßen, und gegen ihn soll Jedermann helfen, der dabei ist oder dazu berufen wird bei des Königs Bann; sein Leben und Gut soll dem Herrn verfallen seyn; und wer ihm Vorschub thut irgend wie, soll ebenfalls aller seiner Rechte verlustig seyn wie der handhaftige Mann (der Uebelthäter selbst). Auch gebeut Karl allen Fürsten, geistlichen und weltlichen Herren, und freien Grafen, die von dem Kaiser freie Grafschaft haben im Lande Westphalen, und allen freien Schöppen, Rittern, Knechten, und Städtern, wenn jemand dieß Recht übertrete, daß man ihn soll hängen und hinrichten lassen, und deßgleichen seinen Vertheidiger. Auch soll kein freier Graf zu Westphalen einen Schöppen machen, er befehle ihm denn auf seinen Eid, dieß getreulich halten zu wollen.. Dieser Landfriede wurde (1372) erneuert, und 1374 Mai 3. nahmen ihn auch Dortmund, Soest, Münster, Osnabrück, und am 15. Mai noch der Graf Heinrich von Waldeck an. Die schnelle und kräftige Justiz welche durch denselben sowohl gegen den Verbrecher als auch gegen Helfer und Beschützer geübt werden konnte mochte ihn als brauchbar und einführungswürdig beweisen, und da die zu demselben verbundenen Städte die Erlaubniß hatten auch andere in ihren Landfrieden aufzunehmen, ein jeder Landfriede aber zugleich ein Gericht mit sich führte, so entstanden an allen diesen neubeigetretenen Orten ebenfalls westphälische Freigerichte oder wie man sie nach dem in Westphalen anstatt Acht oder gleichbedeutend mit diesem Wort üblichen Ausdruck nannte Vem (Fehm, Fem, Vehm) Gerichte. Das und kein anderer ist der Ursprung der in der Dichtung der Romanschreiber so vielfach mißbrauchten westphälischen oder Vehmgerichte. In Westphalen war als der Herzog Heinrich der Löwe seines Herzogthums entsetzt worden war in den Besitz der herzoglichen Gewalt der Erzbischof von Cöln gekommen, der als Geistlicher den Blutbann, das Recht über Leben und Tod, nach altem bestimmt ausgesprochenen Rechte nicht selbst besitzen sondern den Richter deßhalb an den König verweisen mußte, der ihm den Bann entweder schriftlich oder persönlich übertrug. So blieben alle die Gerichtsstühle, welche früher herzoglich gewesen waren, jetzt unmittelbar königlich, und zwar blieb der Titel Graf das was er überall ursprünglich gewesen war nämlich

ganz gleichbedeutend mit Richter, und der damit verbundene Zusatz Frei bezeichnet nichts als daß es ein aus Freien Männern bestehendes über Freie richtendes Gericht war. Wahrscheinlich war auch bei den weltlichen Herren, den Grafen von Berg, von der Mark, von Cleve, von Waldeck, es vorgezogen worden, der richterlichen Gewalt der Grafen durch unmittelbare Uebertragung derselben von Seite des Königs größere Autorität zu geben. Hiezu kam wie in allen Provinzen besonderes Lokalrecht, das nun auch in den Orten außer Westphalen angenommen wurde und hier eben so wie auch der vorher unbekannte Ausdruck Vem, der ebenfalls rein provinciell war, wie schon Ludwig der Bayer (1332) das Vemerecht erwähnt das im Lande zu Westphalen recht ist, und Karl IV. (1354) die Freistühle mit dem populären Ausdruck Vemeding bezeichnet (quae proprie et vulgariter Vemeding nuncupantur), als etwas Fremdes, Auffallendes aufgenommen wurde. Ursprünglich richteten diese Gerichtsstühle über Ketzerei, Friedebruch, Verrätherei, Diebstahl und Diebsbehlerei, Kindbetterinnenzwang, Nothzucht, Meineid, Mord, Fälschung, Todtenberaubung, Kranken- oder Gerichtsdienerberaubung, kurz über alle die einem jeden andern Blutgerichte unterworfenen Fälle. Ausgedehnter aber wurden ihre Wirksamkeit, als sie auch noch bei Weigerung vor Recht zu stehen vor ihren Ausspruch luden und sich so zu einem Gericht höchster Instanz erhuben, das allgemein gefürchtet wurde. Nimmt man nun Rücksicht auf die Neigung zu Verbindungen, die bei allen Ständen damals zu finden war und in der man allein einen Schutz gegen den herrschenden Unfrieden zu finden hoffte und theilweise auch fand, bedenkt man daß die ersten Schritte dieses Gerichts mögen gerecht und energisch gewesen seyn, obgleich Bestechung und Willkühr hier so gut wie bei einem andern Gericht ihr Spiel trieben, ja noch mehr weil an eine Oberaufsicht von Seiten des Kaisers gar nicht zu denken war und die Vehmrichter sich recht gut von derselben zu emancipiren verstanden, so begreift man wie sich andere solche bald über Deutschland ausbreiteten und dadurch ein Mißbrauch entstand, der unter der Regierung Wenzel's (1387) ein Verbot gegen sie nothwendig machte. Gerade hiedurch aber erhielten sie ihre eigentliche Ausbildung als heimliche d. h. solche Gerichte, die in geheimnißvoller Verbindung unter sich standen und ihr Wesen dem Auge der Welt entziehen wollten. Denn die Westphälinger, ein hartnäckiges und starres Volk, blieben bei ihrer alten Weise, und die Schwäche des Reiches vermochte nicht das was einmal gegeben war

wieder abzuschaffen. Auch ließ sich Wenzel bald darauf (1391) wieder zur Bestätigung desselben bewegen.

Sah man ja deutlich wie der Kaiser nur auf Erwerb von Ländern und Vergrößerung seines Hauses ausging! durch Erbverbrüderungen suchte er sich hier und dort Hoffnungen zu erwerben, auch gelang es ihm zuweilen, wie 1373 mit Brandenburg, das er den bayrischen Markgrafen Otto gegen eine Summe von 100,000 Goldgulden und gegen die zeitlebens ihm bleibende kurfürstliche Würde abzutreten zwang, worauf Otto sich in eine behagliche Einsamkeit bei Landshut zurückzog und hier in den Armen der schönen Gretelmüllerin sich über den Verlust Brandenburgs tröstete, Karl aber sein Land mit Freuden in Besitz nahm. Um aber zu einem noch wichtigeren Schritte die Fürsten zu gewinnen, zur Wahl seines Sohns Wenzel noch bei des Vaters Lebzeiten, wodurch die von ihm selbst gegebene Reichsordnung zuerst gebrochen wurde, bedurfte er bedeutender Geldsummen, die er sich unter dem Namen einer Steuer von den Städten erzwang. So mußte Ulm 40,000 Gulden geben, Augsburg war auf 45,000 gesetzt, erhielt aber Nachlaß bis auf 37,000, Nördlingen 600, Frankfurt 12,000, Nürnberg 15,000, Constanz 10,000, Ravensburg 4000, Biberach 4000, Rotenburg 4000, Windsheim 2000, Weißenburg 2000, Bopfingen 1500, so daß manche Städte, z. B. Augsburg, kaum die für ihre Verhältnisse fast unerschwingliche Summe aufzubringen vermochten. Von Kaiser und Fürsten zugleich bedrängt wußten sich die Städte kaum mehr zu helfen. Da sah man in einem merkwürdigen Falle, wessen man sich vom Kaiser zu getrösten hätte. Der Franzose Enguerrand de Coucy, Sohn von Catharina von Oesterreich die mit seinem gleichnamigen Vater verheirathet gewesen war, machte auf Elsaß und Aargau, als das Unterpfand ihres Heirathsgutes, Anspruch, sein Schwiegervater König Eduard von England und König Karl V. unterstützten ihn, und Kaiser Karl soll ihm die Bewilligung gegeben haben, seine Ansprüche mit den Waffen auszuführen. Nun (1375 Okt.) erneuerten sich die vor zehn Jahren vorgekommenen Greuelscenen, mit einem aus ehemaligen Kriegsleuten der Cameradschaften hauptsächlich gebildeten gegen 60,000 Mann starken Heer fiel Enguerrand (Ingilram) in Elsaß ein, wandte sich gegen den Aargau, wo er alles verwüstete, ohne Widerstand zu finden, da Herzog Leopold sich in Breisach eingeschlossen hielt, die Eidgenossen aber weil sie von den Oesterreichern nicht unterstützt wurden sich ebenfalls in ihre Städte zurückzogen. Als mit Einbruch des

Winters ſich das Heer der Fremden wieder entfernt hatte, verglich ſich Leopold mit ihm, indem er die eben erſt angekaufte Grafſchaft Nidau ihm für ſeine Anſprüche gab, aber auch auf ihm blieb der Verdacht haften, er habe ſich durch dieſes Mittel an den Eidgenoſſen rächen wollen.

Da gelang es dem Kaiſer endlich von den Kurfürſten einſtimmig ſeinen Sohn Wenzel (1376 Juni 1.) zum römiſchen König wählen zu laſſen, wozu er die Stimmen derſelben um je 100,000 Goldgulden erkauft und weil er ſo viel baares Geld nicht hergeben konnte oder wollte die dem Reich gehörigen Güter hergegeben haben ſoll. Auch nahm Papſt Gregor XI. auf das Gerücht der Beſtechung hin Anſtand die Wahl zu beſtätigen, ſtarb aber darüber weg ohne dieſe Sache erledigt zu haben. Konnte man ſich durch alles dieſes nicht veranlaßt finden zu der Geſinnung des Kaiſers Zutrauen zu faſſen, ſo geſchah das vollends noch mehr durch die dem Grafen Eberhard (1376 Aug. 24.) ertheilte Landvogtei in Schwaben. Dieſer hatte dem Kaiſer mit dem Schwerdt beigeſtanden, die Städte zu Zahlung der enormen von ihnen geforderten Summen zu zwingen, und konnte mit Recht eine Belohnung für ſeine treuen Dienſte fordern. Weil dieß die Städte vorherſahen, ſo hatten vierzehn Städte in Oberſchwaben, worunter Ulm, Conſtanz, St. Gallen, und Rotweil die vornehmſten waren (Juli 6.) einen dreijährigen großen Bund geſchloſſen, ſich gegen alle ungerechte Gewalt zu ſchützen und ſich von dem Reiche nicht trennen zu laſſen. Die Weigerung den neuen König Wenzel anzuerkennen und die noch rückſtändigen Geldſummen zu zahlen gab den Anlaß zum Kriege, Ulm wurde (1376) aber vergeblich belagert, auch Eßlingen trat (1377) dem Bunde bei, und es kam zu einem heftigen Krieg der Städte gegen den Grafen. Karl bot alle Mittel auf die noch treuen Städte zu erhalten, wie er denn am 1. Febr. von Prag aus deßhalb an Nürnberg ſchrieb. Die ganze Macht des Grafen Eberhard und ſeines Sohns Ulrich wandte ſich gegen Reutlingen, das von Achalm aus ſchwer bedrängt wurde, bis (1377 Mai 14.) die Reutlinger den Würtembergern eine ſchwere Niederlage beibrachten, aus der Graf Ulrich ſchwer verwundet mit Mühe entrann. Da vermittelte noch Karl zu Nürnberg einen Vergleich (1378 Aug. 30.) der auch bald nach ſeinem Tode zu Stande kam (1379 Febr. 1.). Karl ſelbſt ſtarb (1378 Nov. 29.) mit dem Ruf ein Vater für Böhmen, aber ein Stiefvater für das Reich geweſen zu ſeyn.

In demſelben Jahre war dem bisherigen Exil der Päpſte das

noch traurige Schisma, die Kirchenspaltung, gefolgt. Schon der sechste der avignonensischen Päpste Urban V. (1362—1370) hatte sich von den wiederholten Bitten der Römer bewegen lassen nach Rom (1365 Okt. 16.) zurückzukehren und hatte hier dem Kaiser Karl (1368) die Krönung in Person ertheilt. Aber theils die unruhige Gesinnung der Römer, welche von der gehorsam unterwürfigen Menge in Avignon weit verschieden waren, hatte ihm den Aufenthalt daselbst verleidet, theils mochten die englisch-französischen Händel wirklich seine Gegenwart erfordern; er verließ (1370) Rom und starb (19. Dec.) zu Avignon. Unter seinem Nachfolger Gregor XI. wurden die italienischen Angelegenheiten immer dringender, indem die Florentiner fast alle italienischen Städte die zum Kirchenstaat gehörten zum Aufstande gegen die päpstliche Herrschaft bewogen, Bologna seinen Generallegaten davon jagte, Perugia ein Gleiches that, und nicht blos die geistlichen Bannstrahlen welche Gregor gegen die Florentiner sendete, sondern auch die weltlichen Zwangsmittel, indem er ihre Personen überall festnehmen ließ, ihr Hab und Gut confiscirte und ihrem Handel empfindliche Schläge zu versetzen suchte, halfen gar nichts. Auch der Cardinal Robert von Genf, den er mit einem Heer abschickte, schloß zwar mit dem Todfeind des vorigen Papstes, dem Galeazzo Visconti, Frieden, aber den Zustand des übrigen Italiens zu ändern war er eben so wenig im Stande. Dagegen luden den Papst selbst wiederholte Schreiben ein, persönlich nach Italien zu kommen und die Herrschaft des Kirchenstaats wieder zu übernehmen. Besonders drang die heilige Catharina von Siena und Brigida von Schweden mit ihren Bitten so inständig, daß Gregor endlich nachzugeben beschloß, sich (1377) von Marseille nach Genua und von da zur See weiter nach Corneto begab, wo er die Weihnachtszeit zubrachte, hier eine Gesandtschaft der Römer empfing, welche ihm durch eine feierliche Urkunde die völlige Herrschaft über ihre Stadt übertrugen und sich nur einige von ihren Rechten und Gewohnheiten vorbehielten. Gregor hielt hierauf (1377 Jan. 17.) einen prächtigen Einzug in Rom, und Alles überließ sich der Hoffnung, daß durch seine Anwesenheit der Noth Italiens würde ein Ende gemacht werden. Allein es dauerte nicht lange, so war der Zwist zwischen den Römern und dem Papst wieder so groß, daß dieser aus Verdruß nach Anagni ging, und weil auch der mit Florenz geführte Krieg unglücklich für ihn geführt wurde sich mit ihnen vergleichen, Italien aber ganz verlassen, und dem Wunsch der französi-

schen Cardinäle gemäß nach Frankreich zurückkehren wollte. Ueber diesem Vorsatz starb er zu Rom (1378 März 27.) wohin er sich im November vorher zurückbegeben hatte, und veranlaßte durch seinen Tod die leidige Kirchenspaltung.

Schon bei Gregor's Leben hatten die zwölf Hauptleute der Römer beschlossen es nach seinem Tod so zu machen, daß in Zukunft der päpstliche Hof in Rom oder wenigstens in Italien bleibe, und dieß glaubten sie nur erreichen zu können durch die Wahl eines Römers oder wenigstens eines Italieners. Als nun der vorhergesehene Fall eintrat, wandten sie sich an die Cardinäle mit dem Verlangen um der Aussöhnung des italienischen Volkes willen eine solche Wahl vorzunehmen und noch ehe sie das Conclave beträten sich hierüber bestimmt auszusprechen. Die Cardinäle wollten sich darauf nicht einlassen, beriefen sich darauf daß sie mit Gottes Hülfe im Conclave schon das Wohl der Kirche bedenken würden, und warnten sie keinen Zwang zu gebrauchen. Allein das fruchtete wenig, und damit die Cardinäle nicht Rom verlassen und die Wahl anderswo vornehmen könnten, gaben die Römer die Wache der Thore und Brücken vertrauten Leuten und ließen alle Pässe und Gänge scharf bewachen. Eine Menge wildes Landvolk kam aus der Campagna und dem Gebirg nach der Stadt, deren trotzige Reden die Cardinäle schon nichts Gutes ahnen ließen. Als nun endlich (7. April) die Cardinäle das Conclave bezogen, drangen auch eine Menge Römer mit hinein, die auf das Geheiß des Bischofs von Marseille sie sollen sich entfernen da er das Conclave schließen müsse sich dennoch nur zum Theil entfernten; gegen vierzig Bewaffnete blieben da, die alle Winkel des ganzen Gebäudes durchsuchten, angeblich um zu sehen ob keine Bewaffneten hier versteckt seyen oder Oeffnungen zu heimlichem Aus- und Eingang. Draußen aber erhub sich lautes Geschrei: Einen Römer wollen wir zum Papst haben, oder doch einen Italiener! Auf wiederholte Mahnung des Bischofs von Marseille sich zu entfernen gaben die Eingedrungenen zur Antwort: sie erwarteten nur zwei Hauptleute der Stadt welche kämen um von den Cardinälen Urlaub zu nehmen. Diese kamen auch wirklich, verlangten vor dem ganzen Collegium Gehör, und stellten demselben abermals das dringende Verlangen des römischen Volkes vor, nach der mehr als siebenzigjährigen Verwaistheit einen römischen oder doch einen italienischen Papst gewählt zu sehen, verhehlten ihnen auch nicht daß im Weigerungsfalle ihr Leben gefährdet sey. Die Cardinäle ließen sie abtre-

ten, beriethen sich, und entgegneten ihnen hierauf: sie müßten sich sehr wundern, daß die Römer die mit den alten Ordnungen und Bräuchen bekannt wären ihnen eine solche Zumuthung machten; nicht aus Verlangen, Gunst, Furcht, oder Drohung dürfe die Papstwahl geschehen, sondern nach einträchtiger und einmüthiger Anrufung des heiligen Geistes, und so wie die Römer eine solche Zumuthung hätten gar nicht aussprechen sollen, so könnten sie, die Cardinäle, ihnen darauf gar keine Antwort geben. Und wie die beiden Sprecher des Volks immer stärker ja selbst mit Drohungen sie bestürmten, draußen aber das Geschrei fortwährend erscholl: Einen Römer wollen wir zum Papst, oder wenigstens einen Italiener! antworteten die Cardinäle: Wir sind in eurer Gewalt und ihr könnt uns tödten, wenn ihr wollt; aber wenn wir auch sterben müßten, so würden wir doch nichts thun als was Gott anordnen und gebieten wird. Seht, morgen werden wir die heilige Geistmesse lesen, wie es der Brauch ist, und dann wollen wir thun, wie uns der heilige Geist eingeben wird. Das möchte die Abgeordneten befriedigt haben und einer öffnete ein Fenster und rief es der Menge zu, die aber antwortete: Nein, gleich wollen wir ihn, gleich. So ging es bis tief in die Nacht. Da brachte endlich der Bischof von Marseille die Römer dazu das Conclave zu verlassen, aber sie litten nicht daß es zugesperrt wurde, damit sie nach Belieben ein- und ausgehen könnten. Mit Mühe und Noth, durch reichliches Essen und Trinken, erwarb er endlich die Vergünstigung das Conclave sperren zu dürfen. Das Geschrei aber dauerte die ganze Nacht fort, und schon am frühen Morgen (Donnerstag 6. April) kam die Menge wieder und um Alles aufzurufen erbrachen sie den Glockenthurm bei St. Peterspalast und läuteten mit allen Glocken wie wenn Feuersnoth wäre, so daß mit Keulen und Schwerdtern bewaffnet nun von allen Seiten die römische Volksmasse herbeiströmte. In ihrer Angst bewogen die Cardinäle den italienischen Cardinal St. Petri am Fenster das Volk anzureden und zur Geduld und Ruhe zu ermahnen; als aber dieß geschah und die Hintersten wissen wollten, wer das sey, und auf ihre Fragen zur Antwort bekamen: der Cardinal St. Petri sey es, so mißverstanden sie es und meinten, er sey Papst, und brachen in das Geschrei aus: Der Cardinal St. Petri ist Papst; es lebe der Cardinal St. Petri! Und wie sich nun ein Theil des Volks zerstreute, um in diesem Wahn nach dem Gebrauche seinen Palast auszuplündern, hatten die Eingeschlossenen etwas Ruhe. Allein bald sah man

daß es Täuschung sey, die Thüren des Conclaves thaten sich nicht auf um den Gewählten herauszulassen, und nun brach die Menge stürmender Hand in das Conclave. Gerade hatten sich einige Cardinäle durch das anstoßende Haus des Cardinal Kämmerers einen Weg zur Flucht gebahnt, wurden aber aufgefangen, und wie Todesverbrecher wieder in das Conclave zurückgeschleppt. Nicht eher, hieß es, dürften sie davon, bis sie einen römischen oder italienischen Papst gewählt hätten. Da gaben ihnen diese zur Antwort: Habt ihr nicht den Herrn St. Petri? und nun zogen diesem die Römer wirklich schon die Chlamys an, hoben ihn auf den Altar, küßten ihm Hände und Füße, und nur mit seinem lauten Geschrei, er sey nicht Papst und wolle nicht Papst seyn, gelang es ihm endlich sich halb todt von den ihn nun Verfluchenden loszumachen und sich in Sicherheit bringen zu lassen. Nun gaben die andern Cardinäle das bestimmte Versprechen, morgen einen Papst wählen zu wollen, und so entließ sie das Volk in ihre Wohnungen, aber wohl begleitet und bewacht, damit sie nicht Nachts entkämen. Doch gelang es Einigen. Die andern Cardinäle aber kamen nach ängstlich zugebrachter Nacht den andern Morgen, Freitag den 9. April, wieder in den Palast und wählten den Bartholomäus von Prignano Erzbischof von Bari mit Beobachtung aller Formen zum Papste, der den Namen Urban's VI. annahm, an Ostern (17. April) gekrönt wurde und die herkömmlichen Umzüge zu St. Johann im Lateran und wieder zurück zu St. Peter abhielt. An der Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu zweifeln fiel anfangs Niemand ein.

Aber die Cardinäle hatten ihn wie man sagt in der Hoffnung gewählt, er werde so wie sich die Bewegung gelegt haben würde in der Erkenntniß wie stürmisch es bei der Wahl zugegangen sey von selbst abdanken, allein weit gefehlt. Urban VI. sah sich nicht sobald Papst, als er mit Strenge gegen die Cardinäle verfuhr, ihr üppiges Leben, ihre Ausschweifungen tadelte, auf der Einräumung der Engelsburg bestand, und durch die Drohung er werde sie nöthigen ihre Pflichten zu erfüllen sie erschreckte und erbitterte. Nun entfernten sich die zwölf französischen Cardinäle einzeln unter verschiedenen Vorwänden nach Anagni (Juni), veranlaßten dadurch den Papst (Juni 26.) nach Tibur zu gehen, um mit ihnen zu unterhandeln, aber ohne daß er etwas ausrichtete. Vielmehr zogen sie auch die vier italienischen in Rom zurückgebliebenen Cardinäle (Juli 26.) auf ihre Seite. Um dieselbe Zeit verdarb es auch Urban mit der Königin Johanna von

Neapel, die ihm zu seiner Wahl hatte Glück wünschen und den Eid der Treue schwören lassen. Aber ihr nach Rom gesendeter Gemahl Otto von Braunschweig wurde daselbst nicht aufs beste empfangen, mißvergnügt kam er nach Neapel zurück, und Johanna fing an die Plane der Cardinäle einen neuen Papst zu wählen zu unterstützen. Urban dagegen brach gegen sie in Drohungen aus und rief den Karl von Durazzo als rechtmäßigen König auf den Thron von Neapel. Nun erklärten (9. Aug.) die zwölf französischen Cardinäle die Wahl des Bartholomäus für erzwungen und ungültig und thaten ihn in den Bann. Sie begaben sich hierauf mit den italienischen Cardinälen nach Fundi im Königreich Neapel und erwählten daselbst (20. Sept.) den Cardinal Robert von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm. Nun kam es zum Kampfe.

Die Staaten konnten sich, da für beide Päpste ziemlich gleich gültige Gründe angeführt wurden, nicht einmüthig über die Annahme erklären, und politische Gründe gaben den Ausschlag. Kaiser und Reich, England, Portugal, Ungarn, Polen, Schweden, Dänemark, und der größere Theil Italiens erklärten sich für Urban; Frankreich, Neapel, Schottland, Aragon, und Castilien für Clemens. Urban obgleich von allen Cardinälen verlassen verlor doch den Muth nicht, machte (19. Dec.) neue Cardinäle, und that die andern in den Bann. Clemens suchte ihn aus dem wichtigen Besitze Roms zu vertreiben, zog eine Söldnerschaar an sich, meist sogenannte Engländer unter Bernardo von Sala mit denen er Rom angriff, aber auch Urban hatte eine Schaar Italiener und Deutsche, die sogenannte Rotte des heiligen Georg's unter Alberico da Barbiano in Dienste genommen, der bei Marino (1379 April 28.) den Engländern eine Niederlage beibrachte, worauf (29. April) die Römer die Engelsburg eroberten, die noch von den Franzosen besetzt war. Clemens war zwar am Hofe von Neapel mit allen Ehren aufgenommen worden, aber das Volk zeigte meutrerische Gesinnungen, und Clemens der sich hier nicht mehr für sicher hielt ging (Mai) mit seinen Cardinälen zu Schiffe und kam (10. Juni) in Marseille an, worauf er sich nach Avignon begab. Beide Päpste verfolgten nun einander mit Bannflüchen, doch war Urban, wenn auch seine Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat immerfort schwankend blieb, nach Außen im Besitz des größeren Einflusses. Dieser war es auch, der den Ansprüchen des Karl von Durazzo Kraft verlieh und der Königin Johanna den Tod brachte. Diese leidige Spaltung wurde nun verlängert, indem nach

Urban's Tod (1389 Okt. 18.) von den römischen Cardinälen Bonifacius IX. gewählt wurde, nachdem aber Clemens (1394 Sept. 16.) starb, die französischen Cardinäle den Spanier Peter de Luna, der noch vor dem Schisma Cardinal gewesen war, wählten, welcher sich Benedikt XIII. nannte. Als nach Bonifacius IX. (st. 1404) Innocenz VII. und nach diesem (st. 1406) Gregor XII. gewählt wurde, schien sich die zwischen den Höfen zu Avignon und zu Rom festgestellte Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit immer mehr zu befestigen, und je mehr die ganze Christenheit nach Frieden seufzte, desto weniger schienen die Oberhäupter derselben geneigt zu seyn, ihr denselben zu schenken. Am meisten aber litten unter diesem Zustand Frankreich und die italienischen Theile des Reiches.

Weniger Deutschland. Dafür brach hier das unter Karl ausgesäete Unkraut des Unfriedens in vollem Maaße empor. Sein Sohn Wenzel hatte die bei Gregor XI. früher beanstandete Bestätigung seiner römischen Königswahl von Urban VI. ohne alle Weigerung erhalten, und sorgte deßhalb dafür daß dieser Papst allgemein anerkannt wurde, obgleich auch Clemens seine heimlichen Anhänger hatte. Weit wichtiger aber für dieses Land wurden die fortwährenden Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Städten. Gleich von dem Anfang von Wenzel's Regierung an wurden mehrere Bündnisse geschlossen, dem allgemeinen Vorgeben nach zur Erhaltung des Landfriedens, offenbar aber zu eigenem Schutz und zur Bekämpfung der Andern. Andere bestanden schon früher. Besonders schlossen sich die Ritter aneinander, nach verschiedenen Abzeichen, so (1372) die Sterner in Braunschweig und Hessen, (1380) die Falkner in Westphalen, außer den Schleglern in Schwaben auch die Bengler (1390) in Westphalen, die besonders Paderborn beunruhigten, und andere dergleichen. Am meisten litten dabei die Städte, auf die es ganz deutlich abgesehen war. Insbesondere war die (1380) in der Wetterau und Hessen ausgebreitete Gesellschaft der grimmenden Leuen, welche die Grafen von Wied, von Katzenellenbogen, von Nassau mit vielen von Adel errichteten, ihnen sehr gefährlich. Die Städte schlossen sich daher ebenfalls aneinander und (1381 März 20.) verbanden sich Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg, zu welchen (Juni 17.) noch vierunddreißig schwäbische Städte hintraten. Indessen schien dieser rheinisch-schwäbische Städtebund eher zur Erhaltung der Ordnung beizutragen, indem (1382) auch der Graf Eberhard von Würtemberg, die drei Gesellschaften vom

Löwen, St. Wilhelm, und St. Georg, ihm beitraten und sich mit Herzog Leopold von Oesterreich und den Reichsstädten dieses Bundes in Schwaben bis auf 1384 Jan. verbanden. Da noch andere Städte, am Rhein und in der Wetterau, sich anschlossen, so schien sich vielmehr Alles sehr friedlich zu gestalten.

Da ließ aber Wenzel auf einem Reichstag zu Nürnberg (1383 März 11.) einen allgemeinen Landfrieden auf zwölf Jahre verkündigen, in welchen alle Stände eintreten und ihre besonderen Bündnisse aufgeben sollten; die sämmtlichen Mitglieder würden in vier Partien getheilt und innerhalb derselben alle Zwistigkeiten gütlich und friedlich durch Austräge (Austrägalgerichte) geschlichtet werden. Allein die Städte glaubten in diesem Schritte die Absicht zu erkennen sie durch Aufhebung ihrer Verbindungen zu schwächen und wollten sich durchaus nicht darauf einlassen. Zwar gelang es ihm im folgenden Jahr die sogenannte Heidelberger Einigung (1384 Juli 25.), auf der die Städte versprachen, keine neuen Städte, Dörfer u. s. w. in Bund- oder Bürgerrecht aufzunehmen, zu Stande zu bringen, aber die besondern Bündnisse wurden nicht aufgehoben, und Wenzel's Autorität und Wille war nicht stark genug, um durchzudringen. Im Gegentheil wurde durch den Stolz und Geiz der fürstlichen Amtleute und den Uebermuth des auf die Städte höchst ergrimmten und neidischen Adels der Ausbruch eines heftigen Städtekrieges herbeigeführt. Den Anfang dazu gaben Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft. Es waren nämlich auch die Städte Bern, Zürich, Solothurn, und Zug dem Bündniß der schwäbischen Städte zu Constanz (1385) auf neun Jahre beigetreten, und der unter den Eidgenossen ansäßige niedere Adel hatte sich genöthigt gesehen, wollte er anders nicht seine Rechte verlieren, in den Städten Burgrecht zu nehmen. Das Mißtrauen der Städte gegen die Fürsten und den Adel mochte vielleicht im Einzelnen ungerecht seyn, im Allgemeinen war es nur gerecht; die Erbitterung des Adels, der sich gezwungen sah Bürger zu werden, war außerordentlich. Bei den Eidgenossen war es nicht zu verwundern, wenn gegen Habsburg Oesterreich das größte Mißtrauen herrschte. Der Zug der Cameradschaften unter dem Enguerrand de Coucy, wurde auf die Rechnung Leopold's geschrieben, in dem Krieg, den Bern mit Graf Rudolf von Kiburg, der sich Solothurns (1382) durch einen verrätherischen Ueberfall hatte bemächtigen, den Bernern Aarberg abnehmen, und durch Vernichtung der Pfandbriefe Thun denselben wieder entreißen wollen, führte, und in mehrern andern

Ereigniſſen glaubte man die Hand der Oeſterreicher zu entdecken. So lange überhaupt Oeſterreich ſeine Anſprüche auf Zug und Glarus nicht aufgeben wollte, war kein dauerhafter Friede vorauszuſehen. Wiederum aber war die von den Eidgenoſſen den Bernern in ihrem Krieg gegen Kiburg geleiſtete Hülfe dem Herzog ſehr bedenklich, und die Verbindung der vier Städte mit dem ſchwäbiſchen Bund war es nicht minder, obgleich die übrigen Eidgenoſſen davon nichts wiſſen wollten. Mit dieſen, insbeſondere mit Schwyz und Lucern, hatte es Herzog Leopold durch die Zölle verdorben, die er zu Rotenburg und Rapperſchwyl angelegt hatte. Um ſich nun wenigſtens von einer Seite in Sicherheit zu ſetzen, ſo ſuchte er ſich Zürichs zu verſichern und es dem ſchwäbiſchen Bunde abwendig zu machen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Auf die Bitte der Schwyzer, den Zoll von Rapperſchwyl abzuſtellen, ging er ein, den Lucernern ſchlug er ihre Bitte wegen Rotenburg ab. Er wollte die Eidgenoſſen trennen, und den Lucernern ſeine Ungnade, weil ſie ſich dem Bund mit den Reichsſtädten in Schwaben wenigſtens geneigt gezeigt hatten, zu erkennen geben. Während dieſer Zeit wußte er mit den übrigen Reichsſtädten Zwiſt anzufangen und da dieſe ihre Bundesgenoſſen aufmahnten, weigerten ſich die Schweizer, weil einerſeits der (1359 geſchloſſene) thorbergiſche zwölfjährige Friede noch nicht abgelaufen war, theils weil ſie gerade für den Herzog gut geſtimmt waren. Auch entſchuldigten ſie ſich mit der nahen Erndte. Als der Herzog ſo die Schweizer von den Reichsſtädten getrennt hatte, ſchloß er (1385 Dec.) ſogleich mit dieſen Frieden und rüſtete ſich gegen die Eidgenoſſen mit aller Macht.

Nun kamen aber auch andere Händel hinzu, welche den Friedensbruch zwiſchen dem Herzog und den Eidgenoſſen beſchleunigten. Der Herzog hatte Stadt und Schloß Wohlhauſen nebſt dem Entlibuch an Peter von Thorberg, Stadt und Schloß Rotenburg an Hermann von Grünenberg verſetzt. Es ging die Klage, daß der Thorberg etliche ſeiner Leute getödtet, andere hart gehalten, im Gefängniß gepeinigt habe, weil ſie die Steuer, die er ihnen auflegte, nicht gaben oder nicht geben konnten, ſo daß eine Summe von 17,000 Gulden er ihnen über die geſetzte Steuer binnen weniger Jahre abgenommen haben ſoll. Weil ſie nun um dieſem Druck zu entgehen ſich in den Schutz Lucerns begaben, ſo nahm ſie dieſe Stadt in Burgrecht auf, was wiederum der Herr von Thorberg durch Todesſtrafe an denen, die mit der Stadt Lucern gehandelt hatten, rächte und die

Lucerner seinen Unmuth vielfältig empfinden ließ. Weil nun insbesondere der Zoll zu Rotenburg sehr hart gehandhabt wurde, so brachen noch um Weihnachten (1385) die vier Waldstätte auf und zogen (28. Dec.) vor Rotenburg, das sie mit Gewalt nahmen; der von Grünenberg entrann; das Schloß wurde geplündert, verbrannt, und geschleift, doch den Bürgern weiter kein Schaden zugefügt. Auf gleiche Weise wurde auch Entlibuch und Sempach in Burgrecht aufgenommen. Als aber auch Richensee die adelige Besatzung vertrieb und Lucerner einnahm, da rüstete sich der herzogliche Landvogt sammt dem Adel, zog vor die Stadt, eroberte und verbrannte sie, ersäufte die welche dem Feuer entrannen im See, und übte abscheuliche Gewaltthat. Dieß zu vergelten zogen die Eidgenossen, Zürich, Lucern, und Uri, vor Meyenberg, welches sie einnahmen, dann aber als es von den Oesterreichern wieder genommen wurde, abermals eroberten und verbrannten.

Hiemit war der Krieg begonnen. Wenn man denjenigen der zuerst zuschlägt auch für den Anfänger des Unfriedens hält, so liegt freilich die Schuld auf den Eidgenossen; man weiß aber wohl, daß das nicht immer der Fall ist, und daß es oft nur Nothwehr ist, zuerst das Schwerdt ergriffen zu haben. Daß die Bedrückungen der Vögte und Amtleute etwas ganz Herkömmliches, unbezweifelt Wahres, überall Bestätigtes waren, wird von Allen eingeräumt; sie vereinigten die Bedrückungen, zu welchen sie sich durch ihr Amt für berechtigt hielten, mit der Abneigung des adeligen Standes, dem sie angehörten, gegen die Bürger und Bauern. Die Unterthanenverhältnisse waren sehr genau bestimmt; Uebergriffe über das Gebührende brauchten sich die Gemeinen nicht gefallen zu lassen; thaten sie es, so war der Weg zur völligen Knechtschaft geöffnet; es blieb ihnen nichts übrig, als sich mit der Faust zu wehren und um dieß besser zu können mit andern zu verbinden. Das Verfahren des Adels ist zu gleichmäßig, als daß man die Schuld hier den Städten beimessen sollte, und den Maaßstab moderner Unterthanenverhältnisse auf jene Zeiten anzulegen, ist die größte Begriffsverwirrung, die man sich zu Schulden kommen lassen kann. Leopold's Charakter ist mit ritterlicher Glorie umstrahlt, aber das schlaue Verfahren gegen die Städtebündnisse spricht mehr als Alles andere für seine Absicht den Eidgenossen die ehedem habsburgischen Fesseln wieder aufzulegen und sie zu seinen Knechten zu machen.

Schon in den ersten Wochen des neuen Jahres (1386) liefen eine Menge Absagebriefe ein, die Grafen von Würtemberg und an-

dere Herren, am Montag nach Valentin sechs Freiherrn, zweiundfünfzig Ritter und Rittermäßige von Adel, nach und nach über dreihundert Edelleute schickten den Eidgenossen Fehdebriefe zu. Darauf suchten die Reichsstädte, mit denen sich mittlerweile Leopold verglichen hatte, einen Stillstand zu unterhandeln, der auch bis Pfingsten zu Stande kam, aber schlecht gehalten wurde. Der Herzog benützte diese Frist um sich zu rüsten. Nun sandten auch die Eidgenossen ihm ihren Fehdebrief, alle, nur Bern nicht; es billigte die Art und Weise nicht, wie der Krieg begonnen, wäre der Sache gern überhoben gewesen und meinte, man hätte erst den Frieden sollen zu seinem Ende kommen lassen. Doch wolle es, wenn dieß nicht genug sey, der Mahnung nachgeben und genugthun. Daher verhielt es sich obgleich gerüstet nur vertheidigungsweise. Nachdem der Herzog erst Miene gemacht hatte, Zürich angreifen zu wollen, beschloß er, weil diese Stadt zu fest verwahrt war, in den Aargau gen Sempach zu ziehen, um dort die Abgefallenen zu strafen. Ihm entgegen zogen die Eidgenossen, welche erst der Stadt Zürich zu Hülfe gezogen waren, nun aber eiligst umkehrten. Sein Plan war mit viertausend wohlgerüster Mann aus dem Adel und den Städten des Aargaus rasch auf Sempach zu ziehen, von da auf Lucern zu fallen; indessen sollten die übrigen, eine gleich starke Anzahl, mit dem Freiherrn von Bonstetten die Stadt Zürich und die in derselben befindlichen Eidgenossen aufhalten, so daß sie den Sempachern und Lucernern nicht zu Hülfe kommen könnten. Dieser kluge Plan ward aber verkundschaftet und die Züricher selbst gaben den Eidgenossen Nachricht, hielten sie auch auf ihre festen Mauern vertrauend nicht auf als sie hinziehen wollten. So kamen sie ohngefähr zu gleicher Zeit am Cyrillustag (9. Juli) mit dem Herzog vor Sempach an. Sie waren wenig über 1300 Mann, wenige mit Eisen gewappnet, als Truzwaffe führten sie Hellebarden, breite Schwerdter, und stachlichte Keulen. Die Erbitterung des Adels, dessen Vortrab Stricke mit sich führte um die Einwohner von Sempach aufzuknüpfen, gab sich auch durch die Verwerfung jeder klüglichen Vorsichtsmaaßregel, zu welcher die Erfahrnen riethen, zu erkennen. Fruchtlos rieth der alte Herr von Hasenburg die Ankunft des Fußvolks unter Bonstetten abzuwarten, oder doch sich zu entfernen vom Kampfe; das Erste ward als furchtsam verspottet, das Andere wollte der Herzog nicht; bei den Seinen, um das Seine, und auf dem Seinen wollte er siegen oder sterben. Siegfreudige Gesinnung durchdrang alle Reihen; man stieg theils des Ortes wegen

theils um nicht durch ungleichen Kampf geſiegt zu haben, von den Roſſen, und eine gewaltige geharniſchte Fronte mit eingelegten Speeren dehnte ſich den Eidgenoſſen entgegen aus. Dieſe ſtanden in einem Gehölz, gegenüber von Sempach; ſie fielen vor Anfang des Gefechts auf ihre Kniee und beteten, was von Manchem der Feinde fälſchlich als Verzagtheit angeſehen wurde; dann erhuben ſie ſich und hellauf ſchreiend rannten ſie gerade an gegen den Feind, deſſen Speerwald ſie unerſchüttert empfing, und ſich furchtbar raffelnd zu beiden Seiten ausdehnte um das kleine Häuflein gleich wie mit einer Zange einzuſchließen. Da lagen ſchon ſechzig Eidgenoſſen erſchlagen, noch ehe ein Ritter gefallen war; vergeblich rief der Mailänder Anton a Porta, der zu Fluelen in Uri anſäßig war: Schlagt auf die Glene (Speere): ſie ſind hohl. Denn was half es, einige zerſchlagen zu haben; die hinteren Reihen reichten andere vor. Der von Porta ſelbſt fiel, es hatte nichts gefruchtet.

Da ſprach Arnold Struthan von Winkelried, Ritter, aus Unterwalden, zu ſeinen Kriegsgeſellen: Ich will Euch eine Gaſſe machen, Eidgenoſſen: ſorgt für mein Weib und meine Kinder und gedenket meines Geſchlechts! ſprang auf den Feind, umſchlang einige Spieße, drückte ſie an ſich und mit ſich zu Boden. Ueber ihn weg nun in die entſtandene Lücke die Eidgenoſſen, das Geſchick des Tages war entſchieden. Umſonſt drängten ſich die Ritter zuſammen, viele erſtickten in ihren Harniſchen an dem heißen Tag, von innen heraus mähten die Eidgenoſſen, und ein furchtbares Blutbad begann. Herzog Leopold ſelbſt, nicht zum Fliehen zu bewegen, ward mit dem Banner von Oeſterreich in der Fauſt erſchlagen. Nach ſeinem Fall wilde Flucht. Aber die Knechte waren mit den Roſſen entflohen, und ſchonungslos tödteten die Eidgenoſſen. An zweitauſend Mann waren gefallen, unter ihnen der Markgraf Otto von Hochberg, der Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, ſieben Grafen, 676 Edelleute, worunter 350 gekrönte Helme. Die Beute war reich und ſtattlich, und der Verluſt der Eidgenoſſen betrug nur etwa 200 Mann. Die Selbſtſtändigkeit der Eidgenoſſenſchaft war gerettet, der Adel gedemüthigt und geſchwächt, und das Wort des Volks: Gott ſelbſt ſey über den Hochmuth des Adels zu Gericht geſeſſen, bezeugte am deutlichſten, auf weſſen Seite das größere, das wahre Unrecht geweſen ſey. Da von den Oeſterreichern ein zweiter Zug (1385) unternommen wurde, erlitten ſie (April 7.) bei Näfels von den Glarnern abermals eine ſchwere Niederlage, verloren viele Orte, und mußten (1389) einen

siebenjährigen Frieden eingehen, der nach Ablauf der Frist in einen zwanzigjährigen, dann (1412) in einen fünfzigjährigen umgewandelt wurde. Oesterreichs Versuche die Eidgenossen zu dämpfen hatten für vor der Hand ein Ende genommen.

Wenn nun auf diese Weise die Eidgenossen den Ruf eines tapfern Kriegsvolkes erhielten und einen ansehnlichen Standpunkt unter den Deutschen einnahmen, so mußte das Glück, das bisher alle ihre Unternehmungen begleitet hatte, auch die übrigen Städte und kleinen Republiken, die politisch betrachtet ganz in derselben Lage waren, ermuntern ein Gleiches zu versuchen. Auf der andern Seite waren die Fürsten und der Adel nicht übel entschlossen, es nicht dahin kommen zu lassen, daß solche freie Gemeinden auch in ihren Landschaften sich erhüben. In Schwaben und Franken waren die Herzoge von Bayern, der Bischof von Würzburg, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Herzog Friedrich von Teck, die Grafen von Oettingen unter sich und gegen die Städte verbündet. Daneben bestand eine der westphälischen Vehme nachgebildete Gesellschaft, der Faym, welche ebenfalls den Städten drohte, so daß die Flammen auch hier auszubrechen drohten. Alles was König Wenzel thun zu können glaubte, war durch eine zu Mergentheim (1387 Nov.) erneuerte und verlängerte Verbindung der Fürsten und Städte in Deutschland Ruhe zu erhalten, worauf er nach Böhmen zurückging, und sich zwar um die deutschen Angelegenheiten wenig kümmerte, aber auch wenig ausgerichtet haben würde. Wahrscheinlich ist es aber auch, daß seine zu Nürnberg (im März) den Städten gegebene Versicherung, daß er den Städtebund nie abthun noch widerrufen wolle, vielmehr sie bei ihren hergebrachten Rechten und Freiheiten erhalten wolle, wogegen sie ihm mit Hand und Mund Gehorsam und Beistand zusagten, bei ihnen den Gedanken erzeugt habe, gegen die Fürsten zur Vergeltung der bisher erlittenen Drangsale mit fliegendem Banner des Reichs zu ihrer Unterdrückung auszuziehen. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Pilgrin von Salzburg, der wegen Bertholdsgaden mit dem Herzog Friedrich von Bayern in Streit war, nahmen mehrere Adelige, die auch mit den Fürsten zerfallen waren, in Burgrecht auf, und ließen sich auf den festen Häusern in ihrer Nachbarschaft das Oeffnungsrecht verschreiben. Doch schien sich nach dem Mergentheimer Tag Alles eher zum Frieden anzulassen, als Herzog Friedrich den Erzbischof (27. Nov.) zu Raitenhaslach, wohin er um gütlicher Besprechung

willen gekommen war, gefangen nahm, und die Angriffe auf die Reichsstädte theils unmittelbar theils durch Niederwerfung ihrer Kaufmannsgüter wieder begannen. Der Krieg konnte als ein Reichskrieg angesehen werden, da Wenzel selbst (1388 Febr. 7.) dem Herzog Friedrich abgesagt und die Städte aufgefordert hatte, diesen Landfriedensbruch zu rächen. Der Erzbischof entkam übrigens bald aus seiner Haft und führte nun seinen Krieg im Bayerischen nicht unglücklich. Im Fränkischen waren es hauptsächlich die Städte Nürnberg, Windsheim, Rothenburg, Weißenburg, welche den Angriffen der Fürsten preis gestellt waren; zwischen dem Burggrafen Friedrich und der Stadt hatte es fortwährend Zwistigkeiten gesetzt, wie sich aus dem (1366) vom Kaiser zurückgenommenen Geleit, aus dem (1376 Okt. 28.) vom Kaiser gefällten Entscheid über die von den Bürgern vor des Burggrafen Feste gebaute Mauer, und aus dem (1386) vom Pfalzgraf und Herzog Friedrich gefällten Ausspruch über Zoll und Geleit deutlich belegen läßt; die von beiden Seiten geübten Verheerungen bieten jedoch keinen besonders hervorleuchtenden Moment dar. Dagegen wurde in Schwaben um so erbitterter gekämpft, als hier schon alte Unbill zu rächen war. Damit Graf Eberhard den bayerischen Herzogen nicht zu Hülfe käme, sagten ihm die Städte ab, und fielen mit einem ansehnlichen Heer in Würtemberg ein. Bei Weil der Stadt belagerten sie den Kirchhof von Döffingen, wohin das Landvolk seine Heerden geflüchtet hatte und auf den Ersatz des Grafen wartete, der auch am Sonntag 1388 Aug. 23. mit einem Heer zu Hulfe kam. Der Kampf war anfangs sehr günstig für die Städte, Graf Ulrich wurde erschlagen, außerdem viele andere Herren und Ritter, bis die Geistesgegenwart und Festigkeit des alten Grafen, der seinen Leuten zurief: sein Sohn sey wie ein andrer Mann; sie sollten fechten; schon seyen die Feinde auf der Flucht, und der unerwartete Beistand des Grafen Wolf von Wunnenstein, der obgleich außerdem selbst in Fehde mit dem Grafen Eberhard durch rechtzeitigen Angriff die Städter vollends in Verwirrung brachte, die Schlacht völlig zu Gunsten des Grafen entschied. Die Kraft der Städte war mit dieser Schlacht gebrochen, denn die nun nachfolgten, die Niederlage vor Worms (6. Nov.) welche die rheinischen Städte, Mainz, Frankfurt, Speier, Worms, durch die Pfalzgrafen Ruprecht und Adolf, und die von Eschborn vor Kronenberg (1389 Mai 14.), welche ebenfalls die Frankfurter erlitten, waren nur die letzten Schläge des Gewitters, das die Hoffnungen der Städte zu Boden geschlagen hatte.

Doch sehnten sich auch die Fürsten und der Adel nicht weniger nach dem Frieden.

König Wenzel der die Städte selbst zum Krieg angereizt hatte, und an dem sie im Fall der Noth eine Stütze zu haben hofften, verhielt sich nicht nur ganz ruhig sondern trat nun als er das Glück ganz von den Städten weichen sah geradezu auf die Seite der Fürsten. Er berief nun einen Reichstag nach Eger auf den Mittwoch in der Osterwoche 1389, wohin eine große Menge Fürsten und Städte kamen, aber es war schwer eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Der König machte den Städten ihre geschlossenen Bündnisse zum Vorwurf, und verlangte es sollte sowohl der Städtebund als auch die Verbindung der Fürsten aufgehoben werden. Besonders weigerten sich die Städteboten, und erklärten sie hätten dazu keine Vollmacht; aber Wenzel kehrte sich nicht daran, sondern vernichtete durch einen allgemeinen Befehl an sie (2. Mai) ihren bisherigen Landfrieden und befahl ihnen (5. Mai) in den gemeinen Landfrieden zu treten. Dieser wurde einige Tage nachher publicirt und für sechs Jahre von den Fürsten in Franken, Bayern, Schwaben, den Rheinlanden, Hessen, Thüringen und Meißen angenommen, von den Städten aber trat zunächst nur Regensburg, Nürnberg, und Weißenburg bei, die andern Städteboten hatten alle keine Vollmacht; da gaben ihnen die Fürsten Frist bis acht Tage nach Pfingsten, da sollte zu Nürnberg wieder ein Tag seyn, und auf diesem sollten die Städte Antwort geben, ob sie den Landfrieden beschwören wollten oder nicht. Binnen vierzehn Tagen fügten sich nun die übrigen Städte ebenfalls, mit Ausnahme der sieben Städte am Bodensee, Constanz, Lindau, St. Gallen, Buchorn, Ravenspurg, Ueberlingen, und Isny, die sich nicht trennen ließen. Was für Plane der große Städtebund gehabt haben mag, diese scheiterten alle, und die Städte waren bei diesem Frieden am schlimmsten daran, weil der von ihnen verlangte Punkt der Amnestie für alle während des Kriegs zugefügten Beschädigungen mit Stillschweigen übergangen und dagegen ausdrücklich festgesetzt wurde, daß nur diejenigen Städte sich des neuen Landfriedens zu erfreuen haben sollten, die sich entweder mit den Fürsten schon verglichen oder zu einem Vergleich schon anheischig gemacht hätten. In Ansehung der übrigen sollte der bisherige Bund der Fürsten fortbestehen. Auch mußten wirklich die Städte den Fürsten bedeutende Summen als Schadenersatz bezahlen. Indessen war dadurch das Uebergewicht der Fürsten keineswegs hergestellt, vielmehr trat ein

sehr wohlthätiges Gleichgewicht ein, welches wenn die deutschen Städte, denen es übrigens an Muth und Thatkraft so wenig als den schweizerischen Eidgenossen gebrach, gesiegt hätten, wohl nicht der Fall gewesen seyn würde. Die schöne Mäßigung der Volksherrschaft und Einzelherrschaft, welche die eigenthümliche Schönheit des alten Reiches ausmacht, würde dadurch nicht erreicht worden seyn. Den Städten stand durch den mit aller Lebhaftigkeit nach dem Orient und von da in den Norden betriebenen Handel ein reiches Feld zu gewinnbringender Thätigkeit offen, und die Fürsten waren fast durchgehends in zu schlechter Finanzverfassung um den Krieg so wie früher wieder aufnehmen zu können. Das deutlichste Beispiel der allgemeinen Verschuldung gibt die von König Wenzel auf einem Tag zu Nürnberg (1390) durch Gesandte vorgenommene Liquidation aller Judenschulden. Es wurde, weil der römische Kaiser und König über Leib und Leben Hab und Gut der Juden völlig unumschränkte Gewalt hatte, beschlossen daß alle Judenschulden mit Kapital und Interessen (Hauptgut und Gesuch) ab seyn sollten; die Juden mußten alle Pfänder und Briefe wieder herausgeben; der König aber bekam gewisse Prozente; so mußte Herzog Friedrich von Bayern an Wenzel bezahlen 15,000 Goldgulden, eben so viel die Grafen von Oettingen, die Stadt Rotenburg 1000 Goldgulden, Schweinfurt 200, Windsheim 100, Nürnberg 4000 Goldgulden. Wer aber dem Juden 100 Gulden schuldete, zahlte dafür 30 Gulden an die Commune, um das Ganze dadurch zu decken. Auf diese Weise, in der man gar nichts Unrechtliches sah, wurde eine allgemeine Zufriedenheit erreicht, und man könnte nun sagen, Deutschlands innere Kämpfe seyen zu Ende. Es versteht sich, daß hier nur von den Städtekriegen im Großen die Rede seyn kann; Erscheinungen die einmal dagewesen sind verschwinden niemals ganz und gar, und nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern noch bis weit in die neuere Zeit herein lassen sich diese Kämpfe zweier ewig feindlichen Principe verfolgen; aber zunächst traten sie vor andern mächtigeren Ereignissen in den Hintergrund; die Zerrüttung der Kirche, die Frage wie dieser zu helfen sey, stellt sich der Betrachtung näher als die außerdem in ihren Einzelnheiten allerdings anziehenden Städtekämpfe, wie z. B. Münchens unter seiner Bierherzogschaft oder Würzburgs gegen den blutbefleckten Bischof Gerhard; aber mit dem Landfrieden von Eger kann man im Allgemeinen die Ruhe in Deutschland als hergestellt annehmen, und gehalten wurde sie so gut, als es in einem Reiche

möglich war, dessen oberster Herrscher in geringer Achtung stand und sich wenig um die Angelegenheiten außerhalb Böhmen bekümmerte. Wenn er in Böhmen selbst so wenig Ansehen besaß, daß man es wagen durfte ihn gefangen zu nehmen, so läßt sich wohl denken, daß er außerhalb dieses seines Erblandes nur sehr gering geachtet worden ist. Daß deßhalb die Sachen nicht eben schlechter gingen, als auch unter einem andern vor oder nach ihm, und daß es nicht ihm allein zu Last gelegt werden darf, was an dem Schiff des Staates versehen wurde, muß der Billigkeit gemäß auch eingeräumt werden.

Wenn man aber überhaupt die ganze westeuropäische Christenheit gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts überblickt, so sieht man darin eine Uebereinstimmung daß die Bewegungen, welche sie am Anfange desselben ergriffen hatten, ihre Kraft erschöpft haben, daß ein gewisser geordneter Zustand, der immerhin genug Leben zeigt, um keine Stagnation des Daseyns zu verrathen, eingetreten ist, der sich zu einer neuen Thätigkeit vorbereitet. Sehen wir auf die pyrenäische Halbinsel, so finden wir in Portugal das Reich Joao's I. des Stifters der unächten burgundischen Linie, der seit der Schlacht von Aljubarotta (1385) die Wahl des Volkes mit dem Schwerdte vertheidigt, und die Stimme des Volkes zu Gottesstimme erhoben hat, im Innern geordnet, nach Außen mit Entdeckungszügen zur Ehre der christlichen Völker beschäftigt; die portugiesischen Helden auf den Ufern von Afrika im Kampf mit den Mauren von Marokko. In Castilien ist die unächte Linie mit Henrique de Trastamara ebenfalls in ruhigem, gerade damals durch Ausgleichung des Streits, den das Haus Lancaster als Erbe von Don Pedro's Recht erhoben hatte, gesichertem Besitze der Krone, und erfreut sich unter Henrique II. Regierung (1390—1407) eines trefflichen, leider durch zu frühen Tod entrissenen Regenten. Ebenso kommt unter dem Aragonesen Martin (1395—1410) das getrennte Sicilien wieder an das Hauptland, obgleich nur auf kurze Zeit; und selbst das kleine Navarra unter Karl dem Edlen (1387—1425) dem Dritten und Letzten aus dem Hause Evreux beseitigt die Streitigkeiten, die seine Könige mit Frankreich hatten, durch Entsagung der übrigens wohl begründeten Ansprüche.

In Frankreich war nach den furchtbaren englisch-französischen Kriegen Eduard's gegen Philipp und Johann seit dem Frieden von Bretigny (1360) eine nothwendige und wohlthätige Ruhe eingetreten, welche von Karl V. dem Weisen (1364—1380) zu nothwendi-

gen Einrichtungen im Innern, Erstarkung des Nationalgeistes, und als sich günstige Umstände zeigten, zur Wiederaufnahme des Kriegs mit England benutzt wurde. Die Abtretung der Lehen, welche in völliges Eigen umgewandelt wurden, gab den äußern Anlaß, indem die Unzufriedenheit der Großen in Guyenne und Gascogne mit der englischen Verwaltung absichtlich genährt, und ihre Klagen, gerade als wäre der Friede von Bretigny nicht abgeschlossen worden, am Pariser Hof willkommen aufgenommen wurden. Karl nahm sich (1379) als wäre er noch Oberlehnsherr dieser Beschwerden an und lud den Prinzen von Wales vor seinen Richterstuhl, worauf dieser zwar erwiederte: er werde allerdings kommen aber an der Spitze von 60,000 Mann, allein die Zeiten der Siege des schwarzen Prinzen waren vorbei. Durch die Wassersucht bereits so geschwächt, daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte, war sein eigenes belebendes Beispiel für die Seinen verloren, sein Vater selbst wünschte den Frieden, und die Waffen der Engländer unterlagen überall den von dem französischen Connetable Bertrand du Guesclin angeführten Franzosen. Sah so auch Karl V. die Beendigung des Krieges nicht selbst mehr, als er (1380) zu früh für Frankreich starb, so hatte er doch in seiner Regierung sich bemüht, den gesunkenen Staat wieder zu heben, selbst durch die Anlage einer Bibliothek zu Paris für die Wissenschaften zu sorgen, dem innern Fehdewesen der Selbsthülfe Schranken zu setzen, und durch ein wichtiges Majorennitätsstatut eine zu vielen Streitigkeiten Anlaß gebende Frage zu entscheiden. Wenn nun sein Sohn Karl VI. (1380—1420) in einer langen als minderjähriger Fürst angetretenen Regierung Unfälle über sich, sein Haus, und sein Land hereinbrechen sah, so muß auch hier billigerweise der mächtigen Hand der Vorsehung, die allein das Unbegreifliche versteht, Raum gegeben werden, während man außerdem die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung nicht unglücklich, ja selbst glänzend nennen kann. Sogar die schlechte Leitung der Geschäfte, welche seine Oheime Louis von Anjou, Jean von Berry, und Philipp von Burgund (seit 1361) zu verantworten hatten, schmückte ihn wenigstens mit kriegerischen Ehren, und sah den Krieg mit Flandern, der vor achtzig Jahren bei Courtray siegreich für die Städter begonnen hatte, mit ihrer Niederlage endigen. Der Graf Louis, der von seinem Geburtsorte Male genannt wurde, hatte seit seines Vaters Tod in der Schlacht bei Crecy sich eng an Frankreich angeschlossen, war der Verbindung mit Eduards Tochter Isabella, die nach dem Wunsch

der Fläminger seine Frau werden sollte, durch die Flucht (1347) entgangen, war aber dann durch Brügge begünstigt wieder nach Flandern gekommen, hatte mit Eduard (1348) Friede gemacht, und sich in den Besitz seines Landes gesetzt. Seine Tochter Margarethe hatte er (1369) mit dem jungen Herzog Philipp von Burgund verheirathet und dadurch Flandern ganz an das französische Interesse geknüpft. So lange die Nachwehen der früheren Kriege und Aufstände noch zu empfinden waren, genoß Flandern einer leidlichen Ruhe, solche kleinere Aufstände abgerechnet, die wie Blutverluste bei einem vollsaftigen Körper mehr Beweise überschwellender Gesundheit sind, und ohne welche eine Nation wie die flandrische nicht bestehen konnte. Die Regierung des Grafen war leidlich gut, nur daß er verschwenderisch lebte und durch seine Ausschweifungen einem ohnehin zu sinnlicher Lust geneigten Volk schlimmes Beispiel gab. Eine Geldforderung des Grafen gab (1379) zuerst wieder den Anlaß zum Bruch zwischen ihm und den Städten; die Genter Verbindung der Weißmützen, an deren Spitze Jan Heyns stand, hinderte einen zum Besten der Brügger und wie sie glaubten zum Nachtheil von Gent projektirten Kanalbau und störte die Ruhe so sehr, daß der Graf nachgeben, die Steuern abthun und den Kanalbau einstellen lassen wollte, wenn die Verbindung der Weißmützen abgestellt würde. Allein das geschah nicht, es kam in Gent selbst zwischen den gräflich Gesinnten und den Weißmützen zur Schlacht, diese siegten (5. Sept.), nöthigten nun unter andern Städten auch die Brügger sich an sie anzuschließen, und erzwangen vom Grafen (3. Dec.) einen vortheilhaften Frieden. Nun aber verlangte der Graf wiederholt die Auflösung des Weißmützenbundes, und so brach (1380 Febr.) der Krieg abermals aus, und die Gewaltthätigkeiten des Grafen und des Adels reizten die Häupter der Volkspartei zum festen Widerstande, während sich der Adel von Flandern und von Hennegau unter die Fahnen des Grafen reihte. Die Verhältnisse hatten sich insofern geändert, als nun Gent, wo bedeutende Tuchfabriken waren, der eigentliche Heerd der popolaren Bewegung war, Brügge aber jetzt sich für den Grafen oder vielmehr für Erhaltung der Ruhe bestimmte, weil hier der eigentliche Großhandel mit seinem geordneten ruhigen Verkehr Platz genommen hatte, obschon die immer noch ansehnliche Partei des Volks gemeine Sache mit den Gentern machte. Hinrichtungen in Masse wie in Brügge 500, in Ypern 300, konnten das Zutrauen des Volks zum Grafen nicht fördern, Gent das eine Anzahl

von 80,000 Streitern zwiſchen dem 15ten und 60ſten Jahre ſtellen konnte, durfte auch dem Grafen ſich kecklich widerſetzen, dennoch war die Stadt Gent allein, von Brügge und Ypern verlaſſen, von dem Grafen und dem Adel bedrängt, ohne einen klugen und tüchtigen Anführer in großer Noth und ſchien durch Hunger ſchon hart bedrängt zu ſeyn, als durch einen bisherigen Anführer der Weißmützen Pieter van den Boſche der jüngere Artevelde, Philipp, der bisher ruhig in Gent lebte, bewogen wurde, an die Spitze des Volks zu treten, das ihm (1382 Jan. 24.) als Haupt der Stadt Treue ſchwur.

Philipp Artevelde ſuchte eine völlige Volksherrſchaft einzuführen, in welcher jeder Waffenfähige gleiches Recht erhielt zu ſtimmen und zu reden; über die Verwaltung des öffentlichen Vermögens ſollte alle Monate Rechenſchaft abgelegt werden; ſich ſelbſt ſetzte er einen Rath von vier Hauptleuten zur Seite; und ein ſtehendes Corps von ſogenannten Reisläufern oder Repfern unter Franz Ackermann ſollte den Krieg durch Plünderungen und Beutemachen fortführen. Das Letzte war höchſt nothwendig, denn die Noth der belagerten Stadt ſtieg immer höher. Der Friede wurde hauptſächlich durch die Herzogin von Brabant, den Grafen Albrecht von Hennegau-Holland und den Biſchof Arnold von Lüttich unabläſſig betrieben, und in Tournay (12. April) baten Artevelde und eilf Abgeordnete demüthig um Gnade, willigten in alle Forderungen des Grafen, nur ſollte er nicht willkürlich hinrichten laſſen dürfen. Louis aber verlangte ſchlechterdings Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Artevelde trug ſeine Forderung den Gentern vor: es bleibe ihnen nur übrig ſich dem Grafen zu ergeben, oder betend in den Kirchen den Hungertod zu erwarten, oder endlich mit den Waffen in der Hand den Grafen in Brügge ſelbſt zu überfallen: er wolle in jedem Fall an ihrer Spitze ſeyn. Das Volk ließ ihm die Wahl. Er wählte das Schwerdt.

Mit fünftauſend der kräftigſten Genter, zweihundert Bombarden, Feldſchlangen, und Doppelhaken, und ihrem letzten Mundvorrath, fünf Wagen mit Brod, zwei mit Wein, zogen Artevelde und die Seinen (2. Mai) gen Brügge und lagerten ſich des andern Tages nahe bei der Stadt am Beverhout, wo ſie auf der einen Seite durch einen Sumpf, auf der andern durch eine Wagenburg gedeckt waren, und ſich mit Gebet und Beichte, die ihnen die mitziehenden Minoriten hörten, zur Schlacht vorbereiteten. Der Morgen vor-

ſtrich, indem die Brüggelingen einen Flurzug hielten, und der Kriegsrath des Grafen gegen einen Angriff auf die wohlpoſtirten und verzweifelten Genter war; gegen Abend aber führte Louis ſein bei weitem überlegenes Heer aus der Stadt, theils Zünfte, theils Adel. Da richtete aber das Feuergeſchoß der Genter gleich eine gewaltige Verwirrung unter den Gräflichen an, eine geſchickte Wendung brachte ihren Gegnern die Strahlen der eben untergehenden Sonne in das Geſicht, und nun vollendete ein wüthender Anlauf ſogleich den Sieg. In wilder Flucht enteilten die Feinde, der Graf ſelbſt entkam mit vierzig Reitern in die Stadt, an eine Behauptung des Thors und der Stadt war nicht zu denken, die Zünfte der Weber, Walker, und Schmiede ſchloſſen ſich an die Sieger an, der Graf irrte bis Mitternacht im Mantel ſeines Knappen in den Straßen herum und entging endlich im Obdach einer armen Frau den von Artevelde nach ihm ausgeſchickten Verfolgern, bis er am nächſten Morgen weiter aus der Stadt und von da nach Lille entkam. Dagegen wurde nun an den Zünften der Mäkler, Fleiſcher, Fiſcher, und Kürſchner, die beſonders gräflich geſinnt geweſen waren, Rache genommen, und in der Mordnacht von Brügge etwa 3000 erſchlagen; nur die fremden Kaufleute wurden auf Arteveldes ausdrücklichen Befehl geſchont. Brügge wurde übrigens von den Gentern wie eine eroberte Stadt behandelt, und faſt ganz Flandern, mit Ausnahme von Dendermonde und Oudenaarde, unterwarfen ſich der Stadt Gent und ihrem Hauptmann Artevelde. Dieſer legte ſich alle äußerliche Ehren des Grafen nebſt dem Titel eines Regenten von Flandern bei.

Graf Louis fand bei ſeinem Schwiegerſohn ſogleich Beiſtand; der Krieg wurde wie er auch war als ein Krieg im Intereſſe des Adels und der Fürſten gegen die Städte betrachtet. Demüthige Briefe der Fläminger, worin ſie den jungen König um Vermittlung zwiſchen ihnen und ihrem Grafen baten, wurden verhöhnt und die Ueberbringer in Haft genommen, doch als man hörte, Artevelde unterhandle auch mit England, wieder frei gelaſſen und ein Schreiben an Artevelde abgeſchickt (16. Oct.). Dieſer, der ſich nicht als Regenten von Flandern angeredet fand, trat nun ſeinerſeits mit Trotz und Uebermuth auf und verlangte vor allen Dingen die Uebergabe von Oudenaarde und Dendermonde. Das reizte den König Karl die Rüſtungen zu beſchleunigen und gegen Ende October zogen ſchon von allen Seiten Ritter und Herren mit reiſigem Zeug nach Artois, wohin auch die Oriflamme geführt wurde. Der Angriff ging von

Arras aus über Lille gegen Comines. Hierbin hatte Artevelde den Pieter van den Bosche mit 9000 Mann gelegt. Der Uebergang wurde erzwungen, Pieter selbst gleich anfangs verwundet, und die Fläminger gänzlich geschlagen. Nun drangen die Franzosen rasch vor, in Ypern kam es zwischen der gräflichen und der popolaren Partei zum Kampfe, die erstere siegte und ergab sich dem König, mußte aber 40,000 Livr. Kriegskosten zahlen, alle andern südlichen Städte Flanderns ergaben sich, lieferten Arteveldes Amtleute den Franzosen aus, die sie in Brügge enthäupten ließen, und erkauften sich dadurch doch nur Freiheit und Verschonung mit Feuersbrunst. Ihre Habe wurde geplündert und in Ypern verkauft. Nun rückten sie weiter vor gegen Roosbeke, dem mit ohngefähr 40,000 Mann aus Gent und den andern nordflandrischen Städten heranziehenden Artevelde entgegen. Auch er lagerte sich bei Roosbeke am 26. November.

Mit Tagesanbruch rückte Artevelde aus und stellte sich in Schlachtordnung; ein Gleiches thaten die Franzosen. Ein starker und dichter Nebel stieg auf, der lang anhielt, daß man kaum hundert Schritte vor sich sehen konnte. Als der König die Messe gehört, ging Olivier Clisson, Connetable, mit zwei andern Herren den Feind zu rekognosciren; sie fanden daß die Fläminger, da sie bis acht Uhr nichts von den Franzosen gehört hatten, anstatt den Angriff in ihrem festen Lager zu erwarten, auf den Montd'or, der näher an den Franzosen war, vorgerückt waren. Das verlor den Flämingern die Schlacht. Denn als Clisson heim kam, verneigte er sich gegen den König und indem er seinen Biberhut abnahm, sprach er: Sire, freut Euch, diese Leute sind unser: unsere Knechte würden mit ihnen fertig werden. Nun wurde die Oriflamme, die heilige Fahne, entfaltet, weil die Fläminger als Urbanisten von den Franzosen, die dem avignonensischen Clemens anhingen, für Häretiker gehalten wurden. Da fiel mit einemmal auch der Nebel, und der helle Tag zeigte die beiden Heere. Mit wüthendem Angriff eng an einander geschlossen kamen die Fläminger heran, in einander so verschlungen, daß man ihre Reihen nicht durchbrechen konnte und das Mitteltreffen der Franzosen auch schon zu weichen anfing; da fiel aber von beiden Seiten der rechte und linke Flügel über die Feinde her, und gerade diese enge Stellung, die Artevelde angegeben hatte, war sein und seiner Leute Verderben. So eingeschlossen waren sie unfähig sich zu rühren, sie wurden erschlagen, ohne sich wehren zu können, viele wie Artevelde

selbst erstickten im Gedränge, und in einer halben Stunde war die Hälfte des flandrischen Heers und darüber erschlagen, der Rest in unaufgehaltener Flucht. So wurde am Donnerstag (27. Nov.) zwischen Roosbeke und Courtray die Freiheit der städtischen Bünde niedergeschlagen, und der Adel gerettet. Artevelde's Leichnam wurde wundenlos gefunden und an einen Baum gehängt. Der Verlust der Franzosen war gering. Die nächste Folge war die Plünderung und Einäscherung Courtray's, um für die Sporenschlacht Rache zu nehmen, die 500 Sporen, die in der Kirche Unserer Lieben Frau zu Courtray bewahrt wurden, mußten herausgegeben werden: Brügge kaufte die Plünderung ab, in Gent aber führte Franz Ackermann den Krieg nicht unglücklich fort, benützte die kirchliche Spaltung, um ein englisches Heer als ein Kreuzheer, das gegen die Anhänger des Clemens VII. zu Felde zog, für sich zu gebrauchen, so daß die völlige Herstellung der Ruhe erst nach des Grafen Louis Tod (1384 Jan. 9.) seinem Erben und Schwiegersohn Philipp von Burgund vorbehalten blieb. Die weitere Nachwirkung dieses großen Sieges war daß Paris, welches sich gegen die harten Steuern empört und in Zünften vereinigt hatte, dem zurückkehrenden König (1383 Jan.) sich demüthig ergab und alle frühere Einrichtungen mit harter Strafe derjenigen, die man für die Häupter der Volksbewegung hielt, wieder eingeführt wurden. In der Schlacht bei Roosbeke war die Gährung des französischen Bürgerstandes erstickt worden.

Auf diesen von dem König Karl nun fortgesetzten Zügen geschah es, daß der bayrische Herzog Friedrich dem König ebenfalls zu Hülfe zog und dadurch die Aufmerksamkeit der königlichen Verwandten, um für den jungen Prinzen eine Gemahlin zu suchen, auf das Haus Wittelsbach gelenkt wurden, wie schon sein Vater auf dem Sterbebette verordnet haben soll. Die Herzogin Johanna von Brabant brachte dazu die junge Elisabeth (Isabelle, Isabeau) Tochter Herzog Stephan's II. von Bayern Ingolstadt zum Vorschlag, die auch von ihrem Oheim Friedrich, dem die Leitung dieser Sache übertragen worden war, unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Amiens begleitet und hier (14. Juli 1385) dem König vorgestellt wurde, der sie gleich liebgewann, und sie am folgenden Montag (17. Jul.) heirathete. Dieß ist die in der romantischen Darstellung eines neuern Dichters so verrufene Wölfin, wuthschnaubende Megäre, damals eine kaum fünfzehnjährige Jungfrau, Gemahlin eines siebzehnjährigen Königes, der obgleich ihm schon seit drei Jahren die Volljährigkeit ge-

bührte, doch immer noch unter der Leitung Philipp's von Burgund und Jean's von Berry stand.

Als er endlich (1388) erklärte die Regierung selbst zu übernehmen und seinen Oheimen für die bisherige Mühwaltung dankte, waren sie zwar nicht sehr darüber erfreut und gaben ihre Unzufriedenheit deutlich zu erkennen. Doch schien Alles seinen guten Weg zu gehen, bis die Händel des Connetable mit dem Herzog von Bretagne eine traurige Katastrophe herbeiführten. Nachdem Karl von Blois erschlagen worden war (1364) hatte sich König Karl der Weise von selbst veranlaßt gefunden, die Ansprüche Johann's von Montfort anzuerkennen und dieser für die französisch-englischen Kriege wichtige Punkt war beseitigt worden. Karl von Blois hatte bei seinen Anhängern in einer solchen Achtung gestanden, daß sogar an seine Heiligsprechung gedacht wurde; Olivier Clisson, der Connetable Frankreichs, ein edler Bretagner, nahm daher keinen Anstand, seinen noch in englischer Gefangenschaft befindlichen Sohn (1387) loszukaufen und zu seinem Schwiegersohn zu machen. Hierin sah der Herzog offenbare Feindschaft, nahm den Clisson auf einem Landtag zu Vannes gefangen und entließ ihn nur gegen hohes Lösegeld und Herausgabe seiner Schlösser. Clisson hatte das zwar zuerst eingegangen, betrachtete sich aber als schwer beleidigt, und brachte es dahin, daß der Herzog alles herausgeben mußte und sogar vor das Gericht der Pairs geladen wurde. Von nun an war zwischen Clisson und dem Herzog tödtliche Feindschaft, indem dieser sich der Herausgabe der Schlösser weigerte und mit Clisson daher in förmlicher Fehde lebte. Der König erneuerte (1391) den Spruch und befahl daß beide Theile die Waffen niederlegen sollten. Da geschah es daß Pierre Craon, ein Edelmann des Herzogs Louis von Orleans, des Bruders des Königs, aus der Gunst des Herzogs fiel und sogar vom Hofe verwiesen wurde, ohne Jemand anders als Olivier Clisson für den geheimen Urheber dieser Verfolgung halten zu können. Er beschloß daher sich zu rächen und überfiel den Connetable, wie er Nachts (1392 Juni 13.) vom König heimkehrte, brachte ihm viele Wunden bei, und ließ ihn für todt liegen. Clisson aber erholte sich und erhub Klage gegen seinen Mörder, den er erkannt hatte und der sich zum Herzog von der Bretagne flüchtete. Dem Craon wurde der Proceß als Hochverrather gemacht, und dem Herzog befohlen ihn auszuliefern. Da der Herzog läugnete daß er bei ihm sey, beschloß der schon längst nach einem Krieg begierige König, ihn mit einem Heer zur Auszu-

den seyn, aber an 60,000 Türken. Zur Rache ließ Bajazet am Tag nach der Schlacht alle Gefangenen über 16 Jahre umbringen; nur Johann von Nevers und vierundzwanzig der vornehmsten Ritter erhielten Gnade und kamen durch Lösegeld (1397) wieder in Freiheit. Ingilram von Coucy starb noch in der Haft. Durch die Gewaltthat dieses Grafen Johann, der (1404) seinem Vater Philipp als Herzog von Burgund folgte, wurde das bisher immer noch leidlich ruhige französische Reich aufs neue in die Verwirrungen bürgerlicher Kriege gestürzt. Er war es, der den Herzog Louis von Orleans, der sich ebenfalls zur Theilnahme an der Regentschaft in den kranken Momenten des Königs befugt glaubte und deßhalb schon mit Philipp in Zwist gelegen hatte, den der Haß ihrer Frauen Valentina Visconti Herzogin von Orleans und Margaretha von Flandern Herzogin von Burgund noch anfachte, endlich durch schändlichen Meuchelmord (1407 Nov. 23.) umbringen ließ. Bis dorthin hatte Frankreich eine leidliche Ruhe genossen.

Von den Unruhen der Städte und Adelskämpfe hatte **England** durch seine glückliche Verfassung gesichert am wenigsten empfunden. Unter der Regierung Richard's II., des Sohns des schwarzen Prinzen, der seinem Großvater Eduard III. (1377 Juni 21.) gefolgt war, brach jedoch ein Aufstand des gemeinen Volkes aus, der etwa in seiner Bedeutung mit der Jacquerie verglichen werden kann, in seinem Entstehen mit der sicilianischen Vesper. Das Parlament hatte (1381) eine Kopfsteuer von 12 Sous auf Jeden über 15 Jahren gelegt, die mit großer Strenge erhoben wurde. Ein Schmied in der Grafschaft Kent behauptete, seine Tochter wäre unter dem festgesetzten Alter, und wie der Einsammler mit Frechheit sich durch unanständige Betastung selbst überzeugen wollte, schlug ihn der Vater auf der Stelle mit seinem Hammer todt. Sofort brach der Aufstand in Kent und Essex, wo die Unzufriedenheit mit der Regierung, die sie nicht vor den Küstenräubereien der Franzosen schützte, mit den Richtern und allen Gerichtsbeamten wegen ihrer Erpressungen, und mit den Edelleuten, die ihre Rechte mißbrauchten, schon längst in voller Gährung war, in volle Flammen aus. Die Unzufriedenen, ein Priester Jack Straw und ein Dachdecker **Wat Tyler** an der Spitze, zogen gegen London, drangen über Southwark herüber in die Stadt, und übten hier jede Gewaltthat, die sich von einer solchen Volksmasse erwarten ließ; besonders traf ihre Wuth den Oheim des Königs, den Herzog John von Lancaster, dem die harte Besteuerung hauptsächlich zuge-

ſchrieben wurde, deſſen Palaſt ſie verbrannten. Doch plünderten ſie nicht regellos, warfen vielmehr einen von ihrer Schaar, der Silbergeräth entwenden wollte, ins Feuer, und vertheilten die gemachte Beute regelmäßig. London ſah völlig aus wie eine eroberte Stadt; alles was groß oder ausgezeichnet war ſollte vernichtet werden; der Wiſſenſchaft, dem Verdienſte, und dem Reichthum drohte das gleiche Schickſal, und die Flamänder, die meiſtens Steuereinnehmer waren und die man an der falſchen Ausſprache der Wörter cheese and bread erkannte, wurden ohne weiters ermordet. Im erſten Schrecken bemächtigten ſie ſich ſogar des Towers, wo ſie den Erzbiſchof von Canterbury und den Lordſchatzmeiſter fanden, die ſie gleich enthaupten ließen. Richard mit ſeinem Rath befand ſich in der äußerſten Verlegenheit; zwar beſchloß man ihnen eine Charte mit Beſtätigung der Rechte des Volks und eine allgemeine Amneſtie für alle begangenen Greuel anzubieten, allein die Schwierigkeit beſtand in der Unterhandlung mit Leuten, die ſelbſt nicht wußten was ſie wollten. Richard begab ſich endlich ſelbſt nach Smithfield, wo er mit Wat Tyler zuſammenkam und deſſen abgeſchmackte Forderungen anhörte, daß z. B. alle alten Geſetze abgeſchafft und nach gewiſſen albernen Ideen, die er ſich gemacht hatte, die neue Verwaltung eingerichtet werden ſollte. Dabei ſpielte der Dachdecker mit ſeinem Dolche, als wolle er dem jungen König drohen; dieß entrüſtete den Lordmajor Walworth von London ſo ſehr, daß er dem Tyler das Schwerdt in den Hals ſtieß und ihn damit todt vom Pferde ſtreckte. Bei dieſem Anblick erhuben Wat Tyler's Anhänger ein furchtbares Rachegeſchrei, ſpannten ihre Armbrüſte und Bogen, und ſchickten ſich an auf den König zu ſchießen. Richard zeigte aber in dieſem Augenblick eine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, die man von dem fünfzehnjährigen Jüngling nicht erwartete. Er ritt ſogleich auf die Rebellen zu und ſagte mit feſtem, entſchloſſenem Ton zu ihnen: Wie, meine Freunde, ihr wollt euren König tödten? Tyler war ein Verräther; ich will Euch hinfort anführen. Folgt mir! Und nun, wie er langſam vor ihnen her ritt, folgten ſie ihm auch wirklich in der Meinung, es ſey ſein Ernſt, bis ſie auf den St. Georgplatz kamen. Hier ſahen ſie eine Schaar von 1000 bewaffneten Bürgern zufällig gegen ſich herankommen, glaubten ſich von der Bürgerſchaft umzingelt, warfen von paniſchem Schrecken ergriffen alle die Waffen nieder, und baten um Gnade. So war der Aufſtand plötzlich geſtillt, und grauſame Unterſuchungen, die gerichtlich angeſtellt wurden, ſtellten in den Provinzen die Ruhe völlig wieder her.

Fürſten gleichſtellenden Titel. Dieſes erreichte er, indem er von König Wenzel (1395) für die Summe von 100,000 Goldgulden die herzogliche Würde bekam. Mailand wurde nun als Herzogthum in die Reihe der übrigen Lande des römiſchen Reichs eingereiht, ſtatt daß es ehemals der Haupttheil des Königreichs Italien geweſen war. Faktiſch war es ſchon getrennt, und die alten Rechte des Reichs über daſſelbe geltend zu machen, was nicht einmal den Hohenſtaufen gelungen war, würde, nachdem es ſeit ohngefähr hundert Jahren im Beſitz der Visconti, der Söhne der Viper, war, nicht mehr möglich geweſen ſeyn. Wenzel handelte daher ſogar klug, indem er einen Verband forterhielt der, wenn er ſich geweigert hätte auf Giovan Galeazzos Verlangen einzugehen, wohl ganz aufgelöſt worden wäre. Aber die Ehre des Reichs war allerdings geſchmälert. Der Stolz der alten fürſtlichen Familien betrachtete dieſe Visconti als ein Geſchlecht von Emporkömmlingen, und obgleich ſie recht gerne mit der reichen Mitgift der Töchter dieſes Hauſes der eigenen Bedürftigkeit unter die Arme griffen, ſo galt in der allgemeinen Meinung dieſe Verbindung doch als eine unebenbürtige. Noch wichtiger aber war der ſtaatsrechtliche Grund zur Beſchwerde von Seite der deutſchen Reichsfürſten, daß Wenzel dieſen wichtigen Schritt ohne ihre Zuziehung und Beiſtimmung gethan hatte, während es ſeit hundert Jahren üblich geworden war, alle im Intereſſe des Reichs geſchehene Handlungen entweder nach vorausgegangener Berathung vorzunehmen, oder ſie durch kurfürſtliche Willebriefe nachträglich beſtätigen zu laſſen. Dieſer Eingriff in die Rechte des Reichs, das auch in der That dadurch gemindert nicht gemehrt worden war, gab den erheblichſten Punkt zur Beſchwerde über Wenzel's Regierung. Der neue Herzog aber dehnte ſeine Herrſchaft nach dem Oſten und Süden hin aus, und bedrohte namentlich die in ſich ganz zerfallenen und der Monarchie entgegenreifenden Republiken von Toskana. Gegen die Verſuche, welche von Wenzel's Nachfolger gemacht wurden, behauptete ſich Galeazzo mit Glück und hinterließ (1402) ſeiner Familie ein wohlbegründetes Herzogthum.

Die Republik Venedig dagegen ging dem Beſtreben der Visconti zur Seite, indem auch ſie ſeit dem Dogen Francesco Dandolo (1329—1339) die in Italien vorhandenen Gährungen zur Erwerbung eines größeren Landgebietes benutzte. Die Herren della Scala mußten (1339) die ganze Mark von Treviſo abtreten, Bürgerrecht in Venedig nehmen, und der Republik Treue ſchwören. Dabei dauerte

schrieben wurde, dessen Palast sie verbrannten. Doch plünderten sie nicht regellos, warfen vielmehr einen von ihrer Schaar, der Silbergeräth entwenden wollte, ins Feuer, und vertheilten die gemachte Beute regelmäßig. London sah völlig aus wie eine eroberte Stadt; alles was groß oder ausgezeichnet war sollte vernichtet werden; der Wissenschaft, dem Verdienste, und dem Reichthum drohte das gleiche Schicksal, und die Flamänder, die meistens Steuereinnehmer waren und die man an der falschen Aussprache der Wörter cheese and bread erkannte, wurden ohne weiters ermordet. Im ersten Schrecken bemächtigten sie sich sogar des Towers, wo sie den Erzbischof von Canterbury und den Lordschatzmeister fanden, die sie gleich enthaupten ließen. Richard mit seinem Rath befand sich in der äußersten Verlegenheit; zwar beschloß man ihnen eine Charte mit Bestätigung der Rechte des Volks und eine allgemeine Amnestie für alle begangenen Greuel anzubieten, allein die Schwierigkeit bestand in der Unterhandlung mit Leuten, die selbst nicht wußten was sie wollten. Richard begab sich endlich selbst nach Smithfield, wo er mit Wat Tyler zusammenkam und dessen abgeschmackte Forderungen anhörte, daß z. B. alle alten Gesetze abgeschafft und nach gewissen albernen Ideen, die er sich gemacht hatte, die neue Verwaltung eingerichtet werden sollte. Dabei spielte der Dachdecker mit seinem Dolche, als wolle er dem jungen König drohen; dieß entrüstete den Lordmajor Walworth von London so sehr, daß er dem Tyler das Schwerdt in den Hals stieß und ihn damit todt vom Pferde streckte. Bei diesem Anblick erhuben Wat Tyler's Anhänger ein furchtbares Rachegeschrei, spannten ihre Armbrüste und Bogen, und schickten sich an auf den König zu schießen. Richard zeigte aber in diesem Augenblick eine Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die man von dem fünfzehnjährigen Jüngling nicht erwartete. Er ritt sogleich auf die Rebellen zu und sagte mit festem, entschlossenem Ton zu ihnen: Wie, meine Freunde, ihr wollt euren König tödten? Tyler war ein Verräther; ich will Euch hinfort anführen. Folgt mir! Und nun, wie er langsam vor ihnen her ritt, folgten sie ihm auch wirklich in der Meinung, es sey sein Ernst, bis sie auf den St. Georgplatz kamen. Hier sahen sie eine Schaar von 1000 bewaffneten Bürgern zufällig gegen sich herankommen, glaubten sich von der Bürgerschaft umzingelt, warfen von panischem Schrecken ergriffen alle die Waffen nieder, und baten um Gnade. So war der Aufstand plötzlich gestillt, und grausame Untersuchungen, die gerichtlich angestellt wurden, stellten in den Provinzen die Ruhe völlig wieder her.

Bedeutender aber als dieſer Aufſtand der Armen gegen die Reichen waren die ſchon in den letzten Jahren Eduard's gepredigten und unter der Vormundſchaft des Herzogs John von dieſem begünſtigten Lehren des Oxforder Profeſſor John Wycliffe, die den Aufſtand Wat Tyler's zwar nicht veranlaßt aber doch genährt hatten. Wycliffe hatte ſich (1360) zuerſt durch einen Streit mit den Bettelmönchen bekannt gemacht, indem er behauptete, von erbetenem Almoſen zu leben ſey dem Evangelium zuwieder, war ſpäter (1365) des Rektorats der Canterburyhalle zu Oxford durch päpſtlichen Spruch entſetzt worden, fuhr jedoch fort Vorleſungen in Oxford zu halten und obgleich damals ſchon Rektor (Pfarrer) einer Kirche in der Diöceſe von Lincoln, legte er doch in ſeinem Leben die größte Einfachheit an den Tag. Seine Angriffe gingen von den Bettelmönchen auf die geſammte Geiſtlichkeit über; er behauptete, jeder Geiſtliche ſey verpflichtet dem Erlöſer ſowohl an Armuth wie an Tugend nachzuſtreben, begüterte Geiſtliche aber ſeyen als Heuchler und Antichriſten, als Verräther an ihrem Gott anzuſehen und verwirken den Genuß ihrer Pfründen, welche ihnen wegzunehmen ſo wie den Zehnten vorzuenthalten Pflicht ſey. Dieſe Lehren zu verbreiten, ſammelte er Anhänger, die er arme Prieſter nannte, eben ſo kleidete wie ſich, ſie geloben ließ nie eine Pfründe anzunehmen und ſich dem Berufe wandernder Prieſter zu weihen. Dieſe Angriffe auf die Geiſtlichkeit riefen dieſe zur Gegenwehr auf, und im letzten Jahre Eduard's (1377) ward Wycliffe vorgeladen, ſich vor dem Primas und dem Biſchof von London bei St. Paul zu verantworten. Er gehorchte, erſchien aber in Begleitung des Herzogs von Lancaſter und des Lord Marſchall Percy, um ſeine Gegner dadurch einzuſchüchtern. Da ihm der Herzog wollte eben ſo gut einen Stuhl geben laſſen als ſeinen Richtern, erhub ſich ein heftiger Zank, der dem Herzog ſelbſt lebensgefährlich zu werden drohte. Wycliffe mußte ſich entſchuldigen und wurde bedeutet, ſich in Zukunft der Reden über dieſe Punkte zu enthalten. Er hatte ſeitdem das Rektorat (Pfarrei) von Lutterworth erhalten, und ging nun, nachdem er mit Ende des Jahrs 1377 ſeine Meinung noch einmal hatte öffentlich erläutern müſſen und die Genugthuung erhalten hatte, daß ſeine Lehre für orthodox angenommen worden und er nur gewarnt worden war, nicht Unwiſſende durch unklare Sprache zu verwirren, in ſeinen Angriffen auf die Lehren der Kirche ſelbſt über, erwirkte aber nichts als einen königlichen Befehl, wodurch er (1382 Juli 13.) des Lehramts entſetzt und ſeine Werke mit Beſchlag

Auch in Neapel war so weit es möglich war ein geordnetes Verhältniß eingetreten. Nach dem Tode König Karl's des Kleinen (1386) ließ seine Wittwe Margaretha ihren Sohn Ladislaus (Lanzeloto) als König ausrufen, und übernahm für ihn die Regierung. Nun ließ aber Louis von Anjou's Wittwe ein Heer unter Otto von Braunschweig in Neapel (1387) einfallen, wodurch Margaretha aus der Hauptstadt nach Gaeta entweichen mußte, und die Provençalen selbst als Otto zu Margaretha übergetreten war die Oberhand behielten. Diese Zerrüttung wollte Papst Urban VI. benutzen um das Königreich als ein erledigtes Lehen einzuziehen, starb aber (1389) darüber, und sein Nachfolger Bonifaz IX. erklärte sich für Ladislav und ließ ihn (1390) durch einen Legaten krönen. Louis II. von Anjou kam zwar (1390 Aug.) selbst nach Neapel, zeigte sich aber weniger eifrig als Ladislaus, der (1400) die Hauptstadt und den größten Theil des Lands erwarb; Louis kehrte nach Frankreich zurück. Die weiteren Versuche des Königs Ladislaus, seine Herrschaft auch auf andere Theile Italiens auszudehnen, hängen mit wichtigen auf kirchlichem Boden entsprossenen Erscheinungen innig zusammen.

XXVII. Die Zeiten der Concilien von Constanz und Basel.

Wenzel's Absetzung. Wahl Ruprecht's. Ruprecht's Zug nach Italien. Der Marbacher Bund. Gregor XII. und Benedikt XIII. Concilium zu Pisa. Wahl Alexander's V. Die päpstliche Dreifaltigkeit. Johann Huß. Auszug der Studenten aus Prag. Huß vor den Papst geladen. Ruprecht's Tod. Siegmund's Wahl. Johann XXIII. schreibt das Concil aus. Zustand der Kirche. Johann XXIII. eröffnet das Concil. Huß gefangen. Leben auf dem Concil. Der Papst Johann dankt ab. Flucht des Papstes. Siegmund hält das Concil aufrecht. Das Concil erklärt sich für höher als den Papst. Herzog Friedrich's Strafe. Johann's Absetzung. Hussitischer Prozeß. Das Abendmahl unter beiden Gestalten. Johann Huß verurtheilt und verbrannt. Gregor's XII. Entsagung. Siegmund's Reise zu Benedikt XIII. England. Heinrich IV. von Lancaster. Heinrich V. Parteiung zwischen Orleans und Burgund. Mord des Herzogs Louis von Orleans. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Schlacht von Azincourt. Siegmund sucht Frieden zu vermitteln. Hinrichtung des Hieronymus von Prag. Absetzung Benedikt's XIII. Weltliche Geschichten auf dem Concil. Der deutsche Orden und Polen. Schlacht von Tannenberg. Folgen des Krieges. Der Orden und Polen vor dem Concil. Streit über die Papstwahl vor oder nach der Reformation. Ludwig und Heinrich die Bayern. Wahl Martin's V. Reformation und Concordate. Weltliche Händel. Ausgang und Resultat des Concils. Hussitenkriege. Taboriten. Ziska. Verfolgung der Katholiken. Die vier Artikel der Prager. Innere Streitigkeiten der Böhmen. Siegmund des Throns verlustig. Adamiten und Pikarden. Unruhen in Prag. Der Litthauer Korybut. Die erste Reichsmatrikel. Deutsche Reichshändel. Fortgang des Hussitenkriegs. Reichszüge gegen die Hussiten. Concil zu Basel. Die Hussiten vor dem Concil. Die Compaktaten. Ausgang der Taboriten. Siegmund's Römerzug. Condottieri. Siegmund zum Kaiser gekrönt. Papst Eugen und das Basler Concil. Siegmund wieder in Basel. Siegmund als König in Böhmen anerkannt. Siegmund's Tod. Das Concil gegen den Papst. Eugen IV. abgesetzt und Felix V. gewählt. Wahl König Friedrich's III. Aeneas Sylvius. Der Streit über Toggenburg. Friedrich's Bund mit Zürich. Eröffnung des Krieges. Frankreich. Ermordung Herzogs Johann von Burgund. Tod der Könige Heinrich V. und Karl VI. Johanna d'Arc. König Karl VII. gekrönt. Friede zwischen Karl VII. und Herzog Philipp. Friedrich ruft die Armagnaken gegen die Eidgenossen. Schlacht an der Birs. Der Markgraf Albrecht gegen Nürnberg. Ende der Eidgenossenfehde. Aschaffenburger und Wiener Concordat. Ende des Basler Concils.

Diese Ruhe wurde nun durch die wichtigste Verhandlung in Anspruch genommen. Alles fing an aus seinen Fugen zu treten; die weltliche wie die geistliche Herrschaft des Reiches löste sich in Trümmer auf. Auch der König Wenzel wurde von einem Theile des

Reiches für abgeſetzt erklärt. Dazu hatte er allerdings durch ſeine eigenmächtige Erhebung Galeazzo Visconti's zum Herzog von Mailand, durch ſeine Schlaffheit in den Angelegenheiten, durch ſeine Treuloſigkeit mit welcher er in dem Städtekrieg gehandelt hatte, endlich durch ſeine gerade den Erwartungen der Reichsſtände entgegenlaufende Handlungsweiſe in der Sache der Kirchenſpaltung, großen Anlaß gegeben. An dem leidigen Zwiſt der Päpſte Benedikt XIII. und Bonifacius IX. hatte beſonders die Univerſität Paris großen Anſtoß genommen, ſie vertrat die geiſtige Oppoſition der damaligen Zeit, und von ihr war der Antrag auf eine von beiden Päpſten zugleich zu vollziehende ernſtliche Abdankung ausgegangen, ja ſie hatte zuletzt von Benedikt an den künftigen rechtmäßig erwählten Papſt appellirt. Da indeſſen keiner der beiden Päpſte zu dieſer Maaßregel zu bewegen war, ſo hatte man endlich auch den römiſchen König in die Sache gezogen, und dieſer war auf Antrieb ſeiner Univerſität Prag nach Rheims gegangen, um ſich hier mit dem franzöſiſchen König Karl VI. und ſeinen Oheimen zu beſprechen. Hier war beſchloſſen worden (1398 Sommer) daß beide Päpſte abdanken und hierauf die Cardinäle beider Parteien einen neuen Papſt erwählen ſollten. Daß Benedikt ſich geradezu weigerte dieſes zu thun, ihm dann von Frankreich förmlich der Gehorſam aufgekündigt und er zu Avignon belagert wurde (bis 14. April 1399) worauf er dann verſprach abzudanken wenn Bonifacius ein Gleiches thun würde, iſt ſchon angedeutet worden. Bonifacius hingegen antwortete auf die von Wenzel deßhalb an ihn ergangene Aufforderung gar nicht, dachte aber daran, wie er dem römiſchen König es durch ſeine Thronsentſetzung vergelten könne, ihn ſo im Stiche gelaſſen zu haben. Hierzu nun fand er bei den deutſchen Fürſten die bereitwilligſte Stimmung.

Bonifacius ſchrieb an die Kurfürſten, ſie ſollten den König zu einem Römerzug ermahnen, um die Kirche und die Rechte des Reichs in Italien zu vertheidigen. Darauf ſendeten ſie an den Papſt und meldeten ihm, ſie ſeyen geſonnen, den Wenzel abzuſetzen. Oeffentlich gab nun Bonifacius zwar keine Einwilligung, weil er wahrſcheinlich fürchtete, daß Ungarn und Polen, die damals eng mit Wenzel verbunden waren, ſich ihm entziehen und dem Papſt Benedikt unterwerfen möchten. Insgeheim aber mag er wohl die Kurfürſten ſeiner Beiſtimmung haben verſichern laſſen und ſo begannen ſie denn durch einen (1399 Sommer) zu Marburg geſchloſſenen Kurverein zwiſchen Mainz, Cöln, Pfalz, Sachſen ſich dahin zu verbinden, in allen Sa-

ſchaffte ſich dagegen durch Abtretung Treviſos (Mai 2.) den Herzog Leopold von Oeſterreich vom Hals, verwandte alle Kräfte auf den Seekrieg, und brachte durch Carlo Zeno die Genueſer wieder in großes Gedränge. So kam es (1381 Aug. 8—12.) durch Vermittlung des Grafen Amadeus von Savoyen zum Frieden, in welchem zwar der Herr von Padua der früher ihm auferlegten drückenden Bedingungen enthoben, Tenedos geräumt, und dem König von Ungarn ein Jahrgeld von 7000 Dukaten verſprochen wurde, aber Venedigs Ueberlegenheit zur See entſchieden und die Ariſtokratie völlig geſichert war. Der außerordentlich blühende Handel führte die Reichthümer Aſiens und Afrikas in die Schatzkammern Venedigs, welches von ſeinen Lagunen aus über den morgenländiſchen und mitteleuropäiſchen Handel herrſchte und die ſüddeutſchen Städte, beſonders Augsburg und Nürnberg, in enge Verbindung mit ſich zog. Außer dem Handel war aber auch Gewerbfleiß und Kunſt im Aufſchwung, Seidenwebereien und Glasfabriken wurden mit beſonderer Geſchicklichkeit betrieben, und prächtige Gebäude zeigten den Reichthum und den gebildeten Geſchmack der Bürger. Die auf dem Feſtland verlorene Treviſaner Mark wurde mit andern Theilen des paduaniſchen Gebiets (1388) wieder gewonnen und durch den gänzlichen Sturz der Carrara der Landbeſitz der Terra firma hergeſtellt. Die frühere Nebenbuhlerin Genua war damals gänzlich (1396—1409) unter franzöſiſche Oberherrſchaft vertragsmäßig gerathen. Florenz aber hatte nach dem Untergang ſeines Adels unter den Zünften ſelbſt zwei Parteien, der Reichen und der Armen, entſtehen ſehen, die einander eben ſo feindlich entgegenſtanden, als früher der Kriegsadel und die Zünfte, wodurch zwar fortwährend der Staat von Revolutionen erſchüttert wurde, jedoch durch die muſterhafte Kriegsverfaſſung und geordnete Finanzverwaltung ſein äußeres Anſehen erhielt, und ſich den von Mailand im Norden, von Rom und Neapel im Süden drohenden Gefahren durch Glück und Klugheit immer entzog. Als (1406) Piſa erobert wurde, war nur noch Siena und Lucca unabhängig, alle andere toscaniſche Städte erkannten die Obergewalt von Florenz an. Hier war die Familie Medici, von denen Salveſtro ſchon 1378 großes Anſehen beſaß, in ſteigender Macht, ſein Enkel Giovanni (ſt. 1428), der uneigennützigſte und redlichſte Bürger, ſetzte durch, daß (1427) der Steuerfuß nach dem Vermögen feſtgeſetzt wurde, und gewann auf alle Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt ſtillen aber ſichern Einfluß. Seine Söhne Coſimo und Giovanni erbten ſeine Macht.

wurde, als sie in dem König vorher einige Hülfe gefunden hatte, jetzt sich aber, wenn die Güter ihrer Kaufleute von den adeligen Plackern auf den Straßen niedergeworfen wurden, umsonst an den Burggrafen Friedrich, den Hauptmann eines erst vor ein paar Jahren geschlossenen Landfriedens, wendete, er möge fester auf Ordnung sehen und die Befehder nicht also ungestraft hindurch wischen lassen! Doch war diese Stadt immer noch dem König anhänglich, und von hier aus unterhandelten die königlichen Abgesandten mit den in Frankfurt Versammelten, theils sie zu bewegen keine Neuerungen und Bündnisse gegen den König zu machen, und auf einen Tag nach Nürnberg wohin auch der König kommen wolle einzugehen, theils sie einzeln zur Treue gegen Wenzel zu ermahnen.

Aber den Fürsten war eine Aussöhnung mit Wenzel weder gelegen noch möglich; selbst eine Zusammenkunft mit den königlichen Gesandten war, da man deutlich die dem König wohlwollende Stimmung der Städte erkennen konnte, nicht zu wünschen; sie ertheilten diesen Anfragen daher eine solche Antwort, daß man sehen konnte, es sey ihnen um eine Zusammenkunft gar nicht zu thun, so daß sich die Unterhandlungen zerschlugen und das Jahr darüber zu Ende ging. Daß Wenzel schon für so gut als abgesetzt angesehen wurde, geht aus den im folgenden Jahr (1400 Febr. 1.) zu Frankfurt erneuten Bündnissen der übrigen Fürsten mit den Kurfürsten hervor, in welchen ausdrücklich von der Wahl eines künftigen römischen Königs geredet und der dem künftigen König zu leistende Beistand verheißen wird, wenn derselbe aus dem Geschlechte von Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, der Burggrafen von Nürnberg, oder der Grafen von Würtemberg seyn würde. Aber man konnte sich noch nicht über eine bestimmte Person vereinigen. Am meisten ragte Herzog Friedrich von Braunschweig, ein milder aber kräftiger Herr, unter den Fürsten hervor, der seitdem er den übermüthigen Adel bei Goslar (1393) geschlagen hatte, weithin geachtet, Feldhauptmann und Schirmvogt von Erfurt, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, dem Stifte Hildesheim, und der Altmark geworden war. Auf ihn richtete Kurfürst Rudolf von Sachsen, sein Schwager, sein Absehen. Aber der Erzbischof Johann von Mainz, ein Graf von Nassau, hatte schon vorher dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz sich so verpflichtet, daß dadurch jede andere Absicht gehindert wurde. Indessen luden die fünf Kurfürsten unter andern Reichsständen auch den Herzog Friedrich zu einem neuen Tag nach Frankfurt (Ende Mai) ein, wo solche

XXVII. Die Zeiten der Concilien von Constanz und Basel.

Wenzel's Absetzung. Wahl Ruprecht's. Ruprecht's Zug nach Italien. Der Marbacher Bund. Gregor XII. und Benedikt XIII. Concilium zu Pisa. Wahl Alexander's V. Die päpstliche Dreifaltigkeit. Johann Hus. Auszug der Studenten aus Prag. Huß vor den Papst geladen. Ruprecht's Tod. Siegmund's Wahl. Johann XXIII. schreibt das Concil aus. Zustand der Kirche. Johann XXIII. eröffnet das Concil. Huß gefangen. Leben auf dem Concil. Der Papst Johann dankt ab. Flucht des Papstes. Siegmund hält das Concil aufrecht. Das Concil erklärt sich für höher als den Papst. Herzog Friedrich's Strafe. Johann's Absetzung. Hussitischer Prozeß. Das Abendmahl unter beiden Gestalten. Johann Huß verurtheilt und verbrannt. Gregor's XII. Entsagung. Siegmund's Reise zu Benedikt XIII. England. Heinrich IV. von Lancaster. Heinrich V. Parteiung zwischen Orleans und Burgund. Mord des Herzogs Louis von Orleans. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Schlacht von Azincourt. Siegmund sucht Frieden zu vermitteln. Hinrichtung des Hieronymus von Prag. Absetzung Benedikt's XIII. Weltliche Geschichten auf dem Concil. Der deutsche Orden und Polen. Schlacht von Tannenberg. Folgen des Krieges. Der Orden und Polen vor dem Concil. Streit über die Papstwahl vor oder nach der Reformation. Ludwig und Heinrich die Bayern. Wahl Martin's V. Reformation und Concordate. Weltliche Händel. Ausgang und Resultat des Concils. Hussitenkriege. Taboriten. Ziska. Verfolgung der Katholiken. Die vier Artikel der Prager. Innere Streitigkeiten der Böhmen. Siegmund des Throns verlustig. Adamiten und Pikarden. Unruhen in Prag. Der Litthauer Korybut. Die erste Reichsmatrikel. Deutsche Reichshändel. Fortgang des Hussitenkriegs. Reichszüge gegen die Hussiten. Concil zu Basel. Die Hussiten vor dem Concil. Die Compaktaten. Ausgang der Taboriten. Siegmund's Römerzug. Condottieri. Siegmund zum Kaiser gekrönt. Papst Eugen und das Basler Concil. Siegmund wieder in Basel. Siegmund als König in Böhmen anerkannt. Siegmund's Tod. Das Concil gegen den Papst. Eugen IV. abgesetzt und Felix V. gewählt. Wahl König Friedrich's III. Aeneas Sylvius. Der Streit über Toggenburg. Friedrich's Bund mit Zürich. Eröffnung des Kriegs. Frankreich. Ermordung Herzogs Johann von Burgund. Tod der Könige Heinrich V. und Karl VI. Johanna d'Arc. König Karl VII. gekrönt. Friede zwischen Karl VII. und Herzog Philipp. Friedrich ruft die Armagnaken gegen die Eidgenossen. Schlacht an der Birs. Der Markgraf Albrecht gegen Nürnberg. Ende der Eidgenossenfehde. Aschaffenburger und Wiener Concordat. Ende des Basler Concils.

Diese Ruhe wurde nun durch die wichtigste Verhandlung in Anspruch genommen. Alles fing an aus seinen Fugen zu treten; die weltliche wie die geistliche Herrschaft des Reiches löste sich in Trümmer auf. Auch der König Wenzel wurde von einem Theile des

den, Graf Siegmund von Anhalt entrann mit genauer Noth. Es ist höchst wahrscheinlich, daß entweder der Mainzer Erzbischof oder vielleicht sogar Wenzel sich auf diese Weise eines unbequemen Mannes hat entledigen wollen; Wenzel jedoch würde damit sich nur wenig geholfen haben; der Hauptverdacht bleibt auf dem Erzbischof haften, obgleich die Mörder seine Unschuld schriftlich bescheinigten und andere Ursachen für ihre That angegeben wurden. Auch ging, obwohl zwischen Braunschweig und Mainz nun eine mehrjährige Fehde ausbrach, der Plan des Mainzer Bischofs unverrückt seinen Gang.

Denn die Städte, ohnedieß mit dem Vorhaben nicht ganz einverstanden und bei dieser von den Fürsten allein betriebenen Sache für ihre Freiheiten mit Recht besorgt, hatten sich allerdings mit Rückhaltung erklärt, und der Mord Herzog Friedrich's bot Hoffnung, die Sache möchte sich noch länger hinausziehen, auch hatte Wenzel ihnen für dieses Benehmen gedankt und versprochen, selbst ins Reich zu kommen, aber diese Erwartungen und Versprechungen waren nicht erfüllt worden. Vielmehr kamen am bestimmten Termin (11. Aug.) die Fürsten zu Lahnstein zusammen, und die drei geistlichen Kurfürsten trugen dem Pfalzgrafen die Krone an, der sie nach langem Bitten endlich eventuell annahm, und noch vor seiner Wahl versprach, die Privilegien der Erzbisthümer Mainz, Trier, und Cöln zu bestätigen, sich der Kirche anzunehmen, die Erhebung der Visconti zum Herzog von Mailand zu wiederrufen, ein Gleiches mit Brabant zu thun, alle am Rhein den kurfürstlichen Rechten zuwiderlaufende Zölle zu widerrufen, und die Kurfürsten mit ihren Ländern und Unterthanen in seinen besondern Schutz zu nehmen. Dann erst schritten sie (20. Aug.) zu Wenzel's förmlicher Absetzung, die, weil er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, das Reich durch die Erhöhung des Visconti zum Herzog geschmälert, weil er viele Städte und Länder des Reichs demselben entfremdet, weil er um Geld offene mit seiner Unterschrift versehene Briefe ausgegeben, weil er die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht gehandhabt, weil er grausam und tyrannisch regiert und viele unschuldige Leute habe hinrichten lassen, vom Erzbischof Johann ausgesprochen und er als ein Versäumer, Entgliederer und Unwürdiger des heiligen Reichs seiner Würde entsetzt und Jedermann aufgefordert wurde ihm als römischen König keine Pflicht mehr zu leisten. Die wenigsten dieser Gründe waren stichhaltig, der Schein jedoch war stark gegen Wenzel, und der Privateigennutz des

Mainzer Erzbischofs hatte recht gut gewußt, der Sache einen plausibeln Anstrich zu geben. Am Tag nach der Absetzung wurde nun Ruprecht von der Pfalz (21. Aug.) auf dem Königsstuhl bei Rense gewählt und das übrige Reich von dieser Wahl benachrichtigt. Ruprecht wurde von Frankfurt, nachdem er sechs Wochen und drei Tage vor den Mauern hatte warten müssen, in die Stadt (26. Okt.) eingelassen, empfing die Huldigung, und da Aachen sich weigerte ihn einzulassen, so ließ er (1401 Jan. 6.) sich zu Cöln vom dasigen Erzbischof krönen, versicherte sich dann auch der bisher dem König Wenzel treu gebliebenen Stadt Nürnberg durch zuvorkommende Bestätigung ihrer Privilegien, und traf durch angeknüpfte Verbindungen mit Frankreich, England, und Aragon die Vorbereitung zu einem Zug nach Italien.

Aber der italienische Zug, mag man ihn nun als Zug gegen Mailand oder als Römerfahrt betrachten, hatte den traurigsten Ausgang. Dem Schreiben Ruprecht's an den Visconti, worin er diesen nur als Grafen von Virtu behandelte und zur Herausgabe der Güter des Reichs aufforderte, setzte dieser ein anderes entgegen, worin er den römischen König Ruprecht für einen Usurpator und Feind des rechtmäßigen Königs Wenzel erklärte, dem er Gewalt entgegensetzen würde. Und als endlich Ruprecht mit einem ziemlichen Kriegsheer über die Alpen von Tyrol gegangen und in Italien eingerückt war, erlitt er (1401 Okt. 21.) in einem Treffen bei Brescia eine Niederlage, nach der sich Leopold von Oesterreich und der Kurfürst von Cöln unzufrieden von Ruprecht schieden und nach Deutschland zurückkehrten. Der König selbst blieb in Italien, versuchte von Trident aus, wohin er sich nach der Niederlage zurückgezogen hatte, einen zweiten Zug, auf dem er bis nach Padua kam, aber wegen Geldmangel seine Rückkehr (1402 Frühling) nach Deutschland antreten mußte, ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben.

Wie aber diese Erwartung der Fürsten ganz getäuscht worden war, so erwies sich die ganze Regierung Ruprecht's als die allerbeste Rechtfertigung für die der Unthätigkeit Wenzel's gemachten Vorwürfe. Weder Einheit der Kirche, noch Ordnung im Reiche, noch Wiedervereinigung getrennter Landschaften mit dem Reiche war Ruprecht zu bewirken im Stande. Nicht daß es ihm an gutem Willen und rechter Einsicht gefehlt hätte, aber die Gewalt der Fürsten stand trotzend und übermüthig der seinigen entgegen. Da schloß sogar der Erzbischof von Mainz mit dem Markgrafen Bernhard von Ba-

den, den Grafen Eberhard von Würtemberg, den Städten Straßburg, Ulm, Reutlingen und anderen, ein Bündniß (1405 Sept. 14.) zu Marbach, welches zwar nur die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und wechselseitige Hülfe gegen alle ihre Feinde in sich schloß, aber selbst den römischen König nur insofern ausnahm, als er keinen von den Verbündeten an seinen Rechten und Freiheiten antasten würde. Ruprecht nahm sich daher vor dieses Bündniß zu trennen und schrieb einen Reichstag nach Mainz aus, der endlich auch wirklich (1406 Jan.) zu Stande kam. Da nun Ruprecht auf diesem vortrug, daß das Gerücht, er schmälere die Fürsten, Herren, und Städte an ihren Gnaden und Freiheiten, ungegründet und er gerne bereit sey, Klagen die deßhalb entständen zu berücksichtigen, dagegen aber verlange er, daß der ohne seine Erlaubniß geschlossene Bund, der ihm gegen ihn und das Reich zu seyn dünke, wieder aufgehoben werde, so kam es, da die marbachischen Bundesverwandten vielmehr um Bestätigung des Bundes nachsuchten, zu einer vom Erzbischof Johann erhobenen umständlichen Klage, an welche Baden, Würtemberg, und Straßburg sich anschlossen. Aber die Gegenstände derselben betrafen nicht das Reich im Allgemeinen, sondern nur das Interesse dieser einzelnen Fürsten, waren auch wohl nicht gehörig begründet, so daß also Ruprecht mit leichter Mühe sich dagegen verantwortete und sich erbot die Entscheidung einem Austrage zu überlassen, aber das Bündniß müsse aufgehoben werden. Weil aber die Verbündeten nicht darauf eingehen wollten, so zerschlug sich der ganze Handel. Ruprecht war nicht im Stande das Bündniß zu trennen, und die königliche Gewalt war tiefer als je heruntergedrückt. Ließ es sich doch sogar ein einzelner Ritter-Ulrich von Bergheim einfallen, weil ihm früher der König sein Schloß Hudelgesesse weggenommen und zerstört hatte, ihm einen Fehdebrief zuzuschicken! Zwar gelang es dem König, seine besonderen Zwistigkeiten mit den einzelnen Bundesgliedern sämmtlich gütlich beizulegen, aber der Bund blieb bestehen, und es lag eine große Wahrheit am Tage, daß die königliche Würde allein den Nimbus, der sie früher umstrahlt hatte, nicht mehr besaß, daß ein Fürst von mäßigen Kräften wie Ruprecht, der von der getheilten Pfalz nur einen kleinen Theil besaß, nicht mehr im Stande war, den Thron des Reichs mit Ehren einzunehmen, daß ein mächtiger Fürst, der dem guten Willen auch gewaltigen Nachdruck geben konnte, zum König gewählt werden mußte. Ruprecht's Regierung war daher nur eine Gegenregierung, Wenzel führte noch

Mainzer Erzbischofs hatte recht gut gewußt, der Sache einen plausibeln Anstrich zu geben. Am Tag nach der Absetzung wurde nun Ruprecht von der Pfalz (21. Aug.) auf dem Königsstuhl bei Rense gewählt und das übrige Reich von dieser Wahl benachrichtigt. Ruprecht wurde von Frankfurt, nachdem er sechs Wochen und drei Tage vor den Mauern hatte warten müssen, in die Stadt (26. Okt.) eingelassen, empfing die Huldigung, und da Aachen sich weigerte ihn einzulassen, so ließ er (1401 Jan. 6.) sich zu Cöln vom dasigen Erzbischof krönen, versicherte sich dann auch der bisher dem König Wenzel treu gebliebenen Stadt Nürnberg durch zuvorkommende Bestätigung ihrer Privilegien, und traf durch angeknüpfte Verbindungen mit Frankreich, England, und Aragon die Vorbereitung zu einem Zug nach Italien.

Aber der italienische Zug, mag man ihn nun als Zug gegen Mailand oder als Römerfahrt betrachten, hatte den traurigsten Ausgang. Dem Schreiben Ruprecht's an den Visconti, worin er diesen nur als Grafen von Virtu behandelte und zur Herausgabe der Güter des Reichs aufforderte, setzte dieser ein anderes entgegen, worin er den römischen König Ruprecht für einen Usurpator und Feind des rechtmäßigen Königs Wenzel erklärte, dem er Gewalt entgegensetzen würde. Und als endlich Ruprecht mit einem ziemlichen Kriegsheer über die Alpen von Tyrol gegangen und in Italien eingerückt war, erlitt er (1401 Okt. 21.) in einem Treffen bei Brescia eine Niederlage, nach der sich Leopold von Oesterreich und der Kurfürst von Cöln unzufrieden von Ruprecht schieden und nach Deutschland zurückkehrten. Der König selbst blieb in Italien, versuchte von Trident aus, wohin er sich nach der Niederlage zurückgezogen hatte, einen zweiten Zug, auf dem er bis nach Padua kam, aber wegen Geldmangel seine Rückkehr (1402 Frühling) nach Deutschland antreten mußte, ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben.

Wie aber diese Erwartung der Fürsten ganz getäuscht worden war, so erwies sich die ganze Regierung Ruprecht's als die allerbeste Rechtfertigung für die der Unthätigkeit Wenzel's gemachten Vorwürfe. Weder Einheit der Kirche, noch Ordnung im Reiche, noch Wiedervereinigung getrennter Landschaften mit dem Reiche war Ruprecht zu bewirken im Stande. Nicht daß es ihm an gutem Willen und rechter Einsicht gefehlt hätte, aber die Gewalt der Fürsten stand trotzend und übermüthig der seinigen entgegen. Da schloß sogar der Erzbischof von Mainz mit dem Markgrafen Bernhard von Ba-

dia, einen Minoriten, der ſich von der Stellung eines elternloſen Bettlerknaben zu einem Fürſten der Kirche erhoben hatte, einen ſiebzigjährigen Greis, einen gelehrten, ſanftmüthigen, und freigebigen, aber ſchwachen und kraftloſen Mann, zum Papſt, der den Namen Alexander V. annahm. Er beſtätigte ſofort die bisherigen Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung, vereinigte die beiden bisher getheilten Kardinalskollegien, vernichtete die von den beiden Afterpäpſten bis zu einem gewiſſen Termin erlaſſenen Verordnungen, entſagte dem Spolienrechte, beſtätigte hingegen einige von Gregor nicht um die Spaltung zu vermehren eingeſetzten Kirchenbeamten, erklärte aber (7. Aug.) in der dreiundzwanzigſten und letzten Sitzung, daß zwar ſeine Abſicht wäre die Kirche zu reformiren, daß aber wegen der bereits erfolgten Abreiſe mehrerer Prälaten die weitere Reformation auf das nächſte in drei Jahren zu haltende Concil verſchoben werden müſſe und das Concil zu Piſa hiemit aufgehoben ſey.

So groß auch der allgemeine Jubel über die neue Papſtwahl war, ſo zeigte ſich doch bald, daß Ruprecht's Vorherſagung, es werde weit eher eine Dreifaltigkeit und viel größere Schande und Entzweiung in der Chriſtenheit entſtehen, als vorher geweſen ſey, wirklich in Erfüllung ging. Denn mit der Wahl des neuen Papſtes waren die beiden andern weder ihrer Anſprüche noch ihrer Anhänger verluſtig gegangen; Schottland, Aragon, und ein Theil Südfrankreichs hielt es noch mit Benedikt, Gregor hatte noch den deutſch-römiſchen König und einige Fürſtenthümer des Reiches zu Anhängern, ſöhnte ſich auch mit dem Neapolitaner Ladislaus, der ihn aus Rom vertrieben hatte, aus, und fand in Gaeta Zuflucht. Das Verfahren Alexander's, der den franzöſiſchen Prätendenten Louis von Anjou mit Neapel belehnte, reizte den Ladislaus natürlich zum Widerſtand, und da nach dem Tode Alexander's (1410 Jan.) der ſchon vorher allesvermögende Cardinal Baltaſar Coſſa gewählt wurde, und den Namen Johann XXIII. annahm, ein Mann der alle Untugenden des weltlichen Lebens mit der Gewandtheit eines italieniſchen Prieſters verband, ſo wurden die Verhältniſſe Italiens und der Kirche überhaupt immer verwickelter. Das Piſaner Concil hatte den Knoten nicht gelöst ſondern nur noch ärger verwirrt; ſtatt zwei Päpſte hatte man jetzt deren drei, und gerade gegen den — ſo zu ſagen — legitimſten waren die meiſten von ſeinem Leben und Charakter hergenommenen Einwendungen laut geworden, und die allgemeine ſchon auf dem Piſaner Concil vernommene Stimme nach einer

immer von Böhmen aus den Titel eines römischen Königs und in den nördlichen und östlichen Theilen des Reichs galt wenn überhaupt eine Autorität die des Böhmenkönigs. Da konnte auch (1408) das Vehmgericht mit Behauptungen seiner alten Rechte und Freiheiten recht zuversichtlich auftreten.

Ließ sich also im Reiche die Sache fast eben so schlimm an als in der Kirche, so war in dieser das Bedürfniß einer Abhülfe noch dringender, besonders seitdem an des römischen Papstes Innocenz VII. (1404—1406) Stelle der Venetianer Angelo Corraro (1406 Nov. 30.) gewählt worden war, der den Namen Gregor XII. angenommen hatte. Er hatte sich gleich den andern Cardinälen vorher eidlich verpflichtet, wenn er gewählt würde, das Pontifikat niederzulegen, wenn es auch sein Gegenpapst thun würde, und dann gemeinschaftlich mit den andern einen rechtmäßigen Papst zu erwählen. Auch noch nach derselben hatte er dieß Versprechen wiederholt, und es kam wirklich zu einer Verabredung zwischen ihm und Benedikt, um in Savona sich gemeinschaftlich über die zum Wohl der Kirche zu nehmenden Maaßregeln zu besprechen. Mit diesem Plane einer Zusammenkunft war aber Ladislaus von Neapel nicht zufrieden, weil er fürchtete, es möchte daselbst vielleicht auch sein französischer Gegner Louis von Anjou begünstigt werden, und er ließ daher die vertriebenen Colonna's (1407 Juni 17.) nach Rom zurückkehren, wodurch geängstigt der Papst sich in die Engelsburg flüchtete. Nun jagte zwar der päpstliche Feldherr, Paul Orsini, die Feinde wieder hinaus, Gregor gab aber dennoch vor, es sey in Savona nicht sicher, und suchte Ausflüchte. Die römischen Verhältnisse nöthigten ihn zwar sich von Rom zu entfernen, erst nach Viterbo, dann nach Siena, aber nun weigerte er sich geradezu, nach Savona zu kommen. Endlich wurde für ihn Petra Santa im Lucchesischen, für Benedikt aber Porto Venere beliebt. So verstrich das ganze Jahr. Da begab sich Gregor nach Lucca (1408 Jan. 28.) und unterhandelte nun von hier mit seinem zu Sarzana befindlichen Gegner, jeder den von dem andern vorgeschlagenen Ort der Zusammenkunft verwerfend und die ganze Welt fortwährend täuschend. Unterdessen zerfiel Benedikt mit Frankreich gänzlich, das Parlament und die Sorbonne kündigten ihm den Gehorsam auf, und König Ladislaus von Neapel bemächtigte sich Roms und anderer Städte des Kirchenstaats, nahm den Gregor in seinen Schutz, und zerriß so alle Hoffnung zu einer Ausgleichung. Gregor glaubte sich nun so sicher, daß er sogar gegen den Willen der alten

dechanten von Merſeburg und Naumburg geſtellt, in vier Nationen, Meißen, Sachſen, Bayern, und Polen, getheilt, und mit reichen Einkünften verſehen. Auch andere Univerſitäten, Ingolſtadt, Erfurt, Roſtock, Krakau, erhielten durch dieſe Auswanderung neuen Zugang.

Huß wurde nun zwar durch die böhmiſche Stimmenmehrheit zum Rektor der Univerſität gewählt, aber ſeine neue Lehre dadurch nicht vor den Angriffen der Kirche geſchützt. Als der Erzbiſchof ihn bei dem Papſte verklagte, ſprach Alexander V. das Verdammungsurtheil über ihn, wodurch ihm das Predigen in Nebenkirchen und Capellen unterſagt wurde, und Sbinko ließ dann (1410 Juli 16.) alle Schriften Wycliffe's, deren er noch habhaft werden konnte, verbrennen. Nun berief ſich Huß von dem übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Papſt und vertheidigte Wycliffe's Schriften in einer academiſchen Rede. Indeſſen war Johann XXIII. gewählt worden, der ihn ebenfalls vor ſein Gericht lud. Allein der König und ſeine Gemahlin, die Univerſität und der Adel verwandten ſich für ihn und erlangten noch eine zweite Unterſuchung. Der Erzbiſchof nahm, geſchreckt durch die Erklärung der Univerſität, ſie willige nicht in die Verdammung von Wycliffe's Schriften, und durch die öffentliche ſich für Huß ausſprechende Stimme, ſeine Klage (1411) zurück, und die Sache ſchien zu beruhen. Da kam aber die Bulle, wodurch Papſt Johann zum Kreuzzug gegen Ladislav von Neapel, das heißt zum Ablaßkaufe einlud, nach Prag, und Huß, der ſich ſchon früher (1403) gegen den Ablaßhandel ausgeſprochen hatte, that es auch diesmals und disputirte (1412 Juni) öffentlich gegen den Ablaß, und ſein Freund Hieronymus Faulfiſch von Prag verbrannte eine Bulle auf dem neuſtädter Markte. Nun verdammte der Papſt die Schriften Wycliffe's abermals, belegte Huß mit dem Banne, und alle Orte, wo er ſich aufhalten möchte, mit dem Interdikt. Huß appellirte von dem Papſte an Chriſtus ſelbſt, vertheidigte ſich in der Schrift von der Kirche, und begab ſich von Prag nach ſeinem Geburtsort Huſſinecz unter den Schutz ſeines Gutsherrn. Da indeſſen die Kirchenverſammlung zu Conſtanz ausgeſchrieben wurde, ſo wurde auch er dahin vorgeladen und hatte nicht nur kein Bedenken dort zu erſcheinen, da ihn ſelbſt der päpſtliche Inquiſitor in Böhmen für rechtgläubig erklärte, und der neue römiſche König Siegmund ihm (1414 Oct. 18.) einen Geleitsbrief ausſtellte, ſondern er wartete auch mit Zuverſicht auf den Ausſpruch einer Verſamm-

und Titularkönig Louis von Sicilien, von Heinrich IV. von England; man nahm in den ersten Sitzungen nichts vor als die Vorladung und da sie nicht erschienen ihre Verurtheilung in contumaciam. Allmählig stieg die Anzahl der Versammlung, so daß man zuletzt zwei und zwanzig Cardinäle, vier Patriarchen, zwölf Erzbischöffe, achtzig Bischöffe, sieben und achtzig Aebte, die Gesandten von mehr als zwanzig Höfen, die Abgeordneten von fünfzehn Universitäten, mehr als dreihundert Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechtes, eben soviele Bevollmächtigte abwesender Bischöffe und Aebte, und Deputirte von mehr als hundert Domkapiteln zählte, welche alle mit dem größten Eifer die Aufhebung der kirchlichen Spaltung und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betrieben. Indessen obgleich der Cardinalbischof von Cambray Peter d'Ailly und sein Schüler der Kanzler von Paris Johann Gerson sich auf das kräftigste für eine Reformation aussprachen und auch in einer der ersten Sitzungen versprochen wurde, daß der zu erwählende Papst die Versammlung erst nach vorgenommener Reformation der Kirche sollte auflösen dürfen, so wurde doch die Herstellung der kirchlichen Einheit für das Unerläßliche gehalten. König Ruprecht hatte in der vierten Sitzung am 15. April durch seinen Abgeordneten den Bischof von Verden die Rechte Gregor's vertheidigen lassen, mußte aber dagegen erfahren, daß man ihn nicht einmal als römischen König anerkannte, sondern vielmehr den abgesetzten Wenzel als solchen, und dessen Abgeordnete zuließ, so daß Ruprechts Abgeordnete, nachdem sie eine Protestation dagegen eingelegt hatten, sich unverrichteter Sache wieder von Pisa entfernten. Auch Karl Malatesta hatte sich für Gregor verwendet, so wie auch der König Martin von Aragon die Rechte Benedikt's vertheidigen ließ. Aber beide wurden zurückgewiesen, ja die aragonesischen Gesandten liefen Gefahr von dem Pöbel gesteinigt zu werden, und entfernten sich heimlich aus der Stadt. Der Prozeß ging daher unaufgehalten seinen Gang und in der fünfzehnten Sitzung (5. Juni) wurde über Gregor und Benedikt, als über Schismatiker, Häretiker, und Meineidige, das Endurtheil der Absetzung ausgesprochen. Hierauf unterzeichneten die Kardinäle eine Akte, worin sie versprachen, daß der unter ihnen, den die Wahl treffen werde, nicht eher das Concil entlassen dürfe, als bis er eine genügende Reformation der Kirche an Haupt und an Gliedern vorgenommen hätte. Dann bezogen sie das Conclave (15. Juni) und erwählten den Cardinal von Mailand, Peter Philaret von Can-

dia, einen Minoriten, der sich von der Stellung eines elternlosen Bettlerknaben zu einem Fürsten der Kirche erhoben hatte, einen siebzigjährigen Greis, einen gelehrten, sanftmüthigen, und freigebigen, aber schwachen und kraftlosen Mann, zum Papst, der den Namen Alexander V. annahm. Er bestätigte sofort die bisherigen Beschlüsse der Kirchenversammlung, vereinigte die beiden bisher getheilten Kardinalskollegien, vernichtete die von den beiden Afterpäpsten bis zu einem gewissen Termin erlassenen Verordnungen, entsagte dem Spolienrechte, bestätigte hingegen einige von Gregor nicht um die Spaltung zu vermehren eingesetzten Kirchenbeamten, erklärte aber (7. Aug.) in der dreiundzwanzigsten und letzten Sitzung, daß zwar seine Absicht wäre die Kirche zu reformiren, daß aber wegen der bereits erfolgten Abreise mehrerer Prälaten die weitere Reformation auf das nächste in drei Jahren zu haltende Concil verschoben werden müsse und das Concil zu Pisa hiemit aufgehoben sey.

So groß auch der allgemeine Jubel über die neue Papstwahl war, so zeigte sich doch bald, daß Ruprecht's Vorhersagung, es werde weit eher eine Dreifaltigkeit und viel größere Schande und Entzweiung in der Christenheit entstehen, als vorher gewesen sey, wirklich in Erfüllung ging. Denn mit der Wahl des neuen Papstes waren die beiden andern weder ihrer Ansprüche noch ihrer Anhänger verlustig gegangen; Schottland, Aragon, und ein Theil Südfrankreichs hielt es noch mit Benedikt, Gregor hatte noch den deutsch-römischen König und einige Fürstenthümer des Reiches zu Anhängern, söhnte sich auch mit dem Neapolitaner Ladislaus, der ihn aus Rom vertrieben hatte, aus, und fand in Gaeta Zuflucht. Das Verfahren Alexander's, der den französischen Prätendenten Louis von Anjou mit Neapel belehnte, reizte den Ladislaus natürlich zum Widerstand, und da nach dem Tode Alexander's (1410 Jan.) der schon vorher allesvermögende Cardinal Balthasar Cossa gewählt wurde, und den Namen Johann XXIII. annahm, ein Mann der alle Untugenden des weltlichen Lebens mit der Gewandtheit eines italienischen Priesters verband, so wurden die Verhältnisse Italiens und der Kirche überhaupt immer verwickelter. Das Pisaner Concil hatte den Knoten nicht gelöst sondern nur noch ärger verwirrt, statt zwei Päpste hatte man jetzt deren drei, und gerade gegen den — so zu sagen — legitimsten waren die meisten von seinem Leben und Charakter hergenommenen Einwendungen laut geworden, und die allgemeine schon auf dem Pisaner Concil vernommene Stimme nach einer

freiung von Vorschriften des kanonischen Rechts, besonders in Ehesachen), Annaten (Einkünfte des ersten Jahrs, die der Neugewählte an Rom abgeben mußte), das Spolienrecht (Einziehung der Hinterlassenschaft der hohen Geistlichkeit), Exemtionen, Ablässe, Indulgenzen, wurden in diesem Zeitraum theils erfunden theils weiter ausgebildet, um ungeheure Summen zu erpressen. Der ganze Bau der Hierarchie war allmählig auf lauter weltlichen Mitteln, auf Habsucht und Betrug, aufgeführt worden, und die Besseren unter der Geistlichkeit, die ihrem wahren ursprünglichen Zweck treu geblieben waren, sprachen sich mit lauter kräftiger Stimme für eine Verbesserung dieses eben so lästigen als der Sittlichkeit nachtheiligen Zustandes aus. Am lautesten hatte sich die Pariser Universität gegen dieses Unwesen erhoben. Die Schrift vom Untergang der Kirche, welche den gelehrten Nicolaus von Clemangis, Kanonikus von Bayeux, Professor der Theologie zu Paris und eine Zeitlang Geheimschreiber Benedikts XIII., zum Verfasser hat, schildert das gewissenlose Verfahren der Bischöffe, die, um sich für ihre eigene große Ausgabe schadlos zu halten, auf alle Weise, theils durch Bestechlichkeit und erkaufte Nachsicht gegen die ihnen untergebenen Geistlichen, theils durch Geldbußen, die sie bei armen und unwissenden Leuten über erdichtete Sünden verhängen, Geld zu erpressen suchen, — ferner das ganz ungeistliche Leben der hohen und der niedern Geistlichen, die diesen Stand nur aus Neigung zum Müssiggang und zur Liederlichkeit erwählen und in demselben alles Andere nur keine geistlichen Geschäfte treiben, mit den bestimmtesten Ausdrücken. Daß die Kirche aber so gesunken und auch die mit ihr zusammenhängende Gewalt des Reiches so heruntergekommen sey, das, erklärte Johann Gerson, Kanzler der Pariser Universität, sey die Schuld des Papstes; der Kaiser müsse sorgen, daß diesem Zustande ein Ende gemacht und auf einem Concil die Herstellung der Ordnung erwogen werde. Franzosen und Deutsche, beide durch ihre Nachbarschaft am meisten bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge betheiligt und seiner Unannehmlichkeiten kundig, sprachen sich auf gleiche Weise aus, und auch die andern Nationen stimmten ihnen bei. Ueber den Verfall der Zucht herrschte nur Eine Stimme, auch waren die Päpste selbst nicht abgeneigt, auf diese Forderungen einzugehen und einige Uebelstände zu ändern. Konnte man aber in der Spaltung selbst, in der schlaffgewordenen Disciplin, in den übermäßigen Erpressungen, eine billige Aenderung erwarten, wiewohl auch hier nicht alles erfolgte was gerecht

und paſſend war, ſo hatte ſich mit den Beſchwerden über dieſe Uebel zugleich eine Unterſuchung hiſtoriſcher und philoſophiſcher Art verknüpft, welche auch einzelne Lehren der Kirche, die an und für ſich dem Laien gleichgültig ſeyn konnten, aber durch ihre praktiſche Anwendung und zuweilen ihren Mißbrauch Anſtoß gaben, anzugreifen verſuchte. Solche Angriffe waren die Lehren Wycliffe's geweſen, ſolche waren jetzt die Lehren des Johann Huß. Sie liefen hauptſächlich darauf hinaus: das Abendmahl ſey nur ein Sinnbild des Leibes Jeſu; die römiſche Kirche ſey um nichts mehr das Haupt der allgemeinen Kirche als jede andere; St. Peter habe vor den übrigen Apoſteln nichts voraus; der Papſt ſey um nichts mehr zum Löſen und Binden berechtigt als jeder andere Prieſter; wenn die Kirche ihre weltlichen Güter ſchlecht anwende, ſey es nicht nur erlaubt ſondern ſogar verdienſtlich, ſie ihr zu nehmen, und ein jeder weltliche Herr habe dieſe Pflicht auf ſich; das Evangelium reiche hin, einen Chriſten zu leiten; alle andern Regeln der Heiligen und Mönche ſeyen unweſentliche Zuthat; wegen kirchlicher Vergehungen dürfe man nicht mit Gefängniß (leiblich) geſtraft werden; wer eine Todſünde begehe, ſey er ein Papſt oder ſonſt ein Prälat, ſey weder Papſt noch Prälat mehr; ein Gleiches gelte auch von den Königen. Waren nun dieſe Anſichten auch in England noch unter Richard II. dann aber beſonders unter Heinrich IV. verfolgt und auch faſt unterdrückt worden, ſo hatten ſie ſich in Böhmen aufs neue erhoben und griffen von hier aus ſchon weit um ſich; die Abneigung der Deutſchen gegen die Slaven, die Rivalität der Univerſitäten, der Parteigeiſt der nominaliſtiſchen Scholaſtiker gegen den realiſtiſchen Huß, ſtand jedoch im Wege; und es war ſeine Angelegenheit zunächſt eine unbedeutende Nebenſache, die ohne Einfluß auf das Ganze abgemacht werden zu können ſchien. Daß er würde verurtheilt werden, war eigentlich von Anfang an wenig zweifelhaft. Hätte man ihn losſprechen wollen, ſo mußte man was gegen Wycliffe geſchehen war zurücknehmen, die Kirche hätte ſich ſelbſt aufheben, ihren inneren Beſtand zerreißen müſſen.

Ungern erfüllte der Papſt jetzt, da ihn die Furcht vor Ladislaus nicht mehr drängte, ſein Verſprechen, aber von den Kardinälen gedrängt konnte er nicht ausweichen. Doch hoffte er theils durch ſeine reichen Schätze und ſeine Klugheit manche Gegner für ſich gewinnen zu können, theils durch die Ueberzahl der italieniſchen Geiſtlichen die Abſtimmung zu ſeinem Vortheil zu lenken. So reiſte er im Okto-

tung, die aus den weiſeſten und erfahrenſten und frömmſten Männern der Chriſtenheit beſtehend noch überdies vom heiligen Geiſt ſelbſt erleuchtet ſey. Dieſen Wahn, daß ſo die Wahrheit zu erforſchen möglich ſey, theilten mit ihm alle ſeine Zeitgenoſſen.

Doch war dieſer böhmiſche Handel weder die Veranlaſſung noch die wichtigſte Streitfrage dieſes Concils. Dieſem waren vielmehr zwei Aufgaben vorzüglich geſtellt nämlich die fortdauernde Kirchenſpaltung zu heben und die immer dringender ſcheinende Reformation zu Stande zu bringen. Es war ein Glück, daß die Spaltung im Reiche nicht ebenfalls noch weiter gegangen war. Der Mainzer Erzbiſchof Johann, der ſich öffentlich für das Piſaner Concilium und den Papſt Alexander erklärte, ſchien dem König Ruprecht neue Unruhen, vielleicht ganz das Schickſal ſeines Gegners, bereiten zu wollen, als der König (1410 Mai 18.) zu Oppenheim ſtarb, zu rechter Zeit für ſein Glück und ſeine Ehre. Sein Ruhm als eines Mannes, der das Gute wenigſtens gewollt hatte, der auch für Wiſſenſchaften mit Sinn begabt war, wie die Stiftung der Univerſität Heidelberg beweiſt, bleibt ihm ungeſchmälert. Wer ſein Nachfolger werden ſollte, war ſchwer zu ſagen. Befremdend war es, daß man ſich wieder zum Luxemburger Haus zurück wandte. Wahrſcheinlich hatte das Verhältniß zu Wenzel, der wie man hoffen durfte einem Bruder oder Vetter gerne endlich weichen würde, hierauf den meiſten Einfluß. So kam der vorher in den innern Angelegenheiten des Reiches kaum genannte Jobſt von Mähren, Wenzel's Vetter von Karl's IV. Bruder Johann Heinrich, dem geſchiedenen erſten Mann der Margaretha Maultaſch, zur Wahl, gegen den jedoch zuerſt (1410 Sept. 20.) Wenzel's Bruder Siegmund von Ungarn durch die Stimmen von Trier, Pfalz und Brandenburg gewählt wurde, worauf (Oct. 1.) Mainz, Köln, Böhmen, und Sachſen den Markgrafen Jobſt wählten. Es war nun auch im Reiche zu der Dreifaltigkeit gekommen, die man in der Kirche ſchon bedauerte. Wenzel, Jobſt, und Siegmund waren jetzt alle drei erwählte römiſche Kaiſer, und ein Bürgerkrieg ſchien bevorzuſtehen, als Jobſt (1411 Jan. 8.) ohne männliche Nachkommen ſtarb. Es kam daher zu einer neuen Wahl, in die jedoch Trier und Pfalz nicht ſich einließen weil ſie dadurch die Ungültigkeit ihrer früheren würden zugegeben haben, die aber (21. Juli) von den übrigen Fürſten einſtimmig auf Siegmund gewendet wurde. Dieſem Fürſten war es nun vorbehalten, die aus ihrem Gleichgewichte gekommene Welt einzurichten.

Zur Verwirklichung der Kirchenversammlung konnte nun der Papst allerdings am meisten thun. Schwerlich aber würde Johann XXIII. dieselbe ausgeschrieben haben, hätten nicht die italienischen Verhältnisse ihn dazu genöthigt. Johann XXIII. hatte anfangs die Partei des französischen Prätendenten Louis von Anjou genommen und gegen Ladislaus (1411) sogar das Kreuz predigen lassen, da dieser nach nichts geringerem als nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Nicht umsonst führte er den Wahlspruch: Aut Caesar aut nihil. Aber bald darauf (1412 Juni 15.) hatte sich der Papst mit dem jungen König versöhnt, und Gregor XII. bisher sein Schützling mußte nun nach Rimini flüchten. Ladislaus brach jedoch den Frieden bald wieder, überfiel Rom (1413 Juni 8.) plötzlich, so daß Johann entfloh, in das nördliche Italien flüchtete und dort mit Siegmund zusammenkam. Johann weigerte sich anfangs nicht sowohl gegen das Concilium selbst als vielmehr gegen den Ort; da ihm aber der römische König recht demüthig und treuherzig vorstellte, daß sich die ganze Christenheit an seiner Person stoße, und er also sich die Wiedervereinigung der Kirche möchte angelegen seyn lassen, so schrieb er wirklich (1413 Dec. 9.) die Versammlung nach Constanz aus. Diese Stadt war vorher deshalb besucht und die Räumlichkeiten passend gefunden worden. Noch vor der Eröffnung des Concils starb jedoch (1414 Aug. 6.) Ladislaus zu Perugia an den Folgen seiner Ausschweifungen oder an Gift, welches die Verwandten eines Mädchens, das er zu seinem Willen zwang, ihm durch diese selbst beibringen ließen, und befreite so den Papst von der größten Furcht. Aber der geschehene Schritt, die Einladung zum Concil, konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Nach Constanz zogen nun von allen Seiten, von allen Gegenden der Erde, die mannichfaltigsten Gäste, geistlicher und weltlicher Art. Nicht weniger aber als die Hebung der Kirchenspaltung war die Reformation ein allgemeiner Wunsch. Der Zustand der Kirche hatte durch den Aufenthalt der Päpste in Avignon und nachher durch die Spaltung außerordentlich gelitten. Die Päpste hatten das geistige Unterdrückung und materielle Erpressung bewirkende System der Hierarchie immer weiter ausgebildet und nicht allein an die Weltlichen sondern auch an die Geistlichen selbst Hand angelegt. Provisionen (vorläufige Ertheilung einer Stelle, deren Inhaber noch lebte), Reservationen (Vorbehaltung solcher Entscheidungen, über die blos dem Papst zu richten vorbehalten seyn solle), Dispensationen (Be-

freiung von Vorschriften des kanonischen Rechts, besonders in Ehesachen), Annaten (Einkünfte des ersten Jahrs, die der Neugewählte an Rom abgeben mußte), das Spolienrecht (Einziehung der Hinterlassenschaft der hohen Geistlichkeit), Exemtionen, Ablässe, Indulgenzen, wurden in diesem Zeitraum theils erfunden theils weiter ausgebildet, um ungeheure Summen zu erpressen. Der ganze Bau der Hierarchie war allmählig auf lauter weltlichen Mitteln, auf Habsucht und Betrug, aufgeführt worden, und die Besseren unter der Geistlichkeit, die ihrem wahren ursprünglichen Zweck treu geblieben waren, sprachen sich mit lauter kräftiger Stimme für eine Verbesserung dieses eben so lästigen als der Sittlichkeit nachtheiligen Zustandes aus. Am lautesten hatte sich die Pariser Universität gegen dieses Unwesen erhoben. Die Schrift vom Untergang der Kirche, welche den gelehrten Nicolaus von Clemangis, Kanonikus von Bayeux, Professor der Theologie zu Paris und eine Zeitlang Geheimschreiber Benedikts XIII., zum Verfasser hat, schildert das gewissenlose Verfahren der Bischöffe, die, um sich für ihre eigene große Ausgabe schadlos zu halten, auf alle Weise, theils durch Bestechlichkeit und erkaufte Nachsicht gegen die ihnen untergebenen Geistlichen, theils durch Geldbußen, die sie bei armen und unwissenden Leuten über erdichtete Sünden verhängen, Geld zu erpressen suchen, — ferner das ganz ungeistliche Leben der hohen und der niedern Geistlichen, die diesen Stand nur aus Neigung zum Müssiggang und zur Liederlichkeit erwählen und in demselben alles Andere nur keine geistlichen Geschäfte treiben, mit den bestimmtesten Ausdrücken. Daß die Kirche aber so gesunken und auch die mit ihr zusammenhängende Gewalt des Reiches so heruntergekommen sey, das, erklärte Johann Gerson, Kanzler der Pariser Universität, sey die Schuld des Papstes; der Kaiser müsse sorgen, daß diesem Zustande ein Ende gemacht und auf einem Concil die Herstellung der Ordnung erwogen werde. Franzosen und Deutsche, beide durch ihre Nachbarschaft am meisten bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge betheiligt und seiner Unannehmlichkeiten kundig, sprachen sich auf gleiche Weise aus, und auch die andern Nationen stimmten ihnen bei. Ueber den Verfall der Zucht herrschte nur Eine Stimme, auch waren die Päpste selbst nicht abgeneigt, auf diese Forderungen einzugehen und einige Uebelstände zu ändern. Konnte man aber in der Spaltung selbst, in der schlaffgewordenen Disciplin, in den übermäßigen Erpressungen, eine billige Aenderung erwarten, wiewohl auch hier nicht alles erfolgte was gerecht

die Aufhebung des Schisma's das Allerdringendſte ſey, zurücktreten, ſo wie auch Siegmund ſich gefallen laſſen mußte, daß ſein dem Huß gegebener Geleitsbrief unbeachtet blieb und überhaupt das Concilium volle Macht in Glaubensſachen haben ſolle, und daß die Kirchenreform ebenfalls der Herſtellung der Einheit nachgeſetzt werde. Daher wurden die Legaten Benedikt's und Gregor's zugelaſſen, und da beide, beſonders aber Gregor, zur Abdankung ſich bereit erklärten, ſo wurde auch Johann XXIII. ein Gleiches zu thun aufgefordert. Nun war Johann's Stellung allerdings nicht mit der ſeiner Gegner zu vergleichen. Er war rechtmäßig auf einem Concil erwählt, das jene beiden abgeſetzt hatte. Indeſſen geradezu ſich zu widerſetzen, war weder Zeit noch Ort; es blieb nichts übrig als durch ſeine italieniſchen Freunde die Meinung für ſich zu gewinnen. Da wurde aber, um ihm das Uebergewicht durch die Italiener zu nehmen, in einer allgemeinen Verſammlung (7. Febr. 1415) entſchieden, daß die Stimmen nicht mehr nach Perſonen ſondern nach den vier Nationen der Italiener, Deutſchen, Franzoſen, und Engländer gezählt werden ſollten. Jede Nation aber hatte wieder ihre beſondern Congregationen, in denen nach Perſonen geſtimmt wurde. Nachdem einmal dieſe Einrichtung beſchloſſen war, mußte Johann nachgeben, und da ihm zu verſtehen gegeben wurde, daß das Concilium ſogar das Recht und die Pflicht habe, ihm das Pontifikat zu nehmen, und eine Schrift die ſeine Verbrechen und Vergehungen enthielt in Umlauf geſetzt wurde, ſo verſtand er ſich endlich zur Abdankung, die er, für den Fall, daß Benedikt und Gregor entſagen würde, erſtlich öffentlich (2. März) ausſprach, und dann auch in einer eigenen Bulle (6. März) erklärte. Indeſſen fing man an die Aufrichtigkeit ſeiner Entſagung zu bezweifeln.

Johann hatte gehofft, durch dieſe Nachgiebigkeit ſich wieder gewählt zu ſehen. Nun ſah er zu ſpät ein, daß man ernſtlich daran denke, an ſeine Stelle einen andern Papſt zu wählen, und da die Deutſchen und Engländer ſogar davon redeten, ihn gefangen zu nehmen, was jedoch durch den Widerſtand der Franzoſen und Italiener noch zu keiner Ausführung kam, ſo dachte er ernſtlich auf heimliche Flucht, die, weil jetzt die Thore ſtreng bewacht wurden, nicht ſo leicht auszuführen war. Zu derſelben bot Herzog Friedrich von Oeſterreich die Hand, der außer ſeinem alten Haß auf den König erſt kürzlich dadurch erbittert worden war, daß dieſer den Eidgenoſſen ſeinen Plan, dieſe zu bekriegen, verrathen hatte. Das Gerücht von der

spruch, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papst sey, hatte gewaltigen Eindruck gemacht.

Den Herzog Friedrich traf für seinen dem Papst geleisteten Beistand die schwerste Strafe. Da er auf die Vorladung um auf die Beschuldigungen zu antworten nicht erschien, wurde er (7. April) mit der Reichsacht und dem Kirchenbann belegt, jene aber zu vollziehen alle Reichsstände in Schwaben und der Schweiz aufgeboten, was man ihm wegnehme, solle Eigenthum des Siegers bleiben. Da brachen die Herren und Reichsstädte in Schwaben los, nahmen Stein, Diessenhofen, Frauenfeld, Winterthur und Rapperschwyl, belagerten Feldkirch, konnten die Burg jedoch nicht nehmen. Die Stadt Schaffhausen schloß sich dem Reiche an. Dann griffen die Eidgenossen, von dem König und dem Concil ihrer Bedenklichkeiten wegen des erst (1412) geschlossenen fünfzigjährigen Friedens beschwichtigt und überhoben, ja sogar mit dem Banne bedroht wenn sie länger zögerten, ebenfalls zu, der Aargau wurde von ihnen weggenommen, und selbst die alte Habsburg und andere alte Schlösser erstürmt; der Pfalzgraf Ludwig nebst seinem Bruder Stephan unterstützt von den Städten am Oberrhein nahm die habsburgischen Orte im Elsaß weg. Da sank dem Herzog Friedrich der Muth. Zwar war Tyrol treu, der Schwarzwald und das Breisgau hielten fest, und es war auch aus Burgund und aus Italien Hülfe zu erwarten, aber Friedrich gab sich schon verloren, und ließ durch den ingolstädter Herzog Ludwig den König um Gnade ersuchen. Diese erhielt er unter der Bedingung, daß er den entflohenen Papst zurückbringe und dem König Genugthuung leiste für sein Unterfangen. Er mußte sich (5. Mai) persönlich vor dem König demüthigen und urkundlich beschwören, daß er alle seine Länder von Tyrol bis ins Elsaß in die Hand des Königs gestellt habe bis es demselben gefalle, sie ihm zurückzugeben, und daß er den Papst Johann zurückbringen und so lange in Constanz bleiben wolle bis alles Verlangte erfüllt sey. Die erpreßten Orte aber gab der König gegen stattliche Geldsummen den Eroberern zu eigen, andere, die dem Reiche huldigten, erhielten die Reichsfreiheit, wieder andere wurden verpfändet; nichts blieb dem Herzog als Tyrol. Er selbst blieb noch bis dieses sich auch unterwerfen würde als Geißel in Constanz. Davon bekam er den Namen Friedrich mit der leeren Tasche.

Johann war unterdessen von Laufenburg nach Freiburg im Breisgau geflohen. Er unterhandelte fortwährend und suchte nach

ihm die Leitung des Concils entziehen und sich mit der wichtigen Frage über die Kirchenreform und die Aufhebung des Schismas zuerst sich zu beschäftigen gedachte, wußte er es dahin zu bringen, daß man die untergeordnete Sache der wycliffitischen Lehre und des Johann Huß zuerst vornahm. Huß war getrosten Muthes jedoch nicht ohne Ahnung seines Schicksals aus Böhmen abgereist, hatte in Nürnberg, wo er am 22. Oct. anlangte, wie an andern Orten sich zur Disputation über seine Lehre bereit finden lassen, und war ohne Hinderniß (3. Nov.) zu Constanz angekommen. Der Papst behandelte ihn freundlich, ja er soll gesagt haben: selbst wenn er des Papsts leiblichen Bruder getödtet hätte, sollte ihm zu Constanz kein Leid widerfahren. Nun kann man nicht leugnen, daß Huß unbesonnen verfuhr. Als wäre er nicht beklagt, fuhr er fort alle geistlichen Funktionen auszuüben, zu predigen, Messe zu lesen, und den Abmahnungen des Bischofs von Constanz, er möge das bleiben lassen weil er im Banne sey, setzte er entgegen: er halte keinen Bann. Wenn es daher auch nicht die Absicht Johann's war, durch die Vornahme des Hussitischen Processes den Eifer seiner Opposition abzukühlen und sich besseres Spiel zu machen, so forderte Huß selbst durch dies unkluge Verfahren das Concil gewissermassen heraus. Da kamen auch seine zwei Hauptankläger aus Prag, die Theologen Stephan Palecz und Michael de Causis, nach Constanz und erhuben gegen ihn besonders wegen seiner die Papstgewalt angreifenden Lehren schwere Anklage. Er wurde vor den Papst und das Cardinalscollegium geladen, erschien auch obgleich er sich anfangs weigerte, da er nur von dem Concilium gerichtet seyn wollte, und erklärte hier: daß er wenn man ihn eines Irrthums überführe sogleich bereit sey ihn abzuschwören. Hiemit schien man zufrieden und ließ ihn sich entfernen. Weil er aber sah, daß man ihn nun bewache, suchte er aus Constanz zu entfliehen, was ihm aber mißlang; er wurde noch an demselben Tag ergriffen (28. Nov.) und ohne daß man auf den Geleitsbrief Rücksicht nahm, erst in die päpstliche Wohnung, die bischöfliche Residenz, dann in das Dominikanerkloster gebracht. Von den böhmischen Herren die ihn begleitet hatten nahm sich nur Johann von Chlum seiner an, er berichtete den Bruch des Geleitsbriefs an Siegmund, der hierüber höchst entrüstet war und seine Freilassung, wenn der Papst sich weigere sie zu befehlen, mit Gewalt zu erzwingen befahl, und als auch dies nichts half, eine Protestation gegen das mit Huß vorgenommene widerrechtliche Verfahren an alle Kir-

sonders bei, die sich dadurch abermals dem Laien als einen höher gestellten, bevorzugten Stand deutlich zu erkennen gaben, so war es auch scholastische Weisheit, welche den Zweifel, ob in dem Leibe, der Hostie, wohl auch das Blut, der Wein, enthalten sey, als gottlose Irrlehre durch dialektische Schlüsse überführte. So hatte es sich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum constanten Gebrauch gemacht, dem Laien den Kelch zu versagen. Weder Wycliffe aber, der nur über die Bedeutung des Abendmahls andere Ansichten hatte als die herrschenden der Kirche, noch Huß hatten den Kelch einführen wollen; gewöhnlich wird Peter von Meißen, durch den der Böhme Jacob oder Jacobellus von Mieß, Pfarrer zu St. Michel in Prag, auf die Verkehrung der ursprünglichen Abendmahlsfeier aufmerksam gemacht wurde, als der Lehrer dieses erneuerten Gebrauchs des Kelchs genannt. Diese Lehre breitete sich während der ersten Monate des Concils in Böhmen mit solcher Schnelligkeit aus, daß der Kelch nun das Parteizeichen für die Anhänger Hussens wurde und sie fester verband als seine eigentlichen Lehren. Daher hielt es das Concilium für höchst wichtig diese Angelegenheit zu erledigen und Siegmund konnte um so weniger hemmend einschreiten, als er überhaupt dem Concil untergeordnet war und eine Verwendung zu Gunsten des böhmischen Reformators Zweifel an seiner eigenen Rechtgläubigkeit würde erweckt haben. Er mußte daher der Sache ihren Gang lassen.

Man suchte den Johann Huß erst zum Widerruf zu bewegen, weil er aber darauf bestand vor dem Concilium gehört zu werden, so wurde er zuerst am 5. Juni 1415 dem Concilium vorgeführt, wo aber gleich bei dem ersten Artikel seiner als anstößig bezeichneten Lehren ein solches Geschrei entstand, daß jede Verantwortung unmöglich war. Ruhiger und geordneter ging es in der nächsten am 7. Juni. Den Vorwurf einer Irrlehre über das Abendmahl konnte er leicht zurückweisen und zeigen, daß er mit der Kirche in völligem Einklang sey, dagegen wollte er sich nicht zur Verwerfung von Wycliffe's Lehren verstehen und bekannte, daß er den Wunsch ausgesprochen hätte, dahin zu kommen, wo Wycliffe's Seele gekommen sey. Da ihn der König selbst aufforderte, sich dem Urtheil des Conciliums zu unterwerfen, erklärte er sich vollkommen bereit dazu, wenn Jemand ihn eines Bessern belehre. Das Verhör wurde in der nächsten Sitzung (8. Juni) beendigt, und Huß wiederholt zum Widerruf aufgefordert, obgleich vergebens. Man schritt nun zur Verurthei-

lung, welche erſtlich (15. Juni) die von Jacob von Mieß ausgebreitete Lehre vom Abendmahl in beiderlei Geſtalt traf, dann (6. Juli) den Huß ſelbſt. Alle bisher gethanen Schritte, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, hatten nichts gefruchtet; Huß ſetzte mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit ſeine Ueberzeugung und ſein Gewiſſen der ganzen hier durch das Concilium repräſentirten Kirche entgegen. In der Cathedrale wurde er als offenbarer, unverbeſſerlicher, hartnäckiger Ketzer, deſſen Irrthümer die Kirche ſchon längſt verurtheilt, der Aufrubr gelehrt und gepredigt hat, des Prieſterthums entſetzt und aller Weihen beraubt, ſodann dem weltlichen Arm übergeben, da die Kirche nichts mehr mit ihm zu thun habe. Wiederholt ſuchte er ſich gegen den Vorwurf, daß er aus Verſtocktheit auf ſeinen Irrthümern beharrt habe, zu vertheidigen, und erwähnte auch des freien Geleites, bei deſſen Erwähnung Siegmund erröthete. Laut betheuerte er ſeine Unſchuld und betete zu Gott um Barmherzigkeit für ſeine Ankläger und Richter. Hierauf entkleidete man ihn ſeiner geiſtlichen Würde, durchſchnitt ihm die Tonſur, ſchabte ihm den Chriſam von den Fingern, ſetzte ihm eine papierne mit drei Teufeln bemalte und mit der Aufſchrift Häreſiarcha (Erzketzer) beſchriebene Mütze aufs Haupt, und übergab ihn ſo der weltlichen Obrigkeit, dem König, der ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, und dieſer wiederum dem Stadtmagiſtrat von Conſtanz überlieferte, um ihn als Ketzer zu verbrennen. Er wurde von den Stadtwächtern aus der Stadt gegen Gottlieben geführt, wo ſchon ein Scheiterhaufen errichtet war. Hier wollte er ſeine Unſchuld dem Volke betheuern, das in großer Menge verſammelt war, aber der Pfalzgraf befahl zur Hinrichtung zu ſchreiten. Er bereitete ſich alſo mit einem kurzen Gebete zum Tode, wies den Beichtvater zurück, weil an die Abſolution die Abſchwörung ſeiner Lehre als unerläßliche Bedingung geknüpft war, betete nochmals für ſeine Feinde, und wurde dann von ſeinen Wächtern mit einer Kette an einen Pfahl gebunden, das Geſicht gegen Weſten. Eine nochmals von dem Pfalzgrafen an ihn gerichtete Aufforderung, zu widerrufen, wies er mit den Worten von ſich, daß er bereit ſey ſeine Lehre mit ſeinem Blute zu verſiegeln. Da gebot der Pfalzgraf den Scheiterhaufen anzuzünden, der ihn bald mit lichten Lohen umgab. In dieſem Augenblick trug noch eilig ein altes Mütterchen einige Stücke Holz in die Flammen. Huß rief aus: O heilige Einfalt! ſtimmte als nun die Flammen um ihn ſchlugen Pſalmen an und ward ſo bald vom Rauch und Feuer erſtickt. Um ſeine Ueberreſte

Verbindung des Herzogs mit dem Papſte hatte ſchon verlautet, doch ließ ſich nichts beſtimmtes ſchließen. Johann lag ſcheinbar erkrankt darnieder, als ihm Siegmund (19. März) am Tage vor einem Turnier, das Herzog Friedrich geben wollte, beſuchte. Des nächſten Tages ward auf dem innern äußern Feld das Stechen gehalten; Herzog Friedrich wollte nach der Vesperzeit mit dem jungen Grafen von Cilly rennen. Wie nun Alles auf die Luſtbarkeit merkte, da ritt um ein Uhr nach Mittag der Papſt auf einem kleinen Rößlein, mit einem grauen Mantel und einer grauen zwiefalten Kappen auf dem Haupte, und den Zipfel um ſein Haupt gewunden, daß man ihn unter den Augen nicht ſehen konnte, mit einer Armbruſt an der Seite, als ſey er eines Herrn Knecht oder ein Bote, vor ihm her reitend ein kleiner Knabe, auch vermummt daß man ihn nicht erkennen konnte, aus der Stadt bis nach Ermatingen, wo er ruhte und von dem Leutprieſter einen Trunk Weins annahm. Dann beſtieg er ein Schiff und fuhr ſo unerkannt den Rhein abwärts. So weit war die Flucht gelungen, und Meiſter Ulrich Selденhorn, Lehrer der geiſtlichen Rechte von Waldſee gebürtig, kam, als eben der Herzog und der Graf aufgebunden hatten, zu ſeinem Herrn und raunte es ihm durch den Helm, daß der Papſt weg wäre. Davon ward Friedrich ſo ergriffen, daß der Stich fehlging und er das Kleinod, um das geſtochen wurde, verlor. Sofort ritt er in die Stadt zu eines Juden Haus, ſandte nach ſeinem Oheim Graf Johann von Lupfen, der ihm aber ſagen ließ: habe er die Sache ohne ihn angefangen, ſo könne er ſie auch ohne ihn ausrichten. Da redete ihn Hanns Truchſeß von Dießenhofen an: Ihr erſchrockner Herr, was habt Ihr gethan! warf ihn auf ein Pferd, beſtieg ſelbſt ein zweites, und eilte nun mit ihm zum Auguſtinerthor hinaus, um den Graben, nach Schafhauſen zu dem Papſt. In der Stadt verbreitete ſich raſch das Gerücht von der Flucht Johann's, da war es gleich aus mit dem Turnier, ein Theil folgte dem Papſte, bis der König es merkte und hinderte, die Zurückgebliebenen aber waren alle gänzlich beſtürzt.

Hier zeigte nun Siegmund große Thätigkeit. Da alles Vertrauen auf einen ruhigen Fortgang der Dinge aus den Gemüthern entwichen ſchien, das Geſindel bereits in Johann's Wohnung plündern wollte, die Wechsler, Krämer, Apotheker ihre Buden verſchloſſen, der Bürgermeiſter der Stadt die Einwohner unter die Waffen rief, und die Geiſtlichkeit den Bannfluch des geflohenen Papſtes fürchtete, ritt der König ſelbſt mit dem Pfalzgrafen Ludwig und ſeinen

Herſtellung der Union, die durch Johann's Abſetzung bereits begonnen hatte, die einzige Angelegenheit die das Concil zunächſt vornehmen konnte. Gregor XII., in beſonders gutem Verhältniß zu Siegmund, trat nun ebenfalls (4. Juli) auf einer von ſeinem Legaten, dem Cardinal von Raguſa, verſammelten öffentlichen Sitzung durch das Organ Karl Malateſta's die päpſtliche Würde ab, mit der Erklärung, daß die beiden Obedienzen Johann's XXIII. und Gregor's XII. auf dem Concil vereinigt ſeyen. Er nahm den Namen Angelo Corrario wieder an, erhielt von dem Concil die Würde eines Cardinalbiſchofs von Porto, die beſtändige Legation in der Mark Ancona, den unmittelbaren Rang nach dem künftig zu erwählenden Papſt, und die Zuſicherung wegen keiner Sache die unter ſeinem Pontifikat geſchehen zur Verantwortung gezogen zu werden. Es blieb jetzt nur noch Benedikt XIII. übrig, mit welchem Siegmund, begleitet von einer Deputation von fünfzehn Biſchöffen und Doktoren, perſönlich zuſammenkommen wollte. Zu dieſer Reiſe entlehnte der König von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem er ſchon für 150,000 Dukaten die Mark Brandenburg verpfändet hatte, abermals 250,000 Dukaten, und verkaufte dafür ihm und ſeinen Erben (1415 April 30.) die Mark nebſt der Kurwürde und dem Erzkämmereramt, behielt ſich jedoch den Rückkauf vor. So wurde der Burggraf Friedrich in das Kür-Collegium aufgenommen. Nachdem Siegmund (15. Juli) vom Concilium zu ſeiner Reiſe förmlich eingeſegnet worden war, begab er ſich mit einem Gefolge, das außer allen ungariſchen Prälaten und Herren ſeiner Begleitung auch 4000 Reiter zählte, am 21. Juli auf die Reiſe, und kam am 15. Aug. nach Narbonne, wo er über vier Wochen verweilte, bis die vorläufigen Verhandlungen mit Benedikt zu einem Ziel gediehen waren. Dann kam Siegmund zu Perpignan (Sept.) mit dem König Ferdinand von Aragon und dem alten Peter de Luna zuſammen. An dem Starrſinn dieſes ſiebenundſiebenzigjährigen Greiſes ſcheiterten jedoch alle Bemühungen, Benedikt blieb unerſchütterlich bei ſeiner Forderung als einzig ächter Papſt anerkannt zu werden, und Siegmund, der ſich in Perpignan überhaupt nicht ſicher ſah, kehrte (Nov.) nach Narbonne zurück. Da aber Benedikt nun erſt nach Collioure dann nach der ſeiner Familie gehörenden Felſeninſel Peniscola bei Valencia entfloh, um jedem möglichen Zwange zu entgehen, ſo ſchloſſen ſich endlich (20. Nov.) die Könige von Aragon, Caſtilien, und Navarra, die Grafen von Foix und Armagnac, und die Vertrauli-

tigten von Schottland an das Constanzer Concil vorläufig an und schlossen hierüber zu Narbonne (13. Dec.) mit dem römischen König und den Abgeordneten des Concils einen Vertrag in zwölf Artikeln, das sogenannte Concordat von Narbonne. Durch dasselbe traten die Geistlichen der Obedienz Benedikt's dem Concil bei und traten mit den übrigen in gleiche Ansprüche und Rechte ein. Das Edict wodurch Aragon sich völlig von Benedikt lossagte wurde durch den im Ruf der Heiligkeit stehenden Dominikaner Vincentius Ferrario in Perpignan (1416 Jan. 6.) öffentlich bekannt gemacht, eben so in Castilien und in den andern Staaten. Auch Portugal und Schottland folgten nach einigen Monaten diesem Vorgang. Bei dem Concil war die größte Freude und die spanischen Prälaten wurden sofort zum Besuch des Concils eingeladen. Benedikt, noch nicht ganz verlassen, noch von vier Cardinälen begleitet, fuhr fort von seiner Insel herab gegen seine Widersacher den Bann auszusprechen; doch Niemand achtete seiner mehr. Für das Werk der Union war die Hauptsache gethan.

Diese Thätigkeit eines Vermittlers sagte des Königs Siegmund lebendigem Geiste so sehr zu, daß er, weil ihm das schwere Werk die spanischen Reiche der Obedienz Benedikt's zu entziehen gelungen war, auch in politischen Händeln anderer Staaten als Friedensstifter auftreten wollte und hiezu die eben neu entbrannten englisch-französischen Kriege als einen würdigen Stoff seiner Thätigkeit ansah. Die Lage dieser Verhältnisse aber war also. In England war König Richard II., der zuletzt willkürlich und unter dem Einflusse von Günstlingen geherrscht hatte, bei dem Adel wie bei den Gemeinen um alles Ansehen und alle Liebe gekommen, und der Graf Heinrich von Hereford, der seit dem Tod seines Vaters Johann Herzog von Lancaster geworden war, nahm ihn (1399) gefangen, zwang ihn zur Entsagung und ließ vom Parlament die Krone auf sich übertragen, theils weil er ein Abkömmling Heinrich's III. sey theils wegen des göttlichen Rechtes, das ihm durch die Hülfe seiner Verwandten und Freunde zu Theil geworden sey, das Königreich England zu retten, das am Abgrund war. Er drückte sich deswegen so sonderbar aus, weil Edmund Graf de la Marche, Enkel von Lionel, Eduard's III. zweitem Sohn, und also näherer Thronerbe, am Leben war. Allein die ganze Sache war schon vorher abgemacht und Heinrich von Lancaster wurde am 30. Sept. als König von England und Frankreich und Herr von Irland ausgerufen. Richard wurde zum lebens-

länglichen Gefängniß verurtheilt und daſelbſt (1400 Jan.) ermordet. Heinrich mußte um ſich auf dem Throne zu erhalten die Geiſtlichkeit für ſich gewinnen und er that dies, indem er die Wycliffitiſche Ketzerei oder die Secte der Lollharden auszurotten verſprach, die beſonders ſeinem Vater ihr erſtes Emporkommen verdankte; Aufſtände die gegen ſeine Regierung, Verſchwörungen die gegen ſein Leben gerichtet waren, unterdrückte er mit großem Glück; den ſchottiſchen Thronerben Jakob, Sohn Robert's III., ließ er wie er (1405) nach Frankreich reiſen wollte gefangen nehmen, jedoch in ſehr anſtändiger Haft halten, ſo daß dieſer Umſtand bei der nun eintretenden Regentſchaft in Schottland dem Ausbruch eines Kriegs zwiſchen beiden Ländern vorbeugte, und einen Krieg mit Frankreich ſuchte er durch große Nachgiebigkeit zu vermeiden, oder wenigſtens ſich nur vertheidigungsweiſe zu verhalten. So gelang es ihm endlich in England mit Ruhe zu regieren und ſchon 1410 durfte er es wagen, die Bittſchriften, welche das Parlament zu Gunſten der Lollharden an ihn richtete, zu verachten und die Strafen gegen die Ketzer zu vollziehen, ohne dadurch die Geldhülfen oder Subſidien zu entbehren. Seine letzten Lebensjahre waren nur durch den Kummer über ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen Heinrich von Wales, getrübt, der bei den herrlichſten Anlagen ſich einer gemeinen Liederlichkeit ergab, und nichts als Tagediebe, Spaßmacher, und ähnliches Volk um ſich hatte. Man hörte nur von den Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten reden, die er oder ſeine Geſellſchafter verübt hatten, und man erwartete von ſeiner Regierung das Aergſte. Als einer ſeiner Günſtlinge wegen eines groben Vergehens vor den Oberrichter Gascoigne gebracht wurde, ſo verlangte der Prinz gebieteriſch die Freilaſſung des Gefangenen und zog, als ſie ihm abgeſchlagen wurde, das Schwerdt gegen den Richter. Allein Gascoigne befahl ihm kaltblütig, ſich in das Gefängniß der Kingsbench zu begeben, und Heinrich war ſo klug zu gehorchen. So leuchtete durch die Rohheit jugendlichen Uebermuths die edle Geſinnung der beſſern Natur immer hindurch. Auch gelang es ihm ſeinen Vater von ſeinem Gehorſam gegen ihn zu überzeugen, ſo daß dieſer wenigſtens von dieſer Seite beruhigt ſeinem Tode, der ihn ſchon im ſechsundvierzigſten Lebensjahre traf, (20. März 1413) entgegengehen konnte. Als nun Heinrich V. den Thron beſtieg, erhielten die Engländer einen König gerade ſo wie ſie ihn wünſchten. Von aller Liederlichkeit, zu welcher ihn nur Müſſiggang geführt hatte, nahm er ſogleich als König völlig Abſchied, indem er

spruch, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papst sey, hatte gewaltigen Eindruck gemacht.

Den Herzog Friedrich traf für seinen dem Papst geleisteten Beistand die schwerste Strafe. Da er auf die Vorladung um auf die Beschuldigungen zu antworten nicht erschien, wurde er (7. April) mit der Reichsacht und dem Kirchenbann belegt, jene aber zu vollziehen alle Reichsstände in Schwaben und der Schweiz aufgeboten, was man ihm wegnehme, solle Eigenthum des Siegers bleiben. Da brachen die Herren und Reichsstädte in Schwaben los, nahmen Stein, Diessenhofen, Frauenfeld, Winterthur und Rapperschwyl, belagerten Feldkirch, konnten die Burg jedoch nicht nehmen. Die Stadt Schaffhausen schloß sich dem Reiche an. Dann griffen die Eidgenossen, von dem König und dem Concil ihrer Bedenklichkeiten wegen des erst (1412) geschlossenen fünfzigjährigen Friedens beschwichtigt und überhoben, ja sogar mit dem Banne bedroht wenn sie länger zögerten, ebenfalls zu, der Aargau wurde von ihnen weggenommen, und selbst die alte Habsburg und andere alte Schlösser erstürmt; der Pfalzgraf Ludwig nebst seinem Bruder Stephan unterstützt von den Städten am Oberrhein nahm die habsburgischen Orte im Elsaß weg. Da sank dem Herzog Friedrich der Muth. Zwar war Tyrol treu, der Schwarzwald und das Breisgau hielten fest, und es war auch aus Burgund und aus Italien Hülfe zu erwarten, aber Friedrich gab sich schon verloren, und ließ durch den ingolstädter Herzog Ludwig den König um Gnade ersuchen. Diese erhielt er unter der Bedingung, daß er den entflohenen Papst zurückbringe und dem König Genugthuung leiste für sein Unterfangen. Er mußte sich (5. Mai) persönlich vor dem König demüthigen und urkundlich beschwören, daß er alle seine Länder von Tyrol bis ins Elsaß in die Hand des Königs gestellt habe bis es demselben gefalle, sie ihm zurückzugeben, und daß er den Papst Johann zurückbringen und so lange in Constanz bleiben wolle bis alles Verlangte erfüllt sey. Die erpberten Orte aber gab der König gegen stattliche Geldsummen den Eroberern zu eigen, andere, die dem Reiche huldigten, erhielten die Reichsfreiheit, wieder andere wurden verpfändet; nichts blieb dem Herzog als Tyrol. Er selbst blieb noch bis dieses sich auch unterwerfen würde als Geißel in Constanz. Dapon bekam er den Namen Friedrich mit der leeren Tasche.

Johann war unterdessen von Lauffenburg nach Freiburg im Breisgau geflohen. Er unterhandelte fortwährend und suchte nach

Frankreich zu dem Herzog Johann von Burgund zu entkommen; was ihm aber eben so wenig als jenes gelang. Das Concil schritt vielmehr, nachdem es ihm eine Frist zu erscheinen gegönnt er aber diese hatte verstreichen lassen, zu seiner Suspension (14. Mai), wobei ein förmlicher Proceß gegen ihn erhoben und die schändlichsten Klagepunkte zur Sprache gebracht wurden, beschloß seine Absetzung, und sprach diese (29. Mai) in der zwölften allgemeinen Session auch feierlich aus. Johann, der unterdessen halb freiwillig halb mit Gewalt nach Radolfszell in die Nähe von Constanz gebracht worden war, unterwarf sich der ihm (31. Mai) publicirten Sentenz und wurde nun in das Schloß Gottlieben (3. Juni) gebracht, wo damals auch Huß gefangen saß. Später brachte ihn der Pfalzgraf Ludwig erst nach Heidelberg, dann nach Mannheim, und ließ ihn (1418) gegen 30,000 Dukaten frei; Papst Martin erhub ihn zum Cardinalbischof von Frascati, er starb aber schon nach wenigen Monaten in Florenz (1418 Dec. 22.).

Nun drangen die eifrigsten Väter des Conciliums auf Vornahme der Glaubenssachen und insbesondere des hussischen Prozesses. Siegmund hatte vergebens gesucht, seinen Geleitsbrief aufrecht zu erhalten, er hatte seine Untersuchung nur hinaus schieben können und nicht einmal dies ohne sich den Vorwurf des entflohenen Papstes zuzuziehen, daß er sich des Häretikers annehme. Ueberdies war auch Hieronymus von Prag, obgleich Huß selbst ihn gewarnt hatte, erst heimlich und ohne Geleitsbrief nach Constanz gekommen, war, als er weder den König geneigt fand ihm einen Geleitsbrief zu geben noch das Concil ihm unbedingte Sicherheit zu versprechen, wieder zurückgekehrt, in der Oberpfalz aber, wo er sich in einer Versammlung von Geistlichen durch seine dreisten und unklugen Reden über das Concil, das er eine Synagoge des Teufels und eine Schule unrechten Thuns nannte, verdächtig machte, erkannt, festgenommen (25. April) und auf Befehl des bayerischen Herzogs Johann von Sulzbach in Fesseln dem Concilium (23. Mai) überliefert worden. Unterdessen hatte das Concil (4. Mai) die Lehren Wycliffe's verdammt und war auch auf die eben erst ausgebreitete Lehre von der Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten gekommen. Schon seit den Zeiten der Kreuzzüge war es aus mancherlei anfangs gewiß blos zufälligen Gründen herkömmlich geworden, den Laien nur die Hostie zu spenden, der Kelch war ein Vorrecht des Priesters geworden. Trug zur Erhaltung dieses Gebrauchs das Interesse der Priester be-

mal der nun ausbrechende englische Krieg konnte dem Privathaß ein Ziel setzen.

Denn diese verwirrten Zustände schienen dem englischen König eine gute Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges zu bieten. Er verlangte zuerst als Abkömmling Philipp's des Schönen die französische Krone selbst, dann, als diese Forderung unbeantwortet blieb, forderte er die Rückgabe von Normandie, Maine, und Anjou, den früher zu dem Herzogthum Guyenne gehörigen Landstrichen, und den im Frieden von Bretigny bezeichneten Städten und Grafschaften, alles mit völliger Souverainetät; dann als Abkömmling von Leonora von Provence, der Gemahlin Heinrich's III., die Hälfte dieser Grafschaft; hierauf den von König Johann's Lösegeld noch nicht abgetragenen Rest von 1,200,000 Kronen, und eine Mitgift für die Prinzessin Catharina von zwei Millionen Kronen. Der König Karl erbot sich zu einer Mitgift von 600,000 Kronen und der Herausgabe aller zu Guyenne gehörigen Länder. Hierauf stand auch Heinrich von dem Anspruch auf Normandie, Maine, und Anjou zurück, bestand aber auf den übrigen Forderungen, wogegen die französische Regierung sich nur zu einer Erhöhung der Mitgift verstehen wollte. So kam es bei der Unvereinbarkeit der beiderseitigen Ansprüche und bei der offenbaren Kriegslust Heinrich's zum Kriege. Nachdem noch eine aus dem Grafen Richard von Cambridge, der mit Anna Mortimer, der Schwester des Grafen de la Marche, vermählt war, aus Thomas Grey und Lord Scroop gebildete Verschwörung durch Hinrichtung dieser drei Häupter derselben erstickt worden war, ging der König mit 6000 Geharnischten und 24,000 Bogenschützen nach der Normandie über (1415 Aug. 13.) und belagerte sogleich (17. Aug.) die starke Festung Harfleur, die auch nach fünf Wochen sich (25. Sept.) ergeben mußte. Da aber Seuchen das Heer bedeutend geschwächt hatten, so war jede weitere Unternehmung nicht räthlich, und Heinrich beschloß durch die Normandie, Picardie, und Artois nach Calais zu gehen und von da nach England heimzukehren. Das französische Heer, das der Connetable d'Albret befehligte, beunruhigte anfangs seinen Marsch und als im Kriegsrath der Franzosen (20. Okt.) eine Schlacht beschlossen und dies dem englischen König angezeigt worden war, gelang es dem Connetable endlich bei Azincourt, einem Dorfe nicht weit von Crecy, den Engländern den Vorsprung abzugewinnen. Heinrich lagerte sich (24. Okt.) bei dem Dorfe Maisoncelles; ohne

ſich durch die bei Azincourt ſtehenden Feinde durchzuſchlagen, konnte er nicht nach Calais kommen.

Hier zeigte ſich wieder wie in den frühern Schlachten bei gleichem Mißverhältniß der Mannſchaft, da die Engländer nur noch 11 bis 12,000 Bogenſchützen und 2000 Hommes d'Armes, die Franzoſen wohl ſechsmal ſo ſtark waren, der gleiche Uebermuth, der bei Crecy und Maupertuis der Niederlage vorhergegangen war. Der Sieg galt den Franzoſen für eine ſo gewiſſe Sache, daß Keiner an die Möglichkeit einer Niederlage, nur an die Vortheile der Geldſummen, die man aus den Gefangenen ziehen könnte, dachte. Bei den Engländern dagegen ſammelte ſich Alles in dem feſten Entſchluſſe, ſo bedenklich auch ihre Lage ſeyn möchte, ſich ihrer früheren Siege würdig zu beweiſen, und Alles aufzubieten, um den Sieg, auf jeden Fall aber Ehre zu erwerben. Der König ſelbſt, der die ganze Nacht vom Donnerſtag auf den Freitag mit Vorbereitungen zur Schlacht zubrachte, war den Seinen ein Antrieb zur heldenmüthigſten Abwehr. Er ſtellte ſeine Leute zwiſchen zwei Hölzer, nach dem gewöhnlichen Gebrauch in drei Treffen und zwei Flügel, aber ſo gedrängt, daß alle nur einen Körper auszumachen ſchienen. Voran ſtanden die ſeit lange gefürchteten außer ihren Bögen auch mit Streitart und Schwerdt und ſpitzigen Stöcken, die gleich Palliſaden zum Schutz gegen den Angriff der Reiterei in die Erde geſteckt wurden, bewaffneten Bogenſchützen. Hinter ihnen die geharniſchten Reiter. Heinrich ſelbſt auf einem kleinen Grauſchimmel, mit einer von Edelſteinen funkelnden Krone um den glänzend polirten Helm, die Wappen der drei Lilien und drei Leopparden auf ſeinem Wappenrocke geſtickt, durchritt die Reihen und ermunterte den Muth ſeiner Engländer. Auch die Franzoſen waren in drei Treffen geſtellt, aber die Ueberzahl war unverhältnißmäßig. Der Connetable befehligte das erſte, die Herzoge von Bar und Alençon das zweite, die Grafen von Marle und Falconberg das dritte Treffen. Der Connetable wollte, weil die Engländer bisher immer die Defenſive gehalten hatten, ihren Angriff abwarten, war aber damit nicht glücklicher. Denn die Bogenſchützen drangen auf Schußweite vor, ſteckten ihre Stäbe auf, und unterhielten dann auf die gegen ſie anzudringen beauftragten 800 Reiter einen ſo furchtbaren Pfeilregen, daß ſie dieſe theils erlegten theils zerſprengten, hierauf aber durch einen Angriff mit Schwerdt und Streitart die ganze erſte feindliche Linie warfen, den Connetable ſelbſt erſchlu-

gen. Nun begann mit der zweiten Linie ein heftiges Gefecht, in welchem der König selbst, gegen den sich achtzehn französische Ritter verschworen hatten, in große Gefahr kam, endlich aber, als auch der tapfere Herzog von Alençon im dichten Getümmel der Engländer gefallen war, der Sieg sich ebenfalls für die Engländer entschied. Noch ehe auch das dritte Treffen angegriffen wurde, machte ein Haufe Franzosen einen Einfall auf das feindliche Gepäck und den Troß, weßhalb Heinrich, da er diese Schaar von Freibeutern für wichtiger hielt als sie war, alle Gefangene niederhauen ließ. Hierauf ward auch die Flucht des dritten Treffens allgemein; nur etwa 600 Mann stürzten sich mit den Grafen von Falconberg und Marle auf die Gegner und wurden theils niedergehauen theils gefangen. Die Schlacht war aus. Mit lautem Dank gegen Gott für diese fast wunderbare Rettung beschloß der König den glorreichen Tag von Azincourt. Sieben französische Prinzen waren geblieben, der Herzog von Alençon, der Herzog von Bar, sein Bruder Robert Graf von Marle, der Graf von Nevers und der Herzog von Brabant, beide Brüder von Burgund, der Connetable Karl d'Albret, und Ferri Graf von Vaudemont; fünf wurden gefangen, die Herzoge von Orleans und von Bourbon, die Grafen von Eu, Vendome, und Richemont; auch der Marschall Boucicout, über 100 Bannerherren, und 8000 Ritter und Knappen waren erschlagen. Die Engländer hatten 1600 Mann verloren, unter denen der Graf von Suffolk und der Herzog Edmund von York die bedeutendsten waren. Heinrich konnte nun ungehindert mit seinem sehr geschwächten Heer, das zu einer weiteren Unternehmung zu schwach gewesen seyn würde, über Calais nach England zurückkehren, wo er mit Jubel und wie im Triumph empfangen wurde. Man glaubte durch diese Schlacht, die würdige Schwester von Maupertuis und Cressy, die sichere Bürgschaft eines gänzlichen Siegs über Frankreich erhalten zu haben.

Hier nun als Vermittler aufzutreten hielt Siegmund für eben so ehrenvoll als nützlich; hatten die Franzosen seine Gesandten vor der Schlacht gar nicht einmal in das englische Lager gehen lassen, so wurde er jetzt von dem König Karl selbst gebeten, nach Paris zu kommen. Ehe er jedoch diese Reise antrat, erhub er den Grafen Amadeus von Savoyen (1416 Febr. 19.) zu Chambery zum Herzog, und dann erst begab er sich nach Paris. Es war nichts Geringes was er im Sinne hatte, eine Friedensstiftung zwischen England und Frankreich, zwischen Orleans und Burgund, zwischen dem deutschen

Orden und Polen, und dann ein allgemeiner Zug gegen die Türken, um ſie aus Europa zu vertreiben und das heilige Land zu erobern. Aber ſchon die Einmiſchung in die franzöſiſch-engliſchen Händel mißlang. Zwar hielt er (1416 März 1.) einen feierlichen Einzug in Paris, wurde in den Louvre eingelagert und ehrenvoll von den Corporationen der Stadt bewillkommt, aber die Gegenſätze der Armagnaken und der Burgunder waren ſo heftig, daß Siegmund ſich nach vierwöchentlichem Aufenthalt aus der unſichern Hauptſtadt nach St. Denys begab, und endlich zwar Vollmacht zur Unterhandlung mit England erlangte, aber trotz der ehrenvollen Aufnahme, mit welcher ihn König Heinrich nach London ſelbſt (Mai) geleitete, nichts als den für die Franzoſen ganz unannehmbaren Vorſchlag auswirkte, daß gegen die vollſtändige Erfüllung des Vertrags von Bretigny der König von England Frieden bewilligen und ſeine Anſprüche auf die franzöſiſche Krone aufgeben wolle. Wenn vielleicht der ſchwache König Karl ſelbſt um dieſes Opfer ſich zum Frieden bereit erklärt hatte, ſo verwarf doch der Graf von Armagnac und der Dauphin eine ſolche Bedingung ohne weiters und der durch einen Waffenſtillſtand gehemmte Krieg ſtand ſeinem Ausbruch wieder ganz nahe. Siegmund gerieth ſogar bei England in den Verdacht, die Franzoſen, die den Krieg mit der Belagerung von Harfleur wieder eröffneten, zu begünſtigen, und er konnte endlich nur dadurch Schiffe zur Rückfahrt nach Calais erlangen, daß er (15. Aug.) mit Heinrich V. ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich abſchloß. Nun erſt (24. Aug.) begab ſich Siegmund nach Calais, wo er noch einmal den König Heinrich, den Herzog Jean von Burgund, der ſich daſelbſt mit ſeinen dem Reiche angehörenden Beſitzungen von ihm belehnen ließ, und den Grafen von Hennegau für die Sache der Einheit und Reformation der Kirche, ſo wie für einen Zug gegen die Ungläubigen zu begeiſtern ſuchte, und kehrte dann (27. Jan. 1417) wieder nach dem Concilium zurück.

Hier war indeſſen die reformatoriſche Partei, an deren Spitze der Pariſer Kanzler Gerſon ſtand, über die Frage, was mit den vom Pariſer Magiſter Johannes Parvus zu Gunſten Burgunds aufgeſtellten Behauptungen, wodurch der Tyrannenmord gerechtfertigt wurde, mit den Cardinälen beinahe völlig zerfallen; die Spaltung zwiſchen Frankreich und Burgund hatte auch das Concil ergriffen, was nicht ohne Wirkung für den Ausgang des Concils blieb; ſo daß in der eigentlichen Thätigkeit der Verſammlung ein merklicher Still-

ſtand eintrat, in welchem nur die Hinrichtung des Hieronymus von Prag, des Freundes und Schülers von Huß, einen weſentlichen Einſchnitt machte. In Böhmen hatte die Nachricht von der Verurtheilung und Hinrichtung des Johann Huß bei König, Adel, und Volk gleich heftige Entrüſtung hervorgebracht; die vom Concil den Böhmen zugekommene Erklärung, worin ſie das Verfahren gegen Huß rechtfertigten und zur Austilgung der Ketzerei aufforderten, wurde mit einem mannhaften Schreiben beantwortet, worin die Böhmen die Verblendung des Concils bedauerten, den frommen Gottesgelehrten Johann Huß als Ketzer ſo grauſam hingerichtet zu haben, ſich beſchwerten, daß man ihren Brief an Siegmund, in Betreff des Huß, zur Verachtung der Böhmen öffentlich verbrannt habe, behaupteten, Huß habe nie Ketzerei gelehrt eben ſo wenig als Hieronymus, ſich gegen den nur von boshafter Verläumdung erſonnenen Vorwurf der Ketzerei vertheidigten, ſich endlich auf einen künftigen Papſt berufen und für das Evangelium Leben und Gut dran ſetzen zu wollen drohten. Zugleich verbanden ſich die böhmiſchen Stände unter ſich auf ſechs Jahre zur Aufrechthaltung ihrer kirchlichen Freiheiten und Rechte gegen die Maaßregeln des Concils. König Siegmund drückte über dieſe Schritte den Böhmen und Mähren ſein Mißfallen aus, aber ohne damit etwas auszurichten. Andererſeits bewog die Feſtigkeit der Böhmen die Väter des Concils zur Vornahme des Prozeſſes gegen den ſeit 23. Mai 1415 in Conſtanz gefangen gehaltenen Hieronymus von Prag. Dieſer hatte, da er keinen königlichen Geleitsbrief gehabt hatte, da Siegmund nicht in Conſtanz war, da er ein rückfälliger Ketzer war, weit weniger Ausſicht mild behandelt zu werden als Huß. Das harte Gefängniß, Krankheit, Zureden frommer und gelehrter Männer hatten ihn dahin gebracht, daß er 23. Sept. 1415 ſich dem Concil ganz und gar unterwarf, und alle Irrlehren, namentlich die des Wycliffe und Huß, widerrief und abſchwur. Allein hiermit begnügte man ſich nicht; Hieronymus wurde nicht freigelaſſen, wodurch ſich vielleicht die Aufregung der Böhmen hätte beſchwichtigen laſſen, ſondern ſein Prozeß wieder aufgenommen, nochmals alle Anhänger der Hußiſchen Lehren vor das Concil geladen, und Hieronymus ſelbſt (27. April 1416) aufs neue verſchiedener Irrlehren angeklagt und ihm eine Reihe von Vergehungen zur Laſt gelegt, die ſämmtlich in die Zeit vor dem Widerruf fielen, gegen welche ſich der Beklagte theils leugnend theils rechtfertigend vertheidigte und eben ſo in einem zweiten Verhör

(23. Mai) verfuhr. Da er aber (26. Mai) im dritten Verhöre sah, daß ihm seine Vertheidigung doch nichts helfe und sein Tod beschlossen sey, so benutzte er die ihm zu reden gegönnte Erlaubniß, um erstlich gegen seine neuen Richter zu protestiren, da er von den früheren sey für unschuldig erkannt worden, dann seine und Hussens Thätigkeit auf der Prager Universität, wodurch sie mit den Deutschen in Streit gerathen wären, auseinander zu setzen und zu gestehen daß sie beide, um die Rechte ihres Vaterlandes zu vertheidigen, zu vielen unruhigen und blutigen Auftritten Anlaß gegeben hätten, endlich um seinen Widerruf als eine bloße Wirkung der Furcht vor dem Scheiterhaufen zu erklären, die Lehre Wycliffe's und Hussens mit Entschlossenheit zu bekennen, und sich gegen das Unwesen des Clerus laut auszusprechen. Hierauf erfolgte (30. Mai) seine Verurtheilung und Hinrichtung, die er mit einer selbst seinen Feinden Achtung einflößenden Festigkeit ertrug. Hatte schon die Hinrichtung des Johann Huß die Böhmen erzürnt, so brachte das Verfahren gegen Hieronymus eine noch stärkere Gährung hervor, und die Losung zum innern Kriege war bereits gegeben. Wenn man genau die Parteien vergleicht, so findet man, daß es die reformatorische Partei der Franzosen und Deutschen, beide geleitet durch Johann Gerson, gewesen ist, welche den zu milderen Maaßregeln rathenden Cardinälen gegenüberstehend dieses Feuer der Verfolgung und des Bürgerkrieges angefacht hat.

Der partielle Widerspruch der Böhmen konnte aber auf das Concil keinen großen Eindruck machen, da dieses damals immer mehr in die Bedeutung des Papstes, d. h. der höchsten Macht der Christenheit, eintrat, von allen Völkern respektirt wurde, und gleich dem Statthalter Petri über alle weltlichen Angelegenheiten entschied. Als endlich auch die Gesandten von Aragon, dessen König Alfons (1416 April 2.) auf seinen Vater Ferdinand gefolgt war, sich (im Okt.) mit dem Concilium vereinigten, desgleichen die Schotten und die Navarresen, endlich (1417 Juni 18.) auch die Castilianer, war die Einheit der Christenheit vollständig, wenigstens dem Namen nach, indem in der That gerade zwischen diesen zuletzt beigetretenen Nationen heftige Zwiste obwalteten, die Portugiesen nicht mit den übrigen Spaniern zusammen eine Nation ausmachen, die Engländer vor den Aragonesen den Vorrang einnehmen, die Franzosen aber den Engländern das Recht bestreiten wollten eine Nation zu bilden. Nach der Ankunft und Vereinigung der Spanier nahm man nun

die Abſetzung Benedikts vor. Er war ſchon 28. Nov. 1416 vorgeladen worden, hatte aber die Botſchaft (1417 Jan.) mit der Erklärung erwiederk, daß er ein rechtmäßiger Papſt, kein Häretiker noch Schismatiker ſey, die Conſtanzer Verſammlung ſich nicht als ein allgemeines Concil betrachten dürfe, und hatte ſie wiederholt mit ſeinen Bannflüchen belegt. Er wurde nun (1417 März 8.) für widerſpenſtig erklärt, noch einigemal vorgeladen, und als endlich ſich die Caſtilianer mit dem Concil vereinigt hatten, (26. Juli) in einer feierlichen Verſammlung als ein meineidiger, hartnäckiger, verſtockter Schismatiker und Häretiker des Pontifikats und jeder kirchlichen Würde für verluſtig erklärt. Nun war das Schisma wenigſtens inſofern beendigt, als Peter's de Luna, der unerſchütterlich fortfuhr ſich Benedikt XIII. zu nennen, Obedienz auf den Umfang ſeiner Felſenburg Peniscola eingeſchränkt war. Man hatte dieſes Reſultat unſtreitig Siegmund's unermüdeter Thätigkeit zu danken.

Unter den übrigen weltlichen Geſchichten, welche ihre Erledigung auf dem Concil fanden, dürfte Herzog Friedrich's von Tyrol, der gewiſſermaßen als Geißel zu Conſtanz ſich aufhielt, abermalige Flucht (1416 März 30.), worauf Acht und Bann folgte, dann des neuen Brandenburger Markgrafen, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, feierliche Belehnung (1417 April 18.) mit der Kur und der Mark, auch die Erhebung des Grafen Adolf von Cleve zum Herzog (28. April), eine Reihe anderer Belehnungen, Schlichtung verſchiedener Streitigkeiten, der Vorſchlag Siegmund's zu einem allgemeinen Landfrieden, der eine Eintheilung Deutſchlands in vier Kreiſe in ſich faßte, der aber an dem Widerſpruch und der Selbſtſucht der Fürſten ſo wie an dem Argwohn und der Engherzigkeit der Städte ſcheiterte um erſt viel ſpäter wieder aufgenommen zu werden, beſonders zu erwähnen ſeyn. Aber auch nach außen hin erſtreckte ſich die Thätigkeit des Königs und des Concils, und nicht blos die Angelegenheiten des Reiches im engern Sinne ſondern auch die ſeiner Grenzmarken kamen hier zu Sprache. Wie in Böhmen der religiöſe, ſo kam in Preußen und Polen der politiſche Gegenſatz des Slaventhums und Germanenthums zum Konflikt; der Streit König Jagal's mit dem deutſchen Orden, ſchon in früherer Zeit erwachſen und im innerſten Weſen beider Völker begründet, ſollte ebenfalls hier entſchieden werden.

Wie der deutſche Orden ſeit Winrich von Kniprode's Regierung in einen außerordentlich blühenden Stand gekommen war, ſo

hatte sich auch Polen, das seit Jagal's Wahl zum Könige auch über die Kräfte Litthauens gebot, zu großer Macht gehoben. Jagal hatte seinen Vetter Witowd, Kynstutte's Sohn, (1392) zum Großfürsten daselbst eingesetzt, der zwar Samogitien (Schamaiten), wo sich das alte Heidenthum noch am längsten erhielt, an den Ordensmeister Konrad von Jungingen (1394—1407) abtrat, aber fortwährend wieder nach dem Besitz desselben trachtete. So lange Konrad an der Spitze des Ordens stand, wurde von beiden Theilen ein Krieg weislich vermieden. Der Ordensstaat umfaßte fünfundfünfzig befestigte Städte, achtundvierzig Schlösser, achtzehntausend dreihundert achtundsechzig Flecken und Dörfer. Unter ihm gehörten vier Bischöfe, vier Großgebietiger, achtundzwanzig Comthurs, sechsundvierzig Hauscomthurs, achtunddreißig Convente, eine Menge untergeordneter Beamten, Domherren, und Priester, dreitausend einhundert zweiundsechzig Ritter, und sechstausend zweihundert Dienstleute und Knechte. Die regelmäßigen Einkünfte des Ordens beliefen sich auf 800,000 Mark oder eben so viel rheinische Gulden, deren jeder etwa zwölf Gulden rheinisch heutiges Tages gleichgestellt werden mag, ungerechnet außerordentliche Steuern, Bernstein, Pfundzoll, Fischerei, gerichtliche Bußen, und dergleichen. Wie aber der Orden selbst reich, mächtig, und, was gewöhnlich beisammen ist, übermüthig und üppig war, so auch das ganze Land, ja selbst das im übrigen Europa hart gedrückte Bauernvolk. Es ist eine bekannte Sage, daß ein Bauer in Niklaswalde eilf und ein halbes Faß voll Pfenninge, Schillinge, und Groschen zusammengespart und der Hochmeister ihm das am zwölften noch Fehlende geschenkt habe; aber ebenso fehlt es auch nicht an Erzählungen von frevelhaftem Dünkel und sündlicher Verhöhnung der Religion. Im Vergleich zu dem übrigen Deutschland war der Zustand Preußens blühend, und der Hochmeister Konrad that soviel er konnte um dem Uebermaße und dem Uebermuthe Schranken zu setzen; aber die überströmende Fülle brach allerwärts wieder hervor. Selbst der Adel suchte, trotzig wie er war, sich durch ein unter sich (1397) geschlossenes Bündniß, die Eidechsengesellschaft, sicher zu stellen, das zwar den Landesherrn, den Orden, mit Ehrfurcht nannte, aber sich doch zur Selbsthülfe verpflichtete und gegen den Orden selbst drohend auftreten sollte.

Konrad von Jungingen hatte den Ausbruch eines Kriegs, nach dem die Ordensritter gelüstete, und zu dem die Polen und Litthauer stets Anlaß gaben, eifrig verhütet. Auf dem Todbette hatte er vor

der Wahl seines kriegslustigen, leidenschaftlichen Bruders gewarnt. Vergebens: Ulrich von Jungingen ward sein Nachfolger. Der Krieg war nun entschieden. Im innersten Grunde war es der Gegensatz zwischen Slaven und Germanen, der hier in offenen Hader ausbrach; die überall wo sie zusammenkamen sichtbare Unverträglichkeit beider Völker mußte Krieg erzeugen; beide gleich stolz konnten das gemeinsame Recht auf die preußischen Lande nicht gütlich und friedlich theilen, es mußte die Waffengewalt entscheiden. Die äußere den letzten Anstoß gebende Ursache war der Hader um Schamayten, welches dem Christenthum abhold sich mit Hülfe Witowd's empörte und dem Joch der verhaßten Kreuzherren entzog; der Orden galt dem Polen und Litthauer als ein verhaßter ungerechter Eindringling, der unter dem Vorwand für das Christenthum zu wirken nur seiner Habsucht und seinem Eigennutze huldige; die Ritter warfen den Polen und Litthauern Tücke und Falschheit vor. Der plötzliche Abfall der Schamayten (1409), die dazu wahrscheinlich von Witowd ermuntert waren und auch sogleich von ihm unterstützt wurden, gab die Losung zum Kriege. Witowd vereinigte sein Heer mit den Schamayten und verjagte den Orden aus seinen Burgen.

Noch war aber ungewiß ob man auch mit Polen Krieg haben werde. Der Hochmeister Ulrich erhielt durch den dem Orden feindseligen Erzbischof von Gnesen die Antwort: der Großfürst sey Vetter und Lehnsträger des Königs, folglich müsse ihm Jagal zu Hülfe eilen; hingegen erbiete sich der König zum Vergleich zwischen beiden. Darauf erfolgte (6. Aug. 1409) die Kriegserklärung und der Orden rückte in das Dobrinerland ein; Wladislav Jagello dagegen zog vor Bromberg. Den gegenseitigen Verwüstungen that ein vom 8. Okt. bis 24. Juni 1410 dauernder Waffenstillstand Einhalt, während dessen Wenzel von Böhmen einen schiedsrichterlichen Spruch thun sollte. Wenzel entschied, daß Schamayten dem Orden, Dobryn den Polen zurückgegeben werden sollte, aber die Polen verwarfen den Ausspruch, und Wladislav und Witowd fielen mit einem auf 150,000 Mann geschätzten Heer in Preußen ein, wo sie bei Soldau auch den Absagebrief König Siegmund's, damals noch blos Königs von Ungarn, empfingen. Der Hochmeister bot sein Land und Volk auf, auch von Pommern zog ihm Herzog Kasimir, von Oels Herzog Konrad zu Hülfe; 83,000 Mann, ein der Zahl nach geringeres aber immerhin starkes und durch gemeinsamen Geist einigeres Heer als das der Gegner, waren auf der Seite des Ordens. Zwischen Grün-

berg oder Grünewald und Tannenberg kam es (15. Juli) zur Schlacht.

Am Morgen des entscheidenden Tages sandte der Hochmeister zwei Herolde, den einen mit dem kaiserlichen Adler in goldnem Felde, den andern mit dem pommerischen rothen Greif in weißem Felde auf der Brust geziert, jeden ein bloßes Schwerdt tragend, von denen das eine in Blut getaucht war, an den König, ihm die Wahl zwischen beiden und so die Entscheidung über Krieg und Frieden überlassend: Jagal erwählte den Krieg, dessen günstigen Ausgang er durch inbrünstiges Gebet herbeizuführen bemüht war. Witowd mit seinen Litthauern begann auf dem rechten Flügel die Schlacht, die geraume Zeit schwankend sich endlich für den Orden zu entscheiden schien. Das Panier des heiligen Georg, um das sich Litthauer, Russen, und Tataren reihten, ging verloren, ihre Reihen verwirrten sich, und als der Hochmeister die Seinen durch frische Schaaren verstärkt wieder angreifen ließ, ergriff der größte Theil die Flucht und verbreitete in der Heimath das Gerücht von einer Niederlage. Nur die Russen hielten theilweise Stand und schlossen sich an den linken Flügel an. Nun erst erschien Jagal selbst in der Schlacht, und da die den Flüchtigen nachgeeilten Verfolger die feindliche Linie geschwächt hatten, so wendete sich das Glück auf die Seite der Polen. Doch gab Ulrich die Hoffnung zum Siege noch nicht auf und rückte mit sechzehn Schwadronen auf den König selbst los. Hier entstand ein heftiger Kampf. Dippold von Kekeritz, ein tapferer Lausitzer, wagte sich an den König selbst, wurde aber von Jagal's Schreiber, Sbigneus Olesnicki, mit einer in der Hast ergriffenen zerbrochenen Lanze vom Pferde geworfen und vom Gefolge getödtet. In diesem entscheidenden Augenblicke gab die böhmische Schaar von 800 Rittern, die Trautenau befehligte, den Ausschlag. In plötzlichem Angriff wurden die Leute des Ordens geworfen, Ulrich selbst der tapfer gefochten hatte getödtet, und durch ungeordnete Flucht des Ordensheeres der Tag entschieden. An 600 Ritter und 40,000 Krieger geringeren Ranges, und 60,000 Polen bedeckten den Wahlplatz. Einundfünfzig Fahnen und viele tausend Gefangene fielen dem Sieger in die Hände, das ganze feindliche Lager wurde seine Beute. Der Feind wurde nicht verfolgt; die Plünderung des Lagers und die Erquickung nach der den ganzen Tag über gefochtenen Schlacht war die nächste Thätigkeit der Sieger. Dann wurden am andern Morgen Dankgebete angestimmt, für die Beerdigung der Todten und die Pflege der Ver-

mit dem Concilium die Reformation durchführen sollte, in welchen zwar wesentliche Gegenstände der Kirchenverwaltung zur Sprache gebracht waren, aber gerade die disciplinarischen und dogmatischen Wünsche gar nicht berührt wurden, und am 8. Nov. bezogen hierauf die dreiundzwanzig Cardinäle und die dreißig Deputirten der Nationen das zum Conclave eingerichtete Kaufhaus. Es war zwar erlaubt, auch einen Prälaten zu wählen, der nicht Cardinal war, und anfangs schienen die Nationen unter sich zu wetteifern; bald aber gaben zuerst die Deutschen, dann die Engländer den mit den Cardinälen verbundenen Italienern nach, die am längsten widerstrebenden Spanier nnd Franzosen mußten folgen, und so wurde schon am dritten Tage (11. Nov.) der Cardinaldiacon Otto Colonna wie durch göttliche Inspiration von allen Stimmen gewählt. Er nannte sich Martin V. Der Jubel über diese glückliche Beendigung der Kirchenspaltung durch die Wahl eines keiner Partei unlieben Mannes, dem nichts als seine Anhänglichkeit an Johann XXIII. vorgeworfen werden konnte, war allgemein. Noch an demselben Tage fand seine Inthronisirung und am zehnten Tage die Salbung und Krönung statt.

Unter der übrigen Thätigkeit des neuen Papstes dürfte besonders seine Parteilichkeit gegen den polnischen König und seinen Vetter zu erwähnen seyn, indem der Dominikanermönch Johann von Falkenberg, der in einer Schrift es als ein höchst verdienstliches Werk aufgestellt hatte, wenn sich die ganze Christenheit zur Vertilgung der Polen und ihres Königs verbände, durch Martin V. eine Revision und mildere Behandlung seines Prozesses erhielt, während auch die von Jean Petit ausgesprochene Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes von ihm nicht weiter angefochten wurde. War er jedoch nicht aus eigener Neigung sondern um größerer Unordnung vorzubeugen und vielleicht auch durch andern Einfluß zur Nachsicht bewogen worden, so wurde in der böhmischen Sache die schon bei diesem Volke vorhandene Erbitterung durch ein hartnäckiges Beharren auf dem früher ergriffenen Wege noch gesteigert. Eine allgemeine Unzufriedenheit aber zeigte sich über die schlechte Erfüllung der Erwartungen und Versprechungen von einer Reformation. Jetzt wendeten sich auch die Franzosen an den König und baten ihn zur Beschleunigung der Reformation zu wirken. Siegmund erinnerte sie an die frühere Zeit, als sie ihn im Stiche gelassen hatten. Seine Stellung war seit der Wahl des Papstes viel unbedeutender geworden. Die Deutschen

nenberg, und der Orden, welcher den ſtandhaften Heinrich Reuß von Plauen (16. Nov.) zum Hochmeiſter wählte, gewann die meiſten verlorenen Burgen wieder und ſchloß (1411 Febr. 1.) einen ewigen Frieden zu Thorn, durch welchen Schamayten an Wladislav Jagello und Witowd während ihrer Lebenszeit zurückfallen, nach ihrem Tode aber im Beſitz des Ordens wieder verbleiben und 100,000 Schock Groſchen für die Löſung der Gefangenen gezahlt werden ſollten.

Aber dieſer Friede wehrte die tieferen traurigen Folgen des Krieges nicht ab. Im Gefolge deſſelben waren hohe Steuern, Münzverſchlechterungen, und innere harte Maaßregeln zur gewaltſamen Unterdrückung der im Lande hierüber entſtandenen Unzufriedenheit. Der polniſche König fand als chriſtlicher Fürſt bei dem Papſt und dem nun auch zum römiſchen König erwählten immer geldbedürftigen Siegmund freundliches Gehör und weder den Bannſtrahl noch die Hülfe des Reiches hatte der Pole fürder bei neuem Unrecht zu fürchten. Die Vollziehung des Friedens bot ſtäten Streit zwiſchen beiden. Da ließ der Comthur Heinrich Reuß, des Hochmeiſters Bruder, in Danzig den Bürgermeiſter Konrad Lezkau, nebſt den meiſten andern Rathmannen, verrätheriſch zu einem Gelage auf das Schloß laden und hier ermorden, ohne deßhalb vom Hochmeiſter beſtraft zu werden. Offener Aufſtand brach aus, und Heinrich ſah ſich genöthigt anzuordnen, daß von nun an zwanzig der Vornehmſten vom Adel und ſiebenundzwanzig Bürger als Landesrath dem Hochmeiſter und den Gebietigern zur Seite ſtehen ſollten. Die Unzufriedenheit mit ſeiner kräftigen aber auch rückſichtsloſen Regierung griff aber auch unter dem Orden ſelbſt um ſich und Heinrich Reuß wurde (1413 Okt. 14.) durch das Ordenscapitel zu Marienburg abgeſetzt. An ſeine Stelle trat ſein Gegner, der Ordensmarſchall Michael Küchmeiſter von Sternberg. Dieſer von geringerem Adel als ſein Vorfahr hatte nicht minder mit einer Partei im Orden, die ſeinem Vorfahren zugethan war, und mit den auswärtigen Händeln zu thun. Schon Heinrich Reuß hatte auf einen Ausſpruch Siegmund's compromittirt, aber der zu Ofen gefällte Spruch war dem Vortheil des Ordens eben ſo wenig günſtig als der Friede von Thorn, und der polniſche König benützte die innere Bedrängniß des Ordens, um (1414 Juli 18.) den Krieg zu erneuern und ins Ordensgebiet einzufallen. Da wandte ſich der Orden an das Concil, und dieſes berief beide Theile vor ſeinen Richterſtuhl.

Die Sache wurde erſt im Mai 1415 vorgenommen. König

Gegen den mächtigen Mailänder Herzog Philipp Maria Visconti trat Siegmund in seiner Unterstützung der ihrer Städte beraubten Herren sehr behutsam auf, mit Venedig war noch von alter Zeit her Feindschaft, die von den trotzigen Republikanern auch nicht sonderlich schwer getragen wurde, und Siegmund's Einmischung in die holländischen Angelegenheiten, wo die burgundische Macht immer weiter vorwärts drang, gab nur dem innern Kriege neue Nahrung ohne etwas dem Reiche Ersprießliches auszurichten. Immer tiefer sank das Ansehen des Reiches und in diesen Gegenden, welche schon längst kein Reichsoberhaupt mehr gesehen hatten, wurde die französisch-burgundische Herrschaft, die mit klugem Bedacht vordrang, immer bedeutender.

Nun erfolgte endlich, nachdem noch Pavia für den Ort des nächsten Concils und als Zeit das fünfte Jahr festgesetzt worden war, die Auflösung des Concils und (16. Mai) die Abreise des Papstes Martin, der in Rom, dem Patrimonium St. Petri, seinen Sitz zu nehmen beschloß. Als Martin am Pfingstmontag auf weißem Rosse, dessen Zügel links der römische König zu Fuß einhergehend, rechts der brandenburgische Markgraf Friedrich führte, unter einem Traghimmel, den vier Grafen trugen, in kostbarem Meßgewand mit herrlicher Tiara auf dem Haupte, mit aller seiner Geistlichkeit und großer Menge Volks aus Constanz ausgezogen war, worauf auch Siegmund (21. Mai) und die anderen Gäste die Stadt verließen, trat in der kleinen Stadt, die auf einige Jahre der Mittelpunkt der ganzen Christenheit gewesen war, wieder die frühere Ruhe und Gewöhnlichkeit ein. Das mächtige Schauspiel, das hier König, Herzoge, Grafen, Herren, Geistliche aller Art, und jede Art ungeistlichen Wesens versammelt hatte, war zu Ende, und man fragte sich billig, was erreicht war. Offenbar nur Eines, die Herstellung der Einheit, die Aufhebung des Schisma's. Was aber in reformatorischer Hinsicht geschehen war, konnte so gut als nicht geschehen betrachtet werden, indem die Concordate wie schon gesagt weder auf Disciplin und Glaubenslehre weit eingingen, noch von den Völkern die sie betrafen als gültig angesehen wurden. Daß es aber unmöglich sey, in einer solchen Versammlung zu gemeinschaftlicher Feststellung zweckmäßiger Glaubensvorschriften zu kommen, oder auch, daß eine allgemeine gültige Norm nur im Allgemeinsten könne ausgesprochen nie aber bis ins Einzelnste verfolgt werden, und daß sie in ihrer Anwendung auf verschiedene Völker und Himmelsstriche müsse nothwendig modificirt werden, das hatte man in der Constanzer Versammlung nicht erkannt.

Denn die Vereitelung der reformatorischen Erwartungen schien offenbar nur dem Umstande zuzuschreiben, daß man den Papst zu früh gewählt hätte, so daß also bei Vermeidung dieses Fehlgriffes ein besseres Resultat unfehlbar erreicht worden wäre. Die Wiederherstellung des römischen Pontifikats, die Ueberzahl der aus den Italienern genommenen Cardinäle, konnte aber von den Römern immerhin als ein erfochtener Sieg angesehen werden; und der schwache Versuch, den die Nationen machten, aus ihrer Mitte einen Papst gewählt zu sehen, bedeutete gar nichts gegen den von den Cardinälen faktisch errungenen Vortheil.

Die nächsten Folgen des Concils waren für Deutschland die traurigen Hussitenkriege. Die Böhmen fanden sich durch die Hinrichtung des Huß und Hieronymus sowohl als Anhänger derselben Lehre gekränkt als auch als Landsleute derselben. Denn auch die dem alten Glauben noch fest anhängenden Böhmen sahen doch in dem Verfahren gegen sie eine Verfolgung, die sie der Abneigung der Deutschen zuschrieben. An der Spitze der dem Huß fest anhängenden Partei stand sein Gutsherr Nikolaus Hussinecz, der sich (1417 April 15.) zu König Wenzel begab und die Einräumung einiger größerer Kirchen begehrte, um daselbst das Abendmahl nach ihrer Weise halten zu können. Wenzel hatte bisher dem ganzen Fortgang der Sache mit seiner gewöhnlichen Indolenz zugesehen, gab auch jetzt dem Nikolaus, der mit großem Gefolge vor ihm aufgetreten war, eine vertröstende aber gütige Antwort, sagte ihm aber nachher: Du hast deinen Faden zwar sehr fein gesponnen, meine Augen sind aber nicht so blöde um ihn zu verkennen, und nimm dich in Acht, daß nicht am Ende ein Strick für deinen eigenen Hals daraus wird. Da man wußte, daß Wenzel, wenn er einmal drohe, seine Drohungen auch zu erfüllen pflege, zog sich Nikolaus zurück, und trug nun in einer auf dem Berg Hradistie, den man hinfort nach der Schrift den Berg Tabor nannte, gehaltenen Versammlung seiner Glaubensgenossen auf Wahl eines ihnen gleichgesinnten Königs an. Der Prediger Koranda aber hintertrieb dieß, indem er zeigte, daß gerade Wenzel, der lebendigtodte, für sie der geeignetste König sey. Seit dieser Zeit fing neben dem Namen Hussiten auch der der Taboriten an aufzukommen, indem die strengen Anhänger der Lehre des Huß auf diesem Berg ihr Abendmahl feierten und eine feste Stadt erbauten. Wenzel fürchtete nun alles Ernstes Absetzung oder Gefangenschaft, die er schon zweimal erfahren hatte, entfernte sich von Prag nach dem neuen

Schloß Wenzelstein oder Kunratitz, eine Stunde von Prag, und wandte sich an seinen Bruder mit der Bitte um Hülfe. Nach seiner Entfernung aber bekam die hussitische Partei noch mehr Lust, sie hielt in der Stadt selbst Umzüge unter Vortragung ihres Symbols, des Kelches, und Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen und Mönche fingen an. Die vom Concil geschehenen Schritte, wodurch das Verfahren gegen Huß gerechtfertigt, viele einzelne Böhmen als Ketzer erklärt, sie aber insgesammt aufgefordert wurden, von ihren Irrlehren abzulassen, goß Oel in die Flamme. Da trat auch Ziska eigentlich Johann von Trocznowa, ein Böhmischer von Adel, dessen Schwester durch einen Mönch geschändet worden war, und der sich im Kriege versucht, und bei Tannenberg ein Auge verloren hatte, bei Wenzel, dessen Kämmerer er war, in großen Gnaden, an die Spitze der Hussiten. Wenzel hatte den Prager Bürgern befohlen, ihre Waffen abzulegen und sie ihm zu überbringen. Da rieth ihnen Ziska, sie anzulegen und so vor ihm gleichsam seinen Befehl ungeschickt wörtlich auslegend zu erscheinen; da würde Wenzel gerne sie mit sammt ihren Waffen wieder gehen heißen; was auch geschah. Seitdem war Ziska der Mann des Volkes. Als nun (1419 Juli 30.) Ziska selbst eine Prozession mit dem Kelche von der Kirche bei Mariaschnee nach der St. Stephanskirche vor dem Neustädter Rathhause, dessen früher calixtinischer Rath von Wenzel entsetzt und mit lauter Männern von der Gegenpartei besetzt worden war, vorbeiführte, wurde auf dem Rückwege aus dem Rathhause auf den Träger des Kelches ein Stein geworfen. Sofort stürmte die entrüstete calixtinische Schaar das Rathhaus und warf die Rathsherrn zum Fenster herab. In der ganzen Stadt wurde Alles unter die Waffen berufen, viele ergriffen aus Furcht die Flucht, und die Neustadt wählte sich einstweilen vier Hauptleute. Wenzel gerieth über diese Nachrichten in heftigen Zorn, wollte im ersten Augenblick seinen Mundschenken, der sagte: Schon vor drei Tagen habe ich gewußt, daß es so kommen werde, umbringen, und beschloß eine gänzliche Vertilgung aller Wykleffiten und Hussiten. Einige Räthe des Königs, die dem Kelch zugethan waren, unterhandelten mit dem Rath der Altstadt, um die Gemeinde der Neustadt zu bewegen, sich vor dem König wegen ihrer Freveltat zu demüthigen, worauf ihnen der König Verzeihung schenken und die neue Schöffenwahl genehmigen sollte; während aber diese Sachen zu Stande kamen, starb Wenzel am Schlag (16. Aug.), noch ehe der fürchterlichen Gährung hätte abgeholfen werden können. Als

Denn die Vereitelung der reformatoriſchen Erwartungen ſchien offenbar nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß man den Papſt zu früh gewählt hätte, ſo daß alſo bei Vermeidung dieſes Fehlgriffes ein beſſeres Reſultat unfehlbar erreicht worden wäre. Die Wiederherſtellung des römiſchen Pontifikats, die Ueberzahl der aus den Italienern genommenen Cardinäle, konnte aber von den Römern immerhin als ein erfochtener Sieg angeſehen werden; und der ſchwache Verſuch, den die Nationen machten, aus ihrer Mitte einen Papſt gewählt zu ſehen, bedeutete gar nichts gegen den von den Cardinälen faktiſch errungenen Vortheil.

Die nächſten Folgen des Concils waren für Deutſchland die traurigen **Huſſitenkriege**. Die Böhmen fanden ſich durch die Hinrichtung des Huß und Hieronymus ſowohl als Anhänger derſelben Lehre gekränkt als auch als Landsleute derſelben. Denn auch die dem alten Glauben noch feſt anhängenden Böhmen ſahen doch in dem Verfahren gegen ſie eine Verfolgung, die ſie der Abneigung der Deutſchen zuſchrieben. An der Spitze der dem Huß feſt anhängenden Partei ſtand ſein Gutsherr Nikolaus Huſſinecz, der ſich (1417 April 15.) zu König Wenzel begab und die Einräumung einiger größerer Kirchen begehrte, um daſelbſt das Abendmahl nach ihrer Weiſe halten zu können. Wenzel hatte bisher dem ganzen Fortgang der Sache mit ſeiner gewöhnlichen Indolenz zugeſehen, gab auch jetzt dem Nikolaus, der mit großem Gefolge vor ihm aufgetreten war, eine vertröſtende aber gütige Antwort, ſagte ihm aber nachher: Du haſt deinen Faden zwar ſehr fein geſponnen, meine Augen ſind aber nicht ſo blöde um ihn zu verkennen, und nimm dich in Acht, daß nicht am Ende ein Strick für deinen eigenen Hals daraus wird. Da man wußte, daß Wenzel, wenn er einmal drohe, ſeine Drohungen auch zu erfüllen pflege, zog ſich Nikolaus zurück, und trug nun in einer auf dem Berg Hradiſtie, den man hinfort nach der Schrift den Berg Tabor nannte, gehaltenen Verſammlung ſeiner Glaubensgenoſſen auf Wahl eines ihnen gleichgeſinnten Königs an. Der Prediger Koranda aber hintertrieb dieß, indem er zeigte, daß gerade Wenzel, der lebendigtodte, für ſie der geeignetſte König ſey. Seit dieſer Zeit fing neben dem Namen Huſſiten auch der der **Taboriten** an aufzukommen, indem die ſtrengen Anhänger der Lehre des Huß auf dieſem Berg ihr Abendmahl feierten und eine feſte Stadt erbauten. Wenzel fürchtete nun alles Ernſtes Abſetzung oder Gefangenſchaft, die er ſchon zweimal erfahren hatte, entfernte ſich von Prag nach dem neuen

Schloß Wenzelstein oder Kunratitz, eine Stunde von Prag, und wandte sich an seinen Bruder mit der Bitte um Hülfe. Nach seiner Entfernung aber bekam die hussitische Partei noch mehr Luft, sie hielt in der Stadt selbst Umzüge unter Vortragung ihres Symbols, des Kelches, und Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen und Mönche fingen an. Die vom Concil geschehenen Schritte, wodurch das Verfahren gegen Huß gerechtfertigt, viele einzelne Böhmen als Ketzer erklärt, sie aber insgesammt aufgefordert wurden, von ihren Irrlehren abzulassen, goß Oel in die Flamme. Da trat auch Ziska eigentlich Johann von Trocznowa, ein Böhmischer von Adel, dessen Schwester durch einen Mönch geschändet worden war, und der sich im Kriege versucht, und bei Tannenberg ein Auge verloren hatte, bei Wenzel, dessen Kämmerer er war, in größer Gnaden, an die Spitze der Hussiten. Wenzel hatte den Prager Bürgern befohlen, ihre Waffen abzulegen und sie ihm zu überbringen. Da rieth ihnen Ziska sie anzulegen und so vor ihm gleichsam seinen Befehl ungeschickt wörtlich auslegend zu erscheinen; da würde Wenzel gerne sie sammt ihren Waffen wieder gehen heißen; was auch geschah. Endem war Ziska der Mann des Volkes. Als nun (1419 Juli 30.) Ziska selbst eine Prozession mit dem Kelche von der Kirche bei Mariaschnee nach der St. Stephanskirche vor dem Neustädter Rathhause, dessen früher calixtinischer Rath von Wenzel entsetzt und mit lauter Männern von der Gegenpartei besetzt worden war, vorbeiführte, wurde auf dem Rückwege aus dem Rathhause auf den Träger des Kelches ein Stein geworfen. Sofort stürmte die entrüstete calixtinische Schaar das Rathhaus und warf die Rathsherrn zum Fenster heraus. In der ganzen Stadt wurde Alles unter die Waffen berufen, viele ergriffen aus Furcht die Flucht, und die Neustadt wählte sich einstweilen vier Hauptleute. Wenzel gerieth über diese Nachrichten in heftigen Zorn, wollte im ersten Augenblick seinen Mundschenken, der sagte: Schon vor drei Tagen habe ich gewußt, daß es so kommen werde, umbringen, und beschloß eine gänzliche Vertilgung aller Wykleffiten und Hussiten. Einige Räthe des Königs, die dem Kelch zugethan waren, unterhandelten mit dem Rath der Altstadt, um die Gemeinde der Neustadt zu bewegen, sich vor dem König wegen ihrer Frevelthat zu demüthigen, worauf ihnen der König Verzeihung schenken und die neue Schöffenwahl genehmigen sollte; während aber diese Sachen zu Stande kamen, starb Wenzel am Schlag (16. Aug.), noch ehe der fürchterlichen Gährung hätte abgeholfen werden können. Als

seinen Erben und Nachfolger betrachtete man den König Siegmund, dessen Antheil am Concil, insbesondere das dem Johann Huß nicht geleistete freie Geleit, den Böhmen insgesammt kein Vertrauen gewähren konnte.

Nun begann ein fürchterlicher Gewaltzustand; gegen Kirchen und Klöster, Bilder und Orgeln, Mönche und Nonnen wurde von den Hussiten schonungslos gewüthet, das Karthäuserkloster (18. Aug.), dessen Mönchen insbesondere die gegen Huß bewiesene Ungerechtigkeit Schuld gegeben wurde, niedergebrannt, von Nikolaus Hussinecz und Ziska ganz Prag mit Ausnahme des Schlosses und eines Theils der kleinen Seite besetzt, und während die Prager mit der Königin Wittwe (5. Nov.) sich zu einem fünfmonatlichen Waffenstillstand vertrugen, von Ziska, der den Vertrag verwarf, der Krieg gegen die katholischen Landherren und Städte fortgesetzt. Hiezu berechtigten ihn die von den Katholischen und Deutschen gegen die Hussiten ausgeübten Frevel, wie denn die deutschen Bergleute in kurzer Zeit an 1600 Hussiten theils todt theils lebendig in die Schachte warfen und der hussitische Priester Johann Naakuasa von den bayrischen Söldnern, die dem Herrn Raczko von Riesenberg gegen Klattau zu Hülfe waren, an einen Baum mit Riemen, die durch seine durchstochenen Hände gezogen waren, angebunden und verbrannt wurde. Siegmund's Ankunft (December) machte die Sache nicht besser. Er empfing die Abgeordneten von Prag zu Brünn, verzieh ihnen zwar ihre Empörung, verwies sie ihnen aber scharf, gebot, daß sie alle Ketten von den Straßen wegnehmen, die Verschanzungen gegen das Schloß niederreißen, und die Geistlichen in Ruhe lassen sollten, und entsetzte alle der hussitischen Lehre zugethanen Beamten ihrer Stellen. Wahrscheinlich weil er Prag nicht für sicher genug hielt, ging er nach Schlesien, ließ daselbst (1420 März 11.) Montag nach Oculi, einundzwanzig Bürger, die sich gegen den Rath empört und ihn ebenfalls zum Fenster hinabgestürzt hatten, enthaupten, und den Prager Hussiten Johann von Craſa, der sich Geschäfte halber zu Breslau aufhielt, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen. Den Zdenko von Wartemberg, einen der angesehensten Prager Hussiten, zog er auf seine Seite und glaubte sich an ihm einen treuen Anhänger erworben zu haben, hatte sich aber darin schwer getäuscht. Gegen alle diese Schritte setzten sich die Prager zur Wehre, verbanden sich zur Vertheidigung ihrer Religion mit Gut und Blut, bestellten vier Hauptleute, und trafen Anstalten zu gewaffnetem Widerstande. Durch

Boten und Briefe wurde das ganze Land gegen Siegmund, den Nationalfeind, aufgeboten. Mit einem ansehnlichen Heere zog Siegmund vor Prag (11. Juli), sein väterlich Erbe, griff es an, wobei das Schimpfwort: Kätzer gegen die Böhmen von dem königlichen Heer (vielleicht zuerst) gebraucht wurde, wurde aber von dem aus Tabor zu Hülfe gerufenen Ziska (14. Juli) mit großem Verluft zurückgetrieben, und durch ein Weib (19. Juli) sein Lager in Brand gesteckt. Nun kam es da Siegmund immer noch hoffte durch den Weg der Güte mehr zu gewinnen zu Unterhandlungen, bei denen die Prager vier Artikel, die auch später als die Grundlage ihres Glaubens angesehen wurden, als die unerläßliche Bedingung ihrer Unterwerfung aufstellten. Diese waren, daß 1) das Wort Gottes im Reiche Böhmen frei ohne Jemandes Hinderniß von den Priestern verkündiget werde, 2) daß das Sakrament des Abendmahls frei unter beiden Gestalten, nämlich Brod und Wein, allen Christgläubigen, die in keiner Todsünde befangen seyen, ausgetheilt werde, 3) daß dem Klerus der Besitz und die Rechtspflege zeitlicher Güter genommen und sein Wandel nach dem apostolischen und evangelischen Beispiel eingerichtet werde, 4) daß alle Todsünden, und besonders öffentliche und dem Gesetz Gottes zuwiderlaufende Sünden, in jedwedem Stande, nach Gebühr und Recht von denen, welchen es zusteht, gebessert und gestraft werden. Siegmund aber verwarf diese Bedingungen, indem er die Kehrseite dieser Artikel, von denen nur die Forderung des Kelches unverfänglich und ohne der Geistlichkeit zu schaden annehmbar gewesen wäre, wohl einsah, ihnen bemerkte, wie sich hinter der Freiheit des Predigens nur die Frechheit verstecke, mit welcher jeder, Schuster und Schneider, sich zu predigen anmaße, der Forderung des Kelches entgegensetzte, daß Gott selbst sich das Brod des Lebens nenne, welches ja ohne Blut nicht existiren könne, folglich das Blut schon in sich begreife, in der dem Klerus bestimmten Entziehung weltlicher Güter und Rechtspflege nur Raubsucht erkannte, und endlich auf das Widersinnige des letzten Artikels, der die mit Todsünde behafteten Menschen auch zu Richtern über ihres Gleichen erhub, aufmerksam machte. Ohne sich hierüber jedoch in weitläuftige und fruchtlose Disputation einzulassen, beschloß er seine Krönung im Prager Schloß (28. Juli) zu beschleunigen, und ging dann nach kurzem Aufenthalt, während dessen er den Hussiten durch die Wegnahme goldener und silberner Geräthe aus den Tempeln neuen Stoff zu gehässigem Vorwurf gegeben hatte, nach Kuttenberg, von wo er die

ohnedieß nach dem Abzug sich sehnenden deutschen Hülfsvölker entließ. Dann begab er sich nach Ungarn.

Zwischen den Pragern und den Taboriten brachen nun Religionsstreitigkeiten aus, indem jene dem alten Ritus noch zugethan blieben, nur den Kelch sich vindicirten, die Taboriten hingegen von keiner kirchlichen Autorität als der Schrift etwas wissen wollten, die Meßgewänder, die Tonsur, das Chrisma verwarfen, zur Feier des Abendmahls keine besonders bestimmten Geräthe erlaubten, keine Heiligenbilder, Orgeln, Weihkessel, Ohrenbeichten, letzte Oelung und Anbetung der Heiligen zuließen. Alle Klöster in Prag bis auf vier wurden zerstört, und da sich die Prager dem Niederreißen der Kirchen widersetzten, so zogen die Taboriten (22. Aug.) größtentheils mit Ziska ab, und übten gegen Kirchen und Klöster überall auf dem Lande die größte Gewaltthat. In Prachatiz verbrannten sie neunhundert Flüchtlinge zugleich mit der Kirche. Selbst das Versprechen, die Lehre der Hussiten annehmen zu wollen, half nichts; es sey die Zeit der Rache, sagte Ziska, nicht des Erbarmens. Besonders wurden auch die Güter der katholisch- und königlichgesinnten Landherren, wie Ulrich von Rosenberg's, von ihnen mit aller Erbitterung heimgesucht. Die Prager aber mit den zurückgebliebenen Taboriten, und mit den Einwohnern von Saatz, Laun und Slan, belagerten Wischerad, luden auch den Hinko Krussina und den Viktorin von Kunstat mit den Hussiten, die sich Orebiten nannten, zu sich, und gaben diesen den Oberbefehl. Siegmund kam in langsamem Zuge aus Ungarn zu Hülfe, während in der Burg der äußerste Mangel herrschte und bereits die Zusage der Ergebung, wenn bis Allerheiligen kein Entsatz komme, gemacht worden war. Da wurde Siegmund, der die tapfern Mähren durch Hohn zum übereilten blos ihre Todesverachtung zu bewähren bestimmten Angriff gegen die Feinde reizte, von den mit eisenbeschlagenen Dreschflegeln bewaffneten Böhmen (31. Okt.) geschlagen und das Schloß hierauf erobert und zerstört. Um sich schadlos zu halten, ließ Siegmund die Güter Viktorin's von Kunstat und seines Bruders verwüsten, das andere Prager Schloß aber mit Lebensmitteln wohl versehen. Da beschlossen die Prager gemeinsam mit den Taboriten einen eigenen König zu wählen, den man dem Siegmund entgegensetzen könne. Zuerst verfiel man auf den Polen Wladislaw Jagello, der es aber kurz weg ablehnte, auch aus dem Grunde des über Böhmen verhängten Interdikts, dann aber zeigte sich sein Bruder Siegmund Korybut geneigt zur Uebernahme. Ge-

Landherren und Adeligen noch von Ziska und den Taboriten als König anerkannt wurde. Da nun die Reichsinsignien aus Prag hinweg, erst nach dem Karlstein, und von da in größtem Geheim nach Welhartice im Prachiner Kreis gebracht wurden, so suchten die Prager Karlstein zu erobern, lagen aber sechs Monate vergeblich davor, während Ziska und die Taboriten damals zuerst in die Nachbarlande Streifzüge machten. Siegmund, der sich noch nicht lange vorher mit seiner Gemahlin Barbara, einer gebornen Gräfin von Cilly, auf Fürbitte seiner zärtlich geliebten Tochter Elisabeth ausgesöhnt hatte, knüpfte damals durch die Vermählung derselben mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich dieses mächtige Fürstenhaus an sein Interesse. Aber auch das ganze Reich sollte zur Bezwingung Böhmens ihm zu Hülfe ziehen. Er hatte daher einen Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, wohin alle Kurfürsten, die meisten andern Fürsten, Grafen, und Herren, Abgeordnete von wohl 72 Reichsstädten erschienen, und der erste Antrag zu einem gemeinsam zu stellenden Reichsheer gestellt wurde. Es war das die erste sogenannte Reichsmatrikel. Oberster Feldhauptmann des Heeres sollte Markgraf Friedrich von Brandenburg werden, dem in St. Sebaldskirche (4. Sept.) das geweihte Panier übergeben wurde. Auf den 1. Nov. sollte das Heer im Felde seyn. Indessen verzögerte sich dieser Reichszug noch einige Zeit. Damals schon beschloß Siegmund die vom Karlstein nach der Blindenburg in Ungarn gebrachten Reichskleinodien in besseren Gewahrsam bringen zu lassen und ersah hiezu Nürnberg aus. Schon sein Vater Karl soll dieses Versprechen gegeben haben, das auch im Interesse der Kurfürsten war. Der Sage nach bewog der bei Siegmund beliebte Sebald Pfinzing, einer des Raths von Nürnberg, den König zur Erfüllung des Versprechens. Der Rath sandte hierauf auf Siegmund's Verlangen zwei zuverlässige Männer, Siegmund Stromer zur Rosen und Georg Pfinzing, jenes Sebald Sohn, die (1423) nach Ungarn abreisten und (29. März 1424) die Insignien, das sogenannte Heiligthum, zu aller Freude glücklich nach Nürnberg brachten, wo es bis zum Untergange des heiligen Reichs verwahrt wurde.

Der raschen Betreibung des Reichszugs standen aber eine Menge Ursachen im Wege. Siegmund, der nun die Sorge auf andere Schultern gelegt zu haben glaubte, ging vorerst nach Ungarn, welches Land seiner persönlichen Gegenwart bedurfte, dann wollte er mit seinem Schwager Jagello sich ebenfalls persönlich benehmen, um den Beistand welchen die Böhmen von den Polen und Litthauern erwar-

eine sündige Uebertretung der strengen Gebote des Herrn erkannte. Dennoch entwickelten sich entweder oder schlossen sich an sie an, vielleicht aus der Fremde hieher verpflanzt, sogenannte Adamiten, die von der Verwerfung der andern Sakramente, als der Priesterweihe, der Taufe, auch weiter auf das der Ehe schlossen, eine Gemeinschaft der Weiber einführten, und dadurch den ohnedieß wegen ihrer Lehren, nicht aber wegen ihrer Sitten verschrienen Hussiten auch in dieser Hinsicht üble Nachrede zuzogen. Gegen diese sogenannten Adamiten und die im Brot und Wein nur ein Zeichen erkennenden Pikarden (Begharden) zog daher Ziska nicht minder grimmig als gegen Mönche und Nonnen zu Felde und rottete sie in Kurzem, da ihrer auch nicht viele waren, gänzlich aus.

In Prag hatte sich der ehemalige Prämonstratensermönch Johannes des Regiments bemächtigt und ging auf den völligen Untergang aller Anhänger der gemäßigten und vornehmen Partei aus. Die Magister der Universität, die in ihm ihren besondern Gegner erkannten, erklärten ihn für einen heimlichen Begharden und todeswürdigen Ketzer. Der Rath der Altstadt berief ihn deßhalb zur Untersuchung vor sich, und der Mönch voll Zorn erschien (9. Mai) mit zehn seiner Anhänger auf dem Rathhaus, hielt ihnen eine lange Scheltrede und schloß mit den Worten: er wolle die Gemeinde zusammenrufen und den Rath sammt seinen Anhängern zum Fenster hinauswerfen lassen. Allein die Prager Rathsherren, welche wohl sahen, daß es sich hier um sein oder ihr Leben handle, sprangen auf, überwältigten den Mönch und seine Begleitung, und ließen allen von dem Henker die Köpfe abschlagen: darauf gingen sie in der Meinung Ruhe hergestellt zu haben wieder nach Hause. Allein weil das durch die Rinne auf die Straße laufende Blut dem Volk die Sache verrieth, so entstand sogleich ein Aufruhr, das Rathhaus wurde gestürmt, eilf der vornehmsten Bürger ermordet, das Karlscollegium geplündert, die prächtige Bibliothek zerstreut, das Haupt des erschlagenen Johannes von den Weibern mehrere Tage lang mit Klaggeschrei in der Stadt herumgetragen, und die Magister, Herren, Ritter, und Bürger, die sich den Wüthenden nur im Mindesten verdächtig machten, sahen sich genöthigt, ihre Sicherheit außerhalb der Stadt zu suchen.

In diesen Tagen der Verwirrung kam der Litthauer Siegmund Korybut (17. Mai) nach Prag, wo er zwar von der Stadt mit großem Jubel aufgenommen wurde, aber dagegen weder von den

burger Markgrafen ertheilte Reichsfeldherrnwürde unzufrieden gezeigt und dem König in dem Böhmenkrieg große Dienste bereits erzeigt hatte, erhielt auch (1423 Jan. 6.) einstweilen schriftlich die Kurwürde und die Kurlande, worauf (1425 Aug. 1.) die persönliche Belehnung folgte. Dagegen traten nun die übrigen Bewerber zurück, nur Herzog Erich verfolgte noch geraume Zeit selbst mit Fabrikation falscher Dokumente sein angebornes Recht. Durch diese und andere Händel wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Stände von dem Böhmenkrieg zunächst abgezogen und erst als die Gefahr sie selbst anging zu reger Theilnahme veranlaßt.

Siegmund war auch in seiner persönlichen Zusammenkunft mit Jagello (1423 März und April) so glücklich sein früheres Bündniß mit ihm zu erneuern und ihn zu bewegen, daß er dem Korybut befahl sich aus Böhmen zu entfernen. Indessen wurde weder dadurch noch durch des tapfern Ziska Tod die Lage der Dinge wesentlich geändert. Ziska hatte sich mit den Pragern und ihrem Anhange völlig entzweit, hatte (1423 und 1424) den Krieg nicht minder gegen sie als gegen seine andern Feinde mit Tapferkeit und Gewandtheit geführt, hatte sich, obgleich sie (1424) den Korybut wieder bei sich aufgenommen hatten, endlich mit ihnen vertragen und in dieser nun alle Kräfte des Reichs vereinigenden Stellung sogar das Anerbieten Siegmund's erhalten, Regent Böhmens und Oberfeldherr in seinem Namen zu werden; selbst die Aussicht auf die königliche Würde *soll* nicht fern gewesen seyn. Ueber diesen Verhandlungen aber starb Ziska (1424 Okt. 12.) an einer Seuche, bei der Belagerung der Stadt Przibislawa im Czaslauer Kreise. So schmerzlich auch alle Hussiten den Tod ihres Anführers empfanden, so wurde doch ihre kriegerische Kraft selbst durch die Theilung die nun eintrat nicht geschwächt. Die Taboriten blieben zum Theil mit Beibehaltung ihres alten Namens unter dem Befehl des Prokopius Holy, eines früheren Mönchs der schon vorher als tüchtiger Feldherr sich hervorgethan hatte, ein anderer Theil aber nannte sich die Waisen oder Orphaniten, an deren Spitze der kleinere Prokopius stand; die Orebiten unter Hinko Krussina von Kumburg schlossen sich ihnen auch an und bildeten zusammen die fanatische und exaltirte Partei der Hussiten, während die Prager zwar auch zu ihnen gehörten, aber nur den Kelch sich vindicirten, im Uebrigen gegen Papstthum und Priesterthum nicht ankämpften. Unter diesen bekam Johann von Rokyczana damals den größten Einfluß. Unter sich meistens uneinig, waren sie doch gegen jeden

auswärtigen Feind ſtets vereinigt und bildeten ein furchtbares Kriegsheer. Mit ihren Weibern und Kindern zogen ſie gleich den alten Scythen auf Wägen umher, die ſie im Fall der Noth zu einer Wagenburg bildeten, mit der ſie die Feinde in die Mitte einſchloſſen und ohne Erbarmen niederhieben, während die Reiterei mit denen ſich abgab, die außerhalb der Wägen geblieben waren. Eben ſo leicht aber ſchloſſen ſie die Wägen aneinander um ſich von ihnen herab und heraus zu vertheidigen. Dieſe den übrigen Völkern ganz neue Art zu kämpfen, machte ſie zu furchtbaren, ja ganz unüberwindlichen Gegnern. Ihr eigenes Land galt ihnen als das der Verheißung, während ſie ihre Nachbarn, die Meißner, Schleſier u. a., theils Philiſter, theils Idumäer, Moabiter u. ſ. w. nannten. Dieſe Nachbarländer empfanden zuerſt die Nothwendigkeit eines kraftvollen Zuges gegen dieſe Fanatiker. Als der neue ſächſiſche Kurfürſt noch im Jahr ſeiner Belehnung zu Nürnberg (1425) auf einem Reichstag war, fielen ihm die Huſſiten ins Land und ſchlugen bei Brix das ihnen entgegengeſtellte meißniſche Heer. Erſt im nächſten Jahr kam es zu einem großen Zug von Seite Meißens, als die Böhmen die Stadt Außig belagerten und dieſe durch ein ſächſiſch-meißniſches Heer von 20 bis 30,000 Mann entſetzt werden ſollte. Aber auch hier erzeigte ſich die Tapferkeit und Kriegskunſt der Böhmen als überlegen, indem (1426 Juni 16.) die Meißner gänzlich geſchlagen, Außig aber erobert und niedergebrannt wurde. Der Schrecken vor ihnen war ſo groß, daß ſie in ganz Deutſchland keinen Widerſtand gefunden haben würden, hätten ihre innere Zerwürfniſſe einen Eroberungskrieg möglich gemacht. Da mußte ſtatt der vereinzelten Unternehmung ein größerer Zug vom ganzen Reich unternommen werden. Auch boten die Spaltungen der Prager und Taboriten eine günſtige Gelegenheit. Der Papſt ſchickte den Cardinal Heinrich von Wincheſter als Legaten nach Deutſchland, und auf einem Reichstag zu Frankfurt (1427 Febr.) wurde ein Einfall mit vier Heeren beſchloſſen, deſſen erſtes, aus den rheinländiſchen, elſaſſiſchen, ſchwäbiſchen, bayeriſchen, und fränkiſchen Völkern beſtehend zu Nürnberg an Peter und Paulstag ſich ſammeln ſollte. Auch kam das Heer wirklich zuſammen, vereinigte ſich mit den Sachſen unter ihrem Kurfürſten, und rückte vor die kleine Stadt Mies im Pilſner Kreis. Hier aber riß unter dem ganzen deutſchen Heere auf einmal eine ganz unerklärliche Furcht ein, Alles nahm eilig die Flucht in die Wälder, vergebens ſuchte der Cardinallegat von Wincheſter, der bei Tachau zu ihnen

kam, sie zu halten, er wurde selbst mit fortgerissen, und ein schmachlicher Verlust an Mannschaft und Kriegsgeräth bezeichnete diesen Versuch in Böhmen einzudringen. Als im Herbst auf päpstlichen Betrieb wieder ein Reichstag zu Frankfurt gehalten wurde, stellte der brandenburger Markgraf vor, daß man mit diesen zusammengerafften Leuten wie bisher auf keinen ordentlichen Erfolg rechnen könne, sondern dieser nur durch ein wohlbezahltes und geübtes Heer zu erwarten wäre, zu welchem Ende eine gemeinsame Auflage, ein gemeiner Pfennig, in Vorschlag kam, den zu erheben auch zu Heidelberg (1428) beschlossen wurde. Indessen trat in den Hussitenzügen abermals ein Stillstand ein, theils weil Siegmund in Ungarn gegen die Türken zu thun hatte, theils weil die deutschen Stände durch ihre eigenen Angelegenheiten beschäftigt wurden, theils weil zuweilen eine Hoffnung leuchtete, den ganzen Krieg friedlich beigelegt zu sehen. Da die Prager den Korybut (1427) fortgeschickt hatten, und die innern Kämpfe der Parteien kein Ende nahmen, kam es in der That zu Unterhandlungen mit Siegmund, die natürlich, da die Böhmen verlangten, daß Siegmund zu ihrem Glauben übertrete, zu keinem Resultat führten. Dabei dauerten die Streifzüge der Hussiten in die Nachbarländer immerfort, und der ganze Zustand des Reiches sah einer Auflösung vollkommen ähnlich. Siegmund selbst, an der Gicht darnieder liegend, fühlte seine Kräfte vergehen und in unfruchtbaren Bestrebungen sich versplittern; der Landfriede lag gänzlich darnieder, und auf einem Tage zu Preßburg (1429), wohin der König die Fürsten entboten hatte, erklärte er ihnen, daß er des Reiches überdrüssig sey und sich desselben entschlagen wolle, wenn diese Irrungen noch ferner unausgemacht blieben. Doch kam es am Ende zum Versprechen eines (1430) zu Nürnberg zu haltenden Reichstags, zu dem Siegmund selbst zu kommen, das Reichsgericht zu halten und Ordnung im Reiche herstellen zu wollen versprach. Weil aber Siegmund erst spät im Herbst, als die schon im Frühling und Anfang Sommer zusammengekommenen Fürsten großentheils wieder abgereist waren, nach Nürnberg kam, wurde das eigentliche Geschäft des Reichstags erst 1431 Febr. vorgenommen. Dieses bestand aus einem allgemeinen Landfrieden, und einem großen Kreuzzug gegen die Hussiten, auf den hauptsächlich der päpstliche Legat, Julian Cäsarini, mit allem Nachdruck drang, während der brandenburger Markgraf zu gütlichem Vergleich gerathen hatte. So kam denn noch einmal ein Reichszug zu Stande. Wie vor neun Jahren wurde in St. Sebalds-

Kirche dem Markgrafen die Feldherrnstelle durch Ueberreichung des Reichspaniers übergeben, und ein großes Heer zusammengezogen, welches, an 130,000 Mann stark, unter dem Markgrafen und seinen Söhnen, nebst andern Fürsten, und dem Cardinal Julian, auf die Nachricht die Böhmen seyen wieder unter sich zerfallen, in Böhmen einbrach. Als aber die Nachricht kam, die Böhmen seyen im Anzuge, riß bei dem vor Tauß gelagerten Heer abermals ein solcher Schrecken ein, daß die Bayern und Brandenburger sofort davon gingen, der Rest sich zwar auf die dringenden Vorstellungen des Cardinals bei Riesenberg, nicht weit von Tauß, wieder setzte, aber beim Anrücken der Böhmen (14. Aug.) ebenfalls die Flucht ergriff, von welcher der Legat nun auch mit fortgerissen wurde. An 11,000 Deutsche wurden erschlagen, nur 700 gefangen, und alles Geräthe und Geschütz von den Böhmen erbeutet. Dieß war der letzte Versuch, die Hussiten mit Gewalt zu dämpfen; er zeigte weniger die Unbezwinglichkeit des Feindes, der an den Schlesiern und Lausitzern tüchtige Gegner gefunden hatte, als die Untauglichkeit der herrschenden Art des Kriegführens und die Untüchtigkeit der nach bisheriger Art vom Reiche gemeinsam aufgestellten Heere. Der Adel aber, vielleicht im Bewußtseyn seiner persönlichen Tapferkeit sich zu viel vermessend, schob die ganze Schuld des Mißlingens auf die Fürsten und ihre Uneinigkeit, und erbot sich, wenn man einen Adeligen zum Heerführer wähle, nochmals nach Böhmen zurückzukehren, um daselbst zu siegen oder zu sterben. Die Streifzüge der Hussiten dauerten noch fort und Franken, Bayern, das Voigtland, Meißen, Schlesien, ja selbst die Ufer der Ostsee sahen die wilden sonneverbrannten Gesichter der Gefährten des Prokopius Rasus. Wer sich durch eine Geldsumme ihren Besuch vom Halse halten konnte, durfte sich noch glücklich schätzen, sie selbst galten für unbezwinglich.

Was daher der Waffengewalt nicht gelungen war, sollte auf dem Wege gütlicher und friedlicher Besprechung doch zum Ziele führen. Hiezu schien das neue nach Basel ausgeschriebene Concilium am geeignetsten. Da nämlich in Constanz ausgemacht worden war, daß nach fünf Jahren ein neues Concil zu Pavia sollte gehalten werden, war dieß auch wirklich obgleich mit sehr geringer Frequenz erst zu Pavia, dann zu Siena (1423) abgehalten worden, ohne jedoch in Sachen der Reformation etwas zu unternehmen. Das wichtigste war der ebenfalls einem Constanzer Artikel entsprechende Entschluß, sich in sieben Jahren wieder in Basel zu versammeln. Martin V. erließ

daher noch die Bulle zur Eröffnung und bestellte als seinen Legaten daselbst den Cardinal Julian, starb aber (1431 Febr. 20.) noch vor der Eröffnung und hatte nach kurzer Sedisvacanz den Cardinal Gabriel Condolmieri, einen Venetianer, zum Nachfolger, der sich Eugen IV. nannte, und anfangs nicht im Mindesten gegen dieses neue Concil Einwendungen machte. Dieses wurde bei geringer Anzahl (23. Juli) durch Johann Polemar und Johann von Ragusa, als Stellvertreter des Cardinals Julian, eröffnet und ließ sich sogleich in Unterhandlungen mit den Hussiten ein, welche es durch drei Missiven vom 10. Okt. mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit zum Besuch des Concils einlud und versprach sich mit ihnen so lange zu unterreden, bis der heilige Geist beide Theile auf den Weg der Wahrheit führen würde. Von diesem Verfahren des Concils, das hierin der gegen Häretiker zu beobachtenden Consequenz nicht nachgekommen war, nahm der Papst Anlaß, es aufheben und nach Bologna verlegen zu wollen, gerieth jedoch hierüber mit dem nun den zu Constanz errungenen Vortheilen getreu bleibenden Concil in einen Zwiespalt, der nichts Geringeres als eine neue Kirchenspaltung drohte. Neben diesem Streite ging jedoch die Unterhandlung mit den Böhmen ihren gewünschten Gang und führte zu einem Ende der hussitischen Wirren. Denn das Concil ließ sich von der ersten abschlägigen Antwort, welche die Hussiten gaben, nicht abschrecken, und auf einer Besprechung zu Eger (1432 Mai 8.) versprachen endlich die Böhmen nach Basel zu kommen. Weil sie aber trotz aller Versicherungen noch nicht recht trauten, schickten sie erst ein paar Deputirte (Sept. und Oktbr.) gewissermaßen zur Probe hin, um zu sehen, wie diese aufgenommen würden. Dann erst, als diese einen freundlichen Empfang gefunden zu haben berichteten, wurde auf einem großen Landtag zu Prag die Frage besprochen, ob man die Gesandten absenden solle oder nicht. Da die böhmischen Landherren und die Präger oder Calixtiner dafür stimmten, so mußten die Taboriten, Orebiten, und Waisen, welche dagegen waren, nachgeben, und eine Gesandtschaft wurde abgeordnet, theils aus Geistlichen, dem Johann Rokyczana, Petrus Payne aus England, Nikolaus Biscupecz, einem Priester der Taboriten, und Ulrich, einem Priester der Waisen, die zur Disputation bestimmt waren, theils aus einem Gefolge weltlicher Herren bestehend, unter denen der große Prokop die Augen Aller auf sich zog. Ueber Tauß, Cham, Nürnberg, Ulm, Stockach, Schafhausen, gelang-

ten sie sicher nach Basel, wo sie (1433 Jan. 4. Sonntag) unter großem Zulauf des Volkes einzogen.

Es kam nun zu einem merkwürdigen vom 16. Jan. bis 6. März dauernden Wortgefecht, indem erst Johannes Rokyczana den Artikel vom Kelch drei Tage vertheidigte, wogegen Johannes von Raguſa acht Tage lang sprach; Nikolaus Pelrimowsky redete hierauf über Abstellung der Todsünden, und hatte den Aegidius Carlier, Dechant zu Cambray, zum Respondenten; Ulrich vertheidigte die freie Predigt des Evangeliums, worauf Heinrich Kalteisen antwortete; Peter Payne endlich bestritt die Herrschaft und den Besitz weltlicher Güter von Seite der Geistlichkeit, während Johann Polemar sie rechtfertigte. Es zeigte sich am Ende, daß mit Worten hier eben so wenig etwas entschieden werden könne, als bisher mit den Waffen, und man ließ sich hierauf noch bis zum 14. April in freundschaftliche Conferenzen ein, die aber, da die Böhmen immer wieder auf ihre vier Artikel zurückkamen, ebenfalls fruchtlos blieben. Während aber diese Bemühungen keinen Erfolg hatten, war die Gesandtschaft, welche nun vom Concil nach Böhmen geschickt wurde, glücklicher. Denn obgleich es auch hier zu keiner Vereinigung kam, der hauptsächlich die exaltirte Partei, die Taboriten und Waisen, im Wege standen, so wurde doch die zwischen ihnen und den Pragern bestehende Spaltung vortheilhaft benützt, dem Johann Rokyczana die Aussicht auf das Erzbisthum Prag eröffnet, und mit den Pragern oder Calixtinern die Union wenigstens insofern eingeleitet, daß die vier Artikel mit einigen Modifikationen (1433 Nov. 30.) von dem Concil gewährt wurden. Diese hießen die Compaktaten und bildeten nun die Grundlage der neuen böhmischen Kirche.

Mit diesem Auswege, der freilich nur denen erwünscht war, die ein ruhiges bürgerliches Leben dem wilden Kriegs- und Räuberleben vorzogen, waren die Taboriten und ihre Freunde höchst unzufrieden. Da auf einem Landtag zu Prag (1434 Jan.) die Sache sollte ausgeglichen werden, verwarfen die Taboriten geradezu die Anerkennung des Papstes als Oberhaupt der Kirche, wollten von den Compaktaten nichts wissen, und verließen den Landtag. Nun forderte der katholische Adelige Mainhard von Neuhaus die versammelten Stände auf, um den von Prokopius Raſus ausgehenden Unordnungen vorzubeugen, unter denen am Ende das ganze Königreich Böhmen zu Grunde gehen müsse, einen Statthalter aus dem niedern Adel jähr-

lich zu ernennen, der mit einigen Räthen das Land regieren sollte. Dazu wurde Alexius von Riesenberg erwählt, und ihm Mainhard von Neuhaus, Ptaczeck von Lippa, und Czdenko von Welis als Räthe beigegeben. Man besetzte sofort die Altstadt Prag, die Neustadt aber, welche von den Waisen und Taboriten besetzt gehalten wurde, mußte erst mit Gewalt (6. Mai) erobert werden. Der große Prokop lag indessen vor der Stadt Pilsen, dieser eifrigen Anhängerin des alten Glaubens, die er ganz gewiß in seine Hand zu bekommen hoffte. Wie er aber hörte, was in Prag vorgefallen sey, hob er sogleich die Belagerung auf, und wendete sich erst gegen Prag und Kuttenberg, das Gebiet derselben verwüstend, dann eben so den Landherren, besonders den Gütern des Mainhard von Neuhaus zusetzend. Diese boten nun, Katholiken und Kelchbrüder zusammen, ein Heer auf, mit welchem sie dem Prokop entgegenzogen, ihn von Prag abschnitten, und bei dem Dorfe Hrzib unweit Böhmisch Brod und Kaurzim (30. Mai) zu einer Schlacht zwangen. Da die feindliche Reiterei in die Wagenburg eingedrungen war, ehe diese hatte geschlossen werden können, gestaltete sich gleich Anfangs die Schlacht ungünstig, und der Uebergang des taboritischen Reiteroberſten Czapeck entschied völlig. Doch fiel Prokopius erst nach heldenmüthigem Kampfe, seiner frühern Thaten würdig, mit ihm sein Namensgenosse, der Anführer der Waisen, und der Kern des Heeres. Einige Tausend, die der Schlacht entweder entkommen waren oder nicht beigewohnt hatten, wurden unter dem Vorwand, sie in Dienste zu nehmen, in Scheunen gelockt und verbrannt; die übrigen theils auf Tabor selbst theils hie und da im Lande zerstreuten Taboriten zur völligen Niederlegung der Waffen gezwungen, und so diese der Herstellung eines friedlichen Zustandes allein hinderliche Partei zwar nicht ganz vernichtet, jedoch unschädlich gemacht. Aus diesen Resten der einst so kriegerisch-furchtbaren Taboriten gingen später die stillen und friedsamen Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder hervor.

Nun endlich konnte Siegmund hoffen, sein Erbkönigreich zu erlangen. Er hatte an den Bestrebungen des Basler Concils keineswegs jenen jugendlichen Antheil genommen, den er einst zu Constanz gezeigt hatte, dagegen wünschte er noch die höchste Ehre der Christenheit, die römische Kaiserkrone, vor dem Ende seiner Laufbahn sich zu erwerben. Von Nürnberg aus war er (29. Aug. 1431) über Donauwöhrd und Augsburg nach den vorderösterreichischen Ländern abgereist, und zu Mailand (25. Nov.) in der St. Ambrosiuskirche

Uebrigen ſuchte Siegmund ſeinen bis in den Auguſt verlängerten Aufenthalt dazu zu benützen, den Papſt zur Genehmigung des Basler Conciliums zu bewegen.

Eugen IV. hatte nämlich theils weil die Gegend um Baſel nicht ſicher wäre, theils weil der griechiſche Kaiſer Johann Paläologus den Antrag zu einer Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche that, die Kirchenverſammlung aufgehoben und nach Bologna verlegt, allein weder das Concil noch Siegmund wollte dieß zugeben. Jenes confirmirte (1432 Febr. 15.) den Beſchluß der Conſtanzer Verſammlung, daß das Concil über dem Papſt ſey, erklärte Alles für nichtig was der Papſt bisher zum Nachtheil des Concils verfügt hätte und verbot allen Anweſenden, das Concil zu verlaſſen. In ſeiner nächſten Sitzung lud es den Papſt mit ſeinen Cardinälen binnen drei Monaten nach Baſel vor, beſchloß hierauf, wenn Eugen während des Concils ſterben ſollte, daß die neue Papſtwahl nirgends als zu Baſel gehalten werden ſollte, er aber während der Dauer des Concils keine neuen Cardinäle machen dürfe, verbot ferner alle Appellationen von dem Concil an den römiſchen Hof, und ließ (6. Sept.) durch ſeine Fiscäle den Papſt und die Cardinäle des Ungehorſams anklagen, weil er ſeine Aufhebung des Concils noch nicht widerrufen habe. Und da nicht nur das Concil ſelbſt das größte Vertrauen zu der Rechtmäßigkeit ſeiner Schritte hatte, ſondern auch die übrige Chriſtenheit nicht daran zweifelte, ſo ging es immer weiter, und ſetzte (1432 Dec. 18.) dem Papſt einen neuen Termin von 60 Tagen, um binnen dieſer Friſt die Aufhebung des Concils zu widerrufen, widrigenfalls man gerichtlich gegen ihn verfahren würde. Zugleich lud es die Cardinäle bei Verluſt ihrer Beneficien nach Baſel ein und erklärte alle anderswo zu haltenden Zuſammenkünfte für verboten. Als nun Siegmund bei dem Papſte war, brachte er es dahin, daß Eugen (1433 Aug. 1.) die Bulle, wodurch er die bisherigen ohne ſeinen Willen geſchehenen Handlungen des Concils für nichtig erklärte, wieder aufhob, die Verſammlung und ihre Handlungen vom Anfange an vielmehr beſtätigte und verſprach nächſtens neue Legaten nach Baſel zu ſchicken. Obgleich dieſes Verfahren den in Baſel verſammelten Vätern noch keine Bürgſchaft für des Papſtes guten Willen zu gewähren ſchien, ſo verließ doch Siegmund Rom mit der Ueberzeugung, in Sachen der Kirche glücklich gewirkt zu haben. Nicht minder vortheilhaft war es für ihn, daß er mit ſeinen alten Feinden, den Venetianern, einen Frieden gemacht hatte und durch reiche Geld-

ten kein Interesse hatten, weit mehr darauf bedacht waren, ihre Leute zu schonen, als gewaltige Resultate mit großen Opfern zu erzielen. Daher kommt die ganz unglaubige Erscheinung vor, daß man sich achtstündige Gefechte lieferte, in denen von keiner Seite auch nur ein Tropfen Blut versprützt wurde, so sehr waren diese Schlachten nur bloße Scheinkämpfe nach dem Vorbild der Turniere geworden. So unbedeutend daher auch Siegmund's Gefolge war, so konnte es doch in den damaligen Zeiten einen bedeutenden Ausschlag geben, und man sieht, daß seine Anwesenheit den Italienern allerdings bedeutsam war, aber leider nur wie die eines ansehnlichen Condottiere. Von jener andern Achtung, die einst die alten Kaiser gehabt hatten, ja die selbst noch seinem Urgroßvater und dem Bayern Ludwig zu Theil geworden war, ließ sich nichts mehr verspüren. Siegmund mußte sich daher wohl sehnen, aus diesem gedrückten Verhältniß wegzukommen. Hierzu half ihm zuerst der trierische Domscholaster Jakob von Sirck, der nach Rom ging und dem Papst die eigentliche Absicht Siegmund's, die Kaiserkrone zu erhalten, auseinandersetzte, hierauf räumte sein geschickter Kanzler Kaspar Schlick und der ungarische Graf von Kewin, Maticko von Callonz, die übrigen Schwierigkeiten aus dem Weg, indem sie für ihn den gewöhnlichen Eid leisteten, den er selbst zu Viterbo persönlich wiederholen werde, und hierauf versprachen, daß er keine Kriegsvölker, sondern nur seine Hofstatt mitbringen, und wenn er etwa jemand darunter haben sollte, der des Papstes, der römischen Kirche und des Volkes Feind wäre, er solchen auf die Anzeige des Papstes sofort entlassen wolle. Dann lud ihn der Papst nach Rom ein; jedoch erst nachdem zwischen Florenz, Venedig, Mailand, Siena, Lucca (1433 Febr.) Friede geschlossen war, konnte Siegmund (Mai) Siena verlassen und sich nach Rom begeben. Ueber diese dem künftigen Kaiser entgegengestellten Schwierigkeiten bedarf es keiner weitern Erläuterung; es liegt klar am Tage wie heruntergekommen die kaiserliche Gewalt war. In der Pracht, mit welcher das römische Volk, in der väterlichen Zärtlichkeit, mit welcher Eugen ihn empfing, liegt wahrhaftig auch nur die Ehre, die man sich selbst durch höflichen Empfang eines ausgezeichneten Fremden anthut, nicht aber die alte Achtung vor der kaiserlichen Majestät. Drauf erfolgte an Pfingsten (31. Mai) die Kaiserkrönung mit allen herkömmlichen Ceremonien in St. Peterskirche, wobei der Papst die dem vor ihm knieenden Kaiser schief auf dem Haupte sitzende Krone mit seinem Fuß zurecht rückte, nach alter Gewohnheit. Im

ſchwur er und die Geſandten des Conciliums die Feſthaltung der Compaktaten, genehmigte auch die Wahl des Johann Rokyczana zum Erzbiſchof von Prag, hielt (23. Aug.) ſeinen feierlichen Einzug in Prag und empfing (25. Aug.) die Huldigung. Da er aber nach der ſeinem Charakter eigenen Wortbrüchigkeit gleich darauf wieder die katholiſche Religion zu begünſtigen anfing, Mönche und andere verjagte Geiſtliche wieder kommen ließ, und den Rokyczana in ſein Erzſtift einzuſetzen Umgang nahm, ſo zeigte ſich wieder große Unzufriedenheit, die bei längerm Leben Siegmund's ohne Zweifel in einen neuen Bürgerkrieg ausgebrochen wäre. Seine eigene Gemahlin Barbara ward eines geheimen Einverſtändniſſes mit den huſſitiſchen Häuptern verdächtigt und gefangen geſetzt. Er ſelbſt aber ſein nahes Ende mit Gewißheit fühlend reiste von Prag, wo er ſich bedroht glaubte, nach Znaym, ließ ſich hier noch lebend ſein Todtengewand anlegen, und ſtarb mit vollem Bewußtſeyn ſeiner kaiſerlichen Herrlichkeit (1437 Dec. 9.). Die Geſchichte des Reichs ſchließt mit ihm eine wichtige Periode ab; man konnte ihn den letzten ernſtlich gewählten Kaiſer nennen. Seiner erſten Wahl war eine andere entgegengeſtanden, auch nachher noch hatte ſein Bruder den Königtitel geführt. Er war ein mächtiger Fürſt, doch nicht auf eigentlich deutſchem Grund und Boden; ſein väterliches Erbe bekam er erſt kurz vor ſeinem Tode. Mehr als ein Anderer war er daher auf eigene Thätigkeit und den guten Willen des Reiches angewieſen; er ließ es an jenem nicht fehlen, auch genoß er des andern ziemlich. Doch waren die Mittel nicht mehr vorhanden, den allenthalben ſichtbaren Bedürfniſſen zu genügen; ſo fehlte es denn in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung noch mehr als in der erſten an Einklang und Uebereinſtimmung. Daß das Reich im Norden, ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten hin, gänzlich auseinanderfiel, und hier die burgundiſche dort die polniſch-preußiſche Herrſchaft die äußerſten Marken losriß, lag am Tage; aufgegeben waren die Rechte des Reiches freilich nicht, aber faktiſch waren ſie verloren. Siegmund's größter Ruhm bleibt ſeine Bemühung für die Einheit der Kirche, was weiter geſchah, zeigt von ſeiner Seite viel guten Willen, viel Geſchick und Verſtand, mitunter Wortbrüchigkeit und Falſchheit, mehr aber Gutmüthigkeit, Schwäche, und Leichtſinn; die von der Zeit gebotenen Hinderniſſe würden am Ende ſelbſt von größeren Naturen als er war nicht bewältigt worden ſeyn.

Gerade in dieſer Zeit war auch das Mißverhältniß der Baſler Synode und des Papſtes wieder ſtärker geworden. Als die

geſchenke von ihnen aller Reiſekoſten bis nach Deutſchland überhoben wurde.

Indeſſen ſtimmte ihn ſein Aufenthalt in Baſel, wo er (Okt.) mit großen Ehren empfangen wurde, keineswegs günſtig für das Concil. Waren auch die Zeiten ſeiner männlichen Kraft, der er ſich zu Conſtanz gefreut und dort wohl ſelbſt noch im Turnier unerkannt Lanzen gebrochen und ſeine Gegner in den Sand geſtreckt hatte, vorüber, und meldete ſich das Alter mit allen ſeinen leidigen Begleitern, vor Allem der Gicht, wodurch er weniger für die rege Thätigkeit empfänglich und fähig wurde, ſo würde doch ſein bis an das Ende ungebrochener heiterer Geiſt ihm ſeine Dienſte nicht verſagt haben; allein er bemerkte mit Mißfallen, daß das Concil einen Gang einſchlug, der weder der Kirche noch dem Reiche zum Frieden helfen konnte. Nicht nur daß das gegen den Papſt beobachtete Verfahren herausfordernd und angreifend genannt werden konnte und durch den Grundſatz, das Concil ſey über dem Papſt, die Ordnung der katholiſchen Kirche rein aufgehoben und verkehrt werden mußte, ſo hatte das Concil ſich auch in Reichsangelegenheiten gemiſcht, die ganz außer ſeinem Bereich lagen, und die kaiſerliche Würde eben ſo wie die päpſtliche ganz und gar nicht berückſichtigt. Schied nun auch Siegmund von Baſel (1434 Mai 19.) mit der Hoffnung die Zwiſtigkeit mit dem Papſt beigelegt zu haben, wie denn auch den Legaten Eugen's der Vorſitz wieder eingeräumt wurde, ſo verhehlte er demſelben doch nicht, daß in der Kirchenreformation und andern Angelegenheiten noch nur wenig oder gar nichts geſchehen wäre, und die Nachwelt kann auch in den Bemühungen der Baſler Väter nur doctrinäre Tendenzen, die in der Schule nicht aber im Leben ihren Urſprung hatten, erkennen. Der Verfolg des Concils ſelbſt mag dieß am beſten zeigen.

Siegmund's Eifer war jetzt hauptſächlich auf ſeine Erblande Ungarn und Böhmen gerichtet. In Regensburg erſchienen böhmiſche Abgeordnete vor ihm, um ihm zu ſeiner Kaiſerkrönung Glück zu wünſchen; mit ſeiner Anerkennung als König verzögerte es ſich aber noch, indem hierüber erſt auf einem Landtage (1435 Febr.) beſchloſſen wurde, dieſe von vierzehn Artikeln abhängig zu machen, deren wichtigſte die Annahme der Compaktaten und völlige Freiheit der huſſitiſchen Lehre enthielten. Dieſe gewährte der Kaiſer (Juli) ohne allen Anſtand und bis ins nächſte Jahr (1436) wurden alle noch obwaltende Differenzen gehoben. Zu Iglau (8. und 5. Juli) be-

ſchwur er und die Geſandten des Conciliums die Feſthaltung der Compaktaten, genehmigte auch die Wahl des Johann Rokyczana zum Erzbiſchof von Prag, hielt (23. Aug.) ſeinen feierlichen Einzug in Prag und empfing (25. Aug.) die Huldigung. Da er aber nach der ſeinem Charakter eigenen Wortbrüchigkeit gleich darauf wieder die katholiſche Religion zu begünſtigen anfing, Mönche und andere verjagte Geiſtliche wieder kommen ließ, und den Rokyczana in ſein Erzſtift einzuſetzen Umgang nahm, ſo zeigte ſich wieder große Unzufriedenheit, die bei längerm Leben Siegmund's ohne Zweifel in einen neuen Bürgerkrieg ausgebrochen wäre. Seine eigene Gemahlin Barbara ward eines geheimen Einverſtändniſſes mit den huſſitiſchen Häuptern verdächtigt und gefangen geſetzt. Er ſelbſt aber ſein nahes Ende mit Gewißheit fühlend reiſte von Prag, wo er ſich bedroht glaubte, nach Znaym, ließ ſich hier noch lebend ſein Todtengewand anlegen, und ſtarb mit vollem Bewußtſeyn ſeiner kaiſerlichen Herrlichkeit (1437 Dec. 9.). Die Geſchichte des Reichs ſchließt mit ihm eine wichtige Periode ab; man konnte ihn den letzten ernſtlich gewählten Kaiſer nennen. Seiner erſten Wahl war eine andere entgegengeſtanden, auch nachher noch hatte ſein Bruder den Königtitel geführt. Er war ein mächtiger Fürſt, doch nicht auf eigentlich deutſchem Grund und Boden; ſein väterliches Erbe bekam er erſt kurz vor ſeinem Tode. Mehr als ein Anderer war er daher auf eigene Thätigkeit und den guten Willen des Reiches angewieſen; er ließ es an jenem nicht fehlen, auch genoß er des andern ziemlich. Doch waren die Mittel nicht mehr vorhanden, den allenthalben ſichtbaren Bedürfniſſen zu genügen; ſo fehlte es denn in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung noch mehr als in der erſten an Einklang und Uebereinſtimmung. Daß das Reich im Norden, ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten hin, gänzlich auseinanderfiel, und hier die burgundiſche dort die polniſch-preußiſche Herrſchaft die äußerſten Marken losriß, lag am Tage; aufgegeben waren die Rechte des Reiches freilich nicht, aber faktiſch waren ſie verloren. Siegmund's größter Ruhm bleibt ſeine Bemühung für die Einheit der Kirche, was weiter geſchah, zeigt von ſeiner Seite viel guten Willen, viel Geſchick und Verſtand, mitunter Wortbrüchigkeit und Falſchheit, mehr aber Gutmüthigkeit, Schwäche, und Leichtſinn; die von der Zeit gebotenen Hinderniſſe würden am Ende ſelbſt von größeren Naturen als er war nicht bewältigt worden ſeyn.

Gerade in dieſer Zeit war auch das Mißverhältniß der Baſler Synode und des Papſtes wieder ſtärker geworden. Als die

habt und für die Selbstständigkeit desselben gegen den Papst Eugen gearbeitet hatte, auf die entgegengesetzte Seite trat, als ihn König Friedrich III. in seinen Dienst genommen hatte. Er war zu diesem gesendet worden, als Friedrich nach zwei Jahren zu Frankfurt und Aachen die herkömmlichen Förmlichkeiten der feierlichen Erhebung und Krönung nachholte, um ihm im Namen seines Herrn des Papstes Glück zu wünschen, worauf er auf Zureden des Erzbischofs Jakob von Trier den päpstlichen Dienst mit Erlaubniß des früheren Herrn verließ und als Sekretär in Dienste des Königs trat. Friedrich fand als er zum Reiche gekommen war, ein junger Mann von 25 Jahren, eine schwere Aufgabe vor, die große Frage der Kirche, die durch die letzten Schritte der Basler Synode immer verwickelter geworden war, zu lösen, dem ganz aufgelösten Zustand des Reichs wieder einige Haltung zu geben, und seine eigene königliche Würde durch äußere Mittel, die mehr und mehr gebrachen, aufrecht zu halten. Er that das so gut er konnte und so gut er es zu thun wußte.

Dabei war wohl das erste, daß er eine sich darbietende Gelegenheit ergriff, den alten Ansprüchen seines Hauses in den allemannischen Landen wieder Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Eidgenossenschaft, welche sich auf Kosten des Hauses Habsburg bereichert hatte, war nahe dran sich aufzulösen. Zwischen Zürich und Schwyz war über das Erbe des letzten Grafen Friedrich von Toggenburg ein heftiger Zwist entstanden, der die ganze Eidgenossenschaft theilte. Alle anderen Cantone standen gegen Zürich. Für dieses war daher das Haus Habsburg ein natürlicher Bundesgenosse. Friedrich hatte gleich bei seiner Wahl geäußert, daß er die vom Kaiser Siegmund seinem Hause entrissenen Stammgüter demselben wieder zuzuwenden gedenke. Im Aargau war diese Aeußerung von dem Adel zum Theil gerne gehört worden. Die Züricher sandten sofort Gesandte, die dem König von Salzburg aus über Nürnberg, wo er einen stattlichen Fürstentag hielt, nach Aachen nachreisen mußten. In Frankfurt und Aachen kam das Bündniß zu Stande.

Am Tage der römischen Königskrönung zu Aachen (17. Juni) schloß Friedrich den Bund mit Zürich, wodurch die alte Eidgenossenschaft zertrümmert und eine neue an ihre Stelle gesetzt werden sollte, und bestätigte die Freiheiten der Stadt. Den Eidgenossen wollte er sie nur mit dem Zusatze »der Herrschaft Oesterreich unschädlich« bestätigen. Da erfuhren diese den noch geheimgehaltenen Bund. Als sie den Zürichern deßhalb Vorstellungen machten, ant-

worteten dieſe, ſie hätten nichts gethan, als wozu ſie Fug und Recht hätten. Als Friedrich den Rhein aufwärts ziehend (19. Sept.) nach Zürich kam, ward er mit Jubel empfangen, die Pfauenfeder, das Abzeichen Oeſterreichs, den Eidgenoſſen ein Greuel, prangte auf allen Mützen, und (23.) der Bund wurde von beiden Theilen feierlich beſchworen. Friedrich ritt von da über Kiburg nach dem Aargau, dem eigentlichen Gegenſtand des Zwiſts, der aber bei den Eidgenoſſen zu halten beſchloſſen hatte, über Solothurn, Bern, Freiburg nach Baſel, wo er dem neuen Papſt Felix zwar alle Ehrfurcht bewies, aber bei ſeiner beſchloſſenen Unparteilichkeit oder Neutralität verharrte. In Conſtanz traten die Eidgenoſſen abermals vor ihn und baten um Beſtätigung ihrer Freiheiten. Sie ſollten ſie erhalten, gegen Rückgabe alles Habsburgiſchen. Da zerſchlug ſich die Verhandlung.

Nachdem zwiſchen den Eidgenoſſen und Zürich noch eine Zeitlang gehandelt worden war, und Zürich ſich hartnäckig weigerte, vor eidgenöſſiſchem Recht Rede zu ſtehen, ſandte Schwyz (1443 Mai 20.) den Abſagekrieg an Zürich und Oeſterreich, und eröffnete die Fehde. Es war offenbar eine Fehde doppelter Art, der Eidgenoſſen gegen Zürich um das Toggenburger Erbe, und der Habsburger gegen den Bund der Eidgenoſſen. Gewalt ſtand dem König Friedrich, der mit ſeinem Bruder Albrecht gemeinſchaftlich nur den dritten Theil der öſterreichiſchen Lande beſaß, nicht zu Gebote; ſo gebrauchte er die unter den Eidgenoſſen ausgebrochene Zwiſtigkeit, um ſie zu trennen und wieder zu den alten Gütern ſeines Hauſes zu gelangen. An dieſe öſterreichiſch-habsburgiſche Tendenz ſchloß ſich auch überhaupt der Haß des Adels gegen den Bürger und freien Landmann an, und der Ausgang auch dieſes Kampfes hatte, abgeſehen von der für die Eidgenoſſenſchaft hervorgehenden Kräftigung, eine Befeſtigung der ſtädtiſchen Freiheit auch in den andern Theilen des Reiches zu Folge. Die Eidgenoſſen waren in den erſten Gefechten glücklich. Als ſie bis vor die Thore Zürichs gedrungen waren, kam es an der Sil, wo ſich das Kriegsvolk der Stadt auf einer großen Wieſe aufgeſtellt hatte (22. Juli) zu einer blutigen Schlacht, welche die Züricher in die Stadt zurücktrieb. Als der Burgermeiſter Rudolf Stüſſi, der ein Haupturheber des Kriegs war, auf der Brücke die Fliehenden zurückhalten wollte, ſtieß ihn ein Züricher mit dem Zornrufe zu Boden: Daß dich Gotts Wunden ſchänden! Dieſes Weſen und Jammer haben wir alles von dir! — Mit Mühe wurde das Thor vor den nachdringenden Schwyzern geſchloſſen. Da wurde durch den Biſchof

Heinrich von Conſtanz ein Stillſtand vermittelt, der böſe oder faule Friede genannt, und die Eidgenoſſen, die noch auf Rapperſchwyl einen Verſuch gemacht hatten, zogen wieder in ihre Heimath. Aber die Parteien lagen in ihren Forderungen zu weit auseinander, die Erbitterung des Bürgerkriegs, welche die mit Stüſſi's Verfahren Unzufriedenen als Landesverräther der Hinrichtung preisgab, bedurfte noch größerer Opfer um geſtillt zu werden, und ſchon im April des nächſten Jahres brach der Krieg wieder aus.

Friedrich hatte indeſſen einen Weg eingeſchlagen, der die Friedensverhandlungen ohnedieß vernichten mußte. Er hatte ſich an Frankreich gewendet, um von den damals in dieſem Lande unbeſchäftigten Kriegsbanden einen Theil zu bekommen. Dieſe, die Armagnaken, urſprünglich die Anhänger des Herzogs von Orleans, dann überhaupt der Name der in Frankreich ſich umhertreibenden Krieger, ſollten ihm helfen, die Beleidiger des Reichs zu Paaren zu treiben. Nach der Schlacht von Azincourt hatte der Hof von Frankreich ſich noch mehr entzweit, indem der im Jahr 1417 Dauphin gewordene Prinz Karl Graf von Ponthieu ſich an den Grafen von Armagnac anſchloß und gemeinſchaftlich mit ihm die Königin Iſabeau durch die Hinrichtung ihres Günſtlings, des Herrn von Bois Bourdon, und durch die Verweiſung nach Tours, wo man ſie faſt wie eine Gefangene behandelte, bitter beleidigte. Dieß benützte der Herzog Johann von Burgund, um die Königin, ſeine frühere Feindin, von Tours (Nov.) nach Chartres zu entführen und nun in ihrer Perſon auf frühere Ordonnanzen des Königs hin eine eigene dem Dauphin entgegenſtehende Regierung zu organiſiren. Das Hauptaugenmerk Burgunds war nun Paris zu bekommen, was ihm endlich (1418 Mai 28.) durch heimliches Einverſtändniß und die ohnedieß dem burgundiſchen Hauſe zugethane Geſinnung gelang. Kaum rettete du Chatel, Prevot von Paris, den Dauphin erſt in die Baſtille, dann nach Melün, der König wurde in dem Hotel St. Pol gefangen genommen und genöthigt ſich zu Pferde zu ſetzen, durch die Stadt zu reiten, und zu erklären, daß er auf der Partei Burgunds ſey. Der Graf von Armagnac wurde ebenfalls gefangen genommen, und die Baſtille, wo ſich Tanneguy du Chatel noch einige Tage gehalten und verſucht hatte ſich zu ergeben, mußte ebenfalls aufgegeben werden und fiel in die Hände der Burgunder. Nun zeigte ſich jene in der franzöſiſchen Geſchichte öfters vorkommende thieriſche Wuth der Populace, die (12. Juni) die Gefängniſſe ſprengte, alle Armagnaken.

den Connestable selbst, den Kanzler Henri de Marle, mordete, und noch gegen die Leichen viehisch wüthete. Als hierauf der Herzog Johann und die Königin (14. Juli) ankamen, richteten sie im Namen des schwachsinnigen Königs eine Regierung ein, die von dem Dauphin gar keine Notiz nahm, und nun begann, da dieser zu Poitiers ein eigenes Parlament errichtete, eine förmliche Doppelregierung in Frankreich, die natürlich den Engländern den besten Vorschub that. König Heinrich war seit dem August 1418 wieder in Frankreich, setzte seine Eroberungen in der Normandie mit Glück fort, eroberte (1419 Jan. 13.) Rouen, und ließ schon bis Paris streifen.

Der Herzog von Burgund fand es nun für nothwendig mit dem Dauphin sich zu vergleichen; es kam (11. Juli) eine Aussöhnung zu Stande, und eine gemeinschaftliche Regierung wurde besprochen, aber die anfängliche Freude war nicht von langer Dauer. Die eigentliche Ausgleichung und Verabredung über die Maaßregeln gegen die Engländer wurde erst auf einen Monat später, dann noch weiter hinausgeschoben, und hatte, als sie endlich zu Stande kam, einen ganz andern Ausgang als erwartet war. Beim Einfluß der Yonne in die Seine ist das Städtchen Montereau mit einer Burg, auf der Zugbrücke fand die Zusammenkunft der beiden Gegner statt; Jeder kam von Freunden begleitet; die Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche führte zum Gezänke, und Tanneguy du Chatel, ein alter Freund des einst gemordeten Herzogs Louis, brachte den Herzog Johann um (1419 Sept. 10.). Ob der Dauphin an dem Mord schuldig war oder nicht, läßt sich heute eben so wenig als damals ausmachen, da jede Partei den Hergang der Sache anders erzählte; der Sohn des Gemordeten, Herzog Philipp, betrachtete ihn als schuldig, und da die Abneigung der Königin gegen ihren Sohn mit dem burgundischen Interesse Hand in Hand ging, so beschloß man gemeinschaftlich alle Mittel zu ergreifen, um den Dauphin ganz von der Regierung auszuschließen. Durch Philipp's Vermittlung wurde (2. Dec.) zwischen Frankreich und England ein Stillstand abgeschlossen, der dem Frieden von Troyes (1420 Mai 21.) den Weg bahnte. Durch diesen wurde die französische Prinzessin Catharina mit Heinrich verlobt und dieser zu Karl's Nachfolger erklärt; beide Königreiche sollten hinfort eines seyn, jedoch mit Beibehaltung ihrer besondern Gebräuche, Gesetze, Freiheiten, und Rechte; die englischen Eroberungen sollten mit Frankreich wieder vereinigt werden, und Heinrich, Karl, und Philipp wollten mit dem sogenannten Dauphin Karl

nicht anders als gemeinſchaftlich und in Uebereinſtimmung mit den drei Ständen handeln. Hierauf wurde Heinrich (2. Juni) mit Catharina zu Troyes vermählt, der Vertrag überall öffentlich bekannt gemacht, und der Dauphin für einen Feind des Staats und der Regierung unwürdig erklärt. Dieſer fand jedoch hinter der Loire immer noch Beiſtand, und die Handlung des Königs, der als unzurechnungsfähig anzuſehen war, und der Königin mußte im Herzen jedes ächten Franzoſen tiefe Entrüſtung erzeugen. Doch ſchien ſeine Schale immer leichter zu werden, und die wenigen glücklichen Erfolge ſeiner Waffen, wie das Gefecht bei Baugé in Anjou (1421 März 22.), welches die Franzoſen und der ſchottiſche Graf Buchan den Engländern lieferten, worin an 3000 Engländer und der Herzog von Clarence auf dem Platze blieben, konnten ihm nicht aufhelfen. Heinrich brachte (Juni 10.) 28,000 Mann neue Truppen aus England herüber; als ſeine Gemahlin ihm einen Sohn geboren hatte, führte ſie ihm ebenfalls Verſtärkung zu, und ſelbſt der Tod des ſechsunddreißigjährigen Königs Heinrich (1422 Aug. 31.) änderte eben ſo wenig in der Lage der Dinge als der ſeines Schwiegervaters Karl, der nach dreißigjähriger Krankheit und dreiundvierzigjähriger Regierung, bedauert von ſeinen Unterthanen, die ihm ihr Unglück nicht beimaßen, (21. Okt.) ſtarb. Denn Heinrich's Bruder, der Herzog von Bedford, führte im beſten Einverſtändniß mit Burgund den Krieg eben ſo nachdrücklich fort als vorher; der Dauphin ließ ſich zwar ſogleich von ſeiner Umgebung zum König ausrufen und in Poitiers einſtweilen krönen; aber der Herzog von Bedford ließ ſchon am 9. Nov. im Namen des jungen Heinrich ſiegeln mit dem vereinigten franzöſiſchen und engliſchen Wappen. Zwar zog der Dauphin den Grafen Arthur von Richemont, Bruder des Herzogs von der Bretagne, dadurch daß er ihn zum Connetable machte, (1425) auf ſeine Seite, und dieß hatte auch den Uebertritt des Herzogs ſelbſt zu Folge; allein der Herzog von Bedford ließ ſeine Leute (1427) ſo plötzlich in die Bretagne eindringen, daß der Herzog ſich wieder mit den Engländern verbinden und ſogar den Vertrag von Troyes unterſchreiben mußte. Der Graf von Richemont aber, ein unerträglicher hochmüthiger Mann, ſah ſich genöthigt, den Hof Karl's wieder zu verlaſſen. Der Regent und Philipp von Burgund beſchloſſen nun Orleans wegzunehmen, um ungehindert über die Loire gehen zu können. Der Graf Thomas von Salisbury legte ſich (1428 Okt. 12.) vor die Stadt, die jedoch keineswegs ganz eingeſchloſſen war und durch den Grafen Dünois, den

Baſtard von Orleans, tapfer vertheidigt wurde. Salisbury ſelbſt wurde durch einen Schuß getödtet. Dagegen begann in der Stadt Mangel an Lebensmitteln einzureißen, und die Bemühungen des gefangenen Herzogs von Orleans für ſeine Länder Stillſtand zu erhalten, wurden von dem Regenten gar nicht beachtet, wenn auch der Herzog Philipp ſeine Leute von der Belagerung zurückzog. Seit die mildere Jahrszeit (1429) den Engländern die Schanzarbeit möglich machte, wurde Orleans immer enger eingeſchloſſen. Schon war im Rathe des Königs Karl davon die Rede, nicht nur Orleannais ſondern ſelbſt Berry und Touraine aufzugeben, und ſich ganz nach Languedoc zurückzuziehen, welchen unrühmlichen Entſchluß jedoch die Königin Marie und Karl's Geliebte, Agnes Sorel, verzögert haben ſoll, als durch eine wirklich wunderbare Erſcheinung ſich die Lage Frankreichs auf einmal änderte.

In dem lothringiſchen Dorfe Dom Remi bei Vaucouleurs hatte Jakob d'Arc und Iſabella ſeine Frau neben andern Kindern eine Tochter Johanna, geboren 1411, die wegen ſteter Reinheit ihrer Sitten den Beinamen die Jungfer, la Pücelle, führte. Sie war durch das Landleben an mehrere männliche Verrichtungen gewöhnt, konnte Pferde in die Schwemme reiten, war ſtark genug, eine Lanze zu handhaben; über ihr Aeußeres weiß man ebenfalls, jedoch nur durch Berichte nicht durch Gemälde oder Bildſäulen, daß ſie ein ſchönes Bild kräftiger ungebrochener Jungfräulichkeit geweſen ſey. Sie hatte Träume und Erſcheinungen, welche ſie aufforderten, für die Erlöſung Frankreichs vom Joche der Ausländer aufzutreten, und ſie offenbarte dieſen ihren Beruf dem Ritter Baudricour, der die Beſatzung von Vaucouleurs befehligte, er ſolle ſie zum König bringen, ſie ſey beſtimmt ihm zu helfen. Der Ritter ſchenkte ihr anfangs kein Gehör, da ſie aber wiederholt kam und die Göttlichkeit ihrer Sendung durch einzelne Umſtände denſelben glaublich machte, ſo ſandte er ſie mit Waffen und männlicher Kleidung zu Karl, der damals zu Chinon war. Die verſchiedenen Proben, denen man ſie unterwarf, um ſich von der Reinheit ihrer Perſon und ihrer Abſicht zu überzeugen, befriedigten vollkommen, und ſie erhielt, da man in der troſtloſen Lage in der man war, durch einen ſolchen Verſuch ſelbſt wenn er mißlang, nichts verlieren konnte, den Auftrag, einen Transport Lebensmittel von Blois nach Orleans zu führen. Sie ließ ſich dazu in der St. Catharinakirche zu Tours unter andern Weihgeſchenken ein auf beiden Seiten mit Lilien bezeichnetes Schwerdt herausſuchen, das man auch

wirklich fand, und das sie von nun an immer führte. Sie schaffte den Transport (29. April) glücklich in die Stadt, zog auf Bitten des jubelnden Volkes in die Stadt ein, und zog bald darauf (4. Mai) einen zweiten Transport, bei dem eine Verstärkung unter dem Grafen Dünois war, an sich. Nun machte sie einige glückliche Ausfälle, wie die Franzosen ermuthigt waren, sank die Zuversicht der in ihr eine Hexe erblickenden Engländer, und am 8. Mai wurde die Belagerung aufgehoben. In einer Schlacht bei Patay wurden die Engländer unter Talbot und Fastolf von den Franzosen plötzlich überfallen und gänzlich geschlagen, so daß nun einem Zuge nach Rheims nichts Wesentliches mehr im Wege stand. Zwar die Gegenden der Champagne und die übrigen Blachfelde befanden sich noch meist in feindlicher Gewalt, mit dem Glück des Königs wuchs aber auch sein Anhang; hie und da verjagten die Einwohner die englischen Besatzungen, und das Vertrauen auf Johanna, die in ihren reinen Sitten eben so von dem üppigen und sittenlosen Leben am Hofe Karl's eine Ausnahme machte, als alle ihre bisherigen Thaten etwas Wunderbares und Unglaubliches gewesen waren, ermuthigte den König, den Zug gegen Rheims zu unternehmen. Bei Troyes gerieth der ganze Kriegsrath, weil man die Stadt, die englische Besatzung inne hatte, sechs Tage vergeblich belagerte und das Heer keine Lebensmittel hatte, in große Muthlosigkeit; Johanna aber, die man endlich um Rath fragte, beschloß sogleich einen Sturm, den die Einwohner nicht abwarteten, sondern sich dem König unter der bloßen Bedingung ergaben, daß man die englische Besatzung abziehen lasse. Hierauf ging es über Chalons nach Rheims, wo der König (1429 Juli 29.) von dem Erzbischof Reginald von Chartres gesalbt und gekrönt wurde. Johanna mit ihrer Fahne stand ihm zur Seite, voll Freude, daß es ihr endlich gelungen sey, ihren König an den alten heiligen Krönungsort zu geleiten. Es wird erzählt, daß sie nach der Krönung erklärt habe, ihre Aufgabe sey jetzt vollendet, man möge sie wieder in ihre Heimath entlassen; durch Bitten und Vorstellungen ließ sie sich jedoch bewegen zu bleiben. Der König erhub (Dec.) sie mit ihrer ganzen Familie in den Adelstand. Ihr Glück war aber vorüber; ein Angriff auf Paris, den sie gerathen hatte, mißlang, auch brachte er keine Bewegung in der Stadt zu Karl's Gunsten hervor; und als sie Compiegne vertheidigte, wurde sie (1430 Mai 25.) bei einem Ausfall, als sie den Rückzug deckte und von Zeit zu Zeit stehen blieb, bis ihre Landsleute über die Brücke und zum Thor hinein waren, ausgesperrt

und so — wie man sagt aus Eifersucht und Haß der andern Anführer, was sich schon bei einer andern Gelegenheit gezeigt hatte — den Engländern gewissermaßen überliefert, die indessen Compiegne doch nicht eroberten. Sie wurde nun von dem Bastard von Vendome, der sie gefangen hatte, an Johann von Luxemburg und von diesem an den Herzog von Bedford überliefert, der froh war, dieses Schreckbild seiner Leute endlich in seiner Gewalt zu sehen. Statt sie als Kriegsgefangene zu behandeln, machte man ihr als Hexe und Zauberin den Prozeß. Der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, in dessen Diöcese sie gefangen worden war, bat sich denselben aus und führte ihn auch zu Rouen vier und einen halben Monat lang mit Beobachtung aller peinigenden und abgeschmackten Förmlichkeit. Nach vielen Verhören, in denen sie sich stets ruhig, fest, und klar gezeigt hatte, wurde sie endlich wegen Gotteslästerung, Götzendienst, Zauberei, Ketzerei, Unzucht (die nur darin bestand, daß sie Mannskleider getragen hatte) dem weltlichen Arme überliefert und ihr zu Rouen öffentlich ihr Urtheil vorgelesen, dem sie aber ins Wort fiel und sagte: sie unterwerfe sich der Kirche und ihren Richtern, und weil man urtheile, sie solle von ihren Offenbarungen nichts mehr glauben, so wolle sie gehorchen; die Geister hätten ihr Befreiung versprochen, sie sehe aber nun, daß sie betrogen sey. Sie schwur hierauf förmlich ihre Irrthümer ab, legte ihre Mannskleider ab, und wurde dann zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brod verurtheilt. Weil man sie aber am andern Tage wieder in den Mannskleidern fand, die man ihr absichtlich hingelegt und ihre Frauentracht weggenommen hatte, und weil sie erklärte, sie müsse ihre Reue zurücknehmen, sie sey davon, daß die heiligen Jungfrauen Catharina und Margaretha ihr erschienen seyen, vollkommen überzeugt, wurde sie als Rückfällige (1431 Mai 30.) zum Feuertod verurtheilt. Karl VII. that nichts um sich derjenigen anzunehmen, die ihm zu seiner Krone verholfen hatte. Erst 1456 wurde dieser ganz widerrechtliche Prozeß, der eine der edelsten Gestalten der Menschheit zu brandmarken bestimmt war, revidirt und dadurch ihr Andenken von allen Flecken, welche Dummheit und Bosheit damals auf sie häuften, gereinigt. Wenn man das Verfahren gegen sie aus der Finsterniß der Zeit und dem Nationalhaß Englands erklärlich findet, was soll man zu den kommenden Jahrhunderten sagen, die entweder an dieser Erscheinung mit kalter Gleichgültigkeit vorübergingen oder sie mit besudelndem Spott im Staub zu wälzen suchten? Denn mit denen, welche Be-

trügerei, abgekartetes Spiel dahinter wittern, Worte zu verlieren, lohnt nicht der Mühe.

Von dieſer Zeit an ſank das Glück Englands, die Freundſchaft zwiſchen Bedford und Burgund erkaltete, furchtbare Aufſtände des Landvolks in der Normandie erſchwerten die feſte Beſitznahme dieſer Gegenden, und endlich (1435 Sept. 23.) kam zwiſchen dem König Karl und dem Herzog Philipp ein Friede zu Stande, der zwar für den König demüthigend aber für das Reich vortheilhaft war. Damals ſtarb auch die Königin Iſabeau (Sept. 30.) zu Paris in ihrem Hotel von St. Pol in ärmlicher Lage, gehaßt von den Franzoſen, vernachläſſigt von den Engländern. Nun mußte auch Paris wieder in die Hände ſeines rechtmäßigen Gebieters zurückkehren, und (1436 Nov. 12.) nachdem Karl achtzehn Jahre von ſeiner Hauptſtadt entfernt geweſen war, hielt er daſelbſt wieder einen glänzenden Einzug, mußte aber ſchon nach wenigen Tagen die von Peſt und Hungersnoth fürchterlich heimgeſuchte Stadt wieder verlaſſen. Im Kriege mit England geſchah nichts von Bedeutung. Vielmehr wurden wiederholte Friedensunterhandlungen angeknüpft, die zwar weil die gegenſeitigen Forderungen gar zu weit auseinander lagen immer wieder abgebrochen wurden, aber doch den Franzoſen zeigten, daß die herrſchende Partei in England der Fortſetzung des Kriegs nicht mehr die frühere Aufmerkſamkeit ſchenkte. Da konnte nun Frankreich ſich von den Leiden des Kriegs, der nach und nach nur auf die Gegenden um Calais und in Guyenne eingeſchränkt wurde, erholen, und als nach dem letzten Akt des franzöſiſch-engliſchen Kriegs (von 1449—1453) nach dem Tode des alten achtzigjährigen Talbot ganz Guyenne mit der Hauptſtadt Bordeaux verloren ging, da die Engländer außer Calais nichts mehr auf franzöſiſchem Boden beſaſſen, nahm der Krieg ein Ende ohne daß ein Friede wäre geſchloſſen worden. Die damals beginnenden bürgerlichen Unruhen in England hinderten den König Heinrich VI. auf Wiedereroberung zu denken. So war die anfangs ſo gefährdete Regierung Karl's VII. diejenige, welche für Frankreich den lang entbehrten Frieden zurückführte und wäre nicht das zwiſchen Vater und Sohn eingetretene Mißtrauen geweſen, durch welches der Dauphin ſeit 1445 nicht mehr am Hofe ſeit 1456 ſogar außer dem Reiche in Brabant gelebt hatte, ſo hätte ſie eine völlig glückliche genannt werden können. Karl VII. beförderte die Ordnung Frankreichs beſonders auch durch die Errichtung eines ſtehenden Heers von 15 Compagnien d'Ordonnances, deren

jede unter einem Capitäne stand und 100 Lanzen oder Hommes d'Armes begriff welche dem deutschen Gleve entsprechen. Ein solcher Homme d'Armes bestand außer dem Schwergeharnischten selbst aus drei Schützen zu Pferd, einem Coutillier, und einem Pagen. Der Sold war monatlich 30 Francs. Alle, welche nicht unter diesen Compagnien aufgenommen waren, mußten sich einzeln in ihre Heimath begeben, das Waffenhandwerk aufgeben, und ein ruhiges bürgerliches Leben ergreifen. Indem nun diese erste Errichtung eines stehenden den augenblicklichen Bedürfnissen der Krone dienenden Heeres für Frankreich eine wahre Wohlthat war, ist es zu begreifen, daß Karl auch schon vorher jede Gelegenheit gerne ergriff, dieser nur für den Krieg brauchbaren Banden loszuwerden.

König Friedrich that daher dasjenige wirklich, was man vor ohngefähr achtzig Jahren von Karl IV. nur gesagt hatte ohne es beweisen zu können; er bot den Reichsfeind auf, um seine eigensüchtigen Absichten zu erreichen; zur Freude des Adels der sich nun an den Bauern und an den Bürgern zu rächen hoffte. Schon einige Jahre vorher war auf Anstiften des Straßburger Bischofs Wilhelm und des Herrn Johann von Vinstingen ein Schwarm Armagnaken, 12,000 Pferde stark, über die Steige bei Zabern herübergeführt worden, hatten die Gegend weit und breit ausgeplündert und verheert, und hatte sich nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, als der Pfalzgraf Ludwig und andere Herren ihre Leute aufgeboten hatten, wieder nach Frankreich zurückgezogen. Nun geschah dasselbe auf ausdrückliches Ansuchen König Friedrich's und Herzog Siegmund's von Tyrol, indem sie es als die gemeinsame Sache aller Könige, Herren und Edlen hinstellten, deren Knechte und Bauern bald allen andern Gehorsam verweigern würden, dieses Volk zu dämpfen, und sich dazu eine Anzahl Armagnaken erbaten. Hierauf ging Karl gerne ein und der Dauphin Louis sammelte an 40,000 Mann, welchen der den Städten feindlich-gesinnte Adel, voran Burkard Mönch von Landskron, den Weg zeigte. Die Lage des Eidgenossenkrieges war aber also. Die Eidgenossen unter dem Schwyzer Landammann Ital Reding hatten sich erst vor das Städtchen Greifensee gelegt und nachdem die Stadt von dem bittern Schwyzerfeind Wildhans von Landenberg in Brand gesteckt worden war, endlich (27. Mai) die in der Burg belagerten Feinde zur Ergebung auf Gnad und Ungnade gezwungen, den Wildhans zuerst, in Allem 62 der Gefangenen enthaupten lassen; nur zehn wurden bei dieser Mordnacht auf Greifensee zuletzt

als bereits die Fackeln waren angezündet worden, verschont. Darauf hatten sie sich vor Zürich gelegt, doch die Belagerung richtete bei dem Ungeschick von außen und dem muthigen Gemeinsinn von drinnen wenig aus. Wie der Haß des Adels gegen die Bürger entflammt war, zeigt unter andern die Mordnacht von Brugg im Aargau, wo sich Thomas von Falkenstein (Aug. 4.) verrätherisch Einlaß verschaffte, den Schultheiß und Rath als Gefangene fortschleppen ließ, die Stadt niederbrannte. Da lagerte sich Bern mit Solothurn und andern Eidgenossen vor die Falkensteinische Hauptburg Farnsburg (12. Aug.). Hans von Rechberg aber ritt bei Nacht und Nebel mit umbundenen Hufen seines Rosses durch die Eidgenossen, um das französische Heer zu schnellerem Anzug zu treiben. Da kamen gegen 60,000 Armagnaken, unter dem Dauphin Louis und den nahmhaftesten französischen Hauptleuten, Franzosen und Schotten, auch Spanier und Lombarden fehlten nicht, den Kern des Heers bildeten 5000 köstlich gerüstete Küriſſer. Gegen den Sundgau nach Basel zu, über Mömpelgard und Altkirch zog die unbändige Schaar, nicht blos um dem Haus Habsburg gefällig die Eidgenossen zu dämpfen und das Concil zu sprengen, dabei dem alten Haß des Adels gegen die Städte Luft zu machen, sondern auch um zu plündern bei Freund und Feind und wenn es gehe von dem schon auseinander gehenden deutsch-römischen Reich das Elsaß und das ganze linke Rheinufer loszureißen. Alle denen das deutsche Land lieb war, besorgten ängstlich wie es werden möchte beim Einbruch der Wälschen. Die Stadt Basel schickte eilig zu den Eidgenossen vor Farnsburg, diese ließen von Zürich 600 Mann Verstärkung kommen; sie spotteten der Angst der Andern, und kaum ward endlich beschlossen, die aus Zürich angekommenen und noch 600 gegen den Feind zu schicken, um ihn zu erkunden: doch sollten sie ja nicht über die Birs gehen. Noch in der Nacht (des 25. Aug.) brachen diese Auserlesenen auf, rasteten zu Liestal, und trafen früh um acht Uhr (26. Aug.) auf die bei Pratelen stehenden Vorposten des Feindes, die sie warfen, vorwärts drangen bis Muttenz, und hier die 10,000, welche der Graf von Dammartin befehligte, in der Siegstrunkenheit angriffen, schlugen, und zum eiligen Rückzug über die Birs zum Hauptheere zwangen. Sie standen am Rand der Birs; hier warnten vergebens die Führer, man solle sich, da noch kein Mann gefallen nur einige wund seyen, mit diesen Vortheilen genügen lassen; der Anblick des vor ihnen stehenden Feindes lockte sie weiter; von dem nahen Basel,

welches den ganzen Schlachtplan überschauete, hoffte man Hülfe. Da war kein Haltens. Obgleich von Basel keine Hülfe kam, da Louis eine Schaar so gestellt hatte, daß die Basler wären abgeschnitten worden, und obgleich nun erst der ganze Gewalthaufe der Franzosen entgegenstand, so durchwadeten sie doch ohne Aufhalt die Birs, erstiegen das Ufer, und rannten nun auf den Dauphin los. Dieser ließ all sein Geschütz auf sie losbrennen und die ganze Reiterei, mehrere Tausend, auf sie einsprengen, durch welche sie in zwei Theile getrennt wurden, der eine auf eine von der Birs gebildete Staudeninsel die Aue genannt, von wo aus sie hätten weiter zurück und in Sicherheit kommen können; der andere gegen Basel zu kämpfend, wohin zu entkommen unmöglich war, an das Siechenhaus von St. Jakob sich anlehnend, hier zum Heldentode entschlossen. Während bei denen auf der Aue der Kampf weniger Wechsel darbot und nur der Heldenmuth der Wenigen auch hier bis gegen den Abend dem übermächtigen Feind zu schaffen machte, so kämpften die im Siechenhause gegen die Waffen und zugleich gegen das Feuer der Gebäude, welche die Feinde in Brand gesteckt hatten; dreimal schlugen sie den Sturm zurück und fielen auf ihre Feinde heraus, bis endlich die Gartenmauer niedergeworfen, die Kapelle und das Haus angezündet waren, und nun die armagnatische Reiterei von allen Seiten sie zu Boden ritt. Da wurden auch die auf der Aue völlig übermannt, und nach zehnstündigem Gefechte lagen außer zehn beim Birsübergang zufällig getrennten eilfhundert und achtundfünfzig Mann todt und zweiunddreißig schwer wund darnieder. Neunundneunzig Eidgenossen fand man in einem Kellergewölbe vom Rauch erstickt an der Wand aufrecht nebeneinander stehend. Die Wenigen welche auch ohne ihr Verschulden den Tag überlebten und heimkamen zu den Ihrigen, galten für Feldflüchtige und Ehrlose. Der Feind hatte an 1100 Pferde und 8000 Todte verloren; den Burkard Mönch traf als er siegsfreudig über das Schlachtfeld ritt und ausrief: Heut baden wir in Rosen! der Wurf eines todtwunden Urner's mit dem Wort: Friß eine der Rosen! er sank vom Rosse und verschied nach wenigen Tagen. Dem Dauphin war die Lust entfallen, ferner mit den Eidgenossen zu kriegen; er zog es vor, so tapfere Männer zu Freunden zu haben und erlaubte ihre Bestattung, welche die Basler getreu und theilnehmenden Herzens besorgten. Drauf zog er ins Elsaß, schloß (28. Okt.) mit den Eidgenossen Frieden, und ließ nun seine Schaaren auf deutschem Grund und Boden noch ferner ihre Frevel üben,

bis erſt durch der Fürſten, nicht des Kaiſers gemeinſame Bemühung dieſe Pein wieder von Deutſchland entfernt wurde. Auf dem zu Nürnberg (1445 Sommer) gehaltenen Reichstag mußte Friedrich zu ſeiner Beſchämung von den Geſandten des Dauphin ſich ins Geſicht ſagen laſſen, daß er um dem deutſchen Adel gegen den Pöbel behülflich zu ſeyn ſich von Frankreich dieſe Leute erbeten habe. Friedrich's Regierung war daher anfangs wenig geeignet, das Zutrauen der Stände zumal der Städte zu gewinnen. Der Schlachttag an der Birs aber, mit allem Recht als ein deutſches Thermopylä angeſehen, war nicht blos für die Eidgenoſſen wichtig, die nun zwar Farnsburg und Zürich zu belagern aufhörten, aber auch keine Furcht vor Oeſterreich zunächſt mehr zu haben brauchten, ſondern auch für das geſammte deutſche Städteweſen, als ein Tag der Warnung vor dem nimmer ſchlafenden Haſſe und Neide des Adels und der Fürſten, und der Lehre, welche ungeheure Kraft in einem freien Volke wohne gegenüber bezahlten Söldnern.

Der Krieg ging jedoch ſeinen Gang fort, und die Flamme verbreitete ſich auch noch in andere Gaue Deutſchlands. Aus allen Chroniken geht hervor, daß die Plackerei des Adels damals ſehr überhand nahm und die Städte deßwegen ihre Bündniſſe erneuerten und ſtärkten. In den Landen der Markgrafen von Brandenburg wurde von dem Adel den Nürnberger Kaufleuten großer Schaden gethan, Güter weggenommen, und Genugthuung verweigert. Es kam zur Fehde, Burgen, Dörfer und Städtchen der Feinde wurden überzogen, zum Theil auch erſtürmt, darauf aber (1445 Juni 29.) durch Markgraf Johann die Fehde vertragen, wobei aber das Geld der Stadt wohl das Beſte that. Da ſich indeſſen die böſe Geſinnung des Adels und der Fürſten deutlich zeigte, wurde (1446) der Bund der ſchwäbiſchen Städte wozu auch Nürnberg gehörte auf drei Jahre erneuert, und da (1447) die bedenklichen Rüſtungen der Fürſten, beſonders des Markgrafen Albrecht, zunahmen, ſo hielten auch die Städte eine Zuſammenkunft zu Ulm, beſchloſſen ſich in Bereitſchaft zu ſetzen, und weil es den Anſchein hatte als ſollte die Gefahr für Nürnberg am nächſten ſeyn, ſo bat der Rath von Nürnberg die von Augsburg, Ulm, und Regensburg, je um hundert reiſige Pferde, und nahm Einzelne von Adel in Dienſte, namentlich den Konrad von Heideck. Was man befürchtet hatte, blieb nicht lange aus. Albrecht erhub (1448) Beſchwerde über den von Heideck und wies die Vermittlung der Nürnberger, vor deren Rath dieſer ſich zu Recht zu ſtehen

erbot, geradezu ab: Nürnberg habe in seinen Regalienſachen nicht zu richten und er werde mit der Stadt keine Unterhandlung pflegen. Als Karl Holzſchuher und Nikolaus Muffel den Markgrafen zu Cadolzburg dennoch begütigen wollten, gab er ihnen abermals zur Antwort: der Heideck ſey ein Landſaß des Burggrafthums, und die Nürnberger hätten nicht weiter zu richten als innerhalb ihrer Ringmauer: das burggräfliche Gebiet fange bei Eger an und erſtrecke ſich bis an das Kreuz unter Uffenheim und bis an das Geſträuch ob Eichſtädt. Hier war zu ſehen wie der Grundſatz vom geſchloſſenen Gebiet gute Früchte getragen hatte. Nun ſtellte Albrecht, der ſeines Vaters Verkauf der burggräflichen Rechte gern rückgängig gemacht hätte und Burggraf von Nürnberg im ſtrengſten Sinne des Worts geweſen wäre oder wenigſtens der Stadt eine anſehnliche Summe abpreſſen wollte, bei den Fürſten laute Beſchwerde über die Nürnberger, die ihm ſeine Regalia beeinträchtigten und Freiherren in ihren Dienſt nähmen. Es wurde an mehreren Orten unterhandelt und die Stadt würde ſich auch wohl zu einem Stück Geld verſtanden haben, um des Handels los zu werden, aber Albrecht forderte 60,000 Gulden für Wein und Proviant, 40,000 Gulden für ſeine böhmiſchen Söldner, 40,000 Gulden für ſeine eigene Zehrung, und die Auslieferung des Heidecker's, gebunden als eines Mordbrenners, dann erſt wolle er mit der Stadt gütlich rechten vor dem Kaiſer. Dieſe ſchmählichen Bedingungen wollte Nürnberg nicht eingehen, hoffte auf Beiſtand ſeiner Verbündeten, der aber unbedeutend war, rechnete auf Einſchreiten Friedrich's, das in Admahnungen beſtand die der Markgraf nicht beachtete, und ſchickte ſich dann im Vertrauen auf ſein gutes Recht zum Kriege an. Albrecht ſandte (1449 Juli 2.) der Stadt ſeinen Abſagebrief zu, den die Stadt am andern Tag erwiederte; nach ihm ſandten der Stadt 22 Fürſten, geiſtliche und weltliche, 38 Grafen und Herren, 3612 Ritter, Knechte, und Allerlei ihre Feddebriefe zu. Die Stadt war faſt ganz auf ihre eigenen Mittel angewieſen, indem die verbündeten Städte, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim, Weißenburg, ſich ſelbſt ihrer Thore und Mauern zu wehren hatten, doch kamen im Auguſt vierhundert Reiſige von Seite der ſchwäbiſchen Städte zu Hülfe, auch ſandten die Eidgenoſſen 1000 Mann. Die ſorgfältigen und umſichtigen Anſtalten für die Verpflegung der Bürger und des vielen hereingeflüchteten Landvolks erregen billig noch heute unſere Achtung, und man fühlt daß die Beſonnenheit mit welcher Alles angeordnet wurde in

den Bürgern die Ueberzeugung der Sicherheit und der Kraft hervorbringen mußte. Um den Vorrath genau zu berechnen, nahm man eine Zählung vor, bei der sich fand, daß die Stadt 3756 Bürger, 4565 Weiber und Mädchen, 6173 Kinder, 1475 Knechte, 1855 Mägde, 446 Mönche und Nonnen nebst ihrem Gesinde, 150 Juden, 9912 geflüchtetes Landvolk, im Ganzen 28,332 Köpfe zählte. Den Krieg beizulegen gaben sich der König und die Fürsten viele Mühe; alles scheiterte aber an der Unbilligkeit der markgräflichen Forderungen. Die Geschichte des Krieges selbst zeigt nur die in Deutschland gewöhnliche Art des Hin- und Herziehens, Niederbrennens der Gebäude, Wegtreibens der Heerden, und da die Nürnberger an dem Heinrich Reuß von Plauen, dem Kunz von Kauffungen, und andern gute Führer hatten, die wenigstens dieß Handwerk verstanden, so zogen sie keineswegs den Kürzern und in dem berühmten Treffen bei dem Kloster Pillenreut (1450 März 11.) erlitt der Markgraf, der mit genauer Noth nach Schwabach entrann, einen bedeutenden Schlag, welchem er jedoch einen Sieg über die Nürnberger Hauptleute Georg Geuder und Johann Pirckhamer bei dem Dorfe Aurach (14. April) entgegensetzen konnte. Als so der Krieg bis in die Mitte des Jahrs fortgedauert hatte, und beinahe nichts zu verwüsten übrig war, wurde durch eine kaiserliche Kommission (6. Juli) Friede gemacht und im Allgemeinen der Zustand vor dem Krieg wieder hergestellt. Der Zankapfel blieb also und gab so lange das alte Reich bestand Anlaß zu fernerer Reibung des mächtigeren Fürsten an der hülfloseren Stadt. Auch in Schwaben war zwischen dem Grafen Ulrich und den Städten der alte Krieg wieder ausgebrochen, und hatte auf gleiche Weise einen den alten Zustand wieder herstellenden Ausgang.

Während aber hier der Krieg zu Ende ging, hatte auch die Fehde der Eidgenossen ihren Ausgang gefunden. Auch hier waren beide Theile des Kriegs müde geworden; bei Ragaz hatten (1446) die Eidgenossen einen schönen Sieg erfochten, und bald darauf ward durch die Bemühung des Pfalzgrafen Ludwig ein Friede vermittelt, der jedoch erst dadurch seine Geltung erhielt, daß (1450) Zürich seinem Bund mit Oesterreich entsagte und wieder ganz in seine vorige Stellung zu den Eidgenossen trat. Wenn sich auch durch die Uebermacht der Fürsten und des Adels die Städte in Franken und Schwaben weniger frei bewegten, so gab doch der Hinblick auf die Festigkeit der Eidgenossenschaft, die damals noch

völlig zum Reiche gehörte, dem Streben bürgerlicher Freiheit stets einen neuen Schwung.

König Friedrich's Bemühung für die Vergrößerung seines Hauses war nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Was er in Sachen des Reiches that, war zunächst seine weitumfassende nach ihm genannte Reformation alles innern Wesens, die zu umfassend und zu idealisch war, um angenommen und eingeführt zu werden, sie blieb ein bloßer von lobenswerther Gesinnung zeugender Entwurf. Was er in Sachen der Kirche that, dürfte nicht gerade zu tadeln seyn. Hier leitete übrigens seine Schritte hauptsächlich Aeneas Sylvius. Als dieser (1444) an Papst Eugen abgeschickt wurde, um ihn zur Haltung eines neuen Concils in einer andern Stadt Deutschlands zu bewegen, ward er von Eugen so gewonnen, daß er fortan nur im römischen Interesse handelte. Noch einmal waren die Deutschen im Begriff, sich mit dem Basler Concil zu verbinden, als Eugen seine zwei Hauptgegner die Erzbischöffe von Trier und von Cöln (1445) absetzte. Das veranlaßte einen Kurverein (1446) daß Eugen das Basler und Constanzer Dekret von der Obergewalt der Concilien anerkennen, alle Neuerungen zurücknehmen und ein neues Concil in eine deutsche Stadt ausschreiben sollte, widrigenfalls sie von ihm abfallen würden. Der Nürnberger Syndicus Gregor von Heimburg ging als Wortführer der Gesandtschaft der Kurfürsten nach Rom, wo er mit furchtloser Freimüthigkeit vor dem Papste sprach, aber von Eugen eine feste, seine Würde wahrende Antwort erhielt. Es ging nun eine päpstliche Gesandtschaft nach Deutschland, Thomas von Sarzana, Johann Carvajal, und Nikolaus von Cusa, welche vor einem großen Fürstentag zu Frankfurt (1446 Sept. 4.) die Sache des Papstes Eugen vertheidigten. Nicht nur Gewandheit sondern auch Geld, durch welches Johann von Lysura, Generalvikar von Mainz, gewonnen wurde, entschied die Sache und es wurde beschlossen bei der römischen Kirche zu bleiben. Da erließ Eugen (1447 Febr. 5.) vier Bullen, worin er die beiden Erzbischöffe wieder einsetzte, alle während der Neutralität in Deutschland getroffenen kirchlichen Verordnungen bestätigte, die Anerkennung der bisherigen Concile aussprach und ein künftiges verhieß, und die von den Deutschen angenommenen Basler Schlüsse genehmigte. Zugleich aber verwahrte er sich in einer fünften Bulle gegen alle dem päpstlichen Stuhle hieraus etwa hervorgehenden Nachtheile. Bald darauf starb er (23. Febr.) und die Cardinäle wählten den Thomas

von Sarzana, der ſich Nikolaus V. nannte. Aeneas Sylvius bewirkte ſeine Anerkennung auf dem Reichstag zu Aſchaffenburg (1447 Juli) und die Einleitung zu einem Concordat, das vom Legaten Carvajal zu Wien (1448) abgeſchloſſen wurde. In demſelben ſind die Annaten und Reſervationen dem Papſt mit wenigen Modifikationen zurückgegeben, alle Vortheile der Baſler Dekrete ganz aufgegeben, und die deutſche Nation um die Ausſicht auf eine Reformation abermals gebracht. Die Unzufriedenheit des Reichs mit dieſer vom König ohne Zuziehung der Nation getroffenen Ausgleichung war groß, und es dauerte lange bis ſich die deutſchen Erzbiſchöffe zur Anerkennung und Bekanntmachung derſelben verſtanden. Doch würde jedes Beharren bei den Maaßregeln der Concilien nur zu andern noch leidigeren Verwicklungen geführt haben. Daß durch die Concilien keine Reformation zu Stande gebracht werden konnte, das liegt jetzt am Tage; der Grund davon iſt in der menſchlichen Natur zu ſuchen. Die Zeit der Concilien war vorüber.

Vor allem die des Baſler. Dieß hielt ſich nur noch durch die Feſtigkeit des Cardinals von Arles. Da befahl (1447 Aug. 15.) König Friedrich der Stadt Baſel dem Concil das Geleit zu kündigen. Vergebens machte die Stadt Vorſtellungen, ſie mußte gehorchen, und die Väter zogen (1448 Juli 4.) nach Lauſanne auf das Gebiet des Herzogs von Savoyen. Hier kam eine völlige Ausſöhnung zu Stande; Nikolaus V. erließ (1449 Jan. 18.) eine allgemeine Amneſtie für das Concil und ſeine Anhänger; Felix V. legte (7. April) ſeine Würde nieder und wurde von Nikolaus zum erſten Cardinal, Biſchof von Sabina, Legaten und beſtändigen Vikarius des päpſtlichen Stuhls in Savoyen und der Nachbarſchaft ernannt. Das Concil aber ernannte an Felix' Stelle den Thomas von Sarzana zum Papſte und vereinigte ſich alſo wieder mit dem römiſchen Stuhle. So nahm das Concil zu Baſel ſeinen Ausgang. Für die Stadt Baſel hat es zum ewigen Andenken die daſelbſt befindliche Univerſität geſtiftet.

Mit dem Ende des Baſler Concils war jene merkwürdige Bewegung, die ſeit anderthalb Jahrhunderten in der Chriſtenheit angeregt war, vor der Hand zu ihrem Ende gekommen. Die Kirche, welche im Papſtthum auf die den Ideen der ganzen Welt angemeſſenſte Weiſe repräſentirt war, hatte einen ſchweren Kampf gegen die Weltlichkeit und zugleich gegen die in ihrem eigenen Schooße er-

standene Opposition durchgeführt. Zwar nicht der Kampf an sich war etwas Neues; mit diesem war die Kirche vom Anfang an vertraut gewesen; einen Kampf zu führen war eben sowohl die Bestimmung der Kirche als ihr Begründer nicht um den Frieden sondern um das Schwerdt zu bringen in die Welt gekommen war. Aber der Kampf der mit Bonifacius VIII. beginnt, ist ein ganz anderer als der welchen Gregor VII. und Innocenz III. für die römische Kirche geführt haben; hier scheiterten die edlen Naturen der deutschen Kaiser an der ihnen entgegenstehenden großen Idee, daß die Kirche durch den Papst in Geistlichem und Weltlichem repräsentirt werde, und wir können uns bei ihrer Niederlage und ihrem Sturze wohl damit trösten, daß sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren, müssen aber anerkennen, daß ihr Untergang nothwendig war und daß sie der Welt nichts hätten bieten können, was ein würdiger Ersatz für die von Rom ausgegangene Segnung gewesen wäre. Dieser Sieg war errungen, und über das Prinzip, ob der Papst wirkliches Oberhaupt der Christenheit sey und auch die weltliche Gewalt durch ihn, erst dem Kaiser — und also analog jedem andern Fürsten — übertragen werde, war im Grunde kein Streit mehr; dagegen kam aber nun die praktische Anwendung dieses Rechtes in Frage. So lange weltliche Interessen rein ideeller Art gekränkt wurden, als äußere Ehre, Titel u. dgl., da konnte man sich leicht vergleichen; zwar hatte es auch hierüber schon ernstliche Streitigkeiten gesetzt, doch war es am Ende immer zu einer Ausgleichung und Abfindung gekommen. Aber als die materiellen Interessen des Geldes und äußeren Vortheils berührt wurden, da kam es nothwendig zu einem ernstlichen Bruche, und hieraus schreibt sich der leidenschaftliche und rohe Charakter, den Philipp's Streit mit Bonifacius annahm. Es handelt sich eigentlich von nun an immer um solche Rechte, aber da die Weltlichkeit die leicht verwundbare Seite des Papstthums, seine künstliche und rein geistige Stellung wohl kennt, so werden zur Führung des Kampfes Waffen jeder Art gebraucht, und der Krieg mit Gewandtheit bald auf diesem bald auf jenem Felde geführt. Uebrigens drängt sich von selbst die wichtige Wahrnehmung auf, daß selbst durch die bittersten Angriffe gegen den Stuhl zu Rom, durch jede noch so lasterhafte und ketzerische Aeußerung, durch persönliche Beschimpfung und Mißhandlung, am Ende der Papst nichts an seiner Macht, an seinem Einfluß auf die Gemüther verloren hatte; man sehnte sich nur nach dem Zeitpunkt, wenn der Zwiespalt würde aufgehoben seyn, schrieb ihm wohl

auch selbst einen Theil der Schuld zu, fühlte aber doch allgemein das Bedürfniß, diesen sichtbaren und irdischen Vermittler der Gottheit und des Menschen zu besitzen. Rom blieb nach wie vor das Haupt der Welt. Weit gefährlicher als die Zeiten der avignonensischen Päpste waren die Aergernisse der Kirchenspaltung und die Angriffe der Concilien, indem auf diesen Versammlungen die Blößen der Kirche aufgedeckt und ihre Schwächen enthüllt wurden. Da aber die auf denselben das Wort führenden und die Kirche vertretenden Männer in zwei Theile zerfallen, einerseits in die eigentliche Geistlichkeit (Cardinäle, Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte u. s. w.), andererseits in die Gelehrten (Professoren der Universitäten, eigentlich auch Geistliche, Doctrinäre so gut wie jene), die beide doch nur im Interesse der Kirche handelten, dem Volke gegenüber immer gemeinsame Sache machten, und unter sich höchstens über Doktrinen zerfielen, an deren Entscheidung dem Volke, den Laien, im Grunde nichts gelegen war, so mußten am Ende auch diese gefährlichsten Wendepunkte vortheilhaft für die Kirche, d. h. das Papstthum sich gestalten. Wie hätte die ganz im Dienste der Kirche befindliche Wissenschaft, die der Religion Magddienste thuende Gelehrsamkeit, es im Ernste wagen können, sich gegen sie aufzulehnen! Wie konnte von den damaligen Universitäten eine aufklärende und erleuchtende Bewegung erwartet werden! Gegen den einzigen Wunsch, das Bedürfniß des Volks geltend zu machen, d. h. nicht blos eine Verbesserung der Form sondern eine Reinigung des Inhalts, eine eigentliche Reformation, vorzunehmen, wie dieser Versuch eigenmächtig in den hussitischen Bestrebungen erschienen war, erhoben sich alle Parteien und erstickten ihn im Qualm und Dampf des Scheiterhaufens; eine Reformation blieb noch immer ein frommer Wunsch. Die eigenthümliche Begeisterung des Mittelalters hatte sich in diesen letzten Bestrebungen völlig erschöpft; man war dieser unfruchtbaren Glaubensstreitigkeiten völlig und allenthalben müde; und es herrschte in der ganzen Christenheit nur einmüthige Freude, daß endlich der Statthalter Christi seinen Sitz wieder in Rom genommen habe, daß er von Niemand mehr als den Heiden und Häretikern angefeindet werde, und daß sich nun die Gläubigen mit ihren Bitten um Segensspendungen und Ablaß wieder an den alten gewohnten Sitz der Gnade wenden konnten.

D 117 .L6
Geschichte des Mittelalters.
Stanford University Libraries
3 6105 041 353 959

D
117
L6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.